This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

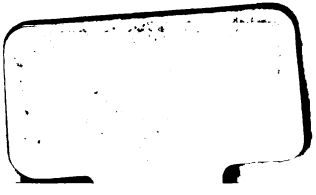
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

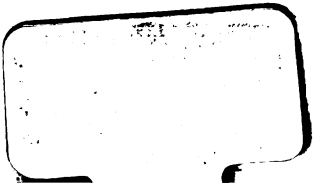
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

GT 260 A. 5



GT 260 A. 5



Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünfte Original-Auflage.

Neunter Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
28 SEP 1964
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt des neunten Bandes.

	Seite
Die Blinde	3
Der Alte von Furnatsch	75
Der Brauer von Gent	163
Die Belagerung von Antwerpen	271
Marie von Lancaster	301
Die Lady von Mull	363

Die Blinde.

Erzählung aus den Zeiten der Unruhen in den Niederlanden

in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

In seinem Landhause zu Jacatra auf Java saß Herr Adrian van Kuylen und rauchte in behaglicher Ruhe sein Pfeifchen. Vor ihm, am Teiche, saß Marie, seine blinde Tochter und warf Brod in's Wasser, welches die weißen Schwäne begierig verschlangen, und Eva, eine getaufte Malaiin, ihre Gespielin, flocht ein niedliches Körbchen; oft hielt sie jedoch mit ihrer Arbeit inne, und ihr dunkles, schwarzes Auge sah auf den Neffen des Hauses, Jan de Witte, der ihr gegenüber, mit der Angel in der Hand, sie wenig zu bemerken schien.

Wer kommt denn von dort her zu uns? fragte Marie und wendete sich: Ich höre Wilhelms Tritte, er ist aber nicht allein.

Sie hatte Recht. Wilhelm van Eyk trat mit einem Manne zu ihnen, den er als den Arzt der Schwalbe vorstellte, die, so eben aus Europa angekommen, auf der Rhede von Batavia vor Anker lag.

Herr Nolte bringt Briefe für Dich von Deinem Ohm aus Dortrecht! sagte Wilhelm zu Jan de Witte, der aufgestanden war, die Angel weggelegt hatte und dem Fremden entgegen kam.

Freundlich wurde der Arzt von dem Herrn des Hauses empfangen, und nahm neben ihm Platz, während Jan de Witte die Briefe las.

Marie, zu welcher sich Wilhelm gesetzt hatte, horchte gespannt auf die Rede des Arztes. Eva sah unverwandt nach Jan, welcher mit funkelnden Augen den Brief durchlas, der, so wie es schien, ihm Angenehmes verkündete. Sie war aufgestanden und trat, ohne es zu wollen, Jan immer näher, der sie aber nicht beachtete. — Als er beendet hatte, sagte er zu van Kuylen: Mein guter Ohm! Mein Ohm Cornelius in Dortrecht verlangt mich, mit der Schwalbe soll ich nach Europa zurück.

Reise dann mit Gott, mein Sohn! sagte van Kuylen und klopfte seine Pfeife aus. Doch ein Schrei und ein Geplätscher im Wasser ließ ihn vor Schreck die thönerne Pfeife zerbrechen. Marie sprang ängstlich auf. — Mein Gott, was war das? sagte sie.

Nichts, nichts! rief Eva, die in's Wasser gesprungen war, und sang, mit den Schwänen um die Wette im Teiche plätschernd, ein malaiisches Liedchen, lachte dabei hell auf und schwamm zum andern Ufer fort.

Das ist nicht Freude, das ist Schmerz! sagte die Blinde zu Wilhelm leise in's Ohr! Was sie nur haben mag?

Die Najade schwamm immer singend, immer lachend an das andere Ufer, sprang an's Land und lief mit Blitzes Schnelle dem Hause zu.

Euch wird die Trennung von Batavia schwer, junger Herr! sagte Herr Nolte, der Arzt, zu Jan, der stier vor sich hin in's Wasser schaute, und ihn nicht zu hören schien.

Nicht im geringsten! erwiderte dieser nach einer Pause, wie aus einem Traume erwacht; der Arzt lächelte, Jan bemerkte es. — Verzeiht, sagte er finster: ich habe vielleicht nicht recht gehört, was Ihr sagtet. Ich entsinne mich meiner Antwort nicht genau.

Ihr müßt in tiefen Gedanken sein, sagte die Blinde: Ihr seid so zerstreut, daß Ihr uns eben die feine Schmeichelei gesagt habt, Euch würde die Trennung von uns nicht im mindesten schwer.

I nun! antwortete Jan: aus diesem trägen Leben heraus gerissen zu werden, um handeln und mit Thatkraft in der Welt auftreten zu können, muß mich auch freuen, und laß ich doch hier nichts zurück, was um mich trauert.

Nichts? sagte der Arzt, und sah ihm scharf in's Auge.

Ich stehe so ziemlich allein hier in unserm Familienkreise, fuhr Jan fort, und sein dunkles Auge wurde immer düsterer. Ich passe nicht hierher, wo ich die Liebe meines guten Ohms nicht erkenne, hier diesen fremden Paradies-Vogel — auf Wilhelm zeigend — nicht genug ehren und mit meiner schönen Muhme nicht schwärmen, phantasiren und träumen kann.

Und immer alles feindselig von Dir abstößest! sagte Herr Adrian ernst, fast bitter.

Ich bin wie der Magnet, lieber Ohm! entgegnete Jan: das Eisen ziehe ich an und meine Sehnsucht ist immer nur nach dem Norden; hier unter Pfefferballen und Zimmetgerüchen tauge ich nicht — und das Vaterland — ich meine Holland — bedarf auch wohl meines Arms.

Nun, so gehe mit Gott, mein Sohn! sagte Adrian bewegt: Gebe der Himmel, daß Du Dich nie unter diese Palme zurück sehnst, nach dem Stillleben unserer Häuslichkeit. Du gehst einen schlüpfrigen Pfad — Deine beiden Ohme stehen auf hohen aber gefährlichen Posten. Johann de Witte, der Rathpensionair von Holland, regiert das Ganze; Cornelius, der Seemann, ist ein Kriegheld; im Rath, wie im Felde, kannst Du Dich tummeln. Nun, wie Gott will! Deine Sachen sollen schnell eingepackt sein. Doch, Kinder, kommt in's Haus, wir müssen doch nach der tollen Eva sehen, die immer ausgelassener wird, und am Ende nichts als tolle Streiche macht. Das Mädchen gefällt mir seit einiger Zeit gar nicht. — Sie folgten dem Hausherrn in's Haus. Wilhelm leitete die Blinde.

Herr Adrian van Kuylen war einer der reichsten Kaufleute in Batavia, fleißig in seinem Geschäft und ein braver, rechtschaffener, herzenguter Mann. In seinem dreißigsten Jahre hatte ihn seiner Mutter Bruder hier in Batavia zum Erben eines bedeutenden Vermögens eingesetzt, doch bald hätte sein Schicksal anders über ihn bestimmt.

Das Schiff, die Hoffnung, mit welchem er 1652 aus dem Texel segelte, scheiterte unfern des Cap Verd, und Herr Adrian konnte sich kaum noch mit seinen Papieren in das schon überfüllte Boot retten. — Da sprang sein Schreiber Jan van Eyk, ein Kind im Arme, auf das Verdeck, streckte den Kleinen bittend dem Kaufherrn entgegen und warf den Bewußtlosen in das wogende Boot.

In diesem Augenblicke zerriß die Brandung das Schiff, das Boot floh dem nahen Ufer zu und von Jan van Eyk, dem fleißigen, thätigen Schreiber, und von Mary, seiner Gattin, die am bösartigen Fieber darnieder lag, wurde nichts mehr gehört.

Nach manchen Leiden kam Herr Adrian endlich nach Batavia, dem Ort seiner Bestimmung, und brachte statt der eingekauften Waaren einen Knaben mit, an welchem er Vaterstelle üben sollte. Er that dies auch treulich, und konnte es auch, denn Adrian van Kuylen war ja in Batavia sowohl, wie in Amsterdam, ein bedeutend reicher Mann, und der Verlust der Hoffnung war nur eine leichte Wunde, die ihm das Schicksal versetzt hatte. Noch war er ledig und schien sich auch nach dem Bedürfnisse des ehelichen Glücks gar nicht zu sehnen. Aber der Kleine verlangte Pflege, die alte malaiische Wärterin war gestorben und hatte ihm die kleine Eva zurückgelassen, für welche zu sorgen er der Mutter auf dem Todtenbette versprochen hatte. Da entschloß er sich endlich, auch hier sein Glück zu versuchen und das bedeutende Capital seiner gemüthlichen Ruhe an die Ehestand-Speculation zu wagen. — Er heirathete ein gutes, stilles Mädchen. Nach zwölf glücklich verlebten Jahren starb sie, und ließ ihn nun wieder allein mit Marien, seiner einzigen Tochter, die aber leider in ihrem sechsten Jahre blind geworden war, mit Wilhelm und Eva. Herr Adrian hatte zu viel an seiner Ehegenossin verloren, um noch einmal diese Speculation zu wagen. Er blieb ledig und lebte nun ganz der kleinen Familie, die sich um ihn gebildet hatte.

Marie, sein einziges Kind, blind, aber schön wie ein Engel, war die herrlichste Blume des Familien-Kranzes. Wilhelm, des Schreibers van Eyk Sohn, sechs Jahr älter, hielt Herr Adrian wie seinen eigenen Sohn, so lieb hatte er ihn — weniger hing er an Jan de Witte, seiner jüngst verstorbenen Schwester Sohn, einem Jüngling, einige Jahre älter als Wilhelm, von hoher, schöner Gestalt und Gesichtbildung, aber heroischem, wildem Gemüthe, in dem die Thatkraft immer nach Höherem strebte. Den Kranz schloß Eva, die Tochter jener malaiische Frau, die Wilhelms erste Pflegerin gewesen; sie war mit ihm und Marien erzogen, und hatte alle

Bildung europäischer Cultur genossen. Frau Gertrud, die bejahrte Witwe eines Harlemer Blumenhändlers, stand an der Spitze dieser Haushaltung, und erfüllte mit regsamem Eifer ihre Pflichten gegen die Kinder und ihren Wohlthäter, den Herrn Adrian.

So lebten diese Menschen ruhig, zufrieden und vergnügt auf Java. — Wilhelm, der schon als Kind der Gespiele Mariens gewesen war, blieb es auch noch jetzt, und hing an diesem lieblichen Mädchen nur noch mehr, seit es blind geworden. Er war ihr steter Begleiter, war ihr Lehrer und treuer Führer. Als das Kind zur Jungfrau herangewachsen war und die geahneten Bilder, die farbenlos ihr vor dem dunklen Auge schwebten, mit glühend schwärmerischem Gefühle ordnen und beleben wollte, da lieh der sanfte, tieffühlende Jüngling der Blinden seinen Pinsel. Er tauchte ihn in die frische Lebensgluth und gab ihren Empfindungen und ihren Träumen Wahrheit und Farbe. Innig und inniger verschmolzen Beide in Eins, und wenn die Brandung des Meeres das Mädchen mit schauervoller Ahnung erfüllte, wenn die Abendsonne ihre glühenden Wangen wohlthuend berührte, oder der West sie sanft kühlte, dann malte Wilhelm diese Naturbegebenheiten, deren sie sich nur dunkel aus den Zeiten der Kindheit erinnern konnte, so lebhaft, so glühend, daß Marie, ergriffen von seinem Bilde, alles in der Nacht, die sie umgab, deutlich und hell zu sehen glaubte.

Innige Liebe für die arme Blinde, deren erste Blüthe die Kindheit schuf, die durch Gewohnheit, durch die brüderliche Fürsorge und Theilnahme immer mehr genährt wurde, war in des Jünglings Brust erwacht. Die siebzehnjährige Marie stand vor ihm, wie die Madonna, die, zu heilig für diese sündhafte Welt, ihr Auge geschlossen hatte. Schön wie eine Himmlische, sanft und gut mit einer Engelmilde ihr Schicksal tragend, hing Marie mit dankbarem, schwärmerischem Gemüth an dem Jüngling, der mit unabläßiger Geduld sie in die, ihr so grausam verschlossenen, Wunder der Natur einführte und ihr inneres Auge erhellte.

Herr Adrian sah freundlich dem Allen zu. — So reich er auch war, so viel Bewerber sich auch daher zu dem blinden Mädchen gefunden haben würden, so hätte er doch keinem sein Kind anvertraut, das nur ihres Geldes wegen gesucht werden konnte; doch der Gedanke, daß dereinst Wilhelm seine Marie ehelichen und diese zarte, verschlossene Blüthe mit Innigkeit durchs Leben führen würde, ließ ihn die Sorgen leichter tragen, die ihm sonst die blinde Tochter gemacht haben würde.

Jan, zwar schön und kräftiger als Wilhelm, aber rauh von Gemüth, hatte sich nie zu Marien neigen können. Ohne es zu wollen, stieß er das Kind unfreundlich zurück, das ihm überall im Wege war, und belächelte die schwärmerische Liebe Wilhelms, der immer nachgebend, aber nie mit ihm innig und brüderlich vereint gewesen.

Wie kannst Du nur an einem blinden Mädchen mit solcher Zärtlich-

keit hangen! sagte er oft spöttelnd zu ihm. Ist es mir doch, als ob ich die Sonne schön finden sollte, wenn ein Nebel sie verbirgt — und ihr schöner Körper? — nun, den betrachte ich kalt wie die steinernen Figuren im Garten, die auch mit geschlossenen Augen leblos vor mir stehen und mich so kalt lassen, wie sie es selbst sind. Nur der Strahl des Feuerauges kann in mein Herz dringen, nur das Leben kann Liebe gebären. — Doch ich verdenk' es Dir nicht, setzte er schonungslos hinzu: eine blinde Frau hat auch ihr Gutes — und des Vaters Geld leuchtet heller, als ein Paar Augensterne.

Schmerzlich verwundet verließ ihn dann Wilhelm, und nur um desto inniger hing er an der verspotteten Marie.

Doch nicht fühllos war Jan gegen die Liebe. Evens funkelnde Augen hatten den Weg zu seinem Herzen gefunden, und trotz ihrer bräunlichen Haut, war dieses üppiggeformte Mädchen das Ziel seiner Wünsche, seiner Begierden — auch in ihr glühte eine wilde regellose Leidenschaft für den schönen Mann.

So waren die Verhältnisse dieses Familien-Kreises, anziehend und abstoßend. Innig hing Marie an Wilhelm und scheute den rauhen Jan — glühender, leidenschaftlicher hing Eva an diesem, und war mit treuer Liebe Marien ergeben, die sie so freundlich, so schwesterlich behandelte.

In dieser Epoche war das Schreiben, das Jan abrief, mit der Schwalbe gekommen, und nahm aus diesem Kreise ein Glied. — Die Schwalbe blieb nur wenige Tage auf der Rhede und segelte mit Jan nach Europa.

Herr Nolte fand in van Kuylens Hause eine freundliche Aufnahme, besonders schien Wilhelm Gefallen an seinem Umgang zu finden. Auch er faßte zu dem sanften, aber doch ernsten Jüngling, in dem er Bestimmtheit und Festigkeit zu bemerken glaubte, herzliche Neigung. Die innige Theilnahme des jungen Mannes für die blinde Jungfrau rührte ihn, und er fragte ihn eines Tages, ob Marie blind geboren sei oder erst später ihr Gesicht verloren habe.

Blind geboren ist sie nicht, mein werther Herr, antwortete Wilhelm: seit ihrem sechsten Jahre erst wurde sie es, und ich erinnere mich ihres dunkelblauen Auges noch recht sehr gut.

Lächelnd sah der Arzt ihn an und folgte ihm schweigend zu einem chinesischen Häuschen, worin Marie die Laute stimmend saß und eben zu singen beginnen wollte.

Wilhelm winkte seinem Begleiter, sie nicht zu stören. Sie sang:

Wenn die Abendröthe scheidend sinkt,
sanft ihr Strahl auf meinen Wangen glühet,
mich ein heiß Verlangen nach ihr ziehet,
Und mein innrer Genius mir winkt,

lauschet ahnungvoll die arme Blinde,
sehnt und hofft, ob nicht der Nebel bricht —
Ach, das Auge deckt die dunkle Binde,
ach, das Schöne, Holde sieht es nicht.

Und die Bilder, die ich mir geschmücket,
die ich mühsam nur aus mir errungen,
sind zu Nachtgebilden schnell verschlungen,
und, wie Nebel, meinem Geist entrücket.
Und die Sehnsucht nach den bunten Farben,
und die Sehnsucht nach dem hellen Licht,
läßt mein Auge, das geschloss'ne, darben.
Ach, das Schöne, Holde sieht es nicht.

Schweig' mit deinem Sehnen, armes Herz,
wandre duldend durch dein finstres Leben;
nur vergebens ist dein inn'res Streben,
bist geweiht der Nacht und ihrem Schmerz.
Hoffnung, Hoffnung! flieh' die arme Blinde,
ausgelöscht ist deiner Fackel Licht. —
Ach, das Auge deckt die dunkle Binde,
ach, das Schöne, Holde sieht es nicht.

Der Arzt, innig gerührt, drückte dem Jüngling schweigend die Hand. Sie näherten sich.

Liebe Marie, sagte Wilhelm: hier ist Herr Nolte; erlaubst Du ihm wohl, Dein Auge zu untersuchen? doch möglich, daß irgend eine Hülfe für Dich wäre.

Bester Herr, seufzte Marie: mir ist wohl nicht zu helfen; doch untersuchen Sie meine Augen in Gottes Namen. Die Hoffnung muß uns ja nie verlassen.

Sie setzte sich zurecht. Aengstlich stand Wilhelm neben ihr, die linke Hand faßte die ihrige, mit der rechten unterstützte er den zurückgebogenen Kopf.

Ich bin nicht Augenarzt, sagte Herr Nolte, um bestimmt über den Fall urtheilen zu können — aber mir scheint —

Was — was?! rief Wilhelm ängstlich.

Daß es der graue Staar ist, der wohl zu heilen möglich wäre; mir ist es selbst, je näher und mehr ich das Auge betrachte, wahrscheinlich.

O Gott! rief Marie bewegt aus: wär' es möglich, Sie könnten —

Ich nicht, liebes Fräulein, sagte der Arzt: meine Hand ist dazu nicht geschickt genug. Eine unglückliche Operation könnte Sie aller Hoffnung berauben; doch hab' ich einen Freund im Haag, der ein sehr geschickter Augenarzt ist, — ich glaube gewiß, er würde Ihnen helfen können.

Wilhelm war unterdessen zu Herrn Adrian geführt, und hatte ihm diese frohe Kunde gebracht. — Der Vater, fröhlich bei dem schwachen Schein der Hoffnung, kam eilig hinzu, und dieser Tag wurde in der Familie sogleich, als ein Freudenfest, gefeiert. Alt und Jung, Groß und Klein, beeiferte sich, seine Freude auszudrücken; schnell hatte der Haus-

hofmeister ein Fest angeordnet, und im schönsten Feuer prangte der Garten zu Jacatra.

Ach, gute Eva, sagte Marie, als sie am Abend mit ihrer malaiischen Freundin im hellerleuchteten Garten lustwandelte, ach, für mich ist es doch noch immer Nacht, wenn gleich die vielen tausend Lampen brennen, den Sternen ähnlich, die am blauen Himmel glänzen, und deren ich mich aus meinen Kinderjahren noch recht treu erinnern kann. — Ach, gute Eva, ach, welche Freude müßte es für mich sein, all' das Herrliche zu schauen.

Wer weiß! seufzte die Malaiin

Eva! sagte Marie halb unwillig: wie kannst Du nur so sein, wie kannst Du noch zweifeln; daß ich mich glücklich fühlen würde, wenn ich das lang Entbehrte auch genießen könnte, so gut, wie Ihr. — Sieh', gute Seele, sagte die Blinde und hob ihr geschlossenes Auge gen Himmel: manchmal wird mir die Brust so beengt; und schau ich andachtvoll hinauf zu Gott, und will ich mir dann den Himmel, den allbarmherzigen Vater und seine Engel vor meine Seele stellen, will ich mir dann Alles recht deutlich malen, das blaue Gewölbe, die goldnen Sterne, den Himmelthron und die schönen blondgelockten Engel mit ihren azurnen Flügeln, so verwebt sich mein Bild schnell und verdüstert sich, und die lieblichen, freundlichen Gestalten schweben, wie finstere Nebel in einander; dann blutet mein Herz, eine Thräne drängt sich in mein Auge, aber kein erquickender Lichtstrahl. — Was weinst Du, Eva? fuhr sie fort, da sie das Mädchen schluchzen hörte. Weine nicht, freue Dich heute mit mir; erscheint mir auch nichts, liegt Alles todt vor mir, so schwebt doch die Hoffnung um mich. — Gute, treue Seele, sagte Marie nach einer Pause, und ihre Hand suchte das gebeugte Haupt der Freundin; Du bist jetzt gar nicht mehr so heiter wie sonst, Dich freuet, Dich ergreift nichts mehr. — Hör' doch den Lärm um uns dort beim Schall der Becken, da müssen sie wohl tanzen — dort hör' ich klopfen, was machen sie wohl dort?

Eva seufzte. Da kam Herr Nolte und setzte sich zu ihnen.

Bester Herr! sagte Marie: mir könnten Sie nur mit Rath helfen, meinten Sie heute früh; da sitzt aber eine Kranke, die seufzt und stöhnt — vielleicht helfen Sie ihr mit der That.

Der Arzt sah der Malaiin in's dunkle, schwarze Auge, fühlte ihren Puls, nickte bedenklich, wie fragend, mit dem Kopfe und legte die Hand auf sein Herz. — Erröthend schlug das Mädchen die Augen nieder. — Auch ihr kann ich nur rathen, sagte Herr Nolte, und drückte der Armen freundlich die Hand.

Der Vater trat nun auch zu ihnen und unterbrach das Gespräch. Er war gerührt und aus seinem Auge strahlte freudige Hoffnung. Gute Marie, liebes Kind, sagte er: ach wie glücklich macht mich schon der Gedanke, daß ich das Licht Deiner Augen wieder glänzen sehen könnte! Bitte

heute von mir, was Du willst, Dein Wunsch sei gewährt — bitte das Höchste, mit Freuden geb' ich es Dir, mein theures Kind!

Vater! sagte Marie: was könnte Deine Tochter für Wünsche haben, die Du nicht alle schon befriedigt hättest?

Da zupfte sie Eva bedeutsam am Kleide: Komm mit mir einen Augenblick, lispelte sie ihr in's Ohr; ich weiß eine Bitte. — Marie stand auf, küßte ihrem Vater die dargereichte Hand, und ging, von Eva geführt, durch den Tamarinden-Gang.

Bitte Deinen Vater, sagte Eva: daß er Dir Deinen Wunsch auf längere Zeit hinauszuschieben erlaubt — unterdessen, setzte sie stockend hinzu: hat Deine arme Freundin etwas zu erbitten.

Nun, sag' es doch jetzt, liebe Eva, — meinte Marie.

Nein, jetzt nicht! — nein, nein! rief die Malaiin heftig, ließ ihren Arm fahren und übergab sie an Wilhelm, der sie wieder zum Vater geleitete.

Die Abreise nach Europa wurde beschlossen. Herr Adrian sehnte sich nach seinem Vaterlande, das er nun nach so langer Trennung wieder sehen sollte. Wilhelm, der ihn begleiten mußte, war außer sich vor Freude — Marie in stiller Hingebung; nur Eva war still und traurig.

Marie, sagte sie wenige Tage vor der Abreise: schon jetzt muß ich Dich an Dein Versprechen mahnen, für mich eine Bitte bei dem Vater einzulegen.

Und welche? fragte Marie gespannt.

Daß ich zurück bleiben muß und nicht mit nach Europa gehen darf! schluchzte Eva.

Du willst mich verlassen? Du, das einzige weibliche Wesen, an das die arme Blinde sich gewöhnt hat?

O Herrin, sagte auf einmal mit dumpfem Tone die Malaiin: ich kann Dir nicht folgen, und willst Du nicht meine gestrenge europäische Frau sein, so forsche nicht weiter und laß mich zurück.

Wilhelm war erstaunt — so erstaunt über diese Bitte, wie Marie — er befragte Eva deßhalb. Vergebens! Ohne die leiseste Ursache anzugeben, bestand sie auf der Gewährung.

Ich glaubte, sagte endlich Wilhelm! mit Freuden würdest Du die Segel gespannt und das Schiff hin nach dem Lande fliegen sehen, wo Jan de Witte jetzt lebt!

Finster sahen ihre schwarzen Augen den Jüngling an.

Nun ja, Eva, fuhr er fort, und schien ihren Blick nicht zu bemerken: für ihn hattest Du nur Augen, als er hier war, und seit die Schwalbe wieder nach Rotterdam gesegelt ist, ist Dein Frohsinn verschwunden.

Wie heißt das Schiff, auf welchem der Herr mit Euch nach Europa segelt? fragte Eva, als wollte sie das Gespräch abbrechen.

Die Hoffnung! sagte Wilhelm, verwundert über diese Frage.

Die Hoffnung? fuhr sie eifrig auf und faßte van Eyk's Hand. — Die Hoffnung begrub Deinen Vater, Deine Mutter, die Hoffnung geht Dir noch einmal zu Grabe.

Mädchen! sagte Wilhelm erschüttert und sah sie ernst an.

Ja, Wilhelm! Du bist der gute, Jan ist der böse Geist, der über diesem Hause schwebt. Hüte Dich vor ihm, er ist der Gottlosen einer.

Arme Eva! sagte Wilhelm gerührt: nun verstehe ich Dich und Deinen Schmerz.

Du verstehst mich? sagte sie fast grinsend: Armer Mensch! Du kannst mich nicht fassen! — Krampfhaft drückte sie ihm die Hand und eilte von dannen.

Marie bat den Vater und er gewährte, wiewohl ungern, die sonderbare Bitte der Malaiin.

Den Abend vor der Abfahrt saß Marie mit Eva, ihren Gedanken nachhängend, in ihrer Lieblingslaube, die Wilhelm von dem persischen Rosenbaum künstlich geformt hatte. Da trat dieser zu ihr. Schon von weitem erkannte sie seine Tritte, sie erhob sich und streckte die Arme nach ihm aus — Eva verließ sie.

Ach wie freue ich mich, daß Du kommst, lieber Wilhelm, sagte sie in heftiger Bewegung: noch nie hatte ich eine solche unwiderstehliche Sehnsucht nach Dir, als eben jetzt. Sag' mir, Wilhelm, sag' mir offen und wahr — liebst Du mich? — Noch nie hatte dieses Wort über ihre, wie über Wilhelms Lippen getönt, vielleicht war selbst der Gedanke, daß sie sich liebten, nie in ihnen aufgestiegen, um desto mehr mußte den Jüngling diese Frage überraschen.

Gute Marie, sagte er betroffen: wie kannst Du zweifeln, daß ich Dir von Herzen gut bin, daß Dich niemand mehr liebt, als ich.

Nein, Wilhelm, unterbrach sie ihn schnell: das mein' ich nicht, nicht die brüderliche Liebe mein' ich, denn ich fühle wohl, daß niemand in der Welt, selbst mein Vater nicht, mich so gepflegt, so sorgsam mich gewartet hat, als Du, guter Mensch! aber sieh, ich meine — hier stockte sie, tappte nach ihrer Laute, die sie neben sich geworfen hatte, und griff einige wilde Akkorde! — sieh, ich meine — so glühend, so ganz hingebend, daß Du ohne mich nicht leben, nicht sterben kannst — so mein' ich es.

Marie! rief der Jüngling ganz verwundert: wie bist Du heute!

Sieh, Dein Bild steht jetzt vor mir lebendig! ach, so lebendig, wie noch nie. Ich sehe Dich schön und herrlich, wie ich mir die Gottesengel träume, ich sinke an Deine Brust, umschlinge Dich — hier streckte sie die Arme nach ihm — und halte Dich fest für die Ewigkeit — wirst Du auch ewig so nach mir verlangen und Dich sehnen, wie ich es fühle in meiner Brust? Wird Dein helles, strahlendes Auge auch immer den Engel sehen, wirst Du mich auch dann noch innig lieben, wenn der europäische Arzt den Schleier von diesen Augen nicht wegreißen könnte?

Marie! sagte der Jüngling bewegt: wie kannst Du Dich so grausam martern. Ja, holdes Wesen, ich liebte Dich ja schon von frühster Jugend an; das fühle ich auch jetzt, wo die Empfindungen meines Herzens geordnet vor mir stehen, ich liebte die blinde Marie, und wahrlich! ich könnte die mich zärtlich Anblickende nicht inniger, nicht herzlicher lieben.

Er drückte sie sanft an sein Herz; sie umschlang ihn mit Heftigkeit. Was sich Jahre lang im Innern verschlossen, hatte diese Stunde gelöst, hatte Eva hervorgebannt.

Noch lag das glühende Mädchen in seinen Armen, als sie sich plötzlich losriß. Wilhelm, die Männer sollen falsch und treulos sein, darum schwöre mir, daß Du mich, bleibe ich blind, nie verlassen willst, bis an das Grab.

Gute, heftige Marie, wozu diesen Schwur.

Schwöre, rief sie heftiger.

Mit Freuden! sagte Wilhelm: Liebe bis in den Tod!

Liebe im Leben wie im Tode! sprach Marie. Und hier, sagte sie, indem sie hastig eine Scheere ergriff und eine blonde Locke, die sich über ihr Schattenauge rollte, abschnitt: hier, nimm, gieb mir eine Deiner Locken, wir tauschen sie um und bewahren sie treu.

Jesus, Wilhelm, was hast Du gemacht! schrie sie plötzlich auf, und neben ihr stand Eva mit wildem Blick und drückte Mariens blutenden Arm.

In Blut muß das Pfand getaucht werden, sonst endet die Untreue nicht blutig! rief diese fürchterlich, entriß Mariens Locke dem erschrockenen Wilhelm und tauchte sie in das rieselnde Blut, und indem sie sie ihm zurück gab, sagte sie ernst: Ihr, Herr van Eyk, habt wohl Muth genug, Euch selbst zu verwunden und Eure Locke mit Eurem Blute zu befeuchten.

Eva! sagte Marie zürnend, die bisher auf jedes ihrer Worte aufmerksam gehorcht hatte: wozu das?

Zum festen, ewigen Band! rief sie feierlich.

Wilhelm ritzte sich mit Mariens Scheere in die Hand und gab die blutige Locke der Jungfrau.

Bewahre sie auf Deinem Herzen treu und sorgsam, sagte Eva, als sie Marie des andern Tages in's Boot geleitete: sie ist mit Blut getränkt.

Die Hoffnung schwebte, gleich der Göttin, leicht und flüchtig über die Wogen, und traulich saßen die Liebenden in der Kajüte oder auf dem Verdeck zusammen und träumten eine glückliche Zukunft. Der Vater sah mit inniger Freude die aufgeregte Flamme, und obgleich beide gegen ihn von dem Vorgefallenen geschwiegen, so sah er doch deutlich, daß die kindliche, reine Geschwisterliebe zu einer andern, höhern Natur sich umgebildet hatte.

Er schwieg und überließ die jungen Leute sich selbst und ihrer Neigung, die so ganz mit seinen Wünschen übereinstimmte. Wilhelm war ja ein fleißiger, thätiger, ordnungsliebender Mann, die Haupttriebfeder seiner bedeutenden Handlung; niemanden konnte er sich daher sicherer associiren, als ihn und wer konnte ihm daher als Eidam willkommener sein?

Nur noch den einzigen Wunsch nährte er, daß die Operation glücklich von statten gehen möge; die Ungewißheit allein ließ ihn in Unruhe über das Meer zum Heerd seiner Väter schiffen.

Sein alter, treuer Jakob, der schon bei seinem Vater als ein treuer Diener des Hauses geachtet wurde, begleitete ihn auf dieser Reise. Obgleich nahe den Siebzigen, hatte er nicht zurück bleiben wollen, und sich schon lange kindisch gefreut, sein Vaterland wieder zu sehen und seinen lieben Gottesengel, die kleine Marie, wieder mit den hellen, blauen Augen zu erblicken, womit sie ihn sonst so freundlich angeschaut, wenn er sie auf seinen Knieen wiegte, — aber kurz vor der Abreise hatte der Humor des Alten sich geändert, und während der ganzen Reise war er still und einsilbig. Als sie der spanischen Küste sich naheten, als sie der ersehnten Heimath immer näher kamen, wurde er stiller und finsterer.

Herr! sagte er endlich: es preßt mir das Herz ab — laßt Euer Kind nicht operiren, versucht Gott nicht, — es ruht ein Fluch darauf. Will Gott ihr, zu ihrem und unserm Nutz und Frommen, das Augenlicht wieder geben, so wird seine Allmacht es können ohne unser schwaches Zuthun. Laßt es, lieber Herr, und wie ich Herrn van Eyk kenne, so nimmt er Euer Kind gern zur ehelichen Hausfrau auch blind, wie sie ist.

Alter Thor! sagte Adrian fast unwillig: Du redest, wie ein Kind. Was? ich sollte dies nicht versuchen? —

Ich habe das Meine gethan; — thut das Eure, wie es Euch am besten dünkt, sagte der Alte. Aber die Eva, die Malaitn — habe ich ihr doch immer nicht recht getrauet, daß sie es mit Gott und der christlichen Kirche rechtschaffen meinte — die hat böse Dinge practicirt; ich glaube gar, sie hat den Glauben und die Zauberei ihres Landes noch im Herzen und im Kopfe, die — ja, sagte er und sah sich ängstlich in der Kajüte umher: die hat schon Manchen durch Sprüche geheilt und Manches in der Stille gethan.

Und was soll Eva? fragte Herr Adrian verdrießlich.

Sie sagte mir am letzten Abend in Batavia, als sie in mein Kämmerlein trat, wo ich auf meinen Knieen lag und Gott laut und inbrünstig um eine glückliche Fahrt und um Gedeihen Eures sehnlichsten Wunsches bat — Nun?.

Sie sagte: die Hoffnung wird untergehen, und das Licht, was Mariens Auge trifft, wird Grabesnacht für sie. Hindere die Operation, Alter! —

Possen! sagte Herr Adrian. Deine Prophetin ist eine Närrin. Die

Hoffnung soll untergehen? — Einmal zwar, am Cap Verd, da ging sie unter, fast mit Mann und Maus, aber wenn sie jetzt unterginge, wie könnte da meine Tochter das Licht ihrer Augen wieder bekommen? — Thorheit. Alter, schweig davon.

Aber auch Wilhelm wurde immer stiller und ernster, je näher sie der holländischen Küste kamen.

Hat Dich die Prophetin auch angesteckt? fragte Herr Adrian den Jüngling. Sieh', dort ist Calais, dort im Nebel ragt das graue Dover empor, bald sind wir am Ziel und statt zu jauchzen, statt mit mir altem Manne die Freude zu theilen, sitzest Du sinnend und traurig da. Pfui über den Mann, der an Weibergeschwätz glaubt!

Wilhelm schwieg: sein Herz war der Prophet, nicht Eva.

Bei dem Herrn van der Moers, seinem Correspondenten und Handelsfreunde im Haag, war Adrian mit seiner Familie nach einer glücklichen Fahrt abgestiegen. — Sie fanden hier den jungen de Witte, der bei seinem Ohm, dem Rathpensionair, zum Besuche war und sich höchlichst zu freuen schien, seinen Ohm aus Batavia hier zu sehen, noch mehr aber, da er den Zweck der Reise erfuhr.

Wahrlich! sagte er zu Wilhelm: ich glaube, wenn aus dem Madonnen-Kopf der blinden Muhme die dunklen, großen, blauen Augen hervorblitzen, möchte ich wohl, statt Johannes, der Joseph sein; doch, setzte er spöttisch hinzu: diese Sterne werden Dir wohl nie scheinen, Du träumender Sternkucker.

Du bist noch der Alte, wie es scheint, sagte Wilhelm mit finsterm Ernst.

Gott bewahre mich! Erst hier bin ich in's Leben eingegangen. Der Donner der Karthaunen auf der Schwalbe, welche die Dünkerker Waghälse angriffen, hat mich aus meinen Träumen geweckt, in die mich Euer Alltagleben geschaukelt hatte. Nur neben dem Tode steht das wahre Leben in Wonne und Schöne da, nur, wenn man es stündlich zu verlieren bereit ist, schlürft man den kleinsten Tropfen Genuß mit durstiger Kehle; doch davon verstehst Du nichts; Dein Handlungbuch ist Dein Geschütz — der Gewinn Deine Ehre — das Geld der Zweck Deines Lebens.

Redlich zu sein, gut und brav, das ist meine Ehre — ein reines Gewissen mein Gewinn, und mein Leben, Jan, setze ich daran, wenn es gilt, so gut, wie Du! antwortete Wilhelm mit Würde.

Werden es sehen — kannst es versuchen, ob der Kanonendonner so lieblich klingt, wie die Laute der malaiischen Sklavin. Nimm die Muskete, geh' nach Utrecht, da steht der Ludwig, fechtet zu Lande für's Vaterland,

während ich zur See die Lorbeern ernte. Doch, armer Wilm! erschrick nicht vor dem Donner, es ist wahrlich keine schmelzende Lautenmusik.

Der Ton von Evens Laute schien doch auch Dir einst zu behagen, sagte Wilhelm, ihn beobachtend.

Einst, ja! dies sind so die Lichtpunkte in der Batavischen Nacht. Die Närrin — gut, daß Ihr sie nicht mitgebracht! wir lieben hier nicht das braune Colorit.

Jan! sagte Wilhelm drohend. — Der Augenarzt kam, ihr Gespräch ward unterbrochen, der Vater herbeigerufen und späterhin Marie.

Der alte Wilmsen sah mit Wohlgefallen auf das hereintretende Mädchen, das, von Wilhelm geführt, sich näherte. — Es wäre ein Meisterstück, dieses Meisterwerk wieder in Glanz und Schöne darzustellen, sagte der Arzt, bat Marie, sich niederzusetzen, und untersuchte bedächtig und sorgfältig ihre Augen.

Während der Untersuchung standen Herr Adrian und Wilhelm in ängstlicher Erwartung, ihr Auge unverwandt nach dem Gesichte des Arztes gerichtet; jede Bewegung war ihnen wichtig und aus jedem Zucken seiner Gesichtsmuskeln wollten sie Hoffnung oder Verzweiflung lesen. Er hatte geendet. Aengstlich sahen sie den alten Mann an. Er winkte, Marie zu entfernen.

Herr van Kuylen, begann nun der Arzt, und kein Athemzug störte seine Rede: Hoffnung ist da. Vertrauen Sie mir auf acht oder mehrere Tage Ihr Kind an, es soll ihr in meinem Hause an keiner Pflege mangeln. Ich muß den Bau ihres Auges genau beobachten und selbst nach der Operation muß ich sie vorsichtig — wenn es mit Gott glückt — an das Licht gewöhnen; überdies darf nichts Leidenschaftliches sie ergreifen, nichts, was sie rühren, was ihr Herz bewegen, oder wohl gar ihr Thränen — wären es auch Freudenthränen — erpressen könnte! Wollen Sie das?

Mit Freuden! rief Herr Adrian, den Arzt umarmend.

Acht Tage? murmelte Wilhelm traurig vor sich.

Ja, acht Tage wenigstens, mein junger Herr, müssen Sie sich gedulden, sagte der Arzt: bis dahin mäßigen Sie ihre Unruhe. Sie am wenigsten dürften sich dem Fräulein nahen, setzte er lächelnd hinzu.

Allgemein war der Jubel, den Herrn Wilmsens Ausspruch verbreitete. Marie sank betend nieder und gelobte dann Ruhe und Geduld und Fassung, bis sie wieder zu den Ihrigen zurückgekehrt sei.

Des andern Tages fuhr sie zum Arzt. Wilhelm begleitete sie — in der innigsten Umarmung lagen Hoffnung und Sehnsucht.

Es war ein stürmischer Zeitpunkt, in welchem Adrian van Kuylen nach Europa gekommen war. Die französischen Heere hatten die Provinzen

Geldern, Overyssel und Utrecht eingenommen, und nach Gröningen drang Bernhard von Galen, der kampflustige Bischof von Münster. Nur auf das Meer und die Ueberschwemmungen sich verlassend, kämpften die Holländer fast entmuthigt.

Die Löwensteiner, an deren Spitze Johann de Witte, Rathpensionair von Holland, und Cornelius de Witte, Altbürgermeister von Dortrecht, standen, hatten seit zwanzig Jahren den Kampf gegen die Oranische Partei gekämpft, und gesiegt. Die Würde des Statthalters war für immer abgeschafft worden, und Wilhelm von Oranien schon als Kind von den Würden seiner Väter ausgeschlossen. Das Kriegsheer wurde abgedankt, die alten treuen, erfahrenen Diener, die dem Hause Oranien anhingen, verabschiedet und in die Plätze junge Leute ohne Erfahrung als Commandanten gesetzt. Hierdurch wurde es Ludwig dem Vierzehnten leicht, diese drei Provinzen zu erobern und bis nahe vor die Thore Amsterdams zu dringen.

Die Gefahr erweckte die Vaterlandliebe. Es zu retten, wurde der 21jährige Wilhelm zum General-Capitain ernannt und ihm die Vertheidigung Hollands anvertraut.

In diesem kritischen Zeitpunkte kam van Kuylen nach dem Haag; ohne je an den politischen Händeln seines Vaterlandes Theil genommen zu haben, war es ihm ziemlich gleich, welche Partei die Oberhand behielt, die Löwensteinische oder die Oranische. Seinen Grundsätzen nach Oranisch, der Familien-Verbindung nach Löwensteiner, sah er dem Wogen und Treiben ziemlich gleichgültig zu. Nicht so seine Umgebungen. Jan de Witte, der Neffe des Rathpensionairs, hing mit glühend republikanischem Sinn an den Löwensteinern, der sanftere, aber feste Wilhelm folgte seinem Gefühle und hing an dem Oranier. In den wenigen Tagen ihres Aufenthalts im Haag hatte sich der Parteigeist unter den beiden Jünglingen oft ausgesprochen. Seit früherer Jugend nicht einig, fast feindlich gesinnt, war es natürlich, daß dieser neue Zunder die Flamme wieder anfachen mußte, und Haß trat hier an die Stelle der Gleichgültigkeit, den verschiedene Umstände noch vermehrten.

Wilhelm hatte im vorigen Jahre in Batavia die Bekanntschaft von Peter van der Graaf, Sohn des Rathes von Holland, Jakob van der Graaf, gemacht und hier erneuert. Peter, nebst seinem Bruder Jakob, waren leidenschaftliche Anhänger der Oranischen Partei, und so war ihnen der junge Mann willkommen, den sein inneres Gefühl ganz auf ihre Seite zog. Sie wurden in den wenigen Tagen näher bekannt, Wilhelm fand in dem Umgange der Brüder Zerstreuung bei der Unruhe, die ihn um Marie quälte, welche eben jetzt für ihn unsichtbar war. Es war ihm daher willkommen, in ihrer Gesellschaft so manche belehrende Stunde verleben zu können; denn selbst beim Becher waren das Vaterland und seine Rettung und die Erhebung des Prinzen von Oranien ihr einziges Gespräch.

Unterdessen Wilhelm potitirte, saß Marie bei Herrn Wilmsen, dessen Frau und Tochter mit vieler Liebe die Blinde pflegten. Elisabeth wich nicht von ihr, sie saß oft stundenlang vor der armen Hoffenden, und betrachtete sie mit inniger Theilnahme und lauschte bei jeder Untersuchung, die der Vater mit den blinden Augen anstellte, nach einer Hoffnung versprechenden Miene. Elisabeth war eines jener reizbaren Wesen, die von allem schnell ergriffen, sich alles schnell zu eigen machen. Nicht zufrieden mit dem eigenen Schicksal, trug sie fremde Freude, fremden Schmerz so gern in sich über, und lebte der Freundschaft so treu, wie der Liebe. Daß bei diesem Charakter die blinde, engelschöne Marie schon im ersten Augenblicke sie einnehmen mußte, war gewiß, eben so, daß die Theilnahme Elisabeths, ihre zarte Pflege, so wie die Weichheit ihres Gemüths, den mehr verschlossenen Charakter Mariens öffnen und das Geständniß ihrer Liebe zu Wilhelm ihr entlocken mußten.

Mit Feuergluth malte Marie den Jüngling, dessen Gestalt vor ihr, zwar nur als Bild ihrer Phantasie, stand, aber eben deßhalb mit desto reizenderen Farben geschmückt war. Sie erzählte ihr von seiner Herzensgüte, seiner Anhänglichkeit schon seit ihren Kinderjahren, von seiner Pflege und Vorsorge in spätesten Zeiten — alles dies malte sie treu und zart — es war ja aus dem Leben, nicht aus der Phantasie gegriffen. — O, es muß ein herrlicher Mensch sein! rief dann Elisabeth aus: der so innig an Dir armen Blinden hängen konnte. Lohne ihm auch mit treuer Liebe, meine Marie! —

So waren die kleinen, häuslichen Verhältnisse in Herrn Wilmsen's Hause, als dieser einen Nachmittag zur Operation bestimmte. Mutter und Tochter lagen auf den Knieen, während er mit Marien in seinem Kabinette war. — Wie die Stimme eines Engels tönte es in ihr Ohr, als der alte Vater, noch das Instrument in der Hand, heraus trat und rief: Es ist mir geglückt!

Marie saß mit verbundenen Augen, noch am ganzen Körper vor Freude und Bewegung zitternd, als Elisabeth sich ihr nahen durfte.

Ich sah das Licht der Sonne! rief sie aus und sank in die Arme ihrer Freundin: Bald, bald werde ich auch ihn sehen! — Der Vater unterbrach dies Gespräch, Marie mußte zur Ruhe und alle Gemüthsbewegungen wurden streng von ihm untersagt.

Als Herr Wilmsen in van Kuylens Zimmer trat, Freude auf seinem Gesichte glänzte, da stürzte der Vater an seine Brust.

Es ist geglückt! rief der Alte aus: ich sehe es an der Zufriedenheit, die aus Ihren Augen spricht.

Ja, bester Freund, ja, mit Gott ist es meiner zitternden Hand gelungen! rief Wilmsen.

Wilhelm hing an dem alten Manne, küßte die segenbringende Rechte und benetzte sie mit seinen Freudenthränen.

Ich danke Euch, junger Mann, sagte der Arzt: ein solcher Lohn, aus dankbarem Herzen gereicht, gilt mir mehr als Gold und Juwelen — doch noch drei Tage müßt Ihr verziehen, fuhr er fort, und strich Wilhelm über die glühenden fragenden Augen: dann bringe ich Marie geschmückt mit zwei blauen, recht schönen Augen wieder zurück.

Da muß sie wahrlich recht schön sein, die Muhme! rief nun mit lauter Stimme Jan, der bis jetzt am Fenster gestanden hatte.

Wer ist dieser junge Herr, fragte der Arzt: der so viel Antheil an der Schönheit der Töchter nimmt?

Mein Neffe, Jan de Witte.

De Witte? murmelte er: Neffe, vielleicht —

Neffe des Johann und Cornelius de Witte! entgegnete der junge Mann mit Stolz.

Konnt' es fast denken! sagte Herr Wilmsen, drückte Wilhelms Hand und sagte nochmals zu dem Vater: In drei Tagen bringe ich sie Euch wieder.

Der dritte Tag nahte. Schon den Tag vorher hatte Wilhelm seine politische Gesellschaft nicht besucht und war aus einem Zimmer in das andere gelaufen. Heute aber ordnete er Mariens Zimmer, wo möglich, eben so, wie es in Batavia gewesen war. Der alte Jakob mußte ihm helfen.

Nur nicht so eifrig und eilig! sprach auf einmal der Alte kopfschüttelnd. Euch muß wohler sein, als mir.

Und was fehlt Dir? fragte Wilhelm.

Die Eva steht heute lebendig vor mir, und begleitet mich überall; seht, auch hier hilft sie mit.

Alter Narr! rief Wilhelm lachend: laß Eva, und tummle Dich.

Der Alte hatte eben einen Nagel in der Wand befestigt, und wollte Mariens Laute daran hängen, da mochte er die Saiten berühren, sie tönten; erschrocken ließ er sie fallen und sie lag in Stücken zu seinen Füßen.

Wilhelm sprang herbei. Das ist auch gar zu ärgerlich! sagte er im Unmuth.

Ja, ja! unterbrach ihn der Alte mit kalter Ruhe: wenn Marie das Licht ihrer Augen erhält, verstimmt sich der Ton ihres Innern — wie eine zersprungene Laute, hohl und traurig tönt dann ihr Gemüth, so sagte die malaiische Prophetin — und da liegt die Laute; der Teufel — Gott vergebe es mir — stimme sie wieder!

Ein Diener des Arztes trat ein und meldete, daß sein Herr mit der Jungfrau sogleich hier sein würde.

Schnell, schnell, lauf! rief Wilhelm; besorge eine neue Laute! und indem er sich bückte, die Trümmer des Instrumentes aufzulesen, fiel Mariens Locke aus seinem Busen, die er an einer goldenen Kette um den Hals trug. Er küßte dieses theure Pfand und eilte mit dem zerbrochenen Instrument hinaus zum Vater.

Jan de Witte war auch gegenwärtig. Mit ruhigem Ernst stand er am Fenster und sah auf Wilhelm mitleidig herab, der mit Unruhe hereinstürzte.

Eure Oranischen Zechbrüder haben Euch gestern vergebens erwartet! sagte er höhnisch.

Ach, laßt, laßt das jetzt! entgegnete Wilhelm in Hast. Wo ist der Vater? —

Noch in seinem Kabinet. — Doch daß Ihr so eigentlich nicht zu der Familie Euch rechnen könnt, nicht den de Witte's angehört, zeigt Ihr ja jetzt durch Euern Umgang deutlich — wie sollte auch solch' Blut in Eueren Adern fließen!

Stolz sah ihn Wilhelm an und ging schweigend in des Vaters Kabinet.

Ein Wagen rollte in den Hof. Wilhelm stürzte hinaus. Jan blieb am Fenster stehen und lachte hell auf.

Nun, was soll das? fragte Herr Adrian verdrießlich.

Der arme Wilhelm! der arme, arme Junge! rief immer noch lachend de Witte, als schon Wilhelm an der Hand des Arztes hereintrat.

Habe wohl dies Ungestüm erwartet, sagte dieser im Hereintreten: und deßhalb kam ich auch voraus. Meine Elisabeth wird Marie hergeleiten; dann bitt' ich aber, junger Herr, fein gelassen, alles Ueberspannte, Ergreifende muß in Euch verschlossen bleiben. Auch Ihr, werther Freund, müßt hübsch ruhig bleiben, sagte er, sich zum Vater wendend: jede Gemüthbewegung, jede Thräne in dem kaum geöffneten Auge ist Gift für selbiges. Deßhalb, Ihr Herren, kömmt Marie, wendet Euer Herz mit dankbarem Gemüthe zu Gott, faßt Euch, verschließt Eure stürmische Freude in Eure Brust und schonet die kaum Genesene.

Wilhelm versprach's durch einen Händedruck, der Vater mit ruhigem Ernst.

Der Wagen fuhr vor, die Bewegung im Hause verkündete es. Der alte Wilmsen drückte den jungen van Eyk in das Fenster zurück, worin Herr Adrian, den Blick dankend zum Himmel gerichtet, stand. Die Thüre öffnete sich, — da faßte Wilhelm, im Drange seines Herzens, de Witte's Hand und zog ihn mit sich fort, Marien entgegen.

Mein Wilhelm! rief diese aus, warf den Schleier zurück — ein ungewisser Blick traf die beiden Jünglinge. Du bist's! rief sie und sank in de Witte's Arme.

Noch berührten ihre glühenden Lippen den Mund des überraschten Jan's, als Herr Adrian mit ausgebreiteten Armen zu ihr eilte und mit dem Ausruf: Mein Kind! mein innigst geliebtes Kind! sie in seine Arme schloß. — Kopfschüttelnd stand Herr Wilmsen ihr zur Seite, während Eli-

sabeth die beiden Jünglinge schweigend und staunend betrachtete. Der eine, größer und schöner, sah mit feurigen, begehrlichen Augen nach der reizenden Marie hin; als ob ein Traum sein Auge umschwebe, so verwundert sah er auf die himmlische Gestalt. Der Andere sah mit seinem, von Blatternarben verstellten Gesicht starr und stumm vor sich hin; finster war sein Auge, schmerzvoll sein Blick. Da hob sich das Mädchen aus der Umarmung des Vaters empor — eine Bewegung sagte diesem, wohin sie sich wenden wollte.

Du irrst, sagte Herr Adrian, sie zurückhaltend: jener dort ist Wilhelm von Eyk, dieser, Dein Vetter Jan de Witte.

Dieser, mein Vater, sagte Marie verwundert, ist Wilhelm van Eyk.

Verzeiht! sagte sie, indem sie sich ihm näherte und freundlich seine Hand faßte — in meinem Herzen war Euer Bild, nicht in meinen Augen.

Eva! rief mit hohlem Ton der alte Jakob, der am Kamine stand.

Alle sahen sich nach dem Unkenrufe um, nur Wilhelm, noch Mariens Hand in der seinen festhaltend, sah stumm vor sich hin und achtete auf nichts.

Und Ihr sagt mir kein freundliches Wort? fragte ihn nun Marie.

Er sah auf in ihre großen, offenen blauen Augen. Die herrliche Gestalt, durch den Götterstrahl des Augenlichts verschönt, stand freundlich vor ihm. Er drückte innig ihre Hand, nahm die Locke von seinem Herzen, küßte sie und ging schweigend zur Thüre hinaus.

Alles war in Bewegung. Elisabeth, die ihn mit gesenktem Haupte über die Straße gehen sah, zog die träumende Marie zu sich und sagte ihr zürnend: Was betrauerst Du jetzt? daß Du der Stütze Deiner Kindheit, Deinem Jugendfreund, Deinem Geliebten wehe thatest, oder daß Du Dein geträumtes Ideal nicht wieder fandest?

Ich hab' es gefunden! sagte Marie leise, als schauderte sie vor der Sünde.

Jener dort? fragte Elisabeth: jener mit dem stolzen, herrischen Blick?

Marie schwieg.

So wäre es besser, meines Vaters Hand hätte gezittert und Dich um Dein Augenlicht betrogen, als daß Dich Dein Auge um Deinen Himmel betrügt!

Wilmsen trat hinzu, er fühlte nach ihrem Puls — er ging heftig. — Zu Bette! sagte er besorgt. Und Du Elisabeth, schweigst! Er nahm ein Tuch und band es um Mariens Augen.

Gute Nacht! sagte Marie, als die Binde wieder Nacht um sie gebreitet hatte; Gute Nacht, Jan! sie streckte die Hand aus. Er ergriff sie, drückte einen glühenden Kuß darauf, und der leise Druck ihrer Hand verrieth ihm ihr Herz.

Zehn Uhr war vorbei und noch floh der Schlaf Mariens Augen.

Elisabeth hatte sie verlassen, und nur Magdalene, ihr Mädchen, war noch bei ihr.

Ist er noch nicht zu Hause? fragte sie endlich. Das Mädchen ging, kam wieder und verneinte es.

Alles im Hause war noch auf. Mehrere Boten, nach dem jungen van Eyk geschickt, hatten ihn nirgend gefunden. Schickt nur zum Rath von Holland, zum alten van der Graaf, da wird er wohl sein und für den Prinzen beten, sagte Jan höhnisch.

Man schickte hin. Auch da war er nicht. Mitternacht nahte, immer noch war er nicht da. Marie ließ den Vater bitten, zu ihr zu kommen. Mit Heftigkeit forderte sie von ihm, Wilhelm herbeizuschaffen. Ich habe ihn ins Elend gejagt, und das überleb' ich nicht! sagte sie, außer sich, und ergriff des Vaters Hand. Meine Kälte hat ihn zur Verzweiflung gebracht! Da schlug die Glocke Zwölf. Die Schelle des Hauses tönte stark. Marie fuhr zusammen, der Vater eilte hinaus.

Laßt mich! laßt mich! hörte jetzt Marie Wilhelm rufen. Laßt mich allein, ich kann sie jetzt nicht sehen!

Er ist wieder zurück! sagte Herr Adrian im Hereintreten.

Und will mich nicht sehen! schluchzte Marie.

Er schien verstört, mein Kind. Beruhige Dich, morgen sollst Du ihn sehen, sprechen; morgen wird sich Alles ordnen. Er verließ Marie und eilte zu Wilhelm.

Nach mancher durchweinten Stunde schlummerte Marie ein, und schon stand die Sonne hoch am Horizont, als sie erwachte.

War er noch nicht hier? fragte Marie, als sie am Morgen die Augen öffnete und die Binde abnahm. — Aber mein Gott, Vater, was ist Dir? Auch Du, Elisabeth, auch Du so verstört! was ist ihm geschehen?

Beruhige Dich, Marie, sagte Elisabeth, die zu ihren Füßen gesessen: Er lebt — Händel, die sich bald wieder ausgleichen werden, haben ihn in Verdrießlichkeiten gebracht.

Gerechter Gott! rief Marie und sprang vom Lager auf.

Beruhige Dich, er ist nur in anständigem Verwahrsam.

Gefangen? sagte Marie ganz ruhig scheinend — und weßhalb?

Der Vater winkte zu schweigen.

Warum es ihr verheimlichen, sagte Elisabeth, da ich fest überzeugt bin, die Sache ist ohne Folgen für ihn; er ist unschuldig. Höre mich ruhig an, Marie, und denke an Deine Augen.

Diese Nacht ist der Rathpensionair de Witte von Mördern überfallen und schwer verwundet worden. Den Einen haben sie erwischt, es ist Herr

Jakob van der Graf, die andern sind entflohen. Wilhelm war gestern Abend unter ihnen, man hält ihn für einen Mitschuldigen.

Großer Gott! schrie Marie laut auf.

Beruhige Dich, mein Kind! sagte der Vater. Daß Wilhelm keinen Theil an diesem Frevel hat, des bin ich gewiß. Nur freilich in dieser verhängnißvollen Zeit ist es ein gefährliches Spiel, sich in die Parteien zu werfen. Doch die Unschuld beschützt Gott!

Die beschützt Gott! murmelte Marie still vor sich, und verfiel in Nachdenken. Plötzlich rief sie aus: Lasset Jan rufen, ich muß ihn sprechen.

De Witte? fragte Elisabeth.

Ja, ja, ihn! rief Marie schon ungeduldig werdend. — Nun, was siehst Du mich so an, Elisabeth? Ich will ihn sprechen — er soll gleich kommen — geschwind, schickt zu ihm.

Der Vater entfernte sich, ihre Wünsche zu erfüllen. Er ging, um den alten Jakob zu rufen, diesen fand er in seiner Stube knieend und still vor sich betend.

Herr van der Kuylen, Gottesfurcht ehrend, wo er sie auch fand, blieb schweigend an der offenen Thüre stehen und wartete, bis der Alte geendet hatte. — Du betetest? fragte er ihn gerührt.

Ja, Herr! erwiderte der Diener und sah noch bewegt gen Himmel; für unseren jungen Herrn habe ich mein Gebet zum Vater da oben geschickt.

Fürchte nichts für ihn, sagte Herr Adrian: wir wollen ihn schon bald wieder befreien und sollte es die Hälfte meines Vermögens kosten.

Ach! dafür fürchte ich nicht! antwortete kopfschüttelnd Jakob: Ich fürchte nicht die Macht der Weißen *), ich fürchte nur den Schwarzen, daß er keine Macht über ihn gewinne. Die Jungfrau hat ihm weh gethan, durch Eva — ach, mein Gott! da kommt mir dieses verdammte malaiische Mädchen wieder vor die Augen — na — durch Eva kam Adam zum Falle, und wer weiß es nicht, was die Verzweiflung auf ein gereiztes Gemüth vermag. Ueberdies Herr! sahen Sie denn nicht, wie Mariechen dem Jan, dem stolzen de Witte, in die Arme fiel und ihr Auge gar nicht wieder von ihm abwenden konnte? Der Rathpensionair ist sein Ohm, auf ihn verläßt sich der stolze Herr. Wenn nun —

Schweig', um Gotteswillen schweig', rief Herr Adrian: Du Unglückvogel! Du und Deine Prophetin.

Sprechen wahr! fiel Jacob ein: Ist nicht schon Herzeleid genug über meinen guten Herrn Adrian van Kuylen und sein Haus gekommen, seit den paar Stunden, daß die Jungfer wieder sehen kann? Wollte Gott, die malaiische Hexe hätte gelogen.

---

*) Anspielung auf den Namen de Witte.

Laß das! unterbrach ihn Herr Adrian: Geh' zu dem Vetter Jan, und sag' ihm, er möchte gleich herkommen, meine Tochter wünsche ihn zu sprechen.

Zu de Witte soll ich gehen? — jetzt zu einem von Denen? — und Eure Tochter will ihn sprechen? — Lieber Herr, das thut kein gut, glaubt mir's, die beiden jungen Herren sind Feinde.

Adrian sah ihn starr an.

Ja, ja! fuhr Jakob fort: schon als Kinder paßten sie nicht zusammen. Als sie älter wurden, da trennten sie sich ganz — und jetzt, seit gestern Nachmittag, da möchte wohl die Feindschaft feste Wurzeln geschlagen haben.

Geh' und rufe ihn! sagte Adrian streng. Schweigend ging Jakob.

Elisabeth hatte Marie nicht verlassen, die mit sichtbarer Ungeduld Jan erwartete. — Elisabeth beobachtete sie, und zu genau mit dem weiblichen Herzen vertraut, lagen die Empfindungen, die jetzt Mariens Herz bestürmten, unverschleiert vor ihr. Sie suchte das Gespräch auf Wilhelm zu leiten — vergebens — Marie vermied es, und brach kurz und schnell ab, wenn Elisabeth nur leise dahin deuten wollte. Sie schien sogar zu wünschen, daß ihre Freundin sie verlassen möchte, doch Elisabeth, hier so fest wie sie, schien es nicht zu merken und blieb.

Jan erschien. Freundlich ging er ihr entgegen. — Euer Wunsch, mich zu sprechen, schöne Muhme, hat mich von dem Sterbebette meines Ohms gerufen, den ich, um Euch Eure Bitte zu gewähren, verlassen habe. Was ist Euer Begehr?

Jan! sagte Marie und sah ihn mit den schönen Augen seelenvoll und lieblich an: Ihr wißt, Wilhelm ist gefangen — gewiß unschuldig — es bedarf nur eines Wortes von Euch bei Eurem Ohm.

Tausende, wenn Ihr es wollt! rief Jan von dem Strahl ihres Auges ergriffen. Doch, setzte er ruhiger hinzu: mein Ohm hat der Stunden vielleicht nur wenig noch zu leben, und wenige also, in denen er wirken kann.

Deßhalb eilt, eilt, den Armen zu retten! rief Marie.

Und ist er Euch denn gar so theuer? sagte de Witte und sah forschend und düster ihr in's Auge.

Ach eilt, lieber Vetter! unterbrach ihn das Mädchen, indem sie ihn mit sich nach der Thüre zog: Ihr wißt ja, ich dank' ihm so viel — er war mir Alles!

Er war? wiederholte Elisabeth unwillkürlich.

War! war! rief zugleich Jan mit Feuer: und ist — —

Großer Gott! unterbrach ihn Marie schnell! ängstiget mich nicht — erfüllt meine Bitte — geht!

Und was ist mein Lohn? sagte Jan, ihre Hand ergreifend.

Was Ihr verlangt! entgegnete Marie erröthend und mit ungewisser Stimme.

Nur mein Herz wird ihn fordern! rief Jan, drückte ihre Hand stürmisch an sich und eilte schnell von dannen.

Marie! rief Elisabeth, und aus ihrem ganzen Wesen sprach ernster Unmuth. Marie, sanfte, himmlische Blinde, was bist Du jetzt, da Dein brennendes Auge leidenschaftlich umher schaut — schließe es wieder. Mit diesem Licht stahl ein finsterer Geist sich in Dein frommes Gemüth und zerstörte Deinen Himmel.

Marie trat würdevoll vor die Erzürnte hin und sprach mit festem Ernste: Kämpfen will ich für das Heilige, so lange ich kann, und sollte ich darüber vergehen. Aber Du Hartherzige, die Du alles, was Du empfunden, stets mit Deinen Augen zum Herzen gezogen hast, verdamme nicht freventlich die Blinde, die sich selbst Gebilde schaffen mußte, und — sich täuschte. — Ich bitte Dich nun, Elisabeth, fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie an der Freundin Brust sich ausgeweint hatte: schweig von ihm und überlasse mich meinem feindlichen Geschick.

Des andern Tages trat Jan de Witte in Mariens Zimmer, so wie es schien, still und traurig.

Nun, Vetter! rief sie ihm mit Hast entgegen: nun? —

Erwartet von der Zeit, liebe Marie, laßt die Hoffnung nicht sinken, noch hält der Ankergrund fest. Ihn jetzt los zu geben wäre thöricht — erst muß ja die Untersuchung beendigt sein.

Kalter Mensch! unterbrach ihn Marie: Erst wollt ihr mein Herz zu Tode martern? — Nein, jetzt! — jetzt!

Jan zuckte mit den Achseln.

Seht! fuhr sie fort: Säßet Ihr im Gefängnisse, stände Wilhelm hier, und die blinde Marie hätte ihn bei ihrer Liebe beschworen, Euch zu retten — er hätte es gethan mit Aufopferung seines eigenen Glücks.

Glaubt Ihr, rief Jan, und sein Arm umschlang sie: glaubt Ihr, daß der Talisman Eurer Liebe nicht gleiche Macht über mich übt?

Nun, so zeigt es mit der That! entgegnete Marie und wandt sich sanft und freundlich aus seinen Armen.

Wohlan! ich führe ihn her zu Euern Füßen, wenn Ihr es verlangt.

Ach, ist er nur gerettet, dies genügt mir schon! unterbrach ihn Marie, und erröthete über das, was sie eben gesagt.

Holde Marie! rief nun Jan, umschlang sie im höchsten Entzücken, und drückte sie heftig an seine Brust. — Sie duldete den Kuß, den er auf ihre Lippen preßte, und den er triumphirend als Siegeszeichen davon trug.

Herr Wilmsen kam, Marie zu besuchen. Er ermahnte zur Ruhe

und war nicht ganz mit den Augen zufrieden — doch brachte er die für Alle so angenehme Nachricht, daß der Rathpensionair außer Lebensgefahr sei, da keine der Wunden tödtlich wäre. — Elisabeth erschien heute nicht.

Die Begebenheiten der vorigen Tage hatten die Ruhe und den Gleichmuth des Herrn Advian erschüttert. Der Gedanke, daß sein lieber Sohn, sein Wilhelm, als Staatsverbrecher gefangen saß, war ihm fürchterlich. Er bot alles auf, benutzte jede Verbindung, die ihm sein Geld und seine Bekanntschaft in Menge gab, aber alles schien vergebens.

Zwar hatten selbst Löwensteimer, die jetzigen Conjunkturen berücksichtigend, den Rathpensionair gebeten, die Untersuchung gegen Jakob van der Graaf und Wilhelm van Eyk einstellen zu lassen und die Sache nicht aufs äußerste zu treiben. Man hatte ihm den Vorschlag gethan, den beiden jungen Leuten die Gelegenheit zur Flucht zu geben; — vergebens! Der eiserne Republikaner bestand auf strenge Gerechtigkeit. Selbst sein Bruder, der finstere Seemann Cornelius, war für gelindere Maßregeln.

Und sollte ich unter des Henkers Beil meinen grauen Kopf legen, so müssen sie auf dem Blutgerüste sterben! sagte der Unbiegsame, — und die Untersuchung begann.

Jakob van der Graaf leugnete fest, daß Wilhelm van Eyk Theil an dem Ueberfall genommen habe. Er hatte, so sagte er aus: gleich, so wie sie im Weinrausch den Vorschlag gemacht, zur Rettung des Vaterlandes den Rathpensionair zu morden, seinen Abscheu heftig dagegen ausgedrückt, und als man ihn deßhalb verspottet, sei er schnell aufgebrochen und davon gegangen.

Den Richtern leuchtete es ein, daß Wilhelm, der seit vierzehn Tagen zum ersten Male aus Ostindien nach Holland gekommen, unmöglich aus Rachgier einen so mörderischen Plan gefaßt haben und durch seine Stellung zu wenig in die Verhältnisse der verschiedenen Parteien verknüpft sein konnte, um aus politischen Gründen die Hand zu dieser blutigen That geboten zu haben. Auch sprach für ihn, daß er nicht den mindesten Versuch zu entfliehen gemacht, und daß er, als man ihn in seiner Wohnung im Bette fand, von Erstaunen und Abscheu über diese That ergriffen gewesen sei.

Alle Richter des Hofs von Holland, der diese Sache leitete, waren für ihn wohlthuend gestimmt, schon ehe er selbst zum Verhör geführt worden war. Als er aber ihnen gegenüber stand, dumpfes Schweigen, kalte Gefühllosigkeit aus jeder Miene und jeder Geberde sprach, sein Auge nur starre Verzweiflung ausdrückte, und er nichts, auch gar nichts zu seiner Entschuldigung vortrug, da schüttelten die alten Herren die Köpfe und sonderbare Zweifel stiegen in ihnen auf. Daß eine böse That sein Gewissen belaste, schien ihnen gewiß, war es auch nicht das ihm angeschuldigte Verbrechen.

Jan de Witte theilte in dieser Zeit seine Stunden zwischen seinem kranken Ohm und Marien. Ehrgeizig, wie alle Glieder dieser Familie hatte er nur ein Ziel vor Augen, nach dem er strebte; die Mittel, dahin zu gelangen, waren ihm gleichgiltig. Reichthum und Ehre waren die Götzen, die er anbetete, aber beide vereint und ungetrennt. Früher in Batavia hatten ihn wohl die Reichthümer gelockt, die ihm mit Mariens Hand zuströmen konnten, aber das blinde Mädchen hatte seine leidenschaftliche Sinnlichkeit zu wenig angesprochen. Ueberdies hätte ihn diese Verbindung an das stille bürgerliche Leben und an das Gewerbe des Kaufmannes gebunden, und deßhalb ging er nicht in den Plan seiner beiden Ohme ein, durch diese Heirath sein Glück zu gründen, so viel Mühe sie sich auch gaben, ihn dazu zu bewegen. Da alle Vorstellungen vergebens waren, so riefen sie ihn von Batavia nach Holland zurück, damit er hier eine neue Laufbahn betrete. Er wählte das Meer zu seiner Braut, und mit Recht; das Meer bot den meisten Gewinn, die meiste Ehre dar. Bei seinem ersten Probestück, als die Fregatte, die Schwalbe, mit welcher er von Batavia zurückkehrte, im Kanal von zwei französischen Kriegschiffen angegriffen wurde, hatte er einen wilden, kühnen Muth bewiesen. Sein Oheim Cornelius vertraute ihm kurz darauf das Commando eines Kapers von zwölf Kanonen an, den mehrere Löwensteiner aus Dortrecht und Rotterdam ausgerüstet hatten. Er lief aus, enterte einen Dunkerker und brachte ihn im Triumph zurück. Alles dies hatte ihm die Liebe, besonders von Cornelius de Witte, erworben.

Jetzt aber, da Marie im vollen Glanze einer üppigen Schönheit vor ihm stand, da der Kuß ihrer glühenden Lippen noch auf seinem Munde brannte, und er dieses schöne Mädchen in seinen Armen gehalten, an seine Brust gedrückt hatte, da stieg mit wilder Kraft der Gedanke in ihm auf, Marie zu besitzen, es koste, was es wolle. Daß ihre Sinne sich zu ihm neigten, hatte ihm schon ihr Kuß gesagt; daß er aber auch, um einen bleibenden, tiefen Eindruck auf ihr Herz zu machen, sein wildes herrisches Wesen ablegen mußte, dies fühlte er im ersten Augenblicke, und er fürchtete diese Klippe, denn Verstellung wurde ihm schwer.

Wie gelegen, so ganz zu seinem Plane passend, mußte ihm daher der meuchelmörderische Versuch auf die Person des Rathpensionairs kommen. Schnell benutzte er diese Begebenheit zu seinem Vortheile. Durch ihn erfuhr man die Verbindung Wilhelms mit den Brüdern van der Graaf; er war die Ursache seiner Gefangennehmung.

Mehr als je, und aus mehr als einem Grunde, war ihm Mariens Besitz jetzt wünschenswerth. Die Partei der Löwensteiner spielte nur noch ein gewagtes Spiel, das konnten sie sich selbst nicht verbergen; auch Jan sah den Abgrund sehr gut, an dem sie standen. Siegte Oranien, so galt es Ehre, Leben, Freiheit und Güter, und ihm blieb nichts — als sein Muth. Auf diesen Fall, im Schooße des Reichthums, im Arm eines schönen, herr-

lichen Weibes, sich nach Indien zurückziehen zu können und dort günstigere Zeiten abzuwarten, war freilich eine tröstende Aussicht, und fest beschloß er Wilhelms Untergang.

Mit einer Gewandtheit, die selbst dem alten Staatmann sein wahres Inneres verschloß, betrieb Jan die Sache. Den Bürgermeister von Dortrecht ließ er nun immer mehr und mehr in sein Herz blicken; zu ihm hatte er mehr Zutrauen, denn er kannte dessen wildes, unversöhnliches Gemüth und fürchtete ihn weniger, als den achtenswerthen, festen Charakter des Rathpensionairs. Er entdeckte sich ihm endlich ganz. Cornelius ging willig mit ihm in seine Pläne ein; er hielt die Verbindung seines Neffen mit Marien der Partei der Löwensteiner sowohl, wie der Familie, für zuträglich, und es kam ihnen beiden daher sehr ungelegen, daß van der Graaf in seiner Aussage für Wilhelm gesprochen und die Herren vom Rath von Holland, welche die Richter in dieser Sache waren, für ihn gestimmt hatten.

Man lasse ihn entfliehen, sagte Cornelius: ist er einmal fort, darf er nie mehr zurückkehren, und Dir ist bei Marien dieser Weichling nicht mehr im Wege.

Ja, durch mich muß er seine Freiheit erlangen! rief Jan. Danken soll sie mir, daß ich ihren Jugendfreund, ihren benarbten Geliebten, setzte er spöttisch hinzu, gerettet habe. Diese edle Handlung soll die Liebesseche in meine Arme führen.

Alles wurde verabredet, Cornelius übernahm es, auch ohne den Willen seines Bruders, die Sache einzuleiten. Der Kerkermeister, den Cornelius leicht glauben machen konnte, es geschehe mit Vorwissen des Rathpensionairs, erhielt eine bedeutende Summe van Jan und bot willig die Hand.

Das Schloß des Kerkers rasselte, die eiserne Thür öffnete sich, der Pharisäer trat in das enge, dunkle Gewölbe, wo Wilhelm den Kopf gestützt, und starr vor sich hinblickend auf einem Schemel saß. Er sah nicht auf und schien die Eintretenden nicht zu bemerken. Der Kerkermeister entfernte sich. Jan stand stumm vor ihm, kämpfte mit sich selbst, und konnte die Gefühle seines innern bessern Menschen kaum überwältigen.

Wilhelm! rief er endlich, nachdem er wieder mit sich einig geworden war, und den Trauernden sanft bei der Schulter gefaßt hatte: Wilhelm, ich bin's!

Dieser wandte sich langsam, und als er ihn erblickte, überflog eine wilde Flamme das ruhige, bleiche Gesicht. Du? rief er aus: was willst Du hier?!

Dir Deine Freiheit bringen! sagte Jan, indem er den Schlüssel nahm, die Ketten zu lösen.

Du? rief Wilhelm mehr grimmig als verwundert.

Nun ja, ich! Der Kerkermeister ist bestochen, die Thüren sind auf, draußen harret ein Diener mit zwei Pferden, eile nach Utrecht, Alles ist zu Deiner Flucht bereitet und geordnet. Während dem hatte er das Schloß der Kette geöffnet und sie fielen klirrend zu Boden.

Wilhelm erhob sich langsam von seinem Sitze.

Zögere nicht! sprach Jan mit Eile. Geschwind, die Zeit ist kostbar, es gilt Dein Leben! Hier, nimm dies Geld!

Von Dir?! rief der Jüngling und warf das Geld zu seinen Füßen. Durch Dich ist die Freiheit ein Kerker, das Leben nur Tod! Er drehte ihm den Rücken zu.

Wilhelm! sagte noch einmal Jan, von den Worten des Jünglings erschüttert: folge mir, ich bitte Dich. Thue es Marien wegen, die um Dich verzweifelt.

Ein schmerzliches Lächeln verbreitete sich über Wilhelms Gesicht, doch bald verschwand es und mit bitterem Hohn rief er: Marie? Ja, ja um ihretwillen!

Nun, so komm, komm! sprach Jan und faßte seine Hand.

Geh'! sagte Wilhelm, sie ihm entziehend. Geh' und sag' ihr, ich ginge mit Freuden in den Tod; blutig sei das Pfand gewesen, welches ich ihr gab, Blut soll es einlösen. Du zauderst? So geh' nur! wir haben ja doch keinen Theil an einander! Er warf einen stolzen Blick auf ihn, setzte sich an den Tisch, stützte seinen Kopf in die Hand und blickte nicht mehr auf.

Noch einmal versuchte Jan, ihn aus dieser Starrsucht zu reißen und ihn zur Flucht zu bewegen. Nur ein verächtlicher Blick ward ihm zur Antwort.

Jan blieb noch sinnend vor ihm stehen, dann rief er grimmig aus: Wohlan! wenn ich das Brautbett besteige, stolzer Narr, dann besteige Du das Blutgerüst!

Die Thüre flog hinter ihm zu, der Kerker wurde geschlossen.

Des andern Morgens fand der Rathpensionair beim Erwachen einen anonymen Brief folgenden Inhalts: „Sein Neffe, Jan de Witte, habe sich durch Wilhelm von Eyl's Bitten bewegen lassen, ihn aus dem Gefängnisse zu führen. Der Kerkermeister sei bestochen und habe van Eyk's Briefe besorgt. Die vergangene Nacht sei zur Ausführung bestimmt und alles schon beredet, der Gefangene selbst schon entfesselt gewesen, als ein unvermuthetes Hinderniß eingetreten sei, das für den Augenblick das Vorhaben hintertrieben hätte. Die kommende Nacht sei zur Ausführung ersehen."

Der Rathpensionair ließ in aller Stille den Kerkermeister gefangen

nehmen und das Gefängniß untersuchen. Man fand van Eyk ohne Ketten. Jan wurde zu ihm beordert — Cornelius trat mit ihm ein. Er gestand dem Rathpensionair sein Verbrechen. Dankbarkeit gegen seinen Ohm van Kuylen, Freundschaft für van Eyk, habe ihn dazu vermocht. Er spielte im Beisein mehrerer Anwesenden seine Rolle meisterhaft und ging demüthig und reuevoll auf sein Zimmer, wohin ihn der Rathpensionair verwies.

Er selbst war der Verfasser des anonymen Briefes gewesen.

Nach einer heimlichen Unterredung der beiden Brüder, in welcher Cornelius den Rathpensionair mit allen Verhältnissen bekannt gemacht, wurde der Kerkermeister auf freien Fuß gesetzt, jedoch sollte er vor der Hand den Haag heimlich meiden, und der Sache wegen der Flucht wurde nur als Beweis erwähnt, daß van Eyk mit unter den Verschwornen gewesen sei, und man daher alle mögliche Mittel versuchen müsse, hinter die Wahrheit zu kommen. Jan erhielt zum Schein vor der Hand Hausarrest.

Die edle Handlung de Witte's, seinen Freund aus dem Gefängnisse befreien zu wollen, durchlief schnell die Stadt; selbst über ihn, der jetzt nirgends mehr sichtbar war, kamen mehrere sonderbare Gerüchte in Umlauf, die wie eine Schneelawine von Mund zu Mund sich vergrößerten Auch Wilmsen hatte am Morgen die Begebenheit mit dem Zusatze vernommen, Jan de Witte wäre von seinem Ohm in Verwahrsam gebracht.

Elisabeth schüttelte ungläubig den Kopf zu dieser Nachricht. Einer solchen Handlung ist Jan nicht fähig, am wenigsten jetzt! sagte sie. In seinem wilden Blicke lauert die Hinterlist, er ist ein Bösewicht, und ich kann nicht begreifen, wie Marie, die holde, sanfte Marie, ihr Herz zu ihm wenden kann. — Sie ging mit ihrem Vater zu van Kuylen, um ihm die Botschaft zu bringen, wohl aber mehr, um Marie endlich dahin zu vermögen, offen mit ihr über ihre Verhältnisse zu sprechen.

Marie war bei dieser Nachricht außer sich. Ihr Gesicht glühte vor Freude und Schmerz — sie freute sich der edlen Handlung de Witte's und vergaß doch ganz den Lohn, den er dafür erwartete. Tief bekümmerte es sie, daß Wilhelm seine Rettung verschmäht hatte. Ach, wie gern hätte sie ihn gerettet, wie gern zu Schiffe gesehen; entfernt, ja entfernt, daß nicht mehr sein zürnendes Bild vor ihren Blick trete und sie an Treue mahne.

Sie war heute besonders weich gestimmt und hörte ruhig zu, als Elisabeth die Vergangenheit berührte, von Wilhelm mit Innigkeit und Wärme sprach; und als sie endlich ausrief: Du bist mir ein Räthsel, ich verstand Dich, als Du noch blind warst, jetzt' verstehe ich Dich nicht mehr! — Da trat Marie mit schmerzlichem Lächeln vor sie, ergriff ihre Hand und sagte wehmüthig: Ich glaube es Dir wohl, Liebe! — verstehe ich mich doch selbst kaum!

Elisabeth! fuhr sie nach einer Pause fort: Ich habe es gescheut, mir selbst zu verrathen, was in mir vorgeht; meine Hand hat gezittert, den

Schleier zu lüften, der sich über mein Herz gebreitet hat — aber es zersprengt mir die Brust. Ich will es wagen, will mir, Dir Rechenschaft von meinem Innern geben.

Schon als Kind fühlte ich, Wilhelm liebe mich. Schon seit der Zeit arbeitete meine Phantasie unaufhörlich, mir ein Bild von ihm zu schaffen — selbst leidend und hülflos, schuf ich mir es kräftig und stark. Alles, an was ich mich aus den schönen Jahren der früheren Kindheit, noch ehe ich blind wurde, erinnern konnte, sammelte ich damals, um mir sein Bild daraus zu formen. Das Kind ward zur Jungfrau, das Herz schlug nun lauter; sanfter schien mir nun der Druck seiner Hand, weicher der Ton seiner Stimme, und sein Kuß durchglühte mich jetzt mit einem flüchtigen, himmlischen Feuer, das wohlthuend meine Adern durchrann. Da wurde die Phantasie lebhafter — aus der Nacht, die mich umgab, stahl ich die Lichtfunken, die wie Sternschnuppen um mich her sanken — mein Ohr mußte ersetzen, was dem Auge gebrach; meine Phantasie stahl ihre Träume dem Gehör, dem Gefühl ab. Was ich nur hörte, alles, was Form und Gestalt hatte, erfaßte ich mit Gierigkeit und sammelte es wie die Biene den Blumenstaub, um Honig aus ihm zu bilden. So arbeitete mein Geist unaufhörlich an Formen, wozu der Stoff mir fehlte, die glühenden Bilder meiner Phantasie, phantastisch und überspannt, weil jeder Maßstab mir gebrach, verflogen so schnell wie sie geschaffen waren, und nichts Festes blieb zurück, nichts, als ein luftiges Nebelbild von unerreichbarer Schönheit.

Die Malaiin Eva, von der Du gehört haben wirst, an der ich mit schwesterlicher Liebe hing, erregte in dieser Zeit durch ihre sonderbaren Erzählungen die Bilder meiner Phantasie noch mehr. Sie mußte wohl lieben und unglücklich sein; denn in der Zeit hatte alles was sie sprach, Bezug hierauf. Sie war lebhafter, leidenschaftlicher, und noch in den letzten Tagen unseres Aufenthaltes in Batavia spannte sie meine Sinne auf die Folter. Wilhelm kam an einem solchen Morgen — ach, ich gestand ihm diese Gluth, die mich verzehrte — und — hier stockte sie, ihre Blicke flogen ängstlich umher —: Wir schlossen den Bund für die Ewigkeit und die tolle, wahnsinnige Eva besiegelte ihn mit unserm Blute.

Sie hielt inne und sah geisterhaft vor sich. — Elisabeth schwieg.

Je mehr ich über mich selbst nachdenke, fuhr sie endlich fort, doch senkte sich ihr Blick hierbei zur Erde; desto klarer wird es mir, daß ich nur mein geträumtes Ideal liebte, nicht ihn — daß ich nur alles, was er mir Liebes und Freundliches that, herzlich und liebevoll annahm, als käme es von meinem Traumbilde. — Elisabeth! sagte sie nun mit einer unbeschreiblichen Wehmuth: Als der erste Lichtstrahl durch das geöffnete Auge in mein Inneres drang, da stand mein Traumbild herrlich-schön und kräftig da — es schwebte vor mir, als ich die Treppe hinauf ging in diese Wohnung, als mein Sehnen und Denken sich in dem einzigen Gedanken

vereinte, an seiner Brust zu ruhen, ihn mit Feuerliebe an mein Herz zu drücken. Als die Thür sich öffnete, er vor mir stand, minder schön, aber doch herrlich und groß, dem Urbilde ähnlich, was ich mir aus dem Chaos meiner Nacht erkämpft hatte, zog es mich unwiderstehlich hin in seine Arme.

Und Wilhelm? fragte unwillkürlich Elisabeth.

Frage mich nicht darnach, Elisabeth! Täuschung ist bitter, sehr bitter. — Als mein Vater mir zurief: „das ist Wilhelm van Eyk", und der finstere, gebeugte Mann, mit seinem düstern Blicke auf den Boden geheftet, mich endlich anschaute wie die finstere Vergeltung; als er die blutige Locke an seine Lippen drückte und schweigend ging — da fühlte ich, daß er es nicht war, den ich Jahre lang in mein Herz geschlossen, der vor meinen dunklen Augen gestanden, — nach dem andern Jüngling zog es, zieht es mich noch hin. — Verdamme mich! rief sie plötzlich aus und stand wie eine Verzweifelte vor Elisabeth. Verdamme mich, wenn Du kannst!

Ich verdamme Dich! tönte eine hohle Stimme in ihrer Nähe. Beide fuhren erschrocken auf.

Wer spricht hier! rief die zitternde Elisabeth.

Alles still — nicht der leiseste Laut antwortete.

Sonderbar! rief Elisabeth und schellte, da sie Marie erbleichen sah. — Jakob trat herein.

Was beliebt, Jungfer! fragte der Alte sehr ernst.

Ruft meinen Vater! sagte schnell das Mädchen und unterstützte Marie, die sich krampfhaft an dem Tische hielt.

Das war eine Stimme von Oben! sagte Marie endlich nach einer langen, ängstlichen Pause. Wird er gerichtet und stirbt, dann bin ich verloren, auf mich fällt sein Blut — darum muß ich ihn retten!

Herr Wilmsen kam, er fand sie in heftiger Bewegung. Sie wurde zu Bette gebracht und alles von ihr entfernt.

Des Abends in der Dunkelheit kam Jan. Es freue sie, daß er gekommen, ließ ihm Marie durch ihr Mädchen sagen — sie wisse, was er für Wilhelm habe thun wollen, heute könne sie ihn nicht sprechen, aber morgen wünsche sie ihn in aller Frühe zu sehen.

Jakob van der Graaf wurde des andern Tages von neuem in's Verhör geführt; durch die verbreitete Nachricht von van Eyk's Flucht waren die Richter mißtrauisch geworden. Auf Verlangen der de Witte's wurde van der Graaf noch einmal, und hauptsächlich darüber vernommen, ob van Eyk bei dem mörderischen Anschlage auf den Rathpensionair gegenwärtig gewesen sei. Der Jüngling leugnete standhaft; da verlangte Cornelius de Witte ihn peinlich zu befragen, und das Marterwerkzeug wurde

gebracht; er leugnete; die Marter begann; noch blieb er standhaft — als aber die Schmerzen sich immer mehrten, da erpreßten sie das falsche Geständniß: van Eyk habe Theil genommen und sei bei dem Anschlage auf Johann de Witte's Leben gegenwärtig gewesen.

Gott sei mein Rächer! stöhnte der Unglückliche, als er abgenommen und weggebracht wurde, und sich gegen Cornelius wendend, sagte er mit gebrochener Stimme: Euch geschehe wie mir!

Wie konnte wohl diese Nachricht Herrn Adrian van Kuylen verborgen bleiben! — Kaum daß er es vernommen, als auch die Gewißheit in ihm fest wurde, Wilhelm sei unwiederbringlich verloren; selbst Wilmsen vermochte nicht, dem armen Freunde Trost oder Hoffnung zu reichen. Er hatte versucht, den Gefangenen zu sprechen, vergebens! er erfuhr nur durch den Wärter, daß Herr van Eyk nicht esse und trinke und in stummer Verzweiflung vor sich hin starre, ohne ein Wort zu reden.

Alles bangte nun für Mariens Leben, die gestern schon so angegriffen schien; doch Wilmsen wollte eben zu ihr gehen, als sie selbst in die Stube trat. Sie hatte alles von Margarethe vernommen, war aufgestanden und trat ernst in den Kreis der Ihrigen.

Er sei verloren, glaubt Ihr? rief sie aus: o nein! Ich rette ihn, bezahle was ich ihm schuldig bin — und dann sind wir quitt; setzte sie stolz hinzu. — Man lasse Jan de Witte rufen! Alle sahen sie verwundert an, da man sich ihre Worte und ihr ruhiges Benehmen nicht erklären konnte, nur Elisabeth verstand sie und sah mitleidig, fast mit Verachtung auf sie herab. Marie bemerkte es, sprach kein Wort, stand am Fenster und erwartete so, wie es schien, Jan mit Ruhe. — Er kam.

Vetter! sagte sie, seine Hand ergreifend: daß ich Euch nicht gleichgiltig bin, habt Ihr mir schon gesagt, was ich für Euch fühle, wißt Ihr gewiß — mein Besitz, meine Hand ist mit Wilhelm van Eyk's Leben innig verwebt. Ist er morgen frei, so schwöre ich Euch hier vor Gott dem Allmächtigen, ich bin des andern Tages Eure Verlobte. — Ihr mein Vater, werdet nicht der Mörder Eures Sohnes werden, und ohne daß Ihr meinen Entschluß billigt, ist er verloren. Ihr willigt ein?

Ja! sagte mit gepreßter Stimme Herr Adrian.

Ihr habt es gehört, Jan! handelt darnach, denn eben so heilig schwöre ich Euch, Wilhelms Todesstunde ist auch die meinige.

Aus Jan's Auge blitzte die teuflische Freude, daß sein Plan gelungen sei. — Aber, fügte er der Ergießung seiner Liebe hinzu: will ich ihm auch zur Flucht behülflich sein, so stößt er doch meine Hand zurück — er hat es gestern bewiesen.

Marie stutzte, doch schnell faßte sie sich — Ordnet alles an, sagte sie: heute Abend wird mich mein Vater zu ihm geleiten — meinen, seinen Bitten widersteht er nicht; um 10 Uhr erwarten wir Euch!

Glück auf! rief Eliſabeth: Du haſt Dich dem Teufel verſchworen — Deine Seele iſt dahin!

Amen! ſagte Marie ruhig und ging.

Dumpf tönten die Fußtritte durch die finſtern Gefängnißhallen. Eine Ordre der gefürchteten de Witte's öffnete die Riegel zu dem Kerker. Adrian und Marie traten ein.

Mein Vater! ſchluchzte Wilhelm und hing an ſeinem Halſe.

Mein Sohn! rief Adrian: Sehen wir uns hier wieder?

Ja wohl, Vater! antwortete Wilhelm, ſich von ihm loswindend.

Ihr hier? ſagte er mit Würde, als er Marie erblickte. Was wollt Ihr von mir?

Dich retten! rief Herr Adrian ſtatt ihrer, denn ſie ſtand ſprachlos und wagte nicht, den Gefangenen anzublicken.

Mich retten? ſagte er finſter. Mich rettet nur Gott!

Flieht! flieht! rief Marie: um Gotteswillen flieht, ſonſt ſeid Ihr verloren und ich mit Euch!

Ja, guter Sohn, flieh'! verbirg Dich in fremden Landen, bis Du wieder zu mir zurückkehren kannſt! bat Herr Adrian.

Ich habe nichts mehr zu verlieren, als meine Ehre, entgegnete Wilhelm ernſt: die ließ' ich im Kerker zurück, folgt' ich Euern Bitten. Fall' ich unter Henkers Hand, ſo komme mein Blut über meine Feinde!

Allbarmherziger Gott! ſchrie Marie und ſank auf den hölzernen Seſſel.

Sie klagt ſich als Deine Mörderin an, mein Wilhelm! rief der alte van Kuylen, und unterſtützte ſeine zitternde Tochter.

Marie! ſagte Wilhelm, als ſie ſich erholt hatte, ernſt und feierlich: Was wir mit einander abzurechnen haben, iſt nicht mit blutigen Buchſtaben in Dein Schuldbuch geſchrieben. Du haſt keinen Theil an meinem Tode, er komme nicht über Dich! — Wir ſcheiden verſöhnt! fuhr er nach einer Pauſe fort und reichte ihr die Hand. Leb' wohl! — leb' glücklich! — Auch Ihr, mein Vater, lebet wohl! rief er aus, indem er ſeine Hand küßte. Nehmt meinen Dank für Eure Liebe! lebt wohl! — Er trat an die kleine Oeffnung, durch die der Mond ſo eben freundlich blickte, ſchauete gen Himmel und ſammelte Muth.

Und Du willſt nicht folgen, willſt Dich ſelbſt dem Tode weihen, Wilhelm? ſagte nun Marie mit aller Weichheit ihrer Stimme und ſah ihn ſchmerzlich an.

Ach, Wilhelm, kennteſt Du das Opfer, das ſie für Deine Rettung bringen muß! rief Herr Adrian.

Opfer? fragte Wilhelm, es halb errathend.

Ja, mein Sohn! sagte der unglückliche Vater. Sie ist für die de Witte's der Preis Deiner Rettung.

Da trat Wilhelm vor Marie, ergriff ihre beiden Hände und sah ihr forschend in's Auge: Du brachtest mir dies Opfer? rief er aus. Du schlägst Die Augen nieder? — Ich verstehe! — Hier, nimm die Locke zurück, ich bedarf ihrer nicht mehr — Du bist frei — und — ich sterbe!

Sohn! Wilhelm! rief Adrian. Stumm sank Marie zu seinen Füßen und umklammerte seine Knie. Sei barmherzig und fliehe! Ach, nur noch kurze Augenblicke steht es in Deiner Gewalt. Flieh'! rette Dich — rette mein Kind!

Wilhelm! rief Marie und klammerte sich inniger an ihn an: fliehe! Sie hat geschworen, jammerte der Vater: mit Dir zu sterben, und ich stehe kinderlos am Rande der Gruft.

So halte diesen Schwur treuer, wie den Schwur der Liebe, sagte Wilhelm, indem er sie sanft zu sich hob, und einen leisen Kuß auf ihre zitternden Lippen drückte: dann gehst Du rein und heilig mit mir hinüber — und bist mein für die Ewigkeit!

Marie lag noch in seinen Armen und sah, wie in tiefen Gedanken versunken, ihn verwundert an. — Dein werd' ich dann auf ewig? murmelte sie sinnend, und plötzlich fuhr sie auf, ergriff des Vaters Hand und rief heftig aus: Er will meinen Tod mit dem seinen erkaufen! Nein, er lebe, diese Wonne werde Dir Selbstsüchtigen nicht! — sie zog ihren Vater mit sich fort und verließ den Kerker.

Jan! sagte Marie zu de Witte, der vor dem Gefängniß ihrer wartete: er will nicht folgen, er sucht seinen Tod, da er weiß, ich falle mit ihm. Er kennt Marie. Morgen muß er durch den Mund der Richter freigesprochen werden, und ich reiche Euch noch am Abend meine Hand, oder mir den Giftbecher. Wählt! — Jan wollte sprechen — Schweigt und handelt! sagte sie und ließ ihn staunend stehen.

In der nemlichen Nacht wurde Jakob van der Graaf noch einmal vernommen. Er betheuerte, daß ihm nur die Folter das falsche Zeugniß wider van Eik ausgepreßt habe. Sein Todesurtheil wurde gesprochen; das Urtheil über van Eyk bis auf den andern Tag verschoben.

Auf dem Marktplatze, dem Hause, wo van Kuylen wohnte, gegenüber, wurde in der Nacht Alles zu der morgenden Hinrichtung in Stand gesetzt. Als Marie am Morgen ihr brünstiges Gebet zum Himmel geschickt hatte, die Sonne, vielleicht zum letzten Male, begrüßen wollte, da stellte sich ihr das schwarze Gerüst mahnend entgegen. Sie erblickte es, sah die wogende Menge, und der Tod schien ihr von dort her zu winken.

Da stürzte Jan, durch die Menge sich windend, mit wehendem Tuche dem Hause zu. Er ist frei! rief er, als er eintrat. Eben hat der Rath von Holland ihn freigesprochen, nur — setzte er mit trauriger, heuchlerischer Miene hinzu — nur ist er nach Gröningen verwiesen und darf nie wieder das Gebiet von Holland betreten. Ihr, Herr Adrian, könnt ihn besuchen, doch thut es bald, in einigen Stunden wird er abgeführt.

Adrian fiel ihm, als sei er der Rettung-Engel, dankbar um den Hals, steckte Geld, Wechsel und Kostbarkeiten zu sich und eilte davon.

Und Ihr, Marie, sagt mir kein herzliches Wort zum Dank? fragte Jan mißlaunisch.

Sie reichte ihm die Hand. Kann ich mich nicht so recht in meiner Lage fassen, sagte sie sanft: so verzeiht mir, mein guter Jan; es wird sich wohl finden. So nahe dem Rande des Grabes, spricht das liebliche Leben uns nicht gleich freundlich an — habt Geduld!

Herr Adrian war unterdessen zu einem Notar geeilt und trat mit ihm in das Gefängniß. Seiner Ketten entledigt, saß Wilhelm auf seinem Lager und begrüßte die Hereintretenden freundlich.

Gott sei gedankt! rief van Kuylen: Gott sei gedankt, Du bist frei!

Und verbannt! erwiderte Wilhelm.

Geh' nach Gröningen, mein Sohn! auch von dort führt der Weg nach Deiner Heimath, nach Batavia.

Wilhelm schüttelte den Kopf.

Ich folge Dir bald. Hier, sagte er eifrig und drang ihm das Geld, Wechsel und Juwelen auf: hier, nimm, — dies sei für den Augenblick! — und dies — er gab ihm mit thränenden Augen eine Schrift — sei für die Zukunft! Mein Sohn sollst Du sein und bleiben!

Wilhelm las die Schrift flüchtig durch. Mein Vater! sagte er, nachdem er das Papier weglegte: ich danke Euch für den neuen Beweis Eurer Güte. Das Geld, die Wechsel, nehm' ich an zu meinem jetzigen Fortkommen, die Juwelen zum Andenken an Euch, mein werther Vater, aber diese Schrift, wodurch Ihr mich als Euern Sohn adoptirt, kann und werde ich nicht annehmen; durfte ich Mariens Herz nicht mein nennen, soll auch nichts mein sein, was ihr gehört. Nehmt Euer Geschenk zurück!

Wilhelm, sagte van Kuylen ernst: sei nicht halsstarrig! Es ist eine bedrängte Zeit; wer weiß, in welche Noth Dich Dein Schicksal führen kann!

Dann wend' ich mich an Euch; Ihr stoßt mich gewiß nicht zurück! sagte Wilhelm, zutraulich des Alten Hand fassend, der dem Notar winkte, sich zu entfernen.

Und was willst Du jetzt thun, mein Sohn? was willst Du beginnen? fragte Herr Adrian.

Kämpfen für das Vaterland, es befreien von seinen Feinden, sterben,

wenn Gott gnädig ist! rief er begeistert aus: und — setzte er zähneknirschend hinzu — mich an den Löwensteinern rächen!

Der Wagen fuhr vor. Der Offizier, der ihn begleiten sollte, trat ein. Sie trennten sich und der Verwiesene reis'te nach Gröningen.

Die Lichter brannten schon lange im schön getäfelten Saale, die Bedienten gingen schweigend auf und nieder und erwarteten die kleine Anzahl von Gästen, die zum Verlobungfeste geladen waren — noch erschien niemand. Endlich rollten die Wagen. Es war Cornelius de Witte mit seinem Neffen, beide prächtig geschmückt, jener in schwarzem Sammet, die Ehrenkette um den Hals, die ihm die Stände zum Dank für die Verbrennung der englischen Schiffe zu Chatham verehrt hatten, dieser in spanischer Tracht, in ganz weißem Sammet mit goldenen Borden gekleidet, als Anspielung auf seinen Namen. Die anderen Gäste kamen auch, unter ihnen der alte Wilmsen. Dieser sagte bewegt zu Adrian van Kuylen, daß er mit mehr Muth die Lanzette zur Operation in die Hand genommen, als heute die Feder zur Unterschrift. — Noch fehlte die Braut und Elisabeth. — Man wurde ungeduldig. Der stolze Cornelius meinte: Sie ließe sehr lange auf sich warten. Die Bedienten liefen, alles sah zerstört aus, nur der alte Jakob stand Herrn Jan gegenüber, lächelte zufrieden und schien sich über das Ganze zu freuen. Endlich erschien auch Marie, schön wie ein Engel in hoher Pracht, neben ihr, einfach gekleidet und mit gesenktem Blicke, Elisabeth Wilmsen.

Cornelius de Witte ging mit gravitätischem Ernste der Verlobten entgegen, sagte ihr einige verbindliche Worte und führte sie zum Tische, wo der Notar saß.

Bevor dieser feierliche Akt vor sich geht, hub dieser an: mache ich die werthen, achtbaren gegenwärtigen Zeugen mit einer Dispositiön des Herrn Adrian van Kuylen bekannt, nach welcher er Herrn Wilhelm van Eyk an Sohnes Statt und als Compagnon seiner Handlung angenommen: dies Document wird das Weitere besagen.

Alles war erstaunt und verwundert. Der stolze Bürgermeister von Dortrecht meinte: So etwas müsse man doch früher kund thun. — Alles, was von der Familie de Witte war, murmelte und gab mehr oder minder seine Unzufriedenheit darüber zu erkennen, doch Herr Adrian kehrte sich nicht daran. Er erwiderte dem Bürgermeister ruhig, daß bei der Verlobung von Marie van Kuylen es wohl keines Handels bedürfe und sie kein Gut sei, um das man feilschen könne.

Jan wollte den ärgerlichen Auftritt enden, und bat den Notar, den Ehecontrakt zu verlesen. Es geschah. Die sämmtlichen Anwesenden bil-

beten einen Kreis; Jan ergriff die Feder, unterzeichnete und gab sie mit einigen verbindlichen Worten an Marie; sie setzte sich und nahm die Feder, doch als sie unterschreiben wollte, tönte es hinter ihr mit furchtbarer kreischender Stimme:

Unterschreibe nicht, Unglückliche!

Alles wendete erschrocken die Blicke nach diesem Rabengekrächze.

Da stand Eva hinter ihnen und hob ein liebliches, lächelndes Kind empor. Dies ist sein Kind, ich bin sein Weib vor Gott! rief sie donnernd aus: Erkennst Du mich nicht, Treuloser? erkennst Du Deine Eva nicht, die Du mit falschen Schwüren hintergingst?

Was willst Du, Weib! rief Jan grimmig aus: packe Dich fort, ich habe mit Dir nichts zu schaffen!

Laßt die Rasende binden, in's Gefängniß werfen! rief Cornelius de Witte.

Alter Graukopf! unterbrach ihn Eva; hast Du denn die Macht, eine Mutter in's Gefängniß werfen zu lassen, weil sie dem Vater sein Kind bringt? — Doch was sagt Ihr, Marie? — Seid Ihr stumm geworden, seitdem Ihr sehend wurdet?

Marie stand, an den Tisch gestützt, wie erstarrt und schwieg.

Marie! rief die Malaiin. Unglückliche, treulose Verlobte, rief sie in Wuth: sieh, das ist sein Kind!

Gott! Gott! rief nun die Zitternde aus: dies der erste Donner Deines Gerichts! — Sie winkte Elisabeth, sie zu begleiten; der alte Jakob unterstützte sie; sie entfernte sich. Ihr folgte Eva.

Cornelius de Witte und dessen Bruder waren über diesen Vorfall und diese Beschimpfung außer sich, und überhäuften Jan mit den bittersten Vorwürfen, welcher aber standhaft leugnete, je der Malaiin die Ehe versprochen oder in strafbarem Umgange mit ihr gelebt zu haben. Er stellte ihnen die ganze Sache als eine List van Kuylens vor, um Wilhelm zu retten und der Neigung seiner Tochter Hinderniße in den Weg zu legen. Jan schwur die bitterste Rache; auch Cornelius, den dieser Schimpf, da er gegenwärtig gewesen, noch mehr in Wuth setzte, rieth zu gewaltsamen Maßregeln; doch der Rathpensionär bedachter, und auch wohl durch sein Krankenlager und seine Wunden geschmeidiger geworden, rieth zu friedlichen Unterhandlungen, um durch harte Maßregeln die Menge ihrer Feinde nicht noch zu vermehren. Noch dauerten ihre Berathschlagungen, als ein Eilbote von Dortrecht kam und die Nachricht brachte, daß das Volk in Unruhe sei, daß es das Gemälde, die Verbrennung der englischen Schiffe zu Chatham vorstellend, worauf Herr Cornelius als

Sieger abgebildet war, und welches dieser als ein Denkmal seiner Thaten aus Eitelkeit auf das Rathhaus zu Dortrecht hatte anfstellen lassen, herunter genommen, zerrissen, sein Bild herausgeschnitten und es an den Galgen geheftet habe.

Wüthend und Verlöbniß, Marie, Eva und alles vergessend, eilte er nach Dortrecht, die Unruhen zu stillen; Jan mußte ihn begleiten.

In van Kuylen's Hause herrschte nach dem Gewitter nur dumpfe Stille. Marie war wie vernichtet — ihr hoher Geist war gebeugt — sie lag duldend in ihrem Bette und befolgte kindlich alles, was der Arzt ihr vorschrieb. Eva durfte und wollte sie nicht sprechen, der Arzt fürchtete, der Anblick der Malaiin möchte noch zu erschütternd auf sie wirken. Aber nach dem Kinde hatte sie eine unaussprechliche Sehnsucht, und Elisabeth mußte es ihr bringen. Sie sah es lange und forschend an, als ob sie des Vaters Züge in ihm wieder finden wollte, küßte es, drückte es an ihre Brust, und würde es noch länger mit zärtlicher Liebe umfangen haben, wenn es nicht laut geschrieen hätte. Sie gab es Elisabeth zurück.

Auch der Wurm krümmt sich, wenn er mir naht! sagte Marie schmerzhaft: wem ich mit Liebe entgegen komme, den weihe ich dem Schmerze!

Ein bedeutendes Fieber hielt sie im Bette; Elisabeth verließ sie nicht. Eva zu sehen äußerte sie auch jetzt keinen Wunsch, doch täglich mußte der Kleine stundenlang um sie sein.

Herr Adrian, sobald er von seinem Freunde Wilmsen die Gewißheit erhielt, daß für Mariens Gesundheit nichts mehr zu befürchten sei, war im Ganzen mit der Störung des Verlöbnisses zufrieden. Jan's herrisches, wildes, ausschweifendes Wesen hatte ihn immer abgestoßen, er hatte sich schon zu lange daran gewöhnt, sich Wilhelm als seinen Eidam zu denken, und nur die überspannte Liebe zu seinem Kinde konnte ihn vermögen, zu einer andern Verbindung seine Einwilligung zu geben. Niemand aber war fröhlicher, als der alte, treue Jakob, der gleichsam mit triumphirender Miene herum ging, seine Freude nicht verbergen konnte und stolz darauf war, daß er die Hand mit im Spiele gehabt.

Den Tag nach Wilhelms unglücklicher Verhaftung saß er nemlich sein Pfeifchen rauchend vor der Thüre des Hauses, da trat ein altes Weib zu ihm und fragte nach seinem Namen und ob er nicht Herrn van Kuylen's, des Kaufmanns von Batavia, Diener sei? Er bejahte es, und nun sagte ihm das Weib, daß eine junge, hübsche Frau mit einem Kinde in ihrer Wohnung sich befinde und ihn zu sprechen wünsche; sie ist recht hübsch, setzte sie hinzu: und wohl eine Liebschaft von Euch aus Indien. — Er folgte dem Weibe und fand Eva dort, von Verzweiflung und Liebe nach Europa getrieben.

Der alte Jakob, der an allem mit Theilnahme hing, was zum Hause seines Herrn gehörte, freuete sich aufrichtig, Eva zu sehen und nöthigte sie, doch gleich mit zu seiner Herrschaft zu kommen, die ihrer sehr bedürfe. —

Und Marie? rief Eva hastig.
Hat das Licht ihrer Augen —
Und Jan de Witte?

Den sah sie das erste Mal für Herrn van Eyk an und sank ihm um den Hals.

Sie sank ihm um den Hals? schrie Eva: Sie liebt ihn?

Unglücksrabe! sprach Jakob, dem die Prophezeihung der Malaiin erinnerlich wurde.

Sie muß ihn lieben, denn Wilhelm ist häßlich — Jan schön wie ein Gott! Ach, ich habe es geahnet, gefürchtet — es trieb mich her aus Batavia, wo ich im Verborgenen meine Schande tragen wollte. Sieh her, alter Jakob, sagte sie und hob das rothe Tuch vom Bette: das ist mein — das ist Jan de Witte's Kind!

Rasende, rief Jakob aus: was willst Du beginnen?!

Dem Vater das Kind bringen — um seine Liebe betteln — und reicht er mir dies Almosen nicht — mich rächen!

Nun freilich — so taugst Du nichts in unserem Hause! sagte der ehrliche Alte kopfschüttelnd.

O, nur einmal laß mich sie sehen — ich muß sie sehen, wenn die Augen hell strahlen und sie im Glanze der Schönheit dasteht.

Eva! rief der Alte drohend.

O Du irrest! — Ihn könnte ich morden, sähe ich sie liegen in seinem Arme, aber nicht meine gute Herrin, der ich Alles, auch meine Liebe, mein Leben opfern könnte.

Jakob ging, versprach wieder zu kommen und unterdeß zu überlegen, wie die Sache zu bewerkstelligen sei. Als er aber schon am folgenden Tage die Verhältnisse näher durchschaut hatte, stieg der Gedanke in ihm auf, Eva zu gebrauchen, Mariens unglückliche Neigung zu Jan zu zerstören. — Evens Stimme war es, die an jenem Abende das fürchterliche: Ich verdamme Dich! ausrief — und auch Jakob hatte sie bei der Verlobung herbeigeführt.

Noch hütete Marie das Bett, das Fieber hatte sie noch nicht verlassen, auch waren ihre Augen vom Weinen entzündet und Herr Wilmsen traf sorgsam alle Vorkehrungen dagegen. Elisabeth wich nicht von ihrer kranken Freundin, doch Eva blieb immer unsichtbar, Marie verlangte sie nicht. Von Wilhelm, von Jan kamen keine Nachrichten.

Am dritten Tage wurde es lebhaft auf den Straßen. Der Pöbel trat in Haufen zusammen, Kutschen fuhren häufiger als gewöhnlich, Soldaten marschirten. Endlich kam Herr Wilmsen; Freude glänzte in seinem Antlitz. Meine Freunde! rief er aus: hört! hört! in Veere haben sie den Prinzen zum Statthalter erklärt; in Dortrecht sind sie diesem Beispiele gefolgt; die

orange Fahne weht dort auf den Thürmen. Der stolze Cornelius hat, gezwungen, den Rathschluß mit unterschreiben müssen, und — Gott sei gedankt — er hat damit das Todesurtheil der de Witte's unterzeichnet. Ich erzähle Ihnen das, bester Freund, sagte er, plötzlich innehaltend, zu van Kuylen: weil ich weiß, daß Sie einer der Unsrigen, gut prinzlich sind, und sich den Henker aus Ihren stolzen Verwandten machen. Kommen Sie, Freundchen, bei einem Glase ächten Bordeaux lassen Sie uns des Prinzen Gesundheit trinken!

Vater! rief bittend Elisabeth.

Nun, was willst Du einmal wieder? fragte der Alte empfindlich, daß er in seinem Freudenrausche gestört wurde.

Vater! sagte noch einmal Elisabeth und wies auf Mariens Krankenbett.

Gott, vergib mir meine Unbedachtsamkeit! brummte Wilmsen und setzte sich schnell an's Bett, ergriff ihre Hand und fühlte nach ihrem Puls. Hm! sagte er: Ihr müßt Euch das nicht so zu Herzen nehmen, Marie! In der politischen Welt geht es, wie in der Liebe, Ebbe und Fluth wechselt, und der geschickteste Steuermann kommt am ersten in den Hafen. Und überdies, fuhr er sich vergessend, fort: dächt' ich sollte Euch doch der kleine Johannes, der da im Körbchen so freundlich Euch entgegenlächelt, ein kühlendes Tränkchen reichen können, daß Euch von Euerm Fieber befreien müßte.

Elisabeth winkte wieder. Marie schwieg, aber der Arzt fühlte, daß der Puls immer heftiger ging und sie sehr angegriffen war. Er verordnete Medizin, Marie blieb ruhig, nahm sie, schloß die Augen und schien zu schlummern; doch Elisabeth, die genau ihre Art und Weise kannte, schüttelte verneinend den Kopf. Man ließ sie allein. Als Wilmsen am Abend wieder kam, befand sie sich nicht übler, nur schmerzten sie die Augen.

So vergingen einige Tage. Eines Morgens, als Elisabeth allein bei ihr war, sie den Kleinen vor sich auf dem Bette liegen hatte, und das Kind zu schreien anfing, sagte Elisabeth, ganz absichtlos: Der Kleine dürstet, ich will ihn hinaus bringen.

Laß die Mutter kommen, antwortete Marie: sie kann ihn hier sättigen!

Elisabeth sah sie verwundert an.

Nun ja, liebe Elisabeth, laß sie nur kommen, ich wünsche es!

Elisabeth ging und kehrte mit Eva zurück.

Da, nimm! sagte Marie und reichte ihr das Kind.

Eva setzte sich schweigend auf ein Tabouret in der Ecke des Zimmers und stillte den Schreienden. Starr sah Marie auf sie hin, dann fing sie plötzlich an bitterlich zu weinen und streckte die Arme nach Eva aus — die Malaiin sank an ihre Brust.

Noch lagen sie so Arm in Arm, als die Glocken tönten und ein wilder Lärm sich auf dem Marktplatze verbreitete.

Eva ſprang auf, Eliſabeth mit, ſie beide ſtürzten an's Fenſter. Das wilde Geſchrei der Menge hallte ihnen entgegen, Trompeten ſchmetterten, Kanonen donnerten, die Orange-Fahne wehte vom Rathhauſe und: orange boven! ſchrie die tobende Menge.

Der Prinz hält ſeinen Einzug! rief der alte Jakob. Die Staaten haben ihn als Statthalter anerkannt. Der Rathpenſionair hat ſeine Aemter niedergelegt. Seht nur zum Fenſter hinaus, der Prinz muß gleich kommen!

Doch die Frauen eilten bald vom Fenſter hinweg nach dem Krankenbette, wo ſie Marie mit dem Kinde ſpielend fanden. Sie ſchien den Lärm und Tumult nicht zu beachten und ihre ganze Aufmerkſamkeit nur dem Kleinen zu widmen. Für Eliſabeth hatte dieſe Stille etwas Peinliches, und es war ihr nicht unlieb, als Adrian ſie abrief, um den Einzug des Prinzen zu ſehen. Eva wollte folgen.

Bleib', Eva! brach Marie das Schweigen. Setze Dich zu mir! Den Kleinen dürſtet noch.

Eva nahm das Kind aus ihrer Hand und ſah ſie bewegt an. Eine düſtere Stille folgte nun. Eva ſah auf ihr Kind, Marie ſtarr vor ſich hin. Endlich brach ſie das Schweigen.

Eva! ſagte ſie mit gedämpfter Stimme: liebſt Du ihn noch?

Nein, Marie! entgegnete Eva und nahm den Kleinen mit Heftigkeit von der Bruſt.

Du liebſt ihn nicht mehr? ſagte Marie bewegt.

Nein! nein! rief Eva heftiger.

Ach und er iſt doch ſo ſchön! ſeufzte Marie.

Auch der Böſe tritt in Engelgeſtalt unter die Menſchen, will er ſie verführen! rief Eva, und ihr Auge glühte. Ich ahnete es — ich zitterte vor dem Augenblick, wo Euch Gott Euer Augenlicht wieder ſchenken und Ihr ihn ſehen würdet; Ihr mattet Euch Euern Wilhelm immer ſo reizend, Eure Sinne waren geſchäftiger, als Euer Herz: deßhalb trieb mich auch die Eiferſucht, die Rache, aus Indien! — Nach einer Pauſe fuhr ſie mit Bitterkeit fort: Ihr habt Wilhelm van Eyk recht wehe gethan; er verdiente es nicht um Euch, er liebte Euch ſo treu — Ihr gabt ihm die blutige Locke, er gab der Blinden die ſeine, getaucht in ſein Blut! Ja, blutig, blutig muß es enden! rief ſie, heftig aufſpringend, aus und ſtreckte ihr Kind hoch in die Höhe und zitterte am ganzen Körper.

Marie ſchrie laut auf.

Eliſabeth ſtürzte herein. Wie ein Geiſt, langſam und geſpenſtig, ſchritt Eva, den Kleinen auf dem Arm, neben ihr zur Thür hinaus.

Laß mich nie wieder mit ihr allein, ſagte Marie bebend.

Unter den Wechseln, die Herr Adrian an Wilhelm eingehändigt hatte, fand dieser auch ein Schreiben an Rabenhaupt Baron von Loncha, den Commandanten von Gröningen. Dieser brave Soldat war mehrere Jahre, im Dienste der Compagnie, in Ostindien gewesen, und während seines Aufenthalts in Batavia hatte ihn van Kuylen gastfreundlich in seinem Hause aufgenommen; sie waren innige Freunde geworden. An ihn empfahl er seinen Pflegesohn. Rabenhaupt empfing den jungen Mann mit herzlichem Wohlwollen, und da Wilhelm äußerte, sich dem Dienste des bedrängten Vaterlandes zu weihen, so war er dem Commandanten doppelt lieb, da er besonders in diesem Augenblicke braver Leute bedurfte. Nur aus 1200 Mann bestand die Garnison von Gröningen, und schon rückte Bischof Bernhard mit einem bedeutenden Heere zur Belagerung heran. Als Freiwilliger trat Wilhelm unter die Fahnen.

Still und eingezogen, von allen übrigen Kriegleuten entfernt, lebte er allein für sich. Die Vergangenheit deckte manche freundliche Bilder vor ihm auf, doch die späteren Tage verwischten sie schnell. Jan an Mariens Hand trat aus dem Hintergrunde jedes Gemäldes der frohen Jugendzeit grinsend hervor — die Zukunft nur erschien ihm freundlich und tröstend — der Tod, den er zu finden hoffte, endete ja Alles, seinen Gram und Schmerz und auch die unaussprechliche Sehnsucht, die er nach der blinden Marie noch jetzt in seinem Innern fühlte. Die Nachricht, die nach Gröningen erscholl, daß der Prinz zum Statthalter ernannt, Johann de Witte seiner Aemter verlustig und die Löwensteiner Partei so gut wie überwunden sei, stimmte ihn nur für Augenblicke freudig; denn mit seiner erlangten Freiheit, wohl mehr noch mit dem Fall der de Witte's, war die Rache in seinem Herzen erloschen, er hatte für den Augenblick nur noch den einzigen Wunsch — den Feind nahen zu sehen.

Dieser Wunsch wurde ihm bald gewährt. Vor der Nordseite der Stadt lagerte sich Bernhard von Galen mit seinen Völkern, die Südseite umgaben die Truppen des Kurfürsten von Köln.

Der Einzige, der sich dem düstern, finstern van Eyk näherte, war Amseln Rabenhaupt, der Sohn des Commandanten, welcher eine Fahne Fußvolk befehligte: zu ihr gesellte sich Wilhelm.

Amseln, ein froher, lebenslustiger Mann, dem das Leben freundlich entgegen lachte, war Soldat aus Neigung und scheute wahrlich den Tod nicht, ohne ihn jedoch zu wünschen. Seiner Leitung übergab sich Wilhelm, und gleich bei dem ersten Ausfall, wobei der brave Commandant die Feinde aus den Trancheen trieb, focht er an seiner Seite. Ueberall, wo Freiwillige aufgefordert wurden, war van Eyk.

Neben ihm sanken Lebenslustige nieder — er stand unversehrt, unverwundbar — Wochen vergingen, der Tod hatte sich ihm so oft gezeigt — nie ihn gefaßt. Als der Bravsten einen erkannte ihn die Besatzung, und der mürrische, von allen früher gemiedene Jüngling war nun geehrt, ge-

liebt; denn nirgends wo man kämpfte, fehlte van Eyk, dem geringsten Scharmützel hatte er beigewohnt und mit verzweifeltem Heldenmuthe gefochten.

Wilhelm von Oranien schickte jetzt einen bedeutenden Heerhaufen zum Entsatze von Gröningen, da zog der Bischof schleunig ab. Rabenhaupt's Muth und Einsicht hatte Gröningen den Staaten erhalten und Bernhard von Galen in der vierwöchentlichen Belagerung den größten Theil seines Heeres und seinen Ruhm vor den Wällen dieser Stadt eingebüßt.

Gleich nach diesem Ereignisse beschied Rabenhaupt den van Eyk zu sich und gab ihm den Auftrag, mit seinem Sohne nach dem Haag zu gehen, um dem Prinzen die frohe Botschaft des Entsatzes zu bringen.

Ich halte es für meine Pflicht, diese Gelegenheit nicht vorbeigehen zu lassen, Euch, braver Jüngling, dem Prinzen zur Beförderung zu empfehlen. Reiset schnell ab mit meinem Sohne.

Diese Botschaft ergriff ihn sonderbar — gehorchen mußte er, und doch war ihm der Haag das Grab seines Glückes. Nie dahin zurückzukehren hatte er beschlossen, und schon jetzt gebot das Schicksal anders. Er reis'te mit Anselm Rabenhaupt ab.

Mit schmerzlichem Gefühle sah er die Thürme von Graafenhaag; immer rascher rollte sein Blut, je näher er dieser Stadt kam, wo noch vor wenigen Wochen die Hoffnung seines Lebens zertrümmert, alle freundliche Träume seiner Tugend zerstört worden waren. Er ritt schweigend und sinnend zum Thore hinein. Der Weg führte ihn vor dem Voorpoort, dem Gefängnisse, vorbei, wo er vor kurzem noch schmachvoll gesessen hatte. Alles war dort in Bewegung, der Pöbel hatte sich in die Gasse gedrängt, er mußte halten und sich bittend einen Weg bahnen. Da sah er hinauf zu dem Fenster seines Gefängnisses und ihm schallte die laute Stimme des Stockmeisters entgegen, der, sein schwarzes Käppchen auf dem Kopfe, zu einem untern Fenster durch das Gitter blickte.

J, guten Tag, Herr van Eyk! rief er herunter und nahm sein Mützchen ab. Ei, sieh da, wie stattlich! Gelt, auf einem friesischen Rosse da sitzt sich's besser, als hier oben bei mir?

Dank' Euch schönstens, Dirks! rief ihm Wilhelm freundlich entgegen. Doch sagt mir, was bedeutet der Auflauf?

Heute mir, morgen Dir! rief dieser herunter — Haben den stolzen Cornelius de Witte eben aus der Kastellanei hierher gebracht — lebte nur der arme Jakob van der Graaf noch, jetzt krümmte ihm niemand ein Haar mehr. He da, Ihr guten Leutchen! rief er mit kreischender Stimme: macht dem Herrn da Platz, er ist ein ächter Prinzlicher! — He da! so hört doch; hat auch hier gesessen von wegen der de Witte's.

Es lebe der Prinz! rief das Volk und machte ihm Platz. Wilhelm stimmte in ihren Ruf ein und gelangte so, jedoch nur mit vieler Mühe, durch die Menge.

Als er nun über den Markt ritt, wagte er es sich nicht, hin nach dem Hause zu blicken, wo van Kuylen wohnte. Schau' doch dort links hinauf nach jenem Eckhause, sagte er zu Rabenhaupt: in dem ersten Stocke im Erkerzimmer, siehst Du da nichts?

Zwei Frauen stehen am Fenster, hinter ihnen ein junger Mann! erwiderte dieser.

Genug! rief Wilhelm, und gab seinem Friesländer die Sporen.

Halt! Halt! schrie es hinter ihnen: Halt, junger Herr!

Rabenhaupt hielt, und rief dem forteilenden van Eyk zu: So warte doch, der alte Mann kann ja nicht mehr.

Wilhelm wendete sein Roß, und vor ihm stand der alte Jakob, der seine Zügel faßte und das Roß nach van Kuylen's Haus zu führte.

Was machst Du, Alter! rief Wilhelm ärgerlich.

Nun, Sie werden doch vor Ihres Vaters Wohnung nicht vorbei reiten! sagte der Alte freundlich und zog das Pferd immer hinter sich her.

Wilhelm bat und fluchte, nichts half, der Alte ließ den Zügel nicht fahren. Endlich sagte Rabenhaupt: Laß los, Alter, oder Du bekömmst es mit mir zu thun! Wir haben Eile — der Herr hier muß zum Prinzen; wir kommen bald wieder, gedulde Dich nur.

Jakob ließ bei des Prinzen Namen den Zügel ehrerbietig los, und Wilhelm sprengte fort.

Marie hatte mit Elisabeth und deren Bruder, der auf einige Zeit vom Heere nach dem Haag gekommen war, im Erker am Fenster gestanden, als diese Reiter über den Markt getrabt kamen.

Sehen Sie, rief der Offizier: die Herren bringen gewiß gute Botschaft; sie sind, wie mir deucht, aus Friesland und eilen gar sehr.

Welch eine Aehnlichkeit! rief Elisabeth.

Mit wem? fragte Marie, jetzt erst hinblickend.

Mein Gott! Ja! rief Elisabeth aus, indem sie das Fenster aufriß. — Sieh den alten Jakob, wie er läuft!

Er ist's! schrie Marie, und sank nieder.

Da trat Eva herein, ihr folgte van Kuylen, der den Schrei seiner Tochter gehört hatte — auch der alte Jakob keuchte hinterdrein und rief: Lieber Herr, lieber Herr! er ist da! er ist da!

Und wer? — mein Gott, was ist schon wieder? sagte der alte Herr.

Wilhelm, Euer Sohn! schrie der Alte, vor Freude trunken.

Wilhelm?! rief van Kuylen. Wilhelm?! jauchzte Eva, und schrie der ohnmächtigen Marie entgegen: Er ist da! er will sein blutig Pfand einlösen. Erwache Schläferin!

Fort, Eva, Du bist toll! rief Herr Adrian mit Unmuth. Du, Jakob,

laß anſpannen! und Ihr, Hauptmann Wilmſen, habt wohl die Güte, Euern Vater zu holen, er iſt uns jetzt ſehr von Nöthen!

Der Arzt kam. Marie war ſchon wieder zu ſich gekommen und ging ihm freundlich entgegen.

Verzeiht, lieber Herr Wilmſen, ſagte ſie: mein Vater iſt ſo beſorgt um mich — mir ward nicht wohl, deßhalb ſchickte er ſo ſchnell — jetzt iſt es aber ſchon vorüber.

Wilmſen ahnete gleich die Urſache von Mariens Uebelbefinden. Auch er hatte Wilhelm erkannt, da er ſich durch das Gewühl des Volks an dem Boorpoort durchdrängte, und überdies wußte er, daß nach der Gefangennehmung des Bürgermeiſters von Dortrecht Jan wieder zu ſeinem Ohm, dem Rathpenſionair, nach dem Haag zurückgekehrt war und ſich ſchon ſeit mehreren Tagen daſelbſt verborgen hielt. Er fürchtete von dem Zuſammentreffen dieſer beiden Jünglinge unglückliche Begebenheiten, die auf Mariens Geſundheit nachtheilig wirken mußten. Um auf beide den Eindruck zu mildern, wenn ſie Marie wieder ſehen ſollten, hatte er ſchon auf dem Herwege einen Plan ausgedacht, wodurch er hoffte, die Gemüther abzuſpannen. Mariens Augen litten ſehr, er fand ſie ungemein erhitzt; er verordnete kühlende Umſchläge und eine Binde deckte von neuem ihre Augen, die er verbot, unter keinen Umſtänden, ſelbſt bei Nacht nicht, abzunehmen. Theils befahl der Arzt dieſe Vorſicht, theils war es der ſorgſame Freund, der dies Mittel wählte, Marie den Jünglingen wieder ſo darzuſtellen, wie ſie in Batavia geweſen war. Die Binde ſollte der Schleier ſein, der die neuern Begebenheiten bedeckte.

Nun ſaß Marie wieder mit verbundenen Augen, wie in den Tagen von Jacatra, auf ihrem Seſſel und hielt den kleinen Johann vorſichtig in ihren Armen — die ſorgſame Mutter ſtand vor ihr mit ſchützenden Händen, daß ihrem Lieblinge kein Unglück begegne, und Eliſabeth ſah mit theilnehmendem Blicke auf die Gruppe nieder und dachte: wäre es nicht glücklicher für Dich arme Blinde geweſen, Dir wäre nie das Licht deiner Augen wieder geworden!

Viel, ſehr viel hatte ſich während Wilhelms Aufenthalt in Gröningen in der äußern und innern Lage der Generalſtaaten geändert. Die Franzoſen machten immer noch bedeutende Fortſchritte und das Vaterland hoffte nur Rettung von dem Oranier. Der Rathpenſionair, die Seele der Löwenſteiner Partei, lebte in ſtiller Eingezogenheit; das Volk beſchuldigte ihn, wohl mit Unrecht, des Verraths an Frankreich. Cornelius, der Bürgermeiſter von Dortrecht, wurde ſogar von einem zweideutigen Menſchen, Namens Tichelaar, angeklagt, daß er ihn gedungen habe, den Prinzen von Oranien zu morden. Er wurde feſtgeſetzt und, trotz der Proteſtation von Dortrecht, daß ihr Bürgermeiſter nicht anderswo, als bei ihnen gerichtet werden könnte, nach dem Haag in's Gefängniß gebracht.

So ſtanden die Sachen, als Rabenhaupt und van Eyk nach dem Haag

kamen, wo man eben Cornelius de Witte aus der Castellanei nach dem Gefängnisse des Voorpoort gebracht hatte.

Die beiden jungen Krieger wurden von dem Prinzen von Oranien sehr gnädig aufgenommen. Dem Ueberbringer einer frohen Botschaft wird gemeiniglich dies Glück zu Theil, überdies hatte der alte Rabenhaupt so viel Gutes von Wilhelm in seinem Schreiben gesagt, seinen ausgezeichneten Muth, den er bei allen Gelegenheiten bewiesen hatte, besonders aber seinen Haß gegen die Löwensteiner gerühmt, so daß ihm der Prinz, für ihn eingenommen, eine Stelle bei seinen Leibtrabanten anbot.

Dankend schlug Wilhelm das Anerbieten aus. Er bat nur um die Erlaubniß, als Freiwilliger den Feldzug um die Person des Prinzen mitmachen zu dürfen. — Dies konnte ihn ja früher und schneller seinem Ziele entgegen führen.

Der Prinz gewährte ihm diesen Wunsch und befahl ihm, hier zu bleiben und ihn zu erwarten, da er jetzt eben in's Lager sich begeben müsse, in wenigen Tagen aber wieder nach dem Haag zurückkehren würde, wo das Weitere dann seinetwegen geordnet werden sollte. Sein Freund Rabenhaupt aber nahm den Posten eines Hauptmanns bei der Oranischen Garde, wie dieses Corps damals genannt wurde, mit Freuden an, und trat noch am nemlichen Tage an die Spitze der ihm zugetheilten Compagnie, die so eben im Haag im Quartiere lag.

Auf dem Wege von Gröningen bis hierher hatte Wilhelm nur dem Gedanken nachgehangen: was wirst du im Haag beginnen? Sollst du deinen Wohlthäter, deinen Vater aufsuchen? Sollst du Zeuge eines Glückes sein, das dein eigenes zerstörte — sollst du Marie in den Armen de Witte's ruhig sehen können, ohne daß Eifersucht und Wuth dich zu verzweifelnden Schritten treibe? Oder sollst du dich verbergen und niemand der Deinigen dich zeigen? Er hatte über diese Frage nie mit sich einig werden können, und war es auch jetzt noch nicht, als er mit Rabenhaupt in das Gasthaus zum Elephanten gegangen war. Rabenhaupt ordnete das Gepäck. Wilhelm ging im andern Zimmer auf und nieder, und die peinliche Frage: was sollst du thun? stieg wieder quälend in ihm auf. Sich nicht zu rächen, nichts zu thun, was seines guten Pflegevaters Ruhe, was Mariens Glück stören konnte, das war fest in ihm beschlossen, aber das war auch alles.

Doch schnell entschied das Schicksal selbst. Herr Adrian stürzte herein, drückte ihn an sein Herz, und Jakob, der alte, treue Jakob, küßte seine Hand.

Mein Sohn! mein lieber, mein guter, mein braver Sohn! rief schluchzend der alte van Kuylen. — Mein werther, lieber, junger Herr! der alte Jakob.

Rabenhaupt kam herbei, doch zog er sich ehrfurchtvoll zurück; er hielt es für Sünde, einen so seligen Moment zu stören.

Nun komm mein lieber Wilhelm! komm mit mir nach Hause; Jakob wird schon alles ordnen und packen, und Deine Sachen hinbesorgen. Dein Zimmer ist noch, wie es war, das Buch noch aufgeschlagen, in dem Du zuletzt lasest, und Dein Papagay ruft Dir gewiß gleich sein: Wilm, Wilm! komm, komm! entgegen. Geschwind, mein Sohn! Er zog ihn nach der Thür.

Guter Vater! antwortete Wilhelm und setzte heitere Ruhe dem Ungestüm des Alten entgegen: daß Ihr mich gern in Euerm Familienkreise sehen würdet, deß war ich gewiß, aber —

Alle! Alle! auch Eva! sie singt und springt und freuet sich, daß Du wieder da bist —

Und Marie de Witte? fragte Wilhelm stockend.

Was, de Witte? brummte der Vater: was de Witte? — Marie de Witte kenne ich nicht; Marie van Kuylen —

Marie van Kuylen? nicht Marie de Witte? unterbrach ihn Wilhelm.

Aus der Verlobung ist nichts geworden, viel weniger aus der Hochzeit, platzte Jakob heraus. Die malaiische Hexe kam mit einem bräunlichen Witte, und das habe ich gar pfiffig angefangen.

Ja, guter Wilhelm, Marie ist frei, unterbrach Herr Abrian den schnellen Gang von Jakobs Zunge.

Ihre Hand, Vater, wohl noch, doch ihr Herz? sagte van Eyk wehmüthig.

Schweigend senkte der Vater den Blick.

I was, unterbrach Jakob diese Stille: kommt Zeit, kommt Rath, — mit der Zeit bricht man Rosen, — alte Liebe rostet nicht, — wählen Sie aus den drei Sprüchelchen nur eins, und es ist schon zur Hoffnung genug. Kommen Sie nur.

Nun, wohlan! sagte Wilhelm: ich folge der innern Stimme, die mich hin zu ihr zieht; ist es zu ihrem Weh, so vergib es, mein Vater dort oben!

Als Herr Abrian und Wilhelm sich dem Zimmer näherten, tönten ihnen die wohlbekannten Töne einer Laute entgegen; leise öffnete Herr Abrian die Thür. Da zeigte sich Wilhelmen ein Bild der vergangenen glücklichen Tage. Marie saß am Fenster, die Binde vor den Augen, die Laute in der Hand, und vor ihr saß Eva, den Kopf in ihren Schooß gelegt — Alles, Alles so wie einst. Ach, die nahe, so trübe Vergangenheit war verschwunden, die glücklichen Tage von Jacatra, die seligen Stunden der Liebe traten zauberisch vor ihn; selbst die Melodie, die wohlbekannte — es war der Blinden Abendlied — tönte, nur kannte er die Worte nicht; sie sang:

Holdes Licht du strahltest meinem Blick!
Ich erwachte aus dem langen Schlummer,
da umgab mein Lager Schmerz und Kummer,
und mein Jugendtraum entfloh dem ersten Blick!

Schattennacht! umgib die arme Blinde,
dein Gefieder lösch' der Augen Licht;
aber ach! die düst're, dunkle Binde
deckt ja doch die inn're Flamme nicht!

Es folgte eine ahnungvolle Stille. Weinet nicht, Marie! unterbrach Eva das Schweigen und sah theilnehmend an ihr auf: es schadet Euern Augen. Herr Wilmsen sagt es ja so oft, und Ihr könntet am Ende gar wieder blind werden.

Gott ist gerecht! rief Marie aus. Wie ich es verdiene, so wird es mir werden!

Herr Adrian trat vor. Eva sah sich um — Wilhelm! rief sie außer sich, und lag in des Jünglings Armen.

Ha! Ihr seid's, Wilhelm? sagte Marie und stand auf, ihm entgegen zu gehen. Verzeiht, daß ich Euch so empfange; ich darf das Tuch nicht abnehmen, Herr Wilmsen hat es verboten. Setzt Euch zu mir, fuhr sie fort und streckte die Hand nach ihm; seid mir willkommen — willkommen als mein Bruder!

Als Euer Bruder? fragte van Eyk, und ein Gemisch von Herzlichkeit und Bittere lag in seinem Tone.

Nun ja! rief der Vater übellaunig; doch das nachher. Setzt Euch nur! Eva, bring' Wein und vier Gläser, wir alle müssen Wilhelms Gesundheit trinken.

Marie hatte nach Wilhelms Hand gefaßt und sagte verlegen: Erst an diesem Morgen habe ich die fatale Binde umthun müssen; meine Augen sind so entzündet, verzeiht ja!

Marie! sagte Wilhelm, aus seiner Besonnenheit gebracht: dieser Anblick ruft mir ja die frohen, herrlichen Tage von Jacatra zurück! Euer Gesang —

Ach! habt Ihr ihn gehört? fragte Marie.

Nun, laßt das! laßt das! rief der Vater und nahm den Teller mit den Gläsern und Flaschen Margarethen aus der Hand. Du darfst nur ein halbes Glas trinken, Marie, Deiner Augen wegen, aber herzlich gemeint ist demungeachtet deine Gesundheit, nicht, mein gutes Kind?

Ein leiser Druck ihrer Hand war für Wilhelm die beredteste Antwort.

Der Vater schenkte ein. Wo bleibt denn Eva? fragte er Margarethe. Geh', rufe sie; sie soll kommen und auf meines Sohnes Gesundheit trinken!

Eva kam, das Kind auf ihrem Arm; sie reichte es Wilhelm entgegen. Küßt es, Wilhelm! rief sie. Küßt es! es ist Euer Schutzengel! van Eyk entzog seine Hand Marien und nahm den Kleinen und liebkoste ihn. Es ist de Witte's Kind! rief sie aus: sein Kind —

Schweig' und störe diese Freudenstunde nicht mit Deinem tollen Geschrei! unterbrach sie Herr Adrian sehr ernst.

Soll ich denn immer verbergen, wie es mir ums Herz ist? sagte sie finster, nahm das Kind von Wilhelms Schooße und ging.

Elisabeth kam. Sie stutzte, als sie Wilhelm hier sah; trat ihm freundlich entgegen und hieß ihn herzlich willkommen.

Da habt Ihr Euern Schützling wieder! sagte van Kuylen lächelnd. Elisabeth erröthete. Marie sprach nicht ein Wort, sie schien in Gedanken versunken. Elisabeth setzte sich zu ihr, und Herr Adrian winkte Wilhelm mit ihm zu kommen.

Auf seinem Zimmer erklärte nun Herr Adrian dem jungen Manne, warum ihn Marie vorhin als Bruder empfangen hätte. Es bedürfe nur seines Willens, das Geschenk anzunehmen, doch bringe er nun vor der Hand nicht in ihn, denn wer weiß, setzte er freundlich hinzu, wie sich die Dinge alle noch anders und besser gestalten können. Wilhelm schlug sein Anerbieten wohl jetzt aus keinem andern Grunde aus, als den ihm die Ehre vorschrieb, und war durch nichts zu bewegen, seine alte Wohnung zu beziehen. Laßt mich jetzt, sagte er; bis sich der Horizont meines Lebens aufhellt, laßt mich fremder unter Euch werden, vielleicht, setzte er stockend hinzu, ist es so besser!

An diesem nemlichen Abende ging Wilhelm mit Rabenhaupt auf der Straße, des schönen, hellen Mondscheins zu genießen. Sie sprachen von ihren Kriegsbegebenheiten und der Zufall führte sie unbemerkt nach der Gegend der Boorpoort.

Sonderbar! sagte Wilhelm: Da oben, wo das matte Licht aus dem kleinen, vergitterten Fenster scheint, da saß ich vor sechs Wochen durch Jan de Witte's Rache. Sein Ohm Cornelius wendete alles an, mich auf das Schaffot zu bringen, selbst der arme Jakob van der Graaf mußte wegen mir peinlich vernommen werden, und jetzt sitzt der nemliche allgewaltige Mann vielleicht in demselben Kerker, der sich hinter mir schloß — furchtbare Wendung des Schicksals!

Ja wohl! sagte Rabenhaupt: denn eben heute hat man den Bürgermeister auf die Folter gespannt, er soll bekennen, daß er den Prinzen durch Tichelaar hat wollen ermorden lassen. Ich glaube es nicht, dazu ist Cornelius de Witte zu groß, um Meuchelmörder zu dingen. Aber sonderbar und schrecklich ist es, daß der Fluch des van der Graaf so früh in Erfüllung gegangen ist, de Witte hat sich aber standhafter benommen wie jener. Während der Marter rief er seinen Richtern die Stelle aus Horaz entgegen:

Justum ac tenacem propositi virum
non civium ardor prava jubentium
non vultus instantis tyranni
mente quatit solida, *)

und bekannte nichts.

*) Den Mann, der gerecht ist und beharrlich in dem, was er sich einmal vorgenommen, erschüttert nicht die zügellose Wuth der gebietenden Bürger, nicht der Blick des drängenden Tyrannen, in seinem festen Sinn.

Groß, wahrhaft groß! rief Wilhelm: Und wird er wohl freigesprochen werden?

Morgen wird über ihn gesprochen, wer weiß?

Ich fürchte, er ist verloren! sagte Wilhelm.

Noch nicht! rief eine Stimme hinter ihnen — noch waltet die Gerechtigkeit in Holland, das der großen Männer jetzt wahrlich nicht zu viel hat, um die wenigen noch auf das Blutgerüste zu führen.

Jan! rief Wilhelm erstaunt.

Zitterst Du schon bei meinem Tone, Weichling? — so vergehe bei meinem Anblick! — Er warf den Mantel weg und rückte den tiefen, runden Hut aus seinem Gesichte, und vor ihm stand Jan bleich und hager, alle quälenden Leidenschaften in seinen bewegten Zügen ausgedrückt.

Jan! sagte Wilhelm gelassen: wüßt' ich doch nicht, warum ich vor Dir zittern sollte — mein Gewissen ist rein — Du bist mir fremd geworden, und was Du an mir verschuldet hast, sei Dir verziehen.

Verziehen? lachte Jan wild: Du armer Wicht! mir, einem de Witte, verzeihen wollen! Deine Feigheit ist sehr gnädig.

Herr Jan de Witte, fiel ihm Rabenhaupt in die Rede: Ihr sprecht in einem Tone, der nicht anständig ist.

Was kümmert Euch das, hat er Euch etwa gedungen, für ihn zu fechten? Die Krämerseele kennt keinen Dolch, als seine Zunge.

Jan! rief Wilhelm ernst und legte die Hand an den Degen: länger dulde ich Deine Schmähung nicht.

Ha ha! rief jener: hätte ich ahnen können, daß Du eine Wehre bei Dir gehabt, längst hätte meine spanische Klinge den Weg zu Deinem Herzblute gesucht. — Er zog; Wilhelm setzte sich zur Wehre.

Nun wohlan, de Witte! rief Wilhelm: versuche den Krämer!

De Witte! murmelte es hinter Jan. Er sah zurück, drei Vermummte traten hinter ihn.

Auf Morgen! rief Jan dem verwunderten Wilhelm entgegen, sprang an ihm vorbei und entfloh. Die Vermummten wollten ihm nach.

Halt! riefen Wilhelm und Rabenhaupt.

Halt, laßt ihn — Es ist ein de Witte! schrieen die Vermummten.

Sei er es! sagte Wilhelm bestimmt und hielt seinen Degen vor. Was wir hier mit einander abzumachen hatten, war ein ehrlicher Streit, der Euch nicht kümmert.

Wer seid Ihr? rief der Eine trotzig.

Ich bin Heinrich Rabenhaupt, Hauptmann in der Oranischen Garde, und dieser mein Freund, Wilhelm van Eyk, Freiwilliger im Dienste des Prinzen.

Dann haben wir von Euch nichts zu fordern.

Und wer seid Ihr? fragte Wilhelm.

Das kümmert Euch nicht — morgen werdet Ihr uns schon kennen

lernen! Sie gingen längs der Boorpoort und verschwanden in einer Nebengasse.

Am andern Morgen in aller Frühe gab ein Unbekannter im Gasthofe zum Elephanten einen Brief an Wilhelm van Eyk ab. Er erbrach ihn, er war von Jan de Witte, der ihn vor die Amsterdamer Poort den Nachmittag um drei Uhr mit seinem Secundanten bestellte, wo sie auf Leben und Tod die alte Sache abmachen wollten. — Meine Losung sei: Marie: so endete der Brief.

Wilhelm faltete ihn ruhig zusammen und gab ihn an Rabenhaupt mit der Bitte, ihn heute zu begleiten.

Gern, mein guter van Eyk! sagte dieser: haben wir doch schon manchen blutigen Tag zusammen verlebt. Wollen mit dem Prahler schon fertig werden und ihn nicht ohne derbe Züchtigung von uns lassen. Doch Wilhelm nahm die Sache ernster. Ihm that es weh, dem Neffen seines Wohlthäters gegenüber zu treten, und Marie — ach, so manche Erinnerungen traten wieder hervor, er ertappte sich selbst auf so mancher Schwäche. Nach einer ruhigen Ueberlegung besprach er sich mit Rabenhaupt über das Weitere und beschloß, die übrige Zeit bis zur entscheidenden Stunde, vielleicht zum letzten Male, bei seinem guten Pflegevater zuzubringen.

Er trat ein. Marie war heiterer als gestern, hatte aber noch die Binde vor den Augen. Elisabeth war auch gegenwärtig; Eva saß still am Fenster. Da kam der alte Wilmsen schnell über den Markt gegangen. Mein Vater bringt irgend eine Botschaft, rief Elisabeth: gebe Gott eine gute.

Kinder! rief der Arzt, als er athemlos in die Stube stürzte: bleibt zu Hause! Du, Elisabeth, bleibst hier, gehst nicht aus der Stube; ich fürchte Aufruhr. Das Urtheil des Cornelius ist gesprochen. Er ist seiner Würden entsetzt, ans Westfriesland und Holland verbannt. Der Pöbel ist in Bewegung. Eben ist der Rathpensionair mit Jan zur Boorpoort gefahren, sie wollen den Bürgermeister wahrscheinlich abholen.

Kaum hatte er geendet, so sah man auch schon Bewegungen auf dem Markte; die Häuser wurden geschlossen, Bewaffnete liefen durch die Straßen. Gesindel mit Aexten und Knüppeln strömten unter dem Rufe: „Es lebe der Prinz von Oranien! Es lebe der Admiral Tromp!“ über den Marktplatz.

Schon ertönte die Sturmglocke. Ein Haufen Reiter sprengte nach der Boorpoorte zu, ihm folgte ein anderer. Jetzt kam eine Compagnie Bürgerwache, die Hüte mit orange Bändern geschmückt, doch hinter ihnen und um sie wogte der Haufe mit tollem, jauchzenden Geschrei: „Waffen! Waffen! Mord! Verräther!“ so strömte Alles über den Markt im wilden Getümmel.

Wilhelm hatte schon längst seine Wehr umgeschnallt und kämpfte gegen Wilmsen, den alten Jakob und van Kuylen, die ihn zurück hielten. Selbst Marie und die Andern beschworen ihn, sich nicht unter die Menge zu wagen; da er aber sich nicht zurückhalten lassen wollte, so rief Marie ihm in höchster Verzweiflung zu: Kannst Du die Rache nicht einem Höhern überlassen? Da sah er die Blinde mitleidig an und blieb wie gebannt am Fenster stehen.

Jetzt rückte Rabenhaupt mit der Oranischen Garde vor das Rathhaus; zwei Kanonen wurden aufgefahren. Der Lärm wurde immer stärker, die Menschenmasse wogte immer mächtiger nach der Voorpoort zu. Unter wildem Geschrei: „Nieder! nieder mit den de Witte's!" rückte jetzt ein geregelter Haufe über den Markt, den Rabenhaupt vergebens zu zerstreuen suchte. Da stürzte Wilhelm, als trieben ihn die Furien, zur Thür, zum Hause hinaus.

Da geht er! rief Jakob: Da spricht er mit dem Hauptmann der Garde, mein Gott, mit sechs Andern eilt er fort! Seht, noch einmal blickt er herauf — nach der Voorpoort zu geht's!

Gerechter Gott, er läßt Jan morden! schrie Marie.

Bewahre der Himmel, Jungfer! sagte Jakob: Herr van Eyk ist ein frommer Herr, so etwas thut er gewiß nicht!

Dem falschen, treulosen, bösen Mann,
Dem werde die Freude zum Weh' —
Wer sich an dem Treulosen rächen kann,
Der singe ein Liedchen, Juchhe!

So sang jetzt plötzlich Eva das malaiische Lied, und tanzte wie wahnsinnig in der Stube umher. Stoß' nur zu, stoß' nur zu, in sein untreues Herz! rief sie: Thue es nur, Wilhelm, räche Dich und mich! Sie stieß den alten Jakob von sich, der sie in ihrem Treiben aufhalten wollte, und schien selbst die Drohung van Kuylen's nicht zu hören. Da nahm Wilmsen das Kind, das in der Wiege schlummernd lag, und reichte es ihr. Sie sah es an, drückte es an ihre Brust, weinte bitterlich und sank erschöpft Marien zu Füßen. Vergib, Herrin! rief sie aus: Ihr kennt den Schmerz der verstoßenen Mutter noch nicht, verzeihe deiner Eva. — Marie streichelte ihre Wangen und suchte sie zu beruhigen.

Kommt, Kinder! sagte Wilmsen: kommt aus dieser Stube, vom Fenster weg, das ist kein Aufenthalt für Weiber; geht in des Vaters Zimmer, dort könnt Ihr ruhig sein. Elisabeth, mehr noch Marie, sträubten sich. Ihr sollt alles erfahren, geht nur — ich bleibe schon hier! — Sie gehorchten, und Eva wurde auf ihrem Zimmer zur Ruhe gebracht.

Der Lärm und Aufruhr wurde immer wilder. Jetzt kamen die Reiter in geordneten Haufen zurückgesprengt und jagten nach dem entgegengesetzten Thore. Rabenhaupt mit seinem Geschütz folgte. Man hatte ausgesprengt, die Bauern seien im Anzuge, den Haag zu plündern; so waren die letzten Truppen, mit denen man den Aufruhr vielleicht noch hätte stillen können, entfernt.

Wilhelm war indeß mit seinen Begleitern bis vor das Gefängniß gedrungen. Bedachtsam hatte er ihnen verboten, in nichts dem Pöbel Einhalt zu thun, ihm nur blind zu folgen und Alles zu thun, was er thäte. Er fand vor dem Gefängniß die Kutsche des Rathpensionairs, welche der Pöbel zurückwies. Die Reiter hatten bis jetzt noch leidliche Ordnung gehalten, aber so wie sie abgezogen waren, wurden die Bürger-Compagnieen leicht überwältigt, die auch eben keine große Gegenwehr zu thun gestimmt schienen. — Mit Aexten und Gewehren wurden die äußern Thore des Gefängnisses bestürmt. Wilhelm war mit den Seinen einer der ersten am Thor. Neben ihm arbeitete ein baumlanger Mann, der, so wie es schien, den Trupp der Anführer befehligte, denn man folgte überall seinem Wort; dieser Mann sah auf einmal Wilhelm und seine Soldaten scharf an. Seid Ihr nicht Herr Wilhelm van Eyk? rief er ihm zu.

Zu dienen! antwortete Wilhelm mit Entschlossenheit: und ich bin hier, mich an den de Witte's zu rächen!

Daß Ihr einer der Unsern seid, das wußt' ich schon seit gestern Abend, da Ihr den Jan vor Eurer Klinge hattet; er ist auch so ein weißer Vogel, der heute dran muß —

Den such' ich eben, rief Wilhelm mit fürchterlichem Lachen: das ist mein Mann, den überlaßt mir!

Bravo, Junge! sagte der Lange. Henrich Verhoef, der Goldschmidt, will Dir zu dem Spaße behülflich sein! He, Jungens! rief er: wacker dran! das alte Nest wackelt schon! Ein fürchterlicher Hieb mit der Axt, und die Thür klafft weit auf. Alles strömte hinein.

Halt, schrie Verhoef mit seiner Donnerstimme. Nur funfzig Bürger und hier der Herr mit den Soldaten! Die Uebrigen bleiben hier! Deckt uns den Rücken, wir bringen sie Euch heraus, die Prinzenmörder!

Zum Gefängnisse, wo Cornelius saß, stürmten sie hin. Die Thür wurde erbrochen. Der Bürgermeister lag krank im Bette; Johann de Witte, der Rathpensionair, saß schweigend, und las in der Bibel und schien den Tumult gar nicht zu beachten; vor ihm standen Jan und dessen Freund, der jüngere Ruwoard van Putten, mit gezogenen Schwertern. Wilhelm schoß, wie ein Geier auf seine Beute, auf de Witte, unterlief ihn und packte ihn fest, die Soldaten halfen ihm; schnell war er niedergeworfen und gebunden. Ruwoard, nach tapferer Gegenwehr, wurde gleichfalls gefangen.

Meine Beute laßt mir! rief Wilhelm zu Verhoef, welcher den Bürgermeister bei den Haaren aus dem Bette schleifte: ich will sie auf dem Richtplatze schon abfinden!

Geh' mit Gott! schrie Verhoef. Wilm Tichelaar, geleitete sie über den Platz, niemand soll sie molestiren, und sag' denen draußen, wir hätten sie!

Wilhelm ging schweigend mit seinen beiden Gefangenen ab. Jan knirschte vor Wuth. Elender, feiger Henker! rief er aus und achtete den Kolbenstoß nicht, den ihm einer der Soldaten gab. — Sie kamen an's Thor.

Freie Passage für Herrn van Eyk und seine Gefangenen im Namen Meister Verhoefs! schrie Tichelaar, der, als des Cornelius Angeber, am heutigen Tage in großem Ansehn stand.

Man machte Platz. Hier und da schlug ein wüthender Oranier nach den Gefangenen, flog ein Stein unter sie. Mehr wie einmal mußten Wilhelm und seine Begleiter sie mit Gefahr ihres eigenen Lebens schützen. Endlich gelangten sie in die freie Straße und von da an in eine kleine menschenleere Gasse, die gerade nach dem Richtplatze hinführte.

Nun mach' geschwind! schrie Jan. Was bedarf es des langen Weges! Kühle Deine Rache, feiger Frauenknecht! Es hilft Dir doch nichts, Marie liebt mich, und Dich haßt sie!

Schweig', Rasender! sagte ihm Wilhelm leise in's Ohr, nahm einem Soldaten die Schärpe von der Schulter, hing sie ihm um und ließ ihm die Fesseln lösen. Dem Ruwoard van Putten steckte er die orange Cocarde an den Hut und befreite ihn gleichfalls. Hundert Gulden einem jeden von Euch, sagte er zu den Soldaten: geleitet ihr ihn lebendig in meine Wohnung!

Dich soll ich tragen?! schrie Jan und riß die Schärpe vom Leibe und trat sie mit Füßen. Kein de Witte trägt dieses Zeichen der Knechtschaft. Da spannte einer der Musketiere sein Gewehr und schlug auf ihn an.

Im Namen Eures Hauptmanns! rief Wilhelm und warf das Gewehr zurück. Du bist des Todes, wenn Du den Wahnsinnigen anrührst!

Seid nicht rasend! raunte Ruwoard ihm in's Ohr. Ihr verderbt Euch und mich!

Jan folgte nun schweigend, und sie gelangten durch Seitengassen auf den Markt. Durch ein Hinterpförtchen, das man zu verschließen vergessen hatte, kamen sie in van Kuylens Wohnung. Die Soldaten erhielten ihren Lohn und wurden entlassen. Wilhelm trat mit beiden in sein für ihn bereitetes Zimmer. Erwartet uns hier, sagte er zu Ruwoard: und Ihr, Jan, kommt mit mir!

Marie saß mit Elisabeth in des Vaters Zimmer, der noch immer mit Wilmsen in dem Erkerstübchen stand und das Ende der Begebenheiten erwartete. Eva schlief noch. Da naheten Tritte.

Wohin führst Du mich? rief Jans Stimme draußen.

Mein Gott, er iſt's! rief Marie, ſprang auf, riß den Verband von den Augen und vor ihr ſtanden Jan de Witte und Wilhelm.

Hier, nimm ihn aus meiner Hand zurück! ſagte Wilhelm. Du ſiehſt, ich überlaſſe einem Höhern, als ich bin, die Rache. Ihn überlaß' ich Dir! Ein ernſter, kalter Blick traf ſie, indem er ging.

Schickſal! Schickſal! rief Jan: das iſt der bitterſte Kelch, den Du mir zu leeren reichſt — von dem Knaben beſchämt, da ſtehen zu müſſen. Er ſah mit dem Blick der Verzweiflung auf Marie, und ſein ſtruppiges Haar flog wild um ſeine finſtere Stirn.

Meine Binde! bat Marie. Eliſabeth legte ſie um ihr ſchmerzvolles Auge.

Recht ſo, ſchöne, holde Jungfrau! lachte Jan. Ihr wollt mich nicht ſehen! Ihr fürchtet den armen verbannten de Witte, oder noch beſſer, Ihr fürchtet Euch und Eure Augen! Ihr wähnt, ſie ziehen Euch noch einmal an meine Bruſt! Die iſt jetzt kalt, wie Eis, wund und ſchmerzvoll. Trüb' iſt der Sinn, aber nicht gebeugt! fuhr er fort und trat voll Majeſtät vor die zitternden Frauen: denn ich bin ſtolz, daß ich mit der Freiheit des Vaterlandes untergehe!

Die Männer traten herein. Fort, fort, Kinder! rief Wilhelm und trieb die Weiber in das anſtoßende Kabinet. Ihr, Jan, folgt mir.

Jan folgte ſchweigend. Man führte ihn in ein kleines, abgelegenes Zimmer, wo Ruwoard ſich zu ihm geſellte; dort überlegte man, was zu thun ſei.

Flucht iſt das Einzige! ſagte Wilmſen. Verkleidet ſucht nach Scheveningen zu kommen, und von da zu Schiffe nach Dunkerken, denn nach England wollt' ich nicht rathen. Vater Kuylen gibt Geld — und dann mit frohem Muth in der Fremde dort das Glück verſucht, bis der Sturm hier vorüber iſt.

Jan ſchwieg; Ruwoard fand den Vorſchlag genehm. Wilmſen verſprach Alles einzurichten.

Als es dämmerte, brachte Jakob Reiter-Wämſe; Pferde ſtanden unten, auch ſollte ein Fiſcherboot in Scheveningen bereit ſein. Der alte van Kuylen gab Geld und Wechſel. Und nun fort! rief er: keine Zeit verloren — jeder Augenblick iſt koſtbar!

Ohne meinem Retter zu danken, geh' ich nicht von hier! ſagte Ruwoard van Putten; ihn muß ich noch einmal ſehen. Wilhelm kam. Ruwoard reichte ihm die Hand. Nie vergeſſe ich Eure edle Handlung! Wer ſo edel für die Rettung ſeines Feindes handeln kann, was muß der dem Freunde ſein können? Lebt wohl! Gott vergelte es Euch, ich bleibe Euer Schuldner!

Es gehe Dir wohl, Jan! ſagte Wilhelm und reichte ihm ſeine Rechte.

Ich danke Dir mein Leben, antwortete dieſer finſter: ja das iſt wahr — rief er ſich abwendend und ſchnell das Zimmer verlaſſend — dennoch haß' ich Dich bis in den Tod!

Die Flüchtigen schwangen sich auf die Rosse und eilten nach Scheveningen.

Die Sonne ging nach einem blutigen Tage unter. Cornelius und Johann de Witte hatten geendet. Jener war unter vielen Martern erschlagen, dieser durch einen Pistolenschuß getödtet; beide wurden nach dem Gerichtplatze geschleppt und aufgehangen.

Noch wogte des andern Tages die tobende Menge auf den Gassen und die Ruhe kehrte erst wieder, als der Prinz von Oranien in die Stadt kam. Die Staaten von Holland wollten die Mörder und Anführer vor Gericht stellen, auch Wilhelm van Eyk war als Rädelsführer mit angegeben und stand auf der Liste derjenigen, die in Verhaft genommen werden sollten. Da aber die Bürger vom Haag bei dem Prinzen mit einer Bittschrift einkamen, dies zu hindern, und darin vorstellten, daß fast alle Bürger deßhalb im Auflaufe begriffen wären und es leicht schlimme Folgen nach sich ziehen könnte, so hielt es der Prinz von Oranien selbst für gefährlich, und die Untersuchung unterblieb.

Der alte Wilmsen, dem alle Neuigkeiten schnell zu Ohren kamen, eilte zu Wilhelm und bot ihm sein Haus an, um sich dort zu verbergen, bis das Gewitter vorbei sein würde. Wilhelm schlug es ab, denn das Bewußtsein, daß er an dem Aufruhre, viel weniger an dem Morde keinen Theil genommen, ließ ihn nichts fürchten; doch da ihm Wilmsen vorstellte, daß er bei dem ersten Verhöre die Sache treu erzählen, und dann mit seinen eigenen Handlungen prahlen und die häuslichen Verhältnisse seines Pflegevaters wahrscheinlich aufdecken müsse, da gab er den Bitten des Arztes nach und schlich am Abend in sein Haus.

Ein freundliches Stübchen, das die Aussicht nach dem Garten bot, war schon mit allen Bequemlichkeiten fast eben so für ihn eingerichtet, als sein Zimmer in van Kuylen's Hause gewesen war. Für die kleinsten Bedürfnisse war gesorgt, und er fühlte in dem ersten Augenblicke schon, daß eine sorgsame weibliche Hand hier gewaltet haben mußte.

Wilhelm dankte daher Elisabeth freundlich, als er sie des Abends auf des Vaters Zimmer fand.

Ach das thut sie für Sie sehr gern, beßter Herr van Eyk! sagte der Vater, ohne zu bemerken, wie sehr Elisabeth erröthete. Und wer sollte auch wohl, setzte er hinzu, für einen so edlen, braven Mann nicht gern alles mit Liebe thun? — Elisabeth entfernte sich. — So sind die Mädchen, fuhr der Alte fort, der sich wohl besser auf die Behandlung des Körpers, als der Seele verstand: sie zeigen laut ihre Empfindungen durch Handlungen an, und erröthen, wenn man es bemerken will. Doch, Freund, Sie haben in diesem Punkt eine zu traurige Erfahrung gemacht — schweigen wir hiervon.

Drei Tage war nun schon Wilhelm in seinem Exil, das ihm die

freundliche, gemüthliche Elisabeth so angenehm als möglich, zu machen suchte — als der Hauptmann Rabenhaupt zu van Kuylen kam, und ihn bat, wenn er etwas von dem Aufenthalte seines Freundes wisse, es ihm mitzutheilen. Der Prinz von Oranien wünsche diesen zu sprechen, und wäre über seine Abwesenheit ungeduldig, und da er vermuthen könne, daß Wilhelm wegen des Aufruhrs sich verborgen hätte, so gebe er ihm die Versicherung, daß jede Untersuchung niedergeschlagen sei.

Herr Adrian führte ihn zu Wilmsen's Wohnung und hier sahen sich die Freunde seit dem verhängnißvollen Augenblicke vor dem Rathhause zum ersten Male wieder.

Noch am nemlichen Abend wurde Wilhelm bei dem Prinzen eingeführt, der ihn gnädig empfing und, von dem ganzen Verhältnisse unterrichtet, ihm die Versicherung gab, daß er als braver, edler Mann gehandelt und hierdurch seine ganze Achtung sich erworben habe, und da es ihm Familien-Verhältnisse halber vielleicht lieb sein würde, den Haag bald zu verlassen, so könne er schon morgen zu Friedrich von Nassau, dem Herrn von Zuilenstein abgehen, der den Posten bei Grevenbrügge befehligte; er würde dort Gelegenheit finden, seinen Muth gegen die Franzosen eben so zu proben, wie gegen die Bischöflichen.

Da er in aller Frühe abreisen mußte, so ging er zu van Kuylen, um dort Lebewohl zu sagen. Er hatte Marie seit der Zusammenkunft mit Jan nicht wieder gesehen, und fand sie sehr an ihren Augen leidend. Die steten Gemüthbewegungen, welche seit dem Augenblicke ihrer Heilung auf ihre Gesundheit gestürmt, die stillen Thränen, die sie geweint, hatten ihre Augen in dem Grade erhitzt, daß Wilmsen selbst für sie fürchtete. — Der Abschied war innig.

Wiedersehen werde ich Dich nicht, mein guter Wilhelm, sagte Marie beim Scheiden; denn Du wirst mich blind wieder finden — die Gnade des Lichts haben meine Augen verwirkt. Lebe wohl, Wilhelm! sagte sie, und reichte ihm den Mund zum Kusse. Er drückte einen Kuß auf die Binde, die ihre Augen bedeckte, und schied.

Eva flog ihm an der Treppe nach und umarmte ihn heftig. — Bleibe Deiner ersten Liebe treu, guter Wilhelm, rief sie; nur das bringt Segen, Untreue bringt Fluch!

Herr Adrian begleitete ihn zu Wilmsen. Auch hier war der Abschied traurig — die beiden Alten liebten ihn väterlich, und sahen ihn nicht ohne Unruhe der Gefahr entgegen gehen, und Elisabeth, die ihre Thränen bis zum Moment des Scheidens zurückgehalten hatte, weinte bitterlich, als er ihr das Lebewohl sagte, drückte ihm herzlich die Hand und sagte mit Innigkeit: Kommen Sie recht bald wieder zu uns!

Eine neue Welt öffnete sich nun seinem Blicke, als er im Lager vor Grevenbrügge ankam. Rings um sich Wasser, auf den einzelnen Dämmen Verschanzungen, auf jeder Höhe ein Lager — überall Krieg und Kriegetümmel. Die Hoffnung und der Muth, die Vaterlandsliebe und der Eigennutz belebten hier die Menschen, die ihrer Pflicht oder ihrem Glücke folgten. Weniger düster wie in den Tagen vor Gröningen, war er doch still und einsam für sich und nahm nicht Theil an den rauschenden Freuden, die den Krieger für so manche Entbehrungen entschädigen müssen, und die er gierig einschlürft, als wäre es die Neige des Lebens.

Durch die Empfehlung des Prinzen war er dem Herrn von Zuilenstein als ein braver Mann bekannt, und es schien, als habe der Prinz auch besonders seines verzweifelten Heldenmuthes erwähnt; denn gleich in den ersten Tagen hatte ihn dieser General zu mehreren sehr gefahrvollen Expeditionen gebraucht.

In der Mitte des Octobers schickte er ihn gegen Utrecht, um die feindlichen Posten zu recognosciren. Kaum eine Stunde vom Lager traf Wilhelm einen feindlichen Trupp; er trieb ihn auf eine Höhe zurück und sah von dort die feindliche Armee in Massen anrücken. Eilig kehrte er um und brachte dem commandirenden General diese Nachricht. Alles rückte nun auf seine Posten und war zur Vertheidigung bereit. Es war der Herzog von Luxemburg, der Woerden zur Hülfe eilte und den Posten von Grevenbrügge angreifen wollte. Die Niederländer wehrten sich mit Heldenmuth. Von dem Besitze der großen Redoute auf dem Woerdner Damme hing das Schicksal des Postens ab. Der Herr von Zuilenstein warf sich selbst hinein und beauftragte den van Eyk, die Freiwilligen zu sammeln und zu ihm zu stoßen. Er kam, nahm Theil an der heldenmüthigen Vertheidigung der Redoute, welche die Besatzung muthig gegen den andringenden Feind behauptete. Da sprang eine Granate — der General sank todt nieder — Wilhelms Arm war zerschmettert. Er mußte den Kampfplatz verlassen, und kurze Zeit darauf waren die Franzosen Meister des Postens.

Wilhelm ließ sich zu seinem Freunde Rabenhaupt nach dem Haag bringen. Doch kaum erfuhren es van Kuylen und Wilmsen, als sie beide zu ihm eilten und jeder ihm sein Haus anbot. Der Pflegevater hatte wohl die nähern Rechte, aber für Wilmsen sprach die Vernunft. Die Gegenwart Wilhelms konnte nur übel auf Mariens Gesundheitzustand wirken, sie bedurfte ja selbst der Pflege, dagegen konnte freilich Herr Adrian nichts einwenden; er mußte deßhalb dem Arzte nachgeben, der ihn überdies noch in seiner Nähe zu haben wünschte, und Wilhelm wurde auf einer Sänfte nach des Doctor Wilmsen's Hause gebracht.

Elisabeth empfing ihn freundlich und verbarg den Schmerz und die Besorgniß, die ihr seine Wunde verursachte. Ein Stück der Granate hatte den rechten Oberarm getroffen, den Knochen beschädigt, doch die Röhre

nicht zerschmettert. Der Verlust des Arms war nicht zu befürchten, wohl aber, daß die Heilung langsam sein würde.

Wilhelm ertrug seine Schmerzen standhaft. In Elisabeth's Gegenwart war er heiter und ruhig, brannte die Wunde auch noch so heiß. Sie wich wenig von seinem Lager, und was nur die gütige Schwester für den geliebten Bruder zu thun vermag, das leistete sie ihm mit Engelmilde und Geduld.

Auch Eva war fast täglich bei ihm, und seit der Rettung Jan's war er in den Augen dieser beiden ein höheres Wesen geworden. Nicht, daß Eva Jan's Rettung erfreut hätte, nein, sie zürnte mit Wilhelm, daß er ihn nicht ihren Händen zur Rache übergeben hatte, aber edel und groß dünkte ihr doch auch diese Handlung. Nur auf Marie hatte sie nicht gleiche Wirkung gemacht. Der trotzige, rachedürstende unglückliche de Witte, den ihr glühendes Auge im Glanze der männlichen Schönheit erblickt hatte, der einzige Mann, der bis jetzt dem Ideale ihrer Phantasie glich, stand nun neben dem anspruchlosen, von der Natur nicht begünstigten, aber edlen Wilhelm klein da — dies that ihr weh. Sie fühlte sich selbst tief unter dem treuen, zartfühlenden Jüngling, und dies Gefühl entfernte sie von ihm. Und doch — über das faltenreiche weibliche Herz, in welchem sich so mancher Dämon verbirgt! — doch erwachte Eifersucht in ihrem Herzen, und sie fürchtete, Elisabeth möchte ihr Wilhelm's Liebe stehlen. Selbstsüchtig wünschte sie, er möge mit neuer Gluth an ihr hangen, ohne ihm doch ihr Herz bieten zu können, das, immer noch durch die Sinne verführt, sich zu Jan wendete.

Thörig schalt sie der Vater — verbrecherisch Eva, die ihr tausend Mal zurief: Man könne nur einmal lieben, die erste Liebe müsse mit uns in's Grab gesenkt werden. Sie hasse Jan; sich an ihm zu rächen sei ihr einziger Wunsch, ihr einziges Gebet, aber nie werde sie ihr Herz einer neuen Liebe öffnen — und — setzte sie hinzu — diese treue Liebe van Eyk's, die Liebe ohne Gegenliebe, ohne Beispiel, dieses sich Aufopfernden für Dich, Du Ungetreue, o, es sticht grell gegen Deine Selbstsucht ab.

Auch Elisabeth berührte manchmal, jedoch nur leise, diese Saite — ihr antwortete Marie nur durch ein zweideutiges Lächeln.

Habt Ihr denn gar keine Sehnsucht, ihn zu sehen? sagte nach mehreren Wochen Eva zu Marien.

Verlangt er doch nicht meiner; ihm genügt jetzt seine treue Wärterin, antwortete Marie gereizt.

Und wird und muß sie ihm am Ende nicht genügen, wenn er fühlen wird, daß er Euch ganz gleichgültig ist? sagte Eva mit Bedeutung.

Dies hatte gewirkt. Des andern Tages trat Marie, von Eva

geleitet, an das Bett des Kranken. Verzeih', lieber Wilhelm, sagte sie mit dem sanftesten, einnehmendsten Tone; daß ich nicht früher kam. Herr Wilmsen verbot mir Alles, was mich traurig stimmen, wohl gar Thränen aus meinen brennenden Augen pressen könnte. Ich brauchte Zeit, mich zu fassen, und mir mußte erst die Gewißheit werden, daß Du außer Gefahr seiest.

Freundlich sah sie Wilhelm an und reichte ihr seine linke Hand. Es genüge Dir heute die Linke, sagte er: die Rechte ist zerschmettert.

Kommt sie doch vom Herzen! rief Eva.

Ja, liebe Marie! jeder Druck meiner Hand kommt für Dich aus meinem Herzen.

Unwillkürlich legte Marie seine Hand an ihr Herz. Sie setzte sich an sein Bett und Wilhelm sah sie forschend an. Gebleicht waren die Wangen, aber immer war sie noch seine schöne, blinde Marie; er schloß die Augen, um recht lebhaft die vergangenen Zeiten sich zurückzuträumen.

Du bist ja so still, lieber Wilhelm? fragte sie, da Alles um sie schwieg.

Ich schwärmte, ich war jetzt in Batavia — ich saß in Jacatra am See und fütterte Deine Enten — ich war —

Nun, warum stockst Du?

Ich war zu glücklich! rief er bewegt und drückte seine Augen fest zu, als wollte er die Pforten der Erinnerung schließen.

Von jetzt an kam Marie, wenn es ihre Augen und die Witterung erlaubten, täglich, man erwartete schon immer um zwei Uhr die Sänfte. Mehr und mehr näherte sie sich Wilhelm, und was vielleicht, ihr unbewußt, die Eifersucht Anfangs bewirkt hatte, das führte die alte Neigung in das Herz zurück. Mit innigem Wohlgefallen sah Herr Adrian diese Veränderung, und als ihm einst Marie, da sie allein zu Hause waren, mit der Gluth der Leidenschaft ihre frühere Liebe zu Wilhelm geschildert hatte, da rief der Vater aus: Warum konntest Du diese Liebe in Deinem Busen tödten? warum liebst Du ihn nicht mehr?!

Da erröthete Marie und sagte nur stockend: Vater, die Liebe läßt sich nicht gebieten, sie kommt unverhofft, sie beherrscht uns, wir ahnen es kaum.

Auch Eva glaubte ihre Freundin geheilt, und mit diesem Glauben hatte eine ruhige Stimmung sie ergriffen. Wilhelm war innig und herzlich gegen Marie, und seit er das Bett verlassen konnte, war er wieder ihr Führer und Freund, wie einst. Alles schien eine freudige, ruhige Wendung zu nehmen. Der kleine Familienkreis war heiter und sah in eine freundliche Zukunft.

Nur über Elisabeths Augen schwebte ein Schleier, nur sie schien wohl heiter, aber wehmüthig in die Zukunft zu blicken. Ihre Ahnung betrog sie nicht.

Ihr guter Vater wurde ein Opfer seiner Menschenliebe. Ein bösartiges, ansteckendes Fieber, in einem der Hospitäler, die er besuchte, sich

eingeimpft, warf ihn auf's Krankenbett; er fühlte das Ende seiner Tage. Er versammelte seine Lieben um sich, tröstete seine Tochter, tröstete van Kuylen und gestand ihm nun offen, daß Marie ohne Rettung wieder blind werden würde. Die Begebenheiten in den ersten Tagen ihrer Genesung hätten den Organismus ihrer Augen zerstört, alle ärztliche Hülfe sei vergebens. Er bat nun seinen Freund, Vaterstelle bei Elisabeth zu übernehmen, drückte sein Kind an seine Brust und verschied in ihren Armen.

Wieder ein braver Mann weniger, sagte der alte Jakob, als er mit dem Leichenwagen zurück kam. Schenke mir der Himmel nur so viel Thränen auf mein Grab, wie heut Alt und Jung an der Gruft des guten Wilmsen weinten.

Der kleine Zirkel schloß sich nun enger zusammen. Da alle Aerzte, die Herr Adrian befragt, Mariens Augen für unheilbar erklärten, beschloß er nach Batavia zurückzukehren. Elisabeth gab seinen Bitten nach, ihn dahin zu begleiten, und auch Wilhelm entschloß sich dem Soldatenstande zu entsagen und zur Handlung wieder überzugehen.

Herr Adrian, mit der frohen Aussicht, bald wieder in seinem geliebten Batavia zu sein und, entfernt von dem Getümmel des Krieges, ruhig sein Pfeifchen unter seinen Palmenbäumen rauchen zu können, hatte doch noch etwas auf dem Herzen, was ihn quälte. Er sah, wie Mariens Herz sich wieder zu Wilhelm neigte; es entging ihm aber auch nicht, wie Elisabeth im Stillen sehnsuchtvoll an ihm hing. Er sah Wilhelm beide gleich theilnehmend und liebend behandeln, als wären sie seine Schwestern. Er wünschte diese Verkettungen zu lösen, ohne einer oder der andern wehe zu thun. Ihm war es recht, welche sein Sohn nun wähle, denn war es Marie, so ward er sein Eidam; war es Elisabeth, so durfte er hoffen, daß Wilhelm in die Adoption willigen würde. Doch traute er sich nicht Klugheit genug zu, diese Sache gehörig einzuleiten; er wendete sich deßhalb an Eva, deren heftiges Gemüth doch wahrlich nicht geeignet war, leise aufzutreten und zu lauschen.

Kaum hatte ihr auch Herr Adrian sein Herz geöffnet und seine Zweifel und Sorgen vertraut und sie zu seiner Geschäftführerin ernannt, als sie auch noch an dem nemlichen Tage die Gelegenheit wahrnahm, da Wilhelm allein im Garten saß und las.

Lieber Freund! sagte sie mit einer Art Begeisterung: auf Eurem Lebenswege blühen zwei Rosen; die Eine, eine blühende Centifolie, verbarg sich, als Knospe, unter dem deckenden Blatt. Ihr pflegtet sie sorgsam und treu, bis ein Strahl der allbelebenden Sonne sie in voller Schönheit entfaltete; da verwundete ihr Dorn den treuen Freund, Wolken deckten nun die Sonne wieder, und die Rose harret, wie einst, schmucklos der pflegenden Hand. Die Andere, ein anspruchloses, holdes Röschen, sich

selbst bescheiden in ihre deckenden Blätter hüllend, schauet sehnsuchtvoll nach Euch. Welche von beiden —

Halt! rief Wilhelm: Dein Bild ist nicht vollkommen, Eva! Dort steht noch eine glühende Purpurrose, die Du vergessen hast. Ihre Dornen verwunden zwar immer den, der sich ihr naht, doch prangt sie lieblich und freundlich.

O schweigt! sagte Eva verdrießlich: ich meine es ernstlich! Welche wollt Ihr brechen?

Keine und Alle, antwortete er gelassen. Sie flechten sich vereint für mich zum freundlichen Kranz, und ich schmücke das Bild meines Lebens mit diesen Holdseligen.

Und Euer Herz?

Ist für die Liebe gestorben! sagte er wehmüthig: Die erste Liebe betrog — das Herz verschloß sich auf ewig!

Und wenn sie nun wieder nahte, treu, zärtlich wie einst?

Ein Hauch des Sturmwindes entblätterte die Rose — ein schuldvoller Augenblick verschloß der Vestalin den Tempel und löschte das Feuer auf dem Altar der Göttin.

Eva's Augen funkelten. Sie reichte ihm wild die Hand und rief: Du hast Recht! Untreue ist der Sturmwind, der die Blüthen schüttelt! sie fallen ab, und diese verwelkten Erstlinge unsers Frühlings sinken, als Todtenopfer, auf unser Grab!

Er ist beiden Bruder und Freund! sagte nun Eva zu dem forschenden Vater. Sein Herz ist der Liebe abgestorben, seine Hand greift nach keiner Blume mehr, seit Mariens Dorn ihn verwundet. Begrabt Eure Hoffnung, lieber Herr.

Es war nun ein verhängnißvolles Jahr verflossen, seit Herr Adrian im Texel eingelaufen war. Am nemlichen Tage im Jahre 1670 lichtete er die Anker, um wieder nach Batavia zu segeln. Seine Begleitung hatte sich in der Zeit um Drei vermehrt. Elisabeth, die ihm nach Batavia folgte, und Eva mit ihrem Kinde.

Die Rückfahrt sollte etwas länger dauern, als die Herreise, indem er erst Geschäfte in Surinam abzumachen hatte, wo er einen bedeutenden Theil seiner Fracht zurücklassen wollte. Alles hatte sich in diesem einen Jahre verändert. Allen war eine Hoffnung entschwunden — Marie wieder blind — aber mit diesem Verlust hatte auch der entflohene Geist sie wieder umschwebt. Freundlich und sanft, schwärmerisch und hingebend lebte sie wieder in ihrem Jugendtraume, Wilhelm war ihr wieder Alles und die Eifersucht auf Elisabeth verschwunden. Auch für Wilhelm kehrten die vergangenen Zeiten zurück. Sein Arm führte sie wieder, er reichte ihr die Speise, unterrichtete sie von Allem, was vorging und beschrieb ihr

Alles, was ihr geschlossenes Auge nicht sehen konnte. Elisabeth theilte mit ihm die Sorge für sie; ihr richtiges Gefühl, vielleicht auch Eva's Voreiligkeit, hatten ihr einen klaren Blick in van Eyk's Herz thun lassen. Sie hing mit schwesterlicher Liebe an ihm. Eva war ruhiger und schien, seitdem sie auf dem Schiffe waren, schwermüthiger als je, und an der Stelle wilder, überspannter Prophezeihung mußte der alte Jakob ihre ahnungvollen Träumereien anhören, die sie in seinem theilnehmenden Busen verbarg; und wenn der Alte manchmal sehnsuchtvoll nach Batavia blickte und ängstlich den Wunsch äußerte, daß sie doch erst ruhig auf Jacatra sitzen möchten, dann rief sie wehmuthvoll aus: Für Euch ist es eine glückliche Fahrt, nur den Liebenden drohet der Sturm! Der Alte lachte und meinte dann, sie würden wohl bei dem hereinbrechenden Unglücke es Alle gemeinschaftlich tragen.

Fünf Wochen waren sie nun schon unterwegs, als eines Abends Marie mit Elisabeth und Eva allein in der Kajüte saß. Das Meer war still, die Wellen brachen sich nur murmelnd an dem Schiffe — tiefe Ruhe herrschte — auch in ihrem Kreise schwieg Alles, selbst das Kind war auf seiner Mutter Schooße entschlummert. Plötzlich brach Marie dieses Schweigen. Vergeltung! Vergeltung! rief sie aus: Du hast Dein furchtbares Recht an mir geübt! Du gabst mir meiner Augen Licht, und ihr erster Strahl ward mir zum Fluch. Ich büßte hart. Der kurze Augenblick des Lichts hat mein Inneres mit ewigem Dunkel umhüllt. Sah ich auch einst nichts um mich, war es doch lichtvoll und herrlich in mir. Jetzt — Nacht, Nacht überall — hier! dort! —

Dein innerer Friede, gute Marie, sagte die sanfte Elisabeth: wird die Finsterniß erhellen, sein reines Licht wird auch Dein Inneres erleuchten, es wird werden, wie es war.

Nein! nein! rief sie heftig aus: Nie! — Oft steht er wieder vor mir, wie einst, mit allen Farben meiner thätigen Phantasie geschmückt; höre ich seinen Ton, so zaubere ich mich wieder in die Tage von Jacatra zurück; ich fasse dann seine Hand, lege sie an mein klopfendes Herz, und da tritt der Wilde vor mich, preßt sie mir krampfhaft, reißt mich hin an seine Brust und drückt den glühenden Kuß auf meine Lippen. Ich fliehe den Versucher und stehe wieder allein. — Wilhelm streichelt die Locken von meiner glühenden Stirne — ich fühle es nicht; seine sanfte Stimme tönt mir theilnehmend entgegen — sie dringt nur wie ein kalter Hauch an mein glühendes Herz. Ich erwache aus meinem Jugendtraume! — Elisabeth! ich habe gefrevelt, geschwelgt nur einen Augenblick! rief sie nun aus, indem sie sich von ihrem Sitze erhob: und muß es büßen mit meinem ganzen Leben!

Auch ich habe gefrevelt und geschwelgt nur einen Augenblick! fuhr jetzt Eva auf und hob ihr weinendes Kind in die Höhe: und muß es büßen — vielleicht — ewig!

TAYLOR Ox

Schweig! rief Marie, zum ersten Male tief empört von Evas heftigen Worten. Wag' es nie, Dich neben mich zu stellen!

Du zürnst mir, Gebieterin! antwortete diese mit schneidendem Tone: Du erhebst Dich über mich. — Danke dem Geschick! — danke ihm! setzte sie heftig hinzu und stürzte hinaus.

Das war fürchterlich! sagte Marie nach einer Pause dumpf vor sich hin: Das war der letzte bittere Tropfen in meinen Kelch. Nun wird er bis an den Rand gefüllt, nun wird's ja wohl genug sein, Rachegeist! Sie schwieg, doch nach einigen Augenblicken rief sie nach Eva. Die Malaiin kam, auf ihrem Gesichte konnte Elisabeth deutlich lesen, daß sie mit sich selbst noch nicht einig war.

Gieb mir Dein Kind, Eva! sagte Marie sanft.

Eva legte es in ihre Arme, kniete vor ihr hin und verbarg ihre Thränen in Mariens Schooße.

Diese drückte das Kind an ihre wogende Brust und legte die Hand auf das Haupt der Malaiin. Steh' doch auf, gute Eva! sagte sie versöhnt, als diese schluchzend sie immer noch umfaßt hielt. Doch die Arme klammerte sich fester an sie und Thränen hemmten ihre Worte. Endlich stammelte sie: Herrin! der Himmel muß Dir vergeben, weil Du der armen Eva vergiebst.

Da trat Wilhelm in die Kajüte.

Bist Du's, Wilhelm? rief Marie: Tritt näher, reiche mir Deine Hand; auch Du, Elisabeth! — Was mein' war, rief sie aus: was mein' sein konnte, das gebe ich Dir, Elisabeth!

Du giebst ihr den Freund, sagte Wilhelm: den treuen Freund bis in den Tod!

Eva nahm das Kind.

Wohin! rief Marie und faßte nach dem Kinde, das auf ihrem Schooße gelegen hatte.

Hier taug' ich nicht, Herrin! Laß mich! — Sie ging.

Wilhelm! sagte nun Marie. Du willst mich nicht verstehen — sei ihr, was Du mir warst! — Ihre Hand suchte Elisabeth; auch sie war Eva gefolgt.

Laß mich! antwortete Wilhelm. Berühre nicht diese Saite, sie ist gesprungen, und tönt nie wieder, meine gute Marie.

Meine rauhe Hand zersprengte sie.

Laß sie — es ist vorüber.

Herr Adrian stürzte in diesem Augenblicke in's Zimmer. Land! rief er ihnen entgegen: Land! Ihr Kinder! Morgen sind wir auf Surinam!

Land? rief Marie: Land? — nun, mir ist es gleich — das Meer, das Land, Alles hüllt meine Nacht in Dunkel!

Der Aufenthalt in Surinam wurde länger, als sie geglaubt hatten. Manches Hinderniß trat ihnen in den Weg. Wilhelm war zwar der treue Gehülfe des alten van Kuylen, war wieder ganz der thätige Mann; doch vergingen Wochen, und die Geschäfte waren noch nicht beendet. Aber je schwieriger sich diese zu ordnen schienen, desto freundlicher ordnete sich Alles in dem kleinen Familienkreise. — Marie wurde ruhiger; ihr Verhältniß zu Wilhelm trat in die früheren Zeiten zurück, wo noch keine Leidenschaft die innige Neigung aus ihrem kindlichen Schlummer geweckt hatte. Die Scene auf dem Schiff war der letzte Funke der Leidenschaft gewesen, und wie das Meer nach einem Sturm, der seine Wellen gepeitscht hat, nun ruhiger in spiegelglatter Fläche dahin wogt, so schien ein ruhiger, heiterer Geist die guten Menschen zu umschweben, nur Eva nicht; sie wurde mit jedem Tage finsterer und mürrischer; zwar schien sie nach jedem leidenschaftlichen Beginnen ihr Unrecht zu fühlen; sie suchte dann Alles hervor, es wieder gut zu machen, wobei sie von einem Extrem zum andern sprang.

Van Kuylen und Wilhelm waren im Hafen. — Marie saß mit Elisabeth in ihrem Zimmer und arbeitete, der Knabe der Malaiin lag zu ihren Füßen und spielte auf einem Teppiche. Eine schwermüthige Stimmung hatte beide ergriffen und Marie sprach zum ersten Mal mit Eva über den Augenblick, wo sie wieder das Licht der Sonne geschauet hatte. Sie schilderte mit Wärme, aber doch mit Ruhe ihre Gefühle, die sie auf dem kurzen Wege von Elisabeths Wohnung bis zu ihres Vaters Hause durchbebt hatten.

Mir drängte sich, so fuhr sie fort, die ganze Vergangenheit auf diesen einen Punkt. All' mein Denken, alle Bilder meiner regen Einbildungkraft hatten sich seit meiner Kindheit in dem Bilde des Mannes vereint, den ich mir als treuen Gefährten meiner Jugend, dann als heiß geliebten so herrlich ausgemalt hatte. Ob ich mich getäuscht, ob mein Traum die Wirklichkeit übertroffen hatte, sollte mich der künftige Augenblick lehren, dieser Moment über mein ganzes Leben entscheiden. Sehnsucht trieb mich hin mit banger Eile, Furcht hielt die Beklommene zurück — ich streckte meine Hand nach dem langersehnten Gut und fürchtete den Schleier zu lüften, der es mir verbarg. So stürzte ich die Treppe hinauf — öffnete die Thür — da stand —

Eva stürzte in diesem Moment in's Zimmer, riß ihr Kind von der Erde auf. Er kommt! schrie sie, wie eine Rasende, und stürzte mit dem Knaben in's Nebenzimmer.

Was war denn das? fragte Marie: und wer kommt denn?

Ich! donnerte eine Stimme dicht vor ihnen und ein langer, hagerer Mann von wildem Ansehn stand in spanischer Tracht vor Elisabeth. Schwarz war der Mantel, den sein linker Arm um sich geschlagen hatte, feuerfarben sein Kleid; ein breiter Hut, auf der vordern Seite nachlässig

aufgekrämpt, war tief in das gebräunte Gesicht gedrückt und barg nur halb zwei funkelnde Augen, die unter ihm hervorblickten. Zwei weiße Federn, die den Hut schmückten, trugen die einzigen, freundlichen Farben seiner Bekleidung. Sein Gesicht, von einem fürchterlichen Hieb entstellt, grinzte verzerrt. Ein langer Stoßdegen hing in einem prächtigen goldgestickten Gehänge über seine Schulter, und aus der Oeffnung des Kleides blickte der silberbeschlagene Kolben einer Pistole hervor.

Wer seid Ihr? fragte die zitternde Elisabeth.

Bin ich Euch so fremd geworden? erwiderte höhnisch lächelnd der Fürchterliche. Kennt Ihr mich nicht?

Ach wohl, schrie Marie! Ihr seid —

Jan de Witte! unterbrach er mit rauhem Ton. Euer Ohr ist schärfer, als Euer Gesicht!

Und was wollt Ihr hier? fragte mit ruhiger Würde Marie und erhob sich von ihrem Stuhl.

Euch noch einmal sehen — noch einmal das Weib sehen, das mit Himmelslächeln sich in meine Arme warf, um mich mit Teufelhohn von sich zu stoßen!

Jan! rief nun Marie, vom Gefühl überwältigt: die Nemesis hat mir schrecklich vergolten, — ich bin wieder blind. Doch jetzt dank' ich ihr, daß sie mich Euer Gesicht nicht sehen läßt. Mein Friede ist dahin, stört ihn nicht mehr. Die blinde Marie hat ja doch für Euch den Werth verloren, setzte sie nicht ohne Bitterkeit hinzu: deßhalb verlaßt mich!

Eine tiefe Stille erfolgte. Mariens Haupt hatte sich gesenkt, sie schien ahnungvoll die Antwort Jan de Witte's zu erwarten. Dieser betrachtete sie mit Blicken voll Wuth, doch zuckte manchmal ein Strahl von Rührung durch dieses Dunkel. Er schien mit sich zu kämpfen. Da schrie der Kleine im Nebenzimmer. Elisabeth glaubte einen Ruf des Himmels zu hören und eilte in die Kammer. Dort lag Eva auf ihren Knieen, das Kind mehrere Schritte von ihr auf dem Boden; sie betete, die Hände krampfhaft zum Himmel gestreckt, hielt sie einen Dolch empor, als ob sie ihn dem allmächtigen Vater zur Rache darböte. — Schnell entriß ihr Elisabeth dieses tödtende Werkzeug, nahm ihr Kind auf und eilte in das Zimmer.

Noch stand Jan vor Marien, und der finstere Ernst seines Gesichts hatte sich zu höhnisch-grellen Zügen verzerrt.

Jan, sagte Elisabeth: wollt Ihr Euer Kind nicht sehen?

Jan warf einen ernsten, durchdringenden Blick auf den Kleinen und sah ihn forschend an. Mein Kind? rief er plötzlich aus: mein Kind? Nun ja, die Wahnsinnige hat es erzeugt, es lächelt so teuflisch, wie sie, mir entgegen! Gebt mir mein Kind! rief er plötzlich und riß es der erschrockenen Elisabeth vom Arm! Gebt mir's!

Doch, wie ein Geier auf seinen Raub, stürzte die Malaiin aus ihrer Kammer auf ihn zu, hing sich fest an ihn an und rang mit ihm. Meinen

Dolch, flüsterte sie Elisabeth zu: gib mir meinen Dolch! Doch die starke Faust des Mannes schleuderte sie weit weg. Fluch Euch! rief er aus, und schritt, das Kind auf seinem Arm, der Thür zu.

Wilhelm und der alte van Kuylen traten in diesem Augenblick ein. Ohnmächtig lag Marie — Elisabeth stand händeringend, wie eine Verzweifelnde — Eva lag betäubt am Boden.

Halt! rief Wilhelm. Nicht von der Stelle! Was ging hier vor?!

Ruhig zog Jan sein Pistol, doch schnell warf es Wilhelms Faust bei Seite — der Schuß ging vorbei.

Eva sprang auf. Mein Kind! schrie sie und riß es Jan vom Arm, mit dem in diesem Augenblick Wilhelm rang, da er ein zweites Pistol ergreifen wollte. Diener stürzten herein.

Jan! sagte nun der alte van Kuylen, als die Diener sich auf seinen Befehl entfernt hatten: Du lohnst mir schlecht, was ich an Dir that! Geh'! wohin Dich Dein Schicksal ruft! Auch dies vergeb' ich Dir! — Geh'!

Jan stand, wie der Geist der Verdammniß, nicht erschüttert, nicht gebeugt, in dem stummen Kreise. Er wendete sich nach Marien, mit welcher Elisabeth beschäftigt war, sie in's Leben zurückzubringen, und trat ihr näher. Doch Eva, den Knaben fest in ihren Arm gedrückt, den Dolch hoch in ihrer Rechten schwingend, stand vor ihr und donnerte ihm ein fürchterliches: Zurück! entgegen.

Jan sah auf sie mit einem Blick voll Verachtung; sein funkelndes Auge ruhte noch einmal auf der erwachten Marie und: Wir sehen uns wieder! rufend schritt er langsam zur Thür hinaus.

Luftig und leicht schwamm das Schiff, die Hoffnung, durch's Meer; der größte Theil der Ladung war in Surinam zurück geblieben, und nur wenig eingeladen, da die Erscheinung des de Witte die Abfahrt beschleunigte. Dieser hatte sich zwar seitdem nicht wieder blicken lassen, doch war man nicht ohne Sorgen. Alle Erkundigungen nach ihm waren fruchtlos gewesen, und niemand kannte Jan de Witte. Doch der Beschreibung nach konnte es der spanische Capitain Juan de Mataldo sein, der häufig hier landete, seine Waaren verkaufte und aus der Havannah zu kommen vorgab.

Die Fahrt ging mehrere Tage bei ruhigem Winde fort. Alle sehnten sich nach der entfernten Heimath und jedes Fortschreiten auf der weiten Fläche des Oceans war ein Fortschreiten ihrer Hoffnung.

Die Morgensonne stieg auch heute freundlich am Horizonte herauf, der Wind blies lustig in die geschwellten Segel. Wilhelm stand mit van Kuylen auf dem Verdeck und sah diesem herrlichen Schauspiele zu. Elisabeth und Eva spielten mit dem Kleinen. Da sahen sie in weiter Ferne ein Schiff lavviren.

Eine niederländische Brigantine! sagte van Kuylen, der durch das Fernrohr sah.

Das Schiff steuerte auf sie zu, Alle sahen aufmerksam nach ihm hin; denn auf der weiten, öden Fläche des Meeres ist der kleinste Gegenstand wichtig und unterhaltend. Es kam ihnen näher; Wilhelm war in die Kajüte zu Marien gegangen, um ihr zu erzählen, daß ein befreundetes Schiff auf sie zu segle.

Woher kommt es! rief sie aufspringend aus.

Von einer der kleinen Inseln, die rechts nach der Küste zu zerstreut liegen! erwiderte Wilhelm.

Laßt alle Segel spannen — flieht! rief Marie aus: mich ergreift eine furchtbare Angst! — O, mein Wilhelm! rief sie plötzlich und umschlang ihn innig: Du bist der einzige Mensch, dem ich wehe, dem ich Unrecht that — vergib mir.

Gutes, liebes Mädchen! sagte Wilhelm ängstlich, denn er fürchtete für ihren Verstand: Wie kommst Du jetzt auf die Gedanken?

Vergib mir! rief sie mit unaussprechlicher Angst, sank vor ihm nieder und umfaßte seine Kniee.

Von Herzen! sprach er, beugte sich zu ihr und drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn.

Da dröhnte der Kanonendonner, eine Kugel flog durch die Kajütte, dicht über Wilhelm hinweg. Marie sank nieder. Im nemlichen Augenblicke erscholl auf dem Verdecke ein furchtbares Getümmel. Ehe noch Wilhelm es erreicht hatte, war das Schiff geentert.

Bindet ihn! brüllte eine donnernde Stimme ihm entgegen.

Wilde, furchtbare Männer ergriffen den Unbewaffneten, warfen ihn nieder und banden ihn. Er sah nun wohl, in welche Hände er gefallen war. Flibustier hatten das Schiff genommen. Ihn graus'te für das Schicksal der Frauen, als die nemliche furchtbare Stimme auf dem Verdecke rief: Bringt die Frauen und die Gefangenen herbei!

Da stand Jan de Witte an den Hauptmast gelehnt, neben ihm Ruwoard van Putten. Schweigend wartete er die Ankunft Aller ab. Sie kamen, doch ihne Bande; nur Eva fehlte. Marie konnte kaum sich aufrecht erhalteno

Habe ich Dich endlich, Elender?! sagte Jan zu Wilhelm. Hoffe nicht, daß, weil ich Dir mein Leben danke, das Deinige Dir geschenkt sei! Und Ihr, meine blinde Schöne, fuhr Jan fort, sich mit blitzenden Augen nach Marien wendend: Ihr könnt unter meinen Leuten den Bräutigam wählen. Eure zitternde Hand darf hier keinen Ehe-Contrakt unterzeichnen.

Ruwoard sagte ihm leise etwas in's Ohr.

Schweig' und gehorche! erwiderte Jan: Rache habe ich Diesen geschworen und, bei Gott! ich halte meinen Schwur!

Auch ich! schrie Eva, die hinter dem Mast vorsprang, stieß ihm den Dolch in's Herz und stürzte sich in's Meer.

Teufel! stöhnte Jan, nahm sein Pistol aus dem Gürtel, drückte es mit zitternder Hand ab und Marie sank mit ihm zugleich.

Halt! schrie Ruwoard den Flibustiern, welche auf die Gefangenen einstürmten, entgegen: Wage es keiner, diesen ein Haar zu krümmen — dem Manne dort verdanke ich mein Leben!

Sie murreten.

Ich bin von jetzt an Euer Hauptmann — wehe dem, der nicht gehorcht!

Während Alles sich um Marie und Jan beschäftigte, schwamm Eva um das Schiff herum. Ein Flibustier schoß nach ihr.

Auch diese verschont und helft ihr aus dem Wasser — Gott hat gerichtet, nicht sie! rief Ruwoard.

Jan war verschieden. — Auf der linken Seite nahe am Herzen! hatte die Kugel Marie getroffen.

Ich sterbe durch seine Hand! rief sie aus: Gott, Du bist furchtbar gerecht!

Eva wurde gerettet herbei geführt. Ernst blickte sie auf beide, und ohne ihr eigenes Schicksal zu beachten, sagte sie feierlich: Blut schloß, Blut löst den Bund. Der Tod vereint — der Tod versöhnt!

Herr van Eyk! sagte jetzt Ruwoard van Putten: Ihr seid frei. Die Ladung gehört meinen Leuten, die darf ihnen nicht entgehen — Zieht mit Gott und Eurem Schiffe weiter.

Mariens Wunde war nicht tödtlich, aber schmerzvoll. Der Arzt gab nicht alle Hoffnung auf, doch fürchtete er den Seelenzustand der Kranken. Was die Liebe, die höchste Liebe erfüllen kann, leistete Wilhelm an ihrem Krankenbette. Alles schien er vergessen zu haben, nur ihr Leben stand vor ihm als das Ziel des seinen. Sie war freundlich und duldsam, sie klagte nicht, sie schien zufrieden, daß sie mit ihrem Blut sich Versöhnung erkauft hatte, und hing mit schwärmerischer Liebe an Wilhelm; ihr ganzes Sein schien sich in Liebe aufgelöst zu haben, selbst die Erinnerung an de Witte war versöhnend und schmerzlos.

So vergingen Wochen. Die Hoffnung ihrer Genesung war nicht verschwunden, doch schüttelte der Arzt immer noch bedenklich den Kopf. Eines Abends saßen Alle um ihr Lager. Da faßte sie plötzlich Wilhelms Hand, drückte sie an ihre Lippen und sagte mit feierlichem Ton: Ihr wähnet mich bald wieder genesen, täuscht Euch nicht! ich bin dem Tode geweiht, denn für mich hat das Leben keinen Werth, ich habe seine Wonne verscherzt. Du liebst mich nicht mehr, guter Wilhelm! Du kannst mich

nicht lieben, und — was Du mir auch ſagen, was Du Dich auch überreden magſt — all' Dein Troſt, all' Deine Sorgfalt, Deine Innigkeit, Deine Pflege, iſt nur Mitleid mit der Unglücklichen, iſt nicht Liebe! — Auch Dir, mein Vater, bin ich nur ein mahnender Schatten von dem, was ich Dir ſein könnte. Du ſieheſt mein Auge geſchloſſen und erkennſt darin das Strafgericht des Himmels; Du ſieheſt mich leiden und vermagſt nicht zu helfen. Du ſieheſt mein gebrochenes Herz und kannſt es nicht heilen. Drum, wenn ich nicht mehr ſein werde, wird auch der Schmerz aufhören und ſich bergen in meine Gruft.

Aber Du, meine Eliſabeth, treues Herz, die Du für mich gekämpft haſt, gegen Dich ſelbſt und Deine Neigung, unterdrücke nicht länger, was Du verborgen. — Vielleicht! rief ſie aus und drückte die Binde ihrer Augen mit zitternder Hand: Vielleicht kannſt Du ihm geben, was ich ihm nahm! Doch nein! nein, nein! mein wird er gedenken, bis er neben mir ruht! Ich kenne ihn, ich kenne ſein Herz! — Doch Wilhelm ſagte ſie nach einer langen Pauſe, in welcher ſie mit ſich ſelbſt zu kämpfen ſchien: willſt Du mir den Troſt geben, daß ich mit meinem Gott und meinem Schickſal verſöhnt ſterbe, ſo verſprich mir, — Eliſabeth durch Liebe zu lohnen!

Marie! bat Wilhelm: liebe Marie! was Du in dieſem feierlichen Augenblick von mir verlangſt —

Halt ein! rief die Unglückliche. Verſprich mir nichts! Ich könnte es nicht ertragen! Kannſt Du mich vergeſſen, Wilhelm, wenn ich nicht mehr bin, ſo iſt es Gottes Wille — und ich will dann friedlich Euch umſchweben. Sie ſank ermattet auf ihr Lager zurück.

Als ſie am Morgen ſich ihr nahten, ſaß Eva an ihrem Bett und ſang:

Schlaf wohl, ſchlaf wohl, mein trautes Lieb,
Schlaf wohl, den ew'gen Schlaf;

Entſchlafen lag Marie da, Wilhelms Locke an ihr Herz gedrückt; war ſie verſchieden.

Die Hoffnung warf auf der Rhede von Batavia die Anker. Schweigend ſtiegen Herr Adrian und die Seinigen ins Boot und fuhren nach Jacatra. Noch fanden ſie Alles, wie ſie es verlaſſen hatten: die alte Aufſeherin hatte ängſtlich dafür geſorgt, daß ein Jeder ſein Zimmer in der alten Ordnung finden, Jeder ſich gleich wieder wie zu Hauſe denken ſollte. Das Lebloſe war da, ſo wie man es verlaſſen, das Lebende war nicht zurückgekehrt. Jedes Plätzchen erinnerte an Marie, und die vernarbte Wunde riß hier von Neuem blutend wieder auf.

Wilm, Wilm! komm, komm! rief der Papagai, als ihn Jacob wieder auf ſeine alte Stelle geſetzt hatte; aber Wilm kam nicht; mit Eliſabeth

durchstrich er den Garten; am Teiche, wo sie die Enten fütterte, im chinesischen Häuschen, wo sie zum letzten Male der Blinden Abendlied gesungen, überall weihte er ihrem Andenken eine wehmuthvolle Erinnerung. So Manches hatte Wilhelm an Elisabeth zu erzählen, jede Rasenbank, jedes von Palmen beschattete Plätzchen reichte eine Erinnerungblüthe und leise lös'te sich der Schmerz in Sehnsucht auf.

Nicht so bei Eva. Seit der Begebenheit mit den Flibustiern war dies lebhafte, fast wilde Wesen in sich gekehrt und schwermüthig geworden. Sie spielte den ganzen Tag mit ihren schwarzen Locken, war folgsam wie ein Kind, und freundlich gegen jedermann, doch untheilnehmend. Selbst ihr Kind war ihr gleichgiltig, sie nahm es auf ihren Schooß, spielte wohl zuweilen mit ihm, aber das Bewußtsein, daß sie Mutter sei, schien sie gänzlich verlassen zu haben. Nur das Wort Rache weckte die schlummernden Geister, sie ward, sobald sie es vernahm, einer Wilthenden gleich.

So wechselten die Tage in Jacatra, wo sich jetzt Herr Adrian fast immer aufhielt, zwischen Geschäften und dem Andenken an die Heimgegangene. Sehnsuchtvoll sah er auf Elisabeth und Wilhelm, aber ein bittender Blick von ihnen ließ ihm den Wunsch nicht laut werden. Junig, wie Bruder und Schwester, liebten sie sich, sie erheiterten Herrn Adrians alte Tage durch Liebe und Pflege. — Seiner ersten Liebe treu, entweihte kein Wunsch, keine Sehnsucht das Andenken an die arme Blinde.

Der Alte von Furnatsch.

Erzählung aus den Zeiten des Religionkrieges in Graubünden, 1637.

Nicht fern von den Ufern des Inns, welcher das schöne Ober-Engadin im Bündner Lande durchſtrömt, zieht ſich unfern der Gemeinde Scanfs eine Thalſchlucht in die Gebirge hinauf, welche die Einwohner in der romaniſchen Sprache Furnatſch nennen. Hätte ſie der heilige Auguſtin gekannt, ſo würde er ſie gewiß gewählt haben, um hier ſeine Einſiedelei zu bauen und ſeinen frommen Betrachtungen zu leben, denn die Natur ſchien dieſe Gegend recht eigentlich für ein ſtilles, in ſich gekehrtes Gemüth geſchaffen zu haben, das, von der Welt abgezogen, keine Freude mehr von der Gegenwart erwartet, die Schattenpunkte ſeines düſtern Lebenbildes aus der Vergangenheit ſchöpft, die hellen Lichtpunkte aber in der Zukunft ſucht. Ein ſchmaler, mit wilden Roſen bewachſener, von kahlen Felſen überragter Eingang führt zu dieſem Thale, das ſich bald verengend, bald erweiternd aufwärts zieht und hier und da von hohen Tannen beſchattet, oft auch von nackten, furchtbaren Felswänden eingeſchloſſen wird. Grüne Wieſen, zu welchen zuweilen das ſchüchterne Reh herabzuſteigen wagt, unterbrechen die üppigen Baumgruppen, womit die Natur wie zum Schutz die Erdvertiefungen, die man für verſunkene römiſche Gräber hält, maleriſch umgeben hat. Weiterhin führt ein Fußpfad über ſchroffe Felsmaſſen nach einem Wäldchen von Lerchenbäumen, an deſſen Ausgang ſich ein weites Becken in dem Felſen gebildet hat, worin ſich ein von der Höhe herabſtürzender Giesbach ſammelt, um ſich dann zwiſchen Fels und Wieſen ſchlängelnd in den Inn zu ergießen. Das ganze Thal hat ein düſter romantiſches Anſehen; als habe ein verbannter Geiſt ſich dieſen Ort zum Aufenthalte gewählt, ſo einſam, ſo ſchaurig iſt er.

In dieſer, nur von dem Auerhahn und Birkhuhn, von Reh und Berghaaſen, ſelten von Menſchen beſuchten Felsſchlucht ſtand da, wo hinter dem Lerchenwäldchen ein nur von Alpenroſen bewachſener Felſen das Thal zu ſchließen ſcheint, eine kleine ſchlichte Hütte verborgen, die ihren Bewohner nur ſpärlich gegen Sturm und Wetter ſchützen konnte. Von Fichtenſtämmen kunſtlos gezimmert, mit Raſen bedeckt, gab ſie, wenn die Gewitterregen ſtrömten, hinreichenden Schutz; wenn aber der Winter ſeine Schneeflocken ſchüttelte, der Giesbach auf des Berges Höhe erſtarrt, nicht mehr gewaltſam herniederſtürzen konnte und wie Kryſtallmaſſen an

dem Gesteine hing, da bedurfte es eines stets unterhaltenen Feuers, die starren Glieder vor Frost zu schützen und nicht den Elementen zu unterliegen.

Diese elende, von der übrigen Welt abgeschiedene Hütte hatte sich ein Greis zu seinem Aufenthalte gebaut. Er schien sich in ihr so wohl zu gefallen, daß er sie nur selten verließ, selten Menschen sah und nur der Fremde, den die Neugier trieb, dies schaurige Thal zu besuchen, störte zuweilen seine Einsamkeit und war ihm niemals willkommen, wenn er auch dem Alten von Furnatsch, wie ihn die Landleute in der dortigen Gegend zu nennen pflegten, reichlich Almosen spendete. Er lebte ganz einsam und Manche glaubten sogar, er stände mit dem Bösen im Bunde und hätte er nicht zuweilen die Nachmittagkirche in Scanfs besucht, wo er jedoch nicht sehr andächtig zu sein schien, so würde diese Meinung gewiß allgemein geworden sein; wenigstens hielten ihn seine Glaubenbrüder, die Reformirten, für einen Abtrünnigen.

Zuweilen, aber nur höchst selten, wanderte er wohl auch nach Zutz, einem nahegelegenen, wohlhabenden, von vielen adeligen Familien bewohnten Orte, ging von einem Hunde begleitet mit seiner Zither, auf der er einige romanische Weisen klimperte, die er mit seiner immer noch wohlklingenden Stimme begleitete, in die Häuser der Vornehmen, jedoch nur derer, die dem Geschlechte von Salis anhingen, vermied Alle, die mit denen von Planta befreundet waren und sammelte hier wie ein Bettler Brod, Speck und allerhand Lebenmittel ein, die jedoch nicht weit reichen konnten; Geld nahm er nie.

Wenn es zu dämmern begann, kehrte er gemeinhin nach seiner Einsamkeit zurück, doch wollte man ihn auch nach dem Thurme Planta, diesem grauen Bürgen des Alterthums des einst so mächtigen Geschlechts haben wandern und sich auf einen Felsblock setzen sehen, wo er unverständliche Worte gesprochen und Verwünschungen ausgestoßen haben sollte. Dies Alles bestärkte das Volk in der Meinung, er sei ein Feind der Planta's und deshalb ließ ihn auch jeder ruhig seinen Weg ziehen.

An einem heitern Tage, die Sonne brannte heiß und kein Lüftchen kühlte die drückende Schwüle des Mittags, saß der Alte vor seiner Hütte, flocht aus Weidenzweigen ein kleines Körbchen, für seine rauhe Faust fast zu zierlich, sah auf den Wasserfall, der sich in buntem Farbenspiel von Fels zu Fels herabstürzte und brummte mehr als er sang, ein Volklied. Neben ihm saß sein treuer Hund, ihn unverwand anblickend und geduldig wartend, bis er ein Stück aufgeweichtes Brod aus dem Kruge nahm, es ihm vorwarf und dann seine Arbeit fortsetzte. Plötzlich aber sprang der Hund auf und lief mit freudigem Gebell einem Mädchen entgegen, das, einen Korb am Arme, den Fußpfad herauf kam. Der Alte kümmerte sich wenig darum, flocht ruhig weiter und erst, als ihn das Mädchen mit

einem: Grüß Euch Gott, Vater! bewillkommte, legte er seine Arbeit weg, sah auf und erwiderte: Dank Dir, Marie!

Das Mädchen setzte nun ihren Korb auf die Rasenbank und kramte ihre Schätze aus. Ein Krug mit Wein, ein an der Luft gedörrtes Ziegenviertel und hartes Brod breitete sie vor ihm hin und sagte wohlgefällig: Da, guter Vater, nehmt, ich bringe Euch so viel ich vermochte.

Der Alte überflog die Gabe: Danke Dir, Kind! sagte er ziemlich gleichgültig: Ich würde mich noch mehr freuen, wüßte ich, daß Du Dir das meinetwillen entziehst, aber des Alten wegen geschieht es nicht.

Vater! unterbrach ihn das Mädchen bittend.

Du thust unrecht, Marie, daß Du Deine Armuth mit mir theilst: fuhr er fort: den Wein hätte Deine Mutter eher bedurft als ich, sie ist eine schwache, kränkliche Frau und auch sie hat das Schicksal hart getroffen; überdies leide ich ja nicht Noth, dafür sorgen meine Freunde schon. Darum nimm Alles wieder mit, bring' es Deiner Mutter zurück, Du weißt, Almosen nehme ich nur gern von meinen Feinden; pack' nur wieder ein.

Wollt Ihr mir so wehe thun, Vater? unterbrach ihn das Mädchen und zögerte zu gehorchen.

Nun, so laß es stehen — wehe will ich Dir nicht thun! sagte er halb verdrießlich, halb freundlich: setz Dich zu mir und schäle Weidenruthen, die dort liegen, das Körbchen hier wird für Dich.

Sie setzte sich neben den Alten, schälte wie er befohlen hatte, die Weiden, warf zuweilen forschende Blicke bald in die Hütte, bald nach dem Wege und schien eine Frage auf dem Herzen zu haben, die ihr jedoch schwer wurde, laut werden zu lassen. Endlich faßte sie Muth — War Konrad nicht hier?

Nein! erwiderte der Alte, ohne aufzublicken.

Wißt Ihr nicht, wann er kommt? fragte sie weiter.

Nein! erwiderte er in gleichem Tone.

Das Mädchen schälte nun die Weidenruthen immer hastiger, endlich warf sie sie unmuthig hin: Ihr seid auch immer unzufrieden mit mir! sagte sie: was kann ich dafür, daß die Katholischen, denen Gott es nie verzeihen möge, in Tirano meinen Vater erschlugen, unser Haus plünderten und zerstörten und meine Mutter, arm an Hab und Gut, hierher flüchten mußte? Hätte sich nicht die edle Frau von Travers und manche andere wackere Dame unsrer erbarmt, sie hätte müssen betteln gehen; aber noch einmal sag' ich, Gott möge es den Katholischen nie verzeihn!

Kind! unterbrach sie der Alte ernst: fordre Gott nicht noch mehr zur Rache auf; der Mord der Protestanten im Veltelinerlande hat sich furchtbar gerächt. — Schon sind Ströme Bluts geflossen — der edle Herr Pompejus Planta fiel, seine Anhänger sanken unter dem Schwerte ihrer Feinde, unter dem Beile ihrer Henker. Glaubst Du, Unglückliche, es sei noch nicht genug Blut zum Sühnopfer geflossen?

Staunend hatte Marie, während er sprach, ihn angeblickt: Ihr redet denen von Planta das Wort und beklagt ihr Schicksal? sprach sie: Ihr, der Ihr die Wohnungen ihrer Freunde vermeidet, als wäre die Pest dort heimisch, der Ihr in der Dämmerung zu dem alten Thurme hinaufsteigt, dort, wie die Nachbarn sagen, das Geschlecht zu verfluchen? Der mir deßhalb nicht wohl will, weil ich im Hause der Frau von Travers, der Tochter des unglücklichen Pompejus, wohlgelitten bin?

Der Alte lächelte mitleidig, streichelte dem Mädchen gegen seine Gewohnheit freundlich die Wangen und sagte dann: Du irrst, Kind, wenn Du glaubst, ich wollte Dir deßhalb nicht wohl; geh nur mit Gott immer zu der Frau von Travers und hänge Dein Herz an das unglückliche Geschlecht und diene ihr treu, was kümmert's mich? Die Geschlechter steigen und fallen, heute sind die von Salis oben, morgen die von Planta; Jedem schlägt seine Stunde.

Nun was habt Ihr denn gegen mich? fragte Marie: warum freut Ihr Euch nicht der treuen Liebe, die Euer Sohn für mich hegt?

Weil ich Dir, frommes, liebes Kind wohl will! erwiderte der Alte ernst: was soll Dir der rohe Krieger, der Dich schon als Verlobter so allein daheim lassen kann und der es noch mehr thun wird, wenn Du erst sein Weib bist und der erste Lieberausch verflogen ist. Du dünkst mir zu gut für ihn; Konrad ist ein wilder, toller Bursche, in dessen Hand das Schwert, in dessen Arm die Partisane gar gut steht, an dessen Herzen das Liebchen wohl auch gut ruhen mag, aber nicht die züchtige Hausfrau, am wenigsten so ein zartes, fittiges Wesen wie Du. Er taugt nicht für Dich, Du dauerst mich und deßhalb seh ich nicht gern, daß Eure Herzen an einander hängen; das Schicksal hätte etwas Besseres thun können, als Euch Beide zusammen zu führen.

Marie schwieg und trocknete sich die Thränen — Laß gut sein, Kind, und kümmere Dich deßhalb nicht zu sehr, fuhr er sie beruhigen wollend fort: kannst Du nicht von ihm lassen, so folge Deinem Herzen; was das befiehlt, muß ja der Mensch gemeinhin thun. Du dauerst mich dennoch; er ist zwar gut und brav, aber —

Wißt Ihr wirklich nicht, wenn ehe er zurückkommt? fragte jetzt Marie, ihn schüchtern unterbrechend.

Wie kann ich wissen, erwiderte er halb unwillig: wenn er sich in seine Heimath wagen darf, um seinen Vater, oder vielmehr Dich zu sehen? So ein Kriegmann ist selten Herr seines Willens; wohin die Trommel ruft, dahin muß er, und die Sehnsucht bleibt selten stark in ihm, wenn er sie nicht gleich befriedigen kann. Ueberhaupt treibt er ein gefährliches Spiel und seine Gegenwart macht mir immer Sorge. Doch von etwas Anderem, unterbrach er sich selbst, da er wahrscheinlich die angefangene Rede nicht weiter fortsetzen wollte: Wie geht es Deiner Mutter, wie der edlen Frau von Travers in Zutz, geht es ihnen noch wohl?

Meine Mutter kränkelt zuweilen, erwiderte Marie: doch iſt ſie heiter wie immer und lebenfroh.

Der Alte ſchüttelte den Kopf. Dünkt mir doch ein wenig viel Lebenmuth, ſagte er: wenn man den Gatten in ſeinen Armen erdolchen, ſein Haus in Flammen hat aufgehen geſehn und von dem Ueberfluß zu dem Mängel niedergedrückt wird, dann noch Freude und Luſt an der Welt zu haben! — Nun, wohl dem, dem Gott ein ſolches Gemüth gab; mein Erbtheil iſt es nicht.

Wohl ihr und mir, lieber Vater, daß es ſo iſt! nahm Marie das Wort: wer hilfe uns denn unſre Noth tragen, wenn es nicht der frohe Muth wäre, der uns durch das Leben begleitet?

Nun, nun! brummte der Alte: jedes Ding will ſein Maß haben — Da, nun iſt das Körbchen fertig, nimm es, Marie! ſagte er, es ihr reichend: ich habe es mit Freuden gearbeitet und dabei immer an Dich gedacht und thu' ich das, ſo bin ich ſtets heitrer geſtimmt. Morgen werd ich bei Dir in Scanfs einkehren, ich will einmal wieder die von Salis in Zutz beſuchen und da führt mich ja der Weg bei Euch vorbei.

Thut das, wir freuen uns immer, ſo oft Ihr kommt, erwiderte das Mädchen, beſah und bewunderte das niedliche Körbchen und ſchickte ſich dann zum Heimgange an. Sollte Konrad indeß kommen, bat ſie; ſo laßt Ihr mich es wohl wiſſen? reichte dann dem Alten die Hand zum Abſchied und trat ihren Rückweg an.

Als ſie fort war, nahm der Alte ſeine Zither aus der Hütte, klimperte darauf, ſtimmte ſie und konnte heute gar nicht damit zu Stande kommen, immer war der Akkord nicht rein. Er legte ſie verdrießlich neben ſich und ſagte bitter lächelnd: ſind doch die Alle thörig, die ein ganzes Volk zu einer Weiſe ſtimmen wollen, nicht einmal dieſe paar Saiten laſſen ſich gleich ſtimmen, wie viel weniger eine ganze Völkerſchaft, ſo unbändig und ſelbſtſüchtig wie die Bündner ſind. Mein Herr war ein Thor und bezahlte ſeine Thorheit mit dem Leben und nun wähnt ein anderer das undankbare Werk zu vollbringen; auch er wird es mit dem Leben bezahlen.

Als er noch ſo dachte, ſah er Marie eilenden Schrittes zurückkommen; Vater, Vater! rief ſie athemlos: Die Furnatſch wimmelt von Menſchen, am Eingange habe ich Roß und Reiter geſehen und längs dem Bache kommen zwei ſtattliche Männer mit ihren Dienern auf die Hütte zugegangen.

Geh hinein, ſchließ die Thüre hinter Dir, auch die Laden ſchließe und verhalte Dich ruhig! befahl der Alte. Marie gehorchte bebend, dann ſetzte er ſich auf die Raſenbank, klimperte von Neuem auf ſeiner Zither, ſummte ein romaniſches Liedchen und erwartete ſo die ungebetenen Gäſte.

Bald hörte er auch Tritte und das Klirren von Sporen und vernahm eine Stimme, die in ehrerbietigem Tone ſagte: Hinter dem Vorſprunge des Felſens, dort bei dem Waſſerfalle liegt die Hütte, gnädiger Herr.

Also mir gilt der Besuch! sprach der Alte; faßte nach dem, unter seinem zerrissenen, grobtuchenen Kittel verborgenen Dolche, zog ihn aus der Scheide, als wenn er versuchen wolle, ob er nicht eingerostet sei, steckte ihn schnell wieder ein und begann von Neuem sein Lied.

Jetzt kamen die Tritte näher, er lugte nach der Felsspitze und die Zither wäre bald seiner Hand entfallen, als er die zwei stattlichen Männer um den Vorsprung des Felsens hervortreten sah; doch schnell faßte er sich, stand auf und ging ihnen entgegen.

Grüß Euch Gott, Ihr Herren! sagte er sich ehrerbietig neigend: was führt Euch hierher zu meiner einsamen Hütte, die so selten ein fremder Fuß betritt?

Dank Dir, Alter! sagte der Eine, ein ehrwürdiger Greis, während der Andere, ein schöner Mann im reifen Mannesalter den Hüttenbewohner mit stechendem Blick anschaute: mich trieb die Neugier, auch diesen verborgenen Winkel der rhätischen Alpen, die ich die Kreuz und Quer durchzogen habe, zu sehn; aber wahrlich, solch' ein einsames, romantisches Plätzchen fand ich nirgend. Wie lange wohnt Ihr hier?

Schon mehre Jahre, Herr! erwiderte er.

Und was triebt Ihr früher, ehe ihr Euch in diese Felsen verschloßt? fragte der Andere.

Ich trieb das Geschäft aller Menschen, ich war Diener eines Herrn, sagte er mit sarkastischem Lächeln: Jeder ist Diener des Andern auf dieser sonderbaren Welt und der Fürst ist oft mehr Sclav' als der Troßbube, der seine Rosse sattelt.

Ihr seht, gnädiger Herr, sagte der so eben gefragt hatte: der Einsiedler von Furnatsch ist ein Witzbold; aber sag mir Alter, wer war Dein Herr?

Er ist todt, laßt ihn ruhen! erwiderte er mit Bitterkeit.

Seinen Namen verlange ich zu wissen! wiederholte jener mit gebietendem Tone.

Georg Jenatsch, wollte ich ihn Euch nennen, Ihr würdet Euch seiner nicht sehr erfreuen, sagte der Alte.

Du kennst mich und wagst mir dies zu sagen? rief der Oberst drohend.

Keine Uebereilung, Oberst! warnte der Andere.

Seht Ihr, edler Herzog von Rohan, nahm der Hüttenbewohner das Wort: das ist die gerühmte Freiheit, um die so viel Blut in unsern Bergen floß; man soll nicht einmal die Zunge binden können, wenn man nicht reden will; das ist die Freiheit, daß man statt eines Fürsten hundert Tyrannen hat, die nach dem eitlen Recht der Geburt, oder der erzungenen Macht über uns schalten wollen, wie es ihnen gut dünkt; das ist die gerühmte, daß man nur das aussprechen darf, was die Machthaber erlauben.

Alter, Du gefällst mir, sagte der Herzog jetzt: wer in Lumpen gehüllt, nichts auf der Welt besitzt, als diese Hütte —

Ihr irrt! fiel ihm der Alte in die Rede: auch die Erinnerung ist mir geblieben —

Auch mir! sagte Oberst Jenatsch: Ich habe Dich schon irgendwo gesehen.

Auf Schloß Rietberg! sagte der Alte mit furchtbarer Stimme und schaute wie ein Rachegeist auf Jenatsch, der mit der Hand nach dem Schwerte fuhr: Elender! rief er.

Vergeßt Euch nicht, Oberst Jenatsch, und bedenkt, daß ein wehrloser Greis vor Euch steht, sagte der Herzog von Rohan mit Würde: vergeßt nicht, daß ich hier bin und bedenkt — Da ward die Thüre der Hütte aufgerissen, Marie stürzte heraus und sank vor dem Herzoge nieder: Erbarmt Euch des alten unglücklichen Mannes bat sie: nehmt ihn in Schutz, gnädiger Herr!

Steh auf mein Kind! sprach der Herzog, während Oberst Jenatsch aufmerksam das Mädchen betrachtete: Deinem Vater wird kein Leid geschehen. — Kommt Oberst, laßt uns zurückkehren.

Wer bist Du, Mädchen? fragte dieser die immer noch Knieende, während der Alte ihr ein Zeichen gab, daß sie schweigen sollte.

Ich bin Marie Imeldi, die Tochter einer armen Witwe in Scanpfs; erwiderte sie, das Zeichen des Alten nicht bemerkend. Der Oberst immer noch das Auge auf sie gerichtet, hob sie auf und sagte ihr einige verbindliche Worte, während der Herzog dem Alten ein Goldstück reichte. Dieser aber wies es zurück. Mein gnädiger Herr! sagte er unmuthig; Geld nimmt nur der Bettler und der bin ich trotz meines zerlumpten Kittels, Gott sei gedankt, noch nicht.

Der Herzog über den Stolz dieses Mannes verwundert, grüßte ihn freundlich und verließ ihn; Oberst Jenatsch folgte, ohne, wie es schien, sich weiter um den Alten, noch um das Mädchen zu kümmern. Aber kaum waren sie eine kleine Weile fort, als ein Diener zurückkehrte und dem Alten zuraunte: Der Herzog läßt Euch rathen, dies Thal schnell zu verlassen.

Sagt Euerm edeln Herrn meinen Dank! erwiderte der Alte: ich würde seinen Rath befolgen.

Oberst Jenatsch war einer jener außerordentlichen Menschen, welche die Natur nur selten und nur in einer eignen Laune zu schaffen scheint. Er war früher Geistlicher gewesen, aber von seinem unruhigen Sinne getrieben, hatte er bald statt der Bibel das Schwert ergriffen und sich dem kleinen Heere der Brettigäuer zugesellt, die mit Knütteln bewaffnet, die

Freiheit Rhätiens zu gründen begonnen hatten. Schon als Priester war er die Seele der Reformirten, hatte von der Kanzel wie bei den Synoden die Herzen eben so entflammt, wie er jetzt seine Krieger begeisterte. Nur ein hohes Ziel vor Augen, die Freiheit seines, von fremden Mächten, von innerer Zwietracht zerrissenen Vaterlandes, lebte er nur in diesem einen Gedanken, hatte er nur dies eine Ziel vor Augen und es zu erreichen war ihm auch kein Mittel zu schlecht, keines zu heilig. Als Reformirter war Oberst Jenatsch Feind der spanischen Partei, mit deren Hülfe die Veltliner in einer Nacht alle Protestanten ermordet hatten und wurde bald unter Rudolf von Salis einer der Anführer des Bündner Heeres, späterhin Vertrauter des edlen Herzogs von Rohan, der die französischen Hilfvölker befehligte und in Graubünden unumschränkt, aber mit Milde gebot.

Die Natur hatte Jenatsch mit Allem ausgestattet, was Herzen zu gewinnen vermag. Er war, selbst noch in reiferem Alter ein schöner Mann, freundlich, der Ton seiner Stimme zum Herzen dringend, leutselig gegen jedermann, wohlthätig, fast verschwenderisch gegen Arme. Niemand haßte er persönlich, aber er war ein unversöhnlicher, rachgieriger Feind dem Feinde des Vaterlandes, war jähzornig, ward eine seiner Leidenschaften rege, und liebte den Wein, die Tafel und die Frauen; aber wo es das Wohl des Vaterlandes galt, Alles andre vergessend, Alles opfernd war er zu dem furchtbarsten fähig. Nicht Religion, nicht die natürliche Güte seines Herzens hielten ihn dann ab, grausam und blutdürstig zu sein und wie der Fanatismus unter Hymnen das Blut von Tausenden seinen Götzen opfert, so opferte auch Jenatsch Tausende auf dem Altar des Vaterlandes und glaubte Recht zu thun.

Die beiden Brüder, Rudolf und Pompejus von Planta, die Häupter ihres Geschlechts, waren seit der Vertreibung der Spanier und Oestreicher aus Bünden und Veltelin, aus ihrem Vaterlande verbannt. Pompejus war als ein zweiter Koriolan an der Spitze eines östreichischen Heeres zurückgekehrt, hatte das Münsterthal und Engadin verwüstet, der Bund der zehn Gerichte von Neuem Oestreich unterworfen und war so der Unterdrücker seines Vaterlandes geworden. Die Salis hatten fliehen müssen und die kaum errungene Freiheit war verloren. Da, die Noth des Landes bedenkend, faßte Georg Jenatsch einen kühnen gräßlichen Entschluß. Verkleidet hatte er sich mit einigen seiner Vertrauten auf das Domleschger Schloß Rietberg geschlichen, den stolzen Pompejus durch Vorführung schöner, neapolitanischer Rosse auf den Schloßhof gelockt und ihn hier mit seinem Schwerte erschlagen. Durch schnelle Flucht rettete er sich mit den Seinen.

Von dieser Zeit an waren die Planta's seine geschworenen Feinde. Rudolf Planta rächte an der Spitze eines neuen kaiserlichen Heeres blutig den Tod seines Bruders; das Ober-Engadin, Georg Jenatsch

Vaterland, ward verwüstet und die Brandfackel in der Hand durchzog er, der den Glauben seiner Väter abgeschworen hatte, die Bündner Lande, bis die französische Hilfe erschien und das Vaterland von Neuem vom spanischen Joche befreit wurde.

Aber auch Richelieu leitete nur Eigennutz, nicht lautere Absichten. Das Ziel des Kampfes der Bündner war die Oberherrschaft über das Veltelin und die Grafschaft Worms, die freie Ausübung der reformirten Religion in diesen von Graubünden abhängigen Landen und die Abwerfung des österreichischen Jochs in den Zehngerichten. Frankreich wollte sich nur in den Besitz der Engpässe, nicht Graubünden in den Besitz seiner Rechte setzen. Deßhalb ließ es die Schanzen bei dem Passe von Reichenau erweitern, den St. Lucien-Steig und Tirano befestigen und alle Pässe, die aus dem Mailändischen in's Oesterreichische führten in Vertheidigungszustand setzen. Jenatsch durchschaute nur zu gut die Absicht Frankreichs und fühlte wohl, daß der Herzog von Rohan nur ein Werkzeug in der Hand Richelieus sei und sein persönlicher Werth, sein edles, freisinniges Gemüth dem Lande wenig Gewähr leisten könne. Da stieg in ihm der kühne Gedanke auf, von seinem Vaterlande die furchtbaren Feinde, die es umgaben, durch Bündnisse entfernt zu halten und den lästigen, herrischen Freund aus seinen Marken zu vertreiben.

Der Herzog von Rohan, dem er auf allen Kriegzügen mit Rath und That beigestanden, an dessen Seite er in den Schlachten von Grossol im Freethale, wo man ihm und den Engadinern den Sieg verdankte, bei Talamona und Morbenn gefochten hatte, vertraute seiner Einsicht und Treue ganz, verbarg ihm nichts, was nicht Staatgeheimniß war und liebte ihn trotz seines oft ausschweifenden Wandels. Jenatsch theilte von ganzer Seele die persönliche Hochachtung, die ganz Bünden für den Herzog hegte, er fühlte selbst kindliche Liebe zu dem edlen Greise, der in Frankreich so lange an der Spitze der Hugenotten für die Freiheit der reformirten Kirche gefochten hatte; aber dennoch glaubte er recht zu thun, auch ihn zu hintergehen, auch an dem väterlichen Freunde zum Verräther zu werden. Er und Peter Guler, ein freiheitliebender, unternehmender Mann, der das Zutrauen des Volks in hohem Grade besaß, entwarfen den kühnen Plan.

Jenatsch bewohnte in dieser Zeit ein neuerbautes Haus in Zutz, einem freundlich am Inn gelegenen Orte des Engadins. Hier wohnte auch die Frau von Travers, des von ihm erschlagenen Pompejus von Planta Tochter, eine sanfte, stille Frau, die seit einem Jahre Witwe war und noch Reize genug hatte, das Herz eines für Schönheit empfänglichen Mannes fesseln zu können. Die Unglückliche, die so früh Vater und Gatten verloren hatte, dauerte Jenatsch und das Gefühl seiner Schuld, vielleicht auch die Reize der Frau von Travers, hatten ihn in ihr Haus geführt. Anfangs schauderte sie bei seinem Anblicke, doch rieth ihr die

Freiheit Rhätiens zu gründen begonnen hatten. Schon als Priester war er die Seele der Reformirten, hatte von der Kanzel wie bei den Synoden die Herzen eben so entflammt, wie er jetzt seine Krieger begeisterte. Nur ein hohes Ziel vor Augen, die Freiheit seines, von fremden Mächten, von innerer Zwietracht zerrissenen Vaterlandes, lebte er nur in diesem einen Gedanken, hatte er nur dies eine Ziel vor Augen und es zu erreichen war ihm auch kein Mittel zu schlecht, keines zu heilig. Als Reformirter war Oberst Jenatsch Feind der spanischen Partei, mit deren Hülfe die Belteliner in einer Nacht alle Protestanten ermordet hatten und wurde bald unter Rudolf von Salis einer der Anführer des Bündner Heeres, späterhin Vertrauter des edlen Herzogs von Rohan, der die französischen Hilfvölker befehligte und in Graubünden unumschränkt, aber mit Milde gebot.

Die Natur hatte Jenatsch mit Allem ausgestattet, was Herzen zu gewinnen vermag. Er war, selbst noch in reiferem Alter ein schöner Mann, freundlich, der Ton seiner Stimme zum Herzen dringend, leutselig gegen jedermann, wohlthätig, fast verschwenderisch gegen Arme. Niemand haßte er persönlich, aber er war ein unversöhnlicher, rachgieriger Feind dem Feinde des Vaterlandes, war jähzornig, ward eine seiner Leidenschaften rege, und liebte den Wein, die Tafel und die Frauen; aber wo es das Wohl des Vaterlandes galt, Alles andre vergessend, Alles opfernd war er zu dem furchtbarsten fähig. Nicht Religion, nicht die natürliche Güte seines Herzens hielten ihn dann ab, grausam und blutdürstig zu sein und wie der Fanatismus unter Hymnen das Blut von Tausenden seinen Götzen opfert, so opferte auch Jenatsch Tausende auf dem Altar des Vaterlandes und glaubte Recht zu thun.

Die beiden Brüder, Rudolf und Pompejus von Planta, die Häupter ihres Geschlechts, waren seit der Vertreibung der Spanier und Oestreicher aus Bünden und Veltelin, aus ihrem Vaterlande verbannt. Pompejus war als ein zweiter Koriolan an der Spitze eines östreichischen Heeres zurückgekehrt, hatte das Münsterthal und Engadin verwüstet, der Bund der zehn Gerichte von Neuem Oestreich unterworfen und war so der Unterdrücker seines Vaterlandes geworden. Die Salis hatten fliehen müssen und die kaum errungene Freiheit war verloren. Da, die Noth des Landes bedenkend, faßte Georg Jenatsch einen kühnen gräßlichen Entschluß. Verkleidet hatte er sich mit einigen seiner Vertrauten auf das Domleschger Schloß Rietberg geschlichen, den stolzen Pompejus durch Vorführung schöner, neapolitanischer Rosse auf den Schloßhof gelockt und ihn hier mit seinem Schwerte erschlagen. Durch schnelle Flucht rettete er sich mit den Seinen.

Von dieser Zeit an waren die Planta's seine geschworenen Feinde. Rudolf Planta rächte an der Spitze eines neuen kaiserlichen Heeres blutig den Tod seines Bruders; das Ober-Engadin, Georg Jenatsch

Vaterland, ward verwüstet und die Brandfackel in der Hand durchzog er, der den Glauben seiner Väter abgeschworen hatte, die Bündner Lande, bis die französische Hilfe erschien und das Vaterland von Neuem vom spanischen Joche befreit wurde.

Aber auch Richelieu leitete nur Eigennutz, nicht lautere Absichten. Das Ziel des Kampfes der Bündner war die Oberherrschaft über das Veltelin und die Grafschaft Worms, die freie Ausübung der reformirten Religion in diesen von Graubünden abhängigen Landen und die Abwerfung des österreichischen Jochs in den Zehngerichten. Frankreich wollte sich nur in den Besitz der Engpässe, nicht Graubünden in den Besitz seiner Rechte setzen. Deßhalb ließ es die Schanzen bei dem Passe von Reichenau erweitern, den St. Lucien-Steig und Tirano befestigen und alle Pässe, die aus dem Mailändischen in's Oesterreichische führten in Vertheidigungszustand setzen. Jenatsch durchschaute nur zu gut die Absicht Frankreichs und fühlte wohl, daß der Herzog von Rohan nur ein Werkzeug in der Hand Richelieus sei und sein persönlicher Werth, sein edles, freisinniges Gemüth dem Lande wenig Gewähr leisten könne. Da stieg in ihm der kühne Gedanke auf, von seinem Vaterlande die furchtbaren Feinde, die es umgaben, durch Bündnisse entfernt zu halten und den lästigen, herrischen Freund aus seinen Marken zu vertreiben.

Der Herzog von Rohan, dem er auf allen Kriegzügen mit Rath und That beigestanden, an dessen Seite er in den Schlachten von Grossol im Freethale, wo man ihm und den Engadinern den Sieg verdankte, bei Talamona und Morbenn gefochten hatte, vertraute seiner Einsicht und Treue ganz, verbarg ihm nichts, was nicht Staatgeheimniß war und liebte ihn trotz seines oft ausschweifenden Wandels. Jenatsch theilte von ganzer Seele die persönliche Hochachtung, die ganz Bünden für den Herzog hegte, er fühlte selbst kindliche Liebe zu dem edlen Greise, der in Frankreich so lange an der Spitze der Hugenotten für die Freiheit der reformirten Kirche gefochten hatte; aber dennoch glaubte er recht zu thun, auch ihn zu hintergehen, auch an dem väterlichen Freunde zum Verräther zu werden. Er und Peter Guler, ein freiheitliebender, unternehmender Mann, der das Zutrauen des Volks in hohem Grade besaß, entwarfen den kühnen Plan.

Jenatsch bewohnte in dieser Zeit ein neuerbautes Haus in Zutz, einem freundlich am Inn gelegenen Orte des Engadins. Hier wohnte auch die Frau von Travers, des von ihm erschlagenen Pompejus von Planta Tochter, eine sanfte, stille Frau, die seit einem Jahre Witwe war und noch Reize genug hatte, das Herz eines für Schönheit empfänglichen Mannes fesseln zu können. Die Unglückliche, die so früh Vater und Gatten verloren hatte, dauerte Jenatsch und das Gefühl seiner Schuld, vielleicht auch die Reize der Frau von Travers, hatten ihn in ihr Haus geführt. Anfangs schauderte sie bei seinem Anblicke, doch rieth ihr die

Klugheit, den allgefürchteten Mann nicht noch mehr gegen ihre Familie aufzubringen und als sie Jenatsch näher und den Grund kennen lernte, der diesen überspannten Vaterlandsfreund zu der Greuelthat bewogen hatte, vergab sie ihm leichter, sah ihn zuweilen und endlich sogar nicht mehr mit Widerwillen.

Zwar wollte der böse Leumund in dieser Versöhnlichkeit der jungen Witwe Arges finden, allein wer Frau von Travers näher kannte, wer ihr sanftes, edles Gemüth verstand, wer ihre Milde, ihre Güte zu schätzen wußte, der beurtheilte sie nicht so streng und fand in ihrem Betragen gegen den Oberst Jenatsch höchstens zu tadeln, daß die Klugheit und die Güte ihres Herzens die Stimme der Rache zu leicht, zu sehr unterdrückte. Sie selbst konnte sich oft des Schauders nicht erwehren, wenn ihr Blick die Hand des Mörders traf, doch hatte sie, durch die Religion zur Versöhnung bewogen, noch ehe sie den Obersten gesehen, aller Rache entsagt und sie dem Himmel überlassen. Sie lebte übrigens, von der eignen Familie, die meist aus dem Lande hatte flüchten müssen, ganz getrennt, ein stilles eingezogenes Leben, that nach ihrem Vermögen den Armen Gutes und mischte sich in die Welthändel nicht. Sie war eine von den duldsamen, weiblichen Seelen, denen der Himmel reichlicher das Herz, als den Geist begabt hatte, die ihre Pflicht zur Richtschnur ihres Handelns nehmen und streng und gewissenhaft, was sie ihnen gebietet, erfüllen.

Sie saß heut' auf dem Altan ihres Hauses, von wo sie eine reizende Aussicht in das von hohen Felsen umkränzte Thal und über die wogenden Fluthen des Inn hatte, sah mit frommer Andacht die Sonne sich hinter die Berge senken und mochte wohl eben ernst über ihr Schicksal nachdenken, als ein leises Pochen an der Hausthüre sie störte. Zu dieser ungewöhnlichen Zeit erwartete sie keinen Besuch und zögerte deßhalb einen Augenblick, ehe sie die Thüre zu öffnen gebot; als aber das Pochen stärker wurde, befahl sie zu sehen, wer Einlaß begehre. Es war der Alte von Furnatsch, der die Dame zu sprechen verlangte, und die Diener, schon an seinen Besuch in der Abendstunde gewöhnt, ließen ihn, den Marie bis an die Thür begleitete, ohne Weiteres ein.

Als er zur Frau von Travers eintrat, kam sie ihm freundlich entgegen: Ei, mein guter Philipp! sagte sie mit der ihr gewöhnlichen Huld: Wie habt Ihr endlich einmal Eure Einsiedelei verlassen können, um die Tochter Eures alten Herrn aufzusuchen? Hätten meine Diener, die ich an Euch schickte, mir nicht Kunde von Euch gebracht, ich wüßte nicht einmal, ob Ihr noch lebtet. Es ist gar lange her, daß ich Euch nicht sah.

Seit der Oberst Jenatsch Euer Haus betritt, hab' ich's nicht betreten! erwiderte der Alte.

Die Frau von Travers fühlte, daß sie bei diesen Worten erröthete, doch sich keiner Schuld bewußt, sagte sie freundlich: kennt mich denn Philipp Bernisch nicht besser?

Wohl kenne ich Euch, gnädige Frau, und weiß, daß Ihr zur Liebe, nicht zum Hasse geboren seid; erwiderte er, ihre Hand lebhaft küssend: weiß ich doch, wie Ihr von klein auf nicht vermögend waret, irgend jemandem wehe zu thun; und wäre ich Eures frommen Wandels nicht so fest überüberzeugt, kennte ich die reine Quelle nicht, aus der Euer Thun entspringt, so würde ich nicht hier vor Euch stehen. Aber bei alle dem, sagte er und seine Stirn furchte, sein Antlitz umdüsterte sich: ist es mir ein Greuel, denke ich mir den Mann an Eurer Seite sitzend, der Euern edlen Vater, meinen Herrn und Freund meuchlings erschlug, denke ich mir, wie er Euch zum Willkommen und Abschied die Hand reicht, an der das Blut Eures Vaters klebt —

Schweigt Philipp! bat die Dame: weckt die Erinnerung nicht —

Ja, ich will sie wecken, das ist mir Pflicht, das ist mir Labsal! fuhr er heftig fort: Rache ist der Zweck meines elenden Lebens, der Grund, weßhalb der Kastellan von Schloß Rietberg in Lumpen gehüllt vor den Thüren der Salis die Ziether schlägt und an dem Tische ihrer Diener die Reste in seinen Sack steckt, die der Uebermuth des Gesindes ihm zukommen läßt; das ist der Grund, warum ich, wie der Basilisk in feuchtem Nest sein Ei brütet, in meiner elenden Hütte auf Rache brüte, mein einziges Kind nach Mailand unter die hispanischen Fahnen schickte und so hier in der Mitte unserer Feinde, wie ein unsichtbarer finstrer Geist, dem Schicksal trotzend, umher wandle, Böses zu ersinnen und Böses zu stiften. Wer, wie ich, im Wachen keinen andern Gedanken, im unruhigen Schlafe keinen andern Traum hat als den, der muß zürnen, daß Ihr, edle Frau, dem Mörder nicht Eure Thüre verschließt und in sein glattes, verführerisches Gesicht schauen könnt.

Will Gott die Unthat rächen, sagte Frau von Travers, als der Zürnende schwieg: so bedarf er nicht meines schwachen Armes, nicht meines versöhnlichen Herzens; überdies kenntet Ihr den Oberst genauer, würdet Ihr ihn weniger hassen. Er will das Wohl des Bündner Landes, mein Vater, ein Verbannter, kehrte mit einem Heere, die Brandfackel, das Racheschwert in der Hand zurück —

Und das muß ich aus Euerm Munde hören? unterbrach er sie mit Unwillen: Und hätte er alle drei Bünde zur Einöde gemacht, hätte er die Bernina Gletscher auf diese Thäler gerollt, wie der Conto über Plurs zermalmend rollte, hätte er die Fluthen des Inns und des Rheins mit den Leichen seiner Landleute gedämmt, doch wär' ich ihm gefolgt über alle Trümmer und Leichen und hätte gebetet: segne es Gott, was mein edler Herr gethan! — und wär' ich sein Kind —

Schweigt und wenn Ihr dies nicht könnt, so entfernt Euch! befahl die Edelfrau: Gott ist mein Rächer, mein Richter — nicht Ihr!

Ich schweige, weil Ihr es befehlt, erwiderte der Alte: Worte helfen überdies wenig, die That spricht allein. — Ich komme zu Euch, gnädige

Frau, ein Asyl in Eurem Hause zu suchen; begann er nach einer Weile in gemäßigtem Tone: versagt es mir nicht.

Ei, wie könnt Ihr daran zweifeln, mein guter Bernisch? erwiderte sie beruhigt.

Aber für Euch kann Gefahr daraus entspringen, fuhr er fort: In meiner Heftigkeit habe ich mich dem Jenatsch verrathen, der absichtlich oder zufällig, ich weiß es nicht, mit dem Herzoge von Rohan nach meiner Hütte kam. Der Herzog, ein Menschenfreund, ließ mich warnen, nicht dort zu bleiben und so machte ich mich auf und bin hier.

Gern, gern sei Euch mein Haus ein Zufluchtort; sagte die Dame: nur bitte ich Euch, Philipp, setzte sie mit würdevollem Ernste hinzu: zügelt Eure Zunge und mäßigt Eure Rede.

Wie Ihr befehlt! sprach er sich verneigend und während Frau von Travers die nöthigen, seine Sicherheit betreffenden Befehle gab, war er in die offene Thüre des Nebengemachs getreten. Hier fand ihn die Dame mit verschränkten Armen vor dem Bilde ihres Vaters stehen, große Tropfen rollten über seine Wangen. Die edle Frau störte ihn nicht, obgleich er lange vor dem Bilde stand und es unverwandt ansah, endlich sagte er dumpf vor sich hin: Noch ist Deiner Rache Abend nicht gekommen, noch lebt Dein treuer Philipp, sorge nicht, guter Herr — Die Saat wird reif, die Sense ist geschärft, der Schnitter zieht aus zur Ernte.

Verzeiht! wandte er sich dann zu der Dame, die er erst jetzt gewahrte: verzeiht, daß ich in Euer Schlafgemach eintrat; ich sah durch die offne Thür jenes Bild, da zog es mich hin, ich mußte! Die Edelfrau reichte ihm statt Antwort die Hand, er küßte sie mit Inbrunst, benetzte sie mit seinen Thränen und verließ eiligst das Gemach.

Marie hatte, als sie den Alten in Sicherheit wußte, eiligst nach Scanfs zu ihrer Mutter zurückkehren wollen; aber ein Zufall hinderte sie, ihren Vorsatz wenigstens so rasch auszuführen; als sie es gewollt. Als sie nemlich ihrem Wohnorte zueilte, sah sie durch das Abenddunkel einen Mann mit langsamen Schritten auf sich zukommen; sie wollte rasch an ihm vorbei, er hielt sie jedoch auf — Wohin so eilig, Kind? fragt er. Sie suchte sich loszumachen, allein er hielt sie fest und sah ihr in's Gesicht. Ei, seid Ihr es, Marie Imeldi? Das Glück scheint mir günstig. Wo wollt Ihr noch so spät am Abend und allein hin?

Nach Scanfs zu meiner Mutter, erwiderte die Erschrockene, aber laßt mich los, Oberst Jenatsch, laßt mich ungestört meinen Weg gehen.

Gern, gutes Kind: sagte er und ließ ihre Hand los: doch erlaubt, daß ich Euch bis nach Hause begleiten darf. Es ist finster, auch schleichen

manchmal kecke Burſche umher und deßhalb iſt ein Schutz zu dieſer Zeit nicht zu verwerfen.

Marie dankte, doch ließ er ſich nicht abſchrecken, kehrte mit ihr zurück, ſprach von gleichgültigen Dingen, fragte, woher ſie käme und als ſie ihm ſagte, ſie komme von Frau von Travers, redete er mit ihr von dieſer würdigen Frau und ihrer Mutter, erkundigte ſich nach ihren Verhältniſſen und das auf ſo freundliche, beſcheidene Weiſe, daß er bald Mariens Zutrauen gewann und ſie einigermaßen dem Himmel dankte, daß er ihr in dieſer finſtern Nacht einen Beſchützer geſchickt habe, denn mancher junge Burſche, ſein romaniſches Liedchen trällernd, war ſchon neckend an ihr vorbeigegangen. So kamen ſie nach Scanfs, Marie dankte hier ihrem Begleiter und bat ihn, ſie allein nach ihrer Wohnung gehen zu laſſen, allein Oberſt Jenatſch verſicherte ſo beſtimmt, daß er ſie bis zu ihrem Hauſe begleiten würde, daß ſie es nicht ausſchlagen konnte.

Endlich vor dem Häuschen angelangt, fanden ſie die ängſtlich harrende Mutter in der Thüre ſtehen, die ihren Begleiter mit den Worten empfing: Ei Konrad, wo kommt Ihr noch ſo ſpät her?

Ihr irrt, Mutter! unterbrach ſie Marie verlegen: Es iſt der Herr Oberſt Jenatſch von Zutz, der ſo gut war, mich hierher zu begleiten.

Bei dieſem Namen verneigte ſich die Mutter tief. Tretet ein, edler Herr! ſprach ſie: ruht in meiner kleinen Wohnung aus; in Tirano hätte ich Euch freilich beſſer empfangen können. Sie ſchritt voran, der Oberſt folgte, Marie, der das Herz, ſie wußte ſelbſt nicht warum, laut klopfte, zögerte eine Weile, dann trat auch ſie ein.

Georg Jenatſch unterhielt ſich anfangs blos mit der Mutter, befragte ſie nach ihren früheren Verhältniſſen, bezeigte in ungekünſtelten Worten ſeine Theilnahme und bat, wenn er ihr in etwas dienen könne, ſich nur gleich an ihn zu wenden. — So ſehr Ihr auch durch Euer unglückliches Schickſal die allgemeine Theilnahme verdient, ſprach er: ſo wißt Ihr doch zu gut, daß, wenn auch alle Bünde gewiß innigen Theil an dem traurigen Geſchick ihrer Brüder im Veltliner Lande genommen haben, es doch in einem Freiſtaate wie der unſrige, einer mächtigen Fürſprache bedarf, um Hilfe hoffen zu können. Habt Vertrauen zu mir und ſagt, womit ich Euch mit Rath und That dienen kann.

Die Mutter war über dieſen freundlichen Antrag entzückt, fand ſich geſchmeichelt, war aber zu überraſcht und zu wenig vorbereitet, um irgend einen Wunſch gleich zur Hand zu haben. Sie dankte ihm auf das Verbindlichſte, verſprach ſobald ſie irgend in Noth ſei, ſich an ihn zu wenden und nachdem er ſich, kaum daß er ein paar gleichgültige Worte mit Marien geſprochen hatte, empfahl und das Haus verließ, ſtimmte ſie ſein Lob an, denn er hatte ihr ganzes Herz gewonnen und ſie konnte nicht aufhören, über den ſchönen, freundlichen, leutſeligen Mann zu ſprechen, der in dem ganzen Bündner Lande ſo hoch in Ehren ſtand und doch ſo herablaſſend

gegen Unglückliche sei. — Und Du bist so stumm zu alle diesem? sagte sie dann unmuthig zu der Tochter: Du denkst nur an den spanischen Söldner und schon oft hab' ich Dir erzählt, daß das nemliche Regiment, unter welchem er dient, verwüstend in das arme Veltlin eindrang.

Mutter! Ihr erschreckt mich, erwiderte Marie: Könnte ich den Gedanken fassen, er habe seinen Glauben verleugnet, hange denen an, die, den Dolch, die Brandfackel in der Hand unsre Vaterstadt durchzogen, mein Herz müßte brechen; denn nie könnte ich dann die Seine werden.

So ist es recht, Marie! fiel ihr die Mutter in die Rede. Auch mein Segen würde Dir nicht folgen. Ich sehe sie noch mit ihrer blutrothen Fahne durch die Straßen von Tirano ziehen und mich überfällt ein Schauder, erblick' ich ihn mit seiner rothen Feder auf dem Hute —

Mutter! fiel ihr Marie in's Wort: ich sehe jetzt nur auf sein Herz.

Auch da wird es blutig aussehen! sagte die Mutter: denn mit dem Glauben ist es bei ihm nicht richtig, so wenig wie mit seiner Anhänglichkeit an das Geschlecht der Salis. — Was macht er in Mailand bei dem Volke, wenn er redlichen Gemüthes wäre?

Weiß ich's, Mutter? Darnach fragt ein liebendes Herz nicht, meinte Marie: ich wollte er diente niemandem und bliebe immer daheim.

Ja, der arme Schlucker! Muß er nicht dienen um Sold und Brod? brummte Frau Hanna. Dies eben ist mein Aerger und ich halte es für Thorheit, daß Du Dein Herz an diesen Mann hängst; dessen Vaterhaus eine Strohhütte und dessen ganze Habe sein Schnappsack ist —

Marie! fuhr sie nach einer Weile fort und die Erinnerung führte ihr die vergangenen, glücklichen Tage herbei: Du warst noch ein Kind, als ich Dich aus dem brennenden Hause von der Leiche Deines Vaters wegtrug. Die Noth, die uns seit Tirano nicht verließ, ist Dir Gewohnheit geworden, Du kennst das Leben nicht anders; aber ich, die ich im Wohlstande erzogen, an der Seite eines reichen Handelmannes die Freuden des Lebens genossen habe, Noth und Mangel nie kannte, ich fühle sie drückend. Jeder harte Bissen Brod erweckt den Wunsch nach jener Zeit in mir und bei jedem drückenden Mangel gedenke ich des Ueberflusses, in dem ich meine Jugend verlebte und das ist ein bitteres Gefühl. Mein fröhliches Gemüth kämpft vergebens gegen das Elend, selten wird es Herr, oft unterliegt es und so bin ich nun wohl nicht glücklich zu nennen —

Mutter, arme Mutter! rief Marie und sank weinend an ihre Brust.

Da hoffte ich nun freilich, fuhr Frau Hanna fort: daß Du, von Gott mit einer schönen Gestalt und einem hübschen Gesichte begabt, aus einer guten Familie stammend, einst durch eine glückliche Heirath den alten Wohlstand wieder in mein Haus führen solltest — und da hängst Du Dich an einen Bettler, der noch ärmer ist als wir, an einen Soldaten, der sein Leben und seine Glieder für einen elenden Sold einsetzen muß, der nicht

einmal für unsern Glauben streitet und nimmst mir so alle Hoffnung auf ein sorgenfreies Alter. — Das habe ich nicht um Dich verdient.

Mutter, was kann ich für mein Herz? unterbrach sie Marie: gebietet dem Euren, den Spaniern anzuhängen und die Katholischen zu lieben, die eine zweite St. Bartholomäi in unserm Vaterlande hielten, würdet Ihr es können? — Mein Herz hat sich dem Manne zugewendet, ich weiß nicht wie. Ich sah ihn und er gefiel mir, ich hörte ihn sprechen und ich ward ihm gut, er gestand mir seine Liebe und ich öffnete ihm freundlich mein Herz, und wenn ich auch gleich darauf erröthete und es gern wieder verschlossen hätte, was hätte es geholfen? Es war ja doch schon das Seine. So fühl' ich, Mutter, daß ich nicht von ihm lassen kann und wenn mir auch Eure Klagen das Herz brächen, es möchte lieber brechen, als untreu sein.

Nun nimm die Sache nicht so ernst! beruhigte sie die Mutter: lieb ist mir das Verhältniß nicht, aber was Gott zuließ, will ich nicht trennen und ein Mutterherz vermag eher für sein Kind alle Wünsche zu opfern, als ein kindliches Herz seine thörige Neigung für die Mutter hinzugeben. Nun weine nur nicht, Maria! sagte sie bewegt: ich weiß, daß außer Konrad, ich Dir das Liebste im Leben bin und das muß mir denn wohl genügen.

Die Worte der Mutter hatten in Mariens Herzen einen lange schon schlummernden Gram geweckt. Wenn sie in einsamen Stunden an die Zukunft dachte, fühlte sie wohl, daß sie ihr nicht rosig erscheinen könne; aber dann schwebte Konrads freundliches Bild an ihr vorüber und Sorge und Kummer waren verschwunden. Seine Gegenwart, oft kam er von Mailand herüber, glättete dann alle Furchen schnell aus und die Hoffnung, ihn bald als spanischen Officier und so, ihrer Meinung nach ihn einer glänzenden Laufbahn entgegen gehen zu sehn, ließ sie alle Sorge vergessen. Auch heut' trocknete die Erinnerung an ihn ihre Thränen und nur seiner gedenkend, legte sie sich zur Ruhe.

Die Vorsorge des Herzogs von Rohan war nicht unnütz, denn schon am andern Morgen drangen mehrere Soldaten von Peter Guters Regimente in Furnatsch ein, den Anhänger der Planta's gefangen hinweg zu führen. Sie fanden aber die Hütte leer und auch nicht das Mindeste darin, sich für ihre Mühe zu bezahlen, denn selbst den Wein, den ihm Marie gebracht, hatte er ausgegossen, damit nur kein Anhänger der Salis ihn trinken sollte. Gerettet war nun der Alte wohl, aber was sollte weiter mit ihm werden? In dem Hause der Frau von Travers konnte er nicht bleiben, in sein Asyl durfte er nicht zurückkehren. Wohin aber seinen Fuß wenden? Ueberall hatten die von Salis die Oberhand, überall fand er Franzosen und wollte er nach Mailand oder Tyrol gehen, so mußte er

seinem Plan, in der Stille für seinen Herrn zu wirken und zu kundschaften, entsagen. Die gute Frau von Travers zog ihn jedoch aus dieser Verlegenheit.

Als am andern Nachmittage der Oberst Jenatsch seinen Besuch bei ihr abstattete, leitete sie das Gespräch auf den Alten.

Kennt Ihr diesen Mann? fragte er sie mit Bedeutung.

Es war ja ein Diener meines Hauses; erwiderte sie freimüthig, denn sie wußte, daß er schon durch Philipp selbst von Allem unterrichtet sei: war Kastellan auf unserm Schlosse Rietberg und lebt meist von der Unterstützung, die ich ihm angedeihen lasse.

Ei, ei, Frau von Travers! sagte der Oberst scherzend: hätte ich doch von Eurer Frömmigkeit nicht geglaubt, daß Ihr unsern Feinden Vorschub leisten würdet.

Soll ich meine Familie ganz vergessen? So weit geht meine Ergebung nicht! erwiderte die würdige Frau.

Der Alte ist in Euerm Hause! — Die Edelfrau erröthete — Marie Imeldi hat ihn gestern zu Euch gebracht.

Nun ja, da Ihr es wißt, er ist hier; antwortete sie nicht ohne Verlegenheit.

So laßt ihn kommen, ich will mit ihm sprechen!

Oberst Jenatsch, fuhr die Dame auf: glaubt Ihr —

Glaubt Ihr edle Frau, erwiderte er: ich wisse nicht, daß ich bei Euch gut zu machen habe, nicht aber, daß ich das Maß meiner Schuld häufen solle? Vertraut mir! Wo Ihr, die Ihr mir so werth seid, mit in Berührung kommt, da könnte ich nicht feindlich handeln. Laßt ihn getrost kommen! — die Frau von Travers zögerte — Was hilfe es Euch, wollte ich unedel handeln, ein Wort von mir und Eure Nachbarn umzingelten das Haus und schleppten ihn vor Gericht. Laßt ihn nur getrost kommen.

Die Frau von Travers gab nun, jedoch immer noch mit beklommenem Herzen den Befehl, den Alten herbei zu führen, der auch bald erschien.

Was wollt Ihr schon wieder von mir, Georg Jenatsch? fragte er furchtlos: wollt Ihr einen Triumph feiern, daß ich Euch hier in dem Hause der Tochter meines ermordeten Herrn sehe, oder ruft Ihr mich zu meiner Todesstunde ab? — Holt dann erst das Schwert, mit dem Ihr meinen Herrn niederstießet, und das bei Eurer eiligen Flucht auf Rietberg zurückblieb.

Schweigt, Philipp! sagte die Edelfrau zürnend: ich befehle es, schweigt!

Jenatsch hatte den alten Starrkopf mit Verwunderung betrachtet. Fast möchte ich mein Wort brechen und Dir thun, wie Du verlangtest, sagte er dann: Du bist ein gefährlicher Mensch, den man unschädlich machen sollte; aber kehre demungeachtet frei in Deine Einsiedelei zurück. Ich werde Dir einen Freibrief geben, der Dich gegen jedermann dort, aber nur dort,

ſchützen wird. Kehre zurück und lerne Deinen Groll mäßigen, Deine Rache zähmen und danke Deine Freiheit dieſer würdigen Frau.

Wie theuer mußtet Ihr ſie bezahlen? fragte er die Dame.

Deine Treue wird läſtig! erwiderte ſie zornig und wollte ſich entfernen, er aber faßte ihre Hand, hielt ſie zurück und ſank vor ihr nieder. Edle Tochter meines Herrn! bat er: verzeiht und zürnt mir nicht, wendet Euer Antlitz nicht von mir, blickt huldreich auf den Alten, dem der Anblick dieſes Mannes, dem die Erinnerung jenes blutigen Tages die Sinne ſo ſehr verwirrte, daß er ſelbſt in ſolchen Augenblicken an der Heiligkeit der Mutter Gottes zweifeln könnte. —

Steh auf! ſagte die Dame: es ſei Dir um meines Vaters willen vergeben. Geh, ich werde Dir den Freibrief des Oberſten zuſtellen laſſen.

Und Ihr wollt mich nicht mehr ſehen, im Zorn wollt Ihr mich entlaſſen? ſagte er aufſtehend.

Geh nur Philipp, geh! erwiderte ſie bewegt. Er gehorchte, noch einen furchtbaren Blick auf Jenatſch werfend.

Sagt Euch von der Gemeinſchaft dieſes Mannes los! warnte der Oberſt: ſolch wildes Gemüth kann Euch in's Verderben ſtürzen und ich bin nicht immer bei der Hand, Euch zu ſchützen. Es iſt ein gefährlicher Menſch, gewiß Alles zu unternehmen fähig.

Er war meines Vaters treueſter Diener, erwiderte ſie: ihn kann ich nicht verſtoßen.

Thut wie es Euch beliebt, edle Frau, nur erlaubt, daß ich ein wachſames Auge auf ihn habe; ſagte der Oberſt und empfahl ſich.

Am andern Mittage ſaß Philipp Berniſch ſchon wieder nach alter Weiſe vor ſeiner Hütte, ſetzte ſeine Armbruſt in Stand, ſchärfte die Bolzen und brummte ſein Lied. Kann ich doch keinen Augenblick an etwas anders denken, als an den Mann, ſagte er unmuthig: immer ſteht er vor mir mit ſeinen flammenden Augen und ſeiner hohen Geſtalt. Ich wollte, Du hätteſt anders an mir gehandelt, daß ich Dir nichts, auch nicht einmal das elende bischen Leben zu danken hätte. Er nahm die Armbruſt, warf die Taſche mit den Bolzen über und ſtieg den Felſen hinauf nach dem hohen Eichwalde, wo das Birkhuhn ſein Neſt hat und der Auerhahn auf hohen Föhren horſtet; hier ſchlich er umher Beute ſuchend. Wann werd' ich denn endlich einmal nach edlerem Wilde ausziehen, wann ihn treffen, um ihm den Bolzen durch das Hirn zu jagen? dachte er vor ſich, da rauſchte es über ihm, ein Birkhuhn flatterte durch die Zweige und ſetzte ſich keck vor ihm auf einen dürren Aſt. Wart! dachte er: du ſollſt mir das Zeichen ſein; treffe ich Dich, treffe ich auch ihn. Er legte an, die Sehne ſchwirrte, der Bolzen ſauſte, das Birkhuhn flog davon. Alſo Du ſollſt

meinem Geschosse entgehen? brummte er: auch gut, so nehme ich Dein eignes Schwert.

Verdrießlich wollte er nicht weiter jagen und stieg wieder nach seiner Hütte herab, nahm seine Zither, die er nebst seinen Waffen verborgen hatte, setzte sich an den Wasserfall und begann zu spielen. Aber bald legte er sie wieder weg. Dünkt mir doch heute das Rauschen des Wasserfalls viel lieblicher zu sein, als meine Musika, sagte er: oder stimmt das wilde Getöse so recht zu meinem Innern und widert mich heute das Geklimper der Saiten an? Er summte nun kein Liedchen mehr, seine Leier lag unberührt neben ihm, unverwandt sah er in die herabströmenden Fluthen und seine Gedanken schienen fern zu sein.

Da störte ihn ein Geräusch. Ein bärtiger Mann, gleich ihm in Lumpen gehüllt, kam, sich auf einen dicken Dornstock stützend, den Fußpfad herauf. Was will der Narr hier, will der Bettler beim Bettler einkehren? brummte der Alte und ging nach der Hütte, sein kurzes Schwert zu holen, denn in der Zeit mußte man jeden Augenblick die Gefahr fürchten. Als er nun heraus und dem zerlumpten Wandrer entgegen trat, warf dieser seinen Bart ab und stürzte auf ihn zu — Vater! rief er und Konrad lag in seinen Armen.

Wie kömmst Du zu dem Aufzuge? fragte der Alte verwundert: wo kommst Du her?

Von Mailand! erwiderte er: mich sendet der Graf Serbelloni, mein General, mit einer geheimen Botschaft an den Oberst Jenatsch —

Dich mit einer geheimen Botschaft an Jenatsch? fuhr der Alte unwillig auf.

Ja, Vater! erwiderte Konrad: Er ist jetzt einer der Unsern und mit Spanien in Unterhandlung. Ich bringe Euch den Befehl, nichts gegen ihn zu unternehmen.

Und weßhalb? fragte der Alte immer heftiger werdend.

Es gilt das Wohl des Landes, fuhr Konrad fort: das Wohl Eures Sohnes. Kommen die Unterhandlungen zu einem glücklichen Ende, so wird mir eine Fahne zum Lohn, eine glänzende Laufbahn steht mir dann offen und die Bündner Lande haben den Frieden.

Was kümmerst Du mich, was das Vaterland, wenn es dem Mörder meines Herrn gilt! — Was kümmert mich die Welt, wenn er in Glanz und Macht stolz darauf umher wandelt, während mein edler Herr von den Würmern zernagt, in tiefer Gruft vermodert? Meine Rache soll ich opfern, damit Du im seidenen Wamms prunken kannst und die Bündner in Ruhe ihre Goutta und ihre Plains verzehren können? Mögst Du in Lumpen einhergehen wie Dein Vater, mögen sie unter Angst und Sorge ihre Gerstensuppe essen, was kümmerts mich? Vollende ich nur, was mein Herz mir gebietet. Jahre lang habe ich mich von dem Glauben einschläfern lassen, daß ich dem Geschlechte meines Herrn bessere Dienste leiste,

wenn ich hier kundschafte, heimlich Zwietracht nähre und wie ein böser Geist durch die Häuser ihrer Feinde schleiche, als daß ich ihn schnell morde. Aber ich sehe selbst, Rudolf Planta ist keines großen Gedankens fähig, ich muß allein handeln, Du — thue, was Dir befohlen ward.

Staunend sah der Sohn auf den zürnenden Vater. Ich verstehe Euch nicht ganz, sagte er: aber es wäre nicht gut, wenn meine Ahnung wahr würde. Ihr untergrübt Euer und mein Glück.

Hast Du schon Marie Imeldi gesehen?

Nein, Vater!

So geh' hin zu ihr, sie erwartet Dich! Dort kannst Du mit ihr kosen, kannst ihr von Deiner Fahne, Deinem seidenen Wamms erzählen und Dich einer lachenden Zukunft erfreuen; hier bei Deinem Vater ist es öd' und düster. In dem Lerchenwalde schlagen die Nachtigallen nicht, nicht einmal girren die Tauben in seinen stachligen Zweigen; nur die Eule schreit hier bei Nacht und das Käuzchen kündet den Tod aus diesem nackten Gestein und da oben horstet Adler und Falke. Nirgend findest Du Liebetöne, selbst im Rauschen des Wasserfalls, der sich wie ein vom finstern Geschick Gejagter von der Felswand herabstürzt, hörst Du nicht die sanften Friedenstöne, die Du in diesen Bergen so sehnlich zurückzuwünschen scheinst. Die Stille dieses Thales ist nicht die Ruhe des Friedens, es ist die Stille des Grabes! — Geh zu Marie, nimm die Zither mit und sing' ihr ein spanisches Liedchen vor, vielleicht wird es auch ihr gefallen.

Vater, ich erkenne Euch kaum wieder! unterbrach ihn Konrad: Euer stiller Gram ist zu lautem Unmuth, Euer festes Schreiten nach dem furchtbaren Ziele zur wilden Eile geworden. Was ist Euch begegnet, das Euch so umwandeln konnte?

Nichts, als daß ich jetzt klarer sehe als sonst, daß ich ein Thor bin, für die Lebenden mich zu opfern, die in dem Alten nur einen Wahnwitzigen sehen, daß ich es erleben muß, wie Rudolf von Planta meinen Sohn zu Georg Jenatsch sendet, den Frieden zu unterhandeln und daß mein Sohn zu solchem Geschäft sich brauchen läßt.

Und warum nicht, Vater? nahm Konrad das Wort: wirke ich nicht Gutes, ist die Versöhnung der Geschlechter, der Friede von außen und innen nicht dem Lande heilsam? Ist es mir nicht Pflicht, keine Gelegenheit vorbei zu lassen, die mich nach Höherem führt? Bin ich dies nicht Euch, nicht mir, nicht Marien schuldig?

Mir bist Du nichts schuldig als das Leben, Alles andere ist bezahlt — ich verlange keinen Dank! unterbrach ihn der Alte unmuthig: geh Du Deinen Weg, laß mich den meinen gehen.

Und ich ging ihn so gern an Eurer Seite, Vater, und bereitete Euch ein besseres Loos — Seh' ich Euch an, so flucht' ich über die Tücke des Schicksals. Einst ein so stattlicher Mann — jetzt in Lumpen gehüllt.

Freiwillig trag' ich sie, darum sind sie mir nicht drückend.

Sonst in wirksamer Thätigkeit, fuhr der Sohn fort: und jetzt das wilde Birkhuhn schießend, die Forelle fangend, auf der alten Zither klimpernd, das ist Eure ganze Beschäftigung.

Und wenn ich das Birkhuhn beschleiche, so denke ich, ich schleiche hinter ihm, wenn mir die glatte Forelle nicht entschlüpfen kann, mein' ich, er sei's, den meine Faust gepackt hat, und greif' ich in die mißtönenden Saiten der alten Zither und summe ein Lied dazu, dann steigen hohe Gedanken in mir auf, mein alter Herr tritt vor mich, nickt mir freundlich zu und mein Herz klopft stärker als das Deine, wenn Du, eine todte Maschine, nach dem Takte der Trommel stolzirend einherschreitest. — Du verstehst mich nicht!

Konrad lächelte —

Wärst Du nicht mein Bube, so schlüg' ich jetzt, ob dieses mitleidigen Lächelns die alte Zither an Deinem Schädel entzwei! rief der Alte ingrimmig: so aber weiß ich, daß, wenn Du in Deinem Herzen ein Plätzchen für etwas anders hast als Deine Begierden, daß Du es für Deinen alten Vater bewahrest. Darum will ich meinen Zorn mäßigen; aber demungeachtet muß ich Dir sagen, daß Du auf unrechtem Wege wandelst. Ein falscher Ehrgeiz treibt Dich, Du möchtest gern ohne viele Beschwerde höher klimmen, möchtest Ehre, Geld und Gut erwerben, das schöne Mädchen freien und so das Leben genießen wie ein Schwelger; aber die wahre Ehre kennst Du nicht. Tausend Leidenschaften, alle der Eitelkeit entsprungen, werden Dein Lebenschiff rastlos umhertreiben, ungesättigt wird Dein Ehrgeiz bleiben; je höher Du stehst, je stärker wird die Sehnsucht, den höchsten Gipfel zu erreichen. Die Eifersucht, das Kind der Eitelkeit, wird Deine Rache untergraben und ihr Gift Dir spenden; Du wirst, im Besitz eines schönen Weibes, verlangen, alle Welt solle Dich beneiden, ihr von ferne huldigen, keiner aber die Hand nach ihr strecken. Um eine werthlose Sache wird die Rache Dich Leidenschaftlichen ergreifen und hast Du sie befriedigt, dann wirst Du jammern und klagen, bereuen und büßen. Ewig schwankend, ewig ohne festes Ziel, wirst Du durch das Leben irren — dies ist Dein elendes Loos! — O! wie ganz anders steh' ich, den Du mitleidig belächelst, neben Dir. —

Anders wohl, Vater, ob aber glücklicher? — ich glaube kaum! unterbrach ihn der Sohn.

Wer sagt Dir das? fuhr der Alte heftig auf. — Aber Du hast recht! fuhr er besänftigt fort: das Glück hat mich nicht begleitet; ich selbst habe es von mir getrieben, denn wo die Schuld am Herzen nagt, da rastet das Glück selten. — Du stehst erschrocken vor mir, blickst mich staunend an, daß ich mich selbst anklage? — So höre, was ich Dir bisher verschwieg, setze Dich her zu dem büßenden Sünder und vernimm seine Beichte!

Ich war ein feuriger Jüngling, Dir an Leidenschaft, an Lebenlust gleich, war des Herrn Leibjäger und ein schmucker, rüstiger Bursche; da

lernte ich ein Mädchen, die Tochter einer wohlhabenden Witwe aus Almenz kennen, schön wie Deine Marie. Sie wollte mir wohl, wir schwuren uns ewige Treue. Aber ich wollte noch höher steigen, ehe ich sie heimführte, die Gunst meines Herrn, der sich des armen, elternlosen Knaben erbarmt hatte, gab mir Hoffnung dazu, und deshalb hielt ich noch unsre Liebe geheim. In dieser Zeit sandte mich Herr Pompejus mit geheimen Briefen nach Innspruck und da ich die Antwort selbst zurück bringen sollte, mußte ich wochen-, mondenlang dort warten und mein Herz war doch immer bei meiner Elsbeth. Endlich darf ich Tyrol verlassen, kehre in's Vaterland zurück, überschreite die Alpen, überschaue von den hohen Felsen meine Heimath, sehe das Schloß Rietberg mit seinen hohen Thürmen und wandre nun freudigen Herzens, mit meiner Armbrust über dem Nacken, an meine Elsbeth denkend, in's Thal hinab; da führt mich der Weg an einer kleinen, mir wohlbekannten Jagdhütte vorbei — ich höre drinnen reden, lausche zufällig und mich dünkt, Elsens Stimme zu vernehmen. Ja sie war es, ich konnte sie durch einen Ritz der Thüre sehen, konnte sehen, wie sie in den Armen meines Herrn liegt, der sie umfangen hält und sie an sich drückt und herzt. Das Blut starrt in meinen Adern — die Verzweiflung treibt mich fort, die Höhe hinunter, durch den Hohlweg und erst an der verdorrten Eiche, die noch jetzt den Eingang bewacht, bleibe ich halten, überdenke rasch mein furchtbar Geschick, und eben so rasch erfaßt mich ein teuflischer Gedanke; ich spanne meine Armbrust, lege den Bolzen drauf und so erwarte ich meine Beute.

Sie naht — Schöner, als ich sie je gesehn, kömmt Elsbeth, ein Körbchen am Arme, singend und wohlgemuth durch den Hohlweg herauf — ich lege an — kein schützender Engel ließ meine Hand erbeben, der Bolzen trifft ihr Herz, sie sinkt blutend nieder. Mich erschüttert dies nicht, ich blicke kalt nach ihr hin, spanne das tödtende Geschoß noch einmal, lege noch einen Bolzen darauf und mich wenig um die Todte kümmernd erwarte ich Sinnloser mein zweites Opfer. Auch dieses naht — der edle Planta sieht die Unglückliche in ihrem Blute liegen, stürzt über sie hin, schließt sie jammernd in seine Arme; ich drücke los und statt ihn trifft auch der zweite Bolzen ihre Brust. Er fährt auf, erblickt mich, zieht das Schwert, stürzt auf mich zu; ich fliehe nicht, wie festgebannt erwarte ich ihn, erwarte ich den Tod.

Unglücklicher! ruft er mir zu, das Schwert hoch geschwungen: was bewog Dich zu der grauenvollen That?

Ich sah sie in Euerm Arm, Herr! — Sah, wie Ihr sie herztet und da solltet Ihr Beide sterben! sprach ich in dumpfer Verzweiflung.

Und tödtest mein Kind, mein liebes, frommes Kind, das mir so eben ihre Liebe zu Dir gestand. Unglücklicher! jammerte er und der gehobene Arm sank. Auch ich sank zu seinen Füßen und bat, mich zu tödten — Steh auf! sprach er: ich will ihren Tod nicht rächen. Gott wollte so

mein Vergehen strafen. Flieh hin, wo mein Arm Dich nicht finden kann; nach einem Jahre kehre zurück, vielleicht ist dann mein Schmerz gelindert. Ich küßte seine Hand. Ihr habt mir das Leben geschenkt, Herr! sprach ich: fortan sei es auch nur Euch geweiht! Ich warf mich über die Todte, aber mein Schmerz, mein Jammer rief das Leben nicht zurück — sie war dahin! Da trieb es mich in ferne Lande; aber nach der Heimath, nach ihrem Grabe zog es mich immer wieder und als ein Jahr verronnen war, stand ich barfuß und zerlumpt, wie Du mich jetzt siehst, ein Büßender an der Pforte des Schlosses und wartete auf den Herrn. Er kam und reichte mir die Hand. Geh hinein! sprach er: Diene mir treu! — Das hab' ich gethan. Elsbeth's Schwester ward mein Weib, ward Deine Mutter, über der Schwester Grab reichte sie mir die Hand; und nun sprich, Du mitleidig Lächelnder! — Hab' ich nicht ein furchtbares Ziel vor mir? Wunderst Du Dich noch, daß ich dem Todten angehöre mit Seele und Leib und nicht dem Leben? Daß ich ihn rächen muß und sollte ich meine Seele der Hölle verschreiben? Nur eine Leidenschaft treibt mich, nur eine blutige Schuld habe ich im Leben zu zahlen — ich werde sie zahlen mit Blut und Leben! —

Thut das, Vater! fiel ihm Konrad rasch in die Rede: aber nur jetzt nicht, nicht eher als bis ich durch ihn mein Ziel erreicht habe, dann mordet ihn! ich will Euch hilfreiche Hand leisten; aber nur jetzt nicht.

Der Alte sah ihn verächtlich an, wandte ihm den Rücken und setzte sich, der Erinnerung sich überlassend, am rauschenden Wasserfalle nieder.

Als es zu dämmern begann, verließ Konrad die Hütte und ging nach Scanfs zu seiner Marie. Er war heute nicht freudig gestimmt, denn die Erzählung hatte einen unangenehmen Eindruck zurückgelassen; doch an sein Mädchen denkend, erheiterte sich sein Geist immer mehr, je näher er ihrer Wohnung kam. Mancherlei Gedanken, wie er sie überraschen wollte, wie sie ihn empfangen, an seinem Halse hängen würde, beschäftigten ihn, als er, nicht mehr in Lumpen gehüllt, in dem schlichten Gewande eines Bündner Landmannes dem Hause zuschritt, das ihm durch die Dämmerung entgegen schimmerte. Er beeilte nun seine Schritte, aber ehe er es noch erreicht hatte, öffnete sich die Thüre, Georg Jenatsch von Marie und der Mutter begleitet, trat heraus und er vernahm, wie das Mädchen ihm gute Nacht sagte und die Mutter ihn bat, bald wieder zu ihnen zu kommen.

Sah ich recht? dachte er, kaum seiner mächtig und zog den schon gehobenen Fuß zurück: war das Marie? — war das nicht Georg Jenatsch? — ja ich träumte nicht, ich habe ihn gesehn! Soll ich schon hier dem Vater meinen Arm leihen, seine Rache zu der Meinigen machen? — Nein!

murmelte er vor sich hin; so zerstörte ich ja selbst mein eignes Werk, zertrümmerte selbst die Leiter, auf der ich empor steigen will. Darum mit Bedacht! — Und sagte mein Vater nicht, die Eifersucht würde einst die Ruhe meines leidenschaftlichen Herzens stören, ihr Gift würde auch mein Erbtheil sein? — Deshalb vorsichtig, nicht im Jähzorn gehandelt. Er hatte nun den Muth, sein tobendes Blut zu kühlen, an dem Hause vorüber, Straß' auf, Straß' ab zu gehen; hierbei rief er sich Mariens frommes, treues Gemüth in das Gedächtniß zurück und erst als er sich ganz beruhigt fühlte, klopfte er an die Hausthüre.

Die Mutter öffnete sie ihm, aber ihr Empfang war nicht geeignet, den kaum unterdrückten Verdacht in ihm ganz zu dämpfen. Wo kommt Ihr denn schon wieder her und so spät am Abend? fragte sie ihn eben nicht freundlich, aber kaum hatte er ihr: Willkommen Mutter Hanna! zugerufen, als Marie aus dem Zimmer stürzte und in seinen Armen lag — Ja Du bist mein treues Mädchen! sagte er, sie mit Stolz und Freude betrachtend: Ja Du bist es noch, bist meine Marie! und ohne diese räthselhaften Worte erklären zu wollen, ohne an das, was er gesehn, weiter zu denken, liebkos'te er sie und hatte mancherlei Fragen an sie zu thun, mancherlei ihr zu beantworten. Er theilte ihr nun seine Hoffnungen mit, bald im Stande zu sein, sie zum Altar zu führen, erwähnte jedoch des Auftrags, der ihn hierher brachte, mit keinem Worte. So verging ihm der Abend unter süßem Gekose, auch die Mutter wurde allmälig durch seine Mittheilung freundlicher und die Stunde der Trennung schlug den Liebenden viel zu früh.

Am andern Morgen verließ er die Hütte schon wieder und ging nach Zutz, wo er am Hause des Oberst Jenatsch anklopfte. Der Diener, ihn für einen zudringlichen Bettler haltend, wollte ihn abweisen, er aber beharrte mit so störrischer Festigkeit, er müsse den Oberst sprechen, daß man ihn endlich einließ und ihm zu warten gebot, bis der Herr aufgestanden sei.

Er mußte lange harren, endlich wurde er zu ihm hinauf beschieden. Auf dem kurzen Wege dahin gedachte er seines Vaters, und der Mann, dem er Friedens-Botschaft bringen sollte, erschien ihm auf einmal feindlich. So gestimmt, trat er bei ihm ein.

Was willst Du? fuhr Jenatsch den Zerlumpten unwillig an.

Ich habe ein Anliegen, Herr! sagte Konrad sich demüthig neigend.

Trag' es vor! befahl der Oberst.

Ich kann es nur Euch allein anvertrauen! erwiderte der Zerlumpte.

Jenatsch besann sich einen Augenblick, dann winkte er dem Diener, sich zu entfernen, nahm jedoch Vorsicht halber ein an der Wand hängendes Pistol zur Hand: Nun rede, bleib aber auf jener Stelle stehen, machst Du die geringste Bewegung, schieße ich Dich nieder.

Konrad lächelte. Ich komme von Mailand, sagte er leise: mich schickt Graf Serbelloni, Euch ein Schreiben zu überbringen.

Und weiter hast Du mir nichts zu sagen? fragte Jenatsch gespannt.

Er läßt Euch grüßen und sagen, der Hahn würde nicht mehr lange in Euern Thälern krähen.

Nun verstehen wir uns, da Du die Losung kennst; sagte der Oberst und legte sein Pistol auf den Tisch: nun tritt näher und gieb, was Du mir zu geben hast.

Konrad zog ein Schreiben hervor und übergab es Jenatsch, der es eilig erbrach und las. Sein Inhalt mußte ihm angenehm sein, denn sein Gesicht erheiterte sich: Du bist Soldat und aus hiesigen Landen? fragte er.

Ja, Herr!

Und was trieb Dich aus Deinem Vaterlande? fragte er weiter.

Herr! erwiderte Konrad: ich lief dem Glücke nach und so lange die Franzosen hier hausen, möchte es nicht in unsern Bergen zu finden sein.

Hast Du es in Mailand gefunden? fragte jetzt der Oberst, ihn scharf ins Auge fassend.

Ich glaube!

Du stehst unter des Grafen Serbelloni Regiment?

Ja, Herr!

Dein Name?

Steht er nicht im Briefe, oder ist meiner darin nicht gedacht? fragte der spanische Krieger.

Mit keiner Sylbe ist Deines Namens gedacht, nur enthält er die Weisung, daß ich dem Ueberbringer des Briefes die Antwort anvertrauen könne. Wie lange gedenkst Du noch in hiesiger Gegend zu bleiben? fragte nun Jenatsch: sogleich kannst Du nicht von hier, es bedarf erst mancher Anordnung, mancher Zusammenkunft der Freunde, ehe ich Dir die Antwort geben kann.

So lange Ihr es verlangt, Herr! erwiderte Konrad: ich blieb gern noch ein paar Tage hier, denn ich habe ein Mühmchen in hiesiger Gegend, ein liebes, freundliches Kind, bei der ich wohl gern etwas verweilen möchte; solltet Ihr sie nicht kennen? Jenatsch lachte über die Einfalt des Mannes.

Marie Imeldi aus dem Veltlin, jetzt in Scanfs wohnhaft, kennt sonst jedermann in hiesiger Gegend —

Marie Imeldi ist Deine Muhme? fuhr Jenatsch betroffen auf. Ich kenne sie wohl, es ist ein feines, sittsames Mädchen, schön und gut —

Ich sollt' es meinen! sagte Konrad, durch dies Lob geschmeichelt. So viel ich weiß, fuhr er fort und sein Auge beobachtete Jenatsch scharf: ist sie schon verlobt, Herr!

Schon verlobt? fuhr Jenatsch auf.

Laßt Euch das nicht kümmern! sagte Konrad, ihn zu beruhigen: Mädchenlaune ist wie das Wetter auf dem hohen Beverin, veränderlich und launisch. Ist sie Euch vielleicht freundlich entgegen gekommen?

Grüß Dein Mühmchen von mir! erwiderte statt Antwort der Oberst, entließ den Mann und sandte sogleich Boten nach Chur und nach anderen Orten, Peter Guler und noch einige seiner Freunde zu sich zu entbieten. Das Schreiben Serbelloni's enthielt gar wichtige, aber angenehme Nachrichten.

Indessen Konrad nach Zutz gegangen war, hatte auch der Vater seinen Wanderstab ergriffen. Ihm war der Gedanke furchtbar, daß sein Sohn die Hand zum Wohle des gehaßten Jenatsch biete, daß dieser Mann über seine Feinde triumphiren sollte und selbst Herr Rudolf von Planta sich um seine Freundschaft bewürbe. Ich will Euern Bund zerstören! sagte er hohnlachend, nahm seinen Knotenstock in die Hand, seinen Quersack auf den Rücken, verließ Hütte und Thal und wanderte Reichenau zu. Erst am andern Abend traf er dort ein, ging sogleich zum Herzog von Rohan und verlangte ihn zu sprechen. Sein Aeußeres war eben nicht geeignet, daß man ihn sogleich vorgelassen hätte; jedoch, da er vorgab, dem Herzoge wichtige Dinge vertrauen zu müssen, so durfte er endlich vor ihm erscheinen.

Als er eintrat, fand er den ehrwürdigen Greis allein in seinem Gemache; der Herzog stutzte, als er den zerlumpten Bettler erblickte. Seh' ich recht, sprach er, ihn näher betrachtend: so bist Du der Alte von Furnatsch; was bringt Dich zu mir?

Für's Erste Euch meinen Dank, daß Ihr so menschlich dachtet und mich warnen ließet, in Worten abzustatten, dann auch durch die That dankbar zu sein.

Das könnte nur auf wunderbare Weise geschehen; sagte der Herzog lächelnd: aber fahre nur fort.

Ihr seid von Verräthern umgeben, gnädiger Herr! begann der Alte.

Kannst wohl recht haben! meinte der Herzog und gab ein Zeichen, daß er weiter reden sollte.

Oberst Jenatsch steht in Unterhandlung mit den Spaniern! fuhr er fort.

Der Herzog lächelte — Nur weiter, weiter! sagte er.

Die Bündner wollen Friede mit Oestreich und Spanien schließen und die Franzosen aus dem Lande jagen —

Und Oberst Jenatsch stände an der Spitze der Verschwörung? sagte der Herzog immer noch lächelnd.

Ja, Herr! Ich stehe mit meinem Kopfe dafür, daß es so ist.

Alter! Deine Haare sind weiß, Du stehst dem Grabe so nahe, sprach der Herzog ernst: bald wirst Du, so wie ich, vor Deinem strengen Richter stehen, deshalb ist es doppelt strafbar von Dir, aus Rache einen Bieder-

mann, der mit treuem Herzen an mir hängt, verläumden zu wollen, thörig ist es und schlecht — denn Du konntest doch nicht hoffen, daß Dein hämisches Wort erprobte Freundschaft aufwägen sollte? schäme Dich, nimm dies Zehrgeld, geh heim und beßre Dich, ehe Dein nahes Stündlein schlägt.

Philipp nahm das Geld, wog es in seiner Hand, besah es bald, bald betrachtete er den Herzog mit Rührung. Ich hasse Eure Nation, sagte er dann und legte das Geld auf den Tisch: aber Euch ehre ich und deßhalb bitte ich Euch, hört auf meine Warnung, meine Augen haben das Schreiben des Grafen Serbelloni an Georg Jenatsch gesehen.

Wer war der Bote, der es brachte? fragte der Herzog rasch.

Ich kenne ihn, darf und werde ihn Euch aber nicht nennen! erwiderte der Alte mit Festigkeit.

Schaffst Du ihn mir zur Stelle, giebst Du mir Gewißheit, so laß ich Dir 200 Livres auszahlen und will Dir glauben, sagte der Herzog.

Und ließt Ihr mir 2000 zahlen und versprächet mir, jedes meiner Worte zu glauben, doch verrieth ich den Mann nicht! erwiderte der Alte.

Du scheinst Scherz mit mir treiben zu wollen, begann Rohan nach kurzem Nachdenken und faßte den Alten scharf ins Auge. — Entweder Du bist ein Lügner, dann wehe Dir! — Oder sprachst Du die Wahrheit, dann geb' ich Dir mein fürstliches Wort, der Bote soll ungekränkt von hier ziehn. — Gnügt Dir das noch nicht?

Nein! antwortete Philipp: nichts in der Welt kann mich vermögen, des Mannes Namen zu nennen.

Auch die Folter nicht? fuhr der Herzog auf und griff nach der Schelle.

Herr Herzog! sagte der alte Kastellan und die Bettlergestalt stand würdevoll vor Rohan: Auch Euer Haar ist gebleicht, auch Ihr steht dem Grabe nahe, bald werdet Ihr, so wie ich, vor einem strengen Richter stehen, deshalb fürchte ich nicht, daß der edle Herzog von Rohan, welchen Freund und Feind seiner Tugend wegen ehren, die morschen Gebeine eines alten Mannes wird auf die Folter spannen lassen. Und thätet Ihr es, Herr, so büßte ich nur *alter* Sünden Schuld; keine Klage, kein Wort würdet Ihr mir erpressen, aber wohl würde ich seufzen, daß ich durch die Folter mein Lebensziel verfehlt und so den Tod gefunden hätte. Nun beschließt über mich, es ist *ein* Gott, der über uns Beide wacht! — Macht mit mir, was Ihr wollt, nur verachtet meine Warnung nicht!

Der Herzog war von der Festigkeit des Mannes betroffen. Du bist ein edler Mensch, oder wenigstens kein gemeiner Bösewicht, auf jeden Fall aber ein Unglücklicher! sprach der edle Greis: deshalb erregst Du mein Mitleid. Glauben kann ich Dir nicht, aber nimm hier den Lohn, als ob Du die Wahrheit mir berichtet hättest und dann ziehe in Frieden! Er reichte ihm eine gefüllte Börse, die der Alte jedoch nicht annahm. Für Geld

thu' ich nichts, auch habe ich es nicht um Euch verdient; denn aus Liebe für Euch warne ich Euch nicht, nur aus Haß gegen den Mörder des Pompejus von Planta, sprach er: und nun Gott befohlen! Der Herr laß es Euch wohl gehen, denn in Euerm Herzen kann jeder Unglückliche eine Zuflucht finden.

Der Herzog nickte ihm freundlich dankend zu; der Alte, seinen Quersack zurecht rückend, wollte eben das Zimmer verlassen, als er sich noch einmal wandte. Herr! sprach er gerührt: hört auf meine Warnung und schlagt sie nicht ganz in den Wind; es würde mir auch um Euretwillen leid thun, wenn dem Kühnen sein Plan gelänge.

Wir wollen sehen! sagte der Herzog und entließ ihn.

Aber so nahe seinem alten Wohnsitze, konnte der Alte der Sehnsucht nicht widerstehen, noch einmal das Schloß zu sehen, wo er seine Jugend verlebt, als Mann so manche traurige Erfahrung gemacht hatte. So müde er war, wanderte er doch noch einige Stunden weiter, übernachtete in der Hütte eines Landmannes und setzte, kaum daß der Tag graute, seinen Weg fort. Jedes Fußsteiges kundig, gelangte er bald auf den Rücken der Flimßer Berge und sah von hier den Aufgang der Sonne; andächtig verrichtete er sein Morgengebet und wanderte dann hinab in das Thal.

Als hätte ihn eine Zaubermacht umstrickt, so gewaltig zog es ihn wider Willen nach dem Jägerhüttchen hin. Die Feinde hatten es zerstört, nur hier und da sah man noch Ueberreste. Es that ihm weh und wohl, es zerstört zu finden und mit ängstlich klopfendem Herzen setzte er seine Wallfahrt fort. Als er an den hohlen Weg kam, bog er aus, ging an ihm vorüber; aber an der verdorrten Eiche, welche noch Sturm und Zeit getrotzt, konnte er nicht vorbei gehen und als müsse er hier die Freveltat noch einmal büßen, lehnte er sich an ihren vernarbten Stamm und blickte nach der Stelle, die noch von einem kleinen Kreuze bezeichnet war.

Jahre waren über die That hingerollt, aber ihr rascher Flügel hatte nichts zu verwischen gemocht. Wenn uns die Erinnerung Freude bringen soll, seufzte Philipp: so ist sie karg und träge, die Schmerzen aber, den Gram, die tiefgefühlte Schuld bringt sie uns mit geschäftiger Eile in reichen Spenden! Nun so will ich ihren Schmerzenkelch leeren! — und seiner Elsbeth gedenkend, schlich er nach dem Kirchhofe von Almenz, wo sie an der Seite ihrer Schwester ruhte. An ihrem Grabe wurde sein Schmerz milder, er konnte für ihre Seele beten.

Von hier wanderte er nach dem Schlosse. Hell glänzte wie sonst der vergoldete Löwe auf dem Thurme, noch rankte sich der Epheu um die graue Mauer und Alles stand noch wie einst. Die alte Linde rauschte über dem Steinsitze, des Thurmwarts Lug ins Land schaute immer noch mit seinem spitzen Dache über die starke Mauer in die Gegend umher und das Portal mit seinem ehrwürdigen Wappen stand noch unangetastet; und doch war nichts mehr wie sonst, kein Mensch, den er kannte, ging dort

aus noch ein, kein Planta ritt durch das hohe Thor. — Ein raubgieriger Verweser fremden Gutes hauste dort mit seinen Gesellen, kein alter Freund, kein alter Diener war mehr dort.

Der Alte saß unbeweglich unter der Linde, sein Auge starrte hinauf und große Tropfen rollten über die welken Wangen. Endlich sprang er unmuthig auf. Fort, fort von hier! rief er: wo die Erinnerung so schmerzhaft ist! hin in mein einsames Thal, an meinen rauschenden Wasserfall!

Er stand auf und wollte heimwärts gehen, aber noch einmal umschlich er die Burg, bis der Abend ihn überraschte und die hohen Thürme nicht mehr vom Abendgold erglänzten und im Mondlicht wie graue Riesen geisterhaft dem Auge erschienen.

Konrads Argwohn war durch seine Unterredung mit Jenatsch eher vermehrt als vermindert worden; doch hatte ihn Marie beruhigt, da sie ihm den ganzen Hergang, wie der Oberst in ihr Haus gekommen, berichtet und ihm hierbei nicht verhehlt hatte, daß sie dem Manne nicht abhold sei, welcher der Mutter so sehr mit Rath und That an die Hand gehe und sich so bescheiden und zurückhaltend gegen sie benehme. Konrad, obgleich er den Plan des Obersten durchschaute, hielt es nicht für nöthig, oder sein Stolz verbot es ihm vielmehr, Marie warnen zu müssen, er sprach hierüber nicht weiter mit ihr und da er verborgen bleiben mußte und es nicht wagen konnte, eher als bis es finster wurde, zu ihr zu gehen und Jenatsch, so bald der Abend nahte, das Haus der Witwe verließ, trafen sie sich nie, was überdies Konrad auch zu vermeiden gesucht hatte.

Aber in desto mehr Unruhe setzte ihn die Abwesenheit seines Vaters; als er ihn den ersten Tag nicht fand, kümmerte es ihn wenig, als er am Abend nicht zurückkehrte, glaubte er, der Vater sei vielleicht bei der Frau von Travers und bleibe dort über Nacht, wie es wohl zuweilen geschah, als er aber am zweiten und dritten Tage nicht wiederkehrte, überfiel ihn bange Unruhe und er ging am vierten mit sorgenschwerem Herzen zu dem Obersten, seine Abfertigung zu holen.

Er fand ihn in Gesellschaft Peter Gulers und noch einiger Vertrauten, die den Boten der Spanier aufmerksam zu beobachten schienen und von seiner Sendung unterrichtet sein mußten; denn sie sprachen laut und unverholen über diese Angelegenheit. Jenatsch nahm ihn hierauf bei Seite, gab ihm noch den mündlichen Auftrag, Herrn Rudolf von Planta zu sagen, daß, so bald der Vertrag mit Spanien unterzeichnet sei und die Franzosen das Land verlassen hätten, er und sein Geschlecht ungehindert in ihr Vaterland zurückkehren, sich in den Besitz ihrer Güter setzen und des Endes aller Verfolgung und jedes Familienzwistes sicher sein könnten.

Und was macht Euer Mühmchen? fragte er plötzlich, das ernste Gespräch abbrechend: habt Ihr sie von mir gegrüßt.

Ja, Herr! erwiderte Konrad: Sie läßt Euch schön danken. Auch nach ihrem Bräutigam hab' ich sie gefragt, dem scheint sie mit treuer Liebe anzuhängen und hofft, bald mit ihm von hier zu ziehen. Auch läßt sie Euch sagen, Ihr thätet wohl besser, ihr Haus zu meiden, damit ihr guter Ruf nicht vor den Leuten gefährdet werde.

Jenatsch schien über diesen Bericht nicht sehr erfreut, doch äußerte er sich nicht weiter darüber, und trat wieder mit Konrad zu den Uebrigen ins Zimmer.

Ehe wir Euch das Schreiben an den Herrn Grafen Serbelloni einhändigen, hob Peter Guler jetzt an: ersuchen wir Euch, uns Euern Namen zu nennen. Das Schreiben des Grafen bezeichnet Euch nur als einen Rottmeister seines Regiments, dem er es aus mancherlei Gründen, besonders der Landeskunde wegen, anvertraut habe. Eure Kleidung, der Bart, der, wie es uns dünkt, falsch ist, verstellt zwar Euer wahres Ansehn, doch glaubt mancher unter uns, Euch zu kennen. Zeigt Euch offen, sagt, wer seid Ihr?

Nun, kennen mich die Herren, was bedarf es dann noch, daß ich ihnen sage, wer ich sei? antwortete er keck: ich bin Rottmeister in des Grafen Serbelloni Regimente, mit einem Schreiben an Euch gesandt; das zu wissen gnüge Euch.

Ihr seid Konrad Bernisch, der Sohn des Alten von Furnatsch, und irr' ich nicht, so habt Ihr auch ein Liebchen in dieser Gegend, sagte Guler.

Konrad, zwar betroffen, verlor doch die Fassung nicht. Nun ja! sagte er kaltblütig: ich bin der, für den Ihr mich haltet, habe ein feines Mühmchen, aber wahrlich kein Liebchen im Engadin. — Nun kennt Ihr mich und da ich heute Nacht noch weiter ziehen und am Tage das französische Kriegsvolk vermeiden muß, so fertigt mich bald ab und haltet mich nicht länger auf.

Euer Name ist kein Empfehlbrief, nahm Oberst Jenatsch das Wort: Der Alte von Furnatsch ist ein wilder, unversöhnlicher Mann und nicht mein Freund. Ich hoffe, der Sohn tritt nicht in die Fußtapfen seines Vaters.

Ich bin in Mailand, Ihr im Bündnerlande, Herr! sagte der Rottmeister: ich diene der Krone Spanien, Ihr befehligt ein Bündner Regiment, was kann Euch an mir liegen und warum sollt' ich Euch feind sein oder Euch fürchten? — Gebt mir die Antwort und laßt mich ziehen.

Jenatsch gab ihm das Schreiben und der Trotzige wurde entlassen. Der Graf hätte uns wohl einen andern schicken können, sagte Peter Guler: der Alte von Furnatsch ist noch um des Pompejus Planta willen Euer persönlicher Feind, Georg! Seid auf Eurer Huth!

Jenatsch lächelte. Solchen Wicht braucht man nur wie einen Wurm

zu zertreten! erwiderte er stolz und achtete nicht weiter auf die Warnung seines Freundes.

Konrad war indessen auf seinem Heimwege bei Marie eingekehrt und während die Krieg-Obersten noch mit einander beratheten, saß er neben seinem Mädchen und malte ihr eine glückliche Zukunft mit glänzenden Farben aus. Aber mitten in seinen Hoffnungträumen und seinen traulichen Worten, drängte sich immer der Name Jenatsch auf seine Lippen und es war ihm, als ob er mit dem Mädchen über ihn reden, sie warnen müsse, jedoch hielt ihn stets die Eitelkeit zurück. Sie soll nicht ahnen, daß ich diesen Nebenbuhler fürchte, dachte er: sie soll die Schwäche meines mißtrauischen Herzens nicht kennen lernen! und so überwand er sich und verschloß seine Eifersucht in sich. Wie konnte er auch an des Mädchens Lieb' und Treue zweifeln, wie dem frommen, sanften, offenen Blicke aus diesem blauen Auge mißtrauen? Setzte sie doch ihr ganzes Glück in ihn, sprach sie sich doch so offen darüber aus und verheimlichte ihm nicht, daß sie dem armen Rottmeister auch durch die ganze Welt folgen würde. — Das ganze Wesen Mariens war Liebe, hingebende Liebe, ihr einziger Gedanke war er. Dies fühlte er und doch beruhigte es ihn nicht und während Marie Lebensmittel für ihn zusammenpackte, zwang es ihn, der Mutter die Warnung zu geben, den Oberst Jenatsch fürder nicht in ihr Haus aufzunehmen, wenn ihr der Ruf ihrer Tochter nicht gleichgültig wäre.

Als die Stunde der Trennung schlug, tröstete Konrad die weinende Marie mit der Versicherung baldiger Wiederkehr.

Kehre mit treuem Herzen, fest an Deinem Glauben hangend, zurück! sagte Marie — Ich weiß nicht, Konrad, fuhr sie, sich fester an ihn schmiegend, fort: weshalb ich so ängstlich bin, weshalb Du mir, seit Du hier bist, anders erscheinst, weniger sanft, mich weniger liebend. Ach! verlaß die reine Lehre nicht; wer Gott die Treue brechen kann, wie sollte der sie einem armen Mädchen halten?

Wie kannst Du zweifeln? unterbrach er sie: wie Du mir schon einmal sagtest, wären wir ja dann für immer getrennt!

Ja Konrad! sagte sie ernst: der Glaube würde unsere Herzen für ewig trennen. Und mein banges Herz klopft so ängstlich, eine innere Stimme raunt mir zu: Konrad ist nicht mehr der, der er war!

Seit Du so vornehmen Besuch erhältst, unterbrach er sie mit Heftigkeit: gnügt Dir der arme Konrad wohl nicht mehr? — Das ist's!

Marie sah ihn verwundert an: Nein! sagte sie dann: Der Argwohn kann nicht in Deinem Herzen Wurzel fassen, Du müßtest mich ja nicht mehr achten, könntest mich ja nicht mehr lieben.

Er suchte sie nun zu beruhigen und so trennten sie sich heute nicht wie sonst, in Beider Herzen blieb eine quälende Erinnerung zurück. Sie legte sich zur Ruhe, ohne Ruhe zu finden, er ging nach Furnatsch zurück, in der Hoffnung, den Vater dort zu treffen.

Aber er fand ihn nicht, die Hütte war noch leer und Alles öde, der Giesbach allein rauschte durch die Stille der Nacht und sein eintöniges Brausen war das einzige Leben Bezeichnende in diesem einsamen Thale. Konrad, den auch der Schlaf floh, setzte sich auf die Felsbank neben den Wasserfall und wollte Mariens gedenken, aber immer trat der Vater vor seine Seele, immer sah er die unglückliche Elsbeth in ihrem Blute schwimmen, immer den Vater starr und leblos an der verdorrten Eiche stehen. Es wurde ihm unheimlich — die dunkeln Schatten der Bäume, die im Mondlicht über den nackten Felsen schwankten, schienen ihm Geister und das Mondlicht selbst ein Leichentuch zu sein, das durch die Nacht sich glänzend breite. Er nahm endlich seinen Wanderstab, sagte der moosbewachsenen Hütte diesmal ein feierliches Lebewohl und verließ sie.

Sein Weg führte ihn über Reichenau; er wollte hier verweilen, dann über den Splügen und Chiavenna seinen Weg nach Mailand fortsetzen und so die bedeutendsten Stellungen der Franzosen auskundschaften. Sein Bettlergewand schützte ihn vor Verdacht und im Fall der Noth führte er einen Paß des Oberst Jenatsch bei sich.

Auch ihn zog das Grab seiner Mutter nach Almenz, das Schloß Rietberg war es nicht, das ihn zu dieser Wanderung bewog, denn nur die früheren Jahre seiner Jugend hatte er dort verlebt und der Tod der geliebten Mutter, die er hier verloren hatte, weckte nur traurige Empfindungen in ihm auf. Gleichgültig sah er von den Höhen auf das stolze Schloß hinab und nur nach dem Dörfchen das Auge gewendet, stieg er im Dunkel der Nacht die Felsen hinab und nach mühevoller Wanderung betrat er endlich den Friedhof, wo die Mutter ruhte.

Ein Schauder ergriff ihn bei dem Anblick der vielen, vom Mondlicht beleuchteten weißen Kreuze, die ihm in ihrem blassen Schimmer wie Todtengerippe erschienen, welche die Gräber gesprengt, sich aus ihren Särgen erhoben und hier um Mitternacht sich begrüßten. Als ob jedes fürchte, seinen Ruheplatz zu verlieren, so unbeweglich standen sie und keiner wollte den Todtentanz beginnen. Doch der Krieger erhebte nicht; trotz des kalten Schauers, der ihn überlief, schritt er getrost hindurch, dem Grabe der Mutter zu. Aber nicht das Kreuz allein hielt hier die Todtenwacht, noch ein anderes Wesen schien es zu schützen — Eine dunkle Gestalt saß auf seinem grünen Rasenhügel unbeweglich und schien unbekümmert die Ankunft des nächtlichen Pilgers zu erwarten.

Konrad erfaßte bei diesem Anblick den unter den Lumpen verborgenen Dolch und schritt, auf Alles bereit, dem Grabe zu. Aber wie erstaunte er, als er den Vater hier entschlummert fand; der Schlaf hatte ihn an den, das Grab beschattenden Maulbeerbaum gelehnt, überrascht. — Wohl ihm, führte er ihm auf diesem Erndtefeld des Todes nur freundliche Träume zu.

Schläfst Du so sanft, alter Mann, schläfst Du so ruhig neben Deiner Elsbeth, stört das böse Gewissen Deinen Schlaf nicht? Also auch nach

begangenem Morde schläft man ruhig? dachte er — Ach, der Himmel gab doch dem armen Menschen nichts Milderes als den Schlaf mit seinen Träumen. Wen wachend die Ruhe flieht, zu dem gesellt sie sich oft, hat er die Augen geschlossen! Lange stand er so vor dem Schlummernden, bis der kühle Nachtwind, der in den Blättern des Maulbeerbaumes säuselte, den Schläfer erweckte; er schlug die Augen auf und sah einen im Mantel Gehüllten vor sich stehen. Wer bist Du? rief er mit donnernder Stimme.

Euer Sohn, Vater! erwiderte Konrad und reichte ihm die Hand.

Treffen wir uns hier bei diesen Gräbern? sagte der Alte ernst: Eine schlimme Vorbedeutung! Doch ist es mir lieb, daß ich Dich noch sehe, ich glaubte Dich schon jenseit der Alpen. Bist Du auf Deinem Heimweg begriffen? — Der Sohn bejahte es — Nun so ziehe mit Gott, grüße den Freiherrn von Planta und sag' ihm — doch so lange er um die Freundschaft des Jenatsch buhlt, habe ich ihm nichts zu sagen. Zieh mit Gott Deinen Weg und verlaß mich, denn ich muß noch länger hier weilen. Er reichte dem Sohne die Hand, dieser, statt zu gehen, hielt sie fest. — Vater, sagte er: ich habe Euch noch etwas zu vertrauen; Euer Feind ist auch der Meinige geworden.

Gelobt sei Gott! Dann komm an meine Vaterbrust! rief der Alte und schloß ihn stürmisch in seine Arme. Konrad fuhr fort: er wirbt um Mariens Gunst, habt ein wachsames Auge und duldet nicht, daß ihr Ungebührliches begegnet; auch ihren guten Ruf bewacht. Eure Rache ist von jetzt an auch die Meinige, nur geduldet Euch bis ich wiederkehre und am Ziele bin.

Also dessen bedurfte es, Dich an Deine Pflicht zu mahnen? sagte der Alte bitter und auch seinen Mund umzog ein mitleidiges Lächeln: also Deine Ruhe ist jetzt schon hin? — Deine Vorsicht ist Thorheit! sagte er dann verweisend: einem Mädchen wie Marie kannst Du vertrauen und nimmst Du keine andere Sorge mit jenseit der Alpen, so ziehe getrost hinüber. Marie bedarf keines andern Schutzes als ihr Herz und ihre Tugend. Gedenke der Unglücklichen, die hier neben Deiner Mutter schlummert und laß Dich nicht von tollem Wahne bethören, wie Dein Vater. Nun geh, möge Gott Dein Unternehmen segnen, ich kann es nicht!

Konrad verließ den Friedhof, den Alten fand aber noch der frühe Morgen dort.

Das Schreiben Serbelloni's an Jenatsch enthielt die Versicherung, daß, sobald die Bündner versammelt wären und der schon lange vorbereitete Schlag, die Franzosen aus dem Lande zu jagen, geschehen sei, wolle der Herzog von Feria, Statthalter von Mailand, ihn, den Grafen von Serbelloni, mit 8000 Spaniern an die Grenze des Veltliner Landes

schicken, um, im Fall der Noth, ihnen zu Hülfe eilen zu können; auch benachrichtigte er sie, daß in Madrid Alles eingeleitet sei, um ihnen den Besitz von Veltlin, Bormio und Cleven zu versichern, wenn sie nur nichts gegen die freie Ausübung des katholischen Glaubens dort zu unternehmen versprächen.

Auf diese Zusicherung verbanden sich die Obersten der Bündner Regimenter zur gegenseitigen Hülfe, wählten Georg Jenatsch zu ihrem General, entwarfen den Plan, wie sie die Franzosen in ihren Quartieren überfallen wollten, wobei Jenatsch jedoch ausdrücklich bedung, daß wo möglich kein Blut fließen sollte und gingen dann auseinander, ihre Untergebenen ganz für sich zu gewinnen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Jenatsch aber blieb dem Scheine nach unthätig in Zutz und täuschte so Rohan, den die Warnung des Alten zwar vorsichtig, doch nicht argwöhnisch gemacht hatte. Er ließ Jenatsch zu sich entbieten.

Ehe dieser sich aber zum Herzoge begab, besuchte er noch die Witwe Imeldi, die trotz der Warnung des jungen Rottmeisters, dem Obersten nach wie vor den Eintritt in ihr Haus gestattet hatte. Frau Hanna, früh verheirathet, war noch in ihren besten Jahren, war von Natur lebhaftig und heitern Sinnes, nur hatte ihr unglückliches Schicksal ihren sonst so frischen Lebensmuth gedämpft, aber dennoch war ihre lebhafte Einbildekraft noch immer geschäftig genug, ihr eine lachende Zukunft zu malen. Deshalb war sie stets gegen die Verbindung mit Konrad gewesen, denn wenn auch alle seine Träume und Hoffnungen in Erfüllung gingen, so konnte ihr das wenig nützen, höchstens Marien an das Ziel ihrer Wünsche bringen; sie selbst blieb immer dürftig und abhängig von andern. Aber die Verbindung mit dem Oberst Jenatsch, diesem wichtigen Manne im Lande, dem Frankreich und Spanien Gold in Menge spendete, um ihn für sich zu gewinnen, konnte ihre ganze Lage ändern und mußte ihr deshalb in jeder Hinsicht wünschenswerther sein. Sein edles, anständiges Benehmen gegen Marie, manche hingeworfene Aeußerung, daß er wohl, trotz seiner 40 Jahre, sich noch bequemen könne, ein Weib zu nehmen und seine, durch mancherlei sich deutlich aussprechende Neigung zu ihrem Kinde, ließen die Mutter keinen Augenblick zweifeln, er habe ehrliche Absichten mit Marie und seine häufigen Besuche hätten nur diesen Grund. Daß Oberst Jenatsch in dem Rufe stand, die Frauen zu lieben, daß manche Mutter ihr Haus vor ihm verschloß, manche, die es nicht gethan, es später bitter bereuen mußte, war ihr wohl so gut wie dem ganzen Engadin bekannt, aber theils glaubte sie Mariens Tugend, theils seiner bescheidenen Bewerbung vertrauen zu können und so achtete sie die Warnungen nicht, welche von so manchen Seiten ihr zukamen, denn sie hielt sie für Neid.

Marie aber ahnete von alle dem nichts; sich ihrer unwandelbaren Liebe und Treue bewußt, glaubte sie, obgleich ihre Liebe Geheimniß sein sollte, jedermann müsse gleiche Ueberzeugung von ihrem Herzen haben

und niemand würde sich die unnütze Mühe geben, es zu gewinnen. Ihr war der Besuch des Obersten nicht unangenehm, sie hörte ihn gern sprechen, seine Unterhaltung war lebhaft, er zeigte ihr mit bescheidener Offenheit sein Wohlwollen und auf eine so zarte Weise, die ihr bei einem Krieger von doppeltem Werthe sein mußte; aber hauptsächlich dankte sie ihm die gute Laune ihrer Mutter, die nicht mehr, wie wohl sonst oft zu geschehen pflegte, verstimmt war. Frau Hanna drückten jetzt keine Nahrungsorgen mehr, mancher schon lang' entbehrte Genuß ward ihr wieder, die Hoffnung, in Wohlstand versetzt zu werden, zeigte sich ihr und dies erheiterte sie, theilte sich Marien mit und so konnte der Oberst dem Mädchen nicht unangenehm sein.

Der Besuch Jenatsch war diesmal von gewöhnlicher Art. Er begann sogleich den Frauen zu erzählen, daß er einen Vetter von ihnen habe kennen gelernt, der nicht genug das junge, schöne Mühmchen habe rühmen können.

Wüßte ich doch keinen meiner Verwandten in Engadin, unterbrach ihn Frau Hanna: Niemand, der uns auch nur im entferntesten anginge.

Er ist auch nur selten hier und nur der Zufall führte ihn mir zu. Kennt Ihr ihn auch nicht? fragte der Oberst Marie: Ihr müßt ihn kennen, denn er versprach, von mir mit Euch zu reden.

Marie erwiderte ein verlegenes: Nein!

Sonderbar, daß Ihr beide ihn verläuguet, fuhr Jenatsch fort: ist der Alte von Furnatsch nicht Euer Verwandter? oder, ich spreche vielmehr von seinem Sohne, der in Mailand unter den Spaniern dient —

Nicht im entferntesten ist er mit uns verwandt, nahm die Mutter schnell das Wort, da sie Marie hocherröthen sah: wir kennen ihn zwar seit lange schon, als er, noch ein rüstiger Bursche, bei dem Alten war —

Wo ich auch Eure Tochter zum erstenmal sah — unterbrach sie Jenatsch.

Nun ja, sie hat Mitleid mit dem alten Manne, fuhr Frau Hanna, ohne Verlegenheit zu zeigen, fort: oft theilt sie mit ihm unsre Armuth und bringt ihm dann Einiges zur Erquickung; seinen Sohn aber sahen wir schon seit lange nicht.

Nicht, Frau Hanna? fragte Jenatsch, sie scharf in's Auge fassend.

Nein, Herr! erwiderte diese keck: was kümmert uns der leichtsinnige Bursche, der zu den Katholischen geht und unter dem Regimente dient, das in Veltlin die Blutfahne aufsteckte? Es ist ein vorwitziger Bube!

Nein, Mutter! brach Marie das Schweigen: nein, das ist er nicht! — Warum wollen wir ihn verläugnen, warum den edlen Herrn hintergehen?

Schweig, unterbrach sie die Mutter.

Laßt sie nur reden, Frau Hanna! sagte Jenatsch: die Wahrheit sollte immer einen Freipaß haben. Fahrt nur fort! bat er Marie. Aber das

Mädchen schwieg, die Sittsamkeit, das Zartgefühl hatte schnell ihren Eifer unterdrückt, sie senkte verlegen ihren Blick.

Nun? fuhr Georg Jenatsch fort: fürchtet Ihr, mir ein Geheimniß zu enthüllen? Daß Konrad Bernisch Euer Verlobter ist, weiß ich, weiß es aus sicherem Munde; daß er alle Abende, wenn es finster wurde und ich Euch verließ, zu Euch schlich und bis Mitternacht mit Euch kos'te, davon habe ich genaue Kunde —

Nun ja, Herr! fiel ihm Marie in die Rede: da Ihr es einmal wißt, so will ich es Euch auch nicht länger verbergen und offen gestehen, daß er mein Verlobter ist, dem ich schon lange Herz und Hand weihte. Kenntet Ihr ihn nur, Herr! fuhr sie freudiges Herzens fort, ohne der Mutter drohende Winke, ohne des Obersten düstre Stirn zu bemerken: kenntet Ihr ihn, Ihr würdet Euch nicht wundern, daß ich mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen an ihm hange, daß ohne ihn kein Glück in der Welt für mich zu finden ist und würdet, da Ihr so gut gegen uns gesinnt seid, ihm helfen, wenn es in Eurer Macht stände.

Ihr scheint fast zu sehr an ihm zu hangen, unterbrach sie Jenatsch: das Schicksal eines Kriegers ist ungewiß, der Tod schüttelt ihm die Loose und zieht sehr oft, in's Glücksrad greifend, ein schwarzes Loos. Und wie dann?

Redet nicht so, lieber Herr, es macht mich traurig; bat Marie: daran habe ich noch nie gedacht und mag auch nicht daran denken. Nein! sagte sie freudig aufblickend: das hätte ich nicht verschuldet, denn mit ihm wäre ja mein ganzes Lebensglück hin!

Könntet Ihr Euch keines ohne ihn denken? fragte Jenatsch theilnehmend.

Nein! erwiderte sie treuherzig: so lange ich ihn kenne, es sind nun schon drei Jahre, habe ich nur einen Gedanken, nur einen Wunsch gehabt und müßte ich den aufgeben, ich glaube mein Herz würde brechen und ich im Elend vergehen. Wenn ich einsam sitze und meine Spindel drehe und sie fliegt so leicht und rasch im Kreise herum, so denk' ich: so lustig und leicht werd' auch ich mit ihm durch's Leben fliegen; habe ich die Nadel in der Hand und muß tausend Stiche machen, bis das Schweißtuch gesäumt ist, so denke ich bei jedem Stiche: und wenn es auch langsam geht, so kommt das Ende doch und so wird auch der Tag des Glückes nach tausend in Hoffen und Harren verlebten mir kommen. Bet' ich mein Morgen- und Abendgebet, so schließ ich es immer mit der Bitte an Gott, mich bald an seiner Seite glücklich werden zu lassen und sitze ich dann im Zwielicht, die Hände im Schoos und warte bis die Mutter die Lampe ansteckt, so denke ich nur an ihn, meine Seele ist bei ihm und er steht in der Dämmerung so lebhaft und klar neben mir, daß ich oft auf meinem Sessel, für ihn Platz zu machen, zurücke. Das ist meine glücklichste Stunde, da rufe ich mir lauter Glück und Freude herbei, und sie kommen auch immer; kein

trübes Bild, kein ängstlicher Gedanke umschwebt mich, denn er erscheint mir und ich bin selig. Kommt die Mutter mit der Lampe, bei deren Schein dann aller Zauber verschwunden ist und ich sitze allein auf dem Schemel, nur der alte eichene Tisch neben mir und die scheltende Mutter, dann nehm' ich traurig meine Spindel aus dem Schooße, drehe und drehe und mancher Faden rollt auf, ehe ich den zerrissenen wieder anspinnen kann.

Und wenn Ihr nun zur Ruhe geht? fragte Jenatsch lächelnd.

Da bin ich lange nicht so glücklich, wie in der Dämmerstunde, da beschleicht mich der Schlaf und meine Träume sind nicht immer freundlich.

Hörst Du bald auf mit Deinem Geschwätz? unterbrach sie die Mutter: glaubst Du, Deine Thorheiten könnten den Herrn vergnügen?

Laßt Marie nur reden, sagte Jenatsch, der Mutter ihre Härte verweisend: ich höre sie gern. Und wenn Ihr ihm nun entsagen müßtet, Marie, wenn der Tod ihn Euch raubte oder eine andere Liebe? fragte er sie weiter.

Nein, nein! rief sie mit Zuversicht und sprang auf: er mich verlassen? — Nein, das kann er nicht, so wenig als ich es könnte. Mein ganzes Leben ist in dem Seinigen verwebt, mein Glück an das Seinige gebunden, mein Herz ruht in dem Seinen und so müssen wir mit einander leben und glücklich sein, oder mit einander sterben!

Ihr kennt die Welt und die Männer wenig, sonst würdet ihr nicht so zuversichtlich sprechen, sagte der Oberst, mitleidig auf das Mädchen blickend.

Ich will sie auch nicht kennen, ich will nicht belehrt sein, unterbrach sie ihn mit Heftigkeit: so wie ich mir vertraue, will ich auch ihm, so wie ich ihn liebe, unerschütterlich, ewig, will ich glauben, er liebt auch mich. — Und wäre es ein Traum? — Seid nicht grausam, weckt mich nicht, ich stürzte wie der Nachtwandler in den Abgrund und wäre für ewig verloren.

Jenatsch brach das Gespräch ab und entfernte sich bald hierauf.

Dich weck' ich nicht aus Deinen freundlichen Träumen, frommes Mädchen! sagte er vor sich hin, als er den Weg nach Zutz zurück ging, Du bist mir zu heilig zum Opfer. Lohne Gott Dir Deine Liebe und bewahre Dein frommes Herz vor Enttäuschung, Ich will nicht Deinen Frieden stören! — Indem er dies vor sich hin sprach, täuschte er sich selbst. Wohl war der Wille fest in ihm, seinen Plan, das Mädchen zu verderben, aufzugeben, wohl kam sein Wunsch aus edlem Herzen; aber in diesem Herzen stand auch das Bild des frommen, unschuldigen Mädchens mit so reinen, schönen Zügen, daß wohl nur die wilde Gluth der Begierde in inniges Wohlwollen, in wahre Liebe umgewandelt war. Fortan hing sein Herz noch mehr als je an Marien, seine Besuche wurden häufiger und der Mann, der Aller Herzen durchschauen konnte, täuschte sich in dem eigenen.

Die Stimmung, in welche ihn dieser Abend versetzt hatte, war eben nicht geeignet, ihm den Ritt nach Reichenau angenehm zu machen, wo er gegen sein besseres Gefühl einen Mann täuschen sollte, der ihn aus den Reihen der gemeinen Krieger bis zu ihrem Anführer erhoben, der ihn so väterlich, mit so viel Zutrauen behandelt hatte, daß er sich ihm dankbar verpflichtet fühlen mußte. Ihn sollte er täuschen? O! wie tief fühlte er sich bei diesem Gedanken unter dem frommen Mädchen stehen, das sich ihm so offen, so ganz ohne Verstellung, so treu ihr Herz gezeigt hatte. Aber der Gedanke: Es ist ja zum Wohl des Bündner Landes, für das Du schon zum Mörder wurdest, beruhigte ihn zwar nicht, hielt ihn aber dennoch fest bei seinem Entschlusse; denn auf dem Altare des Vaterlandes glaubte er Alles, selbst sein künftiges Heil opfern zu müssen.

Dieser Grundsatz, der in der Seele des Mannes unerschütterlich stand, gab ihm die Kraft, gegen sein besseres Ich zu handeln und sich zu verstellen. Mit gewöhnlicher Herzlichkeit trat er zu dem Herzog von Rohan. Dieser, von seiner Vernunft, nicht von Mißtrauen bewogen, hatte ihn zu prüfen beschlossen, deshalb war auch er sich in seinem Benehmen gleich. Mit der nemlichen Herablassung wie sonst, bei der er doch immer die Würde seines Standes und seiner Verhältnisse zu behaupten wußte, empfing er den Obersten, fragte ihn nach dem Zustande der, im Solde Frankreichs und Venedigs stehenden Bündner Regimenter, und nachdem ihm Jenatsch zu seiner Zufriedenheit über Alles genauen Bericht abgestattet hatte, rückte der Herzog seinem Ziele näher. Also 8000 Mann sind wirklich unter Waffen? fragte er.

Der Oberst bejahte es.

Und die Regimenter könnten wohl mit 4000 Landleuten in der Eile verstärkt werden?

Jenatsch wurde durch diese Frage aufmerksam, denn eben dies hatte man bei der letzten Zusammenkunft in Zutz beschlossen, doch bejahte er es.

So wißt, fuhr der Herzog traulicher fort und schob seinen Sessel ihm näher: wißt, daß ein großer Schlag im Werke ist. Ihr sollt von der lästigen Nachbarschaft der Spanier für immer befreit werden. Frankreich, Venedig und Savoien haben im Geheim ein Bündniß geschlossen; Herzog Bernhard von Weimar, der deutsche Held, rückt mit seinem Heere über Burgund nach Savoien, dort stoßen 6000 Mann zu ihm und mit dieser Verstärkung zieht er durch das Thal Aosta gegen Mailand, indeß ich mit den französischen Völkern durch das Veltlin breche, mich in Como mit den Venetianern vereinige, und gleichfalls gegen Mailand rücke. Wo ich mich mit Herzog Bernhard vereinigen werde, müssen die Umstände lehren. Hierzu bedarf ich nun Eurer Hülfe, denn ich muß in Tirano, hier in den Rheinschanzen und am Luziensteige Besatzung lassen und Ihr selbst wißt, daß mein Heer nur klein ist und ich kaum mit 4000 Mann würde ausrücken können. Kann ich hierbei ganz auf Euch rechnen, glaubt Ihr mit

trübes Bild, kein ängstlicher Gedanke umschwebt mich, denn er erscheint mir und ich bin selig. Kommt die Mutter mit der Lampe, bei deren Schein dann aller Zauber verschwunden ist und ich sitze allein auf dem Schemel, nur der alte eichene Tisch neben mir und die scheltende Mutter, dann nehm' ich traurig meine Spindel aus dem Schooße, drehe und drehe und mancher Faden rollt auf, ehe ich den zerrissenen wieder anspinnen kann.

Und wenn Ihr nun zur Ruhe geht? fragte Jenatsch lächelnd.

Da bin ich lange nicht so glücklich, wie in der Dämmerstunde, da beschleicht mich der Schlaf und meine Träume sind nicht immer freundlich.

Hörst Du bald auf mit Deinem Geschwätz? unterbrach sie die Mutter: glaubst Du, Deine Thorheiten könnten den Herrn vergnügen?

Laßt Marie nur reden, sagte Jenatsch, der Mutter ihre Härte verweisend: ich höre sie gern. Und wenn Ihr ihm nun entsagen müßtet, Marie, wenn der Tod ihn Euch raubte oder eine andere Liebe? fragte er sie weiter.

Nein, nein! rief sie mit Zuversicht und sprang auf: er mich verlassen? — Nein, das kann er nicht, so wenig als ich es könnte. Mein ganzes Leben ist in dem Seinigen verwebt, mein Glück an das Seinige gebunden, mein Herz ruht in dem Seinen und so müssen wir mit einander leben und glücklich sein, oder mit einander sterben!

Ihr kennt die Welt und die Männer wenig, sonst würdet ihr nicht so zuversichtlich sprechen, sagte der Oberst, mitleidig auf das Mädchen blickend.

Ich will sie auch nicht kennen, ich will nicht belehrt sein, unterbrach sie ihn mit Heftigkeit: so wie ich mir vertraue, will ich auch ihm, so wie ich ihn liebe, unerschütterlich, ewig, will ich glauben, er liebt auch mich. — Und wäre es ein Traum? — Seid nicht grausam, weckt mich nicht, ich stürzte wie der Nachtwandler in den Abgrund und wäre für ewig verloren.

Jenatsch brach das Gespräch ab und entfernte sich bald hierauf.

Dich weck' ich nicht aus Deinen freundlichen Träumen, frommes Mädchen! sagte er vor sich hin, als er den Weg nach Zutz zurück ging, Du bist mir zu heilig zum Opfer. Lohne Gott Dir Deine Liebe und bewahre Dein frommes Herz vor Enttäuschung, Ich will nicht Deinen Frieden stören! — Indem er dies vor sich hin sprach, täuschte er sich selbst. Wohl war der Wille fest in ihm, seinen Plan, das Mädchen zu verderben, aufzugeben, wohl kam sein Wunsch aus edlem Herzen; aber in diesem Herzen stand auch das Bild des frommen, unschuldigen Mädchens mit so reinen, schönen Zügen, daß wohl nur die wilde Gluth der Begierde in inniges Wohlwollen, in wahre Liebe umgewandelt war. Fortan hing sein Herz noch mehr als je an Marien, seine Besuche wurden häufiger und der Mann, der Aller Herzen durchschauen konnte, täuschte sich in dem eigenen.

Die Stimmung, in welche ihn dieser Abend versetzt hatte, war eben nicht geeignet, ihm den Ritt nach Reichenau angenehm zu machen, wo er gegen sein besseres Gefühl einen Mann täuschen sollte, der ihn aus den Reihen der gemeinen Krieger bis zu ihrem Anführer erhoben, der ihn so väterlich, mit so viel Zutrauen behandelt hatte, daß er sich ihm dankbar verpflichtet fühlen mußte. Ihn sollte er täuschen? O! wie tief fühlte er sich bei diesem Gedanken unter dem frommen Mädchen stehen, das sich ihm so offen, so ganz ohne Verstellung, so treu ihr Herz gezeigt hatte. Aber der Gedanke: Es ist ja zum Wohl des Bündner Landes, für das Du schon zum Mörder wurdest, beruhigte ihn zwar nicht, hielt ihn aber dennoch fest bei seinem Entschlusse; denn auf dem Altare des Vaterlandes glaubte er Alles, selbst sein künftiges Heil opfern zu müssen.

Dieser Grundsatz, der in der Seele des Mannes unerschütterlich stand, gab ihm die Kraft, gegen sein besseres Ich zu handeln und sich zu verstellen. Mit gewöhnlicher Herzlichkeit trat er zu dem Herzog von Rohan. Dieser, von seiner Vernunft, nicht von Mißtrauen bewogen, hatte ihn zu prüfen beschlossen, deshalb war auch er sich in seinem Benehmen gleich. Mit der nemlichen Herablassung wie sonst, bei der er doch immer die Würde seines Standes und seiner Verhältnisse zu behaupten wußte, empfing er den Obersten, fragte ihn nach dem Zustande der, im Solde Frankreichs und Venedigs stehenden Bündner Regimenter, und nachdem ihm Jenatsch zu seiner Zufriedenheit über Alles genauen Bericht abgestattet hatte, rückte der Herzog seinem Ziele näher. Also 8000 Mann sind wirklich unter Waffen? fragte er.

Der Oberst bejahte es.

Und die Regimenter könnten wohl mit 4000 Landleuten in der Eile verstärkt werden?

Jenatsch wurde durch diese Frage aufmerksam, denn eben dies hatte man bei der letzten Zusammenkunft in Zutz beschlossen, doch bejahte er es.

So wißt, fuhr der Herzog traulicher fort und schob seinen Sessel ihm näher: wißt, daß ein großer Schlag im Werke ist. Ihr sollt von der lästigen Nachbarschaft der Spanier für immer befreit werden. Frankreich, Venedig und Savoien haben im Geheim ein Bündniß geschlossen; Herzog Bernhard von Weimar, der deutsche Held, rückt mit seinem Heere über Burgund nach Savoien, dort stoßen 6000 Mann zu ihm und mit dieser Verstärkung zieht er durch das Thal Aosta gegen Mailand, indeß ich mit den französischen Völkern durch das Veltlin breche, mich in Como mit den Venetianern vereinige, und gleichfalls gegen Mailand rücke. Wo ich mich mit Herzog Bernhard vereinigen werde, müssen die Umstände lehren. Hierzu bedarf ich nun Eurer Hülfe, denn ich muß in Tirano, hier in den Rheinschanzen und am Luziensteige Besatzung lassen und Ihr selbst wißt, daß mein Heer nur klein ist und ich kaum mit 4000 Mann würde ausrücken können. Kann ich hierbei ganz auf Euch rechnen, glaubt Ihr mit

8000 Bündnern zu mir stoßen zu können? Kann ich der Republik Venedig diese Versicherung geben?

Jenatsch war überrascht, dieser Antrag kam ihm unerwartet. War es, wie ihm der Herzog sagte und wie er es glauben mußte, so war die Ausführung seines eignen Unternehmens schwierig und auf die Hülfe der Spanier dabei gar nicht zu rechnen. Doch behielt er seinen Gleichmuth und ohne durch Blick und Wort sich im mindesten zu verrathen, versicherte er dem Herzog, daß er glaube, für sämmtliche Regimenter stehen zu können und daß sie, selbst gegen den Willen der Bünde mit ihm nach Mailand ziehen würden; auch hoffe er, die noch fehlende Mannschaft werben zu können. Er ging mit dem Herzoge in die kleinsten Details ein, entwarf den Plan, machte die nöthigen Anordnungen und täuschte so den Herzog völlig.

Ihr habt vor einigen Tagen ein Schreiben des Grafen Serbelloni erhalten? fragte dieser das Gespräch plötzlich abbrechend.

Auch diese Frage brachte den Obersten nicht außer Fassung. Nein! sagte er keck: wie sollte ich in Briefwechsel mit einem Manne stehen, den ich gar nicht kenne?

Und doch ist mir hinterbracht worden, daß Ihr ein Schreiben erhalten habt, das Eure Verbindung mit Spanien bestätigt; Ihr wollt uns los sein und mich aus dem Lande jagen.

Gnädiger Herr! fuhr Jenatsch auf: wer Euch das berichtet hat, ist ein Lügner! — Wie könnte ich —

Ereifert Euch nicht, Oberst! unterbrach ihn der Herzog: Ich habe gleich anfangs die Nachricht für Verläumdung gehalten und thue es auch jetzt noch; jedoch befahl mir meine Pflicht, auch hierbei vorsichtig zu Werke zu gehen. Ich wollte Euch prüfen und ersann deshalb das Mährchen von dem Angriffe des Mailändischen. Herzog Bernhard sitzt in Paris und unterhandelt mit Richelieu und der Herzog von Savoien ist nicht fähig solch einen großartigen Gedanken zu fassen.

Gnädiger Herr! nahm Jenatsch das Wort und er fühlte sich in der That gekränkt: wodurch hab' ich es verdient, daß Ihr für nöthig erachten mußtet, meine Treue und Anhänglichkeit an Euch auf die Probe zu setzen? Hat Euch mein Betragen je Ursache dazu gegeben, bin ich so tief in Euern Augen gesunken?

Jenatsch! sagte der Herzog, dem der ganze Vorfall leid that: wer, wie ich, so oft hintergangen wurde, sollte wohl mißtrauisch geworden sein und ich vertraue dennoch so gern dem Menschen, den ich wohl für besser halte, als er wirklich ist. Aber Euch habe ich nicht mißtraut, Ihr seid mir zu sehr verbunden, hängt mit zu wahrer Theilnahme an mir und Ihr müßtet ein undankbares, unedles Herz besitzen, könntet Ihr je an Eurem väterlichen Freunde zum Verräther werden. Nicht wahr, mein wackrer Schüler in

der Kriegkunst, mein Waffengefährte in so manchem Kampfe! Auf Euch darf ich rechnen mit festem Vertrauen?

Bis zum Tode! sagte Jenatsch, doch bebte seine Stimme, indem er dies sprach.

Da ich nun Euerm Edelmuthe so sehr vertraue als Eurer Treue, so glaube ich auch, Euch vor dem Alten von Furnatsch warnen zu dürfen; fuhr der Herzog fort: Er ist Euer Feind und ein heimtückischer Mensch; hütet Euch, aber rächt Euch nicht an ihm.

Jenatsch versprach es dem Herzoge, mehr vielleicht Mariens als des Herzogs wegen.

Er blieb nach dieser Unterredung noch einige Tage in Reichenau und benutzte diese Zeit, den Herzog immer mehr von seiner Ergebenheit zu überzeugen, dann ritt er nach Chur zu Peter Guler, ihn von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen und beide beschlossen nun, die Ausführung ihres Vorhabens nicht länger aufzuschieben, da sie jetzt um so mehr Verrath fürchten mußten und nur die höchste Verschwiegenheit ihn ausführbar machte.

Ich table den Grafen Serbelloni sehr, daß er den Rottmeister ins Geheimniß gezogen hat, sagte Jenatsch: wollten sie einen des Landes Kundigen wählen, so mußte es ein Bote sein, dem der Inhalt des Schreibens unbekannt bliebe. Sicher kommt diese Unvorsichtigkeit von Rudolf Planta, der den treuen Diener seines Hauses von ihrer baldigen Wiederkehr benachrichtigen wollte. Hätte der Herzog weniger Vertrauen zu mir, so waren wir verloren und der ganze Plan war vor der Ausführung gescheitert.

Eigentlich, sagte Guler: wenn ich die Sache genau betrachte, so sind wir Thoren, solch' ungewisses Wagstück zu übernehmen. Wir opfern ein gewisses Gut einem ungewissen, wollen das Vaterland retten und wissen nicht einmal, ob es Rettung verlangt. Zwei Parteien zerrissen es, beide haben verschiedene Ansichten, beide glauben, sie streiten für das Vaterland und streiten doch nur für sich; der Eigennutz ist der Hebel, der alle Kräfte in Bewegung setzt, nicht Patriotismus, und das Volk, willig seine Hände dem Mächtigsten bietend, glaubt, es arbeite für sich und nützt doch nur im Kampfe seine Kräfte ab und man theilt nicht einmal den Gewinn mit ihm. Früher fochten wir für Frankreich, jetzt glauben wir für uns selbst zu kämpfen und wer giebt uns die Gewißheit, daß, wenn wir die Franzosen vertrieben haben, wir nicht zurück ins Joch der Spanier fallen, das wahrlich noch härter ist? Denn statt eines sanften, leutseligen Rohan kömmt eine Heerde Kapuziner und die Geißel der Pfaffen verwundet Geist und Körper zugleich.

Ihr könnt Recht haben, Peter Guler! erwiderte Jenatsch: mit Zuversicht ergründet keines Menschen Geist die Zukunft, deshalb können wir uns nur Lehren aus der Vergangenheit schöpfen, um die Gegenwart mit

Weisheit zu benützen, müssen aber so zuversichtlich handeln, als wären wir Herren der künftigen Ereignisse. Die Spanier sitzen ruhig in Mailand, die Oestreicher haben vollauf mit den Schweden zu thun, beide drücken uns nicht; aber die Franzosen breiten sich wie die Heuschrecken über unsere Fluren, verfolgen daheim die Hugenotten und wollen uns glauben machen, sie wären nur in unsre Gebirge gekommen, unsre Religion zu schützen. Unsre Pässe wollen sie besetzen, für elenden Sold unsre Arme, unsern Muth benutzen und statt unsre Freunde, unsre Bundesgenossen zu sein, sind sie unsre anmaßenden Herren. Für die Einzelnen mag es gut sein, daß ein edler Mann, daß Rohan an ihrer Spitze steht, dem Ganzen nützt es nichts, er kann ja doch nur handeln, wie es ihm Richelieu befiehlt. Deßhalb müssen wir das Joch, das uns eben drückt, abschütteln und uns waffnen, daß uns weder Spanien noch Oestreich ein neues anlegt.

Ich fürchte, Freund! unterbrach ihn Guler: man wird uns am Ende schlecht lohnen. Kehren die Planta durch unsere Vermittelung ins Land zurück, so werden uns die von Salis deßhalb anfeinden und jene dennoch nicht vergessen, was wir ihnen Leides thaten —

Glaubt Ihr, Peter Guler, daß ich auf eine glückliche Zukunft rechne, daß ich des Lohnes wegen handle? Glaubt Ihr, ich wüßte nicht, daß Undank die einzige Münze ist, womit das Volk zahlt? Nicht auf Lohn, nicht auf Dank, nicht einmal auf Nachruhm rechne ich, denn selbst die Nachwelt, wie die Zeitgenossen, schätzen unsre Thaten nur nach dem Erfolge und wer sichert uns den? Ich folge einer innern Stimme, die mir gebietet, mich für das Vaterland zu opfern, die mir gebietet, mich wie ein Phönix dem Flammentode zu weihen, damit aus meiner Asche die Freiheit herrlicher hervorgehe — und hoffentlich werde ich so enden. Wer sein Geschick an das Große knüpft, muß untergehen früh oder spät, wer auf diesem Felde aussäet, wird nur selten sich der Ernte erfreuen, er muß sie Andern überlassen; was er erntet ist Undank.

Aber dennoch, Freund! fuhr er fort und seine Stimme ward bewegter: dennoch wollen wir für das gemein Beßte handeln, als ob wir nur die Hand auszustrecken brauchten, um die Lorbeer- und Bürger-Krone zu erfassen, wir wollen das Vaterland lieben mit glühender Liebe, wenn es uns auch wie die treulose Geliebte zum Lohn unsrer Treue den Dolch in das Herz stößt und so das angefangene Werk freudig, muthig vollenden. Gebe uns Gott Glück und Sieg!

Guler reichte seinem Landsmanne treuherzig die Hand. Sie gingen nun mit Zuversicht ans Werk, theilten die Rollen aus und der Tag der Ausführung wurde bestimmt.

Aber mitten in seiner rastlosen Thätigkeit vergaß Jenatsch Marie nicht ganz. Sobald er nach Zutz zurückgekehrt war, eilte er zu ihr. Liebe

Marie! sprach er: Ihr seht den Alten von Furnatsch oft, gebt ihm dieses Briefslein von mir, aber ich bitte Euch, gebt es ihm selbst. Marie versprach es und wanderte schon am andern Tage nach seiner Hütte, fand sie aber leer; doch noch am nemlichen Tage stand er selbst vor ihrem Hause, klopfte an das Fenster und als sie es öffnete, sprach er, sie weniger freundlich anblickend als sonst: Ich wünschte Euch allein zu sprechen. Marie Imeldi, wenn es dämmert, erwarte ich Euch in den Ruinen von Guardavall; und ehe noch die Jungfrau ihm das Briefslein geben konnte, hatte er sich schon entfernt.

Als die Sonne sich hinter die Berge zu senken begann, machte sie sich, nach dem Willen des Alten, auf den Weg. Der Abend war schön, die Sonne ging glühend unter, ein leiser Abendwind säuselte durch das frische Laub der Bäume, das Vieh, das nicht auf die Alp getrieben war, zog heimwärts und das schwermüthige Geläute seiner Glocken hallte melancholisch durch die Abendstille. In banger Erwartung — der finstre Blick des Alten deutete auf nichts Gutes — schritt sie die Höhe hinauf nach den Ruinen dieser einst so bedeutenden, jetzt von dem Feinde und der Zeit zerstörten Veste.

Schon von fern sah sie den Alten mit seiner Zither auf einem herabgefallenen Gemäuer sitzen. Er hatte ihr den Rücken zugewandt, sah vor sich hin, grub mit seinem Knotenstock allerhand Zeichen in den Sand und schien in tiefe Gedanken versunken. Als ihn Marie begrüßte, fuhr er auf, dankte ihr und bat, sich bei ihr nieder zu setzen; doch ehe sie gehorchte, gab sie ihm das Briefchen des Obersten, das der Alte nur mit Widerwillen nahm und erbrach und während dem sagte: bin doch neugierig, was der von mir will.

„Ihr habt mich bei dem Herzog verläumden wollen, las er nun: Ihr habt ihm die giftigsten Lügen von mir hinterbracht; statt dieses Briefes sollte ich Euch an Eurer eignen Hütte aufknüpfen lassen, aber ich habe dem Herzog versprochen, mich nicht an Euch zu rächen, und somit werde ich Wort halten; aber noch einen feindlichen Schritt von Eurer Seite und Ihr seid des Todes und Euer Sohn verloren. Beherzigt die Warnung!"

Der Mann muß nie drohen, er muß schlagen! sprach er höhnisch lachend, zerriß den Brief und übergab die Stücke dem Winde. Warum er Dich zur Botin wählte, ahn' ich, sagte er dann zu Marie: er wollte in Deinen Augen edelmüthig erscheinen, um Dich desto leichter zu bethören. Aber das soll ihm nicht gelingen, noch ist das Schwert in meinen Händen — doch was rede ich in den Wind? Auch ich drohe wie ein Knabe! Komm, setze Dich zu mir, Marie, und achte genau auf das, was ich Dir sagen werde.

Das Mädchen setzte sich beklommenen Herzens und lauschte mit banger Erwartung, was ihr der Alte zu sagen habe.

Ich habe meinem Sohne versprechen müssen, Dich zu schützen, begann

er endlich: Deine Tugend, Deinen guten Namen zu wahren. Beides ist in Gefahr —

Wie meint Ihr das, Vater? fragte sie halb erstaunt, halb unwillig.

Der Oberst Jenatsch geht bei Dir aus und ein, Deine Mutter scheint noch mehr Wohlgefallen an ihm zu haben als Du selbst; das Gold, das er spendet, lockt die Thörin, seine gleisnerischen, schmeichelnden Reden thun ihrer Eitelkeit wohl, sie hofft, Du sollst Dein Herz von meinem Sohne wenden — gut wäre es, wenn es nur aus andern Gründen geschähe — hofft, Du solleſt es ihm zuwenden, er solle Dich zum Weibe begehren und glaubt dann Dein und ihr Glück gemacht.

Ihr irrt, Vater! unterbrach ihn Marie: Ihr thut der Mutter Unrecht, Ihr seid feindlich gegen sie und Oberst Jenatsch gesinnt.

Und sollt' ich nicht? fuhr er auf: doch das gehört nicht hierher. Du selbst, Marie, magst den Mann wohl leiden — fuhr er dann fort.

Ja, Vater! sagte sie mit Freimuth: warum sollt' ich nicht? Er ist bescheiden und freundlich gegen mich, steht der verlassenen Mutter mit Rath und That zur Seite, handelt wie ein Ehrenmann gegen uns, weiß, daß Konrad mein Verlobter ist. — Und da kann er doch keine weitere Hoffnung nähren? Warum soll ich nun den Mann fürchten?

Du kennst die Schlange nicht, die Dich listig umwindet! unterbrach er sie ernst: schmeichelnd naht sie Dir mit ihren schönen schillernden Farben, windet sich in sanften Krümmungen zu Deinen Füßen, spritzt unmerklich ihr Gift auf Dich, das allmälich die Reinheit Deines Herzens tödtet und plötzlich umschlingt sie Dich dann und drückt ihren giftigen Stachel Dir ins Herz.

So kann ich mir Georg Jenatsch nicht denken, Vater! sagte das Mädchen und Unmuth über des Alten feindliche Reden umzog ihren Mund.

Ich glaube es wohl, daß dem reinen Gemüthe auch das Unheilige heilig erscheint, fuhr dieſer, unbekümmert ihres Unmuthes, fort: da Du seine Absicht nicht ahnest, eben deßhalb muß ich warnen. Konrad ist ein leidenschaftlicher Mensch, eifersüchtig, mißtrauisch, der Schein gnügt ihm Dich zu verdammen —

Da verlör er meine Achtung, wär' er wie Ihr mir ihn schildert, Vater! unterbrach sie ihn: wie könnte ich ihn lieben, wenn er nicht meinem Herzen vertraute?

Und doch ist es so! fuhr der Alte fort: schon verbreiten die Nachbarn hämische Gerüchte über des Obersten häufige Besuche, schon untergräbt die Verläumdung Deinen guten Ruf —

Lieber Vater! fiel ihm Marie, sich von ihrem Sitze erhebend, in die Rede: Ich stehe rein vor Gott, rein vor meinem Geliebten, was kümmert mich die Welt? Begleitet mich stets ein gutes Gewiſſen, so kann ich Euerm Sohne furchtlos unter die Augen treten. Und entfernte ich Georg

Jenatsch aus unserm Hause, würde ich da mich nicht der Schuld bekennen? Auch thät ich ihm weh und das verdient er nicht um uns.

Und erfährt mein Sohn die hämischen Gerüchte? sagte der Alte, sein greises Haupt sorgenvoll wiegend.

Dann wird er den Verläumdern zürnen, seine Marie beklagen und sie desto inniger lieben; erwiderte sie mit Zuversicht.

Kind, Kind! warnte der Alte: Du kennst die Männer nicht, Du täuschest Dich.

Das wäre hart, wäre schmerzhaft! sagte sie traurig: dann hätte ich mich in allen meinen Hoffnungen getäuscht. Wie kann man wahrhaft lieben ohne Vertrauen, wie kann man sich glücklich in Liebe fühlen und für des Andern Herz zagen? Ich selbst zage ja nicht vor dem meinen; der Gedanke, ein Andrer als Euer Sohn könne mir gefallen, mir Liebe einflößen, kann nicht in mir aufsteigen, es wäre ja unmöglich, dem, den man liebt, untreu zu sein. Und so denkt auch Konrad gewiß, und dächte er nicht so, vertraute er dem Herzen seiner Marie nicht mehr, dann erlösche meine Liebe, denn nur Vertrauen erhält ihre Flamme immer leuchtend und rein.

Du willst also meine Warnung nicht achten, nicht daranf bringen, daß Jenatsch Euer Haus meidet? fragte der Alte und erhob sich zürnend.

Nein! erwiderte sie bestimmt: dazu bin ich zu stolz. Verlangte Konrad, doch nur Konrad von mir, ich sollte aus irgend einem andern Grunde dem Obersten unser Haus verschließen und hielt ich auch seine Forderung für ungerecht, so thät ich doch willig wie er verlangte. Sein Wunsch wäre mir Befehl, was ihm Freude machte, würde geschehen, denn für ihn wäre mir kein Opfer zu schwer. Mißtraute er aber meinem Herzen, wohl gar meiner Treue, so zerriß er ein Band, das ich für mein ganzes Leben geknüpft glaubte.

Ich beklage Dich, Marie! sagte der Alte bewegt: warum legte der Himmel zu Deiner Engelgüte und Sanftmuth diesen festen, unbeugsamen Sinn, dieses stolze Vertrauen auf Dich? Es führt Dich nicht einem ruhigen Glücke entgegen.

O gewiß, Vater! rief sie feurig: gewiß! Ihr seid ein guter, aber mürrischer Mann, seid oft mit Euerm Sohne unzufrieden, habt mir oft gesagt, er verdiene mich nicht. O, Ihr mißkennt ihn! Er ist nicht wie Ihr ihn schildert, er vertraut seiner Maria mit ganzem Herzen; er wußte ja, daß Georg Jenatsch bei uns ein und ausging und hat mich nicht gewarnt wie Ihr! und es mir nicht untersagt, ihn bei mir zu sehen.

Handle, wie Du glaubst, recht zu thun, sagte nun der Alte: ich habe das Meine gethan. Hoffe aber nicht, alle Menschen seien so reinen Gemüths als Du, und bedenke, daß Du nicht in einem Paradiese von Engeln, daß Du auf dieser Erde unter schwachen, sündhaften Menschen wandelst. Lebe wohl Kind! Ich verlasse Dich heute mit ahnungschwerem Herzen.

Marie küßte ihm gerührt die dargereichte Hand und drückte sie mit Inbrunst an ihr Herz. Könnte diese Hand, welche einst die schwirrende Sehne spannte, noch Segen spenden, ich segnete Dich gern, frommes Mädchen! sprach der Alte: so kann ich nur für Dich beten, daß die Menschen Dein reines Gemüth erkennen mögen, wie es Gott erkennt. Geh, Marie, es wird schon spät, Deine Mutter könnte sich über Dein Ausbleiben ängstigen; ich bleibe noch hier. Hier unter den Trümmern, wenn die Nacht sich senkt und der Sturm durch das Gemäuer heult, ist es mir wohl. Gute Nacht!

Marie ging mit sorgenvollem Herzen heim; die Worte des Alten hatten ihre Ruhe gestört.

Der Tag der Ausführung des großen Unternehmens, wodurch das Bündner Land mit einemmal die verlorne Freiheit wieder erhalten und der Friede im Innern gesichert werden sollte, erschien. Rohan, der von manchen Seiten Nachricht erhalten hatte, daß Bewegungen im ganzen Lande statt fanden, hatte den Oberst Jenatsch noch einmal zu sich entbieten lassen, der aber unter mancherlei Vorwand zu kommen aufschob. Hierdurch noch mißtrauischer geworden, hatte der Herzog für alle Fälle seine Vorkehrungen getroffen, den in Worms, Chiavenna, Tirano und am St. Luzienſteige stehenden französischen Truppen den Befehl gesandt, auf ihrer Huth zu sein; er selbst hatte das Schweizer-Regiment Schmid zu den französischen Truppen gezogen, welche die Rheinschanzen und Reichenau besetzt hielten, und so glaubte er leicht den Unzufriedenen widerstehen zu können, besonders da er auf die sechs Bündner-Regimenter, die im Solde Frankreichs und Venedigs standen, mit Sicherheit rechnete. Jede Warnung, die ihm von Seiten der von Salis zukam, dem Obersten nicht zu trauen, verlachte er, denn sein edles Gemüth konnte es nicht fassen, daß ein Mann, dem er so viele Wohlthaten erzeugt hatte, an ihm zum Verräther werden könne; selbst sein Ausbleiben weckte den Verdacht nicht.

Endlich brach der allgemeine Aufstand aus, Peter Guler mit dem Landvolke von Davos und Thur, nebst drei regulären Regimentern rückte in das Veltlin und besetzte die Pässe nach dem Oberen Bunde, die Mannschaft aus dem Engadin rückte zur Vertheidigung der Pässe nach Worms aus und die ewig thätigen Brettigauer beobachteten den Luzienſteig, Jenatsch aber mit dem Landvolk des Obern Bundes und den andern drei regulären Regimentern suchte die Rheinschanzen zu überrumpeln. Es gelang ihm auch, einige zu nehmen, jedoch die Hauptverschanzungen dieses wichtigen Passes, den der Herzog in Person vertheidigte, blieben in den Händen der Franzosen. Da begab sich der Bürgermeister Meyer von Thur zu dem Herzoge, wegen friedlicher Räumung des Landes mit ihm zu

unterhandeln. Er stellte ihm vor, daß dies das einzige Mittel sei, das Einrücken Serbelloni's, der mit 8000 Spaniern an der Grenze bei Fuentes stehe, zu verhindern und so den Bündnern die längst ersehnte Unabhängigkeit zu geben. Er zeigte dem Herzoge die Unmöglichkeit, seine Streitkräfte zu vereinigen, da er von den in Veltlin und am Luzienſteig stehenden Regimentern abgeschnitten sei, er in diesem Falle dem Schweizer-Regiment nicht ganz trauen könne und eine freiwillige Räumung das einzige Mittel sei, die französischen Völker seinem Könige zu retten. Rohan, der bei den Mißgriffen des französischen Kabinets diese Katastrophe längst vorausgesehn, aber nicht so nahe geglaubt hatte, sah wohl, daß er bei längerem Widerstande sein kleines Heer nutzlos aufopfern würde und willigte endlich in die Uebereinkunft, daß die Franzosen und die in ihrem Dienste stehenden Schweizer binnen zehn Tagen die Bündner Lande und das Veltlin in kleinen Abtheilungen räumen sollten.

Nun glaubte Oberst Jenatsch, der indessen zum General der ganzen Bewaffnung ernannt war, seinem Herzen gnügen und sich bei dem Herzog über sein Betragen entschuldigen zu müssen; er begab sich deshalb mit den andern Verbündeten nach Reichenau, um die Kapitulation dem Herzoge zur Unterschrift vorzulegen.

Rohan konnte bei seinem Anblick einer innern Bewegung nicht ganz Herr werden. Er empfing ihn kalt und zeigte den übrigen Abgeordneten der Bünde deutlich, daß es ihm unlieb sei, diesen Mann in ihrer Mitte zu sehen. Jenatsch, nicht einen Augenblick die Hochachtung vergessend, die dem Herzog gebührte und die er ihm von ganzem Herzen bezeigte, blieb während des ganzen Geschäfts in bescheidener Entfernung; als dies aber beendet, der Vergleich unterschrieben und ausgewechselt war und die Abgeordneten sich beurlauben wollten, trat er zum Herzog; Gnädiger Herr! sprach er: gönnt mir in Euerm Kabinet einen Augenblick Gehör. Rohan, von dieser Bitte betroffen, schien einige Augenblicke ungewiß zu sein, dann sprach er gleichmüthig: Ich werde Euch erwarten! sagte den Abgeordneten noch einiges Verbindliche über seine persönliche Aufnahme in diesem Lande, grüßte sie freundlich und trat dann ab. Jenatsch folgte ihm nach einer Weile.

So sehr der Herzog sich auch Gewalt anthat, bei dem Eintritte dieses Mannes, der sein Vertrauen so schändlich gemißbraucht und an ihm zum Verräther geworden war, gleichmüthig zu bleiben, so vermochte er es doch nicht ganz. Er empfing ihn stehend, nöthigte ihn nicht zum Sitzen und gab, so viel er vermochte, dieser Zusammenkunft ganz das Ansehn einer feierlichen Audienz.

Was ist Euer Begehr, General? fragte er ihn kalt: Ich bin hier, Eure Wünsche zu vernehmen.

Zuerst, gnädiger Herr, komme ich als Abgesandter der Bündner Lande, ihren Dank, ihre Hochachtung, ihre Bewunderung auszusprechen.

Was uns unter Eurem Regimente Uebles widerfuhr, kam von Richelieu, was uns Gutes geschah, kam aus Euerm edlen Herzen. Jedermann in ganz Bünden erkennt dies, ist Euch dankbar dafür und spricht seinen Dank durch mich willig und freudig aus; selbst daß Ihr die Räumung des Landes ohne Blutvergießen habt geschehen lassen, hat unsre Bewunderung vermehrt; Ihr habt hierbei mehr Euer Herz als Euern Muth befragt, Euerm Ruhme ungewisse Lorbern geopfert, um Euch eine Bürgerkrone zu verdienen und ewig wird Graubünden Euch dankbar sein, ewig wird es Eurer mit Liebe und Verehrung gedenken. Nehmt diese Ueberzeugung mit in Euer Vaterland, gnädiger Herr, und erinnert Euch freundlich eines Landes, wo Aller Herzen für Euch schlagen.

Ich danke Euch, General, für den Ausdruck der Gesinnungen Eurer Mitbürger, die ich, trotz der feindlichen Stellung, die sie gegen mich, ihren bewährten Freund, angenommen haben, immer noch liebe; erwiderte der Herzog, seine Rührung nicht verbergen könnend.

Und nun, begann Jenatsch und der ernste, würdevolle Ausdruck seines Gesichtes war verschwunden und wie ein Sohn, der schuldbewußt vor dem Vater steht, trat er dem Herzog näher: nun spreche Jenatsch für sich! sagte er lebhaft: für sich suche er Verzeihung, zu seiner Entschuldigung mag ihm Gott die Worte eingeben!

Des Herzogs ernstes Auge blieb, während Jenatsch dies sprach, unverwandt auf ihn gerichtet; kalt und ruhig war der Ausdruck seines Gesichts, man konnte eher Verachtung als Stolz darin lesen. — Ihr zürnt mir mit Recht! fuhr Jenatsch fort: ich habe Euch hintergangen, habe Euer Vertrauen, Eure Wohlthaten mit Undank gelohnt, aber bei Gott! es ward mir schwer so zu handeln, schwerer als selbst die Ermordung des stolzen Planta. Lange hat mein Herz gegen meine Pflicht gekämpft, reiflich habe ich meine Pflicht und meine Schuld erwogen; aber das Vaterland befahl und ich mußte —

Ihr zürnt dem Bittenden, würdigt ihn keiner Antwort? Fühlt Ihr nicht, Herzog von Rohan, welcher Schmerz des Mannes Brust zerreißen muß, wenn er sein Vaterland von fremder Macht unterjocht sieht? Fühlt Ihr nicht, daß, um es zu retten, kein Opfer zu groß ist, daß Vater, Mutter, Bruder, Freund, daß das eigne Kind, Alles auf dem Altare des Vaterlandes geopfert werden muß?

Gott gedankt, das fühle ich nicht! erwiderte Rohan stolz.

Nicht? Ist Euch die Wiege Eurer Kindheit, ist Euch der Boden nicht heilig, in dem Eure Väter ruhen? Würdet Ihr Frankreichs Wohl nicht Alles opfern?

Alles, nur nicht meine Ehre! erwiderte der edle Greis.

Diese Worte aus dem Munde solch eines Mannes trafen Jenatsch schwer. General! fuhr der Herzog fort: Ich habe Euch von dem ersten Augenblicke an, wo ich Euch in Dissentis sah, bis jetzt nie getäuscht und so

will ich es auch jetzt nicht, will auch jetzt noch, obgleich Ihr Euch als Freund, als Sohn von mir losgerissen habt, als väterlicher Freund zu Euch sprechen und so Euch zeigen, daß selbst für tückischen Verrath meinem Herzen die Rache fremd ist. Hört mein letztes Wort, Georg Jenatsch, und beherzigt es.

Euer Vorbild ist Marius Junius Brutus, der den Dolch in die Brust seines Wohlthäters stieß, der, um das Vaterland zu retten, das Ungeheure that. Rettete er das Vaterland und begleitete ihn zur Schlacht von Philippi die Ueberzeugung, er habe Recht gethan? Was er durch die That erreichte, war ein Phantom, Octavian beherrschte fortan tyrannisch das Reich, Brutus rettete die Republik mit seiner Gräuelthat nicht.

Ihr möchtet ihm gleichen, aber Ihr steht in Zweck und Mittel klein gegen den Römer. — Ihr beginget einen Meuchelmord, stießet einen Edlen nieder und täuschtet einen Mann, der Euch sein Zutrauen schenkte, Euch bis zu sich erhob. Ob Ihr Euer Vaterland auch vom östreichischen, vom spanischen Joche, wie vom französischen Einfluß befreien werdet, kann erst die Zukunft lehren; aber wenn Ihr es auch rettet, edel habt Ihr dennoch nicht gehandelt. Auch als Befreier Eures Volkes wird Euch die Nachwelt streng richten, denn nie, ich wiederhole es Euch, General! nie heiligt der Zweck das Mittel; wäre dies, so ständet Ihr nicht mehr unter den Lebenden. Man bot mir am Abende vor dem Ausbruch der Verschwörung an, Euch zu morden. Ich kannte schon damals Euern Verrath, mit Eurem Falle ward die Sache aufgegeben, wenigstens aufgeschoben, mir standen dann manche Maßregeln zu Gebote mich zu behaupten und dennoch empörte mich ein solches Anerbieten, ich wies es verächtlich zurück, denn, Gott gelobt! ich bin zu stolz, entehrender Mittel zu irgend einem Zwecke mich zu bedienen.

Und nun frag' ich Euch, wer von uns beiden steht ehrenvoller da, der aus dem Lande gejagte Anführer fremder Kriegvölker, oder der Mann, der als Sieger sein Vaterland zu befreien glaubte? Ich tausche meinen Platz wahrlich mit dem Eurigen nicht!

Jenatsch stand zermalmt. Einigemal wollte seine Heftigkeit losbrechen, es dünkte seinem Stolze entehrend, wie ein Schulknabe, dem der Lehrer sein Benehmen verweis't, dazustehen und zu schweigen; aber ein Blick auf die Silberlocken des Greises, ein Blick in das würdevolle Antlitz des edlen Mannes und er schwieg, sein Unrecht tief fühlend. Es wieder gut zu machen, war sein einziges Bestreben.

Ich habe gegen Euch, gegen mich selbst gefehlt, gnädiger Herr! brach er endlich das Schweigen: ich fühl' es und doch kann ich es nicht bereuen. Höher als Alles, als Leben, ja als die Ehre selbst steht mir das Vaterland, und sollte ich, um es aus seinen Banden zu befreien, ein Sclav' in Ketten schmachten, ich duldete die Schmach mit Freuden!

Auch ich würde das können, Georg Jenatsch, unterbrach ihn der

Herzog: denn Sclavenketten binden zwar des Mannes freien Willen, aber sie entehren ihn nicht, trägt er sie solch edler Sache wegen. Aber was Ihr gethan — Doch bin ich Euer Richter nicht, die Nachwelt wird Euch ob Eueres Handelns an mir, die Planta's ob Eures Mordes richten!

Wie Gott will! sagte Jenatsch feierlich: ich glaubte recht zu thun, mehr vermag der Mensch nicht, als das Rechte zu wollen. — Kann ich etwas thun, was Euch gefällig ist, sagte er nun, das Gespräch ablenkend: kann ich Euch vielleicht nützlich bei dem Abzug Eurer Völker oder bei Eurer Abreise sein, so gebietet über mich.

Ich danke, General! erwiderte Rohan kalt: ich darf und mag keine Gefälligkeit von Euch annehmen, sie könnte mir nur bitter sein.

So muß ich von Euch scheiden, ohne Euch versöhnt zu haben? sagte Jenatsch gerührt.

Versöhnt Euch mit Euch selbst! erwiderte Rohan: Lebt wohl! Es gehe Euch, es gehe dem Bündner Lande wohl, dies ist mein aufrichtiger Wunsch.

Jenatsch wollte die Hand des Greises ergreifen, sie an sein Herz zu drücken, aber sein Stolz erwachte plötzlich und hielt ihn zurück. Er verneigte sich und ging.

Einige Tage darauf verließ Rohan mit den letzten Franzosen Reichenau, um durch die Schweiz nach Frankreich zurückzugehen. Nicht Flucht, nicht Rückzug, ein Triumph war sein Abzug zu nennen, denn von allen Orten strömte Alt und Jung herbei, den Mann noch einmal zu sehen, der sie zu so manchem siegreichen Kampfe geführt und so mild der Verwaltung des Landes vorgestanden hatte. Er nahm den Segenruf des Volkes mit sich und so ward ihm auch hier noch einer der schönsten Augenblicke am Abend seines thatenreichen Lebens.

Jenatsch hatte ihn seit jener Unterredung nicht wieder gesehn. Zu stolz, um sich noch einmal einer Demüthigung auszusetzen, hatte er den Herzog vermieden und leitete das zum Abzug der Franzosen Nöthige, ohne in weitere Berührung mit ihm zu kommen. Im Geheim mochte er wohl eine Aufforderung des Herzogs, zu ihm zu kommen, erwarten; aber der Herzog schien gleich ihm eine Zusammenkunft zu vermeiden und so sahen sie sich nicht wieder.

Statt dessen traf aber ein Abgeordneter des Herzogs von Feria und einer von Inspruk in aller Stille bei ihm ein. Sie machten ihm den sonderbaren Vorschlag, den Herzog von Rohan aufheben und ins Schloß von Fuentes bringen zu lassen, 50,000 Kronen und eine seinem jetzigen Range gleiche Stelle im östreichischen Heere sollte der Lohn sein; aber Jenatsch verwarf mit Abscheu diese entehrende Zumuthung und die Abgeordneten mußten in Eile das Lager verlassen, um nicht von den Bündnern, die den Zweck ihrer Sendung erfahren hatten, gemißhandelt zu werden.

Aus dem Feldlager ging Jenatsch sogleich nach Chur, um dort an der Spitze der Regierung zu wirken und die Unterhandlung mit Spanien und Oestreich fortzusetzen, die auch nach einigen Monaten zur Zufriedenheit der Bündner beendet wurden. Es wurde ihnen die Oberherrschaft über Veltlin, Worms und Chiavenna zugestanden und Oestreich versprach, wegen seiner Ansprüche an die zehn Bünde und das untere Engadin, sich freundlich mit ihnen auszugleichen; jedoch wurde von Seiten der Bündner allen, ihrer politischen Meinung wegen Verbannten, Amnestie bewilligt und sie in den Besitz ihrer Güter wieder eingesetzt.

Dieser Friede, der nicht von den mächtigen Geschlechtern, sondern von dem Volke ausgegangen war, mißfiel denen von Salis, sie sahen ihre ärgsten Feinde, die von Planta, wieder in alter Kraft und durch den spanischen Einfluß verstärkt, sich gegenüber schlagfertig stehen. Georg Jenatsch und Peter Guler, als die Anführer des ganzen Unternehmens, hatten hauptsächlich ihren Haß auf sich geladen, aber an der Spitze ihrer Krieger, vom Volke vergöttert, spotteten sie der ohnmächtigen Wuth dieser Patrizier, fuhren fort, für des Landes Beßte zu sorgen und trafen zweckmäßige Anordnungen, die Ruhe im Innern zu erhalten und die Feinde von ihren Grenzen zu entfernen.

Den ersten Augenblick, wo es Georg Jenatsch Geschäfte erlaubten, eilte er nun nach Zutz, um Marien näher zu sein. Er hatte, alle feindliche Verhältnisse vergessend, in Mailand seinen Einfluß benutzt, um dem Rottmeister eine bessere Laufbahn zu eröffnen und es war ihm auch geglückt. Konrad Bernisch führte jetzt eine Fahne statt der Pike und ihm fehlte nun nichts zu seinem Glücke, als zu Marien zu eilen, sie damit bekannt zu machen und sie als sein Weib nach Mailand zu führen. Aber ein feindliches Geschick ließ das Regiment des Grafen Serbelloni gegen Montserrat marschiren und er konnte in diesem Augenblick unmöglich seine Fahne verlassen; Jenatsch war daher der Ueberbringer dieser freudigen Botschaft und Marie, sich nun am Ziele ihrer Wünsche glaubend, fühlte dem Manne sich verpflichtet, der so viel zu ihrem Glücke und zu ihrer Ruhe beigetragen hatte.

Jenatsch täuschte sich noch immer in Hinsicht seiner, er glaubte Marie wie seine Tochter zu lieben und hatte auch wirklich uneigennützig und aus reinem Wohlwollen zu dem Mädchen für die Beförderung Konrads gearbeitet. Doch wurde er aufmerksam auf sich, als die lebhafte, unverholen ausgesprochene Freude des Mädchens ihn unangenehm berührte. Er hatte ihr ja Freude machen wollen, wie konnte ihm ihr Entzücken, ihr Dank wehe thun? Und so fühlte er nun wohl, daß ihm das Mädchen von Tage zu Tage lieber, ihre Unschuld sie ihm werther machte; auch dachte er mit Unlust an den Augenblick, wo ihn seine Geschäfte nach Chur rufen und ihn von dem Mädchen trennen würden.

Er theilte dies der Mutter mit, welche diese Mittheilung rasch auf-

faßte, ihn zu einer bestimmteren Erklärung zu vermögen. Aber seine Wünsche waren ihm selbst noch so dunkel, der Zauber, den das sittsame Mädchen an ihm übte, so neu, daß er die Mutter immer seiner Absichten wegen in Zweifel ließ. Da sie selbst aber auch fürchtete, daß, wenn der General die Gegend verlasse, sie viel werde entbehren müssen, besonders da Frau von Travers, ihre Wohlthäterin, gleichfalls nach Chur zog, so machte sie dem General die Hoffnung, daß vielleicht Frau von Travers Marie, vielleicht auch sie mit nach Chur nehmen würde.

Den andern Tag begab sich Frau Hanna auch sogleich nach Zutz zu ihrer Wohlthäterin, klagte, daß sie sie verlassen wolle, schilderte ihre Hülflosigkeit, wenn sie so allein in Engadin mit ihrer Tochter zurückbliebe, ließ einige Worte von den häufigen Besuchen des Generals mit einfließen, die dem Rufe ihrer Tochter nachtheilig sein könnten, entdeckte ihr, daß Marie mit Konrad Bernisch verlobt sei und bat sie endlich, ihr Kind mit sich zu nehmen, bis der Bräutigam kommen und sie als sein Weib heimführen würde. Die Frau von Travers, welche Marien wohlwollte und noch überdies eine jener gutmüthigen schwachen Naturen war, welche der Augenblick hinreißt und die jede Thräne rührt, versprach es ihr sogleich. Vergnügt eilte Frau Hanna nach Hause und verkündete Marien ihr Glück, die es aber nicht als Glück erkennen und der es nicht so recht einleuchten wollte, daß sie ohne Wissen ihres Verlobten nach einem entfernten Orte ziehen sollte. Zwar verehrte sie Frau von Travers, wer hätte auch die sanfte, gutmüthige Frau, diese Wohlthäterin der Armen nicht lieben sollen? Zwar war es ihr eine freudige Aussicht, um diese Frau sein zu dürfen, auch wußte sie, wie hoch der Alte von Furnatsch sie schätze, wie werth Konrad sie hielt; aber eine innere Stimme rief ihr zu, sich den Anordnungen der Mutter zu widersetzen, so wenig sie auch sich gestehen konnte, weshalb sie einen Widerwillen gegen diese Reise hatte.

Sie that daher alles mögliche, die Mutter zu bewegen, mit ihr in Scanfs zu bleiben, aber vergebens. Jenatsch, schon durch diese von dem glücklichen Erfolge unterrichtet, that alles mögliche, sie in seinem Interesse zu erhalten und durch Frau Hanna's Winke, daß Marie ihm gar nicht abhold sei, aufgemuntert, stieg auch jetzt wohl zuweilen von Neuem der Gedanke in ihm auf, Marie zu gewinnen, ob ihm gleich sein Stolz den Kampf mit Konrad Bernisch als verächtlich zeigte.

Er war dadurch vielleicht weniger zurückhaltend, weniger vorsichtig in seinem Betragen gegen Marie geworden, hatte sich vielleicht seinen Empfindungen zu sehr überlassen und mit zu viel Feuer sie ihr gezeigt, so daß es ihr auffiel, sie darüber nachdachte und wohl zum erstenmal der Verdacht in ihr aufstieg, sein Benehmen gegen sie sei mehr als bloßes Wohlwollen. Dies bestärkte sie noch mehr in ihrem Vorsatze, zu dem Alten von Furnatsch zu gehen und ihre Zweifel und Sorgen ihm vorzutragen.

Sie eilte am andern Morgen hinaus, fand ihn nicht in der Hütte,

doch mochte er sich nicht weit entfernt haben, denn seine Zither lag auf der Bank und ein Gebetbuch war noch aufgeschlagen. Ihn zu erwarten setzte sie sich an den Wasserfall und überlegte nun erst, was sie eigentlich dem Alten vertrauen wolle. Ihm ihre Zweifel an die Uneigennützigkeit des Generals mitzutheilen, schien ihr fast unmöglich, ihr Zartgefühl sprach dagegen, auch eine gewisse Eitelkeit hielt sie ab, dem Alten recht zu geben und ihm zuzugestehen, daß sie jetzt gleicher Meinung mit ihm sei; aber von ihrer Reise nach Chur wollte sie ihn unterrichten, ihn deßhalb um Rath fragen und hielt er es für unthulich, ihn bitten, es durch Frau von Travers zu hintertreiben.

Marie hatte wohl eine Stunde nachdenkend da gesessen, als sie den Alten von der Höhe herabkommen sah. Sie ging ihm entgegen und als sie ihn begrüßt und er sich neben ihr am Wasserfalle gesetzt hatte, theilte sie ihm die Nachricht mit, daß sie mit Frau von Travers nach Chur ziehen solle und fragte ihn deßhalb um Rath.

Wo bleibt indessen Georg Jenatsch? fragte er sie.

So viel ich weiß, in Zutz, erwiderte Marie.

Das glaub' ich kaum; brummte der Alte vor sich hin: auch er geht sicher nach Chur — Doch zieh nur in Gottes Namen dorthin, fuhr er nach einigem Nachdenken fort: ich werde schon sorgen, daß Dir dort nichts widerfährt. Ueberdies seh' ich Dich lieber bei Frau von Travers als bei Deiner Mutter.

Marie ging, durch diesen Ausspruch beruhigt, nach Hause, fand ihre Mutter schon mit Einpacken beschäftigt und war nicht wenig erstaunt, als sie erfuhr, daß sie schon morgen mit der Edelfrau nach Chur abreisen sollte. Seit ihrer frühesten Kindheit hatte sie das Innthal nicht verlassen, die Gletscher des Bernina, die Alpen des Albula hatten ihre Welt begrenzt, das nahgelegene Chur dünkte ihr weit, weit von ihrem heimathlichen, ihr so lieb gewordenen Thale entfernt zu sein. Aber auch der Gedanke, daß sie in dem Hause der begüterten Edelfrau, wo sie als Freundin, nicht als Dienerin in der bedeutendsten Stadt des Bündner Landes auftreten sollte, ängstigte sie und doch freute sie sich auf alle die Herrlichkeiten, die ihr diese neue Welt bieten würde, die jetzt schon ihre Phantasie beschäftigten und wobei sie nur bedauerte, daß ihr Konrad alle das Schöne, das sie erwartete, nicht mit genießen konnte.

Mit einem Herzen voll Bangigkeit bestieg sie am andern Morgen den zweirädrigen Wagen, der sie nach der bischöflichen Residenz bringen sollte; während die Stiere langsam durch das Thal zogen, war ihr Blick nach dem Spluigen gerichtet, war es ihr, als ob sie nach Italien, nicht nach den Bergen des Nordens ziehen sollte. Auf den Höhen des Albula blickte sie noch einmal nach dem friedlichen Thale, nach dem Wohnsitze ihrer Kindheit hinab und sagte nun den Fluthen des Inns, den Fluren des anmuthigen Scanfs ein schmerzvolles Lebewohl.

Als der Alte von Furnatsch am andern Morgen nach Zutz in das Haus der Frau von Travers kam, um mit ihr wegen Marien zu sprechen, war sie schon abgereis't. Er verweilte noch im Orte, erkundigte sich nach diesem und jenem und erfuhr, was er längst vermuthet, daß General Jenatsch am folgenden Tage nach Chur abreisen würde. Sein Entschluß war schnell gefaßt, er kehrte eiligst nach seiner Hütte zurück, holte aus seinem Versteck eine alte Jagdkleidung hervor, gürtete ein zweischneidiges Schwert, eine furchtbare Reliquie aus vergangener Zeit, um seine Hüften, warf die Armbrust über seine Schulter, versuchte mehre Bolzen, nahm die schwersten und schärfsten, füllte einen kleinen Schlauch mit dem wenigen Weine, den er noch hatte und verließ so gerüstet seine Hütte.

Das Glück hatte ihn nicht hierher geführt, der Friede des Herzens war ihm hier nicht geworden, aber doch war ihm dies stille Plätzchen lieb, wo er ungestört sich seinen Träumen und der Rückerinnerung hatte überlassen können, doch trennte er sich jetzt mit schmerzlichem Gefühle von ihm; setzte sich noch einmal zu dem Wasserfalle, klimmte die Felsen hinauf, besah den schattigen Ahorn, die hohe Fichte und als ob ihm jemand zugerufen hätte; Sieh Dich ja noch einmal um, Du alter Pilger, Du kehrst nicht wieder hierher zurück! blickte er wehmüthig in der Gegend umher, als ob die Trennung von diesem Plätzchen der Ruhe für immer sei.

Aber einmal das Thal im Rücken, wanderte er wohlgemuth nach Scanfs, hielt sich nur einen Augenblick bei der Witwe Imeldi auf, die in einigen Tagen der Tochter nach Chur folgen wollte, fand hier die Gewißheit, daß Marie abgereis't sei, schlich dann unbemerkt nach Zutz, gelangte am Abende nach Pont und kaum daß der Morgen graute, war er schon auf dem Wege nach Weisenstein.

Wenn der Wanderer den hohen Albula bestiegen hat, und die Straße, welche in das Thal hinabführt, verfolgt, sieht er zu seiner Rechten eine 100 Fuß hohe Felswand, die längs dem Wege eine weite Strecke fortläuft. Ungefähr in der Mitte dieser Felswand, welcher man den Weg abgetrotzt zu haben scheint, wölbt sich eine Felsspitze wunderbar über den Weg, da, wo er eine Krümmung macht, so daß man von hier aus die Straße ganz übersehen kann und besonders das Thal hinab sich dem Schauenden eine großartige Aussicht bietet. Reisende, welche die rhätischen Alpen durchstreifen, versäumen nie, diesen herrlichen Punkt zu erklimmen, wohin nur ein weiter Umweg über den Gebirgrücken führt. Auf dem Felsen selbst steht, um das Seltene zu vollenden, eine Fichte, die ihre Wurzel in seine Spalten geschlagen, hier kümmerlich fort kömmt, nicht hoch empor gewachsen, aber als eine Merkwürdigkeit der Gegend bezeichnet ist. Da hinauf war der Alte gestiegen, lehnte sich an den Baum, nahm die Armbrust zur

Hand, rieb eifrig die schlaffe Sehne, sie vom Morgennebel zu trocknen und legte sie neben sich. Dann zog er sein verrostetes Schwert, küßte dessen breite Klinge: nicht Dir gilt dies Zeichen meiner Liebe, unglückliches Werkzeug; das Blut, das an Dir klebte und das ich nicht abwischte, sondern mir zur steten Erinnerung hier rosten ließ, berühren mit heiliger Ehrfurcht meine Lippen. Du solltest auch das Werkzeug der Rache sein, aber das Schicksal will es nicht; so sei es dieser Bolzen! Er zog einen aus seinem Ränzel, befühlte seine Spitze, ob sie auch scharf genug sei und nachdem er ihn neben die Armbrust gelegt und das Schwert wieder in die Scheide gesteckt hatte, warf er sich auf seine Kniee; Herr, vergieb! betete er; wenn ich die Stimme, die mich so laut zur blutigen That mahnt, für Deine Stimme halte und ihr folge, wenn ich dem Drange nicht zu widerstehen vermag, meinen Herrn an seinem Mörder zu rächen. Warum hättest Du das Verlangen in mich gelegt, wenn ich es nicht befriedigen sollte? Warum die That geschehen lassen, wenn nicht eine andere blutige sie rächen sollte? Herr, mein Gott! fuhr er fort, nachdem er lange mit gebeugtem Haupte stumm gekniet hatte: ich bin zu dem Glauben meiner Väter zurückgekehrt, daß ich durch den Mund Deiner Diener Deinen Willen vernehmen könne. Sie haben mir befohlen, zu vollbringen, wonach meine Seele lechzt und mir in Deinem Namen Vergebung verheißen. Ihnen vertrauend soll es auch geschehen!

Er stand auf, betreuzte Armbrust und Bolzen, setzte sich dann auf einen Stein, den ein müder Wanderer zum Ruhesitz dahin gerollt haben mochte und lauschte, wie der im Dickicht auf seine Beute lauernde Tiger, auf den Hufschlag von Rossen. Er harrte lange, denn noch war es früh, endlich hörte er das Getrappel von Pferden, er sprang auf, nahm die Armbrust zur Hand, drückte sich an den Baum und sein Auge blickte beutegierig die Höhe hinauf, von welcher die Straße herab ging. Da sah er einige Diener mit Saumrossen herankommen; er erkannte an dem schwarzen Andalusier, einem Geschenke Rohans, daß es die Rosse des Oberst Jenatsch waren und ließ sie vorüberziehn. Bald muß er kommen! dachte er und setzte sich wieder nieder, aber Stunden vergingen, er kam nicht. Mancher Reisende, der die Straße zog, äffte ihn, und als die Sonne ihm heiß auf den Schädel brannte, die Schwüle des Mittags ihn drückte, öffnete er unmuthig sein Ränzel, nahm hartes Gerstenbrod heraus, zerschlug es mit einem Steine und erweichte es in dem Becher, den er sich aus seinem Schlauche mit Wein füllte. So gestärkt, saß er unbeweglich auf seine Beute lauernd; aber auch die Stunden des Nachmittags vergingen, die Sonne kam immer dem Gipfel der Berge näher, immer röther wurden die Gletscher des Bernina und schon hörte er in der Ferne das Geläute der in die Sennhütten zurückziehenden Heerden. Die Sonne sank und immer erschien der begierig Erwartete nicht, es ward Nacht und sein Muth, seine Beharrlichkeit blieb sich gleich; er legte das müde Haupt

auf den Stein und schlummerte trotz dem Gekrächze der Raben ein, die über ihm auf der niedern Fichte ihre Nachtruhe halten wollten und forschend um ihn herflatterten, wähnend, der Tod habe ihnen eine Beute bereitet.

Ehe noch der erste Strahl des Tages die Berge zu röthen begann, weckte ihn schon der Morgenwind. Er richtete sich empor, die Raben flogen erschrocken aus ihrer Ruhe auf und ihren kreischenden Ruf hielt er für ein sicheres Zeichen, daß seine Beute ihm heute nicht entgehen werde. Majestätisch trat jetzt die Sonne im Osten hervor, glänzend breitete sie ihre Strahlen über die Berge und drückte den Nebel in das Thal hinab, der vom Nordwest getrieben, wogend dahin rollte. Jetzt drangen ihre Strahlen hindurch und ein neues Leben schien mit dem neuen Tage zu beginnen; der Steinadler zog in weiten Kreisen über ihm, das Birkhuhn flatterte, den kühnen Jäger erschauend, ängstlich über die Felsen dem schützenden Dickicht zu, auch das scheue Reh verließ die bethaute Wiese und zog nach der waldigen Höhe hinauf.

Der Alte bemerkte von alle dem nichts. Seit der Nebel sich verlor, die Straße sich ihm zeigte, war sein Blick nur nach den Höhen des Albula gerichtet, sogar sein Morgengebet hatte er in seiner Rachgier vergessen; nur ein Gedanke war in ihm wach, alle andere schlummerten. Aber auch jetzt noch sollte er vergebens harren, nicht ein Roß zog die Straße und unmuthig setzte er sich wieder auf den Stein, goß den letzten Tropfen Wein aus dem Schlauche, den Durst zu löschen, der ihn schon lange gequält hatte. Keine Quelle war in der Nähe, die anhaltende Dürre hatte selbst alle Felsvertiefungen ausgetrocknet, der Wein stillte seinen Durst nicht, höchstens bis Mittag konnte er noch hier verweilen, dann mußte er auf weiten Umwegen hin nach Bergün, um sich zu erquicken; alle Hoffnung, jetzt sein Vorhaben auszuführen, war dahin. Unmuth, Verzweiflung ergriff ihn, er brummte Verwünschungen vor sich hin, da vernahm er endlich die langersehnten Töne, denn er hörte den Hufschlag mehrer Pferde deutlich, und fest an den Baum gelehnt, den Blick unbeweglich auf die Landstraße geheftet, stand er, die Armbrust in der Hand. — Da sah er — freudig klopfte sein Herz, er zitterte vor Begier — da sah er Jenatsch von Dienern und Bewaffneten gefolgt, die Höhe herabkommen. Ein Weib ritt auf einem Maulthiere ihm zur Seite und als sie näher kamen, sah er, daß es Frau Hanna war. Ihr Erscheinen war ihm, er wußte selbst nicht weßhalb, unangenehm, doch störte ihn das nicht in seinem Entschluß. Er verbarg sich hinter dem Baume, übersah noch rasch sein Geschoß, ob auch Alles in Ordnung sei und je näher seine Beute kam, je heftiger klopfte ihm vor Begierde das Herz. Jetzt war ihm Jenatsch schußgerecht, er legte an und in dem Augenblicke, da er losdrücken wollte, sah Frau Hanna hinauf zu ihm und rief seinen Namen. Er drückte los, aber von des Weibes Zuruf verwirrt, verfehlte der Bolzen sein Ziel, schnell nahm er einen

zweiten, spannte die Armbrust, ehe er aber losdrücken konnte, hatte Jenatsch schon zugerufen: Schießt den Hund nieder! und die Kugel einer Muskete traf ihn im Schenkel, doch drückte er noch die Armbrust los, aber, schon wankend, fehlte auch dieser Schuß und er selbst sank hinter dem Baume zusammen. Die Diener wollten absitzen, den Felsen hinauf klimmen, aber Jenatsch, die Gegend genau kennend, verbot es ihnen, da sie wenigstens mehrere Stunden gehen mußten, bis sie auf einem Fußsteig zu der Fichte gelangen konnten. Laßt ihn liegen! sagte er höhnisch: ist er nicht getroffen, so fangt Ihr ihn doch nicht, ist er verwundet, kann ihn Gott nicht retten. Ein Gesunder gelangt kaum von da herab, viel weniger ein Verwundeter, dann werde er die Beute der Raben. Lerne besser treffen, alter Sünder! rief er hinauf und ritt die Straße weiter.

Die Kugel hatte dem Alten keinen edlen Theil verletzt, sie war nur durch den Schenkel gegangen, aber die Wunde blutete heftig. Wohl hatte er die Worte von Jenatsch vernommen und er fürchtete, daß sie in Erfüllung gehen und er eine Beute der Raubvögel werden würde, denn ohne Hülfe war es ihm unmöglich, weiter zu kommen. Er klagte nicht, so sehr ihn auch die Wunde schmerzte; der Tod, den er hier vor Augen sah, kümmerte ihn nicht, wohl aber, daß seine Bolzen nicht getroffen, daß er allein, ohne Rache geübt zu haben, vor seinem Herrn erscheinen sollte.

Aber der Himmel hatte es anders beschlossen, der Tod sollte ihn so nicht treffen. Ein Sennhirt, der den Schuß gehört hatte und sehen wollte, ob der Jäger auch getroffen habe, sah den Alten unter dem Baume liegen und ahnete, was geschehen war; es machte eine mitleidige Seele sein, denn er eilte alsbald den Fußpfad hinunter, dem Verwundeten zu Hülfe. Wenn Ihr nur steigen könntet, Jägersmann! sagte er theilnehmend, als er zu ihm kam: meine Sennhütte ist die niedrigste auf der ganzen Alp und nicht fern von hier. Versucht's, ich will Euch unterstützen; da, trinkt einen Schluck Milch, nehmt einen Bissen Käse und nun versucht, ob Ihr gehen könnt. Er half ihm, so gut er konnte die Wunde verbinden, unterstützte ihn, und wenn auch langsam und schmerzvoll, war es doch dem Alten möglich, die Höhe hinauf zu steigen.

Aber bald verließen ihn die Kräfte, er mußte ruhen und konnte nicht weiter. Sind wir einmal bis hierher, sagte der gutmüthige Senn: so will ich auch schon weiter helfen. Auf dieser Alp hütet auch mein Bruder, vielleicht hört er meinen Ruf und meine Pfeife und wir beide tragen Euch gewiß hinauf; allein vermöchte ich es freilich nicht. Schnell wie eine Gemse sprang er die Höhe hinauf auf ungebahnten Pfaden, immer vorwärts und kaum war eine Stunde vergangen, so kam er mit seinem Bruder, einem rüstigen Burschen, zurück. Sie luden den Alten auf und gelangten glücklich zur Sennhütte.

Auch für schleunige Hülfe sorgten nun die Gutmüthigen. Die Schwester mußte nach Bergün, von dort einen klugen Mann zu holen, der wegen

seiner Geschicklichkeit berühmt war und schon manche glückliche Kur an Verwundeten gemacht hatte. Er kam, fand die Wunde nur leicht, verband den Alten und da der Mann von Bergün gesprächig war und es bald ausgesprochen hatte, daß er ein Anhänger der Familie Planta sei, vertraute sich ihm Philipp und bat ihn, Herrn Rudolf von Planta, der sich eben zu Rietberg befand, von seinem Unfalle Nachricht zu geben.

General Jenatsch, der den Tod schon oft vor Augen gehabt hatte, war von diesem Anschlage auf sein Leben nicht erschüttert; er setzte seinen Weg ruhig bis Alvenau fort. Frau Hanna aber, welche die Bolzen hatte sausen hören, war außer sich und konnte sich nicht zufrieden geben, besonders schien es ihr entsetzlich, daß es der Alte von Furnatsch, der Vater des Bräutigams ihrer Tochter gewesen war. Nimmermehr erhält er sie! rief sie in ihrem Zorne aus: stets war mir der Mensch zuwider und zu schlecht und wenn ihm Eure Gnade nicht zu einer Offizierstelle verholfen hätte, wäre er noch Rottmeister. Sie suchte durch diese Reden den General zu einem Geständnisse zu verlocken, dieser aber wußte nur zu gut, daß er schon längst der Mutter gewiß sein konnte, jede Erklärung mit ihr ganz unnütz sei und zu nichts führe. Er nährte aber doch die Hoffnung, daß der Vorfall Mariens Herz von dem Sohne eines Mannes abwenden würde, der eines beabsichtigten Mordes überführt war. Deßhalb, da er den Alten für todt hielt, oder, war er noch am Leben, ihn sicher in seiner Gewalt zu bekommen hoffte, war ihm der Unfall nicht unlieb und nun stieg der Vorsatz fest in ihm auf, um das schöne Mädchen in Ehren zu werben.

Mit diesem Gedanken, mit dieser Hoffnung ritt er in Chur ein. Schon von Alvenau aus hatte er nach der leicht zu bezeichnenden Stelle ausgesandt, wo der Alte liegen mußte, aber er erhielt die Nachricht, daß man zwar die blutige Stelle, den Alten aber nicht, auch keine Spur gefunden, wohin er sich gewandt habe. Er schrieb daher sogleich an das Kriminalgericht des Ober-Engadin zu Summaden, berichtete ihm den Vorfall und forderte es auf, ein wachsames Auge auf Furnatsch zu haben, sich der Person des Philipp Berneisch zu bemächtigen und ihn zur Untersuchung zu bringen. Auch an die übrigen Gerichte der drei Bünde ging von Chur aus die Aufforderung und jeder Bündner wurde ermahnt, den Mann auszuliefern, der dem Retter ihrer Freiheit auf so tückische Weise nach dem Leben getrachtet habe.

Frau Hanna aber ergriff ein anderes Mittel ihren Schützling zu rächen. Sie eilte zur Frau von Travers und hinterbrachte ihr und Marien die Botschaft. Die gute Dame war nicht wenig hierüber erschrocken,

da sie schon einmal sich des Alten angenommen und dadurch die Ursache hätte sein können, daß der General sein Leben verlor; sie fürchtete, zur Verantwortung gezogen zu werden. Marie aber weinte bei dieser Nachricht bitterlich; unaufhörlich mußte ihr die Mutter versichern, daß sie selbst den Alten gesehn, er es sicher gewesen sei, denn sie zweifelte immer noch daran. Armer Konrad! rief sie: mein armer Konrad, muß Dich das Schicksal so hart treffen?

Erwähne ihn nicht mehr! zürnte die Mutter: ich hoffe, Du wirst den Sohn eines Mannes nicht ehelichen wollen, der als Mörder unter dem Beile des Henkers bluten wird. Nicht wahr, edle Frau von Travers? Das Geschlecht der Imeldi, wenn auch durch Unglück verarmt, muß doch noch stolz genug sein, um sich durch eine solche Verbindung entehrt zu fühlen?

Die Frau von Travers, obgleich Marie ihr leid that, war doch zu ängstlich, dem zu widersprechen. Sie fürchtete die Vorwürfe des Generals, und besonders jetzt, wo die Planta's den Tod des Pompejus gern vergaßen und es mit dem mächtigen Manne nicht verderben wollten, bis sie selbst Macht genug hatten, ihm die Spitze zu bieten, wollte sie ihn nicht zum Feinde haben; überdies hatte sie durch einige Glieder ihrer Familie erfahren, daß feindlich gesinnte Menschen üble Gerichte über ihr Verhältniß zu Jenatsch verbreiteten und sie war so schwach zu glauben, durch eine Verbindung Mariens mit Jenatsch ihnen am beßten begegnen zu können und dem Mädchen zu nützen. Sie pflichtete daher der Mutter bei und ermahnte Marie, ihren Konrad zu vergessen und nicht mehr an diese Verbindung zu denken.

Marie erwiderte hierauf kein Wort und so oft späterhin das Gespräch auf diesen Gegenstand kam, und das geschah zuweilen, beobachtete sie das nemliche Schweigen, war aufmerksam gegen Frau von Travers, stieß Jenatsch, der sich jetzt förmlich um sie bewarb, nicht zurück und war höflich und bescheiden gegen ihn; nur gegen die Mutter hatte sich ihr Betragen geändert. Sie widersprach ihr nie, befolgte ihre Befehle schnell und gern, aber das kindliche Gefühl, das sich sonst so laut bei jeder Gelegenheit ausgesprochen, hatte von seiner Innigkeit verloren und ihr Benehmen gegen die Mutter ward augenscheinlich mit jedem Tage kälter.

Jenatsch, welcher Frau von Travers ganz für sich gewonnen hatte, setzte seine Bewerbungen bei Marien fort, denn die Ruhe, die stille Würde des Mädchens hielt ihn, selbst ihn, den kühnen Mann in scheuer Ehrfurcht zurück. Mit jedem Tage wurde ihm Marie werther, aber das Wohlwollen, das sie vom Anfange ihrer Bekanntschaft an für ihn gehabt, stieg nicht in gleichem Grade wie seine Neigung. Sie blieb sich gleich; höflich, aber nie zuvorkommend; freundlich, nie herzlich. Wenn er neben ihr saß, schien eine stille, ernste Ruhe, keine heitere sie zu umschweben und wo sie sich sonst unbefangen und freimüthig ausgesprochen hätte, schwieg sie jetzt, obgleich

ihr Auge verrieth, daß sie nicht theilnahmlos sei. Auch vermied sie jedes Gespräch, das Konrad, oder den Alten von Furnatsch betraf, dessen Aufenthalt trotz aller Nachforschungen noch nicht entdeckt war. Sobald aber der General zugegen war, entfernte sie sich, so wie dieser Gegenstand berührt wurde.

Die Bewerbungen des Generals um die schöne Veltelinerin konnte in Chur nicht lange ein Geheimniß bleiben und jede Partei nahm Interesse daran. Die von Planta hofften durch Marie, welche sie ganz von Frau Travers abhängig glaubten, Einfluß auf Jenatsch zu bekommen, die von Salis den Haß der Mutter gegen die Spanier und die katholische Partei kennend, hofften das nemliche. Mehre Freunde des Generals, unter ihnen Peter Guler, der Marie kennen und schätzen gelernt hatte, wünschten die Verbindung und hofften, das häusliche Glück würde den Ehrgeiz und den Unternehmunggeist des Mannes zügeln und da sie dessen nicht mehr zu bedürfen glaubten, wohl aber ihn fürchteten, so konnte ihnen nichts erwünschteres kommen, als den ehrgeizigen Mann in den Banden der Liebe zu sehen.

Aber Wochen, Monate vergingen und der kühne Krieger, der mit wildem Muthe dem Tode so oft entgegen gegangen war, stand schüchtern vor dem einfachen, anspruchlosen Mädchen. Seine Eitelkeit, sein Selbstvertrauen war nicht groß genug, um ihn zu täuschen, um sich nicht zu sagen, daß er wenig zu hoffen habe. Obgleich Marie mit keinem Worte Konrads erwähnte, obgleich sie nicht durch die leiseste Andeutung verrieth, was in ihrem Herzen vorging, obgleich sie freundlich gegen ihn war und nie bei seinem Eintreten zeigte, daß seine Gegenwart ihr unangenehm sei, so fühlte er doch, daß die Liebe kein Fünkchen für ihn in ihr Herz geworfen; er war hiervon so überzeugt, daß er mit sich selbst zürnte, weil er nicht Muth in sich fühlte, sich ganz aus ihrem Zauberkreise zu reißen. Auch die Mutter quälte die Ungewißheit, sie ärgerte sich über Mariens Gleichmuth und so lange Jenatsch sich noch nicht gegen die Tochter ausgesprochen hatte, konnte sie selbst mit ihr füglich darüber nicht sprechen und nichts thun, die Sache zu fördern; aber bald sollte sie aus der Ungewißheit gerissen werden. Jenatsch mußte als Gesandter der drei Bünde nach Inspruk gehen, um dort mit dem östreichischen Hofe zu unterhandeln. Wie lange er abwesend sein würde, konnte er selbst nicht bestimmen und so sah er nun wohl ein, daß sein Schicksal sich vor seiner Abreise entscheiden müsse; er beschloß daher, sich über Marie ganz ins Klare zu setzen und mit ihr allein und offen zu sprechen.

Die Gelegenheit wurde ihm nicht schwer, es bedurfte nur eines Wortes bei Frau von Travers und er sah sich am nemlichen Tage mit Marien allein; es war das erstemal, denn bis jetzt hatte sie es stets zu vermeiden gewußt.

Marie! redete er sie an: der Zufall führt mich heute mit Euch zu-

sammen, schon lange wollte ich eine Frage an Euch thun, stets fürchtete ich aber, sie würde Euch in Gegenwart Eurer Mutter oder der Frau von Travers in Verlegenheit setzen, aber heute — haltet mich nicht für unbescheiden — heute sind wir allein und so muß ich sie thun: hängt Euer Herz auch jetzt noch an Kourad Bernisch?

Ja Herr! Warum sollte es nicht? erwiderte sie, zwar nicht verlegen, doch vor banger Erwartung bebend.

Nach dem was sein Vater gethan, fuhr Jenatsch fort: glaubte ich, müßte eine Verbindung mit ihm —

Was kann der Sohn für die Handlungen des Vaters? fiel ihm Marie leidenschaftlich in die Rede: warum sollte er mir dadurch weniger theuer sein, selbst wenn sein Vater ein Böswicht wäre? Mein Herz hat ihm Treue gelobt, hat ihm gelobt, Glück und Unglück mit ihm zu theilen und sollt' ich ihn verlassen, weil sein Vater auf dem Blutgerüste sterben kann? Was hat sein Tod mit unserer Liebe gemein? Je mehr das Schicksal auf ihn stürmt, desto fester muß ich an ihm halten und obgleich ich ihn seit Monden nicht sah, nichts von ihm vernahm, obgleich meine Seele betrübt, und Ruhe und Heiterkeit von mir gewichen sind, vertraue ich im doch, vertraue seinem Herzen, vertraue Gott!

Und bedenkt Ihr nicht, welche Schande diese Verbindung über Euch und über Eure Familie brächte?

Nein Herr! erwiderte sie.

Den Sohn eines Mörders zu ehelichen, dem der Henker das Haupt vom Rumpfe trennt —

Entehrt eine Mordthat? fragte das Mädchen und ihr dunkles Auge ruhte ernst auf Jenatsch, der die Frage verstand und schwieg.

General! fuhr sie nach kurzem Schweigen fort: hätte sein Bolzen Euch getroffen und wären in dem Augenblicke der Verwirrung die Planta's an der Spitze eines spanischen Heeres in unsere Thäler siegreich gedrungen, hätten nicht die Sieger den Alten von Furnatsch ihren Retter, hätte ihn vielleicht nicht das Volk selbst den Retter seiner Freiheit genannt? Vor Menschen krönt der Erfolg die That, Gott allein richtet gerecht!

Ich wollte Euch nicht wehe thun, fuhr sie fort: aber Ihr berührtet eine Saite, die zu schmerzhaft tönte, um meinen Schmerz nicht auszusprechen. Ihr meint es gut mit mir und wollt mir wohl, ich bin Euch dankbar dafür. Ich habe Euch, trotz einer blutigen That, geachtet, weil ich glaube, die Quelle zu kennen, der sie entsprang. Schenkt mir auch ferner Euer Wohlwollen, Herr!

Jenatsch schwieg, er war betroffen; zürnt mir nicht! bat das Mädchen noch einmal: der Gedanke wäre mir schmerzhaft, Euch wehe gethan zu haben. Bleibt mein Freund!

Ich glaube kaum! murmelte Jenatsch vor sich hin, stand noch einen Augenblick, die Stirne gefurcht, sinnend vor dem Mädchen; dann sagte er

mit unfreundlichem Tone: auf Wiedersehen! und verließ sie plötzlich. — Am andern Tage reis'te er nach Insprut.

Er mußte doch Frau Hanna den Erfolg seiner Unterredung mitgetheilt haben, denn von diesem Tage an war die Mutter ganz gegen ihr Kind verändert. Sie war launischer als je, suchte jede Gelegenheit auf, des Alten von Furnatsch und Konrads zu erwähnen, wobei sie weidlich auf beide schimpfte und erklärte nun ihrer Tochter bestimmt, daß sie nie ihre Einwilligung zu dieser thörigen, entehrenden Verbindung geben würde. Das ist hart, wohl grausam! erwiderte Marie: ich werde Euch gehorchen, Mutter, ihm aber treu bleiben bis zum Tode. Beides ist mir Pflicht.

Auch Frau von Travers schien unzufrieden mit ihr zu sein, aber bei dieser sanften Frau hatte das Herz zu viel Gewalt, Marie sah bald, daß sie ihr nicht zürne und verdoppelte ihre Liebe, wie sich ihr Herz immer mehr von der Mutter abzog.

Dies Alles wirkte feindlich auf die Heiterkeit des Mädchens. Sie suchte die Einsamkeit mehr als sonst und der große Garten, welcher das Haus umgab, das Frau von Travers bewohnte (das jetzt noch stehende alte Gebäude, der Familie von Salis gehörend), gab ihr Gelegenheit, in seinem Schatten einsam zu sitzen und ihren traurigen Gedanken nachzuhängen. Schon lange hatte sie von Konrad keine Nachricht, seit er nach Montferrat marschirt war, hatte sie keinen Brief von ihm erhalten; auch von dem Alten wußte sie nichts, er war wahrscheinlich geflüchtet und er so wenig wie Konrad konnte es wagen, ins Vaterland zurückzukehren. Da vermuthete sie, daß, wenn auch Konrad geschrieben hätte, die Mutter die Briefe zurückbehalten habe und dies war noch ihr einziger Trost, ihre einzige Hoffnung; und so stärkte der feste Wille ihren Muth, es komme wie es wolle, treu zu bleiben und von ihrer Bahn nicht zu wanken. Wenn der Mensch nicht schwankt, sagte sie oft: wenn der Vorsatz, den er gefaßt, fest in ihm steht, dann geht er ruhiger dem Schicksal entgegen.

In solcher Stimmung saß sie, mehre Wochen nach der Abreise Georg Jenatsch, eines Morgens in der Fliederlaube des Gartens, nur mit Konrad und ihrer Zukunft beschäftigt, da schaute ein Engelkopf zur Laube herein; es war ein freundliches Mädchen, arm aber reinlich gekleidet, die sie in ihrem Sinnen störte und sie fragte: ob sie nicht Maria Imeldi sei?

Das bin ich, Kind! erwiderte Marie erstaunt.

Da, nehmt! sagte die Kleine, warf ihr ein Brieflein in den Schoos und sprang davon.

Marie erkannte die Hand Konrads, öffnete es begierig und las:

Herzliebe Marie!

Darf ich Dich noch so nennen? — Ich weiß es nicht, denn seit ich Dich in Scanfs zum letztenmal sah, habe ich keine Nachricht von Dir

erhalten und was die Leute mir sagen, ist so wenig tröstlich für mich, daß ich es nicht glauben mag; aber dennoch beunruhigt es mein Herz und würde, wäre es möglich, die Sehnsucht, Dich zu sehen noch vermehren. Ich Armer darf hier nicht zu Dir kommen, das Haus der Frau von Travers ist mir verschlossen und Deine Mutter haßt mich. — Was soll ich thun, um meinen heißesten Wunsch zu befriedigen? Alle Mittage will ich meinen Zufluchtort verlassen, nach dem Mittenberge gehen und dort in St. Lutzi Höhle Deiner warten. Dreimal drei Tage soll mich die Hoffnung und das Vertrauen dahin begleiten, kommst Du in dieser Zeit nicht, dann weiß ich, daß die Welt wahr geredet hat und Dein Herz von mir abgewendet ist; dann ist mein Entschluß gefaßt. Leb wohl! Gott leite Deine Schritte und führe Dich zu mir!

Dieser Brief setzte das Mädchen in die quälendste Unruhe. Zwar waren ihre Zweifel gehoben, die doch zuweilen, trotz ihres Vertrauens in ihr aufgestiegen waren, sie hatte nun die Gewißheit, er lebe, er liebe sie noch. Aber was für Gerüchte konnten sich über sie verbreitet haben, wodurch konnte das Mißtrauen in seiner Brust genährt sein? Dies quälte sie und auch sie trieb die Sehnsucht, ihn zu sehen, sie mußte hin — aber wie? —

Als das Mal vorüber war und Frau von Travers wie gewöhnlich ihre Mittagruhe hielt — glücklicherweise war eben die Mutter, die in der Stadt wohnte, unwohl und heute nicht gekommen — warf sie ihr Regentuch über und verließ das Haus, schlich durch die entlegensten Straßen nach dem Thore und eilte nun von hier nach dem Mittenberge. Bei jedem, dem sie begegnete, klopfte ihr Herz stärker und obgleich sie dicht verhüllt war, glaubte sie doch, jedermann müsse sie erkennen. So stieg sie angstvoll die Höhe hinauf, trat in die St. Lutzi Höhle, trat in die Kapelle ein und sah hier — vor dem Bilde des Heiligen Konrad knieen, beten und sich bekreuzen.

Ein lauter Schrei störte den Betenden in seiner Andacht, er sprang auf, stürzte auf sie zu und wollte sie in seine Arme schließen, sie aber hielt ihn ab und zeigte schweigend nach dem Altare, vor dem er gekniet.

Empfängst Du mich so, Marie? rief Konrad erstaunt: war meine Furcht gegründet? aber dann sage mir, was willst Du hier? Glaubst Du, aus Deinem Munde wäre mir die Gewißheit meines Unglücks weniger schmerzlich? — Nun so rede, laß mich den Kelch auf einmal leeren! Sprich es aus das furchtbare Wort: wir sind getrennt!

Schmerzvoll mit thränenfeuchtem Auge sah das Mädchen auf den Mann ihres Herzens und vermochte nicht zu sprechen, immer zeigte sie nach jener Stelle hin und schwieg.

Rede, Marie! rief Konrad, den Grund ihres Schweigens nicht ahnend: rede, beruhige mich, oder brich mein Herz mit dem Worte: Wir sind getrennt!

Marie seufzte tief auf und mit diesem Seufzer löſ'te sich der krampfhafte Zustand, der ihr die Sprache genommen. Konrad! sagte sie: hast Du Dich von dem Glauben Deiner Väter getrennt, so muß ich mich — auch von Dir trennen.

Todtenblässe überzog Konrads Antlitz. — Marien, die kein Auge von ihm gewandt, entging es nicht. — Du erbleichst? sagte sie: so ist es geschehen! — Du hast Deinen Glauben abgeschworen.

Wie kannst Du das denken! sagte er nach Fassung ringend: Du glaubst wohl, weil ich hier kniete? Der himmlische Vater hört die Bitte seiner Kinder an jedem Orte.

Mit durchdringendem Blicke beobachtete, während er sprach, Marie jede seiner Mienen, lauschte auf jedes Wort des Geliebten. — Aber weder der Ausdruck seines Gesichts, noch seine Worte beruhigten sie. Konrad! sprach sie mit bebender Stimme: nie könnte ich die Deinige werden, wärst Du unserm Glauben abtrünnig geworden; schon einmal sagte ich es Dir. Zweifel beängstigen mich — deshalb schwöre mir hier an diesem Orte, wo Gott Deinen Schwur auch vernehmen wird, daß Du nicht von dem Glauben Deiner Väter gewichen und noch in ihm wandelst.

Einen Augenblick, aber nur einen Augenblick überraschte diese Forderung Konrad, dann hob er die Hand zum Schwure. Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen! sprach er feierlich: daß ich der Religion meiner Vorfahren, daß ich der Religion, die mein alter Vater übt, anhänge und ewig anhängen werde! Und nun, Marie! rief er sie umfangend: nun komm in meine Arme, liebes Mädchen, zweifle nicht mehr an mir und meinem Herzen, drücke mich wie sonst liebend an Deine Brust.

Sie duldete seine Umarmung. Ich weiß nicht, Konrad, sagte sie traurig: warum ich mich, selbst in Deinen Armen, nicht wie sonst so recht von Herzen freuen kann. Eine Ahnung beklommt mir die Brust und immer seh ich Dich noch dort knieen und Dich bekreuzen.

Laß das! bat er: trübe den Augenblick des Wiedersehens nicht mit solch düstern Gedanken, mit solch thörigen Zweifeln. Beruhige Du lieber mein Herz.

Das Deine? fragte sie verwundert.

Ja, das Meine, Marie. — Die Welt sagt, General Jenatsch werbe um Deine Hand, Du hättest des Vaters wegen mir entsagt — er sei täglich, stündlich bei Frau von Travers, es gelte ihr oder Dir!

Bedarf es denn noch Worte, Dir meine Treue zu versichern? erwiderte sie gekränkt: blick' mir in's Auge! Den Schmerz siehst Du wohl durch meine Thränen, die Untreue gewiß nicht. Sieh Konrad und hättest Du vorhin geschworen, wärest Du ein Abtrünniger unseres Glaubens, so könnte ich nie die Deine, aber auch nie die Gattin eines andern Mannes werden. Schwach ist das Herz, schwach, da Dein Schwur es so leicht beruhigt, aber wankelmüthig ist es nicht, es kann nur einmal lieben! Müßte

ich diese Liebe unterdrücken, so könnte ich ihre Flamme dennoch nicht löschen; darum vertraue meinem Herzen. Wäre ich denn hier, wenn die treue Liebe mich nicht hierher gezogen hätte? Würde ich den Muth haben, Dir an diesem unheimlichen Orte zu begegnen, den ich bald verlassen muß, daß sie daheim meine Entfernung nicht bemerken?

Nur noch einen Augenblick verweile, Marie! bat Konrad: höre, was ich Dir noch zu sagen habe. Mein Regiment steht weit von hier, wird vielleicht noch weiter ziehen, immer länger wird die Trennung, immer ferner das Ziel sein, und meine Unruhe, mein Mißtrauen fern von Dir nie ganz schwinden. Fliehe von hier, folge mir, kröne mein Glück, nimm mir dadurch jeden Zweifel an Deine Liebe, kette Dein Schicksal fest an das Meinige. Morgen, wenn es zu dämmern beginnt, erwarte ich Dich hier, Rosse stehen bereit, bald sind wir auf Schweizer Boden und von da ist der Weg ins Tyrol so kurz, — Du senkst den Blick? — Deine Wange glüht? — Du scheinst noch ungewiß? — sinkst nicht mit freudigem Entzücken an meine Brust — Bebst? — Ungetreue!

Nenne mich nicht so! sagte das Mädchen, das gesenkte Haupt erhebend: ehre meine Unentschlossenheit.

Wer sagte, wer schwur mir, nie von mir zu lassen, ehe möge das Herz brechen?

Das schwur ich! sagte Marie ernst: und würde mein Wort halten, würde freudigen Herzens Dir folgen, wohin Du verlangst, hätte ich nicht dort Dich bekreuzen gesehen. Dein Schwur hat meine Zweifel nicht gelöst; ein Schwur, den Ketzern gethan, soll die Katholischen nicht binden, so sagte man mir und ehe ich nicht die Ueberzeugung habe, Gott sieht auf uns gnädig herab, wenn ich Dir folge, eher kann ich es nicht, so laut mich auch mein Herz mahnt, denn auch die Stimme der Natur mahnt mich davon ab. Und überdies, wohin willst Du mich führen? In katholische Lande, wo kein Prediger uns erbauen, kein Nachtmal uns erquicken kann?

Wohin mich mein Schicksal führen wird, ist freilich ungewiß; erwiderte er: hoffentlich, wenn Gott gerecht ist, bleiben wir in hiesigen Landen und der Trost der Kirche bleibt Dir —

Mir? Und nicht auch Dir? unterbrach sie ihn.

Warum diese Worte? sagte er finster: liebst Du mich, so folge mir. — Zweifelst Du noch, daß ich Deiner Kirche angehöre, so schwöre ich Dir von Neuem —

Schwöre nicht, Unglücklicher! tönte es hinter dem Altare und ein Kapuziner trat hervor und nahte ihnen. Schwöre nicht, Meineidiger! sagte er: Du gehörst der rechtgläubigen Kirche an und darfst die Heilige nicht verleugnen.

Vater! rief Konrad zornig: Was kümmert Euch mein Thun? Welches Recht habt Ihr —

Das Vaterrecht währet ewig! erwiderte der Alte zornig: noch mehr das

Recht, das der Mann über den schwankenden Knaben übt. Hatte ich nicht Recht, Marie! sagte er dann, sich zu der Zitternden wendend: als ich Dich vor ihm warnte? Hatte ich nicht Recht, Dir nicht Glück, nicht Frieden zu prophezeihen?

Marie starrrte den Mönch regunglos an: Erkennst Du mich nicht? fragte er theilnehmend: entstellt mich das fromme Gewandt so sehr? Erkennst Du den Alten von Furnatsch nicht in mir?

Ich erkenne Euch wohl! sagte sie mit gebrochener Stimme: erkenne auch mein furchtbares Schicksal. — Lebe wohl, Konrad! sprach sie, dann die Kräfte ihres Körpers, ihrer Seele zusammen raffend — Gott vergebe Dir, wie ich Dir vergebe! — Flieht, alter Mann! wandte sie sich dann zu dem Alten: Man glaubt Euch in dem Schlosse des Bischofs verborgen, fänd' man Euch, könntet Ihr Euerm Tode nicht entgehen.

Der Alte lächelte, Konrad aber hatte Marien scharf ins Auge gefaßt und als sie noch ein schmerzliches Lebewohl ihm sagte und die Kapelle verlassen wollte, stürzte er auf sie zu, umpfing sie mit starken Armen und trug sie zurück. Nicht von der Stelle, rief er: ehe der Priester nicht den Segen über uns gesprochen hat! Bei diesen Worten setzte er sie auf die Stufen des Altars nieder und trat mit wildflammenden Augen vor sie hin.

Marie war von dieser unerwarteten Gewaltthat überrascht, sie sah staunend auf den Mann, den sie so treu geliebt, den sie noch liebte, schauderte vor seinem wilden, verstörten Blick und fragte, während der Alte mit verschränkten Armen als ruhiger Zuschauer da stand: was willst Du von mir, Konrad?

Dich besitzen, und muß ich Dich zum Altare schleppen! rief er in seiner Wuth.

Es wacht ein Gott über uns! sprach das Mädchen, den Blick gen Himmel hebend: er kennt mein Herz, kennt mein blutendes Herz und wird mich richten; die Deine werd' ich nie, aber auch nie das Weib eines Andern.

Nie? rief er und fuhr mit der Hand nach dem Dolche, doch der Alte faßte seine Hand und hielt sie zurück. — Mir stand kein Vater zur Seite, als ich im Hohlwege die Armbrust spannte! sprach er: danke Gott, daß ich Dich vom Verderben rette! Dies sagend, entwand er dem Sohne den Dolch und trat zwischen ihn und das Mädchen. Jetzt geh, frommes, unglückliches Kind! sagte er bewegt: ich will Wache vor dem Tieger stehen; eile, beflügle Deine Schritte.

Es hält mich fest, Vater! sagte das Mädchen: so kann ich mich nicht von ihm losreißen, so kann ich sein Bild nicht mit in mein Elend nehmen — Konrad! sprach sie: ich liebe Dich noch! — ich weiß, auch Du liebst mich, wenn gleich Deine Hand den Dolch auf mich zückte; nur der Glaube trennte uns, nicht unsre Herzen. — Gott wollte es so, darum laß uns

scheiden in Frieden! Laß mich die Blume sein, die Du unter Thränen knicktest, die Du mit Liebe an Deine Brust legtest, daß sie dort verwelke. Laß mich nicht das Veilchen sein, das Dein wilder Fuß zertritt; laß uns scheiden in Frieden! Sie streckte die Hand nach ihm, ihr Himmelsblick traf den seinen, er faßte die Hand, zog sie stürmisch an sich, sie lag an seiner Brust, noch einen Kuß drückte er auf ihre Lippen, dann wand sie sich aus seinem Arm — Leb wohl! rief sie: leb wohl für immer! und eilte davon.

Dein Engel ist von Dir gewichen! sagte der Alte feierlich zu seinem Sohne: mit ihm Dein Glück.

Kaum vermochte Marie vor Ermattung das Haus der Frau von Travers zu erreichen, wo sie sich in ihr Stübchen verschloß, ganz dem düstern Nachdenken sich zu überlassen. Sie fühlte sich unaussprechlich unglücklich, hoffnunglos und verlassen.

Von diesem Tage an war ihre Heiterkeit hin; sie hatte reiflich über ihr Schicksal nachgedacht, wohl erwogen, ob die Verschiedenheit des Glaubens sie auch trennen müsse, ob sie nicht Unrecht thät, einer Menschensatzung ihr ganzes Lebensglück zu opfern. Aber wenn sie auch fühlte, daß sie wohl an Konrads Seite hätte glücklich sein können, hätte er von Kindheit an dem fremden Glauben angehangen, so konnte sie es ihm doch nie vergeben, daß er ein Abtrünniger geworden war, daß er es ihr verheimlicht und sie durch einen hinterlistigen Eid habe täuschen wollen. Auch trat sein gewaltsames, leidenschaftliches Betragen, das Zucken des Dolches trennend zwischen sie und obgleich ihr Herz noch für ihn sprach, fühlte sie doch, daß sie ihm entsagen müsse.

Düster und in sich gekehrt schlich sie umher, die dunkle Fliederlaube schien jetzt besonders ihr Lieblingaufenthalt zu sein; sie war gegen jedermann verschlossen, am meisten gegen ihre Mutter, von der sie mit Vorwürfen überhäuft wurde und selbst Frau von Travers, der es wehe that, das Mädchen leiden zu sehen und die ihr jetzt mehr Zuneigung als je zeigte, konnte nicht ihre Theilnahme gewinnen; sie blieb verschlossen, ward immer schwermüthiger und die Rosen ihrer Wangen bleichten.

Da trat eines Morgens Jenatsch in ihr Zimmer. Mariel redete er die Ueberraschte an: seit dem ersten Augenblick, wo ich Euch sah, gewann ich Euch lieb, ich wünschte Euch zu besitzen, doch war ich, als ich sah, wie sehr Ihr Euern Verlobten liebtet, nicht unedel genug, Euch unglücklich machen zu wollen. Ich gab alle Hoffnung auf und hätte mich in dieser Zeit gefreut, wenn Ihr an Konrads Seite glücklich geworden wäret. Als jedoch der Alte von Furnatsch mir nach dem Leben trachtete und ich hoffen konnte, dies würde Euch von dem Sohne abwenden, als ich nähere Erkundigungen von ihm eingezogen hatte, daß er ein ehrgeiziger, leidenschaft-

licher, wilder Menſch ſei, der, um ſich eine glänzende Laufbahn zu eröffnen, ſeinen Glauben abgeſchworen habe, da begann ich meine Bewerbungen von Neuem und meinte es ehrlich und redlich mit Euch und verſchwieg Euch ſogar das, was ich von Konrad wußte. Ihr wieſet mich zurück und ich verließ Euch — ich will es geſtehen, mit dem Wunſche, mich auf irgend eine Weiſe an Euch zu rächen. —

Ich kehrte zurück, fuhr er nach kurzer Pauſe fort: beobachtete Euch aus der Ferne, und der Gram, der ſich in jedem Eurer Züge ausſprach, weckte das alte Wohlwollen, wenn auch nicht die thörige Liebe. Ich habe Euch bisher beobachtet und die Ueberzeugung gefaßt, Ihr fühlt Euch unglücklich. Bin ich die Urſache, ſo ſagt es mir offen, iſt Euch mein Antlitz läſtig, ſo will ich dies Haus nicht mehr betreten; fürchtet Ihr mich, haltet Ihr mich für einen Wüſtling, dem nichts heilig iſt, ſo ſchwöre ich Euch: Ihr ſeid mir heilig, Ihr, die einzige Eures Geſchlechts! Ihr habt, bei Gott und meiner Ehre ſei es geſchworen von mir nichts zu befürchten!

Er hielt inne, ſein Auge ruhte auf dem Mädchen, das jetzt den geſenkten Blick nach ihm erhob und ihn wehmüthig anblickte.

Iſt Euch etwas begegnet, Marie? begann er von Neuem: kann ich Euch mit Rath und That helfen, dann öffnet mir Euer Herz und betrachtet mich als Euern Freund, als Euern uneigennützigen Freund. Senkt Euern Gram in mein Herz, es ſoll ihn ſo treu bewahren als wär' es Eure Liebe.

Es thut mir wohl, Euch ſo ſprechen zu hören; nahm Marie das Wort: Eure Rede war mir eine freundliche Stimme in der Wüſte und ich danke Euch dafür. Den Gram, der an meinem Herzen nagt, kennt Ihr ſchon; ich habe Euch deshalb nichts zu vertrauen und bedarf Eurer Hülfe nicht, denn das Geſchehene kann Gott ſelbſt nicht ungeſchehen machen, dem Abtrünnigen kann ich meine Hand nicht reichen!

Armes Mädchen! ſagte Jenatſch mit innigem Gefühl, da der Gram ſich ſo tief auf ihrem Antlitz ausdrückte: iſt denn der Glaube eine ſo weite, unüberſteigbare Kluft?

Ja! erwiderte ſie feierlich: unüberſteigbar! — Wer das Gefühl, das ſeit früher Jugend in ſeiner Bruſt lag, wer den Glauben, der ihn ſtärkte im Unglück, der ihm den Muth zum Guten, der ihm die Hoffnung gab, noch jenſeit das wieder zu finden, was er hier verlor, wer ſeinen Gott vergeſſen, ſich von dem Glauben ſeiner Väter losreißen kann, was ſind dem die Bande irdiſcher Liebe? Jeder Abtrünnige ſeines Glaubens dünkt mir ein ſchwankendes Rohr, auf ihn mag ich mich nicht ſtützen —

Ihr ſeht, lieber Herr! fuhr ſie fort: mit mir iſts vorüber! Ich hatte in meinem kindlichen Sinne nur eine Hoffnung, dieſe eine iſt hin. — Ich bin für dieſe Welt verloren, vielleicht erſetzt es mir Gott doppelt in jener. Deshalb iſt mir nicht zu rathen, nicht zu helfen, laßt mich ſtill meinen Weg gehen, er wird mit Gott nur kurz ſein. Euch aber ſag ich offen, daß

ich Euch nicht zürne, daß mir Eure Theilnahme wohlgethan hat und ich Eurer stets freundlich gedenken werde; auch bitte ich Euch, behaltet das, was ich Euch vertraute, in Eurer Brust verschlossen.

Jenatsch versprach es und verließ das Mädchen, das, sobald er sich entfernt hatte, hinunter in den Garten ging und sich heute weniger betrübt als sonst in ihre Lieblingslaube setzte. Es hatte ihr wohlgethan, in dem Manne, den sie nie ganz abhold gewesen war, einen theilnehmenden Freund zu finden und sie suchte diesem tröstenden Gedanken nachzuhängen, aber sie vermochte nicht, ihn fest zu halten, und versank bald wieder in ihre Schwermuth. Da weckte sie das nemliche Mädchen, das sie schon einmal in ihren wachen Träumen gestört hatte, auch jetzt aus ihrem dumpfen Sinnen. Grüß Euch Gott! sprach sie: da habt Ihr wieder ein Brieflein von dem jungen, hübschen Manne. Dies sagend, warf sie ihr den Brief zu und eilte wie das erstemal schnell davon.

Marie hielt lange den Brief in der Hand, ehe sie ihn zu öffnen wagte. Was kann er mir bringen als neue Schmerzen? sagte sie, ihn endlich erbrechend: was kann er mir sagen, als was mein Herz verwundet? Sie las:

Liebe Marie!

Ich habe zwar Dein Vertrauen und Deine Liebe verloren und vielleicht glaubst Du meinen Worten nicht, aber meine Pflicht und mein Herz befiehlt mir, Dich zu warnen. Dir droht Gefahr! Morgen ist ein großes Gelag bei Frau von Travers, die Planta's sind geladen, auch die von Salis, man will ein Versöhnungsfest feiern, dem Georg Jenatsch beiwohnen wird. Friede will man schließen bei gefüllten Bechern und Du sollst dann das Opfer sein. Nach Mitternacht, wenn Alles vom Weine trunken ist, sollen Dich seine Schergen gewaltsam entführen und Dich nach Marschlins, dem Schlosse der Salis, schleppen, wo Du in seiner Gewalt und verloren bist. Sei auf Deiner Hut, gehe an diesem verhängnißvollen Abend nicht auf Dein Kämmerlein, verlaß das Schloß. Ich bitte, ich beschwöre Dich! Alles ist schon zu dem Bubenstück bereit.

Er warnt mich? sagte Marie, den Brief zusammenlegend: warnt mich vor dem Manne, der mir so eben mit so treuherzigen Worten seine Freundschaft versicherte? Wem soll ich trauen? — Keinem! fuhr sie auf und zerriß den Brief. Keinem! Mißtraue beiden, mißtraue der ganzen Welt Du armes, betrogenes Herz! Dann eilte sie ins Freie, durchstreifte die Bogengänge des Gartens und mit sich selbst in Zwiespalt konnte sie keinen festen Entschluß fassen.

Noch am nemlichen Abende bemerkte Marie die Zubereitungen zu dem morgenden Feste und auf ihr Befragen, wem das gelte, fand sie von

Frau von Travers Alles das bestätigt, was Konrad ihr geschrieben hatte; dies überraschte sie und rieth ihr zur Vorsicht. Am andern Tage schützte sie ihre traurige Stimmung vor, nicht bei dem Feste erscheinen zu dürfen und beobachtete es nur von fern. Wirklich war der Salis von Marschlins, den sie vorher noch nie im Hause der Frau von Travers gesehen hatte, bei dem Feste zugegen wo anfangs die Gegenwart der Frauen den wilden Ausbruch der Freude zurückhielt; als sich aber diese in die Zimmer der Hausfrau zurückzogen und die Männer bei dem Becher allein gelassen, ward es lauter, eine allgemeine Versöhnung, ein allgemeines Vergessen des Vergangenen wurde unter Becherklang beschlossen und der Mund der Planta und Salis sprach Frieden aus, wenn auch im Herzen der Haß noch flammte.

Marie, von diesem Lärm erschreckt und Konrads Warnung eingedenk, verließ in aller Stille ihr Zimmer und schlich in den Garten hinab. Aber auch hier betrat sie aus Vorsicht ihre Lieblingslaube nicht, sondern verbarg sich in einem kleinen Häuschen, das, der Aussicht wegen, auf einer Erhöhung über die Mauer ragte und mit einem Labyrinth, der höchsten Zierde der Gärten damaliger Zeit, in Verbindung stand. Hier glaubte sie sich sicher, denn das Häuschen hatte außer dem gewöhnlichen Eingange noch eine Thüre, die nach dem Labyrinthe führte, durch welche sie im Nothfall entschlüpfen konnte.

In ihren Pelz gehüllt, saß sie angstvoll da. Je mehr die Stunde der Mitternacht heran rückte, desto mehr glaubte sie der Warnung Konrads, desto rascher klopfte ihr Herz. Da hörte sie an der äußern Gartenmauer mehre Menschen leise mit einander reden, sie trat an die Fensteröffnung, horchte und vernahm wie der eine sagte: schon seit einer Stunde stehen die Rosse hier unten bereit, bis nach Marschlins ist es so weit nicht, wir werden bald dort sein.

Wenn nur das Mädchen den schnellen Ritt aushalten kann, sprach ein Anderer.

Wenn's zur Hochzeit geht, erwiderte jener: da läuft Keiner das flüchtigste Roß zu schnell. — Aber still! unterbrach er sich, zu Marie hinaufblickend: da oben ist es nicht geheuer. — Kommt!

Diese Unterredung ließ sie keinen Augenblick mehr an der Wahrheit von Konrads Warnung zweifeln. So wäre denn keine Rettung mehr für mich! rief sie angstvoll. — Nein! fuhr sie fort: das Furchtbare geschehe nicht an mir, lieber den Tod erdulden, lieber den Tod geben! Bei diesen Worten zog sie einen Dolch unter ihrem Gewande hervor, den sie zu ihrer Schutzwehr zu sich gesteckt hatte und verließ das Häuschen, wo sie sich verrathen glaubte.

Indessen saßen die Herren oben beim Becher und zechten wacker; manches Kelchglas war schon auf Fried und Freundschaft und auf das Wohl der Bündner Lande geleert und eben hatte Jenatsch in einer kräfti-

gen Rede zur Eintracht im Innern, zum tapfern Widerſtande gegen Außen ermahnt, als ſein Diener eintrat und ihm zuraunte, daß ſo eben ein Bote zu Pferd mit wichtigen Briefen von Inſpruk in ſeinem Hauſe angekommen ſei; er habe ihn mit hierher gebracht und der Bote warte unten auf ſeine Befehle.

Laß ihn verziehen, ich komme gleich! befahl ihm Jenatſch, erhob ſich dann von ſeinem Sitze, entſchuldigte ſich bei den Anweſenden, daß er ſich auf einen Augenblick entfernen müſſe und verließ den Saal.

Daß etwas Wichtiges vorgefallen ſei, welches den General bewege, das Bankett zu verlaſſen, konnten die Anweſenden leicht vermuthen; jeder war neugierig, jeder hatte ſeine eigenen Gedanken darüber und theilte ſie ſeinem Nachbar mit, als plötzlich ein Diener mit dem Angſtgeſchrei hereinſtürzte: helft, helft, Ihr Herren, der General liegt ermordet im Hofe!

Alle ſprangen auf und ſtürzten mit gezogener Wehr hinunter. Nach dem Garten flohen die Mörder! rief der Diener, der ſich über den Leichnam ſeines Herrn geworfen hatte, ihnen zu und Peter Guler, an der Spitze derer von Salis, eilte dahin. Hier ſahen ſie bei dem Scheine des eben aufſteigenden Mondes eine dunkle Geſtalt durch die aufgeſprengte Gartenpforte, die nach Außen führte, davon eilen. Einige folgten ihr, die Andern durchſuchten den Garten und fanden — Marie in einem dunklen Bogengange mit fliegenden Haaren, Blutflecken an ihrem Gewande, ein blutriefendes, kurzes Schwert in ihrer Hand, da ſtehend, bleich wie der Tod. Auf alle Fragen, mit denen man ſie beſtürmte, gab ſie keine Antwort, zeigte mit der Hand nach der offenen Pforte und als man ihr zu folgen befahl, gehorchte ſie willig und ſchritt zwiſchen Peter Guler und Rudolf von Salis wankend dem Hauſe zu.

Als ſie auf dem Hofe bei dem Ermordeten vorüber kamen, an dem der herbeigeeilte Wundarzt ſeine Mühe, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, verſchwendete, erfaßte Salis ihre Hand und führte ſie zu dem Todten. Blick' her, Mörderin! rief er mit donnernder Stimme und zeigte auf den von zehn Wunden durchbohrten Leichnam. Sie aber, einen Blick auf den Ermordeten werfend, that einen lauten Schrei, ſchleuderte das blutige Schwert über ihn hin und ſank leblos nieder.

Als ſie erwachte, befand ſie ſich in einem ihr unbekannten, ärmlichen Gemache, wo durch ein kleines vergittertes Fenſter die Morgenſonne freundlich auf ihr Lager ſchien. Sie ſprang auf — Wo bin ich? rief ſie: Blut an meiner Hand, Blut an meinem Kleide? Die Erinnerung mochte ihr in dieſem Augenblicke das, was ihr in vergangener Nacht begegnet war, vorführen, denn ſie fing bitterlich an zu weinen, ging händeringend auf und ab und ſetzte ſich auf einen Seſſel, ſtützte ihr gebeugtes Haupt und

[illegible] vorüber gehen zu lassen. Endlich stand [illegible] und sprach: Auf Dich, mein Gott, [illegible]! Du vergiebst dem reuigen Sünder, [illegible]!

[illegible] die Thüre auf und der Kerkermeister [illegible], ein. Folgt mir! befahl er ihr; sie [illegible] Männern eine Wendeltreppe hinauf und [illegible] Gang nach dem Vorplatze des Gerichtsaales [illegible] Neugierigen angefüllt war. Seht! das [illegible], dem Retter unsers Landes, das ist [illegible] sie nicht ehelichen wollte! — Warum gab [illegible]. — Sieh, noch klebt sein Blut an ihrem [illegible] ein Dritter. — Richtet nicht, auf daß auch [illegible] sprach jetzt ein Greis, der sie lange genau be- [illegible] er dann und Alles ward still: in dem [illegible] die Unschuld geschrieben, verdammt sie nicht [illegible] nicht Ihr! — Schmäht die Arme nicht und [illegible] sie immer eine Unglückliche und mit dem [illegible]

[illegible] Verwünschungen der Menge tief verwundet [illegible] ihren Muth: sie dankte ihm mit [illegible], er aber legte seine Hand auf ihre Stirn. [illegible] sprach er: so möge Gott Deine Richter er- [illegible] Bist Du schuldig, so thue Buße und Gott [illegible] sein! Die Thür öffnete sich. Man [illegible], sei wahr, durch offenes Bekennen [illegible]

[illegible] Richtsaal eingeführt, die Thüren schlossen sich [illegible]

[illegible] mit schwarzem Leder beschlagenen Tische saßen [illegible] Kleidung und ihren langen Mänteln. [illegible] zur Rechten die fünf Oberzunftmeister, zur [illegible] sitzenden Zunftmeister; alte, ernste, [illegible] Männer, denen Alter und Gewohnheit [illegible], das Auge für Schönheit theilnahmlos, [illegible] gewohnt, das Verbrechen als die [illegible] versammelt zu sein, nur die Schuld [illegible] zu [illegible]. Der Anblick dieser ernsten, [illegible] das Mitleid, das Menschliche verbannt zu sein [illegible] Hoffnung und Zutrauen zu erwecken. [illegible] jedem theilnahmlosen Auge der Tod ent- [illegible] Lippe das furchtbare: Schuldig! ihr

Tritt näher! rief ihr jetzt der Stadtvoigt zu. Marie trat bis an die Schranken, welche sie von den Richtern trennte, befahl ihre Seele Gott und rang nach Muth, der ihr auch ward.

Dein Name? fragte jetzt der Stadtvoigt.

Marie Imeldi, erwiderte sie.

Dein Geburtort?

Tirano im Veltlin.

Als der Schreiber dies niedergeschrieben hatte, that der Stadtvoigt noch mehre allgemeine Fragen an sie, wo sie bisher gewohnt, was sie getrieben, ob ihre Eltern noch lebten und mehr andere, wovon keine das Vergehen der Angeklagten betraf. Endlich fragte er sie, nachdem er die Wahrheit zu sagen sie ermahnt: Marie Imeldi, bekennst Du freiwillig, gestern um Mitternacht den edlen, allgemein betrauerten Herrn Georg Jenatsch, General sämmtlicher Bündner Regimenter meuchlings ermordet zu haben?

Nein, das hab' ich nicht! erwiderte sie mit Fassung.

Wie kam das Schwert in Deine Hand? fragte er weiter.

Ein fremder Mann warf es neben mich und entfloh; ich hob' es auf —

Wie kamst Du um diese Zeit in den Garten? fragte der Richter von Neuem.

Herr! begann Marie nach kurzem Nachdenken: ich erhielt am Tage vorher ein Schreiben. —

Von wem? fragte der Stadtvoigt.

Es war ohne Unterschrift. — Der Voigt gab ein Zeichen, daß sie fortfahren sollte. — In dem Schreiben wurde ich gewarnt, fuhr sie fort: um Mitternacht nicht in meinem Zimmer zu bleiben, indem mich General Jenatsch entführen und nach Marschlins bringen lassen würde; mich trieb daher um die eilfte Stunde die Furcht in den Garten, dort hörte ich Männer an der äußern Gartenmauer mit einander reden und vernahm deutlich wie sie sagten, daß die Rosse schon seit einer Stunde bereit ständen und sie bald in Marschlins sein würden; Einer von ihnen mochte mich jedoch gewahrt haben, denn sie entfernten sich und ich eilte in der tödtlichsten Angst zurück, wollte aus dem Garten, wohin? weiß ich selbst nicht. — Da hörte ich ein Geräusch, sah Männer auf mich zu kommen, verbarg mich hinter dem Gebüsche; aber der Eine mochte mich erblickt haben, er kam auf mich zu, warf das Schwert neben mich hin und entfloh; ich hob es auf, vor Schreck meiner Sinne nicht mehr mächtig.

Und was sagte Euch der Mann?

Er sagte — sagte mir kein Wort; stotterte sie.

Kanntet Ihr den Mann?

Nein!

Ihr kanntet ihn nicht?

Nein, Herr!

Der Stadtvoigt winkte, man brachte eine Bibel. Marie Imeldi! begann er: schwört auf diese heilige Schrift, die das Wort der Wahrheit enthält, daß Ihr den Mann nicht kanntet!

Marie erbleichte. Herr! sagte sie, nach Fassung ringend: ich schwöre nicht! Rein stehe ich vor Gott und so soll ein falscher Eid mich nicht zur Sünderin machen. Ja, ich erkannte den Mann, aber nie werd' ich ihn Euch nennen!

Hätten wir doch in Euch nicht eine so verstockte Sünderin vermuthet, Marie! nahm jetzt der Stadtvoigt zürnend das Wort: wir hofften, Ihr würdet Eure Schuld, die manches frühere Verhältniß vor Gott, wenn auch nicht vor Menschen, vielleicht entschuldigen mag, frei und offen bekennen und dadurch Eure Strafe zu mildern suchen. Wir glaubten, da, so wie wir vernommen, Ihr früher mit dem General in sträflicher Verbindung gestanden, er Euch die Ehe versprochen, und da er Euch nicht Wort gehalten, Ihr ihn aus Rache mit Eurem Gehülfen erdolcht hättet.

Wer giebt Euch ein Recht, mir Unglücklichen solch' Hartes, Entehrendes zu sagen? sprach sie mit Würde: mich öffentlich vor meinen Richtern eines Verbrechens zu zeihen, das mich schändet? — Georg Jenatsch warb um mich in Ehren, ich versagte ihm meine Hand und noch an dem Tage vor seinem unglücklichen Ende sprach er als treuer Freund zu mir, ob wahr oder verstellt, mag Gott wissen und wir schieden in Frieb' und Freundschaft. Daß Ihr mich des Mordes anschuldigt, dazu habt Ihr ein Recht, denn das Mordschwert, das Ihr in meiner Hand fandet, giebt es Euch und so bin ich der blutigen That verdächtig; daß Ihr mich aber als eine Ehrlose anklagt, wer gab Euch das Recht? Steht das auf meinem Antlitz geschrieben? Hat mein vergangenes Leben dieses Brandmal verdient?

Und wie kam das Blut an Eure Hand und an Euer Gewand? fragte der Stadtrichter, ohne sich um ihr tiefgekränktes Gefühl zu kümmern.

Ich weiß es nicht, Herr! Ich muß mich mit dem Schwert befleckt haben, erwiderte sie hocherröthend.

Der Stadtvoigt befahl nun, sie bis auf weiteres abzuführen; aber kaum, daß sie sich in einem Nebengemache einige Augenblicke erholt hatte, als sie schon wieder in den Richtsaal geführt wurde. Marie Imeldi! begann der Stadtvoigt: Deine Jugend berücksichtigend, wollen wir Dir bis morgen Zeit zum reiflichen Nachdenken lassen. Du willst Deinen Mitschuldigen nicht angeben und gestehst doch, daß Du ihn kennst? Du trotzest dem Gerichte, die Nachsicht mit Dir und Deiner Jugend hat und Dich nicht sogleich in die Marterkammer führen läßt, wie Du es wohl verdientest. Wenn aber morgen Dein Herz noch immer verstockt, Dein Mund verschlossen bleibt, so wird ihn Dir die Folter schon öffnen und das Geständniß hervorrufen. Jetzt geh in Dein Gefängniß zurück, überlege und erwarte die grausamste Marter, wenn Du nicht bekennst.

Nach diesen mit Ruhe und Gleichmuth gesprochenen Worten befahl er, sie zurück zu führen.

In ihr Gefängniß zurückgekehrt, überließ sie sich dem Nachdenken; der Tod war es nicht, den sie fürchtete, war ihr doch das Leben bittrer als der Tod, die Schande drückte sie nieder, der Gedanke, als Mörderin von dem Leben zu scheiden, das war es, was ihren Muth, ihre Standhaftigkeit beugte. In dieser Stimmung fand sie der Prediger der St. Regula-Kirche, den man, ihr Gewissen zu schärfen, zu ihr geschickt hatte. Man hatte ihn absichtlich gewählt, da er ein alter frommer Mann war, dessen Worte tief in Herz und Gemüth eindrangen und der schon mancher Sünder zur Buße und Besserung, manchem Verstockten zum Bekenntniß gebracht hatte.

Ich komme zu Euch, Jungfrau! begann er, als die Unglückliche sich ehrfurchtvoll vor ihm geneigt hatte: ich komme nicht als Euer Richter, nur als Freund zu Euch, Euch zu rathen, zu ermahnen. Ein reuiges Gemüth vor dem Himmlischen, ein aufrichtiges Herz vor dem irdischen Richter mildert die Strafe hier und dort; auf diesem Wege allein kann der Sünder Vergebung hoffen. Ich komme zu Euch, Euch zu ermahnen, den Keim des Guten, der in Euch gewiß nur schlummerte, wieder zu erwecken. Ihr seid so jung, Gott gab Euch eine so einnehmende Gestalt und mehr noch als dies, drückte den Stempel der Tugend auf Euer Antlitz, so daß man gern in Euer Auge schaut und im Anschaun gern verweilt; auch Euer früherer Wandel soll untadelig gewesen sein. Sagt, wie kamt Ihr zu dieser That? Er hielt inne, auch Marie schwieg, den Blick zur Erde gesenkt.

Ist es wahr, fuhr der ehrwürdige Geistliche fort: daß Ihr mit Georg Jenatsch in strafbarem Verhältnisse gelebt?

Nein! rief sie und hob das thränenvolle Auge auf zum Himmel: nein, so wahr Gott meiner Seele gnädig sein mag, diese Schuld haftet nicht auf mir!

So hat er vielleicht durch sein unziemliches Benehmen Euern Zorn erregt, oder vielleicht in dieser Unglücksnacht in der Trunkenheit Euch Ungebührliches zugemuthet und Ihr habt Euch nur durch blutige That retten können?

Nein, ehrwürdiger Herr! Georg Jenatsch hat sich mir stets als ein edler Mann, zuletzt als ein wahrer Freund bezeigt; ich kann seinem Andenken nur eine Thräne weihen!

Hat Euch die Nachricht, er wolle Euch nach Schloß Marschlins gewaltsam entführen, vielleicht zur Rache gereizt?

Ich glaubte die Nachricht und glaubte sie nicht und blieb zweifelhaft, erwiderte sie: jetzt bin ich überzeugt, es war Verläumdung.

Und wodurch habt Ihr diese Ueberzeugung? fragte der Geistliche.

Herr! erwiderte sie verweisend: Ihr sagtet mir vorhin, daß Ihr nicht als Richter zu mir kämet, mithin wozu diese Fragen? Wollt Ihr mein

Herz stärken, daß es vertrauensvoll zu Gott sich wende, so seid mir willkommen, ich will glauben Ihr wäret ein Bote des Friedens, der mich zur ewigen Ruhe begleiten solle, und will Euch wie meinen Vater anhören, will Eure Worte tief in Geist und Herz einprägen, mit Euch beten, mit Euch mich zu Gott erheben, der mich nicht von sich stoßen wird; aber befragt mich nicht weiter.

Der Geistliche hatte, während Marie gesprochen, sie genau beobachtet und als sie schwieg, faßte er ihre Hand. Aus Deinem Auge, aus Deinem Worte spricht die Unschuld, ich kann nicht glauben, daß Du eine Mörderin bist. Solch Vertrauen zu Gottes Barmherzigkeit liegt nicht in einem schuldigen Herzen, das liegt nur in einem frommen, kindlichen Gemüthe. Schließe mir Dein Herz ganz auf, entdecke mir Alles und so wahr ich an Gott und seine Barmherzigkeit glaube, schwör' ich Dir, was Du mir vertraust, bleibt in meinem Herzen verschlossen!

Statt Antwort trat Marie an das Gitterfenster, faltete ihre Hände, blickte hinauf nach dem Himmel und mochte leise beten, dann verweilte sie noch einen Augenblick auf der nemlichen Stelle, schien über etwas nachzudenken und trat wieder zu dem Geistlichen. Herr! sagte sie mit heiterer Ruhe: ja, ich will Euch mein Herz öffnen, Euch will ich mich entdecken. — Ich habe Georg Jenatsch ermordet!

Der Geistliche fuhr erschrocken zurück. Das hab' ich nicht erwartet! sagte er ernst: konnte die Hand eines Wesens, das an Seel' und Leib einem Engel gleicht wie Ihr, eine so blutige That vollbringen? Konnte mich ein solch' frommes Auge täuschen? — Was bewog Euch dazu, Unglückliche?

Ich bin eine Sünderin! unterbrach ihn Marie, ohne seine Frage zu beantworten: ich bedarf der Barmherzigkeit Gottes, betet zu ihm, daß er hier bald mit mir enden lasse, damit ich bald in sein Himmelreich eingehen kann.

Seid Ihr dessen so gewiß und fürchtet Ihr Euch nicht vor dem Jenseit? fragte der Geistliche noch immer von Schauder ergriffen.

Nein, Herr! sagte sie mit Wehmuth: schon seit einiger Zeit gehöre ich der Welt nicht mehr an. Mein Herz war gebrochen und ich hing nur noch am Leben, wie eine geknickte Blume am Stengel, ihr Leben ist ein langsamer Tod, jeder Tag läßt sie mehr verwelken, bis der Wind sie entblättert. So auch ich! — Ach, lieber Herr! sagte sie dann und Thränen entstürzten ihrem Auge: ich war ein so fröhliches Kind, die Welt war mir Paradies voll Engel, ich war so ein heitres Mädchen, im Träumen und Wachen umschwebten mich bunte, freundliche Bilder und Thränen hatte ich nur, wenn ich Andere weinen sah. Seit kurzem ward es anders; ich blieb fromm und gut und doch war kein Friede mehr für mich auf der Welt.

Märtyrin! rief der ehrwürdige Greis, ihre beiden Hände erfassend: schau mir in's Auge, laß mich in Deinem Blicke das dunkle Geheimniß er-

rathen. So, Marie — so ist's recht! — Das ist ein Blick voll Vertrauen und Wahrheit! — Du bist des Lebens satt, sprach er ernst: wünschest den Tod und willst für einen Andern sterben! —

Das Mädchen erbebte, aber faßte sich. Ich bin Georg Jenatsch Mörderin — Gott möge mir meine Schuld verzeihen! sprach sie mit fester Stimme: ich werde dies dem Gerichte sagen, wie ich es Euch gesagt!

Und die Richter werden das: Schuldig! über eine Schuldlose aussprechen! sprach der Geistliche: und die Sünde, die sie dann begehen werden, kommt über Dich!

Sie werden sprechen nach ihrem Wissen, nach ihrer Pflicht! erwiderte Marie: und Gott ist barmherzig!

Der theilnehmende Greis versuchte noch manches, sie zu einem andern Geständnisse zu bewegen; er mußte sie verlassen, nachdem er noch mit ihr manche fromme Betrachtung angestellt, manches Gebet zu Gott gesendet hatte, ohne seinen frommen Zweck erreicht zu haben, sie blieb auch gegen ihn verschlossen und klagte sich allein als die Mörderin des Generals an.

Obgleich der Geistliche zu dem Stadtvoigt und fast zu allen andern Gliedern des Gerichts sich begeben und ihnen seine Zweifel an der Schuld Mariens mitgetheilt hatte, glaubten doch die Richter, daß ihnen kein andrer Weg übrig bliebe, sie zum Geständnisse zu bringen, als die Folter. Sie wurde noch einmal vorgeführt, da sie aber auf ihrer gestrigen Aussage beharrte, brachte man sie in die Marterkammer. Nach einer kräftigen Ermahnung, die Wahrheit zu bekennen, wurden ihr alle Werkzeuge vorgelegt und durch den Henker ihr auf's Gräßlichste der Gebrauch und die Wirkung eines jeden erklärt. Marie hörte unerschüttert diesem Allen zu. Es bedarf dieser Werkzeuge nicht, mich zum Geständnisse zu bringen! wandte sie sich zu den Richtern: ich bekenne lieber freiwillig, da Ihr meinen Worten nicht glauben wollt, den Mord begangen zu haben, als mich martern zu lassen, um dann erst unter Qualen es zu bekennen.

Auf dies Geständniß wurde sie in den Gerichtsal zurückgeführt, wo sie das, was sie bekannt hatte, unumwunden wiederholte, die Fragen: ob sie Mitgehülfen gehabt, standhaft verneinte und als man auf den Eid drang, schwur, bei dem, was sie an jenem Abend begangen, keinen Mitgenossen gehabt zu haben.

Als sie den Richtern die näheren Umstände der That erzählen sollte, sagte sie gelassen: Erspart mir diese Erinnerung, werthe Herrn! — Er ist todt, ich verübte die That, mein Schwert, mein Dolch waren die Werkzeuge. Auf die wiederholte Drohung, daß sie mit der Folter zu diesem Geständnisse gebracht werden sollte, erwiderte sie: Führt mich hin, vor diesen Marterwerkzeugen werde ich Alles eingestehen, was Ihr nur verlangt.

Sie wurde für heute nicht mehr inquirirt und in ihr Gefängniß zurückgebracht.

Der Tod des Generals hatte ganz Bünden in Bewegung gesetzt, jeder deutete diesen Mord nach seinem Privatinteresse. Die Salis gaben ihn denen von Planta, diese wiederum jenen Schuld, die spanische Partei klagte die französische des Mordes an, diese hingegen die spanische; doch ward er allgemein im Volke betrauert, wobei der Adel mit einstimmte. Aber hierin kamen gewiß die französische wie die spanische Partei überein, daß sie froh waren, dieses unternehmenden Mannes, dieses Volksfreundes entledigt zu sein, wahrscheinlich nahmen sie auch deshalb warmen Antheil an Marie Imeldi.

So viel Einfluß beide Parteien aber auch auf das Gericht haben mochten, so viel Mühe sich auch in der Stille Herr Rudolf von Planta gab für sie zu wirken, so konnte niemand, nachdem sie den Mord eingestanden, den Spruch der Richter mildern; nur das gelang ihnen — doch bedurfte es hierbei das Ansehn Peter Gulers, der von Mariens Unschuld völlig überzeugt war — die Folter von ihr abzuwenden und die Untersuchung zu schließen. Nach einigen Wochen, nachdem sie in mehrern Verhören stets fest in ihrer Behauptung beharrte, daß sie allein die That verübt, sprachen die Richter einstimmig über sie das Todesurtheil und daß sie mit dem Schwerte gerichtet werden sollte.

Sie hörte dies Urtheil mit Standhaftigkeit an, murrte nicht, ergab sich in den Willen Gottes und bat nur die Richter, ihr den ehrwürdigen Prediger von St. Regula zur Erbauung und zur Vorbereitung zum Tode zu senden. Auch bitte ich Euch, meine gütigen Richter! bat sie: schiebt die Vollziehung des Urtheils nicht lange auf, ich bedarf nur weniger Stunden, um vorbereitet vor dem Throne meines himmlischen Vaters zu erscheinen! Auch diese Bitte wurde ihr gewährt.

Von diesem Tage an durfte sie jedermann sehen und mit jedem sprechen. Sie verlangte sogleich nach ihrer Mutter, die auch alsbald erschien. Marie erschrak bei ihrem Anblick, bleich, abgefallen, wankte sie wie eine vom Siechbette Erstandene; keine Lebensfrische, kein Lebensmuth mehr in ihren Zügen.

Vergieb mir, Marie! war das erste Wort, das sie sprach, als diese sie mit Heftigkeit in ihre Arme schloß, denn aller Unmuth, aller Groll war nun verschwunden und das Herz der Tochter, das Herz der Mutter floß über von Liebe. Lange ruhten sie Arm in Arm, da faßte sich Marie zuerst: beruhigt Euch, liebe Mutter! sprach sie: und weinet nicht um mich! — Ich gehe freudig hinüber ins Land der Ruhe und lasse hier nichts zurück, das mir werth wäre, als Euch!

Nichts? fragte die Mutter erstaunt.

Nichts, liebe Mutter! — Wäret Ihr nicht, so könnte mich nichts auf dieser Welt zurückhalten, wo ich an Freuden so arm bin und an Schmerzen so reich!

Und bleibt nicht Konrad?

Schweigt, schweigt! Nennt mir diesen Namen nicht! unterbrach sie ihre Mutter mit Heftigkeit: Die Erinnerung ist trübe, nennt mir ihn nicht!

Die Mutter wollte nun noch weiter in sie dringen, fragte und forschte; aber sie blieb auch gegen die Mutter verschlossen.

Frau von Travers kam, sie zu sehen, auch sie glaubte Schuld an ihrem Unglück zu sein und klagte sich an, aber auch hier war Marie eine milde Trösterin, wälzte alle Schuld von ihr ab und trug sie allein.

Der fromme Prediger von St. Regula war täglich bei ihr, ermahnte sie, ihm die Wahrheit, den richtigen Verlauf der Sache zu gestehen, suchte alle Gründe der Religion hervor, sie zu bewegen, zeigte ihr das Strafwürdige, wenn der Mensch absichtlich den Tod suche, wenn er gewaltsam die Gelegenheit ergreife, seines Lebens, das ihm Gott zur Prüfung gegeben, ledig zu werden; sie aber beharrte in ihrem Schweigen. Mit jedem Tage, mit jeder Stunde wurde ihr Herz weicher, hingebender, blieb aber immer, auch diesem würdigen Manne verschlossen; mit jedem Tage wandte sie ihr Herz inniger zu Gott und das Vertrauen, daß er sie in die Gemeinschaft der Seligen aufnehmen werde, ward immer stärker in ihr. Gebe Gott jedem Christen ein solch frommes Ende, wie dieser Sünderin! sagte der Prediger, als er vor seiner Gemeinde in einer herzergreifenden Rede der Mörderin erwähnte: solch gottesfürchtiges Gebet, solch kindliche Andacht sah ich noch nie!

Am Tage vor ihrer Hinrichtung verlangte Marie auch Herrn Rudolf von Planta zu sprechen, der eben in Chur gegenwärtig war. Er kam, wohl ahnend, was sie von ihm wolle.

Edler Herr! sagte sie: ich weiß, daß Ihr in Verbindung mit dem Alten von Furnatsch steht und seinen Sohn Konrad kennt und ihm wohl wollt. Ich habe eine Bitte an Euch. Grüßt den Alten von mir recht herzlich, er hat mir immer wohl gewollt und deshalb gedenke ich seiner auch in der Todesstunde mit Liebe. — Dem Sohne sagt, fuhr sie fort und erbebte: — daß ich ihm vergebe — ich wolle ihn nicht anklagen vor Gottes Thron!

Marie! rief der von Planta.

Euch, edler Herr, unterbrach sie ihn: Euch ermahne ich, zur reformirten Kirche zurückzutreten und auch Konrad dazu zu bewegen. So nahe dem Tode öffnen sich die Pforten des Jenseit dem sündigen Menschen und das Irdische wird klein vor seinem Blicke. Wehe dem, der um das Zeitliche das Ewige hingab! Darum ermahne ich Euch, kehrt zurück zur wahren Lehre, daß Gott Euch verzeihe! — Lieber Herr! sprach sie dann: wirkt auch auf ihn, er ist nicht bösen Herzens — aber — Ein Thränenstrom brach hervor und hemmte ihre Rede.

Ich glaube Dich zu durchschauen, Marie! sagte Rudolf von Planta erschüttert: und doch darf ich nicht sprechen! — Mir fehlt Dein Heldenmuth.

Frau von Travers Alles das bestätigt, was Konrad ihr geschrieben hatte; dies überraschte sie und rieth ihr zur Vorsicht. Am andern Tage schützte sie ihre traurige Stimmung vor, nicht bei dem Feste erscheinen zu dürfen und beobachtete es nur von fern. Wirklich war der Salis von Marschlins, den sie vorher noch nie im Hause der Frau von Travers gesehen hatte, bei dem Feste zugegen wo anfangs die Gegenwart der Frauen den wilden Ausbruch der Freude zurückhielt; als sich aber diese in die Zimmer der Hausfrau zurückzogen und die Männer bei dem Becher allein gelassen, ward es lauter, eine allgemeine Versöhnung, ein allgemeines Vergessen des Vergangenen wurde unter Becherklang beschlossen und der Mund der Planta und Salis sprach Frieden aus, wenn auch im Herzen der Haß noch flammte.

Marie, von diesem Lärm erschreckt und Konrads Warnung eingedenk, verließ in aller Stille ihr Zimmer und schlich in den Garten hinab. Aber auch hier betrat sie aus Vorsicht ihre Lieblingslaube nicht, sondern verbarg sich in einem kleinen Häuschen, das, der Aussicht wegen, auf einer Erhöhung über die Mauer ragte und mit einem Labyrinth, der höchsten Zierde der Gärten damaliger Zeit, in Verbindung stand. Hier glaubte sie sich sicher, denn das Häuschen hatte außer dem gewöhnlichen Eingange noch eine Thüre, die nach dem Labyrinthe führte, durch welche sie im Nothfall entschlüpfen konnte.

In ihren Pelz gehüllt, saß sie angstvoll da. Je mehr die Stunde der Mitternacht heran rückte, desto mehr glaubte sie der Warnung Konrads, desto rascher klopfte ihr Herz. Da hörte sie an der äußern Gartenmauer mehre Menschen leise mit einander reden, sie trat an die Fensteröffnung, horchte und vernahm wie der eine sagte: schon seit einer Stunde stehen die Rosse hier unten bereit, bis nach Marschlins ist es so weit nicht, wir werden bald dort sein.

Wenn nur das Mädchen den schnellen Ritt aushalten kann, sprach ein Anderer.

Wenn's zur Hochzeit geht, erwiderte jener: da läuft Keiner das flüchtigste Roß zu schnell. — Aber still! unterbrach er sich, zu Marie hinaufblickend: da oben ist es nicht geheuer. — Kommt!

Diese Unterredung ließ sie keinen Augenblick mehr an der Wahrheit von Konrads Warnung zweifeln. So wäre denn keine Rettung mehr für mich! rief sie angstvoll. — Nein! fuhr sie fort: das Furchtbare geschehe nicht an mir, lieber den Tod erdulden, lieber den Tod geben! Bei diesen Worten zog sie einen Dolch unter ihrem Gewande hervor, den sie zu ihrer Schutzwehr zu sich gesteckt hatte und verließ das Häuschen, wo sie sich verrathen glaubte.

Indessen saßen die Herren oben beim Becher und zechten wacker; manches Kelchglas war schon auf Fried und Freundschaft und auf das Wohl der Bündner Lande geleert und eben hatte Jenatsch in einer kräfti-

gen Rede zur Eintracht im Innern, zum tapfern Widerstande gegen Außen ermahnt, als sein Diener eintrat und ihm zuraunte, daß so eben ein Bote zu Pferd mit wichtigen Briefen von Inspruk in seinem Hause angekommen sei; er habe ihn mit hierher gebracht und der Bote warte unten auf seine Befehle.

Laß ihn verziehen, ich komme gleich! befahl ihm Jenatsch, erhob sich dann von seinem Sitze, entschuldigte sich bei den Anwesenden, daß er sich auf einen Augenblick entfernen müsse und verließ den Saal.

Daß etwas Wichtiges vorgefallen sei, welches den General bewege, das Bankett zu verlassen, konnten die Anwesenden leicht vermuthen; jeder war neugierig, jeder hatte seine eigenen Gedanken darüber und theilte sie seinem Nachbar mit, als plötzlich ein Diener mit dem Angstgeschrei hereinstürzte: helft, helft, Ihr Herren, der General liegt ermordet im Hofe!

Alle sprangen auf und stürzten mit gezogener Wehr hinunter. Nach dem Garten flohen die Mörder! rief der Diener, der sich über den Leichnam seines Herrn geworfen hatte, ihnen zu und Peter Guler, an der Spitze derer von Salis, eilte dahin. Hier sahen sie bei dem Scheine des eben aufsteigenden Mondes eine dunkle Gestalt durch die aufgesprengte Gartenpforte, die nach Außen führte, davon eilen. Einige folgten ihr, die Andern durchsuchten den Garten und fanden — Marie in einem dunklen Bogengange mit fliegenden Haaren, Blutflecken an ihrem Gewande, ein blutriefendes, kurzes Schwert in ihrer Hand, da stehend, bleich wie der Tod. Auf alle Fragen, mit denen man sie bestürmte, gab sie keine Antwort, zeigte mit der Hand nach der offenen Pforte und als man ihr zu folgen befahl, gehorchte sie willig und schritt zwischen Peter Guler und Rudolf von Salis wankend dem Hause zu.

Als sie auf dem Hofe bei dem Ermordeten vorüber kamen, an dem der herbeigeeilte Wundarzt seine Mühe, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, verschwendete, erfaßte Salis ihre Hand und führte sie zu dem Todten. Blick' her, Mörderin! rief er mit donnernder Stimme und zeigte auf den von zehn Wunden durchbohrten Leichnam. Sie aber, einen Blick auf den Ermordeten werfend, that einen lauten Schrei, schleuderte das blutige Schwert über ihn hin und sank leblos nieder.

Als sie erwachte, befand sie sich in einem ihr unbekannten, ärmlichen Gemache, wo durch ein kleines vergittertes Fenster die Morgensonne freundlich auf ihr Lager schien. Sie sprang auf — Wo bin ich? rief sie: Blut an meiner Hand, Blut an meinem Kleide? Die Erinnerung mochte ihr in diesem Augenblicke das, was ihr in vergangener Nacht begegnet war, vorführen, denn sie fing bitterlich an zu weinen, ging händeringend auf und ab und setzte sich auf einen Sessel, stützte ihr gebeugtes Haupt und

Frau von Travers Alles das bestätigt, was Konrad ihr geschrieben hatte; dies überraschte sie und rieth ihr zur Vorsicht. Am andern Tage schützte sie ihre traurige Stimmung vor, nicht bei dem Feste erscheinen zu dürfen und beobachtete es nur von fern. Wirklich war der Salis von Marschlins, den sie vorher noch nie im Hause der Frau von Travers gesehen hatte, bei dem Feste zugegen wo anfangs die Gegenwart der Frauen den wilden Ausbruch der Freude zurückhielt; als sich aber diese in die Zimmer der Hausfrau zurückzogen und die Männer bei dem Becher allein gelassen, ward es lauter, eine allgemeine Versöhnung, ein allgemeines Vergessen des Vergangenen wurde unter Becherklang beschlossen und der Mund der Planta und Salis sprach Frieden aus, wenn auch im Herzen der Haß noch flammte.

Marie, von diesem Lärm erschreckt und Konrads Warnung eingedenk, verließ in aller Stille ihr Zimmer und schlich in den Garten hinab. Aber auch hier betrat sie aus Vorsicht ihre Lieblingslaube nicht, sondern verbarg sich in einem kleinen Häuschen, das, der Aussicht wegen, auf einer Erhöhung über die Mauer ragte und mit einem Labyrinth, der höchsten Zierde der Gärten damaliger Zeit, in Verbindung stand. Hier glaubte sie sich sicher, denn das Häuschen hatte außer dem gewöhnlichen Eingange noch eine Thüre, die nach dem Labyrinthe führte, durch welche sie im Nothfall entschlüpfen konnte.

In ihren Pelz gehüllt, saß sie angstvoll da. Je mehr die Stunde der Mitternacht heran rückte, desto mehr glaubte sie der Warnung Konrads, desto rascher klopfte ihr Herz. Da hörte sie an der äußern Gartenmauer mehre Menschen leise mit einander reden, sie trat an die Fensteröffnung, horchte und vernahm wie der eine sagte: schon seit einer Stunde stehen die Rosse hier unten bereit, bis nach Marschlins ist es so weit nicht, wir werden bald dort sein.

Wenn nur das Mädchen den schnellen Ritt aushalten kann, sprach ein Anderer.

Wenn's zur Hochzeit geht, erwiderte jener: da läuft Keiner das flüchtigste Roß zu schnell. — Aber still! unterbrach er sich, zu Marie hinaufblickend: da oben ist es nicht geheuer. — Kommt!

Diese Unterredung ließ sie keinen Augenblick mehr an der Wahrheit von Konrads Warnung zweifeln. So wäre denn keine Rettung mehr für mich! rief sie angstvoll. — Nein! fuhr sie fort: das Furchtbare geschehe nicht an mir, lieber den Tod erdulden, lieber den Tod geben! Bei diesen Worten zog sie einen Dolch unter ihrem Gewande hervor, den sie zu ihrer Schutzwehr zu sich gesteckt hatte und verließ das Häuschen, wo sie sich verrathen glaubte.

Indessen saßen die Herren oben beim Becher und zechten wacker; manches Kelchglas war schon auf Fried und Freundschaft und auf das Wohl der Bündner Lande geleert und eben hatte Jenatsch in einer kräfti-

gen Rede zur Eintracht im Innern, zum tapfern Widerstande gegen Außen ermahnt, als sein Diener eintrat und ihm zuraunte, daß so eben ein Bote zu Pferd mit wichtigen Briefen von Inspruk in seinem Hause angekommen sei; er habe ihn mit hierher gebracht und der Bote warte unten auf seine Befehle.

Laß ihn verziehen, ich komme gleich! befahl ihm Jenatsch, erhob sich dann von seinem Sitze, entschuldigte sich bei den Anwesenden, daß er sich auf einen Augenblick entfernen müsse und verließ den Saal.

Daß etwas Wichtiges vorgefallen sei, welches den General bewege, das Bankett zu verlassen, konnten die Anwesenden leicht vermuthen; jeder war neugierig, jeder hatte seine eigenen Gedanken darüber und theilte sie seinem Nachbar mit, als plötzlich ein Diener mit dem Angstgeschrei hereinstürzte: helft, helft, Ihr Herren, der General liegt ermordet im Hofe!

Alle sprangen auf und stürzten mit gezogener Wehr hinunter. Nach dem Garten flohen die Mörder! rief der Diener, der sich über den Leichnam seines Herrn geworfen hatte, ihnen zu und Peter Guler, an der Spitze derer von Salis, eilte dahin. Hier sahen sie bei dem Scheine des eben aufsteigenden Mondes eine dunkle Gestalt durch die aufgesprengte Gartenpforte, die nach Außen führte, davon eilen. Einige folgten ihr, die Andern durchsuchten den Garten und fanden — Marie in einem dunklen Bogengange mit fliegenden Haaren, Blutflecken an ihrem Gewande, ein blutriefendes, kurzes Schwert in ihrer Hand, da stehend, bleich wie der Tod. Auf alle Fragen, mit denen man sie bestürmte, gab sie keine Antwort, zeigte mit der Hand nach der offenen Pforte und als man ihr zu folgen befahl, gehorchte sie willig und schritt zwischen Peter Guler und Rudolf von Salis wankend dem Hause zu.

Als sie auf dem Hofe bei dem Ermordeten vorüber kamen, an dem der herbeigeeilte Wundarzt seine Mühe, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, verschwendete, erfaßte Salis ihre Hand und führte sie zu dem Todten. Blick' her, Mörderin! rief er mit donnernder Stimme und zeigte auf den von zehn Wunden durchbohrten Leichnam. Sie aber, einen Blick auf den Ermordeten werfend, that einen lauten Schrei, schleuderte das blutige Schwert über ihn hin und sank leblos nieder.

Als sie erwachte, befand sie sich in einem ihr unbekannten, ärmlichen Gemache, wo durch ein kleines vergittertes Fenster die Morgensonne freundlich auf ihr Lager schien. Sie sprang auf — Wo bin ich? rief sie: Blut an meiner Hand, Blut an meinem Kleide? Die Erinnerung mochte ihr in diesem Augenblicke das, was ihr in vergangener Nacht begegnet war, vorführen, denn sie fing bitterlich an zu weinen, ging händeringend auf und ab und setzte sich auf einen Sessel, stützte ihr gebeugtes Haupt und

ſchien ſo die Begebenheiten an ſich vorüber gehen zu laſſen. Endlich ſtand ſie auf, hob die Hände gen Himmel und ſprach: Auf Dich, mein Gott, ſteht mein Vertrauen unwandelbar! Du vergiebſt dem reuigen Sünder, vergieb auch mir wenn ich fehlte!

Als ſie dies geſprochen, raſſelte die Thüre auf und der Kerkermeiſter trat, von zwei Rathsdienern begleitet, ein. Folgt mir! befahl er ihr; ſie gehorchte, ſchritt zwiſchen den Männern eine Wendeltreppe hinauf und wurde dann über einen langen Gang nach dem Vorplatze des Gerichtſaales geführt, der von vielen hundert Neugierigen angefüllt war. Seht! das iſt die Mörderin von Georg Jenatſch, dem Retter unſers Landes, das iſt ſie, die ihn niederſtach, weil er ſie nicht ehelichen wollte! — Warum gab ſie ſich ihm hin! rief ein Anderer. — Sieh, noch klebt ſein Blut an ihrem Kleide! — Schlagt ſie todt! rief ein Dritter. — Richtet nicht, auf daß auch Ihr nicht gerichtet werdet! ſprach jetzt ein Greis, der ſie lange genau betrachtet hatte. Ihr Bürger! ſagte er dann und Alles ward ſtill: in dem Geſichte des Mädchens ſteht die Unſchuld geſchrieben, verdammt ſie nicht voreilig, Gott iſt ihr Richter, nicht Ihr! — Schmäht die Arme nicht und hätte ſie die That vollbracht, blieb ſie immer eine Unglückliche und mit dem Unglück muß man Mitleid haben.

Marie hatte ſich bei den Verwünſchungen der Menge tief verwundet gefühlt, die Worte des Greiſes erhoben ihren Muth; ſie dankte ihm mit wehmüthig lächelndem Blicke, er aber legte ſeine Hand auf ihre Stirn. Biſt Du unſchuldig, Mädchen, ſprach er: ſo möge Gott Deine Richter erleuchten, daß ſie recht richten! Biſt Du ſchuldig, ſo thue Buße und Gott möge Dir ein barmherziger Vater ſein! Die Thür öffnete ſich. Man kommt, Dich vor Gericht zu führen, ſei wahr, durch offenes Bekennen milderſt Du Deine Schuld!

Sie ward jetzt in den Richtſaal eingeführt, die Thüren ſchloſſen ſich hinter ihr.

An einem halbrunden, mit ſchwarzem Leder beſchlagenen Tiſche ſaßen die Richter in ihrer ſchwarzen Kleidung und ihren langen Mänteln. Obenan der Stadtvoigt, ihm zur Rechten die fünf Oberzunftmeiſter, zur Linken die fünf erſten im Stadtgericht ſitzenden Zunftmeiſter; alte, ernſte, in der Gerechtigkeitspflege ergraute Männer, denen Alter und Gewohnheit das Herz gegen Mitleid gepanzert, das Auge für Schönheit theilnahmlos, unempfänglich gemacht hatte. Mehr gewohnt, das Verbrechen als die Unſchuld zu finden, glaubten ſie auch, verſammelt zu ſein, nur die Schuld zu ſtrafen, nicht die Unſchuld zu entſchleiern. Der Anblick dieſer ernſten, kalten Geſichter, aus denen das Mitleid, das Menſchliche verbannt zu ſein ſchien, war nicht geeignet, Marien Hoffnung und Zutrauen zu erwecken. Ihr ſchien, als grinſe ihr aus jedem theilnahmloſen Auge der Tod entgegen, als ſchwebe auf jeder bleichen Lippe das furchtbare: Schuldig! ihr entgegen.

Tritt näher! rief ihr jetzt der Stadtvoigt zu. Marie trat bis an die Schranken, welche sie von den Richtern trennte, befahl ihre Seele Gott und rang nach Muth, der ihr auch ward.

Dein Name? fragte jetzt der Stadtvoigt.

Marie Imeldi, erwiderte sie.

Dein Geburtort?

Tirano im Veltlin.

Als der Schreiber dies niedergeschrieben hatte, that der Stadtvoigt noch mehre allgemeine Fragen an sie, wo sie bisher gewohnt, was sie getrieben, ob ihre Eltern noch lebten und mehr andere, wovon keine das Vergehen der Angeklagten betraf. Endlich fragte er sie, nachdem er die Wahrheit zu sagen sie ermahnt: Marie Imeldi, bekennst Du freiwillig, gestern um Mitternacht den edlen, allgemein betrauerten Herrn Georg Jenatsch, General sämmtlicher Bündner Regimenter meuchlings ermordet zu haben?

Nein, das hab' ich nicht! erwiderte sie mit Fassung.

Wie kam das Schwert in Deine Hand? fragte er weiter.

Ein fremder Mann warf es neben mich und entfloh; ich hob' es auf —

Wie kamst Du um diese Zeit in den Garten? fragte der Richter von Neuem.

Herr! begann Marie nach kurzem Nachdenken: ich erhielt am Tage vorher ein Schreiben. —

Von wem? fragte der Stadtvoigt.

Es war ohne Unterschrift. — Der Voigt gab ein Zeichen, daß sie fortfahren sollte. — In dem Schreiben wurde ich gewarnt, fuhr sie fort: um Mitternacht nicht in meinem Zimmer zu bleiben, indem mich General Jenatsch entführen und nach Marschlins bringen lassen würde; mich trieb daher um die eilfte Stunde die Furcht in den Garten, dort hörte ich Männer an der äußern Gartenmauer mit einander reden und vernahm deutlich wie sie sagten, daß die Rosse schon seit einer Stunde bereit ständen und sie bald in Marschlins sein würden; Einer von ihnen mochte mich jedoch gewahrt haben, denn sie entfernten sich und ich eilte in der tödtlichsten Angst zurück, wollte aus dem Garten, wohin? weiß ich selbst nicht. — Da hörte ich ein Geräusch, sah Männer auf mich zu kommen, verbarg mich hinter dem Gebüsche; aber der Eine mochte mich erblickt haben, er kam auf mich zu, warf das Schwert neben mich hin und entfloh; ich hob es auf, vor Schreck meiner Sinne nicht mehr mächtig.

Und was sagte Euch der Mann?

Er sagte — sagte mir kein Wort; stotterte sie.

Kanntet Ihr den Mann?

Nein!

Ihr kanntet ihn nicht?

Nein, Herr!

Der Stadtvoigt winkte, man brachte eine Bibel. Marie Imeldi! begann er: schwört auf diese heilige Schrift, die das Wort der Wahrheit enthält, daß Ihr den Mann nicht kanntet!

Marie erbleichte. Herr! sagte sie, nach Fassung ringend: ich schwöre nicht! Rein stehe ich vor Gott und so soll ein falscher Eid mich nicht zur Sünderin machen. Ja, ich erkannte den Mann, aber nie werd' ich ihn Euch nennen!

Hätten wir doch in Euch nicht eine so verstockte Sünderin vermuthet, Marie! nahm jetzt der Stadtvoigt zürnend das Wort: wir hofften, Ihr würdet Eure Schuld, die manches frühere Verhältniß vor Gott, wenn auch nicht vor Menschen, vielleicht entschuldigen mag, frei und offen bekennen und dadurch Eure Strafe zu mildern suchen. Wir glaubten, da, so wie wir vernommen, Ihr früher mit dem General in sträflicher Verbindung gestanden, er Euch die Ehe versprochen, und da er Euch nicht Wort gehalten, Ihr ihn aus Rache mit Eurem Gehülfen erdolcht hättet.

Wer giebt Euch ein Recht, mir Unglücklichen solch' Hartes, Entehrendes zu sagen? sprach sie mit Würde: mich öffentlich vor meinen Richtern eines Verbrechens zu zeihen, das mich schändet? — Georg Jenatsch warb um mich in Ehren, ich verfagte ihm meine Hand und noch an dem Tage vor seinem unglücklichen Ende sprach er als treuer Freund zu mir, ob wahr oder verstellt, mag Gott wissen und wir schieden in Frieb' und Freundschaft. Daß Ihr mich des Mordes anschuldigt, dazu habt Ihr ein Recht, denn das Mordschwert, das Ihr in meiner Hand fandet, giebt es Euch und so bin ich der blutigen That verdächtig; daß Ihr mich aber als eine Ehrlose anklagt, wer gab Euch das Recht? Steht das auf meinem Antlitz geschrieben? Hat mein vergangenes Leben dieses Brandmal verdient?

Und wie kam das Blut an Eure Hand und an Euer Gewand? fragte der Stadtrichter, ohne sich um ihr tiefgekränktes Gefühl zu kümmern.

Ich weiß es nicht, Herr! Ich muß mich mit dem Schwert befleckt haben, erwiderte sie hocherröthend.

Der Stadtvoigt befahl nun, sie bis auf weiteres abzuführen; aber kaum, daß sie sich in einem Nebengemache einige Augenblicke erholt hatte, als sie schon wieder in den Richtsaal geführt wurde. Marie Imeldi! begann der Stadtvoigt: Deine Jugend berücksichtigend, wollen wir Dir bis morgen Zeit zum reiflichen Nachdenken lassen. Du willst Deinen Mitschuldigen nicht angeben und gestehst doch, daß Du ihn kennst? Du trotzest dem Gerichte, die Nachsicht mit Dir und Deiner Jugend hat und Dich nicht sogleich in die Marterkammer führen läßt, wie Du es wohl verdientest. Wenn aber morgen Dein Herz noch immer verstockt, Dein Mund verschlossen bleibt, so wird ihn Dir die Folter schon öffnen und das Geständniß hervorrufen. Jetzt geh in Dein Gefängniß zurück, überlege und erwarte die grausamste Marter, wenn Du nicht bekennst.

Nach dieser mit Ruhe und Gleichmuth gesprochenen Worten befahl er, sie zurück zu führen.

In ihr Gefängniß zurückgekehrt, überließ sie sich dem Nachdenken; der Tod war es nicht, den sie fürchtete, war ihr doch das Leben bittrer als der Tod, die Schande drückte sie nieder, der Gedanke, als Mörderin von dem Leben zu scheiden, das war es, was ihren Muth, ihre Standhaftigkeit beugte. In dieser Stimmung fand sie der Prediger der St. Regula-Kirche, den man, ihr Gewissen zu schärfen, zu ihr geschickt hatte. Man hatte ihn absichtlich gewählt, da er ein alter frommer Mann war, dessen Worte tief in Herz und Gemüth eindrangen und der schon mancher Sünder zur Buße und Besserung, manchem Verstockten zum Bekenntniß gebracht hatte.

Ich komme zu Euch, Jungfrau! begann er, als die Unglückliche sich ehrfurchtvoll vor ihm geneigt hatte: ich komme nicht als Euer Richter, nur als Freund zu Euch, Euch zu rathen, zu ermahnen. Ein reuiges Gemüth vor dem Himmlischen, ein aufrichtiges Herz vor dem irdischen Richter mildert die Strafe hier und dort; auf diesem Wege allein kann der Sünder Vergebung hoffen. Ich komme zu Euch, Euch zu ermahnen, den Keim des Guten, der in Euch gewiß nur schlummerte, wieder zu erwecken. Ihr seid so jung, Gott gab Euch eine so einnehmende Gestalt und mehr noch als dies, drückte den Stempel der Tugend auf Euer Antlitz, so daß man gern in Euer Auge schaut und im Anschaun gern verweilt; auch Euer früherer Wandel soll untadelig gewesen sein. Sagt, wie kamt Ihr zu dieser That? Er hielt inne, auch Marie schwieg, den Blick zur Erde gesenkt.

Ist es wahr, fuhr der ehrwürdige Geistliche fort: daß Ihr mit Georg Jenatsch in strafbarem Verhältnisse gelebt?

Nein! rief sie und hob das thränenvolle Auge auf zum Himmel: nein, so wahr Gott meiner Seele gnädig sein mag, diese Schuld haftet nicht auf mir!

So hat er vielleicht durch sein unziemliches Benehmen Euern Zorn erregt, oder vielleicht in dieser Unglücksnacht in der Trunkenheit Euch Ungebührliches zugemuthet und Ihr habt Euch nur durch blutige That retten können?

Nein, ehrwürdiger Herr! Georg Jenatsch hat sich mir stets als ein edler Mann, zuletzt als ein wahrer Freund bezeigt; ich kann seinem Andenken nur eine Thräne weihen!

Hat Euch die Nachricht, er wolle Euch nach Schloß Marschlins gewaltsam entführen, vielleicht zur Rache gereizt?

Ich glaubte die Nachricht und glaubte sie nicht und blieb zweifelhaft, erwiderte sie: jetzt bin ich überzeugt, es war Verläumdung.

Und wodurch habt Ihr diese Ueberzeugung? fragte der Geistliche.

Herr! erwiderte sie verweisend: Ihr sagtet mir vorhin, daß Ihr nicht als Richter zu mir kämet, mithin wozu diese Fragen? Wollt Ihr mein

Herz stärken, daß es vertrauenvoll zu Gott sich wende, so seid mir willkommen, ich will glauben Ihr wäret ein Bote des Friedens, der mich zur ewigen Ruhe begleiten solle, und will Euch wie meinen Vater anhören, will Eure Worte tief in Geist und Herz einprägen, mit Euch beten, mit Euch mich zu Gott erheben, der mich nicht von sich stoßen wird; aber befragt mich nicht weiter.

Der Geistliche hatte, während Marie gesprochen, sie genau beobachtet und als sie schwieg, faßte er ihre Hand. Aus Deinem Auge, aus Deinem Worte spricht die Unschuld, ich kann nicht glauben, daß Du eine Mörderin bist. Solch Vertrauen zu Gottes Barmherzigkeit liegt nicht in einem schuldigen Herzen, das liegt nur in einem frommen, kindlichen Gemüthe. Schließe mir Dein Herz ganz auf, entdecke mir Alles und so wahr ich an Gott und seine Barmherzigkeit glaube, schwör' ich Dir, was Du mir vertraust, bleibt in meinem Herzen verschlossen!

Statt Antwort trat Marie an das Gitterfenster, faltete ihre Hände, blickte hinauf nach dem Himmel und mochte leise beten, dann verweilte sie noch einen Augenblick auf der nemlichen Stelle, schien über etwas nachzudenken und trat wieder zu dem Geistlichen. Herr! sagte sie mit heiterer Ruhe: ja, ich will Euch mein Herz öffnen, Euch will ich mich entdecken. — Ich habe Georg Jenatsch ermordet!

Der Geistliche fuhr erschrocken zurück. Das hab' ich nicht erwartet! sagte er ernst: konnte die Hand eines Wesens, das an Seel' und Leib einem Engel gleicht wie Ihr, eine so blutige That vollbringen? Konnte mich ein solch' frommes Auge täuschen? — Was bewog Euch dazu, Unglückliche?

Ich bin eine Sünderin! unterbrach ihn Marie, ohne seine Frage zu beantworten: ich bedarf der Barmherzigkeit Gottes, betet zu ihm, daß er hier bald mit mir enden lasse, damit ich bald in sein Himmelreich eingehen kann.

Seid Ihr dessen so gewiß und fürchtet Ihr Euch nicht vor dem Jenseit? fragte der Geistliche noch immer von Schauder ergriffen.

Nein, Herr! sagte sie mit Wehmuth: schon seit einiger Zeit gehöre ich der Welt nicht mehr an. Mein Herz war gebrochen und ich hing nur noch am Leben, wie eine geknickte Blume am Stengel, ihr Leben ist ein langsamer Tod, jeder Tag läßt sie mehr verwelken, bis der Wind sie entblättert. So auch ich! — Ach, lieber Herr! sagte sie dann und Thränen entstürzten ihrem Auge: ich war ein so fröhliches Kind, die Welt war mir Paradies voll Engel, ich war so ein heitres Mädchen, im Träumen und Wachen umschwebten mich bunte, freundliche Bilder und Thränen hatte ich nur, wenn ich Andere weinen sah. Seit kurzem ward es anders; ich blieb fromm und gut und doch war kein Friede mehr für mich auf der Welt.

Märtyrin! rief der ehrwürdige Greis, ihre beiden Hände erfassend: schau mir in's Auge, laß mich in Deinem Blicke das dunkle Geheimniß er-

rathen. So, Marie — so ist's recht! — Das ist ein Blick voll Vertrauen und Wahrheit! — Du bist des Lebens satt, sprach er ernst: wünschest den Tod und willst für einen Andern sterben! —

Das Mädchen erbebte, aber faßte sich. Ich bin Georg Jenatsch Mörderin — Gott möge mir meine Schuld verzeihen! sprach sie mit fester Stimme: ich werde dies dem Gerichte sagen, wie ich es Euch gesagt!

Und die Richter werden das: Schuldig! über eine Schuldlose aussprechen! sprach der Geistliche: und die Sünde, die sie dann begehen werden, kommt über Dich!

Sie werden sprechen nach ihrem Wissen, nach ihrer Pflicht! erwiderte Marie: und Gott ist barmherzig!

Der theilnehmende Greis versuchte noch manches, sie zu einem andern Geständnisse zu bewegen; er mußte sie verlassen, nachdem er noch mit ihr manche fromme Betrachtung angestellt, manches Gebet zu Gott gesendet hatte, ohne seinen frommen Zweck erreicht zu haben, sie blieb auch gegen ihn verschlossen und klagte sich allein als die Mörderin des Generals an.

Obgleich der Geistliche zu dem Stadtvoigt und fast zu allen andern Gliedern des Gerichts sich begeben und ihnen seine Zweifel an der Schuld Mariens mitgetheilt hatte, glaubten doch die Richter, daß ihnen kein andrer Weg übrig bliebe, sie zum Geständnisse zu bringen, als die Folter. Sie wurde noch einmal vorgeführt, da sie aber auf ihrer gestrigen Aussage beharrte, brachte man sie in die Marterkammer. Nach einer kräftigen Ermahnung, die Wahrheit zu bekennen, wurden ihr alle Werkzeuge vorgelegt und durch den Henker ihr auf's Gräßlichste der Gebrauch und die Wirkung eines jeden erklärt. Marie hörte unerschüttert diesem Allen zu. Es bedarf dieser Werkzeuge nicht, mich zum Geständnisse zu bringen! wandte sie sich zu den Richtern: ich bekenne lieber freiwillig, da Ihr meinen Worten nicht glauben wollt, den Mord begangen zu haben, als mich martern zu lassen, um dann erst unter Qualen es zu bekennen.

Auf dies Geständniß wurde sie in den Gerichtsal zurückgeführt, wo sie das, was sie bekannt hatte, unumwunden wiederholte, die Fragen: ob sie Mitgehülfen gehabt, standhaft verneinte und als man auf den Eid drang, schwur, bei dem, was sie an jenem Abend begangen, keinen Mitgenossen gehabt zu haben.

Als sie den Richtern die näheren Umstände der That erzählen sollte, sagte sie gelassen: Erspart mir diese Erinnerung, werthe Herrn! — Er ist todt, ich verübte die That, mein Schwert, mein Dolch waren die Werkzeuge. Auf die wiederholte Drohung, daß sie mit der Folter zu diesem Geständnisse gebracht werden sollte, erwiderte sie: Führt mich hin, vor diesen Marterwerkzeugen werde ich Alles eingestehen, was Ihr nur verlangt.

Sie wurde für heute nicht mehr inquirirt und in ihr Gefängniß zurückgebracht.

Der Tod des Generals hatte ganz Bünden in Bewegung gesetzt, jeder deutete diesen Mord nach seinem Privatinteresse. Die Salis gaben ihn denen von Planta, diese wiederum jenen Schuld, die spanische Partei klagte die französische des Mordes an, diese hingegen die spanische; doch ward er allgemein im Volke betrauert, wobei der Adel mit einstimmte. Aber hierin kamen gewiß die französische wie die spanische Partei überein, daß sie froh waren, dieses unternehmenden Mannes, dieses Volksfreundes entledigt zu sein, wahrscheinlich nahmen sie auch deshalb warmen Antheil an Marie Imelbi.

So viel Einfluß beide Parteien aber auch auf das Gericht haben mochten, so viel Mühe sich auch in der Stille Herr Rudolf von Planta gab für sie zu wirken, so konnte niemand, nachdem sie den Mord eingestanden, den Spruch der Richter mildern; nur das gelang ihnen — doch bedurfte es hierbei das Ansehn Peter Gulers, der von Mariens Unschuld völlig überzeugt war — die Folter von ihr abzuwenden und die Untersuchung zu schließen. Nach einigen Wochen, nachdem sie in mehrern Verhören stets fest in ihrer Behauptung beharrte, daß sie allein die That verübt, sprachen die Richter einstimmig über sie das Todesurtheil und daß sie mit dem Schwerte gerichtet werden sollte.

Sie hörte dies Urtheil mit Standhaftigkeit an, murrte nicht, ergab sich in den Willen Gottes und bat nur die Richter, ihr den ehrwürdigen Prediger von St. Regula zur Erbauung und zur Vorbereitung zum Tode zu senden. Auch bitte ich Euch, meine gütigen Richter! bat sie: schiebt die Vollziehung des Urtheils nicht lange auf, ich bedarf nur weniger Stunden, um vorbereitet vor dem Throne meines himmlischen Vaters zu erscheinen! Auch diese Bitte wurde ihr gewährt.

Von diesem Tage an durfte sie jedermann sehen und mit jedem sprechen. Sie verlangte sogleich nach ihrer Mutter, die auch alsbald erschien. Marie erschrak bei ihrem Anblick, bleich, abgefallen, wankte sie wie eine vom Siechbette Erstandene; keine Lebensfrische, kein Lebensmuth mehr in ihren Zügen.

Vergieb mir, Marie! war das erste Wort, das sie sprach, als diese sie mit Heftigkeit in ihre Arme schloß, denn aller Unmuth, aller Groll war nun verschwunden und das Herz der Tochter, das Herz der Mutter floß über von Liebe. Lange ruhten sie Arm in Arm, da faßte sich Marie zuerst: beruhigt Euch, liebe Mutter! sprach sie: und weinet nicht um mich! — Ich gehe freudig hinüber ins Land der Ruhe und lasse hier nichts zurück, das mir werth wäre, als Euch!

Nichts? fragte die Mutter erstaunt.

Nichts, liebe Mutter! — Wäret Ihr nicht, so könnte mich nichts auf dieser Welt zurückhalten, wo ich an Freuden so arm bin und an Schmerzen so reich!

Und bleibt nicht Konrad?

Schweigt, ſchweigt! Nennt mir dieſen Namen nicht! unterbrach ſie ihre Mutter mit Heftigkeit: Die Erinnerung iſt trübe, nennt mir ihn nicht!

Die Mutter wollte nun noch weiter in ſie dringen, fragte und forſchte; aber ſie blieb auch gegen die Mutter verſchloſſen.

Frau von Travers kam, ſie zu ſehen, auch ſie glaubte Schuld an ihrem Unglück zu ſein und klagte ſich an, aber auch hier war Marie eine milde Tröſterin, wälzte alle Schuld von ihr ab und trug ſie allein.

Der fromme Prediger von St. Regula war täglich bei ihr, ermahnte ſie, ihm die Wahrheit, den richtigen Verlauf der Sache zu geſtehen, ſuchte alle Gründe der Religion hervor, ſie zu bewegen, zeigte ihr das Strafwürdige, wenn der Menſch abſichtlich den Tod ſuche, wenn er gewaltſam die Gelegenheit ergreife, ſeines Lebens, das ihm Gott zur Prüfung gegeben, ledig zu werden; ſie aber beharrte in ihrem Schweigen. Mit jedem Tage, mit jeder Stunde wurde ihr Herz weicher, hingebender, blieb aber immer, auch dieſem würdigen Manne verſchloſſen; mit jedem Tage wandte ſie ihr Herz inniger zu Gott und das Vertrauen, daß er ſie in die Gemeinſchaft der Seligen aufnehmen werde, ward immer ſtärker in ihr. Gebe Gott jedem Chriſten ein ſolch frommes Ende, wie dieſer Sünderin! ſagte der Prediger, als er vor ſeiner Gemeinde in einer herzergreifenden Rede der Mörderin erwähnte: ſolch gottesfürchtiges Gebet, ſolch kindliche Andacht ſah ich noch nie!

Am Tage vor ihrer Hinrichtung verlangte Marie auch Herrn Rudolf von Planta zu ſprechen, der eben in Chur gegenwärtig war. Er kam, wohl ahnend, was ſie von ihm wolle.

Edler Herr! ſagte ſie: ich weiß, daß Ihr in Verbindung mit dem Alten von Furnatſch ſteht und ſeinen Sohn Konrad kennt und ihm wohl wollt. Ich habe eine Bitte an Euch. Grüßt den Alten von mir recht herzlich, er hat mir immer wohl gewollt und deshalb gedenke ich ſeiner auch in der Todesſtunde mit Liebe. — Dem Sohne ſagt, fuhr ſie fort und erbebte: — daß ich ihm vergebe — ich wolle ihn nicht anklagen vor Gottes Thron!

Marie! rief der von Planta.

Euch, edler Herr, unterbrach ſie ihn: Euch ermahne ich, zur reformirten Kirche zurückzutreten und auch Konrad dazu zu bewegen. So nahe dem Tode öffnen ſich die Pforten des Jenſeit dem ſündigen Menſchen und das Irdiſche wird klein vor ſeinem Blicke. Wehe dem, der um das Zeitliche das Ewige hingab! Darum ermahne ich Euch, kehrt zurück zur wahren Lehre, daß Gott Euch verzeihe! — Lieber Herr! ſprach ſie dann: wirkt auch auf ihn, er iſt nicht böſen Herzens — aber — Ein Thränenſtrom brach hervor und hemmte ihre Rede.

Ich glaube Dich zu durchſchauen, Marie! ſagte Rudolf von Planta erſchüttert: und doch darf ich nicht ſprechen! — Mir fehlt Dein Heldenmuth.

Eure Worte kämen zu spät, Herr! sagte sie: deshalb schweigt und gönnt mir einen freudigen Tod. Ich habe mich von Allem losgesagt, Alles hat sich von mir losgerissen, was soll ich noch auf dieser Welt? Ich gehe mit Freuden hinaus. — Beherzigt die Worte einer Sterbenden! bat sie dann noch einmal: und lebt wohl! Sie küßte seine Hand, trat an das Fenster und schaute hinaus, wo die finstern Wolken am Himmelsdome vorüberzogen. Rudolf von Planta schied mit zerknirschtem Herzen, aber auch mit Bewunderung von ihr.

An dem Vorabende des zur Hinrichtung bestimmten Tages, kam die Mutter und Frau von Travers in das Gefängniß, sie noch einmal zu sehen. Beide waren trostlos, beide glaubten sich schuldig und statt die Verurtheilte zu trösten, mußte Marie die Worte des Trostes sprechen. Als jedoch am Abend der Geistliche kam, sie zu dem ernsten Wege vorzubereiten, bat sie die Mutter und Frau von Travers, sich zu entfernen und ihr nicht weiter das Herz schwer zu machen. Lebt wohl, Mutter! sagte sie mit standhafter Ergebung: bald sehen wir uns wieder! — Vergebt mir, wenn ich gegen Euch gefehlt habe, vergebt mir den Kummer, den ich Euch jetzt verursache. — Euch, Frau von Travers, wandte sie sich zu dieser: Euch dank' ich für die vielen Wohlthaten, die ich von Euch genoß und die ich mit Kummer und Sorgen gelohnet habe; verzeihet mir! Sie küßte ihr die Hand, sank der Mutter weinend um den Hals: sollt't Ihr ihn wieder sehen — so grüßt ihn von mir — sagt ihm — ich scheide mit treuer Liebe zu ihm vom Leben — Lebt wohl!

Der Prediger mußte fast gewaltsam die Frauen hinausführen, dann kehrte er zurück. Gönnt mir einen Augenblick Ruhe, eh' Ihr beginnt! bat sie: ich bedarf ihrer; die Seele windet sich nur langsam, nur schmerzvoll von dem Irdischen los. Noch einmal ziehe die Vergangenheit an mir vorüber, noch einmal trete das Leben mit seinen freundlichen Farben vor mich, dann gehör' ich dem Tode, gehör' ich dem Jenseit an! Sie setzte sich und überließ sich der Erinnerung. Thränen rollten über ihre bleichen Wangen, Seufzer entstießen ihrer bewegten Brust, sie schien sie nicht zu achten; aber plötzlich erhob sie sich. Nun ist es vorüber! sprach sie: ich habe der Welt mein Lebewohl zugerufen und mich von ihr losgerissen. Das Irdische liegt hinter mir — jetzt gehöre ich dem Himmel allein noch an!

Sie hörte nun andächtig auf die frommen Worte des Predigers, betete mit Inbrunst zu Gott, hatte das feste Vertrauen zu seiner Barmherzigkeit und erst um Mitternacht verließ sie der Prediger. Sie legte sich nun auf ihr hartes Lager, schloß die brennenden Augen, der letzte Schlummer beschlich sie, doch bald weckte die Morgenröthe sie wieder.

Sie sprang vom Lager auf, warf sich auf die Kniee und streckte die Arme den Strahlen der Morgensonne entgegen, die mild durch das Eisen-

gitter des Fensters drangen. Du begrüßest mich noch einmal, heiliges Licht! rief sie begeistert: kömmst, der Sterbenden Dein Lebewohl zu bringen? — Ach, warum sind Deine Strahlen nicht bleich wie das Grablicht des Mondes? Warum sind sie auch heute rosig, wie meine Jugend war? — Sie liegt hinter mir, verblüht, verwelkt — mir blieb nichts von ihr, keine Sehnsucht, nur eine traurige Erinnerung! — Aber nein, nicht nach ihr will ich rückwärts schauen, aufwärts nach Dir hebe sich mein Blick, Sonne des Morgens, die uns der Barmherzige als Wahrzeichen der Auferstehung sendet! Deine Strahlen wecken in des Menschen Brust die Ahnung, den Glauben, daß er wie Du aus der Nacht des Grabes herrlicher erstehen werde, daß ein Leben jenseit ihm wird, rein wie Deine Strahlen, heilig wie Dein himmlisches Licht! Sei mir gegrüßt, Du Bote der Auferstehung, sei mir zum letztenmal gegrüßt! — Wenn Du zur Ruhe gehst, schlummre auch ich im Arme des Todes! —

Sie erhob sich, sammelte ihre Gedanken, verrichtete dann ihr Morgengebet und erwartete nun mit Sehnsucht, daß sich ihr Kerker öffne und sie zum Tode geführt werde. Als er sich aber öffnete, zwei der Richter mit dem Geistlichen eintraten, der sie fragte: Marie Imeldi, seid Ihr zum Tode bereit? forderte die menschliche Natur, so nahe dem geöffneten Grabe ihr Recht, der Tod erschien ihr furchtbar und sie stammelte bebend ein leises: Ja! Aber nicht lange, so dünkte er ihr wieder der Bote des Friedens, der Bote der ewigen Ruhe.

Ich bin bereit! sagte sie jetzt, als das Geläute der Glocken begann und ihre dumpfen Töne sie zum langen, langen Heimgange mahnten. Ich bin bereit! sagte sie standhaft, obgleich der Tod ihr Gebein durchrieselte und nur der feste Glaube, der Blick gen Himmel, der ihr die Pforten des Paradieses offen zeigte, sie stärkte und ihr Muth gab. Sie verließ nun an der Hand des Geistlichen das Gefängniß und schritt festen Schrittes durch die Gassen, zwischen der herbeiströmenden Menge des Volkes hindurch. Kein Auge, das bei ihrem Anblick thränenlos geblieben wäre, kein Herz, das nicht ängstlich geklopft hätte. Wer hätte sie auch sehen können dem Tode entgegen gehen, sie, die dem freundlichsten Leben anzugehören schien, ohne nicht von Mitleid durchdrungen zu sein? Wer hätte ohne Mitgefühl die schöne, schlanke Gestalt im schneeweißen Kleide, mit aufgebundenem Haar, ein Rosmarinstrauß in der Hand erblickt, ohne daß die Wehmuth ihn beschlichen, wenn er das milde, heitere, fromme Antlitz sah, auch zum Tode noch mild und freundlich, wenn er das leise Gebet murmeln und zwischen der furchtbaren Stille das Todtengeläute vernahm, das das liebliche Mädchen zum Richtplatz begleitete?!

Jetzt nahte sie dem Hochgericht — sie hob den gesenkten Blick und erbebte, als sie das Schwert in der Hand des Nachrichters erblickte. Gott stärke Dich im Glauben und in der Hoffnung! sprach der Geistliche: fasse Muth, fromme Seele, die Engel warten Dein!

Vergebe ihr Gott! — Sei ihr gnädig und barmherzig, Vater im Himmel! hörte man viele unter dem versammelten Volke beten, als sie mit wankendem Schritte die Stufen hinaufstieg. — Jetzt stand sie oben, hob ihr Auge gen Himmel, überschaute mit wehmüthigem, doch freundlichem Blicke die Menge, kniete nieder und betete, dann erhob sie sich, schauderte zusammen, legte, ehe sie zu sprechen vermochte, die Hand aufs Herz und sagte dann mit fester, lauter Stimme zu dem versammelten Volke: Ich sterbe mit Freuden — aber ich sterbe unschuldig! — Dies sagend, küßte sie die Hand des Priesters, kniete vor ihm nieder, er legte die Hand auf ihre kalte Stirn und vermochte vor Wehmuth kaum die Worte zu sagen: Gehe ein, Du frommes Kind in das Himmelreich, das Dir bereitet ist; der Segen des Herrn begleite Deine Seele!

Da durchlief, von Mitgefühl und Schauder ergriffen, ein dumpfes Gemurmel die Menge. Gnade, Gnade! riefen viele Stimmen, aber die Gnade war fern, das Todesschwert nahe, und mit freundlichem Lächeln dankend, nahm sie ihr Schweißtuch, an dem sie tausend Stiche genäht und band es um die schönen Augen, die sich nun für immer schließen sollten.

Eine schauerliche Stille trat ein, jeder glaubte das Rauschen des Todes zu vernehmen und niemand wagte zu athmen, als der Nachrichter das Schwert entblößte. Nur eine donnernde Stimme schrie in dem Augenblicke ein furchtbares: Halt! Haltet ein! Ein Mann, in der Kleidung eines Reiters, machte sich gewaltsam Platz und drang nach dem Hochgericht. — Halt ein! rief er dem Nachrichter zu: Du mordest eine Unschuldige! — Ich bin der Mörder! Ich durchstach Georg Jenatsch, nicht sie! Er stürzte die Stufen des Hochgerichts hinauf. — Herunter mit der Binde! rief er, das Tuch ihr von der Stirne reißend — und der Alte von Furnatsch stand vor dem Mädchen, das der Tod schon mit seinem kalten Odem angehaucht hatte.

Was ruft Ihr mich zum Leben zurück? sagte sie die Augen weit öffnend: was ruft Ihr mich zurück? Ich schwebte schon aufwärts —

Ihr Herrn! sagte der Alte jetzt zu denen vom Gericht, die gegenwärtig waren: Laßt mich ins Gefängniß führen, bringt mich zum Verhör und Ihr werdet bald vernehmen, daß sie unschuldig, unwissend an dem Morde ist; nur gebt sie frei.

Die Richter befahlen jetzt bis auf weitere Untersuchung mit der Vollziehung des Urtheils einzuhalten, den Alten, der sich selbst angeklagt, in Banden zu legen, Marie aber ins Gefängniß zurückzuführen. Da vermochten, während Marie niedergekniet war und leise betete, die Soldaten kaum das Volk zurückzuhalten, das über diesen Ausspruch unwillig wurde und gern gesehen hätte, das dem Alten von Furnatsch sogleich seine Strafe, dem unschuldigen Mädchen aber ihre Freiheit werden müsse. Die weisen Richter aber und selbst der Prediger von St. Regula beruhigten sie und machten ihnen verständlich, daß auf jeden Fall eine Untersuchung erst statt-

finden müßte, ehe das Mädchen frei gegeben, der Alte gerichtet werden könne.

Ihr habt nicht wohlgethan! wendete sich jetzt Marie, die ihr Gebet beendet hatte, zu dem Alten: warum Euch dem Verderben weihn, um mich zu retten?

Glaubt Ihr! rief er feurig: daß der Alte von Furnatsch Euch an edlem Sinne, an Muth nachsteht? Daß er sein finstres Leben um solch edlen Preis sich erkaufen möchte als Ihr seid? Bis zum letzten Augenblick hoffte ich, daß Euch Gnade würde, so lange hielt mich die Lust zum Leben zurück, dann aber, da ich sah, daß Ihr harten Herzen verfallen waret, rief ich mein donnerndes Halt! Denn der Tod ist mir nichts gegen ein ehrloses Leben und überdies war mit seinem Tode meine Laufbahn beendet, mein Ziel erreicht.

Die Schergen trennten sie jetzt, die Soldaten führten den Alten zum Thurm am Metzgerthor ab, die Richter des Kriminalgerichts, von der jubelnden Menge begleitet, führten Marie nach der Stadt zurück.

Still, traurig ging sie an ihrer Seite, das Leben war ihr nicht werther geworden, seit der Tod seine Hand nach ihr gestreckt. Gott wollte es so, noch länger will er mich prüfen! sprach sie zu dem Geistlichen und preßte den Strauß Rosmarin, den sie noch in Händen hielt, an ihre bleichen Lippen: Der Wille des Herrn geschehe!

Da drängte sich ein junges Mädchen aus dem Haufen hervor, nahm eine blühende Rose von ihrem Hute: Marie! sagte sie freundlich: nimm diese Blume statt des finstern Rosmarins, sie kleidet Dich besser! Marie dankte, nahm die Blume unter dem Jauchzen der Menge. Meinem Leben wird keine Rose mehr blühen! sagte sie und legte sie neben den Strauß von Rosmarin. Sie sei das Bild meines vergangenen Lebens, der Rosmarin das meines künftigen.

Als sie wieder ins Gefängniß trat, fand sie schon die Mutter dort; die Nachricht ihrer Rettung war ihr vorangegangen und hatte das trostlose Mutterherz mit unaussprechlicher Freude erfüllt. Sie sank an ihre Brust. — Die zerknickte Blume wird nimmer wieder erblühen, Mutter! sprach sie wehmüthig. Das wiedergegebene Leben war ihr werthlos; sie hatte es ja willig hingeben wollen.

Noch am nemlichen Tage wurde der Alte von Furnatsch verhört. Er sagte aus, daß er, wie man wisse, schon einmal die Absicht gehabt habe, Georg Jenatsch zu morden, um den Tod seines Herrn, des edlen Pompejus von Planta zu rächen — Lange habe ich, fuhr er fort: in der Verborgenheit auf eine Gelegenheit gelauert. Endlich drang mein Sohn, der jetzt mit seinem Regimente nach den Niederlanden marschirt ist, in mich, mein

Vorhaben ſchnell und noch während ſeiner Anweſenheit auszuführen. Er hatte hierbei die Abſicht, die ich erſt ſpäterhin erfuhr, Marie Imelbi, ſeine Verlobte, bei dieſer Gelegenheit gewaltſam zu entführen, wozu er auch Alles Nöthige bereitet hatte. Ich, hiervon nichts ahnend, von meiner Rache getrieben, befolgte ſeinen Rath und wählte den Tag des Gaſtmahls, der mir der ſchicklichſte zur Ausführung dünkte.

Als die Liſt mit dem Boten, der von Inſpruck gekommen ſein ſollte, gelungen war und Georg Jenatſch in die Falle ging und herunter auf den Hof kam, durchſtach ich ihn mit dem nemlichen Schwerte, womit er Pompejus von Planta gemordet hatte. Der erſte Stoß mußte ſchon tödtlich geweſen ſein, denn er ſank vor mir nieder; da brachte ich ihm in toller Wuth noch mehrere Wunden bei und blieb wie gebannt vor dem Leichnam ſtehen, den Todten höhnend. Aber mein Sohn, der an der Ermordung keinen thätigen Antheil genommen hatte, entriß mir das Schwert und befahl ſeinen Mitgenoſſen, meiſt lauter ſpaniſchen Soldaten, die ihn hierher begleitet hatten, mich mit Gewalt von dem Todten wegzureißen. Sie thaten es und führten mich, trotz meines Sträubens durch die aufgeſprengte Gartenpforte ins Freie.

Mein Sohn blieb, wie er mir ſpäterhin ſagte, im Garten zurück, Marie aufzuſuchen, er fand ſie auch und wollte ſie nun bereden, mit ihm zu fliehen; ſie aber weigerte ſich, da umfaßte er das Mädchen, ſie mit Gewalt fortzuführen; Marie ſträubte ſich, rang mit ihm und da in dem Augenblicke mehrere Bewaffnete in den Garten drangen, mußte er ſeine Beute zurücklaſſen und entkam auf ſchnellem Roſſe ſo wie ich. —

Die Richter, welche fürchteten, daß manche angeſehene Perſon in dieſe Sache verwickelt ſein könnte, forſchten nicht weiter nach den näheren Umſtänden, fragten den Alten nicht, wo er ſich in dieſer Zeit aufgehalten habe und ſchienen zufrieden zu ſein, ein Opfer zu haben, das für Georg Jenatſch bluten ſolle; nur hielten ſie es zur Rechtfertigung Mariens für nöthig, ſie noch einmal zu vernehmen, um zu ſehen, ob ihre nunmehrige Ausſage mit der des Alten übereinſtimme. Jedoch ſchickten ſie erſt den Prediger von St. Regula zu ihr, der ſie ermahnen mußte, jetzt nicht mehr die Wahrheit zu verhehlen. Sie verſprach es und ihre Ausſage war in ſo weit mit der des Alten übereinſtimmend; auch geſtand ſie, daß Konrad Berniſch ſie an dem Abend vorher durch einen Brief vor Georg Jenatſch gewarnt, ſie ſich deshalb in dem Garten verborgen habe und Konrad der Mann geweſen ſei, der ſie habe gewaltſam mit ſich fortführen wollen. Sie habe ſich hierbei mit allen Kräften dagegen geſtemmt, wobei ihm das blutige Schwert entfallen ſei, das ſie, ohne zu wiſſen warum, aufgehoben habe. Auf die Frage, ob er mit dem Schwerte ſie vielleicht ſelbſt habe verwunden wollen, ſchwieg ſie und ſagte endlich, ſie glaube es nicht.

Erſt acht Tage hierauf ward Marie von aller Schuld frei geſprochen und ihres Kerkers entlaſſen. Ihr Austritt glich einem Triumphzuge

Von den Rathsherrn der Stadt Chur, von der Geistlichkeit und den angesehensten Männern des Bündner Landes begleitet, wurde sie aus dem Gerichtsale in die Hauptkirche zu St. Martin geführt, wo der Prediger in einer herzergreifenden Rede von der Barmherzigkeit Gottes sprach, welche in dem Augenblicke der Noth die Unschuld der Angeklagten so wunderbar an das Licht gebracht. Dann ging der Zug, den Bundeswaibel voraus, der mit lauter Stimme die Unschuld des Mädchens dem Volke bekannt machte, nach dem Platze vor dem Kornhause. Hier bildete das Volk, nach üblich alter Sitte im Bündner Lande, einen Kreis um die Losgesprochene und ein junges Mädchen, das nemliche, welches auf dem Heimgange vom Richtplatze die rothe Rose von ihrem Hute genommen und sie Marien gegeben hatte, trat, eine weiße Rose in der Hand, an sie heran. Marie Imeldi, sprach sie: im Namen der drei Bünde reiche ich Dir, von jeder Schuld an dem Morde Georg Jenatsch Freigesprochene, die Unschuldrose; trage sie als Symbol Deiner Schönheit, Deiner Unschuld, aber auch der Vergänglichkeit, die Alles Irdischen Erbtheil ist! — Ein lautes Jauchzen des Volkes begleitete die Worte des Mädchens und hallte noch immer, als Marie schon längst in ihrem kleinen Gemache im Hause der Frau von Travers saß, wo auch ihre Mutter jetzt wohnte.

Aber es hielt sie nicht lange in ihrem Zimmer, sie eilte ins Freie, eilte nach dem Garten, nach der Linde, wo sie zuletzt Konrad gesehen hatte. Die Rose in der Hand, stand sie unter ihren breiten Aesten und die Begebenheiten der vergangenen Tage gingen mahnend an ihr vorüber; wehmüthig blickte sie auf die Vergangenheit zurück und eine tiefe Rührung ergriff sie, als sie des Mannes gedachte, an dem ihr Herz so ganz gehangen, der ihr Alles auf Erden gewesen war und der sich auf so grausame Weise von ihr losgerissen hatte. Traurig blickte sie auf die Rose und lächelte schmerzvoll. Du bringst mir den verlornen Frieden nicht wieder, Du vergängliches Zeichen meiner Unschuld! sprach sie: wenn ich Dich sehe, so dünkt mich, ich sehe die Blume meiner Liebe gebleicht und ich möchte bei Deinem Anblick weinen, statt mich zu erfreuen. In meinem Herzen sollst Du bis zum letzten Klopfen blühen, Blume der Unschuld, an meiner Brust wirst Du schnell verwelken, da findet das Leben den Tod!

Am andern Tage suchte sie um die Erlaubniß nach, den Alten von Furnatsch in seinem Gefängnisse sprechen zu dürfen. Ihre Bitte wurde ihr gestattet und sie trat mit klopfendem Herzen zu dem Alten.

Daß Du zu mir kommen würdest, Marie, war ich gewiß, sagte er, ihr freundlich entgegen kommend: daß Du dem alten Manne nicht zürnst, wenn er auch wochenlang den Tod Dir mit seiner Sense gegenüber stehen ließ, konnte ich von Deinem Herzen erwarten und so ist es mir lieb, daß

ich Dich noch einmal sehe. Setze Dich zu mir, denke wir waren in meiner moosbedeckten Hütte und Du brächtest mir Stärkung — Ja, Du bringst sie mir auch und ich bedarf ihrer hier mehr als ich sie dort bedurfte, denn der Weg zum luftigen Grabe ist doch schauderhafter als ich glaubte.

Wie hätte ich Euch ohne Trost lassen können? nahm Marie das Wort: wie hätte ich den Mann in seiner Todesstunde verlassen können, der auch in der meinen mich nicht verließ?

Berühre das nicht, Marie! fiel er ihr unwillig in die Rede. Du mahnst mich an eine böse Zeit in meinem Leben, an eine Zeit, wo ich nicht war, wie ich hätte sein sollen und das Leben mich umklammert hielt, als hätte es noch tausend Reize für mich. So wie Du gefangen genommen wurdest, hätte ich mich anklagen müssen und ich that es nicht! — Bald hoffte ich, Du würdest die Wahrheit sagen und die Richter Dich frei sprechen und als ich vernahm, wie standhaft Du seist, wie Du Konrad, den Du für den Mörder hieltest, retten wolltest; da flüsterte mir der Böse ein: Sie wünscht den Tod, das Leben ist ihr eine Last, es wäre grausam, ihrem Wunsche entgegen zu sein. Selbst als ich Dich zum Richtplatze gehen sah und Du schon eine Verklärte, mehr dem Himmel anzugehören schienest als dieser Erde, da wankte ich erbärmlicher Mensch und zweifelte, ob ich Dir die Himmelspforte schließen dürfe, und nur der Anblick des blitzenden Schwertes konnte mir den Muth geben, zu thun was Recht war.

Ihr erkauftet mir ein freudeloses Leben mit Euerm Tode! sagte sie bewegt.

Wohl möglich! unterbrach er sie heftig: mich aber hab' ich vor einem schmachvollen Leben bewahrt, wo mich Dein Bild ewig verfolgt haben würde und jetzt, da es geschehen ist, geh' ich ja dem Tode freudig entgegen. — Was hab' ich noch hier? — Meine Rache ist gesättigt. — Mein Sohn? — hat seinen Himmel zerstört und selbst meine Hütte haben sie abgebrannt und für meinen edlen Herrn, für den ich lebte, zu sterben, war ja mein einziger Wunsch! Und so ist ja Alles erfüllt, was ich seit Jahren hoffte und wünschte. Was will ich mehr? — Du aber jammerst mich! — Dich hatte Gott so lieblich geschaffen, so reichlich mit allem Guten ausgestattet; da hängst Du Dich an meinen Sohn und der Friede Deines Herzens ist hin, wenn Du ihn nicht vergessen, wenn Du nicht Liebe in Verachtung umwandeln kannst. Denk' er sei todt! Wende zur Hoffnung Dein Auge, sie verläßt Keinen, und wisse, die Zeit lindert Alles; was in ihrem Schoos ruht, vermodert zu Staub!

Nein, nein! sagte Marie: ich kann, ich will nicht vergessen! — Es ist ein trübes Bild, was ich rückwärts schauend erblicke, aber doch ein liebes Bild — Es ist das zerstörte Paradies meiner Jugend, ich will es nicht lassen.

Ja! brummte er dumpf vor sich hin: Alles vermodert nicht im Schooße der Zeit, die Erinnerung bläs't die verlöschende Fünkchen wieder

an und der Schmerz brennt von Neuem. Aber Du pflegst einen Wurm, der Dein Herz zernagen wird und Du thust Unrecht, unterbrach sie der Alte: Er verdient nicht, daß Du an ihn denkst. Sie erwiderte nichts und schwieg.

Vater! brach sie endlich das Schweigen: wißt ihr nicht wo Konrad weilt? Ist er außer Gefahr?

Er ist, wie ich schon vor Gericht sagte, in den Niederlanden; vergiß ihn!

Ich habe ihm Treue geschworen bis ins Grab, sagte sie wehmüthig: auch fern, auch getrennt von ihm und seinem Herzen will ich meinen Schwur nicht brechen!

Auch da er das Schwert hob, Dich — doch ich will das Furchtbare nicht aussprechen.

Auch da noch! erwiderte sie fest: weiß ich doch, daß er den Mord nicht verübte und so ist er doch rein von einer Schuld.

Unglückliche! rief der Alte und schloß sie mit Heftigkeit in seine Arme: Du warst eines bessern Looses würdig! — Aber jetzt — geh Marie, Du stimmst mich weich und das taugt nicht für mich. — Leb wohl! — Kehre nicht zu mir zurück, Dein Anblick weckt meine Schuld und drückt mich zu Boden. Leb wohl, ist Gott barmherzig, so sehen wir uns dort wieder und ich darf eingehen in die Wohnung, die Dir längst bereitet war. Er küßte ihre Stirne, drückte sie an sein Herz. — Sie sah ihn nicht mehr!

Einige Wochen darauf ward er zum Richtplatze geführt; muthig betrat er den Rabenstein. Ich komme, Herr! sprach er feierlich: Nimm mich auf in Deine himmlische Wohnung, ich habe Dir treu gedient bis zu meinem Tode! Keine Klage entschlüpfte ihm, standhaft duldete er den schmählichen, schmerzvollen Tod. — Wie auf dem Felsen des Albula schwebten Geier und Raben über dem treuen Diener seines Herrn; er wurde ihre Beute. —

Noch ehe die Hinrichtung vollzogen wurde, hatte Frau von Travers Chur verlassen und ihr väterliches Schloß Rietberg zu ihrem künftigen Wohnsitze gewählt. Marie und ihre Mutter begleiteten sie dahin und lebten dort ein stilles, freudeloses Leben. Am Tage der Hinrichtung des Alten setzte sich Marie auf die Bank am Eingange des Schlosses, sah nach Chur hinüber und betete für die Seele des Unglücklichen. Fortan, obgleich in ihr Schicksal ergeben, welkte ihr Herz wie ihre Wange dahin; aber wenn auch ihre Jugendfrische bleichte, ihr Körper stech und ihr Herz für keinen frohen Eindruck mehr empfänglich war, blieb doch der Tod, dem einmal sein Opfer entrissen war, tückisch ihr fern; sie mußte ihre Mutter in das Grab legen und ihre Sehnsucht nach dem Jenseit blieb ungestillt, ihr Grab blieb verschlossen.

So vergingen Jahre, und immer floh die Ruhe das Herz der Dulderin. Ihre Jugend war ihr freudelos verſchwunden und das reifere Alter ſchwächte die Erinnerung nicht, ſie lebte immer nur in jener unglückvollen Zeit.

Da ſaß ſie eines Abends in der Dämmerung mit Frau von Travers unter der Linde an des Schloſſes Pforte, wo der Alte von Furnatſch nach beendeter Wallfahrt in Lumpen gehüllt, ein Büßender, ſeines Herrn gewartet hatte, als ein Reiter auf wildem Roſſe die Höhe herauf ſprengte, das wilde Thier vor den Frauen anhielt und ſtarr ſie anblickte. Marie! rief er. — Sie ſchrak auf — Kennſt Du mich nicht mehr?

Konrad? ſchrie ſie und ſank zermalmt vor dem bäumenden Roſſe nieder; aber der Gedanke an ihn regte alle Lebensgeiſter in ihr auf, ſie erhob ſich. —

Dich wollte ich noch einmal ſehen! rief er ihr zu: von Dir hören, daß Du mir vergiebſt, damit der Fluch ſich von mir wende, der mich durch das Leben jagt.

Ich habe Dir lange vergeben, Konrad! ſagte ſie mit leiſer Stimme: Ich blieb Dir treu!

Lohn' es Dir Gott! rief der Reiter, wandt' ſein Roß und ſprengte davon.

War er es ſelbſt oder war es ſein Geiſt? ſagte Marie — Rief er mich ab zur Heimath der Ruhe? — Ja, nun ich ihn noch einmal geſehen habe, edle Frau! ſagte ſie zu Frau von Travers: nun kann ich ſterben, nun iſt die Sehnſucht geſtillt und ſie kann mich nicht mehr hier feſt halten. — Gottlob, ich bin am Ziele!

Ihre Ahnung betrog ſie nicht. Nach wenigen Wochen ruhte ſie neben der unglücklichen Elsbeth. —

Der Brauer von Gent.

Erzählung aus den Zeiten der flandriſchen Unruhen

zu Ende des 14. Jahrhunderts.

In einem einsamen Stübchen seines weitläufigen Hauses saß zu Gent der junge Brauherr Philipp Artevelde. Tiefer Unmuth furchte seine Stirn, Gram nagte an seinem Herzen, aber nicht der stille Gram der Schwermuth, es war der zurückgepreßte Schmerz tiefgekränkter Gefühle, der, wenn er ausbricht, alle Leidenschaften aufregt und zur Rache entflammt. Bis jetzt war dieser junge ernste Mann von dem wilden Treiben seiner Vaterstadt entfernt geblieben, die sich schon seit längerer Zeit gegen ihren Herrn, den Grafen Ludwig von Flandern empört hatte, und niemand wußte sich dies theilnahmlose Betragen zu erklären. Einige meinten, das Schicksal Arteveldes, seines Vaters, der an der Spitze der Genter stehend, sieben Jahre Flandern fast unumschränkt beherrscht hatte und endlich als Opfer gefallen war, hätte ihm eine blutige Warnung gegeben. Andere, die ihn näher zu kennen glaubten, meinten, daß er den von seinem Vater geerbten Ehrgeiz nicht freiwillig unterdrückte, nicht freiwillig dem Einfluß entsagte, den ihm das Andenken an seinen Vater, und sein großes Vermögen sicher unter seinen Mitbürgern verschafft haben würde. Nur wenige kannten den wahren Grund, weshalb er, obgleich von glühendem Ehrgeize durchdrungen, mitten in den Unruhen, die seine Heimath bewegten, dennoch in stiller Abgezogenheit lebte.

Alice Everwein, die Tochter eines reichen Handelherrn zu Gent, der, wie die meisten wohlhabenden Bürger dieser Stadt, mehr der alten ruhigen Ordnung der Dinge zugethan war, als der Regierung einer zügellosen Horde, hatte Philipp Artevelde, ohne es zu wollen, mit ihren Zaubernetzen umstrickt. Schon seit einem Jahre warb er um ihre Gunst, doch sie, stolzen, obgleich edlen Gemüths, hielt sich eines Grafen werth und haßte überdies den Sohn des Mannes, der so viel Unheil über Gent gebracht hatte. Auch war ihr Herz schon von einer andern Neigung befangen und so behandelte sie diesen sonst so schönen Mann gleichgültig und kalt, jedoch mit Schonung, die ihr bisher der vorsichtige Vater unter den obwaltenden Umständen dringend anempfohlen hatte.

Heute aber, da er auf das Bestimmteste, selbst auf schonungslose Weise von ihr zurückgewiesen war, wurde der gekränkte Stolz Herr der so lang genährten, thörichten Neigung; alle Leidenschaften wurden rege, sein

In einem einsamen Stübchen seines weitläufigen Hauses saß zu Gent der junge Brauherr Philipp Artevelde. Tiefer Unmuth furchte seine Stirn, Gram nagte an seinem Herzen, aber nicht der stille Gram der Schwermuth, es war der zurückgepreßte Schmerz tiefgekränkter Gefühle, der, wenn er ausbricht, alle Leidenschaften aufregt und zur Rache entflammt. Bis jetzt war dieser junge ernste Mann von dem wilden Treiben seiner Vaterstadt entfernt geblieben, die sich schon seit längerer Zeit gegen ihren Herrn, den Grafen Ludwig von Flandern empört hatte, und niemand wußte sich dies theilnahmlose Betragen zu erklären. Einige meinten, das Schicksal Arteveldes, seines Vaters, der an der Spitze der Genter stehend, sieben Jahre Flandern fast unumschränkt beherrscht hatte und endlich als Opfer gefallen war, hätte ihm eine blutige Warnung gegeben. Andere, die ihn näher zu kennen glaubten, meinten, daß er den von seinem Vater geerbten Ehrgeiz nicht freiwillig unterdrückte, nicht freiwillig dem Einfluß entsagte, den ihm das Andenken an seinen Vater, und sein großes Vermögen sicher unter seinen Mitbürgern verschafft haben würde. Nur wenige kannten den wahren Grund, weshalb er, obgleich von glühendem Ehrgeize durchdrungen, mitten in den Unruhen, die seine Heimath bewegten, dennoch in stiller Abgezogenheit lebte.

Alice Everwein, die Tochter eines reichen Handelherrn zu Gent, der, wie die meisten wohlhabenden Bürger dieser Stadt, mehr der alten ruhigen Ordnung der Dinge zugethan war, als der Regierung einer zügellosen Horde, hatte Philipp Artevelde, ohne es zu wollen, mit ihren Zaubernetzen umstrickt. Schon seit einem Jahre warb er um ihre Gunst, doch sie, stolzen, obgleich edlen Gemüths, hielt sich eines Grafen werth und haßte überdies den Sohn des Mannes, der so viel Unheil über Gent gebracht hatte. Auch war ihr Herz schon von einer andern Neigung befangen und so behandelte sie diesen sonst so schönen Mann gleichgültig und kalt, jedoch mit Schonung, die ihr bisher der vorsichtige Vater unter den obwaltenden Umständen dringend anempfohlen hatte.

Heute aber, da er auf das Bestimmteste, selbst auf schonungslose Weise von ihr zurückgewiesen war, wurde der gekränkte Stolz Herr der so lang genährten, thörichten Neigung; alle Leidenschaften wurden rege, sein

finsterer Geist brütete Rache und eine sich ihm noch gestern dargebotene Gelegenheit, sie zu befriedigen, würde ihm heute willkommen gewesen sein.

Nach dem Treffen bei Nivelles, in welchem die Genter, von dem Heere des Grafen geschlagen, zwei ihrer Anführer verloren hatten, blieb nur noch Peter Dubois, ein geborner Brabanter, an der Spitze ihrer Kriegmacht, der, ein schlauer, leidenschaftlicher Mann, nur seinen eigenen Vortheil vor Augen habend, sich wenig um das Wohl der Stadt kümmerte. Er war früher in Dienst Jean Hyons getreten, der mehre Jahre nach Jakob Arteveldes Tode das Regiment der Stadt übernommen und durch die Chaperons, einer von Artevelde aus der Hefe des Pöbels zur Aufrechthaltung ihrer Freiheiten errichteten Verbrüderung, welche zum Abzeichen einen weißen Hut trugen, unterstützt, sich zum unumschränkten Gebieter Gents emporgeschwungen hatte. Nicht lange blieb die Brauchbarkeit Dubois von ihm unbemerkt, er hob ihn mit Hülfe der Chaperons von Stufe zu Stufe und verschwendete sein Zutrauen an keinen Undankbaren, denn Dubois blieb ihm bis an seinen Tod mit Leib und Seele ergeben. Hyons traf bald das Schicksal aller derer, die sich an die Spitze des Volkes stellen; er wurde ein Opfer seines Ehrgeizes und Gift warf ihn in der Mitte seiner glänzenden Laufbahn ins frühe Grab. Dubois hatte sich indessen bis zu einem Befehlhaber der bewaffneten Macht empor geschwungen, und stand jetzt, von den Chaperons unterstützt, allein an der Spitze der Genter. Aber zu klug, um nicht aus Erfahrung zu wissen, daß Volksgunst ein schwankender Grund ist, um das Gebäude seines Glücks darauf zu bauen, sah er sich, da die Gefahr von Außen, so wie die Unruhen im Innern mit jedem Tage anwuchsen, nach einem Manne um, der das Zutrauen beider Parteien, der Reichen und der Armen, gewinnen und den er nach Wohlgefallen lenken könnte. Er glaubte, in Philipp Artevelde den Mann, so wie er ihn brauchte, gefunden zu haben; er war so reich, daß er es dem reichsten Kaufherrn gleichzuthun im Stande war, näherte sich als Brauherr jeder Klasse der Gewerke, war durch seinen Vater, dessen Andenken in den Herzen Aller noch lebte, von jedermann geliebt und so schien er ihm geeignet, an der Spitze des Regiments zu stehen, um so mehr, da seine bisherige Abgezogenheit wenig Ehrgeiz, wenig Thatkraft verrieth und er deshalb für sich wenig zu befürchten glaubte. Er hatte gestern Artevelde unter der Hand den Vorschlag gemacht, der jedoch von ihm abgelehnt worden war.

Dubois, nachdem er näher geforscht und Arteveldes Verhältniß zu Alice Everwein, so wie das, was er heute erdulden müssen, erfahren hatte, eilte zu ihm und kam, so sehr Artevelde es auch zu verbergen suchte, heute willkommen.

Nun, mein junger Freund! redete er ihn traulich an: Ihr seht mich noch einmal hier, noch einmal mache ich Euch den Vorschlag, Euch an die Spitze des Stadt-Regiments zu stellen. Ich wiederhole nochmals, was ich

schon früher gesagt. Der Graf von Flandern zieht von Neuem gegen die Stadt, sie bedarf eines Mannes, zu dem die Chaperons und die kleinen Gewerke Zutrauen haben, und den die Reichen und Kaufleute nicht hassen. So sehr ich mir auch die Kraft und den Muth zutraue, ferner, auch in dieser gefahrvollen Zeit, das Ruder zu führen, so liegt mir doch die Sache, für die wir streiten, zu sehr am Herzen, als daß ich ihr nicht Alles, selbst mich und mein Ansehn opfern könnte. Ihr seid zwar bisher unthätig geblieben, habt für das allgemeine Beste wenig gethan; statt Euer Blut zu opfern, habt Ihr nur Euern Seckel geöffnet; aber ich kenne den Grund, er liegt in Euerm schwachen bethörten Herzen, nicht in Euerm edlen Gemüth. Deshalb fürchte ich keinen Augenblick, daß Ihr nicht von Eurem Vater den Muth und die Liebe zu Eurer Vaterstadt geerbt haben solltet. Sein Andenken steht noch hoch in den Herzen der Genter, darum wählte ich Euch und halte Euch für den Mann, der die Sache zu einem guten Ende zu führen vermag.

Und wie sollte mir, der ich bis jetzt allen Geschäften fremd blieb, das Vertrauen werden, solchem gefährlichen Unternehmen vorzustehen? fiel ihm Artevelde in die Rede.

Ich werde Euch gern mit Rath an die Hand gehen, ich kenne Eure Vaterstadt. Seid Ihr das Haupt, will ich die Seele des Unternehmens sein! erwiderte Dubois.

Werther Herr! sagte Philipp und schien nachdenkend, obgleich er den Plan Dubois längst durchschaut hatte. Laßt mich in meiner Abgezogenheit, ich tauge nicht zu höhern Dingen; der Ehrgeiz meines Vaters hat sich nicht auf mich vererbt, wohl aber sein Stolz, der ihm befahl, das, was er war, ganz zu sein.

Thörigter Jüngling! unterbrach ihn Dubois: vergeßt Ihr denn, daß Euch jetzt nur noch zwischen dem Herrscherstab und dem Henkerbeile die Wahl bleibt? Glaubt Ihr, Peter Dubois und seine Chaperons würden Euch durch ihren Antrag ehren und sich dann ohne sich zu rächen mit Verachtung zurückweisen lassen? Kennt Ihr so wenig Eure Vaterstadt und saht Ihr nie die Ströme Bluts, welche der Freiheit schon geflossen sind?

Der Jüngling hatte den wilden Anführer jener zügellosen Bande ruhig angehört, sein Blick war frei, fast stolz auf ihn geheftet geblieben. Was mir bevorsteht, weiß ich, erwiderte er. In solcher bewegten Zeit, Herr Peter Dubois, muß jeder sein Leben einsetzen und jeder kann, wenn er sich zur Ruhe legt, dem Himmel danken, daß er ihn noch einmal die Abendröthe sehen ließ. Ich war schon bei Euerm ersten Eintritt in mein Haus auf dergleichen gefaßt; aber Drohungen schrecken und bestimmen mich nie!

Ihr waret heute bei Roger Everwein, oder vielmehr bei seiner stolzen Tochter Alice? fragte der Hauptmann der Chaperons gleichgiltig scheinend.

Ich war da, aber was soll die Frage?

Ihr seid, soviel in der Stadt verlautet, heute mit Euerm Gesuche dort förmlich abgewiesen worden?

Ziemt Euch, mir diese Frage zu thun? fuhr Artevelde auf.

Sie ziemt jedem, der an Euch Theil nimmt! sagte Dubois kalt: es hat uns geschmerzt, daß der Sohn des edlen Jakob so verächtlich von dem stolzen Handelsherrn behandelt ward. Lebte er noch in seiner Kraft und Macht, so führten heute die Chaperons den frechen Alten zum Richtplatz, so aber darf er es wohl wagen, den unbedeutenden Brauherrn stolz abzuweisen. Dem Anführer der Genter hätte weder der alte Roger noch sein Kind so schnöden Bescheid zu geben gewagt.

Diese Worte reizten den Jüngling. Verschmähte Liebe, gekränkter Stolz, beleidigte Eitelkeit bewegten sein Gemüth, ein böser Geist durchrauschte ihn und fachte die Flammen wilder Leidenschaft von Neuem in ihm zur Gluth an. Er bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er stolz: wenn mir das Volk die Stelle meines Vaters mit vollem Vertrauen anbietet, will ich sie annehmen und will dann Euern Rath befolgen, Peter Dubois, da er, wie ich hoffe, stets zum Besten meiner Vaterstadt sein wird; jedoch thue ich keinen Schritt, mich bei dem Volke darum zu bewerben.

Dubois sah den Jüngling forschend an, der mit einem Vertrauen zu sich selbst, mit einer Festigkeit ihm Bedingungen vorschrieb, die er nicht erwartet hatte. Einen Augenblick wankte er in seinem Entschluß, er überlegte, ob Artevelde auch der sei, den er suche, denn er sollte ja nur das Werkzeug in seiner Hand sein. Doch seine Stellung berücksichtigend, an die Macht denkend, die in seinen Händen lag, sagte er sich, daß ein Wort von ihm hinreiche, den so hoch Gehobenen schnell wieder in sein Nichts zurückzuweisen und ihn zu verderben; deshalb erwiderte er lächelnd, daß er es morgen so einleiten würde, wie Artevelde es wünsche, und sich guten Erfolg verspräche. Hierauf verließ er ihn.

Aber in des Jünglings Brust ließ er einen Stachel zurück, der alle Elemente wilder Leidenschaft in ihm aufrief und ihn aus dem Traume seiner Liebe furchtbar weckte. Schon ehe Dubois zu ihm gekommen war, hatte er mit Mühe den Geist der Rache bekämpft, sein besseres Ich hatte ihm die Zurückweisung Alice Everweins mit Stolz zu dulden geboten; nun aber war ihm der Gedanke, an der Spitze der mächtigen Stadt Tausenden zu befehlen, tausend Arme zu finden, die seine Schmach rächen könnten, zu süß, um ihn nicht mit neuer Schwungkraft zu beleben und ihn zur Rache zu entflammen. Die Erinnerung an den traurigen Tod seines Vaters mahnte ihn nicht ab, nur seine Thaten, sein mächtiger Einfluß, die furchtbare Gewalt, die er über Gent und ganz Flandern geübt hatte, traten in glänzendem Lichte vor ihn und auch sie riefen ihn zur Rache an dessen Mörder auf. So durchlebte er eine schlaflose Nacht und auch der Morgen brachte ihm die Ruhe nicht wieder; denn schon in aller Frühe hörte er vom

Rathhause die Bürger zur allgemeinen Versammlung durch die Glocke rufen, und feierlicher als je tönte sie ihm heute, es war als riefe sie ihm den Namen seines Vaters zu. Tausend Pläne brütend, erwartete er nicht ohne Unruhe die Stunde der Entscheidung.

Sie erschien. Peter Dubois hatte seine Freunde schon im Voraus für seinen Schützling gewonnen und an diesem Morgen die Bürger zur allgemeinen Berathung zusammen berufen lassen. Jedes Gewerk rückte nun wohlgeordnet und wohlbewaffnet von seinem Sammelplatze nach dem Markte.

Es war ein schöner und doch so ernste Betrachtung erregender Anblick, die einzelnen Gewerke, Mann an Mann in kriegerischer Ordnung und die Menge der Chaperons zu sehen, die theils in besondern Haufen, theils in den niedern Gewerken vertheilt, mit ihren weißen, mit einer schwarzen Hahnfeder geschmückten Hüten ein wildes Ansehn hatten. Selbst in den Reihen der Kaufleute, der Schiffsrehder und Goldschmiede sah man Einzelne, welche das Zeichen der furchtbaren Verbrüderung trugen; es waren jene schwachen Seelen, die sich aus Furcht vor dem Teufel, dem Teufel selbst ergeben hatten. Aber die wohlhabenden, rechtlichen Bürger dieser blühenden Handelstadt, unter denen sich auch Roger Everwein befand, trugen nach wie vor ihr schwarzes Barett, und würden sich für entwürdigt gehalten haben, wenn jenes Zeichen der Volkswuth und der Blutgier sie bedeckt hätte.

Als sämmtliche Gewerke versammelt waren, geboten drei Schläge an ein metallnes Becken Ruhe und Stille. Peter Dubois bestieg das von seiner Bedeckung umgebene Gerüste, von welchem herab er die Versammlung anredete. Zuerst schilderte er unumwunden die Gefahr, welche den Einwohnern der Stadt drohe, erhob ihren Muth durch Aufzählung der bedeutenden Hilfsmittel, die ihr zu Gebote ständen, ermahnte sie zur Eintracht und zu festem Vertrauen auf ihre Kraft, dann ging er listiger Weise auf den Erhalter ihrer Freiheit, den Retter Flanderns, Jakob Artevelde über, pries seine Thaten, schilderte mit Thränen im Auge sein blutiges Ende und schloß dann mit den Worten: Bisher habt Ihr mir Euer Vertrauen in allen Kriegssachen geschenkt, mich auch in andern Dingen zu Rathe gezogen und meinen Rath befolgt; aber die Zeiten werden mit jedem Tage bedenklicher, der Graf von Flandern zieht mit einem neuen Heere heran, Frankreichs König scheint seinen alten Groll gegen ihn vergessen zu wollen und es thut mir weh, Euch sagen zu müssen, in Euern Mauern selbst gibt es viele, die dem Feinde unsrer Freiheit gewogen sind und ihn gern mit seinem Kriegsvolk anrücken sehen. Andere gibt es unter uns, die es zwar redlich mit der Stadt meinen, jedoch das eigne Wohl dem allgemeinen vorziehn; auch solche könnt Ihr in Euern Mauern finden, denen Geld und Gut höher steht, als die Freiheit und die Privilegien ihrer Vaterstadt. Deshalb bin ich, ein schlichter Krieger, ohne in Eurer Mitte Haus

und Hof zu haben, ein Fremdling unter Euch, nicht mehr mächtig genug, dem allem zu widerstehen und die Verräther im Zaum zu halten. Ihr müßt einen Mann an Eure Spitze stellen, dem Ihr Euer Vertrauen ganz schenken könnt, der reich und mächtig genug ist, denen mit schwarzen Baretts die Waage zu halten und es ihnen gleich zu thun, und herablassend genug, das Vertrauen der Chaperons, dieser Stütze der Stadt, zu gewinnen. Ihr müßt ihm völlige Gewalt in Kriegs- und Verwaltungssachen geben, die weisen Syndici der Gewerke werden ihm dann schon, der Verfassung nach, mit Rath und That beistehen.

Nenne uns einen solchen Mann, Peter Dubois! riefen mehrere Stimmen aus den Gewerken der Weber, Schmiede und Fischer: Nenne uns ihn!

Wie Jakob Artevelde für den Ruhm und die Freiheit Gents lebte und starb, rief jetzt Dubois mit lauter Stimme: so wird auch Philipp Artevelde, sein Sohn, als Euer Anführer, für seine Vaterstadt leben und sterben! Eine allgemeine Stille herrschte bei diesen Worten; der größte Theil der Versammlung schien durch das Unerwartete dieser Rede überrascht, Plötzlich aber brachen Dubois Freunde hervor und riefen: Ja, Philipp Artevelde ist der Mann und keinen andern wollen wir! und wie ein Laufeuer hallte es durch die ganze Versammlung: Philipp Artevelde sei unser Führer. Die weißen Hüte wurden nun auf Piken und Schwerter gesteckt und zum Zeichen des Beifalls hoch empor gehoben, und das Murren der Kaufleute und ihre Vorstellungen durch wildes Geschrei übertäubt. Kaum vermochte Dubois die Ruhe in so weit wieder herzustellen, daß man seinen Vorschlag vernehmen konnte, die Syndici der Gewerke und ihre Hauptleute an Artevelde abzuschicken, um sich mit ihm zu verständigen und über das Nöthige zu besprechen. Die Chaperons, denn Jakob Artevelde war es ja, der ihre Verbrüderung errichtet hatte, schienen durch den Namen Artevelde in wilden Freude-Taumel versetzt und mit tumultuarischem Gejauchze folgten sie dem feierlichen Zuge, der sich nach der Wohnung des jungen Brauherrn in Bewegung gesetzt hatte.

Dieser, durch einen ausgesandten Diener von dem Vorgefallenen schon unterrichtet, war vorbereitet und empfing die Abgeordneten mit ruhiger Würde. Die Syndici trugen ihm nun den Wunsch der Bürger vor, sagten ihm, daß die Liebe und das Vertrauen, welches sie zu seinem Vater gehabt, auf ihn übergegangen sei und sie bestimmt hätte, ihn an die Spitze des Stadtregiments zu stellen; auch gelobten sie im Namen sämmtlicher Gewerke unbedingten Gehorsam.

Artevelde hatte, ohne nur durch Blick oder Worte die Freude laut werden zu lassen, die ihm dieser Vortrag machte, sie ruhig angehört, als aber der älteste Hauptmann der Chaperons, der das Wort geführt, schwieg, erwiderte Artevelde mit Ernst und mit umdüstertem Blicke:

Werthe Mitbürger! Ihr sagt, daß die Liebe zu meinem Vater, daß das Andenken an das, was er für die Stadt gethan, Euch bewogen habe, mich zu Euerm Oberhaupte zu wählen? Trotz Jakob Arteveldes großen Verdiensten um Eure Freiheit, trotz seiner Thaten habt Ihr ihn dennoch gemordet! Wie kann mir, dem Sohne, diese Erinnerung ein Pfand Eurer Neigung, Eures Dankes sein?

Ihr werdet immer so gut berathen werden, daß jedermann mit Euch zufrieden sein wird! fiel ihm Peter Dubois in die Rede: nur eigenmächtiges Handeln und thöriges Zutrauen zu sich selbst, waren Ursach an dem blutigen Tod Eures Vaters.

Artevelde beantwortete diese Unterbrechung nur mit einem stolzen Blick, und fuhr fort: Aber trotz dem, daß ich weiß, daß es mein Herzblut kosten wird, nehme ich dennoch das ehrenvolle Amt an, welches Ihr mir mit so vielem Zutrauen antragt. Mit Freuden opfere ich mein Blut für die Freiheit Gents, mit Freuden meine Ruhe für das Wohl dieses Landes, der Tod meines Vaters sei aus mmeiner Erinnerung verwischt, über ihn breite ich einen Schleier; und so bin ich der Eure im Leben und Tod! Er schwieg, ging im Kreis umher, reichte jedem die Hand und drückte sie, dem Armen wie dem Reichen, gleich herzlich; nur an Roger Everwein, dem Syndikus der Rheder ging er kalt vorüber. Dann ließ er Becher bringen und jedem einen silbernen, mit köstlichem Weine gefüllt, reichen. Nun wollen wir noch diese Becher auf treue Verbrüderung leeren! sprach er. Und somit weihe ich mich Euch mit Hab und Gut, mit Leib und Seele! Die Abgeordneten thaten ein Gleiches und schieden dann von ihm, den noch versammelten Gewerken Arteveldes Entschluß zu berichten. Ein Tag hatte den stillen, friedlichen Bürger zum Haupt der Empörung gemacht.

Dubois allein war zurückgeblieben, um schon heute sein Amt bei Philipp anzutreten und ihm Rath zu ertheilen, wie er sich in seiner neuen Lage zu benehmen habe. Nun Philipp Artevelde! sprach er mit wichtigem Tone: nun seid Ihr hoch erhoben an der Spitze der Genter Macht. Rasch seid Ihr durch mich, Euern zweiten Vater, hinaufgestiegen, sorgt nun auch, daß Ihr nicht eben so rasch von Eurer Höhe herabsinkt. Schmeichelt den Pfaffen, haltet Euch mehr zu den kleinen Gewerken als zu den größeren und Reichen; jene sind weniger zum Widerstand geneigt, sie haben bei Unruhen nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. Vergeßt nie, daß die Chaperons Euch die Macht in die Hände gaben und diese allein sie Euch erhalten können. Vergeßt nie, daß Ihr durch mich stieget, durch mich fallen könnt.

Ich werde thun, waß ich muß! war Artevelds kurze Antwort.

Dann, fuhr Dubois fort, frage ich Euch Philipp: Könnt Ihr hochfahrend, könnt Ihr grausam sein? Artevelde lächelte. — Denn wißt, ein Mann niedern Standes wie wir, auf einem Platz stehend, wohin wir

uns selbst gestellt haben, taugt da wenig, würde er nicht seiner Härte und Grausamkeit wegen gefürchtet. Die Flamänder wollen auf diese Weise regiert sein und bei ihnen muß in unsern Zeiten ein Menschenleben nicht höher stehen, als in der Zeit der Stoppeln das Leben einer Lerche.

Haltet Ihr mich für so fromm, daß Ihr mir diese Frage thut? erwiderte Artevelde, und sein Auge leuchtete feurig. Glaubt Ihr, weil der Löwe ruhig in seiner Höhle lag, er sei nicht ein Löwe? Er schlummerte nur, Syrenengesang wiegte ihn ein, aber die Stimme des Volks hat ihn geweckt und in wilder Kraft bricht er nun hervor.

So ist es recht, Artevelde! rief Dubois freudig aus, und sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf seiner Schöpfung. Hätt' ich doch nie geglaubt, daß hinter der ruhigen Stirn solche Gewitterwolken sich thürmen könnten! Nur immer frisch voran auf diesem Wege, er führt zum Ziel!

Deshalb bitte ich Euch, Peter Dubois, sagte Artevelde nun ernst, daß Ihr mir nie auf selbigem feindlich entgegen treten möget, denn einmal vorwärts schreitend, hält mich, gleich dem zügellosen Rosse, nichts mehr auf, selbst des Freundes Leiche nicht.

Dubois stutzte, Artevelden entging es nicht, daß ihn der Augenblick zu weit geführt, er zu offen gesprochen habe, er ergriff traulich Dubois Hand: Deshalb bitte ich Euch Peter, sagte er einlenkend, steht mir immer väterlich zur Seite, nie möge ich Euch feindlich mir gegenüber sehen.

Sie schieden, dem Aeußern nach als Freunde, im Herzen bereute es Dubois wohl jetzt schon, den Knaben, wie er ihn nannte, erhoben zu haben. Ein Tag hat ihn zum Manne gereift! sagte er am nemlichen Abend noch zu einem seiner Vertrautesten; ich glaube, ich habe mich in ihm geirrt.

Mit finsterm, niedergeschlagenem Blick und gesenktem Haupte kehrte Roger Everwein in seine Behausung zurück, trat in seine Schreibstube, legte sein kurzes Schwert ab und gab dem alten David, seinem Diener, schweigend sein Barett, der eben so stumm es nahm und ihn unverwandt und forschend ansah. Endlich ängstigte ihn der Gram zu sehr, der seinen sonst so muthigen Herrn nieder zu beugen schien, er brach das Schweigen.

Was bekümmert Euch Herr? fragte er, jedoch nur halblaut. Es muß schwer auf Euch lasten, da es Euch so ganz niederdrückt. Was ist in der Versammlung der Bürger vorgefallen? Darf ich es wissen, so theilt es mir mit, Herr!

Die Chaperons triumphiren! sagte Herr Roger und ballte krampfhaft die Faust.

Lieber Herr! unterbrach ihn der Diener, Gönnt ihnen ihren Einfluß, sie gerdienen ihn und erhalten sie nicht die Freiheit der Stadt? Gewiß,

sie werden sie noch ferner schützen. Trag ich doch auch den weißen Hut und gehöre ich doch auch zur Brüderschaft und dennoch dien' ich Euch mit Leib und Seele!

Sie haben einen Anführer mit unumschränkter Gewalt gewählt, fuhr Herr Roger fort.

Gewiß einen aus ihrer Mitte, vielleicht Peter Dubois, den Fremdling, oder Jakob Michelles, den Fleischhauer, fiel ihm der Diener in die Rede.

Ach wär' es einer von diesen! sagte Roger, bekümmert sein Haupt senkend, den Philipp Artevelde haben sie gewählt!

Ja freilich, dann wehe Euch und uns! sagte der alte David. Ich traute ihm nie und jetzt, nach dem, was zwischen Euch vorgefallen ist, noch weniger. Es liegt zwischen seinen Augenbrauen ein finstrer Zug, der immer mein Herz von ihm abgewendet hat, es blitzt etwas Heimtückisches aus seinen Augen. Ich fürchte, ich fürchte!

Geh hinauf zu der Frau und der Tochter und bereite sie auf die Schreckennachricht vor, befahl nun Everwein. Ich bin zu verstimmt, zu gebeugt, um mich so ihnen zu zeigen. Geh David!

Der Alte ging und Herr Roger blieb indessen sorgenvoll in seiner Stube, rief seinen Buchhalter und gab ihm den Befehl, die Rechnungbücher in Ordnung zu bringen, und Alles so einzurichten, als ob er morgen Rechenschaft geben müßte, dann glaubte er sich hinlänglich gestärkt, um zu den Seinen hinaufzugehen.

Er fand sie beruhigter, als er gefürchtet. Die Mutter hatte geweint und saß, das Haupt in der Hand, auf ihrem Sorgenstuhle und Alice stand mit heiterm, ruhigem Blick vor ihr. Als der Vater zu ihnen trat, streckte die Mutter ihm die Hand entgegen, die Tochter holte ihm einen Sessel und rückte ihn zurecht; keines berührte das Vorgefallene.

Weißt Du es schon, Mutter? fragte Herr Roger endlich.

Ich weiß es!

Und Du bist so ruhig Alice? wendete er sich zur Tochter.

Unser Schicksal steht in Gottes Hand! sagte diese mit Ergebung.

Aber auch zunächst in der Hand Arteveldes, den Du noch gestern so schnöde zurückwiesest.

That ich das Vater? Das thut mir leid! Schnöde wollt ich ihn nicht zurückweisen, ihm nicht wehe thun. Ich mußte mich jedoch endlich seinen Bewerbungen entziehen, die mir längst schon lästig waren. Ihr wißt ja Vater, mein Herz ist nicht mehr frei; war es da nicht Pflicht, ihm alle Hoffnung zu nehmen?

Ich kann Dich nicht tadeln, Dir nicht zürnen, sagte der Vater, aber Deine Liebe zu Walter von Enghien wird Dich und uns ins Verderben stürzen.

Und hätte ich auch ihn nicht geliebt, Vater, so hätte ich doch Philipp

Artevelde nie mein Herz zugewendet, ihm nie meine Hand gereicht. Uns trennt eine weite Kluft. Der Zauber, der so gewaltig das Herz des Menschen anzieht, der in dem ersten Augenblicke, da ich Walter sah, mich an ihn fesselte, fehlt ihm. Ist die Gluth, die aus seinen Augen strömt, eine magnetische Kraft, so bin ich nicht das Eisen, das sie anzieht; sie stößt mich ab. Wir sind zwei feindliche Naturen; ich offen und wahr, er zurückhaltend und versteckt. Ich fürchte, Vater, das Schrecklichste und bin auf Alles gefaßt. Arteveldes Leidenschaft ist eine wilde Flamme, keine zarte Neigung des Herzens, sie wird hervorbrechen und uns vernichten!

Und dennoch glaub' ich, Kind, begann jetzt die Mutter, daß wir auf alle Fälle denken müssen. Sollte sein Stolz nicht zu tief gekränkt, er nicht zu schwer beleidigt sein, sollte er noch einmal um Dich werben, so laß, Alice, Deinen Verstand mehr sprechen, als Dein Herz. Das Heer des Grafen rückt heran, vielleicht gestalten sich hier die Verhältnisse bald anders. Verstelle Dich, gieb ihm Hoffnung, setze die Erfüllung seiner Wünsche weit hinaus, so gewinnen wir Zeit.

Das kann ich nicht! erwiderte Alice bestimmt, Verstellung ist mir fremd, täuschen werd' ich niemand.

So wirst Du uns verderben! klagte die Mutter.

Ich hoffe, nein! sprach die Jungfrau feierlich. Es waltet ein Gott über uns, barmherzig und allmächtig. Will er uns nicht untergehen lassen, was vermag ein schwacher Mensch, was vermag der elende Anführer eines blutgierigen Haufens? Zaget nicht, Mutter, fasset Muth, Vater, vertrauet Gott und dann komme, was da will! Dem Muthigen nahet das Schicksal nicht unvorbereitet, sein Pfeil trifft ihn nur halb. — Finstre Wolken umziehen meine Lebenssonne, sprach sie jetzt wehmüthig, eine düstere Ahnung sagt mir, sie wird mich nicht mehr mit ihren goldenen Himmelsglanze bestrahlen, aber dennoch, liebe Eltern, zag ich nicht. Ich werde jeden Weg, den mir Gott bezeichnet, getrost gehen; denn, sei er kurz, oder winde er sich durch viele unglückliche Jahre, sei er mit Blumen bestreut oder dornenvoll, er führt ja immer nach einem Ziele, zum Grabe, und da deckt die Erde das bewegte Herz, da schlummert auch das blutende sanft.

Als schwebe eine dunkle Ahnung über die sorgenvolle Familie hin, so schauerlich wurde sie von den düstern Worten Alice's ergriffen. Vater und Mutter schlossen ihr Kind in die Arme und es war ihnen, als preßten sie zum letztenmale das Opferlamm an ihre Brust.

Unter Glockengeläute zog am andern Tage Artevelde, von sämmtlichen Gewerken begleitet, auf das Rathhaus, dort den Eid zu leisten und von den Syndicis den Handschlag und das Versprechen unbedingten Gehorsams zu empfangen. Das Volk war in allgemeiner Bewegung, denn

man murmelte von ungünstigen Nachrichten, die von außen eingelaufen sein sollten. Den Blick jedoch auf den schönen männlichen Jüngling gerichtet, schaute jedermann freudig den Balkon hinauf, von welchem er die Versammlung anredete. Wer seinen Vater gekannt, glaubte ihn in dem Sohne wieder zu sehen, der, die Streitaxt in der Hand, das Zeichen der Chaperons auf seinem Haupte, ein jugendlicher Krieggott vor ihnen stand.

Mit der Nacht des vergangenen Tages waren alle schlummernden Leidenschaften in ihm rege geworden, und mit diesem einen Tage, schien es, habe die Natur ihn zum Herrscher gestempelt, so kolz, so herrisch stand er auf dem Altan und redete zum Volke. Er ermahnte es zum muthigsten Widerstande, zum blutigsten Opfer, wenn es das Vaterland heische und zur strengen Befolgung seiner Befehle. Dann sagte er, die Streitaxt schwingend: Nur durch Kraft kann das Kräftige erhalten werden, nur indem man der Freiheit selbst blutige Opfer bringt, kann man das Heilige in seiner Reinheit ungeschmälert bewahren. Jener Platz, den schon das Blut so manches Treulosen tränkte, ist ihr Tempel, auch ich werde ihr, als ihr treuester Priester, die Opfer bringen, wenn sie es verlangt. Hauptsächlich wende ich mich noch zu Euch, die ich mit dem ehrenvollen Zeichen unsrer Freiheit hier unten geschmückt sehe, Ihr meine Brüder, Euch fordere ich insbesondere auf, sich fest an mich zu schließen, Euch vertraue ich allein, denn ihr waret und seid noch die Säulen unsrer Wohlfahrt, wankt Ihr, so stürzte das heilige Gebäude zusammen, und Gent, das freie Gent, vor dem Könige und Fürsten zitterten, würde die Beute des raubgierigen Adels.

Und nun meine Freunde! rief er, Trauer milderte die flammenden Blicke, seine Wildheit schien in mildem Ernst überzugehen, nachdem ich Euch Treue gelobt, Euch zur Eintracht und zum Gehorsam ermahnt, hier auf dieser Stelle feierlich der Vaterstadt Blut und Leben geweiht und so meine Pflichten als Bürger erfüllt habe, will ich sie auch als Sohn erfüllen und zur Grabstätte meines Vaters wallfahrten, dort mein Gebet zu verrichten. Wem sein Andenken heilig, wer mir gewogen und mein Freund ist, der folge mir!

Dies sagend, verließ er den Altan und von allen Gewerken gefolgt, von seiner Leibwacht, die er, 400 an der Zahl, sich aus den verwegendsten Chaperons gewählt hatte, umgeben, zog er über den Markt nach der Kirche St. Bavons, auf deren Friedhof die Gebeine seines Vaters ruhten.

Die Geistlichen, schon früher hiervon benachrichtigt, empfingen ihn an dem großen Portale wie einen Fürsten, führten ihn zu dem für ihn bereiteten Sitz, und das Volk, so viel die Kirche fassen konnte, drängte sich, den feierlichen Exequien beizuwohnen, die zum Andenken Jakob Artevelde's gehalten werden sollten. Als sie beendet waren, begab er sich auf den Friedhof, wo schon die Priester des geistlichen Orden das Grab seines

Vaters umgeben hatten und Gebete und Weihrauch gen Himmel sandten. Dorthin wanderte jetzt der Sohn; sein eilender Fuß schritt über Gräber hinweg und als er, von der Menge gefolgt, an die mit einem einfachen Steine bezeichnete Ruhestätte des Vaters gelangte, kniete er nieder und betete im Stillen.

Wie das ferne Tosen des Meeres in stiller, schauerlicher Nacht, wie das Rauschen des Sturmes in dem entfernten Eichwalde, so vernahm man auch jetzt das dumpfe Gemurmel der Betenden, das immer stärker und stärker über die Gräber hallte, denn jeder der hier Versammelten sandte sein Gebet für die Seelen der Abgeschiedenen zum Himmel; und war es auch nicht für die Seele Jakob Artevelde's, so hatte der Tod wohl für jeden eine liebe, theure Erinnerung hier niedergelegt. Einen feierlichen, schauerlichen Anblick gewährte diese Versammlung. Der knieende Jüngling, die Mönche, die mit ihren brennenden Kerzen das Licht des Tages zu verspotten schienen und lauter als die Uebrigen ihre Gebete murmelten, die zahllose Menge mit entblößten Häuptern und gefalteten Händen, die lebend über den Todten stehend, leise beteten, die 400 Gewaffneten mit ihren Hellebarden und Streitäxten, die Eisenhauben in der Hand, die wilden, blutgierigen Blicke andachtvoll gen Himmel richtend und zwischen diesem schauerlichen Murmeln das feierliche Lauten der Glocken, das von Thurm zu Thurme wiederhallte, der dumpfe eintönige Schlag, der auf diesem Felde des Todes den Sterblichen an den raschen Flügelschlag der Zeit erinnern zu wollen schien, dies Alles mußte selbst in der Brust der Fühllosesten Andacht oder doch Schauer erweckend sein.

Jetzt erhob sich der Knieende und den Blick gen Himmel gerichtet, die Rechte nach den über ihn dahin ziehenden dunkeln Wolken gestreckt, stand er mit leuchtendem Auge gleich einem Rachegeiste neben dem Grabe des gemordeten Vaters. Die Gebete verstummten, selbst die Mönche wagten es nicht, in solch schauerlichem Augenblick ihre Worte zum Himmel zu senden, die Chorknaben, die Becken mit Weihrauch schwingend, vergaßen bei dem Anblick der furchtbaren Gestalt den Weihrauch zu streuen, und keine Dampfwolken stiegen auf, als Artevelde die drückende Stille brach, die wie schwere Gewitterluft über den Versammelten lag.

Geist meines Vaters! rief er: wo Du auch wandeln magst, im Fegefeuer oder in den himmlischen Gefilden, ich schwöre Dir hier im Angesicht des versammelten Volkes, im Angesicht Gottes, bei dem heiligen Gebete der frommen Priester, Rache an Deinen Mördern zu nehmen, damit Du Ruhe findest im Grabe, und ich auf Erden!

Amen! schallte es aus dem Munde der 400. Amen! wiederholten die wilden Rotten der Chaperons, während mancher die Anwesenden, des Racheschwurs gedenkend, die leere Stelle, auf welcher er stand und die morgen vielleicht schon sich zum Hügel über ihn wölben konnte, mit Schauder betrachtete.

Da trat ein alter Priester aus der Mitte der Franziskaner hervor. Philipp Artevelde! sprach der Greis feierlich, als sei er ein Gott Gesandter; liebet Eure Feinde, thut wohl denen, die Euch hassen! So sprach unser Herr und Meister. Du thust nicht wohl, hier an dieser heiligen Stätte, der Ruhe und der Versöhnung geweiht, Dein Herz zur Rache zu entflammen. — Sündiger Mensch, wagst Du die Rathschläge Gottes zu meistern? Bete in Demuth zu dem barmherzigen Vater, daß auch Deine Stunde nicht vor der Zeit schlage, und Du früh abgerufen werdest, Rechenschaft zu geben. Störe nicht durch solchen Frevel die Ruhe der Todten?

Artevelde hatte mit scheinbarer Demuth den Greis angehört. Blutgierig, wie die Hunde eines Räubers, die auf den Wink ihres Herrn den Gefangenen zu zerreißen lauern, so schauten die Trabanten auf ihn, seine blutigen Befehle erwartend. Aber er faßte sich schnell, neigte das Haupt vor dem Priester, kniete vor ihm nieder, und ergriff seine Hand, sie ehrfurchtvoll küssend. Ehrwürdiger Vater! sprach er mit lauter, vernehmbarer Stimme, vergebt, daß ich, ein sündiger Mensch, mich erkühnte, das Schwert Gottes ergreifen zu wollen. Vergebt und sprecht mich frei von diesem Frevel, den ich innig bereue. — Segne mich, Pfaff! raunte er dann dem Priester leise zu: Oder Du bist noch heute des Todes!

Gott erbarme sich des Sünders! sprach der Franziskaner, durch diese Drohung nicht geschreckt, wendete Artevelde den Rücken und schritt ruhig und würdevoll zu seinen Brüdern zurück.

Ein lautes Murmeln erhob sich; Peter Dubois lächelte mitleidig über die Thorheit des unerfahrenen Jünglings, der seinen Rath so bald vergessen hatte. Artevelde, schnell die Folgen des Fehlers überblickend, der nicht mehr gut zu machen war, gab das Zeichen, daß die Trompeter zum Aufbruch blasen sollten. Sie schmetterten und übertäubten das Gemurmel, die Gewerke ordneten sich wieder und von seiner Leibschaar umgeben, zog er unter Trompetenschall und Glockengeläute nach seiner Wohnung zurück.

Schon am Nachmittage hielten zwei Fuhren mit Bier und ein Fuder Wein vor der Kellnerei des Franziskaner-Klosters, und ein Diener Artevelds brachte zwei köstlich gearbeitete, silberne Leuchter für den Altar der Kirche dieser frommen Väter, mit der Bitte, seinen Herrn in ihr Gebet zu schließen. Aber demohngeachtet mußten sie nach einigen Tagen den kühnen Greis zur Stätte der Ruhe begleiten.

Ei, ei, mein werther Herr Philipp! sagte am nemlichen Abend Peter Dubois, als er in der Dämmerung in Artevelds Zimmer trat, Ihr habt Euch in große Gefahr, mich in große Unruhe versetzt. Auf Rechnung der Freiheit laßt bluten, so viel Ihr wollt und es Euch gut dünkt, für eigne Sache nicht eine Fledermaus. Ihr müßt mich recht verstehen, mein junger

Freund, fuhr er fort, als er Arteveldes Stirn sich furchen sah; rächt den Tod Eures Vaters, laßt alle die reichen Handelherrn, die ihn morden ließen, auf den Richtplatz führen, aber für jeden findet einen andern Grund, was Euch nicht schwer werden kann; denn wo Zwietracht und Gesetzlosigkeit herrscht, da ist jedem ein Verbrechen aufzubürden, besonders den Reichen, die der Pöbel so gern beerbt. Ueberhaupt, junger Freund, müßt Ihr Euch mehr verstellen lernen, nie, auch nicht dem Unbedeutendsten den Fehdehandschuh offen hinwerfen, nie öffentlich drohen, wohl aber im Geheim schlagen!

Ich danke Euch, Herr Peter Dubois, für Eure weisen Lehren, die mir aber nicht alle einleuchtend sind, erwiderte Artevelde mit Geringschätzung. Der Tiger schleicht hinter seiner Beute, der Löwe geht seinem Feinde offen entgegen. Nach Eurer Weise geht der Tiger einen sicheren, der Löwe einen gefahrvolleren Weg.

Nun, wie Ihr meint! sagte Dubois höhnisch lächelnd; seid Ihr in diesen Tagen so rasch gereift, daß Euch mein Rath überflüssig dünkt, so behalte ich ihn künftig für mich.

Mit nichten, werther Freund! fiel ihm Artevelde in die Rede; in allem, was das allgemeine Wohl betrifft, werd' ich nichts thun, ohne mich mit Euch berathen zu haben; aber auch da müßt Ihr mir es nicht verargen, wenn ich zuweilen meinen eignen Weg gehe, was doch bei Eurer Einsicht und langer Kriegerfahrung wohl nur selten geschehen könnte. Bei dem aber, was mich selbst betrifft, bin ich gewohnt, auf mich allein zu sehen.

Wie Ihr wollt! erwiderte Dubois; ich dringe Euch meinen Rath nicht auf, und werde ihn Euch auch nicht versagen, wenn Ihr ihn verlangt. Nur würde es mich schmerzen, wenn Euer Betragen den Hoffnungen nicht entspräche, die ich und meine Freunde von Euch nährten.

Sorgt nicht dafür, antwortete Artevelde trocken, füllte die leeren Becher und nöthigte Dubois zum Trinken. Hierauf begann er, das vorige Gespräch abbrechend, die Verhältnisse der Stadt zu dem Grafen, ihre Hilfsmittel und die Gefahr, die sie bedrohe, auch seine eigne Stellung so klar und sicher darzustellen, daß Dubois über den Geist des jungen Mannes erstaunte und ihm dies Erstaunen auch nicht verbarg.

Da Ihr nun, wie ich höre, besser als ich die Klippen kennt, an der Ihr Euer Schiff vorüber lenken müßt, sagte er dann, denn Volksgunst ist ein Vulkan, auf dem keiner sicher steht, so wundert es mich, wie Ihr heute, verzeiht mir Artevelde, auf so unvorsichtige Weise Alle, die an dem Mord Eures Vaters Theil haben, gegen Euch aufbringen und ihnen damit die Weisung geben konntet, auf ihrer Hut zu sein.

Dubois! erwiderte der Jüngling und sein Antlitz wurde ernst. Von dem Augenblicke an, als ich Euern Antrag annahm, und die Abgeordneten der Gewerke mich zu ihrem Anführer ernannten, betrachtete ich mich

als dem Tode geweiht. Auf meinem Lager sterbe ich nicht, Gott müßte mich denn sehr bald zu meinen Vätern abrufen. In der Schlacht, auf dem Schaffot oder durch eines Mörders Hand werd' ich enden. Glaubt nicht, daß ich hoffe, Gent siegreich aus dieser Fehde sich erheben, mich bis in späte Zeiten an der Spitze der Städte Flanderns zu sehen! Es ist gegen die Ordnung der Welt, daß eine einzelne Stadt, ein kleines Land wie Flandern, das nur Reichthum, nicht die Natur gegen seine Feinde schützt, daß ein Land, welches rings von Fürstenthümern und Königreichen umgeben ist, selbstständig, eine freie Stadt bleibe. Fürsten und Adel, selbst die neidischen Nachbar-Städte werden sich gegen uns verbinden und die Sache des Grafen von Flandern wird die Sache aller Fürsten werden. Deshalb, wer an die Spitze sich stellt, hat nur zweierlei zu erwarten, den Undank seiner Mitbürger, oder die Rache des Grafen.

Und wenn Ihr so denkt, sonderbarer Mann, fiel ihm Dubois in die Rede, warum stellitet Ihr Euch an die Spitze und vergeudet nicht ferner in Abgezogenheit Eure Reichthümer, wie Ihr bisher gethan?

Wäre Alice Everwein in dies Haus gezogen, würde mich keine Gewalt der Erde vermocht haben, das Haupt der Rebellen zu werden; so aber war mein Lebenschiff gescheitert, mein Herz zerrissen, mein Stolz, meine Eitelkeit gekränkt, mir blieb nichts als ein düstres Leben und somit setze ich wenig auf's Spiel. Und Dubois, kennt Ihr das süße Gefühl der Rache? Sie hat mich bestimmt, um ihr blutig zu opfern ist mir die Macht, wenn auch nur die Macht des Augenblicks, ein köstliches Gut! Schon seit langer Zeit that ich an dem Grabe meines Vaters im Geheim das Gelübde, welches ich heute öffentlich wiederholte und der Gedanke, den hochfahrenden Roger im Kerker schmachten, die stolze Alice zu meinen Füßen zu sehen, ihr Herz vielleicht noch schmerzlicher zu verwunden, als sie das meine, dieser Gedanke giebt allen meinen Kräften neuen Schwung, er bestimmte fast mehr noch meinen Entschluß, als die Liebe zur Vaterstadt. Ihr seht, daß ich schon wieder Eurer Lehren, mich zu verstellen, nicht eingedenk war, und mich offen gebe, wie ich bin. Auch jetzt noch will ich meinen Fehler wiederholen und Euch über Euch selbst so reinen Wein einschenken, als dieser Claret es ist, den ich in Euern Becher gieße. Auf gutes Verständniß, sagte er, mit Dubois anstoßend, so setzte er sich neben ihn, legte traulich seine Hand auf die breite Schulter des Kriegsmannes und sah ihm, während er sprach, offen und frei ins Auge.

Ihr suchtet einen Mann, so begann er, dessen Namen und Verhältnisse die locker gewordenen Bande der Eintracht in dieser Stadt wieder fest knüpfen könnten, wolltet in dieser bedenklichen, unruhigen Zeit, da Ihr die Macht des Grafen und die Gesinnungen des französischen Hofes fürchtet, einen Andern an die Spitze Gents stellen, der bei schlechtem Erfolge mit seinem Kopfe büßen, bei glücklichem die Beute mit Euch theilen würde. Unter seinem Namen wolltet Ihr die Zügel in fester Hand behalten, an

der Spitze der Chaperons und der bewaffneten Macht bleiben und so im Trüben fischen. Ihr glaubtet mich dazu passend und, auch Ihr fehltet, werther Herr Dubois, machtet mir auf sehr leichtsinnige Weise, ohne mich näher zu prüfen, den Antrag und habt Euch in mir geirrt. — Bleibt ruhig, ich bitte Euch, leert den Becher, den ich Euch mit gutem Herzen und freundschaftlichen Gesinnungen als einem Biedermanne reiche. Wo ich stehe, stehe ich gern allein! fuhr er dann fort: wo ich handle, handle ich gern durch mich selbst, meiner eignen, nicht fremder Kraft vertrauend, und nur dem Geist, der mich beherrscht, folgend. Ihr seht, auf diese Weise tang' ich nicht zum Werkzeug in Eurer Hand, Ihr wohl zu solchem in der meinen!

Eure Offenheit ist ein wenig stark und beleidigend, unterbrach ihn Dubois, mit Heftigkeit aufspringend; glaubt Ihr schon so fest zu stehen, mir drohen, mich verspotten zu können?

Ja, Dubois! Das glaub' ich, und mehr noch, ich bin es gewiß! Deshalb ereifert Euch nicht, setzt Euch und laßt mich ruhig enden. Schon in diesem Augenblicke rufen die Chaperons, welche die Tonnen meines Gerstensaftes umlagern, meinen Namen mit wildem Jauchzen aus. Die Armen, die ich schon seit Jahren unterstützte, die Hilfbedürftigen, denen ich heute Geld austheilen ließ, die Syndici, die ich zu gewinnen wußte, habe ich vielleicht in diesem einen Tage fester an mich gebunden, als Ihr in Jahren; denn Geld, werther Herr, ist der sicherste Köder für das gemeine Volk, und Geld will ich verschleudern, nicht gewinnen. Hier, Peter Dubois, ist der Punkt, wo wir uns in Frieb' und Freundschaft begegnen, nicht in Führung des Regiments. Ihr seid ein Fremdling unsrer Stadt, nicht Vaterlandliebe, nur der Wunsch Geld und Gut zu gewinnen, führte Euch zu uns, Euer Muth, Eure Kriegerfahrung leistete uns treffliche Dienste, welche die Stadt auch trefflich lohnte. Gehet das Glück dieser Stadt unter, muß sie sich unterwerfen, so zieht Ihr im Stillen mit Euern Schätzen von dannen, Euch wenig um unser ferneres Schicksal kümmernd. Deshalb hat die Macht nur Werth für Euch, um Schätze zu häufen. Nun, so fließe diese Quelle nur für Euch! Häuft Gold und Schätze, ich überlasse Euch meinen Theil; aber nicht einen Schein von Macht, diese gehört mir allein!

Ich glaube, Ihr habt mich verstanden, sagte er nach kurzem Schweigen und reichte Dubois die Hand, welche dieser auch rasch ergriff und drückte. Nun, so wäre der Vertrag unter uns abgeschlossen, und wir ständen als Freunde einander gegenüber, und ich hoffe, nie als Feinde! Doch zweierlei muß ich Euch noch sagen; Erstens, daß ich auf Euern Rath, besonders in Kriegsachen viel Werth lege; und zweitens, daß ich mich in jeder Lage, in die wir gegenseitig kommen könnten, dankbar gegen Euch beweisen werde; denn Undank ist das schwärzeste Laster auf Erden!

Nun da gewöhnt Euch bei Zeiten daran, ihn zu erdulden, denn

Dankbarkeit ist selten eine Bürgertugend! sagte Dubois bitter; aber da Ihr mir so offen und mit so viel Freundschaft entgegen gekommen seid, so muß ich auch wohl Gleiches mit Gleichem zu vergelten suchen, und mich wenigstens zu einem Freundschaftdienste anbieten: Soll ich vielleicht morgen als Brautwerber zu Alice Everwein gehen?

Nein! antwortete Philipp kalt.

Ihr wollt das Amt wohl selbst übernehmen? fragte Dubois, auf weitere Antwort lauernd; aber Artevelde erwiderte wie vorhin ein trockenes Nein!

Nun, obgleich Ihr Euch meinen Rath in Euern Angelegenheiten verbeten habt, so muß ich ihn doch in dieser Sache Euch nochmals aufdringen. Artevelde schwieg und schien geneigt ihn zu vernehmen. Uebereilt Euch nicht hierbei, zähmt Eure Leidenschaft, Eure Begierde. Ich kenne Roger und seine Tochter, ihn würde die Liebe zu seinem Kinde, ihn würde sein Vatergefühl nie vermögen, Alice zu zwingen. Das Mädchen selbst — doch Ihr kennt sie ja gewiß besser als ich —

Fahrt nur fort! bat Philipp.

Sie ist ein seltsames Wesen, sanft und fromm, wie eine Heilige, aber auch fest und beharrlich. Tugend stellt sie über Alles und da sie Euch gestern, Nein! gesagt, würde sie es heute noch um so mehr sagen. Darum laßt ihr Zeit sich zu bedenken, zeigt erst, daß der Löwe auch blutgierig sein kann, laßt einige Köpfe, die den Chaperons verhaßt sind, fliegen, wenn sie auch den kleinsten Theil an dem Morde Eures Vaters hatten. Füllet die Kerker und laßt das Schwert des Nachrichters über hundert Häupter schweben, erfüllet die Herzen mit banger Furcht und Todes Schrecken und dann erst treffe Eure Rache Roger Everwein. — Der Vater im Gefängniß, die Mutter auf dem Siechbette, die Tochter angstvoll von dem Krankenbette nach dem feuchten Strohlager des Vaters wankend — dann ihr die Hand gereicht und sie wird sie als einzigen Stab ergreifen, sich zu stützen, den Vater zu retten.

Als einzigen Stab wird sie meine Hand ergreifen? murmelte Artevelde halblaut; nur um den Vater zu retten würde sie mein Weib? Gott hätte mich umsonst mit dieser Gestalt, mit Reichthum und Macht begabt, und mir, mir selbst dürfte ich nicht einmal mein Weib verdanken?

Laßt die Grillen! unterbrach Dubois das Selbstgespräch, oder laßt das Mädchen! Denn nie werdet Ihr Euch doch sagen wollen, um Eurer selbstwillen sie gewonnen zu haben?

Artevelde ging sinnend im Zimmer auf und ab und erwiderte nichts, dann trat er rasch auf Dubois zu: Laßt uns davon schweigen, die Zeit wird's lehren, was ich zu thun habe.

Mehrere Syndici traten in diesem Augenblick ein und gaben rasch dem Gespräch eine andere Richtung.

Wochen vergingen in Ruhe, Artevelde war nur bemüht, die Gemüther zu gewinnen und das Nöthige zur Vertheidigung der Stadt anzuordnen, da das Herr Graf Ludwigs von Flandern sich von Neuem zusammen zog. In allen Versammlungen, bei denen Herr Roger gegenwärtig sein mußte, hatte er ihn zwar kalt, aber nicht feindlich behandelt und schon glaubte dieser, das Ungewitter würde an ihm vorüberziehen; Alice jedoch theilte diese Hoffnung nicht, obgleich Artevelde nicht den mindesten feindseligen Schritt gegen sie gethan, und sich ihr in dieser Zeit nicht genaht hatte. Er war selbst bei einer feierlichen Gelegenheit, wo der Zug ihrer Wohnung hätte vorüber gehen müssen, einen andern Weg gezogen, und hatte es verschmäht, sich ihr in seinem Glanz, in seiner Macht zu zeigen.

Aber als er sich durch Freigebigkeit ganz der Gemüther der Chaperons und des übrigen Volkes versichert hatte, und nun keiner Mäßigung weiter zu bedürfen glaubte, da begann er sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen und sein am Grabe des Vaters gethanes Gelübde zu erfüllen. Das Anrücken des feindlichen Heeres gab ihm sattsamen Grund, manchen angesehenen Bürger als Freund des Grafen und als Verräther an der Vaterstadt zu bezeichnen. Mehre Einkerkerungen fanden jetzt statt und mit kaltem Gleichmuthe sah er das erste Blut auf dem Richtplatze zur Sühne seines Vaters fließen. Die wohlgesinnten Bürger bebten und in dem Hause Roger Everweins verbreiteten die schnell auf einander folgenden Hinrichtungen Schrecken und als eines Tages auch der alte Max Everwein, der Ohm Herrn Rogers, gefänglich eingezogen wurde, da man einen Boten mit einem Brief von ihm an den Grafen, erdichtet oder wahr, aufgefangen hatte, der wirklich von einem genauen Verständnisse zeugte, so sah Herr Roger den eignen und der Seinen Untergang vor Augen.

Der Ohm, ein ehrwürdiger, patriarchalischer Greis, von dem ganzen Geschlecht der Everwein als das Haupt betrachtet, stand in der Stadt in hohem Ansehn, aber noch fester stand er in dem Herzen Alice's, die ihn wie ihren zweiten Vater liebte. Sie eilte, unbekümmert um die Folgen, zu ihm ins Gefängniß, ihm wenigstens den Trost der Theilnahme zu bringen, und für die Bedürfnisse zu sorgen, welche dem Greise mangeln konnten. Sie erschien auch dem Alten, wie der milde Engel der Theilnahme und erhellte ihm eine trübe Stunde.

Auf dem Heimwege, schon begann es zu dämmern, wollte sie bei den Klarisserinnen ihr frommes Abendgebet verrichten und ging, nur von einem Diener begleitet, durch den Kreuzgang der Kirche zu, da begegnete ihr Artevelde. Plötzlich kam ihr der Gedanke, ob sie sich nicht hier an diesem einsamen Orte ihn zu Füßen werfen, und um das Leben ihres Ohms flehen sollte, aber ihr Stolz hielt sie zurück, sie ging kalt an ihm vorüber und auch er grüßte sie nicht. Aber dieser stolze Blick, wohl noch mehr die himmlische Gestalt, welcher er noch lange nachblickte, das lieblich reizende Antlitz, auf dem so eben sein Auge begehrlich geruht, beschleunigte ihr

dunkles Geschick. Uneingedenk der Warnung Dubois, die er noch vor wenig Augenblicken zu beachten fest entschlossen gewesen war, sandte er noch am nemlichen Abend seine Trabanten, Herrn Roger Everwein, als Theilnehmer des Einverständnisses mit Graf Ludwig von Flandern, gleichfalls in das Gefängniß zu führen. Der Anblick Alice's hatte alle Leidenschaften, alle Begierden in ihm erweckt und rasch fortgeschritten in seiner Gewalt, nirgend Hindernisse seines Willens findend, glaubte er auch keiner weitern Mäßigung zu bedürfen. Schnell wollte er sein Glück herbeiführen oder bald das Opfer seiner Rache bluten sehen.

Als Herr Roger sich von den Seinen trennen mußte, die Mutter, als sei es das Letztemal, daß sie den Gatten umarme, jammernd von ihm Abschied nahm, da reichte Alice, die Einzige noch Unentmuthigte, dem Vater die Hand. Vertrauet Gott! rief sie ihm zu: Er läßt die Seinen nicht untergehen; verliert den Muth nicht, sucht Zeit zu gewinnen und solltet Ihr Euch vor dem Wüthrich beugen, darum bitt' ich Euch in dieser feierlichen Stunde! Kaum war der Vater ihren Armen entrissen, als sie zu dessen Freunden eilte, sie zum thätigen Widerstand und zur Rettung der Ihrigen aufzufordern, aber nirgend fand sie tröstende Hoffnung, überall nur bange Furcht. Da eilte sie zu dem Syndicus der Fischer, zu dem der Weber und Schiffer, mit denen ihr Vater viel Verkehr hatte, sie schilderte mit so traurig ergreifenden Worten ihre unglückliche Lage, wußte das, was ihr Vater für ihre Gewerke gethan, mit so lebendigen Farben zu malen, ließ keine Waffe unversucht, welche die Natur dem Weibe gab, die Herzen auch der rohesten Männer zu rühren, so daß es ihr glückte, bei diesen wilden Menschen das zu erbetteln, was Verwandte und Reiche ihr muthlos entsagten, sich nemlich für ihren Vater bei Artevelde zu verwenden, selbst einer unter ihnen gab ihr ins Geheim den Rath, bei dem Hauptmann Dubois nicht vorüber zu gehen, der noch immer mächtigen Einfluß habe.

So schwer es ihr auch wurde, sich an diesen Mann zu wenden, so wollte sie doch diesen Schritt tausendmal lieber thun, als die Milde Arteveldes anflehen und sandte daher, kaum daß der Morgen graute, nach ihm. Er säumte auch nicht, zu ihr zu kommen.

Herr! redete sie ihn an: Ihr seid Arteveldes Freund und Rathgeber; durch Euch ist er zu der hohen Macht gelangt, die er so furchtbar übt; an Euch wendte ich mich und bitte Euch rettet meinen Vater, meinen Ohm! Nennt die Summe, die Ihr verlangt, sie soll Euch werden und mein Dank Euch noch obendrein durchs Leben folgen.

Holde Jungfrau! erwiderte Dubois, nicht unempfindlich gegen des Mädchens Schmerz: daß hier meine Macht an Arteveldes Willen scheitern würde, müßt Ihr Euch selbst sagen, wodurch könnte ich ihn begegen?

Durch Gewalt! fuhr Alice rasch auf und ein Strahl des Lichtes schien ihr von oben herab gekommen zu sein: Ihr waret seit der Schlacht von Nivelles der erste, der einzige Befehlhaber in Gent und ich frage Euch,

was seid Ihr jetzt? Ein Werkzeug in der Hand eines Mannes, der noch vor wenig Wochen sich vor Peter Dubois, wenn er ihm begegnete, tief bücken mußte! Beliebt es ihm morgen, so stempelt er Euch zum Verräther, es ist um Euch geschehen und Eure Freunde, die Chaperons werden Euch wahrlich nicht gegen ihn beschützen, der mit vollen Händen giebt und noch blutgieriger als diese Blutgierigen ist. Noch ist es Zeit, Herr Dubois, ein schnell mit Muth benutzter Augenblick und es ist um ihn geschehn.

Dubois schüttelte bedenklich den Kopf. Alice Everwein! sagte er dann: das geht nicht und es würde mir und Euch nichts nützen, wollte ich auch so gewagtes Spiel spielen. So wie die Sachen stehn ist Euer Ohm und Euer Vater unwiederbringlich verloren und auch Ihr, wenn Ihr nicht das letzte Mittel ergreift, das, ich glaube es wohl, Euch bitter aber sicher zu Eurem Heile ist.

Ich verstehe Euch, Herr Dubois! unterbrach in das Mädchen mit Stolz: Ich kenne das Mittel!

Vorausgesetzt, fuhr er fort: daß keine andere Meinung Euer Herz abwendet, so sehe ich doch auch kein so großes Unglück dabei; Philipp Artevelde ist ein schöner, reicher mächtiger Mann, Ihr würdet an seiner Hand hoch über allen Frauen Gents stehen —

Tief, tief unter ihnen würde ich mich fühlen! rief sie schmerzvoll.

Ueberdies soll die Liebe, so sagt man, späterhin oft da einkehren, wo sie vorher kalt vorüber ging. Gewohnheit, Vernunft, selbst die Pflicht thun oft viel. — Auch bedenkt, fuhr er fort und hoffte nun den verwundbaren Fleck ihres Herzens getroffen zu haben: daß Ihr mit der Gewalt, die Euch gewiß über ihn werden wird, manche Thräne trocknen, manche blutige Hinrichtung abwenden und Euch so den Dank von Tausenden und den Himmel schon hier auf Erden verdienen könnt. Rechnet zu alle diesem die Glorie, Euern Vater gerettet, Euch für ihn geopfert, die Märtyrerkrone errungen, oder in dem Arme Eures jungen Gatten ein kaum geahntes Glück gefunden zu haben, so glaub' ich kann Euerm edlen frommen Herzen die Wahl nicht schwer werden.

Peter Dubois, sagte Alice, die schon eine Weile sinnend vor ihm gestanden hatte: meint Ihr es wirklich gut mit mir?

Gewiß! erwiderte er, und wohl möglich, daß er in diesem Augenblick die Wahrheit redete.

So versprecht mir wenigstens, könnt oder wollt Ihr auch nichts für mich thun, nichts gegen mich und die zu unternehmen, die mir in der Noth beistehen würden.

Wie soll ich das verstehen? fragte Dubois lauernd.

Sein forschender Blick mußte Alicen nicht entgangen sein, denn sie lenkte schnell ein und sagte gleichgültig: Nun, war es mir unmöglich, Euch zum Freunde zu werben, wünsche ich doch, daß Ihr nicht mein Feind sein möget.

Für Dubois Verschlagenheit war diese Antwort nicht genügend, er versuchte ferner sie auszuforschen, doch gelang es ihm nicht und so ergriff er endlich die Gelegenheit, sich entfernen zu können und eilte zu Artevelde, ihm Nachricht von dieser Unterredung zu geben, denn ihm war daran gelegen, daß Artevelde Alice besäße, da er hoffte, die Liebe würde dessen Thatkraft lähmen und ihn geschmeidiger machen.

Artevelde hörte ihn ruhig an und es schien als ob ihm diese Nachricht mehr freudig als unangenehm sei. Was Ihr mir so eben von Alice erzählt, ist mir lieb; sagte er: zu den Schönheiten ihres Körpers, zu der Anmuth ihres Geistes gesellt sich noch ein herrlicher Muth und ihr Besitz ist mir deshalb doppelt werth. Was Ihr mir aber von Freunden sagt, die für sie aufstehen und handeln könnten, so glaub' ich nicht daran. Wer sollte es wagen?

Roger und die ganze Sippschaft der Everwein ist in Gent hochgeehrt und geliebt, entgegnete Dubois: unter den Schiffern, Fischern, selbst unter den Webern haben sie großen Anhang und ich möchte fast die Fleischhauer dazu rechnen und sollten diese vier Gewerke aufstehen, so fürchte ich, die Chaperons lassen Euch im Stiche, sie gehören meist zu ihnen. Ihr habt in der kurzen Zeit Eures Regiments den Bogen schon zu stark gespannt. Die Reichen, die Kaufleute, selbst die Fremden sind aufgereizt. Gefahr droht von außen und von innen, nehmt die Sache nicht so leicht!

Artevelde aber lachte: ich glaube dies Volk und diese Stadt besser zu kennen als Ihr. Ein rascher Entschluß, eine schnelle Ausführung und Alles ist geordnet. Heute Abend nach der Vesper läutet die Glocke zur Versammlung und bis dahin benutze ich die gewöhnlichen Mittel, lüttre die Tagediebe auf den Plätzen und am Ufer und wo sich meine Freunde, die Chaperons, gütlich zu thun pflegen, da ziehen meine Tonnen vorüber und die Spunde sind ihnen nicht verschlossen. Das Volk, werther Herr Dubois, ist leicht gelöbert, der Magen ist sein Gott, und sorgt man nur für den, so ist man geborgen.

Nun, nun! meinte Dubois: Euere Meinung vom Volke scheint mir doch etwas zu gering zu sein. Beachtet meine Warnung und vertraut nicht zu fest auf Eure Macht, bedenkt, sie liegt nicht allein in Eurer Faust, sie liegt in den Händen der Tausende, die Euch heute hoch leben lassen und morgen höhnend an Euerm gemordeten Leichnam vorüber gehen. Ihr spielt ein gefährliches Spiel, junger Mann! sagte er nach einer Pause: Ihr, sonst ein so stiller, sorgloser Mensch, werdet plötzlich aus Eurer Schlafsucht geweckt, tretet keck auf der gefährlichen Bühne auf und steht unerschütterlich da, als sei dieser Platz Euer rechtlich erworbenes Erbe. Euer Spiel kann glücklich, aber es wird wahrlich nur kurz sein.

Ihr nehmt gar vielen Antheil an mir! unterbrach ihn Artevelde: seid Ihr wirklich so besorgt um mich, oder ist Euer Werkzeug zu rasch Eurer Hand entgleitet, hat es sich schon zu hoch geschwungen?

Ich dächte Artevelde! erwiderte Dubois gelassen: wir hätten uns hierüber verständigt, Euch ist die Macht geworden und Geld und Gut soll mir erst werden; deshalb, da wir Freunde sind und es auch mit Gott bleiben werden und ich wahrscheinlich mit Euch stehe oder falle, so kann es mir nicht gleichgültig sein, wenn Ihr blind in Euer Verderben rennt.

So trennt Euer Schicksal von dem meinigen, Peter Dubois, sagte Artevelde kalt; Ihr wißt ja, wem ich mich weihte, als ich mich an die Spitze des Volkes stellte — und wer den Tod nicht scheut, dem ist Alles im Leben ein leichtes Spiel.

Wäre es damit zu Ende, Philipp! sagte Dubois und sein stechender Blick umdüsterte sich — aber dort —

Je nun! antwortete der Jüngling mit Feuer: was jenseits liegt, ist in Dunkel gehüllt, es kümmre uns nicht.

Am Nachmittag, ehe noch das furchtbare Glöckchen läutete, waren die Syndici der drei Gewerke, welche Alice zu ihrer Rettung aufgefordert, zu Artevelde gegangen, hatten ihn aber nicht zu Hause gefunden. Sie gingen noch einmal hin, auch da trafen sie ihn nicht, denn wahrscheinlich schon von ihrem Vorhaben unterrichtet, wollte er sie in seinem Hause nicht sprechen.

Erst gegen Abend ließ Artevelde das Zeichen geben, daß das Volk sich versammeln solle und verließ, von seiner Wacht begleitet, das Haus. Er trat heute nicht mit der gewöhnlichen Pracht unter das Volk. Ein einfaches, schwarzwollenes Oberkleid, wie es der geringste Bürger zu tragen pflegte, um das er sein breites Schwert gegürtet hatte, war nebst dem weißen Hute der Chaperons sein einziger Schmuck, nur deckte das einfache Gewand einen Panzer, ohne den er sein Haus nicht mehr verließ.

Mit ernstem, fast finsterm Gesichte trat er heute in die Versammlung, welche ihn zwar freudig, aber nicht mit gleicher Begeisterung wie sonst, empfing. Sein Auge schweifte rasch im Kreise umher und da erblickte er bald, daß die Zünfte der Weber, Fischer und Schiffer wider Gewohnheit zusammen standen und zahlreicher als gewöhnlich waren; aber dies beunruhigte ihn nicht, nur war es ihm unangenehm, Peter Dubois nicht auf der Stelle zu finden, wo er gewöhnlich in seiner Nähe zu sein pflegte; er sah ihn nirgend.

Mitbürger und Freunde! begann er, als der dreimalige Anschlag an dem Becken Stille geboten und er die kleine Erhöhung betreten hatte, von welcher er gemeinhin das Volk anzureden pflegte: ich habe Euch heute hier versammelt, um Euch kund zu thun, daß der Graf von Flandern von Neuem mit seinem Heere gegen unsere Stadt anrückt. Ein Jeder setze daher seine Waffen in Stand und mache sich zum Auszug bereit, denn ich

hoffe nicht, daß wir ihn hinter unsern Mauern erwarten wollen; die Genter sind zu höfliche Leute, um ihm nicht entgegen zu gehen, deshalb, wer mir zu einem Kriegzuge außer den Mauern der Stadt folgen will, der lasse sich einschreiben, doch über 10,000 streitbare Männer bedarf es nicht zur Ausführung meines Vorhabens. Auch haben Verräther wieder geheime Verbindungen mit dem Grafen angezettelt, Männer, die den Kreis ihrer Mitbürger zu gering halten, um in demselben ihre Reichthümer zu genießen, die lieber an der Tafel der Großen, von ferne demüthig stehen und zusehen, wie sie das Mark des Landes verprassen, als daß sie am eigenen, wohlbesetzten Tische ihren Ueberfluß mit der Armuth theilen sollten. Ich sehe noch Mehre in dieser Versammlung, fuhr er dann fort, sich nach der Zunft der Kaufleute wendend: die auf der Stelle, wo ich stehe, lieber den gestrengen Grafen als den Volksfreund sähen; aber wehe ihnen! Besser, Hunderte von ihnen sterben unter dem Henkerbeil, als das ein ächter Sohn des Vaterlandes blute!

Philipp Artevelde! sprach jetzt der rüstige, schon bejahrte Syndicus der Schiffer und trat aus der Mitte der Zunft hervor: nennt uns die Namen der Verräther; wir kennen unsere Mitbürger, wissen, wem wir vertrauen können. Auch unter den Reichen giebt es viele Biedermänner, die in der Zeit der Noth des armen Bürgers nicht vergaßen und unsre Stadt mit Leib und Blut, mit Hab und Gut freudig beschützten. — Nennt uns die Verräther!

Max und Roger Everwein! rief Artevelde und trat keck bis auf den äußersten Rand der Erhöhung vor. Ein leises Murren begann wie ein ferner Sturm durch die verschiedenen Haufen zu wogen und ward immer stärker und stärker. Die drei Zünfte der Weber, Fischer und Schiffer rotteten sich zusammen, der Lärm wurde allgemein — da drang der laute, hellklingende Ton des metallnen Beckens durch das Getöse und gebot Schweigen.

Was soll dies Gemurre? rief Artevelde: murrt Ihr, daß das Blut der Verräther fließen soll? Wer wagt es, für sie zu sprechen? — Er trete vor!

Ich stehe schon hier, sagte der Syndicus der Schiffer: um für sie zu sprechen und Euch zu fragen: habt Ihr auch sichere Beweise gegen die beiden Männer in Händen, die wir nur als wackere Bürger kennen? Seid Ihr von ihrer Schuld überzeugt, dann legt uns die Beweise vor, die sie zu Verräther stempeln sollen; aber richtet nicht aus eigner Macht!

Ich richte aus der Macht, die mir das Volk gab! erwiderte Artevelde mit fester Ruhe.

Sollen diese Männer, fuhr jener fort: die Todtenopfer Eures Vaters vermehren, dann dächte ich, Herr, daß er, wenn er im Himmel ist, sich dieser Opfer nicht freuen könnte, schmachtete er aber in der Hölle, wofür Gott sein möge, so würden auch sie ihn nicht aus der Verdammniß retten.

Ich dächte, es wäre besser, das Blut flöße, wenn es denn fließen soll, für das allgemeine Wohl, als für die Rache des Einzelnen.

Schweig! donnerte Artevelde ihm entgegen und schwang die Streitaxt: oder fürchte meinen Zorn!

Ich muß enden! rief der Kühne: hört mich Bürger von Gent! Nicht des Verraths wegen schmachten die Everweine im Gefängniß, nein! — Weil Alice Everwein seine Hand verschmähte, deshalb —

Ein mächtiger Streich von Arteveldes Streitaxt spaltete des Redners Haupt, er sank zu Boden. Als die Zünfte den Syndicus stürzen sahen, zogen sie ihre Waffen, ein allgemeiner Tumult begann, doch Artevelde, unentmuthigt, ergriff die hinter ihm flatternde Fahne der Stadt, schwang sie hoch in die Höhe und rückte mit seiner Leibwacht auf die drei Zünfte an, zu denen sich die Kaufleute gesellten, die andern Gewerke aber folgten ihm — Halt! rief er jetzt mit donnernder Stimme: halt. Ihr Freunde, daß an diesem Tage kein Bürgerblut mehr fließe! — Vertrauenvoll trete ich in Eure Mitte, sprach er dann, die Fahne in seiner Linken, die Streitaxt in seiner Rechten, unter die Fischer tretend: warum zürnt Ihr mir? Zürnt Ihr, daß ich einen frechen Verläumder strafte, der mir Schuld gab, aus kleinlicher Rache wollte ich unschuldige Bürger verderben? — Alice Everwein ist meine Verlobte, und dennoch, so schmerzlich es mir war, ließ ich zu Euerm Wohl ihren Vater und Ohm ins Gefängniß werfen.

Du lügst! riefen einige Stimmen: Alice Everwein haßt Dich und ist nicht Deine Verlobte!

Arteveldes flammendes Auge suchte aus der Menge die Sprecher aufzufinden, die, da die Gewerke sich zu beruhigen schienen, schwiegen. — Der Stadt Wohlfahrt steht mir höher, als mein Glück, nahm er nun wieder das Wort: Euch habe ich es mit Freuden geopfert und Ihr wollt, daß ich mir hier öffentlich von einem Frechen Hohn sprechen lassen soll? So lange ich noch diese Streitaxt führen kann, so lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern fließt, lebe und sterbe ich für Gent und für Euch! — Wer will um des Getödteten willen Blutrache an mir üben! rief er nach einer Pause: er trete vor! — Keiner trat vor. Da begann er listig von einem Kriegzuge nach Oudenarde zu sprechen und forderte die Bürger auf, mit ihm dort Ruhm und Ehre zu theilen. Ein lautes Beifallrufen ertönte über den ganzen Markt, selbst die Schiffer, den Tod ihres Anführers bald vergessend, stimmten mit ein und unter Trommel- und Pfeifenklang und dem Jauchzen der Menge ward Artevelde von dem Volke nach seiner Wohnung begleitet.

Mit gesenktem Haupte saß Alice Everwein in ihrem Zimmer, die Spindel ruhte in ihrem Schooße, in welchen die Thräne aus dem Veilchenauge rollte. Ihr gegenüber saß die Mutter, warf zuweilen einen Blick

nach ihrem Kinde und seufzte tief; jetzt stand sie auf. Da, nimm Dein Schweißtuch, Kind, und trockne Deine Thränen, sprach sie, mein Herz blutet, wenn ich Dich so bekümmert sehe. Alice nahm das Tuch, wischte die Thräne von der Wange und wollte lächeln, aber vermochte es nicht.

Ergieb Dich in Dein Schicksal, Kind! sagte die Mutter: bedenke — Liebe Mutter! sprach sie bewegt: ich habe Walter ewige Treue geschworen, kann es mir gut gehen auf Erden, wenn ich den Schwur breche?

Und kann es Dir wohlgehen, zürnte die Mutter: wenn bei Tag und Nacht Deines Vaters blutiges Haupt zürnend vor Dich tritt, wenn seine bleiche Todtengestalt zwischen Dich und ihn sich stellt und der Gedanke Dich verfolgt: ich konnte meinen Vater retten und that es nicht!

O schweigt, Mutter, schweigt! bat Alice: füllt nicht den Schmerzensbecher bis zum Rande; ich bin ja schon unglücklich genug. Gern möchte ich mich opfern, ich fühle sogar, es ist meine Pflicht; aber — Mutter, Mutter! jämmerte sie: es ist so schwer, sich von dem loszureißen, dem man sich so mit ganzem Herzen hingegeben hat, dem süßen Traum des Lebens für immer Lebewohl zu sagen und so ganz allein, freudelos auf dieser schönen Welt zu stehen, wo uns nichts bleibt, als das traurige, feindliche Leben, das man nicht abschütteln darf!

Bleiben Deine Eltern Dir nicht, Alice! sagte die Mutter: muß unser Dank, muß das Gefühl, Du habest recht, habest edel gehandelt, Dir nicht Beruhigung geben? Ist Dir denn Walter Alles?

Alles! seufzte Alice.

So blicke auf zu Gott! Befrage ihn, den gütigen Vater, den strengen Richter, was Du thun sollst. Er wird Dir gebieten, Dich zu opfern, um Deinen Vater zu retten. — Alice sah schweigend vor sich nieder. — Unter diesem Herzen hast Du gelegen, fuhr die Mutter immer wehmüthiger werdend fort: unter Schmerzen hab' ich Dich geboren, unter Angst und Sorgen Dich groß gezogen, Nächte an Deinem Krankenbette gewacht und als der Tod seine Hand nach Dir streckte, hab' ich ihm freudig die eigne Brust geboten, Dich zu retten; und Du willst nicht Deine Liebe für den Vater zum Opfer bieten?

Mein Leben, Mutter! — Gern, tausendmal! — Freudig würde ich für den Vater das Blutgerüst besteigen, aber das Ziel des ganzen Lebens hingeben und noch dies qualvolle Leben vielleicht durch so viele Jahre fortschleppen müssen, Tag für Tag die Marter dulden, Tag für Tag das Geopferte betrauern, das ist ärger als tausendfacher Tod. Mit dem Sterben ist ja Alles vorbei, sanft ruht sich's im Grabe, aber in seinen Armen, in Arteveldes Armen, da ruht sich's fürchterlich!

Da klopfte es leise an die Thüre, Alice schrack zusammen, es war ihr, als müsse es ein Todesbote sein; es war Peter Dubois.

Ich habe Euern Wunsch erfüllt, Jungfrau, sagt' er und erschrak als er das bleiche Antlitz des Mädchens sah. Da ich nichts für Euch thun

Ich dächte, es wäre besser, das Blut flöße, wenn es denn fließen soll, für das allgemeine Wohl, als für die Rache des Einzelnen.

Schweig! donnerte Artevelde ihm entgegen und schwang die Streitaxt: oder fürchte meinen Zorn!

Ich muß enden! rief der Kühne: hört mich Bürger von Gent! Nicht des Verraths wegen schmachten die Everweine im Gefängniß, nein! — Weil Alice Everwein seine Hand verschmähte, deshalb —

Ein mächtiger Streich von Arteveldes Streitaxt spaltete des Redners Haupt, er sank zu Boden. Als die Zünfte den Syndicus stürzen sahen, zogen sie ihre Waffen, ein allgemeiner Tumult begann, doch Artevelde, unentmuthigt, ergriff die hinter ihm flatternde Fahne der Stadt, schwang sie hoch in die Höhe und rückte mit seiner Leibwacht auf die drei Zünfte an, zu denen sich die Kaufleute gesellten, die andern Gewerke aber folgten ihm — Halt! rief er jetzt mit donnernder Stimme: halt, Ihr Freunde, daß an diesem Tage kein Bürgerblut mehr fließe! — Vertrauenvoll trete ich in Eure Mitte, sprach er dann, die Fahne in seiner Linken, die Streitaxt in seiner Rechten, unter die Fischer tretend: warum zürnt Ihr mir? Zürnt Ihr, daß ich einen frechen Verläumder strafte, der mir Schuld gab, aus kleinlicher Rache wollte ich unschuldige Bürger verderben? — Alice Everwein ist meine Verlobte, und dennoch, so schmerzlich es mir war, ließ ich zu Euerm Wohl ihren Vater und Ohm ins Gefängniß werfen.

Du lügst! riefen einige Stimmen: Alice Everwein haßt Dich und ist nicht Deine Verlobte!

Arteveldes flammendes Auge suchte aus der Menge die Sprecher aufzufinden, die, da die Gewerke sich zu beruhigen schienen, schwiegen. — Der Stadt Wohlfahrt steht mir höher, als mein Glück, nahm er nun wieder das Wort: Euch habe ich es mit Freuden geopfert und Ihr wollt, daß ich mir hier öffentlich von einem Frechen Hohn sprechen lassen soll? So lange ich noch diese Streitaxt führen kann, so lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern fließt, lebe und sterbe ich für Gent und für Euch! — Wer will um des Getödteten willen Blutrache an mir üben! rief er nach einer Pause: er trete vor! — Keiner trat vor. Da begann er listig von einem Kriegzuge nach Oudenarde zu sprechen und forderte die Bürger auf, mit ihm dort Ruhm und Ehre zu theilen. Ein lautes Beifallrufen ertönte über den ganzen Markt, selbst die Schiffer, den Tod ihres Anführers bald vergessend, stimmten mit ein und unter Trommel- und Pfeifenklang und dem Jauchzen der Menge ward Artevelde von dem Volke nach seiner Wohnung begleitet.

Mit gesenktem Haupte saß Alice Everwein in ihrem Zimmer, die Spindel ruhte in ihrem Schooße, in welchen die Thräne aus dem Veilchenauge rollte. Ihr gegenüber saß die Mutter, warf zuweilen einen Blick

nach ihrem Kinde und seufzte tief; jetzt stand sie auf. Da, nimm Dein Schweißtuch, Kind, und trockne Deine Thränen, sprach sie, mein Herz blutet, wenn ich Dich so bekümmert sehe. Alice nahm das Tuch, wischte die Thräne von der Wange und wollte lächeln, aber vermochte es nicht.

Ergieb Dich in Dein Schicksal, Kind! sagte die Mutter: bedenke —

Liebe Mutter! sprach sie bewegt: ich habe Walter ewige Treue geschworen, kann es mir gut gehen auf Erden, wenn ich den Schwur breche?

Und kann es Dir wohlgehen, zürnte die Mutter: wenn bei Tag und Nacht Deines Vaters blutiges Haupt zürnend vor Dich tritt, wenn seine bleiche Todtengestalt zwischen Dich und ihn sich stellt und der Gedanke Dich verfolgt: ich konnte meinen Vater retten und that es nicht!

O schweigt, Mutter, schweigt! bat Alice: füllt nicht den Schmerzensbecher bis zum Rande; ich bin ja schon unglücklich genug. Gern möchte ich mich opfern, ich fühle sogar, es ist meine Pflicht; aber — Mutter, Mutter! jammerte sie: es ist so schwer, sich von dem loszureißen, dem man sich so mit ganzem Herzen hingegeben hat, dem süßen Traum des Lebens für immer Lebewohl zu sagen und so ganz allein, freudelos auf dieser schönen Welt zu stehen, wo uns nichts bleibt, als das traurige, feindliche Leben, das man nicht abschütteln darf!

Bleiben Deine Eltern Dir nicht, Alice! sagte die Mutter: muß unser Dank, muß das Gefühl, Du habest recht, habest edel gehandelt, Dir nicht Beruhigung geben? Ist Dir denn Walter Alles?

Alles! seufzte Alice.

So blicke auf zu Gott! Befrage ihn, den gütigen Vater, den strengen Richter, was Du thun sollst. Er wird Dir gebieten, Dich zu opfern, um Deinen Vater zu retten. — Alice sah schweigend vor sich nieder. — Unter diesem Herzen hast Du gelegen, fuhr die Mutter immer wehmüthiger werdend fort: unter Schmerzen hab' ich Dich geboren, unter Angst und Sorgen Dich groß gezogen, Nächte an Deinem Krankenbette gewacht und als der Tod seine Hand nach Dir streckte, hab' ich ihm freudig die eigne Brust geboten, Dich zu retten; und Du willst nicht Deine Liebe für den Vater zum Opfer bieten?

Mein Leben, Mutter! — Gern, tausendmal! — Freudig würde ich für den Vater das Blutgerüst besteigen, aber das Ziel des ganzen Lebens hingeben und noch dies qualvolle Leben vielleicht durch so viele Jahre fortschleppen müssen, Tag für Tag die Marter dulden, Tag für Tag das Geopferte betrauern, das ist ärger als tausendfacher Tod. Mit dem Sterben ist ja Alles vorbei, sanft ruht sich's im Grabe, aber in seinen Armen, in Arteveldes Armen, da ruht sich's fürchterlich!

Da klopfte es leise an die Thüre, Alice schrack zusammen, es war ihr, als müsse es ein Todesbote sein; es war Peter Dubois.

Ich habe Euern Wunsch erfüllt, Jungfrau, sagt' er und erschrak als er das bleiche Antlitz des Mädchens sah. Da ich nichts für Euch thun

Ich dächte, es wäre besser, das Blut flöße, wenn es denn fließen soll, für das allgemeine Wohl, als für die Rache des Einzelnen.

Schweig! donnerte Artevelde ihm entgegen und schwang die Streitaxt: oder fürchte meinen Zorn!

Ich muß enden! rief der Kühne: hört mich Bürger von Gent! Nicht des Verraths wegen schmachten die Everweine im Gefängniß, nein! — Weil Alice Everwein seine Hand verschmähte, deshalb —

Ein mächtiger Streich von Arteveldes Streitaxt spaltete des Redners Haupt, er sank zu Boden. Als die Zünfte den Syndicus stürzen sahen, zogen sie ihre Waffen, ein allgemeiner Tumult begann, doch Artevelde, unentmuthigt, ergriff die hinter ihm flatternde Fahne der Stadt, schwang sie hoch in die Höhe und rückte mit seiner Leibwacht auf die drei Zünfte an, zu denen sich die Kaufleute gesellten, die andern Gewerke aber folgten ihm — Halt! rief er jetzt mit donnernder Stimme: halt. Ihr Freunde, daß an diesem Tage kein Bürgerblut mehr fließe! — Vertrauenvoll trete ich in Eure Mitte, sprach er dann, die Fahne in seiner Linken, die Streitaxt in seiner Rechten, unter die Fischer tretend: warum zürnt Ihr mir? Zürnt Ihr, daß ich einen frechen Verläumder strafte, der mir Schuld gab, aus kleinlicher Rache wollte ich unschuldige Bürger verderben? — Alice Everwein ist meine Verlobte, und dennoch, so schmerzlich es mir war, ließ ich zu Euerm Wohl ihren Vater und Ohm ins Gefängniß werfen.

Du lügst! riefen einige Stimmen: Alice Everwein haßt Dich und ist nicht Deine Verlobte!

Arteveldes flammendes Auge suchte aus der Menge die Sprecher aufzufinden, die, da die Gewerke sich zu beruhigen schienen, schwiegen. — Der Stadt Wohlfahrt steht mir höher, als mein Glück, nahm er nun wieder das Wort: Euch habe ich es mit Freuden geopfert und Ihr wollt, daß ich mir hier öffentlich von einem Frechen Hohn sprechen lassen soll? So lange ich noch diese Streitaxt führen kann, so lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern fließt, lebe und sterbe ich für Gent und für Euch! — Wer will um des Getödteten willen Blutrache an mir üben! rief er nach einer Pause: er trete vor! — Keiner trat vor. Da begann er listig von einem Kriegzuge nach Oudenarde zu sprechen und forderte die Bürger auf, mit ihm dort Ruhm und Ehre zu theilen. Ein lautes Beifallrufen ertönte über den ganzen Markt, selbst die Schiffer, den Tod ihres Anführers bald vergessend, stimmten mit ein und unter Trommel- und Pfeifenklang und dem Jauchzen der Menge ward Artevelde von dem Volke nach seiner Wohnung begleitet.

Mit gesenktem Haupte saß Alice Everwein in ihrem Zimmer, die Spindel ruhte in ihrem Schooße, in welchen die Thräne aus dem Veilchenauge rollte. Ihr gegenüber saß die Mutter, warf zuweilen einen Blick

nach ihrem Kinde und seufzte tief; jetzt stand sie auf. Da, nimm Dein Schweißtuch, Kind, und trockne Deine Thränen, sprach sie, mein Herz blutet, wenn ich Dich so bekümmert sehe. Alice nahm das Tuch, wischte die Thräne von der Wange und wollte lächeln, aber vermochte es nicht.

Ergieb Dich in Dein Schicksal, Kind! sagte die Mutter: bedenke —

Liebe Mutter! sprach sie bewegt: ich habe Walter ewige Treue geschworen, kann es mir gut gehen auf Erden, wenn ich den Schwur breche?

Und kann es Dir wohlgehen, zürnte die Mutter: wenn bei Tag und Nacht Deines Vaters blutiges Haupt zürnend vor Dich tritt, wenn seine bleiche Todtengestalt zwischen Dich und ihn sich stellt und der Gedanke Dich verfolgt: ich konnte meinen Vater retten und that es nicht!

O schweigt, Mutter, schweigt! bat Alice: füllt nicht den Schmerzensbecher bis zum Rande; ich bin ja schon unglücklich genug. Gern möchte ich mich opfern, ich fühle sogar, es ist meine Pflicht; aber — Mutter, Mutter! jämmerte sie: es ist so schwer, sich von dem loszureißen, dem man sich so mit ganzem Herzen hingegeben hat, dem süßen Traum des Lebens für immer Lebewohl zu sagen und so ganz allein, freudelos auf dieser schönen Welt zu stehen, wo uns nichts bleibt, als das traurige, feindliche Leben, das man nicht abschütteln darf!

Bleiben Deine Eltern Dir nicht, Alice! sagte die Mutter: muß unser Dank, muß das Gefühl, Du habest recht, habest edel gehandelt, Dir nicht Beruhigung geben? Ist Dir denn Walter Alles?

Alles! seufzte Alice.

So blicke auf zu Gott! Befrage ihn, den gütigen Vater, den strengen Richter, was Du thun sollst. Er wird Dir gebieten, Dich zu opfern, um Deinen Vater zu retten. — Alice sah schweigend vor sich nieder. — Unter diesem Herzen hast Du gelegen, fuhr die Mutter immer wehmüthiger werdend fort: unter Schmerzen hab' ich Dich geboren, unter Angst und Sorgen Dich groß gezogen, Nächte an Deinem Krankenbette gewacht und als der Tod seine Hand nach Dir streckte, hab' ich ihm freudig die eigne Brust geboten, Dich zu retten; und Du willst nicht Deine Liebe für den Vater zum Opfer bieten?

Mein Leben, Mutter! — Gern, tausendmal! — Freudig würde ich für den Vater das Blutgerüst besteigen, aber das Ziel des ganzen Lebens hingeben und noch dies qualvolle Leben vielleicht durch so viele Jahre fortschleppen müssen, Tag für Tag die Marter dulden, Tag für Tag das Geopferte betrauern, das ist ärger als tausendfacher Tod. Mit dem Sterben ist ja Alles vorbei, sanft ruht sich's im Grabe, aber in seinen Armen, in Arteveldes Armen, da ruht sich's fürchterlich!

Da klopfte es leise an die Thüre, Alice schrack zusammen, es war ihr, als müsse es ein Todesbote sein; es war Peter Dubois.

Ich habe Euern Wunsch erfüllt, Jungfrau, sagt' er und erschrak als er das bleiche Antlitz des Mädchens sah. Da ich nichts für Euch thun

Ich dächte, es wäre besser, das Blut flöße, wenn es denn fließen soll, für das allgemeine Wohl, als für die Rache des Einzelnen.

Schweig! donnerte Artevelde ihm entgegen und schwang die Streitaxt: oder fürchte meinen Zorn!

Ich muß enden! rief der Kühne: hört mich Bürger von Gent! Nicht des Verraths wegen schmachten die Everweine im Gefängniß, nein! — Weil Alice Everwein seine Hand verschmähte, deshalb —

Ein mächtiger Streich von Arteveldes Streitaxt spaltete des Redners Haupt, er sank zu Boden. Als die Zünfte den Syndicus stürzen sahen, zogen sie ihre Waffen, ein allgemeiner Tumult begann, doch Artevelde, unentmuthigt, ergriff die hinter ihm flatternde Fahne der Stadt, schwang sie hoch in die Höhe und rückte mit seiner Leibwacht auf die drei Zünfte an, zu denen sich die Kaufleute gesellten, die andern Gewerke aber folgten ihm — Halt! rief er jetzt mit donnernder Stimme: halt. Ihr Freunde, daß an diesem Tage kein Bürgerblut mehr fließe! — Vertrauenvoll trete ich in Eure Mitte, sprach er dann, die Fahne in seiner Linken, die Streitaxt in seiner Rechten, unter die Fischer tretend: warum zürnt Ihr mir? Zürnt Ihr, daß ich einen frechen Verläumder strafte, der mir Schuld gab, aus kleinlicher Rache wollte ich unschuldige Bürger verderben? — Alice Everwein ist meine Verlobte, und dennoch, so schmerzlich es mir war, ließ ich zu Euerm Wohl ihren Vater und Ohm ins Gefängniß werfen.

Du lügst! riefen einige Stimmen: Alice Everwein haßt Dich und ist nicht Deine Verlobte!

Artevelbes flammendes Auge suchte aus der Menge die Sprecher aufzufinden, die, da die Gewerke sich zu beruhigen schienen, schwiegen. — Der Stadt Wohlfahrt steht mir höher, als mein Glück, nahm er nun wieder das Wort: Euch habe ich es mit Freuden geopfert und Ihr wollt, daß ich mir hier öffentlich von einem Frechen Hohn sprechen lassen soll? So lange ich noch diese Streitaxt führen kann, so lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern fließt, lebe und sterbe ich für Gent und für Euch! — Wer will um des Getödteten willen Blutrache an mir üben! rief er nach einer Pause: er trete vor! — Keiner trat vor. Da begann er listig von einem Kriegzuge nach Oudenarde zu sprechen und forderte die Bürger auf, mit ihm dort Ruhm und Ehre zu theilen. Ein lautes Beifallrufen ertönte über den ganzen Markt, selbst die Schiffer, den Tod ihres Anführers bald vergessend, stimmten mit ein und unter Trommel- und Pfeifenklang und dem Jauchzen der Menge ward Artevelde von dem Volke nach seiner Wohnung begleitet.

Mit gesenktem Haupte saß Alice Everwein in ihrem Zimmer, die Spindel ruhte in ihrem Schooße, in welchen die Thräne aus dem Veilchenauge rollte. Ihr gegenüber saß die Mutter, warf zuweilen einen Blick

nach ihrem Kinde und seufzte tief; jetzt stand sie auf. Da, nimm Dein Schweißtuch, Kind, und trockne Deine Thränen, sprach sie, mein Herz blutet, wenn ich Dich so bekümmert sehe. Alice nahm das Tuch, wischte die Thräne von der Wange und wollte lächeln, aber vermochte es nicht.

Ergieb Dich in Dein Schicksal, Kind! sagte die Mutter: bedenke —

Liebe Mutter! sprach sie bewegt: ich habe Walter ewige Treue geschworen, kann es mir gut gehen auf Erden, wenn ich den Schwur breche?

Und kann es Dir wohlgehen, zürnte die Mutter: wenn bei Tag und Nacht Deines Vaters blutiges Haupt zürnend vor Dich tritt, wenn seine bleiche Todtengestalt zwischen Dich und ihn sich stellt und der Gedanke Dich verfolgt: ich konnte meinen Vater retten und that es nicht!

O schweigt, Mutter, schweigt! bat Alice: füllt nicht den Schmerzensbecher bis zum Rande; ich bin ja schon unglücklich genug. Gern möchte ich mich opfern, ich fühle sogar, es ist meine Pflicht; aber — Mutter, Mutter! jammerte sie: es ist so schwer, sich von dem loszureißen, dem man sich so mit ganzem Herzen hingegeben hat, dem süßen Traum des Lebens für immer Lebewohl zu sagen und so ganz allein, freudelos auf dieser schönen Welt zu stehen, wo uns nichts bleibt, als das traurige, feindliche Leben, das man nicht abschütteln darf!

Bleiben Deine Eltern Dir nicht, Alice! sagte die Mutter: muß unser Dank, muß das Gefühl, Du habest recht, habest edel gehandelt, Dir nicht Beruhigung geben? Ist Dir denn Walter Alles?

Alles! seufzte Alice.

So blicke auf zu Gott! Befrage ihn, den gütigen Vater, den strengen Richter, was Du thun sollst. Er wird Dir gebieten, Dich zu opfern, um Deinen Vater zu retten. — Alice sah schweigend vor sich nieder. — Unter diesem Herzen hast Du gelegen, fuhr die Mutter immer wehmüthiger werdend fort: unter Schmerzen hab' ich Dich geboren, unter Angst und Sorgen Dich groß gezogen, Nächte an Deinem Krankenbette gewacht und als der Tod seine Hand nach Dir streckte, hab' ich ihm freudig die eigne Brust geboten, Dich zu retten; und Du willst nicht Deine Liebe für den Vater zum Opfer bieten?

Mein Leben, Mutter! — Gern, tausendmal! — Freudig würde ich für den Vater das Blutgerüst besteigen, aber das Ziel des ganzen Lebens hingeben und noch dies qualvolle Leben vielleicht durch so viele Jahre fortschleppen müssen, Tag für Tag die Marter dulden, Tag für Tag das Geopferte betrauern, das ist ärger als tausendfacher Tod. Mit dem Sterben ist ja Alles vorbei, sanft ruht sich's im Grabe, aber in seinen Armen, in Arteveldes Armen, da ruht sich's fürchterlich!

Da klopfte es leise an die Thüre, Alice schrack zusammen, es war ihr, als müsse es ein Todesbote sein; es war Peter Dubois.

Ich habe Euern Wunsch erfüllt, Jungfrau, sagt' er und erschrak als er das bleiche Antlitz des Mädchens sah. Da ich nichts für Euch thun

konnte, habe ich wenigstens nichts gegen Euch gethan und da Ihr mich jammert, komme ich hierher, Euch zu sagen, daß die Stunde der Entscheidung nicht mehr fern ist; noch heute wird Artevelde um Euch werben, dann liegt Herrn Max und Roger Everweins Schicksal in Eurer Hand. Aber zögert nicht länger, denn ehe die Sonne über den Zinnen der Sanct Bavons-Kirche steht, bluten morgen Vater und Ohm auf dem Schaffot, wenn Ihr nicht noch heute seine Verlobte seid.

Er wird heute noch kommen, sagtet Ihr? fragte Alice vor sich hinstarrend, ohne auf Dubois zu blicken, der ruhig wiederholte, was er eben gesagt.

Und kein Ausweg, keine Rettung?

Keine! sagte der Krieger: Euer Vater ist verloren, das Volk jubelt, es ist rasend in seiner Gunst, wie in seinem Hasse. Niemand könnte es wagen, für Euch zu sprechen.

So mag er kommen, sagte plötzlich das Mädchen, aus ihrem Sinnen auffahrend. Ich bin gefaßt! — Wie eine Verklärte stand sie vor Dubois, das leuchtende Auge gen Himmel gehoben, die Hand auf das klopfende Herz gedrückt. Der rauhe, wilde Krieger mußte sie mit Staunen und Ehrfurcht betrachten.

Jungfrau! sagte er dann, und ein freundlicher Zug milderte sein rauhes Aussehen: Ihr dauert mich! Ich nehme Theil an Euch! — Hört, was ich Euch sage, es ist die Warnung eines Mannes, dem sonst der Krieg das Menschliche in seiner Brust erstickt hat, den aber Euer Anblick wunderbar bewegt. — Ihr scheint einen verzweifelten, kühnen Entschluß gefaßt zu haben; dieser könnte nur zweierlei sein. Ihr wollt Euern Vater retten und ist er frei — sterben! — Das nützt Euch zu nichts, er will Euch in Eurer Jugendblüthe, und über die todte Braut hinweg würde er dennoch den Vater zum Richtplatz führen lassen. — Oder Ihr wollt ihm bei der ersten Umarmung den Dolch in die Brust stoßen und so Euch rächen und den Vater retten. — Versucht das nicht; wo sein Herz schlägt, da ist es kalt, es schlägt nur unter dem ehernen Panzer, den er nie ablegt; Euer Dolch glitte ab, und Ihr und Alle die Euern würden unter seinem Beile bluten und selbst, wenn es Euch gelänge, würde die Volkwuth Euch zermalmen. — Hofft also nichts!

Herr! nahm Alice das Wort und sah freundlich und mild in Dubois Auge. Wie irrt Ihr doch in mir! Ich bin ein Opferlamm, kein Tiger! — Gott gab mir die Kraft, das Bitterste zu dulden, das herbste Loos zu ertragen, aber zur Rache gab er mir nicht den Muth, gegen sie sträubt sich noch mein Herz. — Geht, lieber Herr! sagte sie dann und wollte die Thränen zurückpressen, die jetzt unaufhaltsam hervorbrachen. Ich habe mich in diesem kurzen Augenblicke von Allem losgerissen, was mir das Leben lieb und freundlich machte! Denkt, Ihr hättet Kriegruhm, Ehre, Geld und Gut von Euch geworfen und ständet alles Glückes ledig, arm

wie ein Bettler da, so steh' auch ich jetzt. Die Welt mit ihrem Glücke hat mir die Pforte verschlossen, was ich geträumt, gehofft, gewünscht, ist dahin — und er allein, Philipp Artevelde — ein reißender Tieger, streckt seine Krallen nach mir und ich bin seine Beute! —

Noch bin ich frei, noch gehört das Leben mir! sagte sie jetzt, und die Wehmuth schien sie statt des Grames zu erfassen. Noch fesselt mich keine Pflicht — deshalb darf ich noch einen Augenblick glücklich sein, dann übergebe ich das Liebste, was ich habe, Euch, den ich bis jetzt haßte, Euch übergebe ich das Theuerste, was ich im Leben hatte und somit sage ich dem Glücke ein ewiges Lebewohl! Sie nahm aus dem Wandschrank ein kleines Gemälde und preßte es an ihre Lippen. Noch einmal darf ich Dich sehen, noch einmal Dich küssen! sprach sie — dann gab sie es an Peter Dubois.

Irr' ich nicht, so ist dies das Bild des Grafen Walther von Enghien! rief dieser.

Nehmt es, denn fortan muß dies Bild aus meinem Herzen verbannt sein und mein Auge darf sich nicht mehr daran erfreuen. Wenn ich Arteveldes Braut bin, und das werde ich, sobald er es verlangt, dann ergreift die erste Gelegenheit, es dem Grafen zu senden. Ihr seid sein Feind, aber dennoch trau' ich Euch so viel Edelmuth zu, meine Bitte zu erfüllen.

Ich werde es, verlaßt Euch auf mein Wort! erwiderte Dubois: es ist mir zwar ein ungewohnter Auftrag, nie hab' ich mich in Liebeshändel gemischt, aber auch das, was ich hier fühle, ist mir neu — Ich werde es ihm ehrlich zustellen. Aber sagt mir, fragte er dann, weiß Artevelde, daß Ihr den Grafen liebet? Ich und keiner ahnete es.

Er weiß es nicht! erwiderte Alice.

So verheimlicht es ihm, sagte er dringend, reizt seine Eifersucht nicht.

Kann ich, darf ich? wollte Alice eben antworten, als von der Straße her Trompeten schmetterten und Trommeln und Pfeifen sich hören ließen.

Was ist das für ein Lärmen, für ein wildes Jauchzen? fragte die zitternde Mutter.

Philipp Artevelde naht, erwiderte Dubois. Er kommt, Gent zu überzeugen, daß er die Wahrheit sprach, als er dem Volke verkündete, Alice Everwein sei seine Verlobte.

Er komme! sagte das Mädchen gefaßt und kaum hatte sie das Wort gesprochen, als die Thür sich öffnete und Artevelde, jedoch nur allein, hereintrat.

Seid gegrüßt! sprach er, sich vor Mutter und Tochter neigend, und Euch, Peter Dubois, ersuch' ich, uns zu verlassen.

Dubois erfüllte seinen Wunsch und ging.

Ihr habt mir bisher auf schnöde Weise Eure Hand verweigert, sagte Artevelde, sich zu Alice wendend und wollte kalt scheinen, aber der flammende Blick, der das Mädchen traf, sprach deutlich seine leidenschaftlichen Gefühle aus: doch komme ich, noch einmal um Eure Hand zu werben,

mehr, weil ich vor dem versammelten Volke in der Heftigkeit der Rede Euch als meine Braut bezeichnete und mich nun nicht Lügen strafen will, als daß ich noch nach Euerm Besitze so gar lüstern wäre. Daß ich Euch liebe, habe ich Euch seit Jahren bewiesen, aber die Liebe erstickte in der eignen Gluth, da nicht der leiseste Hauch der Gegenliebe ihre Flamme anblies, Euer Hohn ließ sie ganz verlöschen und dennoch biete ich Euch meine Hand und mit ihr das Leben der Euren! — Entscheidet! —

Alice hatte, während er sprach, die Fassung wieder zu erlangen gesucht, mit der sie ihn empfangen hatte; aber mit jedem Worte, das die Entscheidung näher brachte, war sie mehr und mehr geschwunden. Sie stand vor ihm, bleich wie der Tod, vor ihrem umflorten Auge schwebte nur Walters trauerndes Bild, nur ihr finstres Schicksal und so stand sie noch, als Artevelde schon längst geschwiegen hatte. Da hob sie den gesenkten Blick, er traf die Mutter, die händeringend zur Seite stand und sich jetzt in der Angst ihres zerrissenen Herzens auf ihre Kniee warf.

Philipp Artevelde! sprach die Jungfrau und Gott gab ihr Kraft: gnügt Euch meine Hand ohne mein Herz?

Hab' ich auch früher Euer Herz zu gewinnen gesucht, erwiderte Artevelde von dieser Frage betroffen: so habe ich doch heute von demselben nichts verlangt.

Und wenn es nun schon einem Andern angehörte? sagte Alice.

Ein wilder Blick traf das Mädchen, die in ihr Schicksal ergeben fortfuhr: Herr Philipp Artevelde, antwortet mir auf diese Frage, seid so wahr gegen mich, als ich es gegen Euch bin. — Ist Euch meine Hand noch wünschenswerth?

Sie ist es noch! sagte er rasch.

Nun, so hört mein Geständniß! unterbrach ihn Alice.

Schweigt! rief er mit Heftigkeit: nennt mir den Namen nicht, nennt mir ihn nie! — Ich mag ihn nicht wissen, mag ihn nie kennen. — Es würde nur blutig enden.

Blut könnte nicht fließen, denn er ist fern, fern von hier, sagte sie, durch seine Worte bewegt, dann ging sie zu der betenden Mutter und hob sie auf. Gott hat Euer Gebet erhört, raunte sie ihr leise zu: kommt, liebe Mutter! Sie trat mit ihr vor Artevelde. Ehrt meine Eltern, wie es einem redlichen Sohne gebührt! sprach sie dann: behandelt mich mit Schonung. — Naht mir nie mit bluttriefenden Händen — dann — will ich die Eure sein — bis zum nahen Tode! — Dies sagend, streckte sie die Hand nach ihm, doch ehe er sie ergreifen konnte, sank sie bewußtlos vor ihm nieder.

Als sie aus ihrer Betäubung erwachte, hörte sie von Neuem das wilde Jauchzen des Volkes. Peter Dubois und die Mutter standen neben ihr.

Was iſt geſchehen? fragte ſie, bin ich wirklich ſeine verlobte Braut? — Was bedeutet der wilde Lärmen? Gilt es mir?

Es iſt Artevelde, den das Volk zwang, Vater und Ohm ſeiner Verlobten noch heute ihrer Haft zu entlaſſen. Sie nahen; bald werden ſie bei Euch ſein.

So eilt, werther Herr Dubois, bat Alice, erſucht Artevelde, mich nur eine kurze Zeit mit dem Vater allein zu laſſen. Ich möchte den alten Mann ſo gern allein ſprechen, ehe er uns ſeinen Segen ertheilt. — Geht, ich bitte Euch! Dubois gehorchte, und bleich, abgehärmt trat der Vater ein — den kranken Ohm hatten ſie nach ſeiner Wohnung getragen — ſein Haar hatte ſich in den wenigen Tagen gebleicht, ſein feſter Schritt war ſchwankend geworden, Alice ging ihm, von der Mutter geführt, entgegen. Schweigend reichte ihr der Vater die Hand, die ſie ergriff, an ihr Herz, an ihre Lippen preßte und dann ſchluchzend an ſeine Bruſt ſank.

Opfer dem Verderben geweiht! ſprach Herr Roger Everwein feierlich, und legte ſeine Hand ſegnend auf der Tochter Haupt: wacht das Auge des Himmels über der irdiſchen Welt, thront dort oben der Vergelter, ſo ſuche Deinen Lohn bei ihm, hier auf Erden wirſt Du ihn nicht finden, nicht einmal der Dank Deines Vaters wird Dir! — Der Preis für mein Leben iſt mir zu hoch, Dein Glück iſt mir mehr werth, als die paar kummervollen Tage, die ich noch in Jammer und Elend verleben werde; denn was kann mir das Leben noch ſein, wenn ich Dich unglücklich weiß?

Nicht ſo, mein Vater! unterbrach ihn Alice: von dem Augenblicke an, als ich ihm die Hand reichte, iſt mir der Muth geworden, mein Geſchick ſtandhaft zu ertragen — Euer Kind iſt nicht ſo elend als Ihr glaubt! Das Bewußtſein, meine Pflicht erfüllt zu haben, wird mich über mein Schickſal erheben, die Blume meines Glückes, die ich freiwillig brach, wird verwelken, die Zeit wird ihren Staub verwehen aber mich auch vergeſſen lehren. Wenn es mir gelingen ſollte, manches Bluturtheil abzuwenden, manche Thräne zu trocknen, ſo muß ich ja Gott danken, daß er mich unglücklich werden ließ.

Haſt Du Dich ſtreng geprüft, Alice? fragte jetzt der Vater: Glaubſt Du Deiner Liebe entſagen, den Grafen Walter ganz vergeſſen, ihm, dem Wüthrich, eine treue Gattin ſein zu können?

Ja, Vater! Dazu bedurfte es keiner Prüfung, erwiderte ſie: recht zu thun, meine Pflicht zu üben, lehrtet Ihr mir ja von Jugend auf. Treu dem Gatten zu ſein im Wandel, das wird mir nicht ſchwer werden, ihm treu zu ſein in meinen wachen Träumen, nicht mehr an Walter zu denken, ſein Bild ganz aus meiner Erinnerung zu verwiſchen, dazu muß freilich Gott mir Stärke geben und er wird es. Ich will ja thun was ich vermag. — Aber nun Vater, bitte ich Euch, laßt allen Groll fahren, ſeid gütig gegen den Mann, an den Eure Alice ihr Schickſal ketten ſoll, erbittert ihn nicht, und wenn Ihr auch in dem, was die Wohlfahrt Gents betrifft, mit ihm

nicht gleichgesinnt seid, so nehmt ihn in Euerm Hause freundlich auf. — Und nun laßt ihn kommen.

Artevelde trat ein. Herr! sprach Alice, ihm entgegen tretend, ich danke Euch, daß Ihr den Vater seiner Haft entlassen habt, er willigt ein, daß ich die Eure werde.

Ist es Euer Wille, Roger Everwein? fragte Artevelde.

Ob es mein Wille ist, fragt Ihr mich? erwiderte Roger: wie es der Wille des Unglücklichen ist, wenn der Hagel seine Saaten zerschlägt, die Flamme sein Haus verwüstet —

Vater! bat Alice, aber Everwein fuhr fort: Nehmt mein Kind, sie will Euch folgen, aber bei Gott! lieber sähe ich das Schwert des Nachrichters über meinem Haupte blinken, als diese Hochzeitfackel meiner Tochter flammen. — Artevelde's Hand fuhr nach dem Dolche, doch Alice warf sich ihm entgegen. — O bedenkt, Herr! rief sie: bedenkt, daß ihm seine Ketten noch schmerzen, daß es ihm so schwer wird, sich von seinem einzigen Kinde zu trennen. — Seid nachsichtig mit Alicens Vater.

Euch zur Liebe biete ich die Hand zur Sühne, sagte Artevelde; Roger Everwein! fuhr er fort, da dieser die dargebotene Hand zu ergreifen zögerte: seht in mir nun den Verlobten Eures Kindes. Ich habe sie geliebt und werde sie lieben, obgleich ich weiß, daß sie mich haßt.

Ich hasse Euch nicht, Artevelde, sagte Alice rasch.

Nicht? fragte er ihre Hand erfassend und sein Auge glühte.

Nein, so wahr ein Gott mich schützen mag, ich hasse Euch nicht, wenn ich Euch auch jetzt nicht liebe!

Herr! sagte die Mutter, und trat zu Artevelde: macht mein Kind glücklich und unser Segen wird Euch begleiten. Es ist eine zarte Pflanze, keiner rauhen Wartung gewohnt, geht schonend mit ihr um. Es ist ja so leicht, ein Herz zu gewinnen, wenn die Pflicht es schon mit festen Banden umschließt.

Sorget nicht, Mutter! erwiderte Artevelde, ich will ihr ein liebender Gatte, Euch ein guter Sohn sein, aber glättet die Furchen von Eures Mannes Stirn, sie rufen mir so manche bittre Stunde zurück, die ich in Euerm Hause verlebte.

Die Zeit wird sie glätten! sagte die Mutter versöhnend: reiche ihm die Hand, Roger, und bereite durch offenes Entgegenkommen unserm Kinde eine freundliche Aufnahme bei ihrem zukünftigen Eheherrn.

Herr Everwein, seines Kindes gedenkend, reichte Artevelden die Hand und die Versöhnung war geschlossen, wie es unter zwei solchen einander feindlich gegenüberstehenden Menschen möglich war.

Die Zeit, die wir durchleben, ist gar wandelbarer Natur, begann nun Artevelde: was heute blüht, ist morgen verwelkt, deshalb muß man die Stunden weislich nützen, und darum möchte ich auch mein Glück nicht lange verschieben. Schon morgen führ' ich sie als Weib in mein Haus.

Hohe Gluth überzog bei diesen Worten Alicens bleiches Gesicht. — Schon morgen? wiederholte sie; nun, wie Ihr befehlt.

Aber, werther Herr! begann die Mutter, wie wäre das möglich, wie könnte ich alle nöthigen Vorbereitungen treffen? Nichts ist in Ordnung —

Sorgt dafür nicht, Mutter, erwiderte Artevelde, wem so viele tausend Hände zu Gebote stehen, wie mir, der hat nicht zu sorgen.

Und dann kennt Ihr ja selbst den Mangel, der in unsrer Stadt herrscht, fuhr die Mutter fort: wenn man es mit Gold aufwiegen wolle, ließe sich kein prachtvolles Mahl, wie es sich zu solchem Tage schickt, in so kurzer Zeit anordnen.

Laßt mich für Alles sorgen und kümmert Euch nicht, fiel ihr Artevelde in die Rede.

Herr! sagte jetzt Roger, bedenkt wenigstens das Elend und die Noth der Stadt. Die Lebensmittel fehlen, schon leidet der Arme Mangel. Es würde sich nicht ziemen, wenn wir zu diesem Feste schwelgen wollten und der Arme darbte. Ueberdies ist es ja kein Freudenfest.

Wie es Alice wünscht, erwiderte Artevelde, ohne das Letztere zu beachten.

Laßt den morgenden Tag, wenn er denn bestimmt sein soll, still und ruhig hingehen, bat das Mädchen: kein rauschendes Fest, kein eitles Gepränge! Laßt es ein Fest der Vereinigung sein, ein Fest sein — rief sie aus gepreßter Brust: das die Thränen trocknet und das Racheschwert in der Scheide hält.

Ich glaube, Alice, Ihr vermögt viel über mich, sagte Philipp, und sein Arm umschlang sie: ich glaube, Eure Engelsmilde wird den Weg zu meinem Herzen nicht verfehlen.

Das wolle der barmherzige Gott! sprach sie.

Und nun, so reiche mir auch den bräutlichen Kuß, Alice, bat Artevelde: noch steh' ich ein Dürstender an der Himmelsquelle, entziehe mir nicht länger mein Glück. Alice verneigte sich zitternd vor ihm, reichte ihm die hocherröthende Wange; er aber preßte das Mädchen stürmisch an sein Herz und küßte sie feurig. Sie duldete es, entwand sich aber schnell seinen Armen und eilte fort.

Arteveldes zorniges Auge starrte ihr nach. Zürnt nicht mit ihr! bat die Mutter: für die zarte Jungfrau waret Ihr zu stürmisch.

Wohl möglich! erwiderte er beruhigt scheinend, doch war seine Eitelkeit verletzt, er reichte Vater und Mutter die Hand zum Abschied. Lebt wohl! sagte er dann: Morgen um die zehnte Stunde bin ich wieder hier, die Braut abzuholen. Grüßt mir Alice!

Als er sich entfernt hatte, warf sich Roger Everwein in den Sorgenstuhl und bedeckte sein Gesicht mit bebender Hand. Also so weit wäre es gekommen — er würde mein Eidam?

Ja wohl ist es ein trauriges Loos, jammerte die Mutter, statt eines Grafen einen Brauer einziehen zu sehen!

Und diesen Menschen, den Sohn jenes Artevelde, der mir so wehe that, der mir Feind war bis an seinen Tod!

An dem Du doch unschuldig bist, Roger?

Wäre ich rein von Schuld, so würde ich nicht jammern, entgegnete er: so aber sehe ich die furchtbare Vergeltung ihre Geißel über mich schwingen. O, hättet Ihr mich nur im Kerker gelassen, so blutete ich morgen auf dem Richtplatze, statt daß ich in der Stadt zum Hohne zum Hochzeitfeste meiner Tochter in die Kirche ziehe. Seht! — werden die Buben rufen — die Tochter hat sich für ihn geopfert, sonst hätte er sterben müssen! — Die Jungfrauen werden Alice beklagen und mich verfluchen, der aus Feigheit sie um ihren Geliebten gebracht, die Männer mich verachten, daß ich solch' Opfer für mein elendes Leben annehmen konnte und meine Freunde mich aus ihrer Mitte stoßen, daß ich mein Kind einem Gemeinen, einem Chaperon gab. — — Und nun noch — o das Bitterste verschwieg ich, Mutter, nun noch zu Alle diesem die Thränen meines Kindes, die ihren ganzen Himmel zerstört hat, um mir noch ein elendes Plätzchen auf dieser Erde zu erhalten. — O, ich bin ein unglücklicher Mann!

Sei ruhig, Roger! bat die Mutter, ich höre Alice kommen. Trockne Deine Thränen, daß sie nicht sieht, daß Du geweint hast. Zeig' ihr, daß Du so gefaßt bist, wie sie.

Alice trat ein, ihre Wange war bleich, ihr Auge verweint, Ergebung sprach aus Blick und Wort. Ist er fort? fragte sie: nun Gott gelobt, daß er mir heute noch Ruhe und Zeit zur Fassung schenkt! Weinet nicht, Vater, sagte sie ihn liebkosend, es wird Alles noch gut werden. Ist nur die Wunde erst vernarbt, so schmerzt sie nicht mehr, und die Zeit, wohl mehr noch die Pflicht, wird schon den Balsam auf mein Herz träufeln; Ihr sollt sehen, es wird gewiß noch Alles gut werden! Ihr Antlitz schien dabei so heiter wie die Sonne, wenn sie durch Regenschauer blickt; der Mund lächelte, das Auge weinte. Sie konnte dem Vater nicht Trösterin sein, denn sie bedurfte des Trostes noch mehr als er.

Murmelnd rauschten die Fluthen der Lys, funkelnde Sterne spiegelten sich in ihren schaukelnden Wellen und der Mond beschien glänzend die hohen Giebeldächer der alten Stadt, über welche die Nacht ihre dunkeln, silberschimmernden Flügel breitete. — Alles schlief, nur Alice wachte. Der Kummer ihres Herzens ließ den erquickenden Schlaf nicht auf ihr brennendes Auge sinken. Es war für sie eine lange, lange Nacht, deren Minuten, Gram beladen, nur langsam dahin schlichen, und doch, gedachte

sie des kommenden Tages, so glaubte sie, die Nacht eile für sie noch viel zu schnell dahin.

Von Unruhe, von qualvoller Angst getrieben, sprang sie von ihrem Lager auf, warf ihr Morgengewand um und trat auf den Altan, unter welchem die Lys rauschte; aber die Frische der Nacht kühlte nicht ihr wallendes Blut, die heilige Ruhe, die sie umgab, hemmte nicht das laute Klopfen ihres Herzens, die Thürme des alten Doms, die wie zwei geharnischte Riesen, vom Mondlicht bestrahlt, ihr entgegen glänzten, mahnten sie an das Fest des kommenden Tages, an das Todtenfest ihres Glückes. Noch — rief sie, noch gehören der Nacht Minuten, Stunden, und so gehören sie auch mir! Wenn der Tag erwacht, die Morgenröthe mich begrüßt, dann ist der Traum vorüber und ich übergebe der scheidenden Nacht mein Glück und meinen Frieden! Das Haupt gesenkt, starr in die Dämmerung hinausblickend, saß sie, die letzten Tropfen des Glücks zu saugen, noch eine kurze Stunde der Vergangenheit zu leben, und wär' es ihr möglich den süßen Traum ihres Lebens noch einmal zu träumen.

Der Himmel gönnte ihr dies Glück. Sie hörte nicht das Rauschen der Wellen, hörte nicht den dumpfen Schlag der Uhr, der vom St. Bavons-Thurme einsam durch die schweigende Nacht tönte, die Zeit rauschte unbemerkt an ihr vorüber, der Mond sank hinter der St. Johanniskirche, die Sterne wurden immer bleicher und schwanden wie das geträumte Glück des Mädchens. — Sie bemerkte es nicht. Da wehte plötzlich ein kalter Morgenwind von der Schelde herüber und verwehte alle süßen Träume, alle ihre lieben Bilder, er hauchte die Erglühte kalt und unfreundlich an und sie erwachte. Tief seufzend erhob sie sich, blickte hinaus in die Nacht und sah unverwandt nach der Gegend, wo die Dämmerung hervorzubrechen begann. So wäre es denn dahin! rief sie schmerzvoll: all die Freuden meines Lebens hin, und das Licht, das segenvoll in Osten hervorbricht, brächte nur mir, mir allein den Fluch? — Vater, in Deine Hände lege ich mein Herz! Führe es zum Guten, laß mich nicht untergehen im Schmerz! Als sie dies sprach, sank sie betend nieder. — Wohl ihr, wenn das Gebet ihren Schmerz zu lindern vermochte!

Während Alices frommes Herz sich zu dem Vater im Himmel wandte und ihr Gebet durch die sinkende Nacht emporstieg, öffnete der Tag seine Pforten, die Morgenröthe sendete ihren Silberschein voraus, der sich immer glänzender und rosiggefärbter zeigte, und herrlich, majestätisch, wie das Auge Gottes strahlend, rollte die Sonne über die neblichten Hügel empor.

So bist Du da, Bote des Unglücks! rief Alice sich erhebend. Heilige Sonne, die ich so oft mit andachtsvollem Gemüthe, mit frommen Gebeten begrüßte! So bist Du da und mit Dir der Tag meiner Vernichtung. Alle meine freundlichen Träume, alle meine Hoffnungen, meine Sehnsucht, meine Liebe, Alles weih' ich Dir! — Nimm es mit Dir auf Deine leuch-

tende Bahn und wenn Du zur Ruhe gehst, übergieb es der Nacht, daß sie es in ihrem finstern Schooße verberge und meine Träume bewahre, meine lieblichen Bilder — sein Bild in ihren dunklen Schleier hülle und sie in ein ewiges Grab versenke — Nimm Alles, woran Herz und Seele hing! rief sie die Arme emporstreckend: nimm Freude und Glück, Hoffnung und Liebe, ich opfre es Dir — Gott will es! —

Es ist geschehen! sprach sie gefaßt: Alles habe ich von meinem Herzen gerissen, und ich stehe nun vor Dir, mein Gott, arm, wie eine elternlose Waise, der nichts blieb als ihr Schmerz, den sie am Grabe des Verlornen ausschreiet. Mir blieb nichts, als ein einfacher Epheukranz, den er mir als Symbol seiner Treue gab, das ist Alles, was ich von meinem Glücke mit hinüber nehme! Aber nein! rief sie und eine Thräne rollte herab: noch blieb mir Vertrauen zu Dir, Vater im Himmel, blieb mir das Gefühl, daß ich recht gehandelt habe, und es soll mich erhalten und stärken. Du willst die Demuth Deines Kindes prüfen. Wohlan! Ich beuge mich vor Deinem Willen, sei mitleidig, sei barmherzig!

Alice! rief es hinter ihr, mein Gott, Kind, in der rauhen Morgenluft stehest Du so leicht gekleidet hier auf dem Altan? Komm herein! Es war die besorgte Mutter, welche die Unruhe früher als gewöhnlich vom Lager getrieben und die das Bette der Tochter verlassen, die Kammer leer, die Thüre, welche nach dem Altan führte, offen gefunden hatte. Eine furchtbare Angst trieb die Arme hierher, stürmisch drückte sie Alice an ihr Herz und liebkoste sie. — Armes Opferlamm! sprach sie dann, armes, unglückliches Kind!

Beruhigt Euch, Mutter, erwiderte Alice: ich bin gefaßt.

Auf Alles, Kind?

Auf Alles!

Selbst auf sein rauhes, hartes Benehmen?

Auch darauf.

Hofft Du das Verlorne ganz vergessen zu können? Auch der Gedanke ist sündhaft und ein unglückliches Geschick heiligt nicht ungezieme Wünsche.

Mit dem Ja am Altare, Mutter, sagte Alice mit bebender Stimme, mit dem furchtbaren Worte bin ich die Seine mit treuem, wenn auch mit gebrochenem Herzen.

Erfülle Deine Pflicht als ein redliches Weib, fuhr die Mutter fort: vielleicht erkennt er es und seine wilde Leidenschaft wird durch Sanftmuth und Treue gezähmt.

Ach, Mutter! seufzte sie auf: das ist das Schreckliche meiner Lage. — Je liebevoller er mich behandelt, desto unglücklicher werde ich mich fühlen. Stieß er mir in wildem Zorne den Dolch in die Brust, dann wäre es mir wohl!

Frevle nicht! zürnte die Mutter, treibe diese Gedanken von Dir. — Komm, der Vater wartet schon ängstlich Deiner. Suche heiter zu scheinen,

wenn es Dir möglich ist. Er, für den Du das Opfer bringst, leidet noch mehr um Dich, als ich. Komm!

Alice folgte der Mutter; als sie jedoch den alten Mann weinen sah, war Vorsatz und Fassung dahin, sie sank an seine Brust, preßte ihn stürmisch an ihre klopfende Brust, keine Klage entstieg ihr, stumm war ihr, stumm war sein Schmerz.

Da erscholl von der Lys her Zimbel- und Pfeifengetön und störte die stille Trauer. Ein Kahn, gar niedlich mit Blumen geschmückt, schwamm auf seinen Fluthen daher, die Ruderer hatten Kränze im Haar, ihre Ruder waren mit Blumen umwunden, und statt Flagge flatterte ein Myrthenkranz am niedern Maste. Reichgekleidete Diener stiegen bei Herrn Everweins Behausung aus und brachten von Philipp Artevelde der Braut kostbare Geschenke, die sie nicht beachtete. Die besonnene Mutter aber nahm sie in Empfang und belohnte die Diener reichlich. Es war das Brautgewand, das Artevelde in unglaublicher Schnelligkeit von den kostbarsten Stoffen hatte verfertigen lassen, Perlen und Edelsteine, von seinem Vater aus der Zeit seines Glanzes geerbt, von seiner früh verstorbenen Mutter getragen, lagen dabei. Alice warf keinen Blick darauf, als die geschäftige Mutter es auspackte, aber als sie ihr den Myrthenkranz mit goldenem Bande umwunden reichte, schauderte Alice. — Es klebt Blut daran, Mutter! rief sie; windet mir einen andern Kranz, diesen trag' ich nicht. — Seht nur, dort auf jenen Blättern die rothen Flecken — Walter, Walter! Ja wohl wird dein Herz bluten über diesen Kranz. — Weg mit ihm, windet mir einen andern! Sie warf den Kranz in die rauschende Lys, er schwamm schaukelnd dahin. Die Mutter zürnte mit ihr, daß sie unvorsichtig dieses Geschenk so schnöde behandle. Wer weiß, was es Dir dereinst für Schaden bringen kann, wenn es Artevelde erfährt, sagte sie; der Vater aber suchte sie zu beruhigen; es dauerte jedoch lange, bis sie wieder Fassung gewinnen konnte.

So verging der Morgen in stiller Trauer; je näher aber die Stunde der Entscheidung kam, desto gefaßter schien Alice zu sein. Sie duldete willig, daß die Mutter sie mit dem Kleide schmückte, das ihr Artevelde gesandt, schlang die sechsfache Perlenschnur um ihren blendenden Hals, und befestigte das Schloß von Juwelen an ihr knappanliegendes Mieder; nur als ihr die Mutter einen frischen, gleichfalls mit einem goldenen Bande durchschlungenen Myrthenkranz in die Locken flocht, bebten ihre Kniee, und mit einem tiefen Seufzer entrang sich noch einmal der Name: Walter!

Trompetenschall verkündete jetzt Arteveldes Ankunft, Alice erbleichte, aber behielt Fassung. Von seinen Freunden begleitet, betrat er das Haus, während die Gewerke von dem Hause Roger Everweins bis zu dem Dome in feierlichem Aufzuge standen; selbst die Kaufherrn hatten es nicht gewagt, zurück zu bleiben. Er trat bei Alice ein, schön und glänzend, aber nicht

wie zu einem Hochzeitfeste geschmückt. Ein feuerfarbner Wappenrock, so reich gestickt, daß der Graf von Flandern ihn bei einem Turniere nicht zu gering gefunden haben würde, deckte seinen kraftvollen Körper, ein Degengehenk mit Perlen gestickt, das die Städte Flanderns nebst dem funkelnden Schwert, das an seiner Seite hing, einst seinem Vater verehrt hatten, hing über seine Schulter, und zu dieser Pracht rollte unter dem weißen schlichten Hut der Chaperons sein langes, schwarzlockiges Haar herab; in seiner Linken hielt er die Streitaxt.

Sein Anblick, obgleich sein flammendes Auge, als er sich ihr näherte, milder als gewöhnlich auf ihr ruhte, überraschte und erschreckte Alice. Die Rose ist gebleicht! sprach er, ihr die Hand reichend, aber sie ist noch um desto schöner geworden. Wahrlich! rief er in ihrem Anschaun versunken, die Macht von ganz Flandern lag in der Hand meines Vaters, in der meinen liegt noch höheres Gut. Komm, Alice, folge mir zum Altare, werde unter den Frauen Gents der Würde nach die Erste, wie Du es schon immer an Schönheit warst. Ich bitte Euch, Mutter, um ein einfaches Mahl, wandt' er sich jetzt zu dieser, die Stadt wollte mir auf dem Rathhause ein köstliches Ehrenmahl bereiten, aber der Noth der Armen und Alice's bescheidenen Sinnes gedenkend, habe ich es von mir gewiesen, nur durfte ich die Begleitung der Zünfte nicht verschmähen, die zu unserm Empfange bereit stehen. Komm Geliebte und kröne mein Glück!

Laßt, wenn ich Euch begleiten soll, die Streitaxt zurück! bat die Jungfrau.

Und warum soll ich das Zeichen meiner Macht von mir legen? fragte er verwundert.

Klebt nicht das Blut des Mannes daran, der für mich sprechend, ein Opfer seines Mitleids wurde?

Eine hohe Röthe überflog Arteveldens Antlitz, er warf einen zornigen Blick auf Alice, doch eben so rasch warf er die Streitaxt von sich. Nun komm! rief er, ergriff mit Hast ihre Hand und sie mußte ihm folgen

Trompetengeschmetter empfing sie. Von der Leibwacht Arteveldes umgeben, von Vater und Mutter, aber von keiner Gespielin begleitet, durchzog sie unter lautem Jubel des Volkes die belebten Straßen. Mancher Segenswunsch folgte ihr, denn man hoffte, die Liebe würde das wilde Gemüth des Mannes zähmen, und viele Jungfrauen beneideten die Bemitleidenswerthe. So schritt sie unter dem rauschenden Jubel der Menge, ein geschmücktes Opferlamm, dem Dome zu.

Mit ihrem Eintritt in die Halle des Gotteshauses, wo die Geistlichen in ihrem Ornate das Brautpaar empfingen, belebte der wankende Muth sie von Neuem. — Herr, Dein Wille geschehe! betete sie leise für sich, und mit Ergebung sprach sie das für ewig bindende Wort.

Es war geschehen! Sie war Arteveldes Weib, war für immer von des Geliebten Brust gerissen, das verdoppelte Jauchzen des Volkes rief es ihr

mit tausend Stimmen entgegen. Als sein Weib, gebunden für immer, für ewig ihrer Hoffnungen beraubt, betrat sie das väterliche Haus.

Laßt mich mit meinem Eheherrn allein, bat sie die Umstehenden, entfernt Euch nur für einen Augenblick, liebe Eltern! — Und als sie nun mit Artevelde allein war, mußte sie sich einen Augenblick sammeln, dann erfaßte sie mit Innigkeit seine Hand: Philipp Artevelde! sprach sie und ihr Auge ruhte so seelenvoll, so sanft und mild auf ihm, daß er in seinen Himmel zu sehen glaubte: ich habe Euch schon gestern gesagt, daß mein Herz nicht frei sei, daß ich einen Andern liebe — O, hört mich an! hört mich ruhig an, dämpft die Gluth, die aus Euerm Auge flammt! bat sie, da sie seine Stirn sich umwölken sah, so engelmild, daß er freundlich sagte: Fahre nur fort, Alice, ich will Dich ruhig anhören. — Sorgt nicht! fuhr sie nun fort, ich habe Alles von mir geworfen, keine Rückerinnerung, keine Sehnsucht wird mein Auge trüben, ich werde Euer treues Weib sein bis in den Tod. Gebt mir Gelegenheit Euern edlen Sinn zu achten, handelt menschlich und die Liebe wird der Achtung folgen. Meine Pflicht werde ich üben in Noth und Tod, treu Euch zur Seite stehen, wenn auch das Unglück über Euch hereinbräche und somit nehmt meine Hand zum Pfande, daß ich die Wahrheit mit redlich treuem Herzen sprach, habt Vertrauen, habt Nachsicht mit mir und Gott wird schon Alles zum Besten lenken.

Edles Weib! rief er, und schloß sie mit wahrer Herzlichkeit in seine Arme: ich bin nicht so bös von Natur wie ich Dir erscheinen mag, denn ich erkenne ja mein Glück; aber vertraue auch meinem Herzen und erwidre die Gluth meiner Liebe nicht so kalt.

Verlangt dies nicht von mir, Herr! Ihr verlangt jetzt zu viel! entgegnete Alice: es giebt Dinge in der Welt, die nur die Zeit uns bringen kann; habt Nachsicht! — Er reichte ihr freundlich die Hand und während des ganzen festlichen Tages schien er nur mit seinem Glück und seiner jungen Gattin beschäftigt zu sein, und er war wieder der Philipp Artevelde, der er vor seiner Gefangung zum Stadtregiment gewesen war.

Auch Alice schien sich in ihr Schicksal zu finden; ihr Vater vernahm keine Klage, nur an der Mutterbrust weinte sie sich zuweilen aus, wenn sie mit ihr auf dem einsamen Stübchen saß und sie sich wider ihren Willen die Vergangenheit zurück rief. Aber auch gegen sie klagte sie nicht, denn ihr Gatte kam ihr mit Liebe entgegen, unterdrückte jede Aufwallung seines jähzornigen Gemüths, und wo er zart zu handeln müssen glaubte, verbarg er es dem Auge seines Weibes. Er liebte sie mit Leidenschaft und allmählig lernte er auch den Werth ihres edlen Herzens schätzen. Auch Alice erkannte sein Bestreben, sie beglücken zu wollen, und es entging ihr nicht, wie oft, wie sehr er sich bemühte, seinen Zorn zu bändigen und den wilden

Ausbruch seiner Leidenschaften zu mäßigen; sie erkannte es dankbar und dies Gefühl erleichterte ihr die Ausübung ihrer Pflicht.

Ohngeachtet Artevelde manche Sorge, manchen Kummer drückte, ließ er es Alice nicht fühlen und wenn er aus der Versammlung des Volkes kam, wo das Ungestüme ihn mit tausend Klagen und Forderungen belästigt hatte, ward er doch bald, Alice gegenüber, heiter. Selbst Dubois, den gleichfalls mancherlei Sorgen drückten, der aber jetzt fester mit Artevelde verbunden war, als je, sagte einstmals zu der jungen Gattin: bei Gott und St. Georg, holde Frau! Ihr habt ein Zauberwerk vollführt, Ihr habt den Tiger gebändigt. Ganz Gent preist Euch deshalb und tausend Segenswünsche steigen täglich für Euch zum Himmel auf. — Diese Worte Dubois' thaten ihr wohl und der Gedanke, Gutes zu bewirken, linderte ihren Kummer, ihr beharrlicher Wille, Alles zu vergessen, ihr strenges Pflichtgefühl ebneten ihr die rauhe Bahn, und so fühlte sie sich allmählich weniger unglücklich.

Wochen und Monden vergingen, immer freundlicher gestaltete sich Alices Verhältniß zu ihrem Gatten; nicht daß dieser die früher so lang unterdrückte Wildheit seines Gemüths ganz abgelegt hätte, oft brauste sie von Neuem hervor und nur die Engelsmilde Alice's, die ihn mit keiner Klage belästigte, stets ihm ein heitres Gesicht zu zeigen suchte und duldsam sich in alle seine Launen fügte, konnte ihn entwaffnen. Treu ihrem Vorsatze, suchte sie zu vergessen, und als einst Anna, ihre treue Magd, es wagte, einen Brief Walters von Enghien ins Geheim zu bringen, sandte sie ihn unerbrochen zurück und zürnte der Botin lange.

Oft, wenn das Bild des Einstgeliebten vor sie trat, konnte sie fast mit sich zürnen, daß sie nicht treu genug ihre Pflicht erfüllte; doch allmählich ward sie ihr nicht mehr schwer, und die Scheu, welche sie noch immer von ihrem Gatten entfernt hatte, verschwand; sie war traulicher gegen ihn, und wer nicht in die geheimsten Falten ihres Herzens schaute, sie in schwachen Stunden Zuflucht zum Gebet hatte nehmen sehen, hätte glauben müssen, es stände eine glückliche Gattin vor ihm.

Nur machte ihr der Einfluß Dubois', dessen Herzen sie nie ganz traute, viel Kummer. Er hatte immer mehr Artevelde für sich zu gewinnen gewußt und verübte manche Erpressung unter dessen Namen. Alice, den verderblichen Einfluß zu untergraben, war ihm offen entgegen getreten und hatte sich so Dubois zum Feinde gemacht, auch warnte sie Artevelde vor dem gefährlichen Manne. Der Liebe ihres Gatten gewiß, fürchtete sie nicht seine Ränke, und wurde nicht müde, durch Bitten und Vorstellungen Artevelde zu bewegen, sich ganz von ihm loszureißen.

In Arteveldes Brust nagte trotz seines häuslichen Glückes ein bittrer Kummer. Die Lage der Stadt ward mit jedem Tage trauriger; nicht die Kriegmacht des Grafen von Flandern, nicht den Wankelmuth des Volkes hatte er zu fürchten, ein furchtbarer Feind, der Hunger hatte sich in ihre

Mauern eingeschlichen. Der Graf, der sich in dem ihm treugegebenen Brügge mit einem Theil seines Heeres aufhielt, hatte diesen Plan entworfen, die rebellische Stadt zu unterjochen. Was das Schwert seit Jahren nicht vermocht hatte, sollte der Hunger thun; die Mißernte des vorigen Jahres bot ihm die Hand. Schon lange war vom Meere her Gent alle Zufuhr abgeschnitten, das seidische Brügge bot zu Allem willig die Hand und Brabant sperrte die Schelde. Der Graf von Hennegau, des Grafen von Flandern naher Verwandter, so wie der Herzog von Brabant, verboten ihren Unterthanen jede Art von Zufuhr, und wenn auch manche Städte gern Gent mit Lebensmittel versorgt hätten, konnten sie es nur unter der Hand und nicht in dem Maaße, um dem Uebel abzuhelfen. Das Heer des Grafen von Flandern hielt kleinere Städte, die Gent umgaben, besetzt, und so ward es fast unmöglich, die Stadt gehörig zu verproviantiren, die schon selbst die Speicher der Klöster in Beschlag genommen hatte. Das noch vorräthige Getraide ward nun in gleichem Maße an Arme und Reiche ausgetheilt und den Reichen blieb es nur überlassen, mit Hülfe ihres Geldes sich hier und da aus der Ferne zu versorgen.

Die Genter ertrugen mit Beharrlichkeit und ohne Murren den Mangel; Artevelden konnten sie das Uebel nicht zu Last legen, denn, als er die Ruder der Stadt übernahm, fand er die Speicher schon leer. Er hatte gegeben was er vermochte, Alles angewendet und oft mit gewaffneter Hand der Stadt Lebensmittel zugeführt. Ihre einzige Hoffnung setzten sie noch auf England, wohin sie Abgeordnete zur Schließung eines Bündnisses gesandt hatten, da ihnen von Frankreich aus Gefahr drohte; allein die schwache Regierung Richard II. ließ Gent nur wenig Hülfe hoffen, das Volk murrte endlich und der Vorschlag der reichen und wohlgesinnten Bürger, den Frieden mit dem Grafen zu unterhandeln, drang endlich durch.

Niemand war hierüber aufgebrachter als Peter Dubois. Beglückte der Friede die Stadt, trat sie unter die Herrschaft des Grafen zurück, so war er, wenn auch nicht geopfert, doch am Ende seiner Laufbahn. Er suchte anfänglich die Chaperons aufzuwiegeln, allein die Noth traf die ärmere Klasse am meisten, daher bewirkte sie auch, was eine verlorne Schlacht nicht vermocht hätte, die Gemüther dieser wilden, an Unordnung gewöhnten Menschen friedlich zu stimmen, auch seine Bemühungen scheiterten. Auch Artevelde vermochte er nicht durch Vorstellungen und Spott zu bestimmen, das Aeußerste zu wagen; Alicens Bitten, ihre Vorstellungen fanden willigern Eingang, er neigte sich auf die Seite der Gutgesinnten, und da der Herzog von Brabant, der Graf von Hennegau und der Bischof von Lüttich sich zu Vermittlern anboten, so war er nicht dagegen, daß einige Bürger nach Harlebecque, den Frieden zu unterhandeln, abgesandt würden.

Während dieser Unterhandlung glaubten die Fürsten das Verbot der

Zufuhr nicht so streng nehmen zu müssen, und so kamen auf der Scheldе mehre Schiffe mit Getraide von Antwerpen nach Gent, auch die Bewohner der Grafschaft Aloſt brachten wieder Lebensmittel und selbst eine Heerde Vieh, welche die Lütticher hatten hertreiben lassen, kam glücklich in der Stadt an und somit war dem drückenden Mangel für mehrere Monate abgeholfen. Zu spät sah der Graf seinen Fehler ein und traf Gegenanstalten; aber das Uebel war geschehen und die Sehnsucht der Genter nach Frieden bedeutend vermindert. Auch hatten die reichen Handelherrn die Rückkehr des Grafen zu sicher erwartet, um ihre Freude darüber nicht laut werden zu lassen und hatten selbst Arteveldens Ehrgeiz nicht sattsam geschont, so daß, als die Abgesandten von Harlebecque zurückkehrten, sie die Stadt in einer ganz andern Stimmung fanden, als da sie sie verlassen hatten.

Dubois war indessen thätig gewesen, die Gemüther in Bewegung zu setzen und noch an dem nemlichen Morgen, an welchem die Abgeordneten zurückkehren und dem Volke Bericht ihrer Unterhandlung abstatten sollten, begab er sich zu Artevelde.

Nun, Philipp! sagte er spottend: legt Eure Streitaxt auf den Heerd, daß die Weiber fortan Holz damit spalten können, zieht den Wappenrock aus, und nehmt an seiner Statt das Schurzfell vor, wenn Ihr Eure Tonnen schrotet; mit dem Regimente hat es ein Ende!

Wie Gott will! erwiderte Philipp: die Freiheit ist ein köstliches Gut, muß sie aber mit dem Elende der Menschheit erkauft werden, dann ist sie nur eine schöne Frucht von Außen, deren Saft gallebitter ist. Ich ziehe mich in meine Verborgenheit zurück; an der Seite meines Weibes will ich schon meine Macht entbehren lernen.

Thöriger Mensch! unterbrach ihn Dubois: denkt Ihr, man lasse Euch in Ruhe?

Der Graf soll ein redlicher Mann sein! entgegnete Artevelde: dem sein Wort heilig ist.

Philipp Artevelde! unterbrach ihn Dubois: nicht Brief und Siegel giebt wahre Sicherheit, der Mund verspricht leicht, das Pergament ist geduldig, aber der Haß hat tiefe Wurzel in die Herzen geschlagen. Laßt Euch auch der Graf von Flandern ruhig in stiller Abgezogenheit leben, so habt Ihr doch so vielen Geschlechtern wehe gethan, die Euch nie das Blut der Ihrigen vergeben werden. Und glaubt Ihr, das Volk werde Euch schützen? Ihr kennt es noch nicht! Sind Eure Fässer, ist Euer Seckel leer, so hat es Eure Wohlthaten vergessen; heute trägt es Euch, gleich einem Könige im Triumph umher, morgen zertrümmert es seinen Götzen. In einem Jahre wissen sie nichts mehr von Euch, Ihr seid vergessen! Deshalb rath' ich Euch, nehmt Eure Leibwacht mit auf den Marktplatz, ich will die verwegensten Chaperons um Euch sammeln, hört, so auf Alles gerüstet, die Abgeordneten an und sind die Bedingungen hart, so verwerft sie,

damit niemand sage: Unter Philipp Artevelds Regierung beugte sich Gent unter das Joch! Dann thut wie ich thun werde.

Die Worte Dubois hatten nicht ganz ihre Wirkung auf Artevelde verfehlt, sein Ehrgeiz war rege, aber gedachte er der Bitten Alicens, ward er ungewiß. Da verwundete ihn Dubois auf unheilbare Weise. Artevelde! sagte er: Ihr scheint meinem Rathe kein Gehör geben zu wollen, Ihr schwankt? Ist Eure gerühmte Festigkeit in der Umarmung Eures schönen Weibes wankend geworden? — O, Ihr thöriger Mensch! Erst rennt Ihr dem Ehrgeiz nach, nun der Liebe und eben weil Ihr so rennt, verfehlt Ihr um desto gewisser das Ziel. Wißt —

Was wollt Ihr mich wissen lassen! — Sprecht! fuhr Artevelde heftig auf.

Ihr kennt, wie Ihr mir einmal sagtet, den Namen des Mannes nicht, an dem Alicens Herz einst hing — vielleicht noch jetzt —

Schweig Unglücklicher! rief Philipp zornig: lästre die Tugend nicht!

Was ich rede, ist Wahrheit und Eure Drohungen schrecken mich nicht ab, sie auszusprechen, erwiderte Dubois mit kalter Ruhe: der Mann, den Eures Weibes Herz wählte, ist einer der Barone am Hofe des Grafen, einer der heftigsten Feinde dieser Stadt. Er zöge mit dem Frieden ein und deshalb entsagt auch Alice gern ihrer Eitelkeit, legt willig Macht und Hoheit ab und stimmt Euch zur Unterwerfung. Sie findet ja Ersatz in ihrem häuslichen Glück! setzte er höhnend hinzu.

Der Schlag traf, die Flamme flackerte auf. Artevelde erwiderte nichts, aber die Heftigkeit, mit der er Dubois Hand schüttelte, sprach deutlich seine Gesinnung aus; Dubois verließ ihn triumphirend.

Ohne Alice noch gesehn zu haben, verließ er das Haus und begab sich an der Spitze seiner Leibwacht, auf den Markt. Schweigend, in banger Erwartung empfing ihn das Volk, kein Jubelruf begrüßte ihn; finster durch die Menge schreitend, betrat er den erhöhten Platz, wo seine Wacht einen Kreis um ihn bildete, in welchem Peter Dubois, die Versammlung beobachtend, stand.

Ihr Bürger der freien Stadt Gent, die Ihr von Euern Mitbürgern zur Unterhandlung des Friedens nach Harlebecque gesandt wurdet! rief nun Artevelde mit lauter Stimme: tretet her zu uns und berichtet dem versammelten Volke, welche Uebereinkunft Ihr mit dem Grafen von Flandern getroffen habt, oder ob er keinen Frieden will!

Werther Herr! Theure Mitbürger! begann nun einer der Abgeordneten, ein Kaufherr, der andere war ein reicher Weber: wir haben lange und mühsam in Harlebecque unterhandelt, haben anfangs, wie uns aufgetragen war, mit stolzer Zuversicht die Bedingungen des Friedens vor-

geschrieben, aber die Fürsten kannten nur zu gut unsre Noth und spotteten unsers Stolzes; da traten wir offen vor den Grafen, unsern ehemaligen Herrn und stellten ihm vor, wie er nicht seine herrlichste Stadt ganz verderben und untergehen lassen sollte und erweichten sein Herz, so daß er uns endlich den Frieden bot. — Aber es wird uns schwer, die harten Bedingungen zu sagen. Er hielt inne, eine furchtbare Stille herrschte in der Versammlung, jeder lauschte gespannt; Dubois war vielleicht der Einzige, der mit lächelndem Antlitz der Entscheidung entgegen sah.

Der Graf von Flandern verlangt — hört es, meine Mitbürger! fuhr nun der Abgeordnete fort: er verlangt unbedingte Unterwerfung und 200 Geisseln, die er selber sich unter uns wählen darf, doch gab er uns die Hoffnung, nicht alle sterben zu lassen.

Eine lächelnde Hoffnung! rief Dubois zornig: aber wie habt Ihr es gewagt, solch' entehrende Bedingung zu unterzeichnen? Tausendmal eher soll Gent untergehen, als sich solcher Schmach unterwerfen. Man sieht, weder Ihr noch Eure Freunde würden unter den 200 sein, wohl aber wir, die das Zeichen der Freiheit schmückt. Ihr habt Euern Vortheil trefflich bedacht, wir wollen auch den unsern nicht vergessen! Dies sagend, stieß er den Abgeordneten den Dolch in die Brust, zu gleicher Zeit zerschmetterte Artevelde das Haupt des Andern mit seiner Streitaxt und rief: Verräherei! Zu den Waffen!

Bei diesem Rufe drängte seine Leibwacht sich um ihn, die Chaperons schwangen zu seiner Vertheidigung ihre Streitäxte und niemand wagte die Mordthat zu rächen. Triumphirend ging er vom Marktplatz; der Friede war gebrochen und ferner als je.

Finster und wild betrat Artevelde seine Wohnung, das Gerücht seiner That war ihm vorausgegangen. Ohne bei Alice einzukehren, wie er doch sonst immer zu thun pflegte, ging er nach seinem Zimmer; das Gefühl seiner That trieb ihn. Aber sie, die schon lange auf seine Tritte gelauscht hatte, eilte zu ihm und fand ihn, wie er eben das Blut von seiner Streitaxt wischte.

So ist es denn wahr? sagte sie weinend: so ist wieder Blut und von Deiner Hand geflossen? Artevelde! Wie konntest Du so freveln, so mich betrüben?

Friede taugt für Gent, taugt für mich nicht! erwiderte er rauh: soll die freie Stadt sich wieder unters Sclavenjoch beugen? Soll ich in die Verborgenheit zurücktreten, dem Glanze, der mich umgiebt, entsagen, die Macht niederlegen, die ich übe und so den Pfeilen meiner Feinde ausgesetzt sein? Nein, der Friede taugt nicht für Gent, nicht für mich! Ist doch kein Friede in meiner Brust!

Artevelde! unterbrach ihn Alice: wehe dem, dem diese Himmelsgabe fehlt, wehe mir, ruht nicht der Friede in Deiner Brust!

Nein! sagte er rauh und sein feuriges Auge heftete sich so fest an

Alicens Blick, als ob er sie durchbohren wollte: soll ich etwa meinen Hals geduldig dem Henkerbeile bieten? Ich glaube wohl, mein Tod käme Manchem hier und am Hofe des Grafen gelegen. — Meinst Du nicht auch?

Ich verstehe Dich nicht! erwiderte sie mit Ruhe: Du hast sicher hier und dort Feinde, die Dich beneiden —

Um mancherlei! fiel er ihr mit Heftigkeit in die Rede: um Ehre, Ruhm, um Macht, meines Geldes, auch meines schönen Weibes wegen, nicht wahr Alice? — Aber unter dem Witwenschleier lugt das dunkle Auge noch schmachtender, wallen die Locken noch üppiger hervor. Du bist auch noch als Witwe ein schönes Weib.

Versteh' ich Dich recht, Artevelde! sagte Alice und ihr Selbstgefühl sprach sich mit Stolz aus: so hat ein giftiger Argwohn in Deinem Herzen Wurzel gefaßt. Dubois säete in aus. — Artevelde, höre nicht auf ihn, weis' ihn von Dir, den gefährlichen Mann, der Dich mit mancherlei Netzen listig umschlungen hat. Du wähnst, er sei Dein Diener, nein, wahrlich! das ist er nicht, er ist Dein Herr, der Dich an dem Bande Deiner Leidenschaften leidet, wie sein Vortheil, nicht wie es der Deine will.

Du wagst viel, mir das zu sagen! Ich warne Dich, Alice, zwinge mich nicht —

Philipp! unterbrach sie ihn und ihr frommes Auge hing bittend an ihm: höre mich nur jetzt, die ich es redlich mit Dir meine. Ich bin kein böser Geist, der Dich verderben will.

Du bist mein guter Engel, das weiß, das fühl' ich! sagte er, von dem Ton ihrer Stimme bewegt: es wäre wohl oftmals gut, folgte ich Deiner Warnung und nicht meiner Leidenschaft — Rede!

Dubois hat Dir den Namen des Mannes genannt, dem sich mein jugendlich Gemüth hingab, begann sie.

Nein, Du irrst! unterbrach er sie schnell.

Und doch konnte der Argwohn so leicht Wurzel fassen, Du konntest von mir glauben — doch ich wag es nicht einmal, den Gedanken auszusprechen, vor dem ich schaudere.

Dubois hat nicht ehrlich an mir, nicht als Freund an Dir gehandelt, er, dem ich mich anvertraute, der es weiß, daß ich mich von Allem losgerissen habe, was mir meine Pflicht erschweren konnte. — Meide den falschen Freund, Artevelde! zerreiße die Bande, womit er Dich fesselt! Laß uns fliehen, fern von hier, nach Frankreich oder nach einer der blühenden Handelsstädte Deutschlands, fern von hier wird der Argwohn Dir nicht folgen, Deine Feinde werden uns ein ruhiges Asyl gönnen müssen. Komm! Alice begleitet Dich gern! Sie will von ihrer Heimath ziehen, den Ort meiden, wo ihre Jugend sich freundlich entfaltete, Vater, Mutter verlassen und nur Dir leben.

Du bist ein braves Weib! unterbrach er sie und sein Herz mochte es fühlen, was sie ihm opfern wollte. Du kannst, in dem beengten Kreise,

den Du überschaust, recht haben, mir das zu rathen; aber des Mannes Auge schaut weiter, sein Wille beschränkt sich nicht auf sein Haus, er strebt höher; die Welt ist sein Eigenthum. Nicht blos die, welche seinem Herzen nahe stehen, die Menschheit umfaßt er mit seinen Armen. In dem Munde des Volkes will er leben, für die Nachwelt will er bauen! Glaube mir, Alice, wen der Ehrgeiz einmal erfaßte, den läßt er nicht los, er reißt ihn mit sich fort, er muß ihm folgen, über Dornenpfade, durch Sturm und Wetter.

Alice hatte ihn mit keinem Worte, mit keinem Seufzer unterbrochen, aber der Kummer rief die Thräne in ihrem Auge hervor. Artevelde bemerkte es — Alice! sagte er weniger stürmisch, als er das Vorige gesprochen: es war eine Zeit, wo ich diesen Dämon beschworen hatte; still trauernd saß ich hier auf dieser Stelle, unbekümmert, ob ich freie Männer durch die Straßen Gents stolz einherschreiten, oder die Sclaven des Grafen von Flandern knechtisch schleichen sah, blickte in das Gärtchen hinunter und mir war Alles gleich, meine Gedanken waren ruhig, wie die Träume eines schlafenden Kindes, denn in jeder Blume da unten, sah ich nur Dich! Auch wurde damals mein Auge naß, als die Hoffnung mir schwand, aber dennoch meine Liebe nicht! Glücklich hätte ich mich in der ärmsten Hütte an Deiner Seite gefühlt und ich wäre gewiß ein guter Mensch geworden, hätte ich schon damals an Deiner Brust geruht. — Aber es sollte nicht sein! Du stießest mich zurück, da erfaßte mich der Sturm, ich gab mich ihm willig hin, denn nur auf seinen Flügeln konnte ich zu Deinem Besitze gelangen, nur mit Blut Dich erringen. Jetzt ist's vorbei, die Zeiten kehren nicht wieder! — Du bist mein! — Ich fühle mein Glück, fühle, daß mir der Himmel mehr gab als ich verdiene, aber die Hölle legte ihr Theil daneben, und macht mir oft mein Glück zur Pein. Der Argwohn ist die Natter, die sie an mein Herz legte, ewig zischt sie mir zu: Sie liebt Dich nicht, sie liebt einen Andern, sie erfüllt nur ihre Pflicht, weil das Gesetz es will, nicht weil es ihres Herzens Wunsch ist! — Sprich, beruhige mich hierüber! rief er heftig ihre Hand erfassend. Liebst Du mich wahrhaft, wie das Weib den Mann lieben soll, mit glühender Liebe?

Bei diesen Worten bebte Alice erbleichend.

Du bebst, erbleichst? rief er zornig.

Philipp! bat sie: laß mich los! — An Deiner Hand klebt Blut — auch an der meinen seh' ich blutige Flecke!

Er blickte hin, sah das Blut auf ihrer, auf seiner Hand. Warum erschreckst Du so? sagte er, doch selbst bei dem Anblick der blutbefleckten Hand erschüttert: Wo Ströme fließen, was sind da wenige Tropfen? Wo Tausende sinken, was ist da ein Menschenleben? Es verliert den Werth! Geh, trockne es ab und es bleibt keine Spur —

Alice ging und er gedachte seiner Frage nicht mehr, oder wollte vielmehr ihrer nicht gedenken, aber dennoch hatte Alicens Himmelsblick den

Pfeil nicht ganz aus seiner Wunde gezogen, sie blutete, sie schmerzte ihn noch immer.

In Brügge, wo der Graf von Flandern sein Hoflager hielt, hatte der Vorfall in Gent und das Zerreißen jedweder Friedensunterhandlung die Gemüther empört. Der Graf war entrüstet, der Stolz des Adels fühlte sich durch dieses rücksichtlose Betragen der Genter gekränkt und selbst die Einwohner von Brügge, die seit lange schon mit neidischen Blicken auf den Wohlstand Gents sahen, äußerten laut ihr Mißfallen. Alle Mittel, der Stadt die Zufuhr abzuschneiden, die während der Friedenunterhandlung nur nachlässig und mild ausgeführt worden waren, wurden nun in neue Thätigkeit gesetzt und der Graf schwur, der Stadt nur unter den härtesten Bedingungen den Frieden zu geben.

Mehr als alle Ritter seines Hofes theilte der Graf Walter von Enghien seinen Haß gegen Gent. Er, einer der edelsten, tapfersten Ritter Flanderns, hatte schon von früher Jugend an die Gunst seines Herrn in vorzüglichem Grade genossen, so daß die allgemeine Sage sich verbreitet hatte, er sei Graf Ludwigs von Flandern Sohn. Jung, schön, reich, von Stufe zu Stufe durch die Gnade seines Herrn immer höher gelangt, hätte er Ansprüche auf die Hand der reichsten Erbin Flanderns und Brabants machen können; aber die Liebe trieb ihr Spiel mit ihm. Er sah Alice Everwein in Brügge bei ihrer Muhme, und die Tochter des reichen Handelherrn, aus einem der ersten Geschlechter, hieß ihn willig alle seine Ansprüche aufgeben. Ihr Stand schien ihm kein Hinderniß; der Adel der damaligen Zeit achtete in Flandern den Handel, welcher den Wohlstand über das Land verbreitete, zu sehr, um es für entehrend zu halten, die Tochter eines reichen Kaufherrn zu sich zu erheben und selbst der Graf von Flandern, dem er seine geheime Liebe entdeckte, setzte nur wenig den Wünschen seines Lieblings entgegen, da er die Familie der Everweine, die stets mit treuer Anhänglichkeit ihm ergeben gewesen war, hochachtete.

Alice hatte mit schwärmerischer Liebe an dem jungen Manne gehangen, hatte nur in ihm das Glück des Lebens gesucht, nur für ihn leben zu müssen geglaubt; er füllte ihre ganze Seele und nichts schien ihr den heitern Himmel zu trüben. Ihre Eltern, durch diese Verbindung geehrt, verlangten hierüber nur das tiefste Schweigen, bis die Unruhen in Gent gestillt und sie die Verbindung mit dem Liebling des Grafen, ihres Herrn, offen kund thun könnten, ohne sich der Wuth des Volkes auszusetzen. Der Tod ihrer ältern Schwester rief in dieser Zeit Alice von Brügge nach Gent zurück und sie mußte sich von ihrem Geliebten trennen. Die Trennung war schmerzvoll, aber die Hoffnung stand ihr tröstend zur Seite. — Ach die Hoffnung trügt so oft! — Zwei Jahre blieb sie ihr eine treue Gefährtin, um sie plötzlich und für immer zu verlassen.

Der Graf von Enghien trug sein finsteres Geschick als ein Mann. Treulos ward Alice nicht, wohl aber unglücklich! rief er: Ich will ihr Rächer sein! — Ohne Ruh und Rast arbeitete er nun an dem Verderben Gents, da er früher oft bei dem Grafen der Fürsprecher dieser Stadt gewesen war; unaufhörlich durchschwärmte er die Gegend, hemmte die Zufuhr und überall, wo die Genter ein nachtheiliges Gefecht bestanden, hatte man auch den schwarzen Ritter mit seinem flatternden Banner gesehn. Oft warnte ihn Graf Ludwig von Flandern, da er immer kühner wurde und selbst bis unter die Mauern Gents mit den Seinen streifte, aber nichts hielt ihn zurück. Dort wohnte Alice, dort war die Unglückliche in verhaßte Bande geschmiedet, ihm schlug schon das Herz höher, wenn er nur die Thüme der Stadt sah und freudig rief er dann seinen Waffenbrüdern zu: dort wohnt sie, die gewiß auch als Gattin eines Andern in ihrem Herzen die Treue nicht brach, die ste mir gelobte, für die ich leben, für die ich sterben will!

Wohl ihm, daß Artevelde es nicht ahnete, daß der schwarze Ritter Alicens früherer Geliebter war, er würde ihn noch wilder, noch rachgieriger verfolgt haben, als er es jetzt schon that, und den Preis von 50 Mark Silbers, den er schon jetzt dem versprach, der ihn todt oder lebendig einbrächte, gewiß noch erhöht haben. Auch würden Graf Walter seine Waffenbrüder und seine 100 Lanzen wenig genützt haben, denn die Macht der Genter war trotz der Hungernoth noch furchtbar, so daß selbst der Graf von Flandern es nicht wagte, mit seinem Heere sich der Stadt zu nähern, wo jedoch von Tage zu Tage die Noth drückender wurde.

Mit beispielloser Standhaftigkeit ertrugen die Genter alle Entbehrungen und murrten nicht. Nur die Hälfte des nöthigen Brods wurde noch ausgetheilt: Fleisch genossen sie fast gar nicht mehr und doch zogen sie noch muthig gegen die Schaaren des Grafen, wenn sie in der Nähe der Stadt sich zeigten; kein Pferd, kein Hausthier ward mehr in der verödeten Stadt gesehen und demohngeachtet versammelten sie sich um ihre Fahnen und sahen dem sichern Tode mit freudigem Blick entgegen, wenn er sie nur als freie Männer treffen sollte. Aber der Hunger ist das sicherste Schwert, es mäht die allmählig welkende Saat nieder und ist seiner Ernte gewiß. Schauder erregend war der Anblick der Stadt, die Verzweiflung bemächtigte sich mancher Gemüther, schon sprachen einige Wahnsinnige, ihre Vaterstadt in Brand zu stecken und sich eher mit Weib und Kind dem Flammentode zu weihen, als sich dem Grafen zu übergeben.

Artevelde sah dem finstern Ende dieses Trauerspiels mit kalter Ruhe entgegen. Der Tod endet Alles! war sein Wahlspruch und der Saame des Argwohns von Dubois ausgestreut, von Dubois, den er seiner Kriegerfahrung wegen nicht von sich thun konnte, gepflegt, hatte seine Seele so umdüstert, daß die Engelsanftmuth Alicens nur noch für Augenblicke auf ihn zu wirken vermochte. Zwar sah er die Gefahr, die ihn umschwebte,

er kannte den Abgrund, an dem er mit dem Untergange der Stadt stand, denn er stand allein in der Mitte seiner Mitbürger, die nur noch im Dulden Muth zu zeigen vermochten; schon triumphirten seine Feinde, schon fürchteten seine Freunde, aber dennoch verlor er den Muth nicht, und sein schaffender Geist war nicht niedergedrückt.

Unter der Anführung Ateamanns, eines der Hauptleute, ließ er vorerst 12000 bewaffnete Männer mit Weiber und Kinder ausziehen, Lebensmittel mit Güte und Gewalt, durch Geld, Drohung oder Bitten aufzutreiben und mit gewaffneter Hand nach Gent zu führen. Ein gewagtes Unternehmen! 24,000 Seelen konnten geopfert und höchstens für den Augenblick den Bedürfnissen der Stadt abgeholfen werden. Wir müssen das Letzte versuchen, sagte er in der Versammlung des Volkes: jeder der Freiheit gerettete Tag ist ein heiliger Gewinn.

Als seien sie dem Tode geweiht, als sähen sie ihre geliebte Vaterstadt nie wieder, so traurig zogen die 12,000 mit Weib und Kind aus den Thoren Gents und stürzten wie ein Schwarm Heuschrecken über das nahe Brabant. Alle Thore waren ihnen verschlossen, überall der Befehl gegeben, ihnen keine Lebensmittel, als nur so viel sie zu ihrer eignen Nothdurft bedürften, zu reichen. So kamen sie wie irrende Pilger bis vor die Thore von Brüssel; nirgend hatten sie Gewaltthätigkeit geübt, entweder was man ihnen zuführte, bezahlt, oder was ihnen das Mitleid gab, dankbar angenommen.

Auch die Stadt Brüssel mußte ihnen ihr Gesuch abschlagen, so gern sie auch ihrer Nachbarstadt geholfen hätte. Aber der Herzog von Brabant hatte es streng verboten und seine Gegenwart in Brüssel hielt selbst das Mitleiden der Einwohner zurück; da begab sich Ateamann, bis zur Verzweiflung getrieben, zur Alles vermögenden Herzogin und erhielt endlich Lebensmittel für 2 Tage und die Versicherung, bei ihrem Vetter von Flandern sich thätig des Friedens wegen zu verwenden. Von hier zog er weiter ins Lütticher Land; hier, wo der Bischof weniger Gewalt hatte, wurden die Genter gastfreundlicher aufgenommen und Ateamann trat mit 500, mit Getraide beladenen, mit Ochsen bespannten Wagen seinen Rückweg an, die jedoch der Vorsicht wegen von den Lüttichern als ihr Eigenthum geführt wurden. War der Graf von Flandern nicht davon unterrichtet, oder wollte er mit den Lüttichern dieses für die volkreiche Stadt so geringen Vorraths wegen nicht in Streit gerathen!, Ateamann zog mit seinen 500 Wagen unter Glockengeläute und lautem Jubel des Volkes ein und hatte noch unterweges eine bedeutende Menge der Frauen und Kinder bei Freunden und Bekannten zurückgelassen. Für kurze Zeit war Gent gerettet.

Artevelde theilte den lauten Jubel nicht, der in der Stadt herrschte; er berechnete leicht, daß die Zufuhr nur für Wochen helfen konnte und sah immer noch in eine trübe Zukunft. Die Macht Gents erlahmte an dem vorsichtigen Benehmen des Grafen von Flandern, der jedes entscheidende Gefecht vermied, seine Streitkräfte in die ihm ergebenen Städte vertheilte und mit dem Kern seines Heeres in Brügge das Ende des Streites ruhig abwartete. Mehr aber noch als die verfinsterte der Kummer, der an Artevelde's Herzen nagte, sein Gemüth, Alice war seit einiger Zeit stiller, nachdenkender geworden und oft wollte er Thränen in ihrem Auge bemerkt haben. Sein Argwohn ward immer reger und doch verbot ihm sein Stolz, offen mit seinem Weibe zu sprechen und sie nach dem Namen des Mannes zu fragen, der ihn so sehr beunruhigte; er würde vielleicht ruhiger geworden sein, hätte er ihn gekannt, denn jetzt glaubte er in jedem der Großen, die den Hof des Grafen in Brügge bildeten, einen Nebenbuhler zu sehen und so wurde sein häusliches Verhältniß immer trüber und es wurde Alice jetzt immer schwerer, ihn aufzuheitern. Dies verstimmte allmählig auch sie und selbst die Sorge um ihre Vaterstadt, die Sorge um ihren Gatten, wenn sich Gent unterwerfen mußte, ängstigte sie; vielleicht beunruhigte sie der Gedanke am meisten: er kehrt mit dem Grafen von Flandern zurück — ich werde — Walther wiedersehen!

Wochen waren vergangen und keine fernere Zufuhr füllte die Speicher der Stadt; der Herzog von Brabant verweicherte den Lüttichern jeden weitern Durchzug und ließ die Genter wissen, daß er jedes Einrücken in Brabant mit den Waffen in der Hand zurückweisen werde. Einige Schiffe mit Getraide waren in Antwerpen angehalten worden und die Stadt hatte kaum noch auf 14 Tage Lebenmittel. Da entschloß sich Artevelde, den gefaßten Entschluß auszuführen, und sich für die Vaterstadt zu opfern. Er versammelte am Abend das Volk auf dem Marktplatze, stellte ihm vor, daß keine Rettung mehr möglich sei und er selbst nach Brügge zum Grafen wollte, den Frieden zu unterhandeln. Vielleicht versöhnt ihn mein Blut! sprach er: gern will ich meinen Kopf auf den Block legen und sterben, ist es nur zum Heil meiner Vaterstadt. Schon ist mir frei Geleit versichert. — Morgen, wenn es Euer Wille ist, reise ich; Peter Dubois übernehme indessen den Befehl statt meiner.

Diese Rede machte einen herzergreifenden Eindruck auf alle Gemüther, ängstlich war ihnen der Gedanke, daß Philipp Artevelde sie verlassen sollte, er, der so uneigennützig für sie gesorgt, der nur gegeben, nie von ihnen genommen hatte und an der Spitze des Regiments fast ein Bettler geworden war. Ein allgemeines Jammergeschrei ertönte. Bleibt, bleibt bei uns, Artevelde vernahm man von allen Seiten: Verlaßt uns nicht! Aber er blieb standhaft. — Die Zeit ist kurz! rief er: die Hilfe muß bald erscheinen oder sie kommt zu spät. — Morgen zieh' ich von hier und bring' Euch hoffentlich den Frieden — wenn auch nicht die Freiheit! setzte er ernst hinzu.

Traurig schlich ein jeder nach Hause, Artevelde allein schritt unentmuthigt durch die Menge hindurch seiner Wohnung zu. Der Gedanke, sich für seine Vaterstadt zu opfern, war ihm zu erhebend, und nicht mehr Alicen vertrauend, hatte ja dies Leben überdies all' seinen Glanz für ihn verloren.

Ich werde Dich auf einige Zeit verlassen, Alice! sagte er ihr ernst: ich gehe morgen nach Brügge, den Frieden zu erbetteln.

Nach Brügge, an das Hoflager des Grafen? rief Alice erbleichend.

Fürchtest Du, daß ich den Mann dort sehen werde, der meines Lebens Ruhe mir raubt? sagte er mit Bitterkeit. — Nenne mir seinen Namen nicht! fiel er ihr in die Rede, da sie seinen Namen zu sprechen beginnen wollte: ich glaube, kennt' ich ihn! ich würde ihm, und stände er dem Grafen zur Seite, den Dolch ins Herz stoßen. Ordne mein Gepäck, die köstlichsten Kleider nehme ich mit, ich will dort im Glanz erscheinen, daß wenigstens er nicht glauben soll, Philipp Artevelde sei ein gemeiner Brauer, der mit dem Schurzfell angethan sein Weib herze. — Ob ich wiederkehren werde? fuhr er nach einer Pause fort: das weiß nur Gott! Oft halten die Fürsten nicht ihr gegebenes Wort und der Graf hat oft vor mir, mehr noch vor meinem Vater gezittert und für so etwas haben sie ein zu gutes Gedächtniß, als daß er mich nicht tödtlich hassen sollte: deshalb habe ich über mein Hab' und Gut bestimmt. — Was noch mein ist, gehört Dir! Viel ist mir nicht geblieben, aber auch das Wenige nimm; ich gebe es Dir mit gutem Herzen.

Alice sank weinend an seine Brust, er schob sie sanft von sich, hob ihr gesenktes Haupt und schaute ihr finster ins thränenbethaute Auge. Nein! sagte er endlich und drückte sie heftig an sich: das sind nicht Freudenthränen, das sind Thränen des Schmerzes. Verzeih mir, Alice! Aber ein düstrer Geist umrauscht mich, sein Odem weht mich giftig an und verpestet die Gefühle meines Herzens! Dies sagend stürmte er hinaus und ließ die Weinende in ihrem Schmerz zurück.

Kaum daß der Morgen graute, als ihr Artevelde ein ernstes, aber herzliches Lebewohl sagte. — Sollten wir uns nicht wiedersehen, Alice! sprach er bewegt: so vergieb mir, daß ich Dich zwang, mein Weib zu werden. Dies sagend riß er sich von ihr los und drückte ihr heftig die Hand. Auf Wiedersehen, hier oder dort! rief er und schwang sich auf sein Roß.

Als er mit einem stattlichen Gefolge von Dienern, die aus Mangel an Rossen nur zu Fuße ihm folgen konnten und von einer Menge Volks begleitet, über den Markt vor der Wohnung Peter Dubois vorbei ritt, trat dieser aus seinem Hause und hielt Artevelde's Roß an. Auf ein Wort, werther Freund! sprach er: Ehe Ihr weiter zieht, kehrt noch einen Augenblick bei mir ein. Artevelde war erstaunt, stieg ab und trat ein.

Ihr glaubt gewiß, Philipp, ich hätte Euch wichtige Sachen zu vertrauen? begann Dubois lächelnd: Ich habe nur eine sonderbare Bitte an

Euch: Nehmt dieses Bild mit nach Brügge, dort werdet Ihr das Original am Hofe des Grafen finden, wahrscheinlich unter seinen Pagen, denn es scheint ein junger Fant zu sein; gebt es ihm mit dem Bescheid: Man schicke ihm dies aus gutem Herzen und mit freiem Willen.

Ein sonderbarer Auftrag! sagte Artevelde verdrießlich: in dieser verhängnißvollen Zeit um so sonderbarer. — Wer gab Euch das Bild, wem soll ich es geben?

Mir gab es eine holde Jungfrau, verbot mir aber, Euch den Namen zu sagen, erwiderte Dubois: Ihr wißt, ich bin kein Frauenknecht, aber doch zuweilen den schönen Frauen gern gefällig. Thut es mir zu Liebe, es wird Euch sicher nicht gereuen.

Artevelde nahm das Bild, betrachtete es genau und seine Stirn umwölkte sich. Nehmt es nur! fuhr Dubois dringender fort: vielleicht bringt es Euch mit dem, dem es gehört, in freundschaftliche Verbindung und da er vielleicht von Einfluß ist, könnt' es uns nützen. Erkennen werdet Ihr ihn im Gefolge des Grafen leicht.

Artevelde rief einen seiner Diener, gab ihm das Bild in Verwahrung und immer noch über die sonderbare Zumuthung Dubois nachdenkend, bestieg er sein Roß und verließ seine Vaterstadt.

Die Nachricht, Philipp Artevelde, der Beherrscher des stolzen Gents, der Sohn jenes mächtigen Mannes, der ganz Flandern zu seinen Füßen sah, ziehe in ihre Mauern ein, setzte ganz Brügge in Bewegung, das auch hier seinen Haß gegen Gent nicht unterdrücken konnte. Manches beleidigende Wort traf Artevelde, während er durch die Straßen zog, manchen bittern Hohn mußte er dulden, doch war er zu stolz, um darauf zu achten und dankte, wer ihn freundlich grüßte, denn unter den kleineren Gewerken schlug auch in Brügge manches Herz für die Freiheit. Als er jedoch auf den Markt kam und bei den Fleischhauern und Fischhändlern vorbei mußte, die hier in langen Reihen aufgestellt waren, hielten sie ihm spottend Fische und Fleisch entgegen. — Nehmt dies mit, Graf von Gent! riefen sie ihm spottend zu: Ihr armen Leute dort könnt es gebrauchen!

Ich werde Eures freundlichen Anerbietens zu seiner Zeit gedenken! erwiderte Artevelde und ritt, Wuth im Herzen, weiter.

In seiner Wohnung angekommen, ließ er dem Grafen sogleich seine Ankunft melden und auf sein Anfragen, wenn er ihm die Bitten der Stadt vortragen dürfe, erhielt er die Weisung, sich nur 8 Tage von seiner Reise zu erholen, dann wolle man ihm den Tag schon bestimmen. Ueber diese Antwort entrüstet, ließ er den Kanzler wissen, daß er nur drei Tage in Brügge bleiben könne und der Friede in dieser Zeit geschlossen sein müßte. Wäre dies unmöglich, so bäte er um freies Geleite zur Rückreise.

Die Noth zwang ihn zu dieser trotzigen Forderung, denn als er Gent verließ, waren nur noch wenige Lebensmittel und fast gar kein Brod mehr da.

Die Gesandten von Brabant und Hennegau, besonders die von Lüttich, verwendeten sich für ihn bei dem Grafen, den sie unbeugsam fanden, da er Gent schon für verloren hielt, bewirkten jedoch endlich, daß Artevelde am andern Tage vor ihm erscheinen konnte.

Ehe er den schweren Gang begann, betrachtete er noch einmal das ihm von Peter Dubois mitgegebene Bild lange und genau. Oft hatte er es schon auf seiner kurzen Reise und auch schon hier besehn und immer machte der Anblick desselben einen unangenehmen Eindruck auf ihn, obgleich die jugendlichen Züge ihn eigentlich ansprachen. Der Gedanke, sollte dies Bild das jenes Mannes sein, an dem Alicens Herz noch hängt? war zwar schon in ihm aufgestiegen; aber eine Jungfrau hatte es Dubois gegeben, er würde ihn nicht belogen haben und so ließ er den Gedanken nicht Wurzel fassen. Nun, ich werde ja wohl heute das Original sehen! sagte er, als er den reichgestickten, blauen Waffenrock umwarf und das Wehrgehenk und Schwert seines Vaters umhing: und die Beklemmung, die das Bild mir macht, wird dann wohl gehoben sein.

Von zwei Kämmerern und den Bogenschützen des Grafen begleitet, verließ er Brügge, um sich nach dem, eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Schlosse Male zu begeben. Hier, wo der Graf von Flandern geboren war, hielt er sich gemeinhin auf; es war sein liebstes Schloß, das er prächtig eingerichtet und fast ganz neu aufgebaut hatte. Auch heute wollte er hier, unter einem Thronhimmel sitzend, als sei er ein unumschränkter König, von seinen Vasallen und dem Adel Flanderns umgeben, den Abgesandten der rebellischen Stadt empfangen, Zuschauer so viel der weite Saal fassen konnte, drängten sich herbei, Zeuge der Demüthigung der stolzen Stadt zu sein, die so viele Jahre ganz Flandern beherrscht hatte, Zeuge zu sein, wie der Sohn des nie gebeugten Jakobs Artevelde, als Haupt der Rebellen, sich vor seinem rechtmäßigen Herrn demüthigen müsse.

Als Artevelde in den Saal trat, waren Aller Augen auf ihn gerichtet, aber keines schaute ihn so durchdringend, so feindselig an, als das Auge Graf Walters von Enghien, der seitwärts des Grafen von Flandern stand. Kühn, muthig und würdevoll schritt nun der Genter bis an die Stufen des Thrones, durch die gaffende Menge, die dem schönen, stolzen Manne laut Bewunderung zollte, dort beugte er dreimal sein Knie, dann trat er einige Schritte zurück, die Worte des Grafen zu vernehmen.

Was bittet Gent von mir? sagte jetzt mit finsterm Ernste der Graf, der nur mit bemerkbarem Kopfnicken Artevelde's ehrerbietige Begrüßung erwiderte.

Es bietet Euch den Frieden! erwiderte der kühne Bürger.

Es bietet mir den Frieden? rief der Graf zornig: und das wagt Ihr mir zu sagen?

Mein Vater ließ ihn Euch auf der nemlichen Stelle bieten und Ihr nahmt ihn willig an! erwiderte Artevelde unerschrocken.

Erkennt Ihr mich für Euern Oberherrn? fragte der Graf weiter.

Sobald Ihr den Frieden unterzeichnet habt, Ja!

Ihr unterwerft Euch also unbedingt meiner Gnade?

Die Noth ist groß in unsrer Stadt, erwiderte Artevelde mit Ruhe: Ihr kennt sie, gnädiger Herr, sonst würdet Ihr nicht so Hartes von uns verlangen. Deshalb will ich nichts fordern, sondern das Schicksal Gents Eurer Gnade anheim stellen, uns bleibt nichts übrig, als Unterwerfung oder Verzweiflung. Zwingt uns nicht zu dieser und macht uns jene leicht.

Warum nahmt Ihr den Frieden nicht an, den ich Euch vor Monden bot? unterbrach ihn der Graf.

Ich wollte keinen Frieden, mein ist die Schuld! Laßt es der Stadt nicht entgelten, was ich that! erwiderte er muthig.

Nun dann, so wißt meinen unabänderlichen Entschluß, den, bei Gott und der heiligen Jungfrau schwöre ich, nichts wankend machen kann! Nur unter der Bedingung könnte Euch Gnade werden, wenn alle Einwohner Eurer rebellischen Stadt, vom funfzehnten bis zum sechzigsten Jahre, barfuß, baarhaupt, in leinenem Hemde, einen Strick um den Hals auf den halben Weg von Gent nach Brügge mir entgegenkommen und sich meiner Gnade unterwerfen.

Mit jedem Worte, das der Graf sprach, ward die hohe Gestalt Artevelde's noch majestätischer, ein stolzes Lächeln umzog seinen Mund, jedermann war auf seine Antwort gespannt.

Das wird nicht geschehen, Graf von Flandern! war alles, was er erwiderte.

Die ganze Versammlung war über die Keckheit erstaunt und murrte; nur der Bailli von Hennegau trat hervor. Ich rathe Euch, diesen Antrag anzunehmen, Herr Philipp Artevelde! sprach er: Der Graf wird nicht alle tödten, die ihm entgegenkommend sich ihm unterwerfen, er wird mitleidig sein und Ihr habt schon Proben seiner Milde!

Euch will ich ausnehmen, Philipp Artevelde! nahm Graf Ludwig das Wort: Ihr sollt mir nicht entgegenkommen. Ich begnadige Euch hiermit, wenn Gent die Bedingung erfüllt, schon hier, und Ihr könnt alsdann mit Hab und Gut ziehen, wohin Ihr wollt.

Bei diesen Worten drang eine Thräne in Artevelde's Auge, es war nicht die Thräne der Rührung, der verhaltene Schmerz, der gekränkte Stolz erpreßte sie. Steh ich denn so tief in Euern Augen, gnädiger Herr? sprach er stolz: Ist denn mein Ruf nicht höher durch Flandern erschollen, als daß Ihr mich solcher Handlung fähig glaubt? Haltet Ihr mich von den Bürgern Gents für einen der Schlechtesten? Denn wahrlich, nur wenige würden so ehrlos sein, nicht mit ihren Mitbürgern Noth und Tod theilen zu wollen. Dürstet Euch nach Blut, so nehmt das meine, ich gebe Euch Euer

Wort, das mir frei Geleite verhieß, zurück. Laßt mich auf den Schloßhof führen, ein Block wird ja parat stehen, ein Henker zur Hand sein; mein Haupt rolle hin, giebt mein Tod der Vaterstadt nur ehrenvolle Bedingung.

Als Artevelde schwieg entstand ein Gemurmel in der Versammlung, das nicht Mißfallen ausdrückte, jedoch ein finstrer Blick des Grafen gebot Ruhe. Ich ehre Euern Muth! sprach er: wollt Ihr aber meine Gnade nicht erkennen, so behaltet Euern Kopf auf dem Rumpfe und hängt den Strick darum, mir gleichviel. Mein Wort steht unabänderlich, ich habe es bei Gott und der heiligen Mutter geschworen und so kann es keine menschliche Macht ändern; nur wenn Ihr, wie ich gesagt, mir entgegen kommt, begnadige ich die Stadt.

Ich muß diese Gnade im Namen Gents zurückweisen; erwiderte Artevelde: doch will ich, was Ihr mir gesagt, meinen Mitbürgern berichten, mögen sie handeln nach ihrem Willen.

Thut das! sagte der Graf, erhob sich plötzlich und verließ, von seinen Hofleuten gefolgt, den Saal. Da trat ein junger Mann von feinem Ansehen und prachtvoll gekleidet aus der Menge hervor auf Artevelde zu, blieb aber plötzlich stehen und sah ihn lange an. Artevelde gewahrte ihn und ging ihm entgegen: Herr! sprach er: ich habe einen Auftrag an Euch.

An mich? fragte der flandrische Ritter verwundert.

Ja, an Euch! Sagt mir Eure Wohnung in Brügge und nennt mir Euern Namen, daß ich noch heute mich seiner entledigen kann, denn morgen in aller Frühe reise ich von hier.

Ich bin Graf Walter von Enghien! erwiderte dieser und hohe Röthe überflog sein Antlitz: meine Diener werden Euch nach meiner Wohnung führen. Ich bin wohl neugierig, welchen Auftrag Ihr an mich haben könnt. Dann grüßte er ihn kalt und entfernte sich.

Ein stolzer Mann! sprach Artevelde vor sich hin: So stolz und düster erscheint er auf seinem Bilde nicht. Dann blickte er noch einmal im Saale umher, lächelte und schritt von denen, die ihn hierher begleitet hatten, wieder hinunter geführt, auf den Schloßhof. Hier besah er das prachtvolle Schloß, wie es schien, mit Wohlgefallen. Nicht wahr, Herr! sagte einer seiner Begleiter. Es ist ein herrliches Gebäude, das der Herr hier aufgeführt hat, fest und stark, der Ewigkeit trotzend.

Und die Flamme erfaßt es, der Sturmwind heult, jagt sie über die Zinnen empor und es stürzt in Trümmer! sagte Artevelde finster. Gent stand hoch, dies Schloß steht neben der herrlichen Stadt, wie des Klausners Hütte neben Antwerpens heiligem Dome und doch wird es untergehen und die Flamme wird es vernichten. Aber kommt, Herr! Es faßt mich ein finstrer Geist, ich muß ihm entfliehen! Dies sagend, schwang er sich auf sein Roß und jagte Brügge zu.

Kaum war er dort angelangt, als die Thür sich öffnete und der Graf von Enghien hereintrat.

Ich komme, Euch die Mühe zu ersparen, mich in meiner Wohnung aufzusuchen, sprach er: was ist Euer Auftrag an mich?

Euch Euer Bild mit den Worten zuzustellen: Man schicke es Euch mit gutem Herzen und aus freiem Willen! erwiderte Artevelde und holte das Bild.

Der Graf von Enghien nahm es und sein Blick ruhte wehmuthvoll auf diesem theuern Pfande hingeschwundener Liebe. Auch von dem Bilde konntest Du Dich trennen? rief er: Das konntest Du, Alice?

Alice? fuhr Artevelde auf.

Nun ja, ist es nicht Alice Everwein, die es mir sendet? fragte der Graf.

Ihr seid Graf Walter von Enghien und wahrscheinlich der Mann, an den mein Weib einst ihr Herz gehangen hatte? sagte Artevelde und seine Kniee bebten, seine Hand zitterte.

Der bin ich! — Alice Everwein war meine verlobte Braut! erwiderte der Graf in gleicher Stimmung.

Schweigend standen die beiden Männer sich gegenüber, beider Hand hatte unwillkürlich nach dem Griff ihrer Schwerter gefaßt.

Graf Enghien! begann Artevelde, das Schweigen brechend: wir sind also Feinde und werden es bleiben, so lange noch ein Athemzug in uns ist. Wär ich nicht Gents Abgeordneter, müßte ich nicht Rechenschaft ablegen und hing an meinem Leben nicht das Leben von Tausenden, so würde ich Euch den Kampf anbieten auf Tod und Leben, denn ich hasse Euch, hasse Euch von ganzer Seele.

So theilen wir gleiche Gesinnung! nahm der Graf von Enghien mit kalter Ruhe das Wort: obgleich ich nicht weiß, warum Ihr mich haßt. Ihr raubtet mir auf tückische Weise mein höchstes Glück, ich bin Euch durch nichts verschuldet.

Durch nichts? rief Artevelde heftig: ich entriß Euch ein Glück, Ihr trübtet es mir in jeglicher Stunde. Rechnet Ihr das Gefühl für nichts, das Gefühl der quälenden Eifersucht, den Zweifel, ob Gegenliebe die glühende Liebe lohnt? Rechnet es für nichts, daß Ihr gespenstig durch mein Haus schleicht und wie ein finstrer Dämon mir den Frieden des Herzens raubtet und mich an der Liebe meines Weibes zweifeln ließet?

That ich das? fragte Graf Walter hohnlachend.

Das thatet Ihr! — Ich schäme mich nicht, es zu gestehen! — Triumphirt! Ich gönne Euch den Triumph. Will es das Schicksal, daß ich zum Wohle meiner Vaterstadt leben soll, so werden wir uns wohl auf dem Schlachtfelde treffen und dann triumphirt der Sieger! Und gehe ich mit Gent unter, so feiert Ihr doch keinen Triumph über mich. Hoch wird in dem Munde der Nachwelt Philipp Artevelde leben, wenn man des Grafen von Enghien kaum mehr gedenkt. — Auch hofft nicht, auf meinem Grabe Rosen zu pflücken; ich nehme sie mit hinunter, wo die Schönheit modert und das Herz gar bald zu Staub wird. —

Philipp Artevelde! sagte Graf Walter betroffen: Als Ihr so kühn und männlich vor dem Grafen von Flandern standet, mußte ich Euch bewundern, obgleich ich Euch haßte; jetzt — Ihr liebt Alice nicht, wißt den Werth dieses Engels nicht zu schätzen, sonst hättet Ihr Vertrauen zu ihrem Herzen. Sinnenrausch und Selbstsucht ist Eure Liebe und somit bedaure ich Euch — mehr aber noch sie! Laßt den Dolch an Eurer Seite ruhn, Ihr seid mir als Abgesandter Gents eine heilige Person, sonst hätte längst schon das Schwert des schwarzen Ritters geblitzt, so aber versparen wir dies auf gelegenere Zeit. Auch schwöre ich Euch, daß ich, was ich über unsern Herrn vermag, thun werde, Gent mildere Bedingungen zu verschaffen, Euch aber das Leben zu erhalten, damit ich noch die Wonne genießen kann, Euch mit dem Schwerte in der Hand gegenüber zu stehen. Bis dahin gehabt Euch wohl, ich hoffe, der Himmel erfüllt meine Wünsche bald. Er wandt' ihm den Rücken und verließ ihn.

Komm her zu mir, treue Gefährtin! rief Artevelde, als sich seine starre Wuth gemäßigt hatte und griff hastig nach seiner Streitaxt: das Blut, das auf Dich tropfte, habe ich bisher sorgfältig abgewischt, sein Blut soll auf Dir rosten, die Flecke will ich ihr täglich, stündlich vorzeigen, denn fortan habe ich mir selbst eine Kluft zwischen Dir und mir geöffnet, Alice! — Er weiß und weiß es durch mich, daß Du ihn noch liebst, er triumphirt — und der Gedanke kühlt die Gluth meiner Leidenschaft und mein Glück ist dahin!

Schon am andern Morgen hatte er sein Roß bestiegen und mit Sorg' und Kummer belastet, das Leben nur noch um der Rache willen liebend, ritt er seiner Vaterstadt zu.

Schon war es dunkel, als er dort einritt. Er fand Alice nicht zu Hause, sie war bei ihren Eltern. Wie ein Lauffeuer durchrann die Nachricht von seiner Rückkehr die Stadt, jedermann drängte sich nach seiner Wohnung, sein Schicksal von ihm zu vernehmen; aber er vertröstete Alle auf morgen, wo er dem Volke sich in der Frühe auf dem Marktplatze zu versammeln befahl. Alice, die auch mit ihrem Vater herbeigeeilt war, empfing er kalt, doch nicht lieblos, sie tröstete sich mit dem Gedanken, das Schicksal der Stadt bekümmere und laste schwer auf ihm, und ließ ihn bald mit Peter Dubois allein.

Was habt Ihr mit Euerm, mir gegebenen Auftrage gewollt? fragte ihn Artevelde herrisch: Was sollte das Fastnachtsspiel?

Laßt das ruhen! unterbrach ihn der Hauptmann: sprecht von ernsteren Sachen. Was habt Ihr bei dem Grafen ausgerichtet?

Erst steht mir Rede, denn, bei Gott! ich nehme den Scherz ernst! sagte Artevelde, sich dennoch mäßigend: Wann gab Euch mein Weib das Bild?

Am Vorabend des Tages, wo sie Euer Weib wurde, erwiderte Dubois gelassen: da gab sie es mir, mit der Bitte, es dem Grafen Enghien zuzustellen. Ich fand keine Gelegenheit dazu, und da ich weiß, daß Walter von Enghien viel bei dem Grafen von Flandern vermag, so hoffte ich, Ihr würdet ihn dadurch kennen lernen und er vielleicht, schon um Alicens willen, sich unserer Stadt annehmen. Meine Absicht war gut, was kann ich dafür, wenn sie vielleicht verfehlt ist?

Eure Absicht gut? sagte Artevelde verächtlich: Doch lassen wir das bis auf andre Zeit. — Ich bringe der Stadt keine tröstliche Nachricht! fuhr er fort und seine Stirn umwölkte sich: Nur Gott kann uns retten! — Zieht Ihr einen ehrenvollen Tod der Schande vor, Dubois?

Wie könnt Ihr noch fragen? erwiderte dieser und als er die entehrenden Bedingungen erfuhr, unter welchen der Graf Gent begnadigen wollte, sagte er bitter lachend: Bei St. Georg! der Graf hat so unrecht nicht und so wäre es mit mir und uns allen zu Ende. Aber erst das Gebiß zwischen die Zähne genommen und das Aeußerste versucht, ehe man sich auf die Schlachtbank liefert. Wir müssen einen verzweifelten Entschluß fassen, in wenig Tagen muß Gent die berühmteste Stadt der Christenheit oder die beklagenswertheste der Welt sein. Sprecht morgen zu dem Volke, Artevelde! Es liebt Euch, folgt sicher Euerm Rathe und geht mit Euch freudig in den Tod.

Ich hoffe es, sagte Artevelde, und deshalb gebe ich noch nicht Alles verloren; den Muthigen verläßt die Hoffnung nie! So schieden sie.

Der Morgen traf Artevelde noch wach, auch Alice war nicht zur Ruhe gegangen und hatte ihren Ehegemahl vergebens erwartet. Als es Tag war und er nicht erschien, trieb sie eine unbeschreibliche Angst zu ihm hinunter. Sie fand ihn allein in seinem Zimmer sitzen, das sorgenschwere Haupt auf seinen Arm gestützt. Er schien sie nicht zu bemerken, erst als sie vor ihm stand, fuhr er auf. Ha, Du hier, Alice! sagte er gleichgültig: meine Stunden gehören heute der Vaterstadt, jeder meiner Gedanken muß ihr geweiht sein, darum überlaß mich meinem Sinnen, ich könnte Dir doch nichts Erfreuliches sagen. Er reichte ihr die Hand, sie drückte, küßte sie und verließ ihn betrübt. Sie hatte immer das Zusammentreffen Walters und Arteveldes gefürchtet und ahnete nichts Gutes.

Die Genter versammelten sich allmälig auf dem Marktplatze. Bleiche, abgehärmte Gestalten schlichen einher, keiner grüßte den andern, still und in sich gekehrt traten sie hin, als ständen sie auf dem Richtplatze, nicht auf dem Platze, von wo sie so oft ganz Flandern Gesetze vorgeschrieben hatten. Wo war der Stolz der übermüthigen Chaperons, wohin die Kraft der Zünfte, deren Fahnen heute selbst von keinem Lüftchen bewegt, nicht einmal lustig flatterten? — Die Leibwacht Arteveldes, bis zur Hälfte geschmolzen, vermochte kaum noch die schweren Waffen zu tragen und stellte sich, mit finstern Blicken, vor dem Rathhause auf. Alle Kraft war

von dem mächtigen Gent gewichen; nur die Reichen, die hier und da Gelegenheit gehabt hatten, sich durch ihr Geld Lebensmittel zu verschaffen, sahen noch rüstig aus und die allgemeine Noth rührte sie wenig, da sie meist dem Grafen zugethan und der Herrschaft der Chaperons längst schon überdrüssig waren. Auch Weiber und Kinder schlichen herbei, die Entscheidung ihres Schicksals zu vernehmen; kein Fenster war leer, niemand war daheim geblieben, jeder wollte den Sterbetag seiner Vaterstadt feiern.

Jetzt erschien Artevelde, betrat aber heute nicht seinen gewöhnlichen Platz, sondern trat auf den Altan des Rathhauses. Von hier aus machte er das versammelte Volk mit dem traurigen Ausgange seiner Unterhandlung bekannt und schloß mit den Worten: Jetzt ist es an Euch, Ihr guten Leute, zu bestimmen, ob Ihr die entehrende Forderung des Grafen eingehen wollt, oder nicht.

Ein allgemeines Jammergeschrei begann, Männer, Weiber und Kinder weinten und rangen verzweiflungvoll die Hände. Wäre der Graf von Flandern Zeuge dieses Schauspiels gewesen, er hätte sich gewiß der unglücklichen Stadt erbarmt. Artevelde sah von oben herab den Jammer, er war nicht fühllos, doch blieb er besonnen, ließ den ersten Schmerz vorüber gehen, dann gab er das Zeichen, daß das Becken ertönen sollte und auf diesen hellklingenden Schall hörten die Klagen auf und es ward still wie im Grabe.

Es bedarf eines raschen Entschlusses, meine Mitbürger! begann er nun: Wir haben keine Lebensmittel mehr und wohl an 30,000 unter Euch haben seit 14 Tagen keinen Bissen Brod genossen und auf die Gnade des Grafen von Flandern dürft Ihr nicht rechnen. Deshalb schlage ich Euch dreierlei vor: Wir schließen unsere Thore, versammeln uns in den Kirchen, beichten, empfehlen unsere Seele Gott und erwarten so den Tod als Märtyrer der Freiheit, da man uns alle Barmherzigkeit versagt hat. — Oder, wir ziehen Alle, Männer, Frauen, Kinder, baarfuß, einen Strick um den Hals gen Brügge und flehen den Graf von Flandern um Gnade; er ist nicht so hartherzig, um mit seinen Unterthanen, wenn er sie in solch' elendem Zustande sieht, nicht Mitleid zu haben; ich selbst will ihm meinen Kopf zur Sühne bieten. Das Letzte, was uns bleibt, ist — 5 bis 6000 derjenigen Männer, welche noch kraftvoll genug sind, die Waffen zu tragen, unter uns auszuwählen, und sie wohlbewaffnet gegen den Grafen nach Brügge zu führen. Finden wir den Tod, so sterben wir doch ehrenvoll und Gott wird sich auch schon des Muthes wegen unserer Seelen erbarmen. Siegen wir aber, so sind wir das ruhmwürdigste Volk der Welt. — Welchen dieser drei Vorschläge haltet Ihr für den besten?

Rathet uns, Herr! schrie die Menge: Wir setzen unser ganzes Vertrauen auf Euch.

Nun wohl! rief Artevelde: So wahr uns Gott helfe! meine ich, wir ziehen dem Grafen mit gewaffneter Hand entgegen.

Wir ziehen mit Euch! rief es von allen Seiten und Muth belebte die Genter von Neuem. Artevelde ließ gleich die Thore der Stadt schließen und machte die nöthigen Anordnungen, die Konstabler jedes Kirchspiels mußten die tüchtigsten Leute auswählen; 5000 Mann traten unter die Waffen, 200 Wagen wurden mit den erst kürzlich in Lüttich gekauften Pferden bespannt und da, wo sie nicht reichten, von Menschen gezogen, das große und kleine Geschütz darauf geladen und Alles so angeordnet, daß der Kriegzug am frühsten Morgen ausrücken konnte.

Die Sonne ging glühend über Gent auf, kein Nebel, kein Wölkchen trübte den Himmel, als die 5000 sich auf dem Freitagmarkt versammelten. Von allen Seiten ertönte ein schmerzvolles Lebewohl! Ein neunzigjähriger Greis hatte sich in die Mitte des versammelten Kriegvolkes tragen lassen, um noch einmal den aufsteigenden Löwen in den Fahnen Gents flattern zu sehen. Ihr seht, in welchem Zustande Ihr uns zurücklaßt! sprach er zu den Kriegern: nur als Sieger kehrt zurück, sonst seht Ihr uns nicht wieder; denn sobald uns die Nachricht wird, Ihr seid überwunden, stecken wir die Stadt in Brand und begraben uns unter ihren Trümmern!

Betet für uns zu Gott! Hoffnung und Muth haben uns nicht verlassen! erwiderten freudigen Muthes die Krieger.

Artevelde war während des ganzen Tages mit den Anordnungen beschäftigt und wenig zu Hause gewesen; traf er Alice, so war er gleichgültig gegen sie, aber auf eine Art, die ihr wehe thun mußte. Nur als er Lebewohl sagte und sie weinend an seine Brust sank, übermannte ihn das Gefühl. Lebe wohl, Alice! sagte er bewegt und verließ sie dann schnell.

Die Trompete rief zum Aufbruch, Artevelde führte das kleine Heer, unter ihm Atemann und Peter Dubois. Als wären sie des Sieges gewiß, so muthig zogen sie aus den Thoren und nahmen, um sich zu stärken, alle Lebenmittel mit, die noch in Gent zu finden waren; fünf Wagen mit Brod und zwei Faß Wein war alles, was ihnen wurde, denn auf weniges gesalzenes Fleisch, Wurzeln und Wasser waren die Einwohner schon lange beschränkt gewesen. So zogen die Ermatteten, zwar nur in kleinen Tagemärschen, nach Brügge.

Am Mittag des dritten Tages langten sie eine Stunde vor Brügge an und verschanzten sich sogleich hinter ihre Wagen, dann knieeten sie nieder, beteten und empfahlen ihre Seele Gott. Sieben Priester des Minoriten-Ordens predigten an verschiedenen Punkten und belebten, den Beistand Gottes versprechend, den Muth der Streiter, die alsdann das Nachtmahl des Herrn nahmen und sich zum Tode vorbereiteten.

Es war eben ein Feiertag; eine Menge Volks war nach Brügge geströmt und Fremde aus allen Gegenden Flanderns waren in der Stadt

versammelt, als die Nachricht erscholl, ein kleines Häuflein Genter sei im Anmarsch und stehe in Schlachtordnung ohnfern der Stadt. Sind die Leute toll? rief der Graf von Flandern bei dieser Nachricht aus: Treibt sie die Verzweiflung in ihr sicheres Verderben? — Nun, sie sind mir auf diese Weise eben so willkommen, als mit dem Strick um den Hals. Auf und haut sie nieder!

Der Bailli von Hennegau, der eben gegenwärtig war, ein besonnener, friedliebender Mann, wagte es, den Grafen zu warnen. Gnädiger Herr! sagte er: die thörichten Menschen haben keine Lebensmittel und sind ermattet, bald sinkt die Sonne, laßt sie ruhig vor den Thoren stehen. Mögen sie kommen und an den Mauern und Thürmen Brügges ihren tollen Muth kühlen, sie sind Euer ohne Schwertschlag. Ruft die Verzweiflung nicht auf, sie giebt oft dem Schwachen neue Kraft!

Aber der Graf hörte nicht auf diese Warnung, die Einwohner von Brügge verspotteten sie. Sollen wir uns von einer Handvoll trotziger Genter vor unsern Mauern Hohn bieten lassen? riefen sie: Sollen wir uns wie Feige hinter unsre Mauern verstecken, während sie, die überdies stets in dem Wahne standen, sie müßten Flandern regieren, vor unsrer Stadt stehen und uns höhnen? — Oeffnet die Thore! schrie die Menge und stürzte hinaus, der Graf folgte mit seinem Adel.

Während dessen hatte Artevelde die Genter um sich versammelt. Er hielt ihnen alle ihre Vergehungen gegen den Grafen vor, die dieser ihnen nie verzeihen könne, führte ihnen in Erinnerung, wie oft sie sich schon hätten unterwerfen wollen und wie oft man durch entehrende, grausame Bedingungen ihre Unterwerfung zurückgewiesen und sie gezwungen habe, die Waffen wieder zu ergreifen. Jetzt bleibt Euch keine Wahl als zwischen ehrenvollem Kampfe und dem Hungertode. Siegen wir! schloß er seine Rede: so finden wir Lebensmittel in Fülle, werden wir besiegt, einen ehrenvollen Tod! — Seht, die Thore öffnen sich, Eure Feinde, die von Brügge, rücken heraus, Gott Lob, daß sie kommen!

Jeder trat nun auf seinen Posten, jedem ward zur Erquickung ein Stück Brod und ein Schluck Wein gereicht und sich dem heiligen Bavonius, dem Schutzpatron Gents empfehlend, erwarteten sie festen Fußes den Feind.

Die Brügger bildeten in der Ebene ihre Schlachtordnung. Wohl an 20,000 rückten sie, ohne das Heer des Grafen abzuwarten, das in Eile ihnen nachzog, heran. Die Genter standen unbeweglich vor ihrem Geschütze. Plötzlich, als die Brügger kaum noch tausend Schritte entfernt waren, demaskirten die Genter ihr Geschütz und unterhielten ein so furchtbares Feuer, daß die Glieder der Brügger sich trennten. Dies gewahrend rückte Artevelde in dichtgeschlossenen Massen unter dem steten Schlachtruf: Gent, Gent! vor, stürzte auf den Feind und trennte seine Reihen. Ein panischer Schrecken ergriff in diesem entscheidenden Augenblicke die Männer von

Brügge, sie wichen, drängten nach der Stadt zurück, warfen sich auf die Reiterei des Grafen, trennten die noch nicht geordneten Fahnen und ließen sich fast ohne Gegenwehr niedermetzeln. Selbst der Graf von Flandern ward in dem Getümmel vom Pferde geworfen und entkam nur mit Noth. Alles drängte sich dem Thore zu, Freund und Feind drang zugleich in die Stadt ein, wo der Graf mit den Seinen den Markt zu behaupten suchte. Aber als er einige Haufen gesammelt und mit ihnen vorrückte, ward es Nacht. Die Genter hatten indessen den Markt schon besetzt und waren Herren der Stadt, auch hatten sich viele, fast alle kleineren Gewerke Brügges zu ihnen gesellt; die Leute des Grafen zerstreuten sich und er selbst entkam nur verkleidet und unter großer Gefahr.

Artevelde hatte während des ganzen Kampfes gehofft, auf den schwarzen Ritter zu stoßen, aber sein Falkenauge sah ihn nicht; wo nur ein schwarzer Helmbusch wogte, nur ein dunkel Geharnischter hervorbrach, drängte er sich hin, aber nirgend traf er den, welchen er suchte und nur für Gent, nicht für sein verwundetes Herz konnte er heute die Streitaxt schwingen.

Die Genter waren nun Sieger, waren Herren von Brügge; mit stolzem Gefühl begrüßten sie die Morgensonne und der kleine Haufe, nur wenig durch das Schwert des Feindes verringert, übte nun auf grausame Weise das furchtbare Recht des Siegers. Schiffe mit den Vorräthen der Brügger, Wagen, so viel man auftreiben konnte, mit Getraide beladen und mit vorgefundenen Pferden des Grafen und der Ritter bespannt, gingen nach Gent ab; aber auch das Racheschwert wüthete. Auf dem Markte wurden zwei Stangen aufgerichtet, an der einen ein junger geschlachteter Stier, an der andern ein Stör aufgehangen, mehrere Fleischerblöcke darunter gesetzt und die Unglücklichen, die zu der Innung der Fleischhauer und Fischhändler gehörten, aus ihren Häusern geschleppt und unter dem Zuruf: Nehmt dies mit, ihr Herrn von Brügge, Ihr armen Leute könnt es auf Eurer Reise gebrauchen! durch den Büttel enthauptet. Auch in der Innung der Gerber und Glashändler floß Blut, denn sie hatten es mit dem Grafen gehalten, ihre Häuser wurden geplündert, so wie die der Reichen. Dies Alles duldete das mächtige, volkreiche Brügge, duldete es von einer Handvoll, kaum dem Hungertode entronnenen Volkes; aber ein panisches Schrecken hatte sich ihrer bemeistert, keiner wagte sein Haus zu verlassen, keiner das Schwert zur Vertheidigung zu ergreifen. Zwölfhundert wurden auf diese Weise ein Opfer des gegenseitigen Hasses der Städte und so rächte Artevelde blutig den Hohn, den er vor wenigen Tagen, auf der nemlichen Stelle erfahren hatte.

Aber noch erhob sich in herrlicher Pracht ein Ort, wo sein Stolz gedemüthigt worden war; das Schloß Male, dieser Lieblingsaufenthalt des Grafen stand noch. Es zu zerstören, gab er nun den Befehl; die Brügger selbst mußten ihn vollführen und bald stand dieses prachtvolle Gebäude,

mit allem Luxus damaliger Zeit ausgestattet, in Flammen und seinen prophetischen Worten verlieh er selbst die Erfüllung.

Wie sehr hatte sich die Lage Gents in diesem einen Tage geändert, wie sehr aber auch das Gemüth Arteveldes. Jede von Alicens Hand sanft gestimmte Saite seines Herzens war gesprungen, nur rauhe und wilde Akkorde tönten noch und wie Blut den Tiger immer noch blutgieriger macht, so weckten auch die unaufhörlichen Hinrichtungen die Begierde nach stärkeren Grausamkeiten in ihm auf. Selbst die Genter murrten und so hielt der Blutdürstige ein, gab Ateman den Befehl über Brügge, ließ eine starke Besatzung daselbst und schickte hinlängliche Geißeln nach Gent, sich der Treue der nun durch Blut Verbündeten zu versichern. Er selbst beschloß, nach Gent zurückzugehen.

Den Abend vor seiner Abreise ritt er, von seinen Trabanten begleitet, nach den Trümmern von Male, sich an dem Schauspiel der Zerstörung zu weiden. Er stieg von seinem Rosse, setzte sich auf einen Schutthaufen und starrte auf die Trümmer, während sein Gefolge sich zerstreut hatte. Sein Auge schweifte in dem eingefallenen Gemäuer umher, um die Stelle zu finden, wo er sein Knie vor dem Grafen hatte beugen und um Gnade für Gent flehen müssen und die hohen eingefallenen Bogenfenster, der weite Raum zeigten ihm bald den Ort, wo der prachtvolle Rittersaal mit seinem sammetnen Thron gestanden hatte. Er sah unverwandt auf diese Stelle. Schicksal, Schicksal! rief er: Wie treibst Du doch Dein launiges Spiel mit dem Menschen? Noch hat der Mond seine Bahn nicht vollendet, seit ich dort stand, ein kraftloser Bettler, dem man den Strick um den Hals legen wollte und jetzt — Da sauste ein Bolzen an ihm vorüber, er sprang auf, noch einmal schwirrte die Senne, der Bolzen streifte ihm den linken Arm: Herbei! Erfaßt den Mörder! rief er. Seine Trabanten eilten herbei, durchsuchten die Trümmer und zogen einen jungen Mann hervor, der noch die Armbrust in der Hand sich unverholen als den schlechten Schützen angab, der ein so edles Wild, einen Tiger, gefehlt habe.

Die Trabanten wollten ihn bei diesen Worten niederhauen, aber Artevelde hielt sie ab. Was bewog Dich, Unglücklicher! mich meuchlings morden zu wollen? fragte er den Jüngling, der ruhig vor ihm stand.

Was mich bewog, Wüthrich? rief der Gefangene: Die Rache! Meinen Vater, zwei meiner Brüder hast Du enthaupten lassen, meine Braut haben die Deinen entehrt und so wollte ich das Vergeltungrecht üben. Aber ich weiß besser das Netz auszuwerfen als die Armbrust zu führen, ich schauderte bei dem Gedanken an Dich, da bebte meine Hand und ich fehlte —

Herr! unterbrach ihn ein alter Krieger, auf dessen benarbtem Gesichte das Menschliche längst schon verwischt war: Laßt uns den Vorwitzigen dort in jenen Keller werfen, da raucht es noch, dort glimmt noch die Asche, da mag er braten.

Und sterben? sagte Artevelde: Nein, er lebe! — Es giebt eine Qual,

die furchtbarer ist, als die Flammen der Hölle — ich kenne sie! murmelte er vor sich hin — Sie verfolge ihn durchs Leben. — Wenn er die Entehrte sieht und der Dämon der Eifersucht die Verzweiflung in ihm weckt, da fühle er die Schmerzen des Fegefeuers und der Hölle zugleich. — Dies sei meine Rache! — Geh!

Der Jüngling starrte ihn eine Weile an, dann nahm er seine Armbrust, warf sie Artevelde vor die Füße, daß der stählerne Bogen sprang. Ungeheuer! sagte er: Gieb mir den Tod, mein Bolzen fehlt nicht immer, ich könnte mich üben — gieb mir den Tod!

Artevelde lachte: Daß ich ein Thor wäre, Deinen Wunsch erfüllte, Dich niederhauen ließ und Dir ein ehrenvoller Tod würde.

So mög' er auch Dir nicht werden! rief der Brügger ingrimmig: Nicht auf dem Siechbette, nicht auf dem Bette der Ehre mögest Du sterben, nicht einmal von eines Mannes Hand möge Dich der tödtende Stoß treffen. Das ist mein Gebet zu Gott! Er wandt' ihm den Rücken und ging.

Hätten die Brügger nur tausend solcher kecken Bursche gehabt! sagte Artevelde ihm nachsehend; wir wären so guten Kaufs nicht Herren der Stadt geworden.

Die Nachricht des Sieges hatte sich schnell in Gent verbreitet. Die Priester an ihrer Spitze, zogen sie den Wagen mit Lebenmitteln entgegen, die ihnen Artevelde von Brügge sandte; Glocken läuteten, Dankgebete stiegen gen Himmel, als die mit Blumen umwundenen Wimpel der Schiffe flatterten, und wie die hungrigen Wölfe auf ihre Beute, stürzten die Erschöpften auf die Lebenmittel, die sie so lange entbehrt hatten. Der Jubel war allgemein, der Name Philipp Artevelde, der Retter der Stadt, wurde laut gepriesen und Alt und Jung drängte sich nach seiner Wohnung, seiner Gattin Freude und Dank zu zollen.

So wenig auch Alicens sanftes Herz die wilden Ausbrüche der Volkwuth billigte, so gern sie auch gesehen hätte, daß Gent in den Zustand der gesetzlichen Ordnung zurückgekehrt wäre, so wenig wie ihr Herz mit Liebe an ihrem Gatten hing und nur das Pflichtgefühl sie an ihn band, hatte sich doch in dieser Zeit des Ruhmes ein stolzes Selbstgefühl ihrer bemächtigt, wenn sie dachte, daß sie die Gattin des gefeierten Helden des Tages sei. Der muthige Mann ist ja stets den Frauen werth, auf den muthigen Gatten ist das Weib stolz, wenn sie ihn auch nicht liebt. Dies Gefühl hob auch Alicens Brust und vielleicht zürnte sie zum erstenmale nicht mit dem Schicksale, daß es sie diesem Manne zum Weibe gegeben hatte.

Mit einer Art Schwärmerei hing sie jetzt diesem Gedanken nach, denn sie kannte die Blutscenen von Brügge noch nicht; es that ihr wohl, einen Anker gefunden zu haben, an dem ihr Lebenschiff sich halten konnte. Mit

ängstlicher Sorgfalt hielt sie diesen Gedanken fest und ihre Phantasie mußte geschäftig ihr Arteveldes Bild hervorzaubern, wie er den kleinen Haufen der Genter zum Siege anführte. Mit diesem Bilde beschäftigt, saß sie eines Abends einsam auf ihrem Zimmer, als sich die Thüre öffnete und ein Mönch hereintrat, dessen bleiches Gesicht sie bei dem matten Scheine der Kerze nicht sogleich erkennen konnte. Er schritt auf sie zu und sprach mit dumpfem Tone sein: Gelobt sei Jesus Christus!

In Ewigkeit! erwiderte Alice, vor der unerwarteten Erscheinung erbebend.

Der Mönch trat ihr näher. Was ist so spät noch Euer Begehr, ehrwürdiger Herr? fragte sie ihn starr ansehend.

Kennt mich Alice Everwein nicht mehr? rief eine ihr wohlbekannte Stimme; der Mönch warf seine Kapuze zurück und Walter von Enghien stand vor ihr.

Was wollt Ihr hier, Herr Graf? fragte die Ueberraschte und ihr Herz, von tausend Empfindungen berührt, klopfte laut.

Was ich will, Alice? rief er leidenschaftlich: Dich noch einmal sehen! Und dazu wählt Ihr diese Zeit, diesen Ort?

Ich hoffte, das Schicksal Gents und auch das Deine würde ein anderes sein! sprach er bitter: Meine Hoffnung betrog mich wie immer; aber noch einmal mußte ich Dich sehen, und so ergriff ich den Zeitpunkt, wo er abwesend und Gent in Freude trunken ist.

Euer Wunsch ist erfüllt, Graf Walter! sagte die Erbleichte: und nun entfernt Euch.

Und so sollt' ich von Dir gehen, Alice? rief er, die Arme nach ihr streckend.

So müßt Ihr von mir ziehen! erwiderte sie bittend.

Nie, nimmermehr! rief er, seiner kaum mächtig.

Hat Walter von Enghien mich wahrhaftig geliebt, liebt er mich noch — setzte sie mit gebrochener Stimme hinzu: so wird er Alice so hoch achten, daß er sie verläßt und den Frieden ihres Herzens nicht stört. — Entfernt Euch, Walter, ich bitte Euch!

Noch stand er ungewiß, was er thun sollte — Walter, bei den vergangenen glücklichen Tagen beschwör' ich Euch, verlaßt mich!

Leb wohl, Alice! rief er: Habe ich doch Dein Engelantlitz noch einmal geschaut, nehm' ich doch den Trost mit mir, Du liebst mich noch! Dies sagend, warf er die Kapuze über, entfernte sich und ließ das unglückliche Weib in einer peinlichen Stimmung zurück. Als wenn die Posaune des Weltgerichts erschallt, die Gräber sich öffnen und die Todten nach langem Schlummer erstehen, so waren auch durch ihn alle Gefühle der früheren Neigung wie durch einen Zauberschlag in ihr von neuem erwacht. Ihr ganzes Jugendleben, mit all' seinen Blüthen und Kränzen geschmückt, stand wieder vor ihr, die Sehnsucht hob von neuem ihre Brust, der Seuf-

zer floh ihm nach und ein leises: Dahin! rang sich aus ihrem Innern empor und sprach das bange Gefühl ihres zerrissenen Herzens aus.

Ist es denn so arge Sünde, seiner zu gedenken? sprach sie leise, als ob sie selbst es nicht hören dürfe: Darf ich denn nicht eine Stunde, eine kurze Stunde meines Lebens ihm weihn? — Vergebe es mir Gott! rief sie dann und löschte die Kerze aus, die schon halb verglimmt, nur trübe noch brannte, setzte sich auf den Sessel am Fenster und vor sich hinstarrend übergab sie sich ihren Gefühlen. Da stand er vor ihr, schön wie ein junger Gott, sein großes blaues Auge leuchtete ihr freundlich entgegen und alle holden Träume ihrer Jugend umgaukelten sie und bekränzten ihn mit den duftendsten Blüthen. — Alle ihre Hoffnungen standen ihm zur Seite, alle ihre geheimen Wünsche lagen erfüllt in seiner Hand, sie war für Augenblicke Schöpferin ihres eignen Glücks. Da wollte sie Gott für diese Seligkeit danken, hob den Blick himmelwärts und er traf die bleiche Scheibe des Mondes, der sein gespenstiges Licht durch die bemalten Fenster warf; Todtenschauer überlief sie, Arteveldes düstre, bleiche Gestalt schwebte im Schimmer des Mondlichts an der dunkel getäfelten Wand ihr vorüber, blickte zürnend und drohend auf sie — das freundliche Bild war verschwunden, nur der zürnende Gatte stand noch drohend vor ihr.

Habe ich denn wirklich gesündigt? rief sie bewegt: Darf ich denn keinen Augenblick glücklich sein? Kann ich denn die Erinnerung so ganz verbannen, selbst wenn mein Schicksal ihn mir entgegen führt? — Nein! Ich bin der Himmlischen Keine, ich bin nur ein schwaches Erdengeschöpf, dem der Wille nicht mangelt, wohl aber die Kraft, keines Haarbreits vom rechten Pfade zu wandeln. Vergebe mir Gott meine Schuld!

Zweifel quälten sie von diesem Augenblicke an, ob sie des Grafen Besuch ihrem Gatten verheimlichen, oder es ihm frei gestehen sollte. Sie entdeckte sich ihren Eltern, aber auch sie lös'ten ihre Zweifel nicht, die Mutter meinte, sie müsse es dem argwöhnischen, rauhen Manne verbergen, der Vater rieth ihr, es ihm offen zu gestehen, wenigstens würde sie sich dann bei sich selbst beruhigt fühlen. Ueberhaupt waren Herr Roger Everwein und seine Gattin in Hinsicht ihres Eidams nicht übereinstimmend; der Vater haßte ihn und hielt ihn für eine, von Grund aus böse Natur, dessen Liebe nur Sinnentaumel, dessen seltne Funken von Gefühl nur der Regbarkeit seiner Nerven entsprängen, er glaubte Alicens sanftes, duldendes, liebevolles Betragen sei an ihm verschwendet. Die Mutter hingegen hoffte immer noch, Alicens Sanftmuth würde wohlthätig auf ihn wirken, sie hielt seine Leidenschaft für wahre Liebe und ließ sich durch manche Aufmerksamkeit bestechen, die er ihr zuweilen, dem Vater nie bewies.

So fand Alice auch hier keinen Trost, keinen Rath. Nun, wenn er zurückkehrt, will ich handeln, wie es mir Gott eingiebt! sagte sie, er wird mein Herz wohl zum Beßten lenken!

Artevelde hielt einige Tage darauf seinen feierlichen Einzug in Gent. Alles was nur Volksgunst Schmeichelhaftes erdenken konnte, wurde zu seinem Empfange bereitet und als zöge der Messias ein, so laut war der Jubel, mit welchem man ihn empfing. Die ganze Klerisei ging ihm in feierlicher Prozession entgegen, die Zünfte in ihren Festgewändern, Weib und Kind zur Seite, standen mit fliegenden Fahnen auf der Straße nach Brügge zu seinem Empfange bereit und Gent war in dieser Stunde wie ausgestorben.

Auch in seinem eignen, mit Blumengewinden geschmückten Hause war Leben, aber ein düsres, trauriges Leben. War auch Alice einen Augenblick stolz gewesen, den Helden des Tages ihren Gatten nennen zu können, so freute sie sich heute dennoch nicht, ihn an ihr Herz zu drücken. Die Nachricht von dem Blutgerichte, das er in Brügge gehalten, war ihm vorangegangen und hatte Alice mit finstrer Ahnung, mit tiefem Schmerz erfüllt. Sie kannte sein wildes Gemüth, wenn Leidenschaft es erfaßte und fürchtete seine von Neuem erwachte Blutgier; auch drückte sie das ängstliche Gefühl, als müsse sie ihm schuldig entgegen treten, obgleich sie sich sagen konnte, daß sie das kühne Wagstück des Grafen nicht habe hindern können und sie gewiß streng gegen ihn, wie gegen sich selbst gewesen sei. Aber doch klopfte ihr Herz ängstlich bei dem Gedanken: er wird kommen! doch zitterte sie, als sie in der Ferne Trompetenschall und das wilde Jauchzen des Volkes hörte, das immer näher und näher kam; doch es zog vorüber nach dem Marktplatze, wo Artevelde dem Volke von seinem Unternehmen Bericht erstattete und lauten Dank erntete.

Von hier ging er nach dem Dome und erst als er Gott für die wunderbare Rettung der Stadt gedankt, begab er sich nach seinem Hause, wo ihn Alice empfing, sich vor ihm neigte und mit bebender Stimme ihn mit den Worten begrüßte: Sei mir als Retter meiner Vaterstadt doppelt willkommen!

Ohne etwas zu erwidern, sah er seiner Gattin scharf und durchdringend ins Auge. Du bist in der Zeit, daß ich Dich nicht sah, bleich geworden, Alice! sagte er ernst: oder ist meine Ankunft etwa die Ursache! — Du zitterst? — Was ist in meiner Abwesenheit vorgefallen?

Er ergriff mit Heftigkeit ihre Hand und zog sie in sein Wohnzimmer. Nun steh mir Rede!

Er weiß es schon! war der erste Gedanke Alicens, doch das Gefühl ihrer Unschuld gab ihr Muth. Artevelde! sagte sie: der Graf von Enghien war hier. —

Hier bei Dir? rief er und griff nach dem Dolche.

Ja, Artevelde! — Als ich vor einigen Tagen des Abends allein auf meinem Zimmer saß, trat ein Mönch zu mir ein; ich erschrak, aber noch mehr, als ich in ihm den Grafen Walter erkannte.

Weiter, weiter! unterbrach er sie heftig.

Ich fragte, was er hier wolle: Euch noch einmal sehen! war seine Antwort —

Und? —

Ich bat, beschwor, befahl ihm, sich zu entfernen; — er gehorchte!

Weib! rief Artevelde und zog sie mit Ungestüm zu sich: Was ist weiter unter Euch vorgegangen? Beichte, verschweige mir nichts! Ich weiß schon Alles —

Was könnte zwischen mir und einem fremden Manne vorgegangen sein, was Ihr nicht wissen dürftet? erwiderte sie würdevoll.

Beichte! rief er wüthend und hob den gezückten Dolch: Berührten Dich seine Lippen?

Nein! So wahr Gott meiner Seele gnädig sei! erwiderte sie.

Berührten sie Dich nie? fragte er weiter.

Laß den Schleier über mein früheres Leben, heb' ihn nicht auf, Artevelde! sagte sie ernst: Mahne mich nicht an das, was hinter ihm liegt.

Antworte mir, stehe mir Rede! rief er, seiner Sinne fast nicht mehr mächtig: Berührten seine Lippen Dich nie?

Wie kannst Du glauben, erwiderte sie: daß Liebe nicht duldet und giebt! — Bei diesen Worten schleuderte er den Dolch weit von sich. Fort, fort, Werkzeug des Todes! murmelte er vor sich hin: Deine Rache trifft zu schnell, sie gnügt mir nicht! — Geh' auf Dein Zimmer! befahl er dann mit feindlicher Kälte: Und erwarte dort das Weitere. Als er nun allein war, schritt er heftig im Zimmer auf und ab. Mein Glück hat mich ja noch nie verlassen! rief er: Nun so wird es mir auch wohl den frechen Burschen lebend in die Hand geben, ihn, den Räuber meines Glückes, und so wahr St. Georg mir beistand. — Rasch öffnete sich in diesem Augenblicke die Thüre und Peter Dubois trat ein.

Was giebts? fragte ihn Artevelde unmuthig.

Je nun, erwiderte dieser höhnisch lachend: daß wir nicht zu übermüthig werden, legt uns das Schicksal einen Kappzaum an. Haben wir an Brügge eine neue Eroberung gemacht, so ist uns dafür die einzige Stadt, die uns von unserm alten Glanze noch blieb, entrissen worden. Die Feinde haben Grammont überfallen.

Wer hat es überfallen? fuhr Artevelde auf.

Der schwarze Ritter, so viel ich vernahm, der Teufel weiß, wer es ist! erwiderte Dubois.

Ich kenne ihn recht gut, sehr gut! sagte Artevelde vor Wuth zähneknirschend: Auch Ihr kennt ihn, werther Dubois, gabt Ihr mir doch sein Bild.

Der Graf Walter von Enghien ist es? rief Dubois verwundert: Hätte ich doch dem Milchgesichte solch' furchtbare That nicht zugetraut. Die Stadt hat er anzünden lassen, 500 Männer, Weiber und Kinder sind in den Flammen umgekommen. Vergeltung für Schloß Male! hat er

ausgerufen, als er die Stadt in Asche gelegt und ist dann mit seinen Rittern nach Oudenarde zurückgekehrt.

Artevelde versank in Nachdenken, plötzlich fuhr er auf: Wie viel Pferde sind mit von Brügge herüber gekommen?

Sechshundert! erwiderte Dubois.

Ist schon Roß und Mann gerüstet? fragte er weiter.

Ja wohl! In den funkelnden Harnischen des flandrischen Adels, welche wir in Brügge eroberten! erwiderte Dubois.

Haltet sie morgen früh in der Stille bereit, beordert zugleich 1000 tüchtige, wohlgerüstete Männer zu Fuß, vier kleine Stück Geschütz sollen sie mitnehmen. Ich werde sie führen —

Und wohin? fragte Dubois.

Nach Oudenarde.

Philipp! Die Stadt ist fest — warnte Dubois: An 300 vom Adel sind noch mit ihren reisigen Knechten hineingezogen. Es sind nicht alle so thöricht wie die von Brügge und nicht alle Tage so glücklich wie jener Schlachttag. Ihr zerschellt Euch an Oudenarde den Kopf.

Thor! Wer will Oudenarde mit einer Hand voll Leute nehmen? unterbrach ihn Artevelde: Es gilt ein anderes Ziel; doch geht und besorgt das Nöthige und sorgt, daß niemand erfahre, wohin der Zug gehe. Dubois gehorchte, denn als Hauptmann lag es ihm ob, die Anstalten in jedem Kriegzuge zu treffen.

Artevelde war während des übrigen Tages still und in sich gekehrt, jedoch nicht heftig, noch rauh gegen Alice, erwähnte des Vorfalls von Grammont mit keinem Worte, vermied die Eltern Alice's zu sehen und als der Morgen graute, bestieg er, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben, sein Roß, empfahl Dubois die Bewachung der Stadt, setzte sich an die Spitze des Kriegvolkes und zog die Straße gen Oudenarde.

Unfern Schwalem, einem, einige Stunden von Oudenarde gelegenen Orte, ergießt sich ein kleiner Fluß in die Schelde, an dessen Ufer ein dichtes Gebüsch diesen Strom von der Landstraße trennt; auf der andern Seite der Straße zieht sich ein bedeutender Moraſt, wie man ihn in Flandern gar häufig findet. Hier traf Artevelde mit seinem Haufen bei Tagesanbruch ein und verbarg das Fußvolk und einen Theil der Reiterei in das Gebüsch, mit 200 zog er aber nach Schwalem und ließ sie hier rasten. Er hoffte, daß man von hier aus dem gräflichen Volke in Oudenarde sogleich Nachricht von seiner Ankunft geben werde, denn das platte Land war ganz dem Grafen ergeben und fürchtete die Macht der Städte. Auch hatte er sich in seiner Hoffnung nicht betrogen, denn kaum war er nach guter Rast wieder aufgesessen und eine halbe Stunde weiter gezogen, als er auch schon

auf einen Trupp feindlicher Reiter stieß. Das Scharmützel begann, die von Oudenarde wurden zurückgedrängt, doch nicht rasch verfolgt. Sie setzten sich bald wieder und schienen Verstärkung zu erwarten, die auch bald erschien, und hoch klopfte Artevelden's Herz, als er den schwarzen Ritter mit dem wallenden Federbusch an der Spitze seiner Lanzen anrücken sah. Ihm entgegen zu gehen wäre Tollkühnheit gewesen, er zog sich daher langsam, vom Feind verfolgt, zurück, und erst hinter Schwalem machte er auf der Höhe Halt. Da stürmte der Graf von Enghien mit gesenkter Lanze heran, Artevelde wartete den Angriff nicht ab, floh mit verhängtem Zügel, der Feind verfolgte ihn bis über das Gebüsch hinaus, worin das Fußvolk verborgen stand; dies brach jetzt vor, das Geschütz feuerte, die Reiterei hieb ein, und Artevelde bot den Ueberraschten die Stirn, die nun rings eingeschlossen, an keine Flucht, an keine Rettung denken konnten. Ergebt Euch! rief man nun von allen Seiten den Rittern zu, während das Geschütz unter ihnen wüthete, die Armbrustschützen ihnen ihre Bolzen sandten und die überlegene Reiterei auf sie eindrang. Aber Walter von Enghien ließ hoch sein Banner schwingen: an Rettung ist nicht mehr zu denken, meine Freunde! rief er mit donnernder Stimme, so laßt uns unser Leben wenigstens theuer verkaufen! Da machten die Ritter das Zeichen des Kreuzes, empfahlen sich St. Georg und kämpften männlich. Das Geschütz riß ganze Reihen nieder, die eisernen Bolzen drangen durch die festesten Harnische, sie kämpften unerschrocken, immer kleiner wurde der Haufe, immer wüthender der Angriff der Genter. Endlich siegte die Uebermacht, das Schlachtfeld blieb denen von Gent und keiner der Ritter überlebte den Tag.

Nur halb war für Artevelde der Sieg, denn unter den Todten war auch Graf Walter von Enghien, und er hätte ihn so gern lebend gehabt. Lange stand er vor dem aus mehreren Wunden blutenden Leichnam seines Feindes. — Er ist einen zu schönen Tod gestorben, sprach er, denn meine Streitaxt gab ihm im wilden Eifer den Todesschlag. Nun! An ihr klebt noch Blut, das soll auch daran rosten. Dann gab er die nöthigen Befehle. Die Ritter wurden auf Wagen geladen und mit nach Gent genommen, die Knechte aber blieben auf dem Wahlplatze liegen. Hierauf zog er in Eile nach Gent zurück, zufrieden mit seiner Rache, zufrieden, denen von Grammont ein blutiges Opfer gebracht zu haben.

Die Genter erstaunten, als sie den Zug von fern ankommen sahen und die Neugier trieb eine Menge Volks nach dem Thore, denn niemand wußte, wohin Artevelde mit dem so unbedeutenden Haufen gezogen war. Aber freudig schlug ihr Herz, als sie die Nachricht des neuen Sieges erfuhren, und lauter Jubel empfing den sonderbar feierlichen Zug. Voran zog Artevelde mit der Reiterei, ihm folgte ein mit Blumen geschmückter Wagen, auf welchem das schwarze Banner mit dem goldnen Greif flatterte, der Graf von Enghien lag entwaffnet, bleich und todt mit blutender Wunde da, seine schwarze Rüstung wurde zur Schau hinter dem Wagen

hergetragen. Bei dem Anblick ihres wüthenden Feindes schwieg jedoch das laute Siegesjauchzen; sein Anblick und der der geharnischten Todten erfüllte Aller Herzen mit ernstem Grauen, denn auf 23 mit grünem Reisig geschmückten Wagen, lagen jedesmal zwei und zwei vom Adel, unter dem Haupte einen Bündel grünes Reisig, die Hände kreuzweis über die Brust gefaltet, in völliger Rüstung ausgestreckt. Der Zug ging nun nach St. Petri-Abtei, dort wurden sie entwaffnet, ihre Waffen über dem Altar aufgehangen, die Körper aber in dem Kreuzgange zur Schau niedergelegt, damit ihre Angehörigen sie erkennen und auslösen konnten.

Nur der mit Blumen geschmückte Wagen, auf welchem das schwarze Banner flatterte, hatte eine andere Bestimmung. Während Arteveldе sich nach seinem Hause begab, mit liebevoller Umarmung sein Weib begrüßte, sie unter freundlichem Gespräch nach seinem Zimmer führte und ihr dort von seinem Kriegzuge erzählte, wobei er jedoch des Grafen von Enghien nicht gedachte, war der Wagen zu seiner Bestimmung gelangt.

Ein Diener trat nun ein und sagte: Herr, es ist geschehen, was Ihr befohlen habt! Bei diesem Worte umdüsterte sich Arteveldes Stirn. Wie ein freundlicher Sonnenblick rasch verschwindet, wenn der Sturm die trübe Gewitterwolke vor die glühende Scheibe jagt, so war der milde Ausdruck seines Antlitzes verschwunden; feurig, feindlich glühte sein Auge und der Ton seiner Stimme, mit dem er das heftige Komm! aussprach, die rohe Weise, mit welcher er die Hand Alice's ergriff, und sie mit sich fortzog, mußten ihr Unglück verkündend sein.

Ich habe Dir von meinem Kriegzuge ein kostbares Geschenk mitgebracht; sagte er höhnisch lachend, während er durch die Prunkzimmer nach dem Ihrigen ging: gewiß für Dich das Köstlichste, Theuerste der Erde! — Ich hoffe, Du wirst mir dankbar dafür sein! Dies sagend, öffnete er die Thüre ihres Gemachs und ihr gegenüber lag, den Myrthenkranz, welchen sie einst in die Fluthen der Lys geschleudert hatte, in der Hand, Graf Walter von Enghien vor ihr.

Kein Schmerzenlaut, kein Ausruf des Staunens entfuhr ihr. Starr und unverwandt sah ihr Auge auf den Todten, und allmälig, wie der Sarg immer tiefer und tiefer in das Grab sinkt, bis er den Schoos der mütterlichen Erde erreicht, so sank Alice zu den Füßen des Todten bewußtlos nieder.

Als sie erwachte, war es Nacht. Der Schein einer matten Lampe erhellte ihr Gemach, ihre treue Anna saß weinend vor ihrem Lager, und der Mann ihres Herzens, Walter Enghien, lag, ein Kissen unter dem Haupte, noch auf seinem Todtenbette, ihr gegenüber. Sie fuhr auf, ihr Haar sträubte sich, alle ihre Pulse schlugen fieberhaft, heftig stieß sie die Dienerin von sich, welche sie zurückhalten wollte, stürzte auf den Todten zu und warf sich neben ihm auf ihre Kniee. — Gott, mein Gott, erhöre mein Gebet! schrie sie auf: erhöre es, und steigt es auch nicht aus reinem,

frommen Herzen empor. Gieb mir Kraft und Muth, daß ich nicht unterliege, gieb meinem Herzen Stärke, daß es nicht bricht. Schenke mir noch Tage, viele Tage des Lebens, wende den Tod ab, daß er mich nicht erfaßt. — Laß mich leben, um diesen Todten zu rächen!

Sie senkte ihr Haupt und schwieg. Herr, mein Gott vergieb! begann sie nach einer Weile von Neuem: vergieb mir meine Schuld! Mein guter Engel ist von mir gewichen, mein Herz hat sich gewendet, ich bin nicht mehr Dein frommes, duldsames Kind. — Ich habe Deiner Prüfung unterlegen — Du hast es so gewollt! — Dies sagend, sprang sie auf, warf sich über den Todten und bedeckte ihn mit Küssen. — Ja! rief sie aufjauchzend: nun haben Deine Lippen mich berührt, nun hat der Wüthrich ein Recht, mir den Dolch ins Herz zu stoßen, nun habe ich meiner Liebe geopfert und seinem bleichen Todtenbilde die Pforten des Herzens geöffnet. Fortan lebe ich nur ihm!

Schlaf sanft, schlaf wohl, Mann meiner Seele! sagte sie, seine kalte Hand an ihre Lippen pressend und drückte ihm die halbgebrochenen Augen zu: träume von Deiner Alice, wenn der Tod, als er Dir das Schwert aus Deiner verwundeten Faust riß, Dir nicht auch die Träume nahm. Du hast wacker gekämpft, braver Ritter, dieser Bolzen und dieser traf die Brust, dieser Schwertschlag spaltete Deine Armschienen, und dieser, der so furchtbar Deine Stirne traf — Gott — ihn schlug Arteveldes furchtbare Streitaxt, mir sagt es die weit aufklaffende Wunde, daß er den Streich führte. — Nun, die Wunden werden vernarben, wenn meine Thränen darauf tropfen, die Wunde aber, die in meinem Herzen brennt, Walter! sie vernarbt nicht hier, nicht dort, sie schlug das Schicksal für ewig!

Wie kömmt der Brautkranz in Deine Rechte? fragte sie jetzt: trugen ihn die Fluthen zu Dir? O dann waren sie die geheimen Boten meines Herzens. Nun, so soll er Dein Todtenkranz werden! Sie nahm ihn aus seiner krampfhaft geballten Faust und wand ihn um seine blutige Stirn: jetzt schmücke er Deine Locken im Tode, da er die meinen im Leben nicht schmücken sollte. Dann drückte sie noch einen Kuß auf seine kalten Lippen, ihr Auge blickte freundlich auf den Todten, ohne daß eine Thräne rann; so stand sie in seinem Anschaun versunken. Da gewahrte sie, daß er um seinen Hals ein Amulet trug. Wozu dies Zeichen Dir auch nützen mochte, sprach sie, es war Dir werth, deshalb sei es auch mir theuer und ich will es bewahren bis an meinen Tod; sie nahm es, so wie seinen Dolch und verbarg Beides sorgfältig, dann setzte sie sich auf ihr Ruhebett und verfiel in tiefes Sinnen.

Der Morgen fand sie noch hier, der erste Strahl der Sonne, der sie begrüßte, mahnte sie zum Gebet, aber er brachte ihr auf seinen strahlenden Schwingen die Andacht nicht; ihr Herz war bei dem Todten, nicht bei Gott.

Bald darauf ging sie hinunter zu ihrem Gatten, ihre Tritte schwankten

nicht, ihr war ein furchtbarer Muth geworden; das gebrochene Herz fürchtete nichts mehr. Ihr habt ein grausames Spiel mit mir getrieben; sagte sie kalt: laßt den Todten aus meinem Zimmer schaffen, seine Schlummerstätte muß in geweihter Erde, nicht in dem Gemache Eures Weibes sein.

Staunend hörte Artevelde auf diese Rede; er hatte Alice in Thränen zerfließend zu finden geglaubt, und sie stand kalt und gleichmüthig vor ihm. Hat der Schmerz ihr Gefühl gelähmt, ist sie ihrer Sinne beraubt? dachte er; aber als sie noch einmal sagte: Laßt den Todten aus meinem Gemache schaffen, oder ich verlasse Euer Haus! da sah er wohl, daß sie ihrer Sinne mächtig und Herrin ihres Gefühles sei.

Ich dachte Dir eine Freude zu machen, Alice, sagte er spottend, Du hast Dich ja seit einem Jahre nur nach ihm gesehnt, wie kann ich liebevoller gegen Dich sein, als wenn ich ihn Dir bringe?

Laßt den bittern Scherz, Artevelde! erwiderte sie ernst: mein Schicksal hatte schon früher alle Bande getrennt, nun hat es auch der Tod und wohl auch in Euern Augen; Euer Herz hat nun Ruhe und Eure Zweifel sind gehoben.

Ihm war Alicens Benehmen räthselhaft, ihr Gleichmuth war ihm unangenehm, und er versuchte, sie zum Zorn zu reizen. Weißt Du, wessen Blut das ist? sagte er, ihr seine Streitaxt vorhaltend.

Es klebt das Blut so manches Edlen an dieser Waffe, wie soll ich wissen, wessen Blut hier rostete? erwiderte sie.

Es ist Walters Blut! rief er hohnlachend, erkennst Du es nicht? Alice wandte sich ab und wollte gehen.

Weißt Du, wie der Myrthenkranz, den ich Dir schickte, in seine Hände kam? fragte er sie zurückhaltend.

Wie kann ich das wissen? Ich warf ihn in die Lys, weil ich keine Myrthe von Euch in mein Haar flechten wollte, antwortete sie gleichgiltig.

Und ein geschäftiger Fischer fing ihn zu Antwerpen auf, als eben der Graf am Ufer lustwandelte, fuhr Artevelde immer heftiger werdend fort — er besah ihn genau, fand meinen Namen in dem goldenen Bande gewirkt, kaufte ihn und der Narr hat ihn getragen; wir fanden ihn auf seiner Brust, dicht bei der Wunde, die ihm der Bolzen schlug.

Und jetzt umschlingt er seine Stirn und die Wunde, die Ihr ihm schlugt! sagte sie finster, entzog ihm ihre Hand, die er noch fest hielt und entfernte sich — ging jedoch nicht wieder hinauf, sondern in die Wohnung ihrer Eltern, von wo sie Artevelde sagen ließ, daß sie nicht eher sein Haus wieder betreten würde, als bis des Grafen von Enghien Leichnam hinweg geschafft sei.

Herr Everwein und seine Gattin waren über das schonungslose Betragen Artevelde's empört, der Vater wollte ihn vor dem versammelten Volke zur Rede stellen, wollte ihn bei den Syndici's verklagen und verlangte von Alice, daß sie das Haus des Unmenschen nicht wieder betreten

solle. Alice aber suchte den Vater zu beruhigen. Seit gestern, sprach sie, bin ich eine Andere geworden und fürchte Artevelde's Zorn und Wuth nicht mehr. Mein Ziel ist gesteckt, laßt mich ruhig meinen Weg verfolgen. Sie bat so lange bis der Vater sich beruhigte.

Alice harrte schon seit mehreren Stunden vergebens auf die Nachricht, daß der theure Todte hinweg geschafft sei. Endlich, es war schon spät am Tage, rief ein Lärmen auf den Straßen die Mutter ans Fenster. Glockengeläute ertönte von St. Bavons Kirchthurme und ein feierlicher Leichenzug kam über den Marktplatz der Straße zu, wo ihre Eltern wohnten. Geistliche, das Kruzifix tragend, gingen voraus, die Leibwacht Artevelde's folgte, einen Wagen mit einem offenen Sarg begleitend, in welchem der Graf von Enghien zur Schau lag. Hierauf trug ein Herold die schwarze Rüstung, welche die Genter gar wohl kannten; Reisige und Bürger folgten dem Zuge.

Als Alice den Grabgesang vernahm, sprang sie auf: Er kommt! rief sie und riß das Fenster auf, blickte hinab, als eben der Todte dem Hause vorbei gefahren wurde: fahr wohl, fahr wohl, Du treues Herz! murmelte sie vor sich hin, warf noch einen Blick auf den Geliebten und wandte sich dann ab; nun senken sie alle meine Hoffnungen in die Gruft, sprach sie traurig. Ach könnte ich ihm nur eine Thräne nachsenden! Aber der Quell ist versiegt, ich kann nicht weinen. Sie kehrte, trotz der Bitten ihrer Mutter, kaum daß der Zug vorüber war, nach ihrer Wohnung zurück und ging, ohne sich um Artevelde zu kümmern, in ihr Gemach.

Indessen war der Leichenzug, dem sich Herr Everwein angeschlossen hatte, weiter nach der Kirche St. Bavons gezogen. Hier wurde er beigesetzt, und konnte auch Alice ihm keine Thränen nachsenden, so flossen doch Thränen an seinem Grabe, denn viele Jungfrauen, die den Jüngling beklagten, folgten dem Zuge, und auch mancher Segenswunsch sank mit ihm in die Gruft, denn die Krieger, wovon viele ihn hatten fallen sehn, mußten auch im Feinde die Tapferkeit ehren. Späterhin ließ der Herzog von Burgund dem jungen Helden ein prachtvolles Denkmal setzen, das zur Zeit Karls V. noch stand; es wurde jedoch mit der Kirche St. Bavons zerstört, als der Kaiser auf der nemlichen Stelle eine Citadelle bauen ließ.

Artevelde saß indessen einsam in seinem Gemache; Alicens muthiges Benehmen hatte ihn nachdenkend gemacht und ihn, er wußte selbst nicht weshalb, verstimmt. Ein drückendes Gefühl, das ihm die Brust beklemmte, hatte ihn vermocht, das feierliche Leichenbegängniß seines Todfeindes zu veranstalten, den er noch gestern den Raubthieren vorzuwerfen gesonnen war. Er hatte sich gleich darauf, als ihn Alice verließ, den

Triumph nicht versagen können, seinen gefallenen Feind noch einmal zu sehen; aber sein Triumph wurde ihm verbittert; die klaffende Stirnwunde, der Myrthenkranz, der sie umschlang, das bleiche, ernste Todtengesicht hatte ihn, der sonst mit Blut und Tod zu spielen gewohnt war, furchtbar erschüttert. Wird mir dereinst, sprach er, als er mit verschränkten Armen neben dem Todten stand: wird mir dereinst eine liebende Hand die Myrthe um meine kalten Schläfen winden, eine treue Hand mir die Augen zudrücken? — Ich glaube kaum! — Er verließ den Todten und als ihm die Botschaft von seiner Gattin kam, gab er sogleich den Befehl, in aller Eile den Grafen mit möglichstem Gepränge zur Erde zu bestatten.

Als er am Abend erfuhr, Alice sei wieder zurückgekehrt, sei, ohne ihn zu begrüßen, auf ihr Zimmer gegangen, ward er unruhig, es war ihm unangenehm und doch hielt ihn ein gewisses Etwas zurück, sie aufzusuchen. Es war das erstemal, daß er sich scheute, ihr unter die Augen zu treten, und er zürnte mit sich selbst, daß er die mahnende Stimme nicht unterdrücken konnte, die ihm zurief: er habe Unrecht an ihr gehandelt.

In dieser Stimmung traf ihn Peter Dubois; Artevelde! sprach er im Hereintreten: ich habe noch gar nicht Gelegenheit gehabt, Euch Glück zu wünschen; nun so geschehe es jetzt. Das Unternehmen ist Euch auf eine glänzende Weise gelungen, und der Sieg, den Ihr über das Häuflein Edle davon getragen habt, ist freilich dem glänzendsten Siege gleich zu achten, denn er hat Euch von einem glücklichen Nebenbuhler befreit.

Schweigt! rief Artevelde unmuthig: berührt diese Saite nicht mehr, wenn Ihr mich nicht zum Zorne reizen wollt.

Er soll wacker gefochten haben, erzählen die Kriegleute, die zugegen waren, fuhr Dubois, unbekümmert seines Zornes, fort: wie ein Eber, dem der Bolzen in den Weichen sitzt, soll er sich gestellt und manchen von Eurer Leibwacht niedergeworfen haben. —

Er wehrte sich brav! fiel ihm Artevelde in die Rede, durch die Rückerinnerung an den Kampf von seinen düstern Gedanken abgelenkt: Ihr hättet ihn sehen sollen, wie er auf seinem hohen Streitrosse saß — ich hatte ihn immer im Auge — hättet sehen sollen, wie er und die Seinen die Lanzen einlegten und durchzubrechen suchten. Aber die Konstabler schossen gut, die Armbrustschützen zielten, wie ich es ihnen befohlen, nach den Pferden und kein Schuß fehlte; die eigenen in dem engen Wege gefallenen Rosse hinderten sie, mit Macht auf uns einzudringen, aber auch mich, meinen Feind aufzusuchen. Immer lichter wurden nun ihre Reihen, hier stürzte ein Roß und erdrückte im Gewühl seinen eigenen Reiter, dort drang der eiserne Bolzen durch den Harnisch und immer dichter rückten die Unsern an. Da sprang ich ungeduldig von meinem Rosse, nur ihn im Auge behaltend, drängte ich mich über Leichen hinweg und bemerkte, wie sein Roß wankte, stürzte und er mit ihm; aber rasch sprang er wieder auf, mähte Alles vor sich nieder und während sich mir die Seinen ent-

gegen warfen und uns trennten, machte er sich Bahn durch meine Leibwacht, setzte sich an die Spitze der Seinen und: hierher, Artevelde! rufend, drang er auf mich ein. Ich erwartete ihn stehenden Fußes, warf, wie auch er gethan, mein Visir zurück, schwang meine Art, er sein Schwert, aber ehe sein Streich mich treffen konnte, trafen ihn zwei Bolzen zugleich, er taumelte und meine Streitaxt schmetterte ihn vollends zu Boden.

Das hätte ich nicht gethan! fuhr Dubois rasch auf.

Und warum nicht?

Den sinkenden Feind hätte ich verschont, sagte Dubois, wohl mehr Artevelde zu kränken, als aus edeln Gefühlen.

Großmüthiger Mann! unterbrach ihn Artevelde mit Verachtung: Ihr wäret zufrieden gewesen, hättet Ihr seine Rüstung und die goldene Kette bekommen, die an seinem Halse hing. Ihr sollt beides haben, Rüstung und Kette sind Euer.

Ich danke, Artevelde! erwiderte Dubois: die Rüstung soll künstlich ausgelegt und von trefflichem Stahle, die goldene Kette schwer an Gewicht sein: habt Ihr mir jedoch dies Geschenk in Unmuth gegeben, so behaltet es.

Was ich gebe, hoff' ich, nimmt man an, ob ich mit Lust oder mit Unlust es gab.

Ereifert Euch nicht, Artevelde! fuhr Dubois gleichmüthig fort: ich nehm' es an, sorgt nicht. — Aber warum treffe ich Euch in solch' aufgeregter Stimmung? — Ihr solltet froh sein, daß er todt ist; nun habt Ihr Ruhe und Friede und braucht ihn Eures Weibes wegen nicht mehr zu fürchten; aber daß Ihr ihn nach Euerm Hause, und, wie man im Volke murmelt, in das Gemach Frau Alice's habt bringen lassen, daran thatet Ihr Unrecht, deshalb zürnt Euch das Volk, das übrigens Eure Thaten so hoch ehrt.

Mögen sie murren und mir zürnen! sagte Artevelde stolz: ich trete unter sie und das Zucken meiner Brauen ist hinreichend, ihr Murren zu stillen. Was kümmert mich der Pöbel? Ich bin sein Herr und er kümmere sich nicht um mein Richteramt! — Aber Dubois, ich wünschte doch, ich hätte es nicht gethan, ich hätte ihn mit den Andern nach St. Petri geschickt. Es hat mein Weib furchtbar erschüttert und was sollte auch der Todte bei ihr? — Was das Grab deckt, was da unten ruht, damit ist es aus und man sollte sich nicht weiter darum bekümmern und es den Würmern überlassen. Ja, mit dem Todten sollte man Alles begraben, Erinnerung und Rache.

Wer das könnte! brummte Dubois vor sich hin.

Unversöhnliches Herz! unterbrach ihn Artevelde.

Dubois lachte bei diesen Worten grimmig auf: War es mir doch, Philipp Artevelde, als Ihr eben dies fromme Wort spracht, als hörte ich eine gesättigte Hyäne der andern zurufen: Vielfraß! — Laßt die frommen Reden, sie passen nicht in Euerm Munde.

Herr Peter Dubois! fuhr Artevelde auf: Und ich ermahne Euch, die frechen Reden zu lassen, wollt Ihr mich nicht endlich auch zum Zorn reizen. Ich sagte Euch in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft, daß Ihr mich stets dankbar finden solltet und ich glaube, ich habe es durch die That bewiesen! Peter Dubois hat, während Philipp Artevelde so arm wurde, daß er fast nichts mehr zu geben hatte, Gold in Fülle nach England gesandt und ich habe geschwiegen. Ihr habt oft meinen Zorn gereizt, ich habe ihn unterdrückt — Ihr habt heute absichtlich eine mißtönende Saite berührt, ich habe es überhört. — So glaube ich, daß ich meine Schuld bezahlt habe und somit wären wir quitt und unsre Rechnung ist zu Ende! Von dieser Stunde an werd' ich Euch nicht anders halten als jeden Andern, treue Dienste werd' ich lohnen, freche Worte strafen. Ich durchschaute Euch schon längst, Dubois! fuhr Artevelde, während dieser finster ihn ins Auge gefaßt hatte, fort: hütet Euch! beim heiligen Bavon! Noch ein beleidigendes Wort und die Chaperons schützen Euer Haupt nicht vor dem Blocke. Lebt wohl und beherzigt, was ich Euch sagte!

Dubois ging — Stolzer! murmelte er auf der Gasse: tritt nicht mir in die Schranken! Alles Gold, was Gent mir bieten könnte, wäre nicht genug, Dich zu retten! — Hm! brummte er nach einer Weile höhnisch lächelnd, wie es so seine Art war, wenn ihm ein guter Gedanke aufgestiegen war: hm! Wer solch' verwundbaren Fleck hat, wie Du, gegen den bedarf es keiner offenen Fehde, um ihn tödtlich zu treffen.

Wenn auch so mancherlei Geschäfte Artevelde nicht viel Zeit ließen, an sich selbst zu denken, so fühlte er doch, daß der Friede in seinem Hause gestört sei. Alice war seit jenem Auftritte still und ernst, keine Klage, kein Vorwurf belästigte ihn, aber die Sanftmuth, das freundliche Dulden, die zarte Weiblichkeit, mit der sie sonst seine Furchen zu glätten, seine üble Laune zu verscheuchen gesucht, war hin. Sie sprach wenig, schien sich wenig um seinen Zorn, gar nicht um seine Liebkosungen zu kümmern, saß einsam in ihrem Gemache, blickte hier oft stundenlang nach der Stelle, wo Walter gelegen und war selbst gegen ihre Eltern verschlossener geworden. Auch schien ihr Aeußeres sich zu verändern, der himmlische Zauber verlor sich, der Liebreiz, der um ihre Lippen gespielt hatte, der Madonnenblick ihres großen dunkeln Auges war nicht mehr, finster und ernst starrte oft ihr Auge, und der Mund, wenn er auch schwieg, sprach doch deutlich den bittern Schmerz der Verzweiflung aus, die an ihrem Herzen nagte.

Lange ertrug Artevelde diese Stimmung mit Ruhe, das Gefühl seiner Schuld mochte ihn duldsam machen, auch war mit des Grafen von Enghiens Tode der Dämon der Eifersucht von ihm gewichen und er hätte sich jetzt so gern mit aufrichtiger Liebe Alice angeschlossen, aber sie kam

ihm nicht mehr entgegen wie sonst, vermied jede Herzenergießung und brach das Gespräch kurz ab, wenn er diese Saite berühren wollte. Die Gewitterwolke zog lange am Himmel, ehe sie sich entlud, aber endlich brach Artevelde's Jähzorn los, sie setzte ihm Gleichmuth entgegen; er drohte und sie reichte ihm selbst den Dolch und sagte kalt: Füllet das Maas mit dem Blute Eures Weibes, vielleicht seid Ihr dann gesättigt! Artevelde, dem in seinen unruhigen Träumen die 1200 von Brügge oft blutig erschienen, gegen den die Freunde selbst die grausige That rügten, den todten Enghien in das Gemach seines edlen, frommen Weibes gelegt zu haben, hatte zuweilen den Willen, das Geschehene wieder gut zu machen, sprach deshalb selbst mit Roger Everwein und suchte die Eltern zu stimmen, Versöhnung herbeizuführen; aber es schien auch diesen nicht zu gelingen. Laßt mich! bat Alice: ich bin mit mir selbst noch nicht einig und das Schwanken von einem Ziele zum andern läßt mich noch keinen klaren Blick auf mein Leben werfen. Laßt mich ruhig meinen Weg gehen, Gott wird mein Herz schon lenken.

Artevelde ward ungeduldig, seine Leidenschaft für Alice war zwar noch nicht verschwunden, noch glühte die wilde Flamme, aber seine Gattin suchte auch nicht mit dem kleinsten Hauche sie zu erhalten. War sie auch im Anfang ihrer Ehe nur duldend gegen ihn gewesen, so hatte sie doch, besonders späterhin, Alles gethan, ihm das Leben zu erheitern und ihm Wohlwollen zu zeigen, wenn sie ihm auch nicht Liebe für Liebe geben konnte. Jetzt aber war ein fast feindliches Verhältniß eingetreten und dies konnte Artevelde's wildes, leidenschaftliches Gemüth nicht länger ertragen. Alice seiner Rache zu opfern, dazu liebte er sie noch zu sehr, hielt sie noch zu sehr für die Schönste, Herrlichste der Frauen, aber er suchte sich Gleichmuth zu erringen, suchte selbst ihre Eifersucht rege zu machen und da ihm nichts gelang, warf er sich ganz in den Strudel der Geschäfte, führte den kleinsten Kriegzug selbst an und ergriff begierig jede Gelegenheit, die ihn aus Gent, wenigstens aus seinem Hause führte.

Nach der Einnahme von Brügge hatte sich die Lage seiner Vaterstadt ganz anders gestaltet; alle Städte, die, während das mächtige Gent immer mehr und mehr an Ansehn und Macht verlor, es mit ihrem Herrn, dem Grafen, gehalten hatten, verließen diesen nach der Schlacht bei Brügge. Ypern, Menin, Dendermonde, Aloft, Hulst und andere mehr verjagten die Besatzung des Grafen und schlossen sich Gent an, das nun wieder als der Mittelpunkt der Kraft Flanderns zu betrachten war; nur Lille, wo der Graf sich befand, und Oudenarde, das der flandrische Adel besetzt hatte, waren die einzigen Städte, die es treu mit ihrem Oberherrn hielten und noch in seiner Gewalt waren. So stand Philipp Artevelde mit gleicher Macht, wie sein Vater, an der Spitze von ganz Flandern und sein Ehrgeiz fand sattsame Nahrung in der Huldigung dieser reichen, mächtigen Städte.

Aber in der Ferne zog sich ein Ungewitter zusammen; Karl V. von Frankreich hatte des Beistandes wegen, den der Graf von Flandern in den verschiedenen Kriegen den Engländern öffentlich und ins Geheim geleistet hatte, einen Groll auf ihn und hatte ihm deshalb jede Hülfe gegen seine rebellischen Unterthanen verweigert. Nach dem, kurz vor der Schlacht bei Brügge erfolgten Tode dieses Königs hatten sich aber die Sachen in Frankreich ganz anders gestaltet, die Oheime des jungen Königs und hauptsächlich der Herzog von Burgund, Schwiegersohn des Grafen Ludwig und künftiger Erbe Flanderns, beherrschten das Reich, die französischen Städte Paris, Rouen, Orleans waren aufgestanden, London selbst hatte sich unter Wat Tyler gegen die königliche Gewalt aufgelehnt, im Hennegau und dem Lüttticher Lande, selbst in Brabant wollten die Städte nicht mehr gehorchen, so daß die Fürsten aufmerksam wurden und endlich die Sache des Grafen von Flandern als die Ihrige betrachteten. Hauptsächlich trieb der Herzog von Burgund den jungen, noch unmündigen König, mit einem Heere nach Flandern zu rücken, er selbst bot den Adel von Burgund auf und warb ein Heer dem Grafen von Flandern zur Hülfe.

Aber Artevelde war gleich thätig. Zuerst brachte er die noch schwankenden Städte unter Gents Gewalt, benachrichtigte die Befreundeten von der drohenden Gefahr, ermahnte sie zu schleuniger Rüstung und sandte noch einmal eine Gesandtschaft nach England, die versprochene Hülfe zu fordern; dann rüstete er sich, Oudenarde anzugreifen und hier mit einem Schlage den dort vereinten Adel Flanderns zu vertilgen. Es schien ihm ein Leichtes zu sein, diese nicht bedeutende, aber wohlbefestigte Stadt zu erobern. Niemand zweifelte an dem Gelingen und selbst der Graf von Flandern ermahnte den Adel, die Stadt ihrem Schicksale zu überlassen. Aber dieser verweigerte zu gehorchen und rüstete sich zu tapferer Gegenwehr, so wie Artevelde, eine ritterliche Vertheidigung erwartend, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Eroberung dieser Stadt aufbot.

Ehe er zur Belagerung abging, wollte er noch ganz Flandern durchreisen, um die Gemüther zu gewinnen und zu entflammen. Alice sollte ihn begleiten; er hoffte durch den Glanz, mit dem er sich umgab, durch die Ehre, die ihm, mithin auch ihr überall werden würde, ihr Herz zu blenden; sie aber verweigerte standhaft ihm zu folgen, denn der äußere Glanz hatte keinen Reiz für sie und fern von ihm in stiller Einsamkeit war es ihr wohl; der fürstliche Prunk, mit dem er sich umgab, war ihr lästig.

Er hatte seit einiger Zeit den Titel eines Regenten von Flandern angenommen, sein einfaches Hauswesen umgestaltet, das nun ganz dem eines Prinzen glich, hatte das väterliche Haus verlassen und das Schloß des Grafen bezogen; seine Diener waren in das feinste Tuch gekleidet, seine Tafel verschwenderisch besetzt, er speiste täglich auf dem Silberge-

schirre des Grafen, das er in Brügge und Male gefunden und Trompetenschall rief, wie bei fürstlichen Gelagen, die Gäste zur Tafel. Der Mann, der noch vor Monaten die letzte Brodrinde mit seinem Mitbürger theilte, der Alles hingebend zum Bettler geworden war, vergeudete jetzt als unumschränkter Gebieter die Reichthümer Flanderns; nur von seiner Vaterstadt nahm er keinen Heller zu alle diesem.

Auf Alice's Herz machte dieser Prunk wenig Eindruck. Wie ein geschmücktes Opferlamm erschien sie bei den Festen und wenn ihres Gatten Herz sich bei dem Anblick ihrer Schönheit freute, trauerte das ihre beim Genusse der so blutig erkauften Pracht. Mit Widerwillen und stiller Trauer vertauschte sie ihre Wohnung mit dem Schlosse und verließ nur unter Thränen ihr Gemach, das ihr durch Walters Schlummerstätte so theuer geworden war und das unverändert bleiben mußte. Oft schlich sie dahin, setzte sich auf das Ruhebette und sah nach der Stelle, wo er gelegen hatte. Nur die wenigen Stunden, die sie bei ihren Eltern zubrachte, oder diese bei ihr, waren zuweilen ungetrübt, doch zog sich ihr Herz allmälig auch von der Mutter ab, die sich in der königlichen Pracht, die ihre Tochter umgab, glücklich zu fühlen begann, und über den Juwelen und Perlen, die Alice schmückten, Alicens Thränen zu vergessen schien. Ihr Herz wandte sich ganz zu dem Vater, dem dieser Glanz ein Greuel und der zu stolz und treu war, um das Scepter seines Oberherrn mit dem Henkerbeile seines Eidams vertauschen zu wollen.

Der Tag der Abreise nahte, den Abend vorher ging Artevelde in aufgeregter Simmung zu Alice. Sie empfing ihn kalt, fast abstoßend. Alice! rief er endlich, und man sah deutlich den Kampf, den die immer noch glühende Liebe gegen seine Heftigkeit bestand: ich habe Dich geliebt, wie wohl wenig Menschen lieben werden — Alice seufzte bei diesen Worten tief auf — habe, um zu Deinem Besitze zu gelangen, mich aus meinem stillen, friedlichen Leben herausgerissen und — Gott mag es mir verzeihen! — Dich mit Blut und einem furchtbaren Leben erworben. Zu Deinem Besitze gelangt, habe ich mir keinen Augenblick sagen können: Ich werde wieder geliebt! Zwar benahmst Du Dich mit Engelmilde gegen mich, Dein frommer, heiliger Sinn wirkte wohlthätig auf mein wildes Gemüth, aber da rissen mich die Leidenschaft und die Ereignisse mit sich fort. Blut floß von Neuem und Du bist nicht mehr der gute Engel, der mir zur Seite stand, meinen wilden Geist zu bezähmen, Alice ist nicht mehr das fromme, duldende Weib!

Eine Thräne entquoll bei diesen Worten ihrem Auge, ein schmerzvoller Blick traf ihn und drang in sein Herz. Ich habe Unrecht an Dir gehandelt! fuhr er in sichtbarer Bewegung fort: habe Deine erste Liebe zerstört, Dein zartes Gemüth oft rauh behandelt und mit Deinem Herzen ein grausames Spiel getrieben. Ich gestehe mein Unrecht! Aber, so wahr mir Gott die Unzahl meiner Sünden vergeben mag, ich habe Dich immer

geliebt und liebe Dich noch! Du hast meine Liebe nicht verstanden, Du wolltest eine heilige, ich konnte nur die irdische bieten. Aber fühle mit mir die Qual, zu lieben und zu wissen, man ist gehaßt, den Mann zu kennen, an dem Dein Herz mit Sehnsucht und Treue hing und an dem es noch hängt, an den Du in meinen Armen sowohl, als wenn ich fern von Dir war, dachtest, so sehr Du Dich auch bestrebtest zu vergessen. Denke Dir diese Höllenpein und dann verdamme mich! Deshalb vergiß, Alice, vergieb!

Sie schwieg, ihr Blick war in ihren Schoos gesenkt, ihre Wange ward bald bleich, bald glühend, auch in ihr schienen die Gefühle zu kämpfen.

Noch vor niemandem stand ich bittend! fuhr er ernster fort und die Ruhe, mit der er sprach, war der Vorbote eines nahen Unwetters: noch niemand habe ich um Vergebung gefleht, außer Dir. Erkenne in diesem Opfer meine Liebe und verstumme nicht, wenn Deines Mannes Herz so laut spricht.

Ich bin wahr, Artevelde! brach jetzt Alice ihr Schweigen: Verstellung ist mir fremd. Was soll ich, was kann ich demnach Euch sagen? Vergeben kann des Menschen Herz, aber vergessen kann des Menschen Geist nie, und wenn die Erinnerung, diese geschäftige Botin aus vergangener Zeit, uns mit jedem Pendelschlag die blutigen Bilder vorhält, wie kann da das betrübte Herz vergeben? Wenn ich in schlafloser Nacht erwache, die matte Lampe einen düstern Schein durch das Gemach wirft und ich den Schlaf vergebens bitte, das Klopfen meines Herzens zu stillen, da steigen finstre Schatten vor mir auf, sie gestalten sich mehr und mehr, und sein todter Leichnam liegt wieder vor mir; ich sehe den Myrthenkranz in seiner Hand, sehe die klaffende Stirnwunde, bebe, fahre auf, suche Hülfe, wende mich, wende mich zitternd nach Euch und sein Mörder liegt neben mir und schlummert so sorglos, als ob ein Engel seinen Schlaf bewache, nicht ein finsteres Gespenst —

Auch ich sehe ihn zuweilen, sagte er, mit Hast Alice unterbrechend: auch mir zeigt er die klaffende Wunde seiner Stirn — aber ich spotte des Trugbildes meiner Einbildungskraft.

Ich spotte der Erscheinung nicht! nahm Alice wieder das Wort: Unaussprechliche Sehnsucht vermag wohl die Gräber zu sprengen; für sie sind des Todes Bande nicht fest genug und wie Engel zu uns niedersteigen, können auch Geister der Abgeschiedenen uns umwehen.

Artevelde war nachdenkend geworden, auch Alice schien zu sinnen, doch bald hob sie das gesenkte Haupt. Mein Gemahl, sprach sie: ich verspreche, Euch fortan mit meiner Trauer nicht mehr zu belästigen; gebt mir nur die Freiheit, mich, wenn der Schmerz mich übermannt, in mein Gemach zurück ziehen zu dürfen. Zeig' ich mich öffentlich, will ich heiter sein so viel ich vermag. — Ihr werdet fortan mit mir zufrieden sein!

Artevelde, von seinem Triumphzug durch Flandern nach Gent zurückgekehrt, säumte nun nicht länger, zur Belagerung Oudenarde's auszuziehen; 6000 von Gent sollten ihn begleiten, die übrige Mannschaft stellten die verschiedenen flandrischen Städte, selbst aus dem Lütticher Lande und dem Hennegau trafen wohl an 1000 Freiwillige ein, denn die andern Handelsstädte sahen diese Belagerung als einen allgemeinen Kampf gegen den Adel an. Auch Brügge, das noch immer dem Grafen ergeben war, mußte Mannschaft und Geschütz stellen.

Aber auch der Adel hatte alle Mittel zur Vertheidigung angewandt, Wall und Mauer in Stand gesetzt, neue Thürme gebaut und schweres Geschütz, das der Graf von Lille her gesandt hatte, auf die Wälle gebracht und als ob mit ihrem Falle der ganze Ritterorden zu Grunde gehen müßte, zogen, wie die Städter nach Gent, von Brabant und Hennegau die Ritter nach Oudenarde, diese Stadt vertheidigen zu helfen. Aller Augen waren auf sie gerichtet.

Als die, von den verschiedenen Städten entsendeten Haufen in Menin und Courtray sich versammelt hatten, bereitete sich auch Artevelde, Gent mit seinem Volke und bedeutendem Geschütze zu verlassen. Er mahnte am Abend das vor dem Rathhause versammelte Volk noch einmal zur Ruhe und Ordnung und begab sich dann in die St. Bavons-Kirche, dort am Grabe seines Vaters seine Andacht zu verrichten. Nach kurzem Gebete erhob er sich, um, dem Gebrauche damaliger Zeit gemäß, dem Heiligen ein Opfer zu bringen, trat vor den Hochaltar, überreichte dem Priester knieend einen güldenen Kelch und erhielt dafür Vergebung seiner Sünden und das Versprechen, daß man an heiliger Stätte für den Sieg seiner Waffen Gott anrufen würde. Aber diese Vergebung hatte sein Herz nicht so sehr beruhigt, daß ihn nicht eine eherne Platte, welche ihm an einem, der heiligen Mutter geweihten Seitenaltar ihrer Neuheit und zierlichen Arbeit wegen auffiel, erschüttert hätte. Er blieb vor ihr stehen und las die Inschrift: Hier ruhet in Gott Walter, Graf von Enghien. Ein Feind ließ ihn hier bestatten, ein Freund ihm diesen Grabstein legen. Gott sei seiner Seele gnädig!

Wer ließ diese Platte hierher legen? fragte er die Geistlichen, die ihn begleiteten.

So viel wir wissen Ihr selbst, Herr! erwiderten sie: Es geschah auf Euer Geheiß.

Auf mein Geheiß geschah es nicht! Nehmt sie weg! befahl er: Laßt die Quader wieder darauf legen wie früher und jede Erinnerung an den, der da unten liegt, werde vernichtet.

Gnädiger Herr! erwiderte, jedoch mit Zittern, ein alter Priester: das, was in geweihter Erde liegt, ist dem Herrn geweiht, man gönne ihm die Ruhe. — Laßt dem Todten, was ihm gegeben ward, stört seinen Schlummer nicht.

Artevelde warf noch einen finstern Blick auf das Grab und sagte dann: Laßt Alles wie es ist! und verließ die Kirche schnell.

Am andern Morgen zog er mit denen von Gent nach Oudenarde, 500 Wagen, auf welche das Geschütz geladen war, folgten. Die Zubereitungen waren, als wenn es der Belagerung der größten Stadt gegolten hätte, denn Artevelde sah sehr gut voraus, daß sich der Adel auf's Aeußerste vertheidigen würde. Auch hatte sich dieser mit einem Eide verbunden, bis auf den letzten Mann die Stadt zu vertheidigen, denn auch sie wußten recht gut, daß, fielen sie in die Hände der Städter, kein anderes Loos sie erwarte, als der Tod. In Werteghem vereinigte sich nun das Heer unter Artevelde's Befehl und rückte am andern Tage vor Oudenarde.

Rasch begann der Angriff und war wüthend. Auf der Nordseite, wo die Genter standen, wurde die Stadt aus 30 Stück groben Geschützes beschossen, eine ungeheure Zahl in damaliger Zeit; Maschinen, Thürme wurden erbaut, und Alles, was die Belagerungskunst, damals noch ganz in ihrer Kindheit, anzuwenden verstand, wurde gegen die Stadt gebraucht. Aber der von Hallwyn, welcher in der Stadt befehligte, ein alter, in den englischen Kriegen ergrauter Kriegsmann, hatte so zweckdienliche Maßregeln getroffen, daß jedes Unternehmen scheiterte. Das, was am Tage von der Mauer niedergeschossen war, wurde während der Nacht wieder ausgebessert.

Artevelde hatte solchen Widerstand nicht erwartet; er versuchte nun ein anderes Mittel, die Besatzung zu schwächen. Er ließ aus allen befreundeten Städten starke Haufen ausziehn, um die Schlösser der Adeligen anzugreifen und zu zerstören. Die muthigen Vertheidiger sahen von den Thürmen von Oudenarde die hellen Flammen durch das ganze Land leuchten, dennoch verließ keiner die Stadt, seiner Veste zu Hülfe zu eilen. Da vereinigte Artevelde alles Geschütz auf einen Punkt, gegen den Thurm am Genter Thore; der Thurm stürzte, aber fiel nicht in den Graben, sondern in die Stadt. Er beschoß die Mauer, sie stürzte ein, aber die Belagerten hatten hinter der Bresche eine neue aufgeführt und schlugen den Sturm ab; das Glück schien Artevelde nicht nach Oudenarde begleitet zu haben. Er bot nun dem von Hallwyn die vortheilhaftesten Bedingungen an, und erhielt die spöttische Antwort: Sie kümmerten sich wenig um die Vorschläge eines Bierbrauers, und würden bis zum Tode das Erbe ihres Herrn, des Grafen von Flandern, vertheidigen.

Diese Antwort brachte Artevelde in Wuth. Das Heer war durch Krankheiten und durch die häufigen Ausfälle der Besatzung und die wiederholten Angriffe bedeutend geschmolzen, es begann an Munition zu fehlen; deshalb schickte er Dubois nach Gent, frisches Volk und die nöthigen Kriegeräthschaften herbei zu schaffen.

Dubois reiste ab, besorgte Alles pünktlich, nicht um Artevelde's

willen, denn er haßte ihn schon längst, der ihn so stolz, so anmaßend behandelte und ihn durch Macht und That in den Augen der Genter, selbst in den Augen der Chaperons verdunkelte, sondern seines eignen Nutzens wegen. Er that noch mehr, ging auch zu Alice, forschte nach ihrem Thun und Treiben, und da entging ihm nicht, daß in Alice's Seele etwas vorgehe, das die Ruhe ihres Gemüths untergrabe und es ward ihm leicht, die richtige Saite bei ihr zu berühren. Er begann von dem Kampfe bei Schwalem zu sprechen, die grausame Weise zu tadeln, mit welcher Artevelde sich hernach gegen sie benommen habe, und obgleich Alice auf dies nichts erwiderte und sich nicht in sein Gespräch einließ, so hielt ihn dies doch nicht ab, noch manches hinzu zu setzen, was Alice's ohnedies reizbares Gemüth noch mehr aufregen konnte. Endlich sagte er im treuherzigsten Tone: wenn Ihr auch schweigt, edle Frau, und keinen Theil an dem zu nehmen scheint, was ich zu Euch sprach, so weiß ich doch von Euch selbst, welchen Antheil Ihr früher an dem Grafen von Enghien genommen habt, und wahrlich! trotz Eures frommen Bestrebens, war es Euch nicht gelungen, sein Andenken aus Eurer Erinnerung, sein Bild aus Euerm Herzen zu verbannen, und dem Todten, so dünkt mir, hängt Ihr mit neuem Leben an, weil hier Eure Pflicht Euch nicht in den Weg tritt. Deshalb, um Euch zu zeigen, wie sehr ich Euch gewogen bin, bringe ich Euch hier sein Schwert. Es muß Euch eine theure Reliquie sein. Gedenkt seiner, wenn Ihr es anblickt und lebt wohl! Bei diesen Worten verließ er das Gemach, das Schwert aber ließ er zurück.

Alice nahm es, küßte seinen Griff: du hast ihn im Tode begleitet, treuer Gefährte meines Waltens, du hast ihn oft geschützt in der Gefahr, bis die Sense des Todes ihn mähte; so begleite auch mich, wenn ich, deines Herrn gedenkend, den Tod suche oder bringe. Sei mir, wie jenes Amulet ein blutiger Mahner! Sie verschloß hierauf das Schwert und schien durch diese Reliquie beruhigter geworden zu sein.

Bald darauf kam Dubois mit frischer Mannschaft, Lebensmittel und Munition ins Lager vor Oudenarde zurück, und als ihn Artevelde nach Alice fragte, erwiderte er, daß sie wie immer sehr eingezogen lebe, niemanden bei sich sähe und sein Palast jetzt wie verödet sei; aber alle Abende, so wie es zu dämmern beginne, besuche die Andächtige die Kirche St. Bavons und verrichte dort, wohl während einer Stunde ihre Andacht.

Artevelde wußte recht gut, für wen sie dort bete; selbst an dem Todten hängt sie mit Liebe, den Lebenden stößt sie kalt zurück! rief er sich vergessend aus, und Dubois freute sich, von Neuem diesen Stachel in sein Herz gedrückt zu haben.

Aber bald zerstreuten ihn ernstere Dinge, denn er erhielt in dieser Zeit die Nachricht, daß es dem Grafen von Flandern durch den Herzog von Burgund gelungen sei, den noch unmündigen König zum Kriegzug gegen Flandern zu bewegen. So wenig Artevelde auch das französische

Heer fürchtete, so sehr er auch, seinem Glücke vertrauend, bei dieser Nachricht nicht verzagte, so glaubte er doch Alles anwenden zu müssen, das Unwetter zu beschwören. Er sandte deshalb noch aus dem Lager vor Oudenarde Abgesandte mit ehrerbietigen Schreiben an den König und an die Herzöge von Berry und Burgund, worin er diese bat, die Vermittler zwischen den Städten und dem Grafen zu sein; auch gab er jenen den geheimen Auftrag, den immer Geld bedürftigen Herzog von Berry durch eine bedeutende Summe für sich zu gewinnen. Nachdem er dies besorgt hatte, und er sah, daß sich die Belagerung in die Länge ziehen würde, übergab er, unter dem Vorwand, daß seine Gegenwart in Gent nothwendig sei, Dubois den Befehl des Heeres und ging nach Gent zurück.

Hier traf er, als es schon zu dämmern begann, in aller Stille ein; niemand erwartete ihn, es war das erstemal, daß er von einem Kriegzuge heimkehrte und der Jubel des Volkes ihn nicht empfing, aber er fühlte selbst, daß er keinen Triumph verdiente, denn vor Oudenarde war sein Glück gescheitert und sein Selbstvertrauen durch die muthige Vertheidigung erschüttert. Ohne in seinem Pallaste zu verweilen, warf er einen Mantel um und ging, nur von seinem getreuesten Diener begleitet, nach St. Bovons Gotteshause, das er offen und den Kirchner an der Thüre fand. — Schweig, wenn Dir Dein Leben lieb ist! raunte er diesem zu, ließ den Diener zurück und schritt nun durch das hohe Schiff dem Altare zu, wo die ewige Lampe vor dem Bilde des Heiligen brannte. Da sah er seitwärts auf dem Altare der Mutter Gottes die Kerzen angezündet und nicht weit davon zwei weibliche Gestalten knieen. Er schlich leise, wie der Marder, der seine Beute schon im Auge hat, durch die gewölbte Seitenhalle und stand unbemerkt hinter dem Pfeiler, neben welchem die Frauen knieten.

Die eine hatte ihr Haupt andachtvoll gebeugt, die Hände kreuzweis über die Brust geschlagen und betete leise. Es war Alice; der matte Kerzenschein zeigte ihm ihre hohe Gestalt, zeigte ihm das Grab Walters von Enghien, an dem sie kniete. Er lehnte sich vor Wuth zitternd an die Säule, seine Hand zuckte krampfhaft und er suchte seines Zornes Herr zu werden; aber vergebens. Steh auf, Treulosel rief er nun mit donnernder Stimme, trat auf die Betende zu und zückte den Dolch. Alice fuhr erschrocken auf und sah Artevelde vor sich, bleich, bebend vor Zorn, den gezückten Dolch gehoben, stehen.

So überrascht sie auch war, verlor sie die Fassung nicht, warf den Schleier zurück, riß das Regentuch auseinander und sagte mit fester Ruhe: stoßt den Dolch in meine Brust! Auf dieser Stelle ist mir der Tod doppelt willkommen! — Er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, war im Be-

griff ihren Wunsch zu erfüllen und drang auf sie ein, aber die treue Anna warf sich zwischen ihn und ihre Herrin, fing den Stoß auf und sank, von Arteveldes Dolch getroffen, auf dem Grabe nieder.

Auf diesen Lärm eilte der Kirchner herbei — Schafft die Verwundete in aller Stille hinweg und reinigt die blutige Stelle, daß keine Spur zurück bleibt, befahl ihm Artevelde; und wehe Dir, erfährt eine lebende Seele was hier geschah! — Nun komm! wandt' er sich zu Alice.

Diese war jedoch zu sehr, um auf seine Worte zu achten, mit der Unglücklichen beschäftigt, die ihr leise zuraunte: sorgt nicht für mich, sorgt nur für Euch; der Stoß traf nur meinen Arm!

Hörst Du nicht? fragte mit rauhem Tone Artevelde und zog Alice von der Verwundeten weg, überlaß die Sorge für sie dem Kirchner und meinem Diener und folge mir.

Philipp! antwortete Alice und ihr schützender Engel mußte ihr den Gedanken zugeflüstert und dem Tone ihrer Stimme den weichen, unwiderstehlichen Schmelz wieder gegeben haben, dem selbst Artevelde nicht widerstehen konnte — Philipp! bat sie, wollt Ihr Euch nicht auf Eure Kniee werfen und Gott um Vergebung bitten, daß Ihr in seinem Hause Blut vergossen? Wollt Ihr nicht reuig das Gotteshaus verlassen, daß der Herr der Heerschaaren nicht dereinst den verstockten Sünder auch verlasse?

Hier an diesem Grabe mag ich nicht beten! erwiderte Artevelde mit rauher Stimme, rief seinen Diener und befahl ihm, mit dem Kirchner die Verwundete hinweg zu schaffen, dann eilte er, ohne sich zu kümmern, ob Alice ihm folge oder nicht, raschen Schrittes, als ob ihn jemand verfolge, nach dem Hochaltar, warf sich dort auf den Stufen nieder und wollte beten, aber plötzlich sprang er auf, riß die hinter ihm knieende Alice mit sich fort und eilte, scheu um sich blickend, zur Kirche hinaus dem Pallaste zu.

Sein Weib an der Hand, die ihre Seele Gott befahl, denn sie sah ihre Todesstunde nahen, rannte er, keinen seiner Diener, die ihm entgegen kamen, beachtend, durch die finstern Gemächer bis in das Gemach Alicens, wo noch einige Kerzen brannten. Da ließ er sie los, die sich auf die Kniee warf und in der Todesangst ausrief: Herr, vergieb ihm seine Schuld, mir die sträfliche Begier! Dies sagend, bedeckte sie ihr Gesicht und erwartete den Todesstoß.

Aber er traf sie nicht. Sie richtete nach einer Weile das gesenkte Haupt empor und sah Artevelde starr vor sich blickend, in einem Sessel sitzen. Sie erhob sich nun und ging langsam und ungewiß auf ihn zu: — Komm, Alice! sagte er, jedoch ohne sie anzublicken, denn immer noch war sein stieres Auge auf den nemlichen Fleck gerichtet: komm zu mir und bete für mich, daß er mich verläßt.

Was ist Euch, mein Gemahl? fragte sie bei dem furchtbaren Anblick Artevelds zusammenschaudernd, wer soll Euch verlassen?

Bring' mir einen Becher Wein! befahl er statt Antwort. Sie schellte,

gab die nöthigen Befehle, und als der Diener den Becher mit Wein brachte, reichte sie ihn Artevelden, der sich Stirn und Augen rieb, hastig nach dem Becher griff und den Wein hinunterstürzte: Gott Lob! sagte er dann, tief Athem holend, Gott Lob, nun ist's vorüber! — Setze Dich zu mir her, Alice.

Sie gehorchte, und als sie neben ihm saß, ergriff er ihre Hand, sie erschrak und entzog sie ihm schnell.

Warum entziehst Du mir Deine Hand? fragte er, sie starr anblickend.

Eure Hand, Herr! ist kalt wie eine Todtenhand! erwiderte sie schaudernd.

Und Dein Antlitz bleich, als wärest Du eben dem Grabe entstiegen, fiel er ihr in die Rede.

Auch ich bin dem Tode entronnen, sagte sie nicht ohne Vorwurf, nur die Treue meiner Magd —

Laß das ruhen! rief er finster, wirf einen Schleier darüber, Alice! — Laß es ruhen! Ich habe gefehlt, an Dir und an meinem Gott; fuhr er beruhigt fort: da schickte er mir die Furcht als Strafe, sie begleitete mich in der Gestalt des schwarzen Ritters zum Altare, stand drohend vor mir und störte mein Gebet, trieb mich aus dem Gotteshause, schlich auf der Straße hinter mir drein — O! Ich höre noch das Klirren seiner Sporen! — schritt dann durch die Gemächer mir voran und stand dort, dort — Siehst Du nichts Alice?

Den Schatten Eurer ausgestreckten Hand sehe ich, mein Gemahl, sagte sie bebend, und auch ihre Einbildungskraft ließ sie das Bild des Todten sehen.

Du hast Recht, sprach er lächelnd: es war der Schatten meiner Hand und das Ganze nichts, als das böse Gewissen, das meinem wilden Sinne die Flügel losband, das er irr umher flattern konnte — trügerisch Gaukelspiel, weiter nichts! — Was der Tod einmal umfaßt hat, das hält er fest; den Deckel des Sarges sprengt nur das Schmettern der Posaune, wenn der Engel das Zeichen zum furchtbaren Weltgerichte giebt. — Geh, Alice! fuhr er dann fort und schien ruhiger geworden zu sein: aber laß mich nicht lange allein, geh und sieh, ob mein Diener noch nicht wieder zurück ist, ich wünschte gern Kunde von Anna zu haben, sie dauert mich. Sende meinen Wundarzt zu ihr, er soll sie verbinden, ich will sie in der Nacht hierher bringen lassen, daß Du sie pflegen kannst. Geh, aber kehre bald wieder.

Alice ging, fand den Diener und erfuhr von ihm, daß Annas Wunde nicht gefährlich sei; sie eilte mit dieser Nachricht zurück, und fand Artevelde mit starken Schritten in dem Gemache auf und abgehen. Alice theilte ihm diese Nachricht mit.

Gut! erwiderte er ziemlich gleichgiltig, gieb ihr 10 Goldgulden Schmerzengeld und so ist die Sache abgemacht. Alice, über die Verän-

derung, die in der kurzen Zeit mit im vorgegangen war, erstaunt, sah ihn verwundert an. Der Mensch ist doch ein erbärmliches Ding! fuhr er fort, Sclave seiner Leidenschaften, Sclave seiner Sinne. Des Menschen Körper aber ist das Gebrechlichste unter der Sonne; habe ich doch Nerven und Kraft, das stärkste Schlachtschwert zu schwingen um einen wilden Stier zu fällen, und ein Gespenst, von mir selbst erschaffen, läßt mich erbeben, der ich vor keinem menschlichen Wesen, selbst nicht vor dem heiligen Vater in Rom zittern würde. Du wirst über mich lächeln, fuhr er dann fort: thue es nicht, danke lieber Gott, daß er Dich gnädig bewahrt hat. — Aber bete nicht wieder an jenem Grabe, Du rufst die Dämonen dort hervor, die mich umstricken, meine Sinne benebeln, und nicht immer möchte eine treue Dienerin bereit sein, sich für Dich zu opfern, nicht immer meine Einbildungskraft geschäftig genug, Dir ein Trugbild zum Schutz hervor zu zaubern. Gute Nacht, gute Nacht, Alice! sagte er dann, ohne sie anzublicken und verließ das Gemach; Alice stand noch lange, staunend über das, was sie gehört, was sie gesehen hatte.

Auf Arteveldes Gemüth hatte der Vorfall in St. Bavons-Dome einen stärkeren Eindruck gemacht, als er es sich gestehen wollte. Er fühlte sein Unrecht, das Bewußtsein, an heiliger Stätte Blut vergossen zu haben, ließ ihn vor dem Strafgericht Gottes erzittern, denn trotz seines wilden Sinnes, fürchtete er die Strafen der Hölle, hing sclavisch an den Worten der Priester und war zum Aberglauben geneigt, so gern er auch jeden Glauben, jede Furcht aus seinem Herzen verbannt hätte, so sehr er oft das Schrecken der Priester war. Auch mußte er alle seine Kraft zusammen fassen, um sich von dem Gedanken loszumachen, es sei kein Phantom seiner Einbildungskraft, es sei der Geist Walters von Enghien gewesen, der ihn verfolgt habe, und nur sein stolzer Sinn ward endlich Herr dieses Glaubens. So schwankte er zwischen dem Aberglauben seiner Zeit und dem Unglauben, den starke, wilde Seelen sich so gern zu eigen machen möchten.

Im Ganzen hatte die Begebenheit wohlthuend auf ihn gewirkt; das an heiliger Stätte vergossene Blut hatte ihn demüthiger gestimmt, die Bilder seiner aufgeregten Einbildungskraft aber ihm sein Unrecht auf erschütternde Weise vorgehalten. Er war von diesem Tage an weniger rauh gegen Alice, nur verbot er ihr streng, je wieder die Kirche des heiligen Bavons zu betreten.

Artevelde blieb mehrere Wochen in Gent, wo sich Abgeordnete aller verbündeten Städte vereinigt hatten, um auf den Fall, daß ein französisches Heer in Flandern einrücke, zur Gegenwehr gefaßt zu sein. Die Nachrichten, welche er hier von den nach Frankreich geschickten Abgeordneten

erhielt, waren nicht tröstlich und für seinen Stolz höchst kränkend. Man hatte in dem Rathe des Königs über sein Schreiben gespottet und der Herzog von Berry, des unziemlichen Anerbietens wegen, die Abgesandten ins Gefängniß werfen lassen, so daß keine Aussicht mehr war, in Frieden mit Frankreich zu bleiben. Nun dann, so müssen wir uns an England anschließen, sagte Artevelde: mithin noch einmal Gesandte nach London schicken, die unsre Lage dem Könige vorstellen; sollten wir auch keine Hülfe von dort erhalten, so beruhigen wir doch Frankreich durch diese Unterhandlung und es kann, England fürchtend, nicht seine ganze Macht gegen uns senden.

Die vereinigten Städte Flanderns schickten nun noch einmal Abgeordnete nach England, welche diesmal doch so viel bewirkten, daß die Besatzung von Calais verdoppelt und dadurch das Land zwischen Calais und der Lys gedeckt wurde. Die Städte beschlossen dann, sich auf die Vertheidigung der Schelde und Lys einzuschränken. Vor allen Dingen aber galt es, Oudenarde noch vor Ankunft des feindlichen Heeres, dessen Sammelplatz Arras war, zur Uebergabe zu zwingen; Artevelde beschloß auch deshalb, sich wieder dorthin zu begeben, Alice sollte ihn dahin begleiten, aber auch diesmal verweigerte sie es.

Noch an dem nemlichen Tage seiner Ankunft vor Oudenarde erhielt Artevelde die Nachricht, daß Abgesandte von Frankreich und Burgund in Tournay angekommen wären, um wegen des Friedens zu unterhandeln, zugleich berichtete man ihm auch, daß die französischen Krieger schaarenweise nach Arras strömten, besonders viele Banner der bretagnischen Großen ihrem Landsmanne, dem Konnetable Clisson, folgten; auch die Burgunder zögen mächtig heran und schon sei ein bedeutendes Heer beisammen. Diese Nachricht schwellte den Stolz Artevelde's noch mehr, denn er sah die von Nenem eingeleiteten Friedensunterhandlungen als einen Beweis von Schwäche an und glaubte, das französische Heer ziehe sich nur aus Furcht vor den in Calais gelandeten Engländern, auf deren thätige Mitwirkung er rechnete, in Arras zusammen. Er sendete demnach Gesandte nach Tournay, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehle, zu erklären, daß, ehe nicht Oudenarde übergeben sei, wobei jedoch dem Adel freier Abzug bewilligt werden sollte, sie sich in keine weitern Friedensunterhandlungen einlassen dürften.

Die französischen Abgesandten waren über diese stolze, anmaßende Erklärung empört, aber dennoch sandte der Bischof von Beauvais das Haupt der Gesandtschaft, Artevelde ein Schreiben, worin er ihm auf höfliche Weise wegen seiner sonderbaren Forderung Vorstellungen machte, aber nicht als Regent von Flandern, sondern nur als Hauptmann der Stadt Gent an ihn schrieb, wie er es auch den Hauptleuten von Menin und Ypern gethan. Dies beleidigte den Stolz Arteveldes so, daß er gegen Krieggebrauch den Herold, der ihm den Brief gebracht hatte, in Ketten werfen ließ und die ferneren Unterhandlungen abbrach.

Der Angriff Oudenards begann nun mit verdoppeltem Eifer, man wußte, daß allmälig die Lebensmittel in der Stadt zu mangeln begannen und Artevelde hoffte von diesem furchtbaren Feinde, den er nur zu gut kannte, Alles. Er gedachte der Hungersnoth in Gent; denn hätte damals ein Feind vor den Thoren gestanden und die vor Hunger ermatteten Bürger rastlos angegriffen, sie hätten, trotz ihrer Beharrlichkeit, endlich unterliegen müssen. Aber die vom Adel, von der Annäherung des französischen Heeres unterrichtet, theilten bei guter Zeit ihre Lebensmittel ein, und entbehrten weislich lieber früher etwas, um nicht am Ende ganz hülflos zu sein. Sie ließen sich von dem erneuerten Angriffe und Stürmen der Städtischen nicht entmuthigen.

Noch einmal hatte sich bei einem allgemeinen Sturm Artevelde an die Spitze der Genter gesetzt, aber er war auch wieder zurückgeschlagen worden und der Muth der Vertheidiger blieb unerschütterlich; da ließ er Atemann von Brügge kommen, übergab ihm den Befehl des Belagerungheeres, das freilich sehr geschmolzen war und ging mit Peter Dubois nach Gent zurück, um von hier aus die Anordnung zu dem bevorstehenden Kriege zu machen.

Ganz Flandern war in Bewegung, in allen Städten sah man die Bürger unter Waffen; statt in ihren Werkstätten zu sitzen, übten sie sich auf den öffentlichen Plätzen in Führung der Pike und des Schwertes und schossen in den Gräben mit der Armbrust nach dem Ziele; Konstabler setzten die in damaliger Zeit noch sehr unvollkommenen Geschütze in den Stand und die Zünfte, ihre Rottmeister und Hauptleute an der Spitze, versammelten sich des Sonntags, wo sie sonst ihren Vergnügungen nachzugehen pflegten, auf den grünen Angern vor den Thoren, um sich in allerlei Kriegbewegungen und Stellungen zu üben.

Zwischen Menin und Courtray versammelten sich nun die Flandrer. Alle Städte mit Ausnahme Tournays, Lilles und Oudenardes, ließen ihre Mannschaft an die Lys rücken. Brügge schickte sein Kriegvolk nur gezwungen und selbst mehrere kleine Städte hätten gern den Krieg beendet gesehen, wenn sie auch, dem Frieden zum Opfer, sich ihrem rechtmäßigen Herrn hätten unterwerfen müssen, denn ob Artevelde, oder der Graf von Flandern sie regierte, war ihnen auch gerade ziemlich gleich geworden, da sein Regiment, wenn es auch weniger drückend an Abgaben, doch blutiger und tyrannischer war als das andere.

Der Graf von Flandern hatte gleich bei seiner Ankunft in Arras alle die aus den Städten Flanderns genommenen Geißeln frei gegeben und diese dadurch zu gewinnen gesucht, auch verfehlte er seinen Zweck nicht ganz. Belebte auch noch der alte Muth das flandrische Volk, so hatte doch die Erbitterung gegen ihren Herrn nachgelassen und es war nicht mehr der

frohe Muth, mit dem sie einst zur Schlacht von Courtray gezogen waren. Doch machten die Genter hierin eine Ausnahme, sie ergriffen die Waffen mit Freuden, zogen mit Begeisterung aus, denn sie, die andern Städte fast unumschränkt beherrschend, sahen sich als die Fürsten Flanderns an und der ärmste Handwerker dieser mächtigen Stadt dünkte sich mehr als der reichste Kaufherr des unterjochten Brügge, und der Schlacht bei dieser Stadt gedenkend, zweifelten sie keinen Augenblick, das französische Heer zu vernichten.

Artevelde theilte zwar ihren Muth, aber ihr stolzes Vertrauen nicht. Durch die hartnäckige Vertheidigung Oudenardes, dessen Belagerung den verbündeten Städten so viel Blut gekostet hatte und noch kostete, war das Vertrauen zu seinem unwandelbaren Glück erschüttert worden. Eine innere Stimme rief ihm zu, daß mit der Ermordung der 1200 in Brügge und dem Tode des Grafen Enghien sein Stern untergegangen sei und obgleich seine Macht seit jenem Tage wie ein reißender Bergstrom immer mehr angewachsen war, so konnte er sich seines Glücks nicht recht freuen und es umschwebte ihn ein finstrer Geist, der ihm das Vertrauen raubte und seinem festen Sinne etwas Schwankendes gab. Seine rege Einbildekrsft, durch sein wildes, leidenschaftliches Gemüth noch mehr gereizt, neckte ihn noch oft mit dem Todtenbilde Graf Walters und wenn er im Zwielicht sinnend auf dem Sessel saß und seine kühnen Pläne durchdachte, war es ihm oft, als trete der schwarze Ritter, von den gemordeten Brüggern gefolgt, aus der getäfelten Wand hervor, schreite auf ihn zu, zeige die breite Wunde seiner Stirn und drohe ihm oder lache höhnisch. Dann, obgleich er sich wohl sagen konnte, daß es nur Spiel seiner Einbildekraft sei, fühlte er immer eine Abspannung an Geist und Körper und am folgenden Tage ging er ernst umher, nicht fähig, etwas mit Ruhe zu überlegen oder zu ordnen, denn immer schwebte noch, wenn auch nur wie der Schatten des Schattens, das düstre Bild vor seinem Auge.

Aber auch in der Wirklichkeit zog ein finstrer Geist heran Die Nähe des französischen Heeres hatte den Muth derjenigen Bürger von Gent belebt, die, ihrem Herrn getreu, nur mit Unmuth das blutige, tyrannische Joch ertrugen, in das Artevelde die freien Bürger gespannt hatte. Die Reichen, selbst die Schiffer, welche den Tod ihres Syndikus nicht vergessen konnten, auch die Geistlichkeit, verbanden sich im Geheim und selbst Peter Dubois, ohne wirklichen Theil daran zu nehmen, begünstigte in der Stille die Verschwörung, an deren Spitze Herr Roger Everwein stand.

Sobald als Artevelde Gent mit dem Kriegvolke verlassen haben würde, wollten sich die gutgesinnten Bürger in den Besitz der Stadt setzen, Hülfe sollte ihnen von Antwerpen werden, so daß sie den Ausgezogenen, wobei sich alle Chaperons befanden, die Rückkehr in die Sadt verwehren zu können hofften. Roger Everwein, nicht ahnend, daß Alice diesmal ihrem Gatten ins Feldlager folgen würde, glaubte sich auch von dieser Seite ge-

sichert und zweifelte nicht mehr an dem glücklichen Ausgange des Unternehmens.

Aber nur selten schläft der Verräther. Einer der Schiffer benachrichtigte Dubois von dem, was vorgehen sollte und da dieser, der von der ganzen Sache genau unterrichtet war, sah, daß sie nicht geheim bleiben würde, entschloß er sich, Artevelde selbst davon in Kenntniß zu setzen, um doch wenigstens auch hierbei, wo es über den Seckel der Reichen hergehen mußte, zu gewinnen.

Er ging zu Artevelde, überraschte ihn zwar mit der Nachricht der Verschwörung, doch brachte sie ihn nicht außer Fassung und fast schien es, als durchschaue Artevelde Dubois und ohne seine Mitwirkung. Ruhig hatte er dessen Bericht angehört, ihn mit keinem Worte unterbrochen und als dieser beendet, rief er einen Diener und befahl ihm, Herrn Roger Everwein hierher zu entbieten; dann traf er die nothwendigen Anordnungen, deren Ausführung Dubois, wohl gegen dessen Wunsch, übertrug. Er glaubte in diesem entscheidenden Augenblicke, wo er der allgemeinen Anstrengung der Genter bedurfte, kein Blut vergießen zu müssen und dies bis nach der ersten gewonnenen Schlacht zu verspareu, deshalb ließ er nur die Angesehensten verhaften, der ganzen Zunft der Schiffer aber befahl er, gewaffnet auszurücken und ihn ins Lager von Courtay zu begleiten.

Herr Roger! redete er den Eintretenden an — Ihr steht an der Spitze einer Verschwörung gegen mich, Eure Mitgenossen werden in diesem Augenblicke verhaftet, Euch aber sei, um Eurer Tochter willen, verziehen. Geht nach Hause, verlaßt mit keinem Tritt Euer Haus, sehet, sprechet niemand als Alice, der ich es erlauben will, zu Euch zu gehen. So wie Ihr diesen Befehl übertretet, seid Ihr des Todes. Richtet Euch darnach!

Unentmuthigt hatte Roger Everwein ihn angehört. Artevelde! sagte er stolz: Durch Euch hat mich Gott tief gebeugt und Ihr wähnt, durch Großmuth mich noch tiefer zu beugen; Ihr irrt, Eure Schonung ist Verstellung, der Tiger läßt seine Beute fahren; und verstellt Ihr Euch nicht, hätte wirklich der Himmel ein Wunder bewirkt und einen Funken Mitleid in Euer Herz gesenkt, er würde doch verlöschen, ehe er zur reinen Flamme aufschlüge. Deshalb zeigt Euch, auch gegen mich, unverstellt, denn Eure Großmuth verachte ich und Eure Schonung wäre mir nur bitter. Laßt mich das Loos der edlen Männer theilen, denen die Herrschaft des Pöbels unerträglich ist und denen Ihr ein Greuel seid!

Artevelde lächelte ingrimmig: Geht und thut, wie ich Euch befohlen! sagte er kalt, ließ den Alten, ihn seinem Schmerz überlassend, allein stehen und ging zu seiner Gattin.

Alice! sprach er und sein Gesicht; das freundlich scheinen wollte, war dennoch umdüstert: Diesmal begleitest Du mich ohne Widerrede ins Feldlager von Courtray.

Wie Ihr befehlt, Herr! erwiderte sie.

Von dieser Nachgiebigkeit überrascht, wurde sein Mißtrauen wach: Wie kommt es, daß Du jetzt so bereitwillig bist und sonst so hartnäckig mir ins Feldlager zu folgen verweigertest? fragte er forschend.

Weil ich glaube, Arteveldе, daß ich diesmal muß! erwiderte sie mit Ruhe: Die nächste Schlacht entscheidet über Euer Schicksal, es zu theilen dünkt mir Pflicht.

Weißt Du, was indessen hier vorgegangen ist? fragte er, sie scharf beobachtend.

Ich weiß es nicht, mein Gemahl, sprach sie gleichgültig: Die Neuigkeiten dringen nicht bis in meine Einsamkeit.

So geh zu Deinem Vater, er kann Dir das Weitere berichten. Uebermorgen verlassen wir Gent! fuhr er fort: Sorge dafür, daß Du Dich mit aller Pracht an meiner Seite zeigen kannst. Hierauf verließ er sie und ging, um zu sehen, ob Dubois seine Befehle pünktlich befolgt habe, sie aber begab sich zu ihrem Vater.

Ich komme, Vater, auf Befehl Artevelдes hierher, Kunde von dem, was vorgefallen ist, bei Euch einzuziehen; Freudiges mag es nicht sein, sonst hätte er mich nicht zu Euch gesendet.

Ja wohl ist es nichts Freudiges! erwiderte er: Gent ist verloren und auch ich und meine Freunde sind dem Verderben geweiht. Seiner Schonung traue ich nicht und mag sie auch nicht; ihm will ich nichts verdanken.

Alice's Gesicht erheiterte sich, indem der Vater sprach. Beruhigt Euch, Vater! sagte sie freudig: Reizt seinen Zorn nicht und erwartet Alles von der Zukunft. Ihr sollt nicht fallen unter seinem Henkerbeil, Gent nicht unter seinem blutigen Joche seufzen!

Alice! unterbrach sie der Vater: Was geht in Dir vor? — Was willst Du beginnen?

Nichts Vater, was Euch betrüben könnte! erwiderte sie mit Ruhe.

Du warst sonst mein frommes, duldsames Kind, sehr er mit bewegter Stimme fort, hast bisher in Frömmigkeit gewandelt, keiner Sünde Schuld hat auf Dir gelastet — Und jetzt willst Du Dich selbst verderben? Du brütest über eine furchtbare That, der Zwiespalt Deiner Seele raubt Dir bei Nacht den Schlummer, versenkt Dich bei Tage in wache Träume.

Vater! erwiderte Alice: Meine sternenhelle Bahn hat sich verdüstert, das reine Blau des Himmeldoms ist mit Nacht bedeckt und doch muß ich vorwärts, meinem Ziele entgegen. Ihr seht, ich gehe meinen Weg ruhig; bete als fromme Christin zu Gott theile Almosen aus und beschenke die Kirchen, mehr kann ich nicht; meinen Weg muß ich gehen, stört mich nicht.

Ist es auch ein Gott gefälliger, den Du wandelst? fragte der Besorgte.

Mein Herz liegt in der Hand Gottes, zwar ist es nicht mehr wie es

war, sanft und duldend, es klopft stärker, lauter, stürmischer, aber es liegt nach immer in Gottes Hand. Quält mich nicht, Vater! bat sie: Ich bin mit mir und, wie ich glaube auch mit Gott einig.

Mit Gott einig? fiel er ihr in die Rede und schüttelte sorgenvoll sein greises Haupt. Und warum nimmst Du denn zu unnatürlichen Dingen Deine Zuflucht? Du trägst abgöttische Dinge, zauberische Dinge an Deinem Körper; auf Deiner Brust, ich weiß es, ruht ein Amulet, worauf cabalistische Zeichen geschrieben sind. Wer solcher Dinge bedarf, um sich gegen das Schicksal zu waffnen, der ist für den Himmel verloren!

Quält Euch nicht unnütz, Vater! erwiderte sie mit himmlischer Ruhe: Wah in und auf meinem Herzen ruht, das gehörte Walther. Welche Zeichen auf dem Amulet geschrieben stehen, weiß ich nicht; es hing um seinen Hals und das ist genug, es mir werth zu machen; nur deshalb trag ich es. Fürchtet nicht, daß ich mich damit gegen mein Schicksal waffnen will, das hat mein Herz ja längst schon zum Tode getroffen und jeder Widerstand wäre vergebens. Noch steh' ich makellos vor Euch, alle Hülfe hoffe ich von oben, Gott werd' ich befragen in meiner Noth, der heiligen Mutter will ich meinen Kummer an das Herz legen und wie sie mir befehlen, so werd' ich thun.

Alice! sagte der Vater betroffen: glaubst Du denn, der himmlische Vater, die heilige Jungfrau würden Wunder thun um Dich zu erleuchten, würden ihren heiligen Willen Dir kund thun?

Habt Ihr nicht mehr Vertrauen zu dem Himmel, Vater? erwiderte sie und ihr Auge erglänzte von heiligem Lichte: Wen er so geprüft hat wie mich, gegen den ist er auch barmherzig und das Gebet aus gebrochenem Herzen dringt sicherer zum Throne, als das aus freudigem.

Unglückliche Verblendete! rief der Vater: Doch in den letzten Augenblicken meines Lebens kann ich nur warnen, darf nicht mit Dir zürnen. Ueberlaß mich meinem Schicksal, vergiß den blutigen Leichnam Walters von Enghien und übergieb Gott allein die Rache!

Alice schwieg, sank an seine Brust und verließ ihn schnell.

Artevelde theilte nun am andern Tage den Hauptleuten seine Befehle aus, sandte Dubois mit dem Haufen von Brügge und den westlichen Städten nach Comines, dort den Uebergang über die Lys zu vertheidigen, bestellte die Hauptleute, die in Menin und Courtray ein Gleiches thun sollten und sendete Eilboten an alle Städte mit der Aufforderung, in großer Eile alle waffenfähige Mannschaft und ihr Geschütz in das Lager zu senden, das er bei Rosebecque beziehen wollte; auch gab er den grausamen Befehl, keinen vom Adel gefangen zu nehmen, alle nieder zu hauen, überhaupt keinen Franzosen und Burgundier zu schonen. Dann hielt er

Musterung über die Genter und sandte die der Verschwörung wegen in Verhaft genommenen Bürger nach Courtray voraus.

Seiner Gattin überreichte er einen künstlich gearbeiteten Helm und Panzer, der leicht genug war, daß sie ihn über ein knappanliegendes Wamms tragen konnte, überließ sie dann den ganzen Tag sich selbst und war nur mit den kriegerischen Anordnungen beschäftigt.

Nach dem Mittagmahle ging Alice zu ihren Eltern, ihnen Lebewohl zu sagen. Hier setzte sie sich in das Kämmerchen, das sie als Jungfrau bewohnt hatte und ließ noch einmal die Tage ihrer Jugend an sich vorüberziehn. Jede Kleinigkeit, die sie hier fand, hatte Werth für sie und wie ein fröhliches Kind ergötzte sie sich an dieser Täuschung und erst als sie das Kämmerchen verließ, auf dem Altan an der Lys stand, da schwebte der Traum ihrer Liebe an ihr vorüber, nicht mit Schmetterlingsflügel, mit düsterm, melancholischem Flug zog er über sie hin. Dann kehrte sie zu ihren Eltern zurück, schien auf den nahen Abschied gefaßt, doch als es zu dämmern begann und sie sich zum Weggehen anschickte, war ihr Muth hin; als wäre der Abschied für ewig, so schmerzvoll warf sie sich an ihre Brust des Vaters, ruhte sie in den Armen der Mutter und es ward ihr schwer, sich von ihnen loszureißen. Aber es mußte geschieden sein. Der Vater segnete sie, die Mutter versprach, für sie zu beten. So verließ sie das elterliche Haus, wo der Friede ihrer Jugend sie freundlich begleitet hatte.

So will ich heute den Kelch ganz leeren! sagte sie, als sie noch einen traurigen Blick auf das Vaterhaus geworfen hatte; und blos von Anna begleitet, deren Wunde schon lange geheilt war, betrat sie Arteveldes Haus, das jetzt unbewohnt stand. Hier traten nur schmerzliche Erinnerungen ihr entgegen und sie eilte nach ihrem Gemache, wo sie sich sogleich auf das Ruhebette setzte und nach der Stelle hinsah, wo Walter von Enghien gelegen hatte. Lange saß sie hier und sein bleiches Todtenbild schwebte vor ihr, freundlich und mild, wie er so oft im Leben vor ihr gestanden hatte. Laß uns zu seiner Ruhestätte wallfahrten, Anna! sagte sie jetzt zu der Dienerin, hab' ich auch bisher meines Eheherrn Verbot streng nachgelebt und die mir so heilige Stätte nicht wieder betreten, so kann ich doch nicht von Gent scheiden, ohne noch einmal und wohl zum letztenmale an seinem Grabe zu beten.

Fürchtet Ihr nicht? — fiel ihr Anna bittend in die Rede.

Was hab' ich noch zu fürchten? — Komm! erwiderte sie, warf ihr Regentuch um und schritt durch die Dämmerung nach St. Bavons-Kirche, ließ dort die Kerzen am Altar der heiligen Jungfrau anzünden und kniete an dem Grabe Walters nieder; Anna jedoch blieb entfernt, denn ihr graufte vor dem Orte, wo schon einmal ihr Blut geflossen war. Lange betete Alice, schon hatte sich die Nacht gesenkt und sie lag noch auf ihren Knieen und Anna mußte oft mahnen, ehe sie ihr folgte.

Endlich erhob sie sich, weihte der heiligen Mutter eine kleine Perlen-

schnur und warf sich dann anbetend vor ihr nieder, Himmelskönigin! sprach sie, ich habe oft stundenlang vor Deinem heiligen Bilde gekniet, habe zu Dir gefleht, meinen irren, schwankenden Geist auf rechte Bahn zu leiten, meinem aufgeregten Gemüthe die Ruhe wieder zu geben, meinem Herzen den Frieden zu schenken, aber mein Flehen war umsonst; mein Geist schwankt immer noch ungewiß hin und her und weiß nicht, was er beginnen soll, mein Gemüth ist nicht beruhigt, mein Herz hat seinen Frieden nicht wieder gefunden. Nun, so fleh' ich noch einmal zu Dir und weihe Dir das Liebste, was ich außer meinem Epheukranze noch habe, diese Perlenschnur, die seine Lippen berührt haben; gieb ein Zeichen, Gebenedeite, sieh finster auf mich, ist es Dir nicht wohlgefällig, was ich vollbringen will, lächle mich freundlich an, gehe ich den rechten Weg. Sie betete bei diesen Worten ihr Haupt und betete leise, dann erhob sie es und blickte auf zur Mutter Gottes — Du lächelst freundlich mir entgegen, Gnadenreiche! rief sie freudig, Blickst huldreich auf mich herab! So thue ich recht, Gott Lob!

Sie eilte nun, durch diesen Wahn gestärkt, aus dem Gotteshause, drückte dem Kirchner noch eine Gabe in die Hand und verbrachte den Abend heiter und allein. Am andern Morgen zog sie mit Artevelde nach Courtray.

Die schleunige Zusammenziehung des flandrischen Kriegvolkes war auch nothwendig, denn das Heer König Karl's VI. war schon bei Arras versammelt und bereit nach Flandern aufzubrechen. Gegen Ende Oktober war der König nach St. Denis gezogen, die Oriflamme zu holen, die dem Seneschall Villiers anvertraut wurde und hatte sich dann sogleich zum Heere begeben, das er in einem herrlichen Zustande fand. Alle Großen des Reichs waren mit ihren Vasallen zugegen, der ganze Adel Frankreichs war herbei geeilt. Der Herzog von Burgund hatte seinen ganzen Schatz geleert, um ein furchtbares Heer zu werben und die von Artois waren mit gutem Willen ihrem neuen Landesherrn, dem Grafen von Flandern, zugezogen, auch hatte sich eine bedeutende Menge flandrischen Adels und Landvolks um ihn gesammelt. Das Heer zählte an 60,000 Streiter.

Der Herr der vereinigten Städte war noch stärker, aber auf mehreren Punkten vertheilt. Ein guter Geist beseelte die meisten, denn sie wußten, daß sie zu sehr gegen ihren Fürsten gefehlt hatten, um nicht das Aeußerste wagen zu müssen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten; aber der Geist der Zwietracht herrschte auch unter einigen von ihnen und viele wären lieber in ihren Mauern geblieben und hätten sich unterworfen, als ihr Schicksal einer Schlacht anvertraut. Artevelde war voll kecken Muthes, sah zwar nicht mit Geringschätzung auf das französische Heer, rechnete jedoch hauptsächlich auf die späte Jahreszeit, die dem Feinde nicht erlauben würde,

lange beisammen zu bleiben und daß sie keinen Ort finden würden, wo sie in Flandern eindringen könnten; er ließ deshalb auch alle Brücken über die Lys abwerfen.

Der Konnetable Clisson, ein alter, in der Schule des Krieges ergrauter Held, sah alle diese Hindernisse wohl ein und so sehr er auch dem Muthe seines Heeres vertrauen konnte, so ließen sie ihn fast an dem Gelingen des großen Unternehmens zweifeln. Die häufigen Regen hatten die Straßen sehr unbrauchbar gemacht, nur mit der äußersten Mühe war das Geschütz fort zu bringen, keinen Uebergang über die Lys fand er unbesetzt, alle Brücken abgebrochen, so daß sich ihm mit jedem Tage neue Hindernisse in den Weg legten. Er berief deshalb einen Kriegrath zusammen, wo mancherlei Vorschläge gemacht wurden. Der eine wollte die Lys umgehen, der andere längs der Schelde auf Oudenarde rücken, dessen Belagerung die Genter aufgehoben hatten; aber beide Pläne bedurften zur Ausführung zu viel Zeit und der Herbst nahte seinem Ende. Endlich wurde beschlossen, gegen Comines vorzurücken und hier den Uebergang zu erzwingen.

Während die Führer berathschlagten, waren eine Menge vom Adel ohne Befehl, unter Anführung eines unehelichen Sohnes des Grafen von Flandern zusammengetreten, hatten durch die Lys gesetzt und die Flandrer überfallen. Allein diese, als sie sich von der ersten Bestürzung erholt hatten, eilten mit Macht herbei, umzingelten die Ritter und hieben sie, Arteveldes Befehle gemäß, Alle nieder. Dieses erste glückliche Gefecht belebte den Muth der Flandrer ungemein, und sie zogen nun mit freudiger Zuversicht zu dem Heere, das sich allmälig bei Rosebecque versammelte.

Das französische Heer stand nun Comines gegenüber, welches Peter Dubois mit 12,000 Mann vertheidigte. Die Brücke, wovon die Pfeiler noch standen, war abgebrochen, alle Fuhrten waren wohl verschanzt und alle Fahrzeuge auf das linke Ufer gebracht. Der Konnetable befand sich in nicht geringer Verlegenheit, der Winter war nahe, im Innern Frankreichs wurden die Städte unruhig, in Rheims, Orleans, Blois, selbst in Paris fanden Unruhen statt und was geschehen sollte, mußte bald geschehen. Aber die Bannerherrn seiner Vorhut rissen ihn aus dieser Verlegenheit. Mehrere von ihnen hatten mit großer Mühe drei kleine Fahrzeuge von Lille kommen lassen und schickten sich an, über die Lys zu setzen. Der Marschall von Sancerre wurde auf diese Nachricht von dem Konnetable hingeschickt, um zu sehen, was sie gegen seinen Befehl begönnen und fand sie schon im Uebersetzen begriffen; so gefährlich dies Unternehmen auch war, denn nur neun Mann nahm ein Fahrzeug auf, konnte er es doch nicht mehr hindern. Da auf diese Weise 100 Geharnischte auf das linke Ufer gesetzt waren, hielt er es gegen seine Ehre, zum Konnetable zurückzugehen und ließ sich selbst übersetzen, um an ihrem Wagstück Theil zu nehmen.

Der Konnetable, der indeß mit den Armbrustschützen einen Scheinangriff auf die Brücke von Comines gemacht hatte, sah zu seinem Schrecken

auf der andern Seite die wehenden Banner der Dugueſclin, Lavals, Rohans, und des Bicomte von Meaux. Er glaubte die Blüthe des bretagniſchen Adels verloren und begann nun an der Wiederherſtellung der Brücke mit doppeltem Eifer arbeiten zu laſſen, wobei ſelbſt die Schilde der Ritter, da wo es an Bohlen fehlte, aushelfen mußten. Er ſelbſt war überall zugegen, feuerte den Muth der Seinen an und zeigte ihnen hierbei die flatternden Banner ihrer Kameraden auf dem jenſeitigen Ufer; doch die Nacht machte ſeinen Sorgen ein Ende. Die franzöſiſchen Ritter, welche übergeſetzt waren, hielten ſich während der Nacht geſchloſſen, ließen, um den Feind glauben zu machen, ſie wären in weit größerer Anzahl übergeſetzt, das Feldgeſchrei faſt aller franzöſiſchen Bannerherrn erſchallen und hielten ſich ſo vor jedem Ueberfall geſchützt.

Gegen Morgen ließ Dubois die Flanderer in aller Stille ihnen entgegen rücken, traf ſie jedoch, die in der Nacht noch mehrere Verſtärkung erhalten hatten, auf ihrer Huth. Er hatte Alles gethan, den Muth der Seinen zu beleben, ſogar den Aberglauben der damaligen Zeit benutzt. Ein Weib, das im Rufe der Heiligkeit ſtand, war dem Heere gefolgt und da ihr prophetiſcher Geiſt dem Kriegvolke verſicherte, daß, wenn das erſte franzöſiſche Blut durch ſie vergoſſen würde, der Sieg ihnen gewiß ſei, ſo hatte ihr Dubois das Hauptbanner übergeben und ſie an die Spitze der Angreifenden geſtellt. Zum Unglück aber ward ſie in dem erſten Anlaufe getödtet, das Banner ſank, die Flanderer, durch dieſen Umſtand entmuthigt, geriethen in Unordnung. Dubois eilte herbei, ſtürzte ſich mitten in die Feinde, das verlorne Banner wieder zu gewinnen, wurde aber hierbei verwundet und mußte ſich aus dem Gefechte bringen laſſen. Ein paniſches Schrecken ergriff nun die Flanderer, die von Brügge kehrten zuerſt um und die Bretagner metzelten Alles nieder und gaben gleichfalls kein Quartier. Der Konnetable hatte auch während dem die Brücke beendet, kam aber erſt an, als der Sieg ſchon errungen war. Comines wurde nun erſtürmt und geplündert

Das franzöſiſche Heer zog nun gegen Ypern, wo die Bürger die Beſatzung der Genter vertrieben und den Franzoſen die Thore öffneten; alle die am Meere gelegenen Städte folgten ihrem Beiſpiele und unterwarfen ſich dem Sieger.

Arteveldе traf nun Anſtalt, alle Streitkräfte eiligſt im Lager von Roſebecque zuſammen zu ziehen, die ſaumſeligen Städte wurden unter Drohung aufgefordert, Mannſchaft und Geſchütz zu ſchicken; ſie gehorchten und ſo befand er ſich bald an der Spitze von 50,000 Mann und einer Menge Geſchütz, während die Franzoſen mit jedem Tage durch Krankheit und die Beſatzungen der Städte geſchwächt wurden und in den ſchlechten Wegen ihr Geſchütz nicht fortbringen konnten. Auch war der Muth der Flanderer durch das Gefecht bei Comines nicht geſunken, denn wo die Genter verſammelt waren, da wehte immer das Siegespanier.

Dubois hatte sich ins Lager von Rosebecque bringen lassen und gleich nach seiner Ankunft schloß sich Artevelde zur Berathung mit ihm ein; Dubois, der die Macht der Franzosen gesehen, zweifelte, daß die städtischen Völker ihnen im offenen Felde würden gewachsen sein und gab deshalb Artevelde diesesmal den klugen Rath, das französische Heer in der festen Stellung von Rosebecque nicht zu erwarten und das Schicksal Flanderns nicht auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht zu setzen. Der Winter ist vor der Thüre, zieht das Heer in die Städte zurück, so muß es in dieser Jahreszeit aus einander gehen und Ihr seid die Franzosen ohne Schwertschlag los. Aber Arteveldes Stolz machte ihn taub gegen diesen weisen Rath.

Glaubt Ihr, ich würde dem Felde den Rücken weisen, wie Ihr? Glaubt Ihr, eine elende Wunde würde mich bestimmen, das Schlachtfeld zu verlassen? sprach er, geht zurück nach Gent, dort seid Ihr vor den Franzosen sicher, die Ihr so fürchtet; dort macht Euch auf die Verantwortung gefaßt, die Ihr mir über Euer Betragen in dem Gefechte von Comines zu geben habt.

Dubois schwieg und verbiß seinen Grimm; doch konnte er seine Wuth nicht ganz unterdrücken, rächen mußte er sich und war die Rache auch noch so klein. Bei ihrer letzten Zusammenkunft, als das französische Heer ihnen schon gegenüber stand, sagte er mit verstellter Theilnahme: Artevelde, habt Ihr auch meinen Rath in Hinsicht der Schlacht nicht beachtet, so hört doch jetzt auf die Warnung, die ich Euch zurücklasse: Hütet Euch vor dem Schwerte, das Euer Weib trägt, es könnte Euch gefährlich sein, denn es ist Walters von Enghien Schlachtschwert, mithin eine schlimme Vorbedeutung für Euch. Nun lebt wohl, auf Wiedersehen, entweder in dieser oder in jener Welt! So schieden sie, die so lange vereint zu einem Zwecke arbeiteten und doch gegenseittg feindlich gesinnt waren.

Artevelde hatte die letzten tückischen Worte Dubois wenig beachtet; zu sehr mit ernsteren Dingen beschäftigt, zu sehr das Wohl seiner Vaterstadt am Herzen, wohl mehr noch sein eigenes, hatten ihn seine steten kriegerischen Beschäftigungen in dieser verhängnißvollen Zeit von Alice abgezogen, die nur mit Schauder den Grausamkeiten zusah, mit denen er jetzt wieder seine Macht übte. Alle Gefangenen wurden hingerichtet, bei dem geringsten Verdachte, bei dem geringsten Vergehen floß das Blut seiner Landsleute; zwölf der in Courtray im Gefängniß sitzenden Bürger von Gent wurden hingerichtet und es schien fast, als ob mit dem Aufrollen der Fahnen die alte Blutgier noch furchtbarer aufgewacht sei. Ueberdies verstimmte ihn manche Widerwärtigkeit, denn eine unangenehme Nachricht folgte der andern, so daß er wieder ganz in die alte Rohheit, in das unfreundliche Betragen verfiel, wodurch er sonst Alice so wehe gethan hatte und sie jetzt dadurch ganz von sich entfernte.

Er versammelte am andern Nachmittage sämmtliche Hauptleute.

Meine Freunde und Waffengefährten! redete er sie an, hoffentlich haben wir morgen einen heißen, aber schönen Tag; der König von Frankreich steht mit seinem Heere uns gegenüber und irr' ich nicht, so ist morgen der Tag der Schlacht. Kämpft tapfer, denn Ihr streitet für die gerechte Sache, entsetzt Euch nicht vor den vom Haupt bis zum Fuß Bewaffneten, unsere Streitäxte bringen durch ihr Eisen und unsere Schwerter spalten ihre glänzenden Helme. Zagt nicht, weil die Engländer uns verlassen haben, wir stehen nun allein und uns allein bleibt der Ruhm des Sieges. All' seine Kräfte hat der König uns entgegen gestellt, nichts, wodurch er sich verstärken könnte, hinter sich gelassen, als mit uns gleichgesinnte Städte, die uns für das vergossene französische Blut danken werden, denn es ist nur das Blut tyrannischer Herren oder feiler Knechte, nicht das Blut freier Männer. Deshalb schont niemand außer den König, er ist noch ein Kind, das wir nach Gent führen müssen, ihn flammändisch sprechen zu lehren; aber alle Herzöge, Grafen und Herren haut nieder, Frankreich wird es Euch Dank wissen. Auch vergeßt nicht, wofür Ihr streitet und daß der morgende Tag entscheiden wird, ob Ihr freie Männer oder Sclaven seid. Und nun zeig' ich Euch noch die Thürme von Courtray, dort brachen unsere Altvordern schon einmal den Stolz der französischen Großen, folgt ihrem Beispiel!

Ich werde morgen mit den Gentern die Mitte nehmen, die Flüchtlinge von Comines, die von Brügge mein' ich, werde ich in die Reihen der Genter stellen, daß sie an der Seite dieser Tapfern kämpfen und siegen lernen und so dem französischen Heere gegenüber stehen; Ihr von Ypern und den westlichen Städten, deren Städte schon in die Hände der Feinde gefallen sind, werdet unter Ateman denen von Burgund gegenüber stehen; Ihr von Menin, Dornik, Aloft und den nördlichen Städten unter Jan von Hogstraten den Grafen und den flandrischen Adel bekämpfen. Bleibt geschlossen, füllt schnell die Lücken aus, welche das Geschütz in Eure Reihen machen könnte, dringt unaufhaltsam vor, blickt nach dem Löwen von Gent und folgt seiner Siegesbahn. Nun geht zu Euerm Kriegvolke, ermuthigt sie, sorget, daß sie sich mit Speis und Trank zum Kampfe stärken und lebt wohl! — Nach der Schlacht hoffe ich, Euch sieggekrönt wieder begrüßen zu können. Er verließ sie und kehrte in sein Zelt zurück, das an dem Abhange eines kahlen Hügels lag, von dem die Sage ging, es sei das Grab irgend eines batavischen Anführers aus alter Zeit.

Hier fand er Alice in frommer Andacht. Sie kniete vor einem auf ihrem Bettisch aufgestellten Mutter-Gottesbilde und schien sein Kommen nicht zu hören. Endlich ward er ungeduldig und störte sie auf rauhe Weise, aber sie blieb in sich gekehrt, suchte die Einsamkeit und vermied selbst

seinem Blicke zu begegnen. Bald verließ sie das Zelt und trat ins Freie; da nahte ihr ein Kriegmann: Edle Frau! raunte er ihr zu, Euch sendet Peter Dubois dies Brieflein. Seid Ihr meiner bedürftig, so könnt Ihr mich stets finden, ich bleibe in Eurer Nähe.

Wer seid Ihr? fragte Alice mißtrauisch.

Ich bin ein Fischer von Brügge. — Mein Vater, meine Brüder waren unter den 1200, die Euer Gemahl enthaupten ließ, meine Braut ward an jenem Tage entehrt und irrt jetzt wahnsinnig umher. — Auf mich könnt Ihr rechnen! Dies sagend, entfernte er sich schnell.

Ich bedarf Deiner nicht, Unglücklicher! sagte Alice wehmüthig lächelnd, öffnete den Brief Dubois und las:

„So eben erhalte ich den Befehl, Euern Vater Roger Everwein, hinrichten zu lassen. Drei Tage will ich das Bluturtheil aufschieben. Leicht könnt Ihr in drei Tagen Euern Vater, Eure Vaterstadt retten und Walter von Enghien rächen; deshalb gab ich Euch sein Schwert."

Alice zerriß den Brief, Du bist barmherzig, Gott! sagte sie still vor sich hin, Du milderst meine Schuld durch sein Vergehen! Ich bin Deiner Verzeihung gewiß! Sie kehrte nach dem Zelte zurück, und da Artevelde eben so abgespannt war, wie sie, legten sie sich bald zur Ruhe.

Artevelde! von der Anstrengung des Tages erschöpft, schlief, trotz dem, daß die kommende Schlacht seinen Geist beschäftigen mußte; Alice aber floh der Schlaf, ihr Gemüth war zu bewegt, ihre Einbildekraft zu rege, um ruhen zu können. Sie stand leise von ihrem Lager auf, kleidete sich an, schlang den Epheukranz um ihr Haar, gürtete das Schwert um, ergriff ihren Dolch und trat ans Bette — Alice! rief eben Artevelde im Traum. — Sie schrak zusammen, stürzte hinaus und schritt den Hügel hinauf.

Es war eine stürmische Novembernacht, der Wind trieb die dunkeln Wolken an der Mondscheibe vorüber, die nur bleich wie ein Nebelgeist durch die ziehenden Wolken schimmerte. In der Ferne flackerten, den Horizont erhellend, die Wachtfeuer des französischen Heeres, tiefe Stille herrschte im Lager der Flanderer, die nur das Rufen der Schildwachen unterbrach. Alice, das Schwert an ihrer Seite, doch ohne Helm und Panzer, stand mit wildflatternden Haaren auf dem sandigen Hügel wie eine Druide, die ihr Wehe über das Heer ausspräche und es der Vernichtung weihte. Sie hatte gehofft, die Nachtluft würde die Gluth in ihrem Innern kühlen, aber ihr Blut jagte immer noch die Pulse und ihre Seele war noch stets von traurig ängstlichen Bildern gequält; da wollte sie Trost im Gebet suchen, aber sie konnte nicht beten, sie konnte nicht auf ihren Knieen ihr Herz zu Gott erheben; ihre Seele war tief betrübt, aber von wilden Gefühlen ohne Ruhe und Rast getrieben. Sie sprang wieder auf — Herr! sagte sie und streckte ihre Rechte nach den Wolken empor, Du hattest mich fromm und duldsam geschaffen, mein Herz hob sich in heiliger Andacht zu Dir, und die Welt war mir nur der Vorhof Deines Paradieses,

meine Tage die Sprossen der Himmelleiter, um zu dem ewigen Heile zu gelangen, meine Liebe nur das Vorgefühl Deiner ewigen Liebe. Da sandtest Du Deine Stürme über mich, mein Himmel umdüsterte sich, meine Sonne verlosch, der Stern all' meiner Hoffnung ging unter und dennoch blieb mein Auge nach Dir auch durch Wolken gerichtet, mein Herz rein, mein Wandel fromm, meine Demuth groß. Da ließest Du das Ungeheure geschehen! Sein blutiger Leichnam, seine klaffende Wunde riefen mich auf zur Rache, ich schwur, und mit diesem Schwure ward es Nacht in mir, mein Glaube zerrissen, das Vertrauen mir genommen und nun ist meine Ruhe hin, unwiederbringlich hin! Bin ich denn nicht mehr Alice, Dein frommes Kind? Gott, mein Gott, warum ließest Du es geschehen!

Ihr Haupt sank, ihr Auge, von dem dunkeln Himmel abgewendet, starrte auf die finstre Erde; der Gedanke, aus dem Himmel der Seligen gestoßen zu werden, wie sie aus dem Himmel der Glücklichen gerissen worden war, beugte sie nieder: — Hast Du denn keine Thräne mehr für mich, Barmherziger? sagte sie dann wehmüthig, sind auch diese lindernden Tropfen mir genommen und darf mein Auge nur brennen wie mein Herz und sich nicht mit sanftem Thau erquicken? — Doch verzage nicht, Alice! rief sie ermuthigt, ich habe Gott befragt, habe das Lächeln der heiligen Mutter gesehn! Warum zag' ich noch, warum zag' ich, so nahe dem Ziele? Ja, Walter! fuhr sie auf und ihr Auge leuchtete wie der entwölkte Stern durch die Rabennacht, Ja, Dein Blut floß, auch das Seine fließe! Dein Haupt war gespalten, auch das Seine werde es; und ist es Sünde, wenn ich die Erde von einem Ungeheuer befreie, das sie mit Blut tränkt? Ist es Sünde, daß ich den Vater, so viele Edle, meine unglückliche Vaterstadt rette? Und schrieb der strenge Richter die That in mein Schuldbuch, was schadet es mir? Du bist sicher der Himmlischen einer, Du schwebst in die Wohnungen der Seligen und meine Sehnsucht, meine unaussprechliche, allgewaltige Sehnsucht nach Dir dräng' doch durch die Thore der Hölle und öffnete mir die Pforte des Paradieses; der Tod muß uns vereinen! — Und somit sei es unabänderlich beschlossen, er falle!

Sie wandte sich, den Hügel hinab zu gehen, die grausame That zu vollbringen, da rief eine ängstliche und dennoch furchtbare Stimme von unten herauf: Alice!

Wer ruft mich? fragte sie erschrocken zusammenfahrend.

Wo bist Du? rief es noch einmal.

Auf dem Hügel, Artevelde! erwiderte sie, da sie vernahm, daß es die Stimme ihres Gatten war. Komm nicht herauf, hier ist es schauerlich und kühl, die Wachtfeuer der Feinde flackern hell in die Nacht, die Wolken jagen sich, als trieben sie Kurzweil mit einander und die Schildwachen wandeln gespenstig umher, wie Geister der Nacht.

Dem Weibe ziemt es nicht, in Sturm und Nacht umher zu irren!

erwiderte er heftig: komm herab und folge mir ins Zelt. Er rief seine Diener, ließ Fackeln anzünden und trat hinein, Alice folgte ihm.

Was trieb Dich von meiner Seite? fragte er, sie bei der Hand nehmend und sie bis ins Innerste des Zeltes führend, was trieb Dich hinaus in die stürmische Nacht?

Die Unruhe, erwiderte sie gleichmüthig, ich konnte nicht schlafen, die Brust war mir beengt.

Treiben Dich auch böse Träume, grausige Gestalten vom Lager auf?

Nein! antwortete sie, meine bösen Träume verfolgen mich im Wachen, und die blutige Gestalt, vor der mir grauft, steht beim Sonnenlichte vor mir.

Er schien ihre Worte nicht zu beachten, denn er sah, ohne ihr etwas zu erwidern, ernst vor sich hin: ich hatte einen schweren Traum, sagte er nach einer Weile, ich träumte die Schlacht beginne, die Franzosen weichen, und, völlig geharnischt, wie am Tage von Schwalem, stelle sich mir Walter von Enghien entgegen und wolle mich in meinem Siegeslauf aufhalten; doch ich spotte der Erscheinung, meine Streitaxt spaltet ihm den Helm, die Rüstung rasselt nieder und ein Todtengerippe steht grinsend vor mir. Ich erschrecke, erwache, will Dich wecken und statt Deiner liegt das Gerippe neben mir. Ich springe auf, werfe meinen Mantel um, fasse nach meinem Schwerte und langsam, aber immer die hohlen Augenhöhlen auf mich gerichtet, mit der klappernden Hand auf den gespaltenen Schädel zeigend, hebt es sich vom Lager empor. Mich schaudert, ich fühle mein Blut erstarren, mein Haar sträubt sich, ich eile hinaus, der Todte folgt mir mit seinen Gebeinen rasselnd, und als ich am Eingange des Zeltes Muth fassend mich umschaue, stehst Du hinter mir und zerrinnst in Nebel, da ich nach Dir greife.

Grausig! sagte Alice vor sich hin.

Ja wohl grausig, wenn es auch nur ein tückischer Traum war. Aber oft schicken die finstern Mächte dem Menschen böse Träume, um seinen Muth zu tödten und ihn mit Furcht zu umstricken; oft sollen auch die Engel, welche dem Menschen zur Seite stehen, im Traume ihn warnen. Begegnete Dir das nie?

Nein! erwiderte Alice zerstreut, mein Herz war bisher immer mein warnender Engel, aber seit Kurzem schweigt es.

Einen Becher Wein! rief er nun mit lauter Stimme; ich will meine Thorheit mit dem Wein hinunterschlürfen, und das Gespenst soll meinen Muth nicht mehr zügeln, ich will es auffordern, mir heute, besser noch morgen in der Schlacht, zu erscheinen.

Thut das nicht, Artevelde! warnte Alice, er aber leerte den Becher und befahl noch einen zu bringen.

Warum sollt' ich nicht? sagte er wildlachend, ein Traum überrascht mich nicht mehr, denn ich lege mich nicht wieder zur Ruhe, und wenn erst

die Kriegmusik beginnt, das Schlachtgewühl mich umtönt, die Schwerter klingen, und die Streitaxt, dieser Hammer des Todes, auf die ehernen Harnische fällt, dann steht der Tod in so mancherlei Gestalt vor mir, daß er mir auch als Gerippe nicht mehr grausig erscheint. — Wein! rief er von Neuem, ich muß seinen rothen Saft hinunter jagen, als wär' es die Neige des Lebens, als wär' er das Blut meiner Feinde! Er leerte noch einen Becher, dann versank er in Nachdenken, auch Alice, die ihm gegenüber saß, war ernst und in sich gekehrt und störte ihn nicht. So saß er eine Weile fast bewegungslos, dann stützte er das Haupt auf das Gefäß seines Schwertes, starrte und sprach vor sich hin: Was ist denn das Leben anders, als ein mühevoll durchlebter Tag und der Tod anders als der Schlaf, der uns dann überrascht und die Augen schließt? — Am Morgen erwachen wir wieder und ein neuer Tag beginnt und ein Leben, das wir noch nicht kennen; höchstens bleibt uns die Erinnerung von dem, was da war und weiter nichts! Und fänd' ich den Tod in der Schlacht, was verlör' ich mit dem Leben? Wenig, bei Gott wenig! Meine Macht kann nur sinken, nicht mehr steigen, mein Ruhm ist groß und ihn bekränzte dann der Siegestod. Mein Weib? — Der Rausch der Leidenschaft ist ausgeschlafen, und will ich Thor zuweilen auch von Neuem zu schlummern beginnen, so rasselt er mit seiner schwarzen Rüstung oder seinem weißen Todtengebein hinter mir und ich sehe mein Weib in seinen Armen!

Bei diesen Worten sprang Alice erschüttert auf und das Schwert an ihrer Seite rasselte nieder; da erschrak auch er, fuhr aus seinen Träumen auf und faßte hastig nach dem Schwerte. Halt! rief er, es hoch in die Höhe haltend: Bist Du es? Komm Walter von Enghien, komm gespenstiger Unhold, der im Leben wie im Tode meine Ruhe stört, komm und entreiß mir das Schwert, wenn Du Muth hast! Ringen will der Lebende mit dem Todten, komm herauf aus Deiner Grabesnacht, wenn die Pforten des Todes Dir nicht verschlossen sind; ich spotte Dein! Du kommst nicht? rief er höhnisch lachend, während Alice vor Schauder bebend vor ihm stand; hat Dich der Hieb meiner Streitaxt für ewig schlafen gelegt, hat Dich der Tod gebrochen, wie meine Faust dies Schwert bricht? — Blick' her, Alice! rief er, das Schwert zerbrechend, so spotte ich Deiner Reliquien! Er warf das Schwert ihr zu Füßen: Da nimm das Zertrümmerte, heb' es auf, drücke es an Deine Lippen, treibe Abgötterei mit dem Todten, ich gönne es Dir! Meine Liebe ist verraucht, die wilde Flamme hat sie zu Asche gebrannt und die übergebe ich den Winden.

Alice hob ruhig das zerbrochene Schwert auf: ich werde thun, wie Ihr befahlt, mein Gemahl, sprach sie kalt, Gott hat jetzt durch Euch zu mir gesprochen, sein Wille geschehe! sagte sie freudig.

Was sehe ich hier für ein Amulet an Deinem Halse? fragte er jetzt, kabalistische Zeichen stehen darauf. Ist das vielleicht der Zauber, mit dem Du mich bethörtest?

O! wär' es dies gewesen, längst hätte ich es schon von mir geworfen und den unglücklichen Zauber gelöst, sagte sie bitter, nein, dies Amulet hat nur Zauber für mich, denn er trug es auf seiner edlen Brust! Da, nehmt und vernichtet es, heut' opfre ich der kurzen Lebensstunde noch Alles!

Artevelde besah das Amulet: Tand, womit der Aberglaube spielt! sagte er und warf es verächtlich weg, ich sollte Dich für Deine Frechheit strafen, fuhr er fort und warf einen zornigen Blick auf sie, Du scheinst mir trotzen zu wollen; doch ich verspare es bis morgen, aber — horch! fuhr er auf, hörst Du nicht den Schlachtruf der Franken? Mon Joye, St. Denis! tönt es von ihrem Lager herauf! Dies sagend, eilte er hinaus. Aber still war die Nacht; nur der Sturm heulte den Schlachtruf, nur die Wolken jagten heran. Da schritt er den Hügel hinauf und schaute um sich. Hell flammten die Wachtfeuer der Feinde, in tiefer Ruhe lagen die Flanderer und nur hie und da schritt zwischen den Feuern eine dunkle Gestalt umher. Da setzte sich Artevelde auf einen Stein und versuchte den morgenden Schlachtplan zu ordnen; aber sein finstrer Geist störte stets seine Gedanken und er hatte lange mit ihm zu kämpfen, bis er die Schlachtlinie vor sich sah und sein Geist mit raschem Fluge die Linie ordnete.

Alice war indessen im Zelte zurückgeblieben, hatte das Amulet von der Erde genommen und es neben das zerbrochene Schwert gelegt. Was bedarf ich noch Euer? sagte sie heiter lächelnd, morgen bin ich ja bei ihm, morgen bin ich am Ende meiner rauhen Bahn! da traf ihr Auge die Streitaxt Arteveldes, die neben seiner Rüstung hing, sie nahm sie herab, besah die rostigen Flecke, küßte sie und hing schnell eine andere, ihr ähnliche, die sie unter seinem Waffengeräthe fand, an deren Stelle. Ja, Du sollst es sein! sprach sie, nun so will ich auch seinen Dolch zu den übrigen Reliquien legen und mich von Allem trennen, was mir von ihm blieb, nur nicht von Dir, Unvergängliche, von Dir, heilige Erinnerung, die ich im thörichten Wahne von mir reißen wollte, die aber zu treu war, um mich unglückliche zu verlassen. Als sie jedoch den Dolch zu den andern hinlegen wollte, steckte sie ihn rasch wieder zu sich; nein, nein! rief sie, von Dir kann ich mich nicht trennen, Du mußt mein bleiben bis zum Tode! Sie küßte noch einmal die blutigen Flecke der Streitaxt und verbarg sie dann sorgfältig.

Indessen brach der Tag heran. Es war ein feuchter, neblichter Tag, die Strahlen der Sonne vermochten nicht, durchzudringen, wohl aber das Schmettern der Trompeten, welches die Völker unter ihre Fahnen rief. Artevelde trat jetzt aus seinem Zelte, der prächtige Waffenrock, den er in der Schlacht von Brügge getragen, deckte ihn heute nicht, einfach, wie ein gemeiner Krieger gerüstet, bestieg er, die Streitaxt in der Hand, jedoch nicht seine alte Glücksgefährtin, ein friesisches Roß, das er bei der Zer-

störung von Male erbeutet hatte. Auch Alice, den Helm auf dem Haupte, ein kurzes Schwert und Walters Dolch an der Seite, bestieg ihren Zelter und begleitete ihren Eheherrn; ein Diener, die Streitaxt an seinem Sattel hängend, folgte ihr. So durchritt sie die Reihen der Krieger mit Artevelde, der jedem Haufen seinen Platz anwies, das Volk zum muthigen Kampfe anfeuerte und sie an das Blut ihrer Väter, das schon in Strömen für ihre Freiheit geflossen sei, erinnerte. Wenn heute die Sonne untergeht, rief er ihnen zu, so seid Ihr Sieger und freie Männer, oder überwunden und Leibeigene des Adels; wählt, Euer Muth entscheidet! Die von Brügge ermahnte er, die Scharte von Comines auszuwetzen; wendet Ihr auch heute dem Feinde den Rücken, sagte er mit furchtbarem Ernste, so wendet auch dem Vaterlande den Rücken, denn Ihr würdet dann verbannt aus Flandern und geächtet aus Eurer Stadt. Ihr aber Bürger von Gent! sprach er zu diesen, als er an ihren dichtgeschlossenen Reihen herunter ritt: Euch erinnere ich nur an Euern alten Ruhm, zeigt Euch auch heute Eurer werth. Gedenkt meines Vaters, Jakob Arteveldes, und versprecht mir, mit mir zu siegen oder zu sterben! Ein lauter, freudiger Zuruf gab ihm die Versicherung ihrer Treue. Nun stieg er vom Pferde, denn zu Fuß wollte er an ihrer Spitze fechten, stellte 800 Freiwillige, die aus den Chaperons genommen waren, vor sich auf, er selbst aber nahm seinen Platz vor seiner Leibwacht, Alice, die Streitaxt in der Hand, stand ihm zur Seite, und so rückte er auf die Anhöhe, welche man in der dortigen Gegend den Goldberg nennt.

Hier gab er das Zeichen zum Gebet und während die Trompeten des Feindes schmetterten und zum Angriff bliesen und der Schlachtruf: Mon Joye, St. Denis! mit furchtbarem Gebrüll erscholl, sanken die Flanderer auf ihre Kniee, beichteten Gott ihre Sünden und weihten sich dem Tode.

Die Franzosen rückten nun durch den Nebel verdeckt heran. Sie hatten ihre Schlachtordnung verändert, in der Mitte stand jetzt das französische Fußvolk und die vom Adel, welche zu Fuße fochten, vor ihnen zog die Vorhut aus burgundischem und bretagnischem Adel, auf der linken Seite standen die von Burgund, auf der rechten die von Flandern und Artois, auf den beiden Flügeln aber die Gensd'armen, der Kern des Heeres. Die Schlachtordnung der Franzosen war nicht so tief als die der Flammänder, doch überflügelten sie sie auf beiden Seiten.

Als das Gebet beendet war, die dunkeln Massen der Feinde am Fuße des Goldberges durch die Nebel sichtbar wurden, gab Artevelde dem Geschütz das Zeichen zum Feuern — die Franzosen rückten aber unaufhaltsam vor. Nun befahl er den Gentern in die Feinde einzubrechen; keilförmig war der Angriff. Die 800 Chaperons an der Spitze, setzte sich die ganze Schlachtordnung in Bewegung, das Geschütz schwieg. Die Chaperons stießen zuerst auf den bretagnischen Adel, ein mörderisches Gefecht begann, die Flanderer mußten weichen; da drang Artevelde in dichtgeschlossener

Masse langsamen Schrittes vor, drückte die Ritter zurück und drang in die Glieder des königlichen Fußvolks ein. — Seht Ihr den schwarzen Ritter dort? raunte ihm in diesem entscheidenden Augenblicke Alice zu, auf einen Ritter in schwarzer Rüstung zeigend. Ich sehe ihn wohl! erwiderte Artevelde, und wär' es der Teufel selbst, spotte ich hier seiner! Dies sagend, drang er auf ihn ein, spaltete ihm mit seiner Streitaxt Helm und Haupt, der Ritter sank in seinem Blute schwimmend zu seinen Füßen; die Franzosen wichen. Gent, Gent! ertönte es jetzt von allen Seiten. — Mir nach! rief Artevelde, der Sieg ist unser! Da faßte Alice, die Flucht der Feinde gewahrend, mit beiden Händen die Streitaxt: vergieb mir meine Schuld, Herr des Himmels und gieb mir Kraft! rief sie, als der Brügger, der ihr den Brief gebracht, sie ihr entriß: — Ich treffe besser! rief er und traf mit solch mächtigem Schlage Artevelde über den Helmkragen, daß er taumelnd zu Boden stürzte. Die Seinen stutzten, ihr Muth war beim Anblick ihres fallenden Führers gebrochen, die Feinde benutzten den Augenblick, sammelten sich, auch überflügelte zu gleicher Zeit die Reiterei die Flanderer, drangen in ihre Reihen ein, und obgleich diese sich wie Verzweifelte wehrten, trieb der flandrische Adel die von Menin und Courtray in die Flucht. Von allen Seiten umzingelt, flohen auch die Brügger, die von Gent mußten weichen, die Flucht war allgemein.

Aber die Sieger verherrlichten ihren Sieg nicht durch Milde, tausend der Flüchtigen sanken unter ihrem Schwerte, sie verschonten keinen und würgten mit beispielloser Grausamkeit.

Als der junge König am Abend, von seinen Ohmen und dem Grafen von Flandern begleitet, über das Schlachtfeld ritt, sagte der Graf, als er die dichten Reihen der Chaperons liegen sah, welche die Schlacht wie eine dichte Saat gemäht hatte, hier standen die Genter, hier muß auch Artevelde liegen, wenn Gottes Gerechtigkeit ihn strafte. Man suchte nun überall, konnte ihn aber nicht finden. Endlich sah man einen noch lebenden, schwer Verwundeten, ihn fragte der Graf, ob er von dem Schicksale Arteveldes nichts wisse, da zeigte der Verwundete auf den todten Feldherrn, der neben ihm lag. Dort liegt er, sagte er, vor dem Ihr so viele Jahre gezittert habt, doch Ihr habt ihn nicht geschlagen, Gott schlug ihn durch Meuchelmord!

Und neben ihm sah der Graf einen Leichnam liegen, der aus einer Herz-Wunde blutete und ein Dolch noch in der krampfhaft geschlossenen Hand hielt. Gerechter Gott! rief er und nicht auf die Gegenwart des Königs und der Fürsten achtend, sprang er vom Rosse, erfaßte den Dolch und besah ihn aufmerksam. — Ja, es ist Wakters von Enghien Dolch, den ich ihm gab, und dies — ist sicher Alice Everwein! Er nahm den Helm

von ihrem Haupte und die bleiche Lilie lag gebrochen da, der Tod, den sie selbst herbeigerufen, hatte ihre Leiden geendet, den Zwiespalt des Innern gelöst.

Der junge König, der lange die Riesengestalt des furchtbaren Mannes, vor dem die Fürsten gezittert, mit ernstem Auge betrachtet hatte, wandte bei diesem Ausruf den Blick nach Alice — bei Gott und St. Denis! sprach er, es ist schade, daß solch' holdes Frauenantlitz hier unter dem wilden Kriegvolke liegt. Hüllt sie in einen Teppich und tragt sie zur nächsten Kirche, daß sie dort in geweihter Erde ruhen möge! Und als er die Geschichte ihres unglücklichen Lebens erfuhr, befahl er den Troubadours seines Hofes, den Tod Alice Everweins zu besingen. Noch lange sangen die Troubadours der Provence, wenn sie die Herzen der Frauen rühren wollten, das Lied von Alice.

Der Graf, Roger Everwein hochachtend, sandte ihm am andern Tage die Leiche seines Kindes. Der Vater ließ sie in St. Bavons-Kirche, am Fuße des Altars der heiligen Mutter, neben Walter von Enghien begraben, damit sie doch im Tode vereinigt ruhen möchten.

Den Körper Artevelds befahl der Graf den Thieren zu übergeben, aber sein Eidam und Erbe, der Herzog von Burgund, ließ ihn heimlich wegbringen, sandte ihn in der Stille den Gentern, und erwarb sich damit ihre Liebe und Dankbarkeit.

So endete Alice, so beschloß ein Engel an Güte und Milde blutig seine dornenvolle Erdenbahn. Vergebe ihr Gott! —

Die Franzosen nahmen, statt die erste Bestürzung zu benutzen und auf Gent vorzurücken, Courtray ein, wo in der Kirche noch die goldenen Sporen der in jener Schlacht erschlagenen französischen Ritter als Siegeszeichen aufgehangen waren und verbrannten die Stadt, halfen dem Grafen Brügge und mehrere andere Städte erobern und zogen dann nach Frankreich zurück. Die Empörung war mit Strömen Bluts gestillt und ganz Flandern, mit Ausnahme Gents, seinem rechtmäßigen Herrn unterworfen. Aber diese Stadt verlor durch alle dies den Muth noch nicht, widersetzte sich standhaft und zog die Engländer zu ihrem Schutze herbei. Der Graf Ludwig von Flandern konnte seinen Schwur erfüllen, ihnen nie zu verzeihen, denn er starb ein Jahr nach der Schlacht von Rosebecque, und erst mehrere Monate nach seinem Tode schloß Roger Everwein mit seinem neuen Oberherrn, Philipp dem Kühnen, Herzog von Burgund, für seine Vaterstadt einen ehrenvollen Frieden, der unter manchen milden Bedingungen, eine allgemeine Amnestie enthielt. Peter Dubois benutzte sie und zog mit seinen aufgehäuften Schätzen nach England.

Die Belagerung von Antwerpen.

In ihrem Zimmer saß Ignez Nunez, einsam, den Kopf auf ihren Arm gestützt, und blickte hinaus in das weite Bett der tosenden Schelde. Da öffnete sich die Thür; ein Landmann trat herein, sah spähend im Zimmer umher, reichte ihr ein Briefchen, und schlich sich geheimnißvoll wieder fort.

Ignez öffnete den Brief, ihre Hand zitterte wie sie die Unterschrift las. Da trat finster und in sich gekehrt Federico Gianibelli, ihr Gatte in das Zimmer; sie ging ihm entgegen und reichte ihm schweigend das Schreiben.

Von Deinem Vater? murmelte Gianibelli und las:

„Du bist Deinem Vater, Deinem Glück entflohn. Sein Fluch verfolgte Dich über das Meer, als Du am Thore der Ketzer-Königin eine Zuflucht suchtest, sein Fluch trifft Dich hier, wo Dein sündhaftes Herz Dich an den Verräther kettet, der seinem Gott, seinem Fürsten ungetreu, für die ketzerischen Rebellen kämpft. Kehre zurück! — Auf dem Fort Santa Maria weht Deines Vaters Fahne, welche ihm der tapfere Herzog, dessen großes Herz noch immer für die Sünderin schlägt, großmüthig anvertraute. Verzeihung wartet Deiner.

Fernando Nunez."

Stumm faltete Federico den Brief zusammen, und fragte, Ignez ernst und forschend anblickend: Woher kam Dir dieses Schreiben? Sie erzählte ruhig die geheimnißvolle Art, mit welcher sie es empfangen hatte; er verließ schweigend das Zimmer.

Ignez Nunez war die Tochter eines unbemittelten Spaniers, der das Kriegshandwerk mit wenig Glück getrieben und mit ihm nach Madrid gekommen war, um Kriegdienste unter Alexander, Herzog von Parma, der die spanische Armee in den Niederlanden befehligte, zu suchen. Der Zufall wollte, daß der Herzog dieses schöne Mädchen im Prado sah. Nicht gleichgültig gegen weibliche Reize, noch weniger gegen die Vorzüge eines trefflichen Geistes, erglühte die Liebe in der Brust des jugendlichen Helden.

Der Geist eines Farnese, ergreift nie etwas leicht. Sinnlichkeit, von den schönen Formen ihres Körpers erweckt, hatte ihn zu diesem schönen Mädchen hingezogen, Hochachtung aber und wahre Liebe durchbebten seine

Brust, als er die edle Würde des Mädchens bewundern mußte, mit welcher sie seine Bewerbungen zurückwies, und ihn ahnen ließ, daß dem Helden vielleicht geworden wäre, was dem Prinzen versagt wurde — ihr edles Herz. Die Leidenschaft wurde glühender, je mehr Widerstand sie fand.

Der Vater, von diesen Verhältnissen sein Glück erwartend, unterstützte des Prinzen Bewerbungen, der nun täglich sobald die Nacht einbrach, nach der kleinen Wohnung des Kriegers schlich, doch immer mit bescheidener Zurückhaltung — dem sichern Merkmale reiner Liebe — sich Ignez näherte. So heimlich er aber auch diese Besuche machte, so wenige Vertraute er auch in sein Geheimniß eingeweiht hatte, entging es doch den spähenden Blicken von Philipps Spionen nicht; und eine ernste Weisung des Königs machte dem Prinzen vorsichtiger und seine Besuche seltener. Doch über Parmas Herz konnte der kalte Philipp nicht gebieten, und dieser Zwang gab der immer mehr wachsenden Neigung noch mehr Nahrung.

Unter den nähern Umgebungen des Prinzen befand sich auch ein junger Italiener aus Mantua, Federico Gianibelli, ein Mann von ausgezeichneten Talenten, welcher trotz seiner Jugend sich schon als ein trefflicher Ingenieur in dem niederländischen Kriege ausgezeichnet, und sich die Gunst des Herzogs in einem hohen Grade erworben hatte. Alles Gigantische, alles Große hatte für ihn Reiz, nur das Gefährliche war ihm willkommen. Aehnlichkeit der Charaktere, und das so häufige Zusammentreffen der Ideen hatten ihn dem Herzog nahe gebracht, hatten Gianibelli bestimmt, diesem zur Belagerung Antwerpens nach Flandern zu folgen.

Aber auch auf den geheimen Wanderungen der Liebe war er des Herzogs Begleiter und Vertrauter. Hier sah er Ignez Nunez, sah diese schöne Spanierin, wie sie nicht unempfindlich gegen die männlichen Vorzüge des Helden, mit Stolz und Würde seine Bewerbung zurückwies, sah wie sie den Drohungen ihres Vaters eben so fest widerstand, wie den Bewerbungen des liebenden Fürsten, und er konnte ihr seine Bewunderung nicht versagen. Auch Ignez fühlte sich zu dem kräftigen Manne hingezogen, und unbemerkt begegneten sich ihre Herzen.

Eines Abends, wo Gianibelli, ohne noch seine Liebe zu ahnen, in innigem traulichem Gespräch mit ihr versunken, allein neben ihr auf dem Zimmer saß, trat unvermuthet Alexander herein. Verlegen ging Gianibelli dem Herzog entgegen, während Ignez von dem Augenblick überrascht, unbedachtsam in ein Nebenzimmer entschlüpfte.

Die Blume, die Alexander Farnese liebend pflegt, steht durch ihn zu hoch für eine gemeine freche Hand! — sagte der Herzog erzürnt. — Ihr könnt gehen!

Gianibelli ging, Rache und Wuth im Herzen. Von diesem Augenblick an trat sein Verhältniß zu Ignez vor ihn. Der beleidigte Stolz erweckte die schlummernden Gefühle seines Herzens. Der Drohung des Herzogs, so wie dessen Ungnade spottend, die er von diesem Tage an beut-

lich aus allem erkennen mußte, faßte er mit mächtigem Willen den kühnen Entschluß, der Nebenbuhler Alexander Farneses zu werden. Liebe, die er jetzt erst erkannte, die er früher kaum geahnt hatte, mächtig aufgeregt von seinem Ehrgeiz, ließ ihn alles wagen.

In der Blüthe der Jugend, geschmückt mit männlicher Schönheit, ausgerüstet mit dem alles mit sich fortreißenden Feuer der kühnsten Phantasie, trat er in die Schranken neben seinen Fürsten, und bot nun offen sein Herz und seine Hand, er bot die Gluth einer reinen Liebe, einer ewigen Treue.

Auch Ignezens Busen klopfte stärker, wenn Gianibelli an ihrer Seite stand. Er war bis jetzt der einzige Mann, der sie mit sympathetischem Zauber gefesselt hatte. Mit der Gluth der ersten Liebe einten sich ihre Herzen. Dem wachsamen Auge des Vaters entging diese Neigung nicht lange, die seine Pläne, seine Hoffnungen zerstören konnte; auch Parma durchschaute das mühsam verborgene Geheimniß. Federico kannte den Herzog zu gut, er kannte seine eiserne Beharrlichkeit und fühlte nun wohl, daß er von der Zeit und den Verhältnissen nichts für seine Liebe zu erwarten habe, und nur schnelle Flucht sie retten könne.

Von ihrem Vater bestürmt, des Herzogs Macht und Leidenschaft fürchtend, von Federico unwiderstehlich fortgezogen; willigte Ignez nach kurzem Widerstand ein; sie flüchtete mit ihm nach St. Ander, von wo ein Schiff sie nach England brachte.

Die Neigung, die Gianibelli einst zum Herzog von Parma hingezogen hatte, die Liebe und Bewunderung, mit welcher er an ihm gehangen, die hohe Achtung für den gewaltigen Helden, hatte des Herzogs bittrer Hohn, hatte die Liebe in Haß verwandelt. Zur Eroberung Antwerpens durch seine Talente mitzuwirken, war Gianibelli früher durch seinen Ehrgeiz getrieben worden, jetzt trieb ihn die Rache zu Antwerpens Vertheidigung.

Der Königin Elisabeth war er als ein verdienter genialer Soldat willkommen, sie unterstützte ihn mit Geld und gab ihm ein Empfehlungs-Schreiben an den Prinzen von Oranien, welcher ihn als einen, ihm schon längst bekannten talentvollen Mann mit Freuden aufnahm. Hier machte er die Bekanntschaft des tapfern Marnix von St. Aldegonde, Bürgermeister von Antwerpen, und eilte mit diesem und seiner ihn bis zur Anbetung liebenden Gattin nach Antwerpen, mit dem festen Entschlusse, in diesem Kampfe, wie in der Liebe den Farnese zu besiegen, oder unter den Trümmern der Stadt sich zu begraben.

Mit hoher Erwartung, mit kühnem flammendem Muthe betrat er an St. Aldegondens Seite die Stadt. Fest auf die Hülfe von außen vertrauend, die ihm der Oranier zugesagt, fest vertrauend auf die seeländische Flotte, mit welcher ihm die Schelde eine freie Verbindung zu sichern schien; noch fester aber auf die Hülfquellen bauend, die ihm Muth und Genie

darboten, zweifelte er keinen Augenblick an dem glücklichen Ausgang des Kampfes.

Doch an dem Tage, an welchem Liefkenhoek, diese so bedeutende Schanze auf der Insel Doel, welche die freie Schifffahrt auf der Schelde deckte, in die Händr der Spanier gerieth, sank auch der Retter des Vaterlandes, Wilhelm von Oranien durch Meuchelmord; mit ihm die schönsten Hoffnungen der treuen Vertheidiger der Freiheit.

Auch Gianibelli fühlte nun wohl, daß das Unglück mit rächendem Arme auch in das Gebäude seiner Hoffnungen eingreifen und es zertrümmern könne. Mehr aber als alles dies verstimmte ihn der Geist von Antwerpens Bürgern, die kaufmännisch alles nur nach ihrem eignen Vortheil berechnend, nie zu großen Aufopferungen bereit waren und immer zagend, seine hohen Pläne als Chimären verwarfen.

Alexander von Parma, dem schon früher Kundschaft geworden war, daß Gianibelli von Ignez begleitet, sich zur Vertheidigung der Stadt in Antwerpen geworfen hatte, fühlte bei dieser Nachricht einen doppelten Reiz, sein Heldenwerk, die Eroberung dieses Bollwerks von Brabant und Flandern zu beginnen. Im Kriegfach fast von allen seinen Generalen Widerspruch findend, hob er sich kühn über alle Hindernisse und Gefahren hinweg, die sich seinem durchdringenden Blick bei der Belagerung Antwerpens überall zeigten, und er begann von Liebe, Rache und Ehrgeiz getrieben, das Riesenwerk mit Riesenkraft.

Da er trotz der Einnahme von Liefkenhoek seinen Zweck, die Schelde der Seeländischen und Antwerper Flotte zu verschließen, durch Telignys tapfere Vertheidigung des auf dem brabantischen Ufer des Flusses gelegenen Forts Lillo vereitelt sah, entwarf er den kühnen Plan, durch eine Brücke den Strom zu sperren. Er ließ zwischen Kallao und Ordon, da wo die Schelde eine Krümmung bildet, an beiden Ufern, die Forts Santa Maria und Sant Philipp aufführen, um die Arbeiter an der zu bauenden Brücke zu schützen. Die größten Schiffe mußten ihre Masten hergeben, die in den siebzig Fuß tiefen Fluß gerammelt wurden, um ein Pfahlwerk zu bilden, das künstlich an einander befestigt, den tobenden Fluthen und den sich heran wälzenden Eismassen widerstehen konnte. Den noch offenen Zwischenraum füllte eine Schiffbrücke aus, wozu er die Schiffe nach der Eroberung von Gent von dort herkommen ließ; hierzu mußten Schleußen geöffnet, das Land unter Wasser gesetzt und so diese Schiffe von dort her in die Schelde geführt werden.

Während nun der hohe Geist Parmas, sein Heldensinn und seine Eifersucht, diese Riesenarbeit im Angesicht Antwerpens vollführte, rastete auch Gianibellis kühner schaffender Geist nicht. Die Festungwerke wurden vermehrt, weit hinaus starke Schanzen aufgeworfen, daß keine feindliche Kugel die Ruhe der Bürger stören konnte, und alles in Vertheidigungsstand gesetzt. Aber nicht die gewöhnlichen Mittel allein, die jeder tapfere,

jeder kluge Soldat auch ergriffen haben würde, konnten Antwerpen retten; die Scheldе mußte wieder geöffnet, die Brücke zerstört werden. Wenn auch seine richtig berechneten Entwürfe, die nur von einem kühnen Geiste, gleich dem seinigen ganz beurtheilt und gefaßt werden konnten, von dem egoistischen kleinlichen Sinn der Bürger Antwerpens nicht verstanden wurden, so war doch St. Aldegondens Scharfblick zu sicher und sein Einfluß damals noch bedeutend genug, ihm wenigstens zum Theil, die Mittel zu verschaffen, seine Pläne auszuführen, und Gianibelli erhielt zwei Schiffe, jedes von 100 Tonnen, und eine Anzahl platter Fahrzeuge zu seinem Plane.

In dieser Epoche, eben als die Nachricht, daß die Brücke beendet sei, in Antwerpen eintraf, und dort alle Gemüther beunruhigte, hatte Ignez den Brief ihres Vaters erhalten, der am flandrischen Ufer zur Vertheidigung des Forts Santa Maria stand.

Aber Gianibelli, seitdem er sich in Antwerpen befand, war nicht mehr der frohe, kühne, alles mit den Schwingen der Hoffnung übersliegende Geist, der er in Spanien und England gewesen war. So viele Entwürfe, die schon im Entstehen ihr Grab gefunden hatten, so manche unausgeführte Idee, welche die Alltagmenschen, mit denen er umgeben war, nicht zu fassen vermochten, hatte ihn mürrisch und düster gestimmt, und seinen Verhältnissen zu Ignez die Herzlichkeit und das Schwärmerische genommen, das ihn so wunderbar, so innig an sie gekettet hatte. Der Ehrgeiz, wenn die Rache ihn begleitet, ist stets das Grab glücklicher Liebe. Der Myrthenkranz, womit Ignez seine Locken kränzte, als er in ihrem Herzen den Sieg über den Herzog errang, verwelkte neben dem Lorbeerkranz, den er sich über Parma's Genius zu erringen strebte. Seine Pläne, die ihn unaufhörlich beschäftigten, seine Thätigkeit, sein unersättlicher Trieb nach einem Ziel, ließ ihn Ignezens Liebkosungen nur kalt erwidern, denn der Ehrgeiz zog die Flamme seines Geistes unwiderstehlich nach diesem einen Punkte hin.

Ignez fühlte es tief. Zu stolz, dem Gatten Vorwürfe zu machen, schmolz das schmachtende Hingeben der Liebe in ihrem Busen, in stillen verschlossenen Gram, und nur in dem Busen ihrer Freundin Catharina van der Weert, Teligny's Verlobte, schüttete sie ihren Kummer laut und unverstellt aus.

Mit dem Brief von Ignezens Vater, dessen Ueberbringer überall mit der größten Sorgfalt, aber bis jetzt nur vergebens aufgesucht wurde, war in Federicos Herzen zum ersten Mal ein Zweifel an die Liebe seiner Gattin, und mit ihm die Eifersucht erwacht. Zum ersten Mal stellte ihm seine Einbildskraft den mächtigen vom Glück begünstigten Alexander von Parma, dem alle seine Unternehmungen gelangen, mit allen Mitteln, die er mit kräftiger Hand leitete, neben den armen, nur auf seinen Geist, seine Talente und seine eigne Kraft sich stützenden Gianibelli, der mühsam und

nur theilweise da die Mittel zu seinem Zweck von dem Gleichmuth und dem Stumpfsinne eines Bürgerhaufens erbetteln mußte, wo der Andere mit Herrschergewalt befahl und gewaltsam ordnete. Zum ersten Male ließ ihn seine Eitelkeit die Kluft erblicken, die das Schicksal zwischen ihm und seinem Gegner schon längst geöffnet hatte. Ihm erschien Ignezens Trauer, der stille Seufzer ihrer liebenden Brust, nur als die Sehnsucht, welche sie hinüber ins spanische Lager zog und ihr den königlichen Anbeter in Fülle der Kraft und des Glücks, sie immer noch liebend, verschönert zeigte; ihn, den nicht-Antwerpens Mauern, nicht die Wellen der stolzen Schelde erschüttern konnten, der nur von Ignezens Liebe getroffen, sein Heldenherz, seinen Heldengeist freiwillig in ihre Fesseln schlug.

Er oder ich! so rief er zornig aus, und zuckte unwillkürlich den Dolch, der nie von seiner Seite kam, als er jetzt von den vergeblichen Nachforschungen nach Hause eilte, und seine Gattin neben Catharinen traurig und niedergeschlagen am Fenster, das hinüber nach dem flandrischen Ufer, nach der Schanze St. Maria zeigte, sitzen sah. Düster trat er vor Ignez hin, sah ihr mit durchdringendem, doch nicht unfreundlichem Blick ins Auge, und sagte nach lang verhaltenem innern Kampfe:

Zieht Dich Dein Herz hinüber zu Deinem Vater — zu ihm! — so sage es mir offen, Federico Gianibelli hat Muth zu Allem, er kann das Ungeheure ertragen und dem Schicksal Trotz bieten, es erscheine ihm so gräßlich es auch wolle, nur kann er sich nicht ungestraft hintergehen lassen. Bei der heiligen Mutter, die jener Schanze dort ihren Namen leiht, schwöre ich Dir: willst Du hinüber ins feindliche Lager, so laß ich Dich ungekränkt ziehen! —

Ignez hatte sich von ihrem Sitz erhoben. Federico! sagte sie mit Würde, auch ich lernte das Ungeheure ertragen, ich verließ Vater und Vaterland und folgte der Liebe, die ich nicht so leicht opfern könnte als Du! Sie gab mir das Leben, sie auch gebe mir den Tod.

Nun denn mein edles Weib! rief Federico, sie innig umfassend, Liebe bis in den Tod, Treue auch nach dem Tode.

Stumm reichte ihm Ignez ihre Rechte. Mit einem Blick gen Himmel, die Hand auf's Herz gelegt, schwur sie Liebe im Leben, Treue auch nach dem Tode!

Nun so will ich denn an mein Werk gehen, und es freudig vollbringen! — rief er begeistert aus, weiß ich doch, der Stolze erringt Dich nie, und zög' er auch triumphirend über meine Leiche in Antwerpens Trümmer ein! Ein glühender Kuß auf Ignezens Lippen, und er verschwand.

Stumm blickten die Freundinnen sich an und sanken sich nun laut weinend in die Arme. Armes unglückliches Weib! sagte Catharine, hier hält Dich die Liebe mit Riesenkraft, dorthin zieht Dich das Vaterherz.

Hält mich hier die belohnende Liebe in ihren Rosenbanden, dann gute Catharina, dann will ich nicht murren, nicht klagen. An Ihn allein

habe ich mich gekettet! Als ich das Vaterhaus verließ, habe ich mich ihm verschworen, mit ihm will ich siegen oder fallen, Dir, Du Glückliche, lächelt die Liebe, welche die Hand des Vaters segnet. Dein Teligny, der liebreiche sanfte Mann, der in Deinem Arm nur schmachtend und sehnend Dich anschaut, und doch so wild und tapfer dem Feinde entgegen blickt, der kann Dich nur mit wohlthuender Liebe umfangen, wenn Gianibellis Liebe wie ein glühender Lava-Strom mich ergreift und mit sich fortreißt. Aber Catharina, fuhr sie feurig und schwärmerisch fort, dies eben, diese wilde Kraft, die aus seinen Augen, aus jeder Muskel ausströmt; dieser hohe Sinn, der sich verwegen kühn über die Klippen hebt, die sich ihm entgegen thürmen; dieser feste eiserne Sinn, der nur zwischen Leben und Tod, dem Höchsten oder dem Nichts, wählen kann, dies ist es, was mich nach Federicos Herzen zog, dies ist es, was mich innig an ihn ketten wird und willig den Dolchstich von seiner Hand erwarten läßt.

Nein Ignez! sagte Catharina bewegt, die sanfte Liebe nur könnte mich beglücken. Dein Federico zermalmte mich und ich verginge in seinen Armen. Mich ergreifen alle Gefühle sanft, nur sehnsuchtvoll häng' ich an Allem! Aber an dem, der mir das Leben gab, an ihm hang ich mit der höhern schwärmerischen Liebe. Nie könnt' ich Kindesliebe der Männerliebe opfern, und den verlassen, der seit meinem Entstehen, mich so liebend treu und sorgsam begleitete und schützte, um dem Mann zu folgen, der meine Sinne, mein Herz, erst seit Kurzem umstrickte. Ich liebe Teligny mit innigem Gefühl, alles, mein Leben will ich ihm freudig opfern; meinen Vater? — Nein, das könnt ich nicht!

Da stürzte Teligny ins Zimmer, heftig umfaßte er Catharinen, und drückte sie an seine klopfende Brust. Armes Mädchen! rief er im Gefühl des heftigsten Schmerzes aus, und drückte sie immer innig und inniger an sich. Gianibelli, der ihm folgte, sagte mit ernstem Ton zu Catharinen: Eure Gegenwart Fräulein, wird in Eurem Hause jetzt wohl nothwendiger sein, als in dem meinigen, laßt Euch von Teligny geleiten. Zitternd folgte Catharina ihrem Geliebten, staunend befragte Ignez ihren Gatten um das, was vorgefallen sei.

Der Bote, welcher Ignez den Brief ihres Vaters eingehändigt hatte, war ertappt und gefangen worden, man fand mehrere Briefe des Herzogs von Parma bei ihm, der mit verschiedenen Bürgern ein heimliches Verständniß unterhielt. Eigennützige Seelen, die ihren Privat-Vortheil dem Wohl des Vaterlandes vorzogen, hatte er in Menge gefunden, selbst Männer, welche das höchste Vertrauen der Bürger besaßen; und unter diesen Adrian van der Weert, Rathherr von Antwerpen. Sein Haß gegen den edlen Aldegonde und die feste Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter, hatten ihn zum Verräther an seinem Vaterlande gemacht. Ein Brief des Herzogs an ihn führte zum Verdacht, die Papiere, die man bei ihm fand, gaben Gewißheit. Er wurde festgenommen, und des tapfern

Teligny Bitten, Aldegondens edles Verwenden, selbst Gianibelli's Rath, daß man ihn nur in enger Verwahrung behalten, und ihn gegen Andre auswechseln möchte, konnten ihn vor der Rache des Pöbels nicht schützen; sein Haupt sank nach einigen Tagen unter dem Beil des Henkers.

Der nemliche Bote hatte auch im Verhör bekannt, daß er an Gianibelli's Gemahlin einen Brief gebracht. Gianibelli legte aber offen dem Rathe das ganze Verhältniß vor, zeigte den Brief der nur vom Vater zur Tochter geschrieben, ohne alle politische Tendenz war, und keinen Verdacht, weder auf ihn noch die Seinigen werfen konnte, und berief sich auf St. Aldegonden, den er sogleich von der Anwesenheit eines Spions benachrichtigt, und mit ihm gemeinschaftlich selbigen aufgesucht hätte. Doch machte dieses einen tiefen Eindruck auf Gianibelli. Er, der mit glühender Hast gegen Parma alles ergriff, was ihm schaden konnte, mußte außer sich sein, daß ein solcher Verdacht ihn hatte treffen können, und je mehr er über Ignez und Catharinens inniges Verhältniß nachdachte, je tiefer schlug der Argwohn Wurzel. Selbst Teligny, an den er sich sonst so innig, so fest angeschlossen, wurde nun von ihm kalt und gleichgiltig behandelt.

Auch aus Teligny's Brust war die Freude gewichen. Düster und traurig war das Haus seiner Geliebten, wo der Schatten des gemordeten Vaters finster durch die verödeten Gemächer schwebte. Kann Deine Hand für die blutigen Henker fechten, die meinen Vater mordeten? sagte die einst so sanfte Catharina zu ihm. Sie schloß sich still und traurend in ihr Zimmer. — Nur erst, so schrieb sie an Teligny, wann der Schatten meines gemordeten Vaters versöhnt, mich mit kühlender Ruhe umfächelt, dann nur werd' ich Dich wieder sehen, dann nur die Deinige sein. In Antwerpens düstern Mauern siehst Du mich nicht wieder.

Verzweifelnd eilte Teligny umher; willkommen war ihm der Beschluß des Raths, daß ein Mann von Einfluß hin nach Seeland zu kommen trachten müsse, um die Trägheit zu beflügeln, mit welcher dort die Flotte ausgerüstet wurde, und der die Lage Antwerpens und der Belagerer genau kenne. Er bot sich willig zu diesem Wagstück an, und verließ Antwerpen ohne Catharinen gesehen zu haben. Fest beharrte sie auf ihrem Entschluß. Hier, ließ sie ihm sagen, könne, dürfe sie ihn nicht wiedersehen.

Der tapferste Mann, der immer an der Spitze der Truppen focht, die feste Stütze von Antwerpen, hatte die Stadt verlassen. St. Aldegonde gab ihm trauernd das Geleite; ihm ahnete das Unglück, als er ihm ein schmerzliches Lebewohl sagte. — Teligny, verrathen, fiel in die Hände der Spanier, das Vaterland verlor einen seiner edelsten Vertheidiger.

Brüssel war nun auch in den Händen der Spanier; alle Zufuhr zu Lande war durch den Fall dieser Stadt nun völlig abgeschnitten, die Brücke über die Schelde gänzlich beendet, die Gefahr auf's Höchste gestiegen. Aber eben diese Gefahr, die sich wie ein Gewitter näher und immer näher heranwälzte, belebte von Neuem den Muth der Belagerten, und der ver-

einigten Provinzen. Graf Justin von Nassau rückte mit der seeländischen Flotte heran, beschoß Liefkenhoek und bemächtigte sich, nach kurzem Widerstande des Forts und der Insel, und nichts hinderte nun die seeländische Flotte, sich der Brücke zu nähern.

Auch in Antwerpen war Gianibelli's schaffender Geist in rastloser Thätigkeit. Seit ihm der Brief von Ignezens Vater gesagt, daß Parma noch für sie glühe, seitdem er gesehen, daß man die Hoffnung nicht aufgab, sie ihm zu entreißen, hatte seine Thätigkeit einen doppelten Sporn, und sein Geist erschuf ohne Rast und Ruhe neue Mittel zur Vertheidigung. Die beiden Schiffe, die ihm die Stadt gegeben hatte, zwar nicht so groß und bedeutend als er es verlangt, und von welchen er das eine: das Glück, das andere: die Hoffnung nannte, wurden nun zu Höllenmaschinen umgeschaffen. Sie wurden gewölbt, und mit Pulver und allen nur erdenklichen Mordwerkzeugen gefüllt. Mit Grabsteinen überdeckt, als ob diese noch einmal dem Tode dienen sollten, verbargen sie, die dem Aeußern nach ganz die Form der Brander bekommen hatten, ihren wahren Zweck; und die heutige Nacht war zur Ausführung dieses schrecklichen Schauspiels bestimmt. Ein tiefes Geheimniß hatte über diese Höllenwerkzeuge und über die zerstörenden Pläne seinen dichten Schleier gebreitet, und mit fester stolzer Zuversicht, des glücklichen Ausgangs gewiß, erwartete Gianibelli den sinkenden Tag. Dort! rief er nun Ignezen entgegen, da er mit ihr an's Fenster trat, und ihr das Fernrohr reichte: Dort, wo Du den dunkeln Punkt siehst, dort ist die Schanze Santa Maria! — Dort — siehst Du den dunkeln Streif, der wie ein Gürtel den breiten Strom umgibt? — Dies ist die Brücke; dort ist morgen Freiheit und Tod. Die heilige Mutter beginnt diese Nacht ihre Himmelfahrt und verläßt das Irdische!

Verhüllt in tiefen schwarzen Schleier trat Catharina herein. Es war das erste Mal, daß sie seit dem Tode ihres Vaters, seit Teligny's Abreise ihre Freundin, die sie herzlich empfing, besuchte. Gianibelli, gegen den sie sich ernst verbeugte, empfing sie kalt.

Seit wir uns nicht sahen, hub sie zu Ignez an, hat der Himmel einen düstern Wolken-Saum über mich gebreitet. Der Blitz hat gezündet und ich stehe verlassen auf den Trümmern meines gesunkenen Glücks. — Einsam bis jetzt, in mein Kämmerlein verschlossen, wage ich es heute zum ersten Mal mich dem Tempel des Höchsten zu nahen, um ihn um Fassung, Muth und Geduld zu flehen. An Deiner Seite, meine einzige Freundin, laß mich diesen ernsten Gang thun, unterstütze die Zagende mit Deiner hülfreichen Hand.

Gianibelli's Gesicht wurde finster; der hohe kühne Blick, der so eben aus seinen Augen gestrahlt hatte, wurde zum zornigen. Ihr zürnt auf mich, edler Herr? sagte Catharina, sich zu ihm wendend: Ihr seid ungerecht! Für Euch will ich Segen erflehen von der heiligen Mutter, denn Ihr habt Euch meines Vaters erbarmt, Ihr und St. Aldegonde, da Alles

ihn verließ — zürnt nicht auf die Verlassene! Komm meine Ignez, Gott möge unser frommes Gebet erhören!

So gehet mit Gott! sagte Giantbelli bewegt. Betet, daß mein Werk gelingen möge, zum Nutz und Frommen der Getreuen.

Sie wanderten nach dem Bethause, dem einzigen, welches den Katholiken noch eingeräumt war, und knieten vor dem Bilde der Gebenedeieten. Da drängte sich ein fremder Mann, der ihnen schon früher gefolgt war, an Ignez heran, steckte ihr einen Brief in den Aermel ihres Mantels und verschwand. — Gestört war die Andacht, unterbrochen ihr brünstiges Gebet. Die Ahnung stieg in ihr auf, es komme von ihrem Vater.

Mit schnellen Schritten eilte sie nach beendeter Messe in Catharinens Wohnung; hier öffnete sie den Brief, und ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen.

„Noch einmal, Ignez, zieht mich mein Vaterherz nach Dir hin, so schrieb er; noch einmal will ich es versuchen, Dich zu Deiner Pflicht und in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurück zu führen, da Du von Ketzern umringt, sicher ihre Beute wirst. O kehre zurück, komm in die Arme Deines Dich liebenden Vaters, wo die hohe mächtige Liebe, Glück, Reichthum und Ehre Deiner warten. Tritt als Gebieterin noch jetzt vor den, dessen Sclavin Du bald sein wirst, denn nur wenige Wochen und das stolze Antwerpen ist zertrümmert. Wähle Fluch oder Segen. Dort der Fluch Deines Vaters in den Armen eines Verräthers hier des Vaters Segen in den Armen des gefeierten Helden.

Hinter den Apostel Peter, der am Eingang der Kreuzkirche steht, lege Deine Antwort.

Fernando Nunez."

Liebe bis in den Tod, Treue nach dem Tode! rief Ignez aus, zerriß das Papier und warf es ins flackernde Kamin.

Sie wird Dir auch den Dolch reichen, diese Liebe, die der Vaterfluch verfolgt, sagte Catharina, gebe Gott, daß der Himmel Fernando Nunez nicht vor Antwerpens Mauern fallen läßt, während seine Tochter hier triumphirt. Vatersegen vermag zwar mein gebrochenes Herz nicht über mein Schicksal zum Himmel zu erheben, Vaterfluch aber hätte mich der Hölle geweiht.

Mein Gott! rief Ignez bei diesen Worten, wie aus einem bösen Traum erwachend, aus. Sie ergriff Feder und Papier und schrieb:

„Hütet Euch in dieser Nacht vor der Brücke und vor Santa Maria, ist Euch Euer Leben so lieb wie Eurer Ignez."

Segne Dich Gott, wenn Du ein kindliches Werk ausübtest, sagte Catharina zur hinwegeilenden Ignez, die zitternd und ängstlich nach der Kreuzkirche eilte und hinter St. Peter den Zettel verstohlen verbarg. Kaum einige Schritte wieder entfernt, gewahrte sie den Mann, der sich ihr in der Kirche genaht, und der eilig den Zettel ergriff und davon eilte.

Eine Schuld habe ich der Natur bezahlt! sprach sie, als sie in ihre Wohnung trat, gebe Gott, daß ich keine Sünde begangen habe!

Der Abend nahte. Ganz Antwerpen war in Bewegung; nur Ignez stand im düstern Zimmer einsam am Fenster, und sah in die dunkle Nacht hinaus. Da tanzte ein leuchtendes Feuer auf dem wallenden Strom, es folgten bald mehrere Flammen, die in schönster Ordnung die Schelde hinab zogen. Ruhig und majestätisch schwebten diese Feuersäulen dahin, und tausendfach gaben die Wellen des Stroms die hüpfenden Strahlen wieder. Doch bald folgten neue Flammen den ersten und diesen wieder andere. Der Fluß schien ein Feuermeer, das die dunkle Nacht erhellend, sich dem Meer entgegen wogte. Aengstlich klopfte Ignezens Herz: daß dies der Feuerwagen sei, der die heilige Jungfrau in dieser Nacht dem Himmel zuführen sollte, das ahnete sie. — Ihres Vaters graue Locken schwebten ihr in dem Wolkenstreif vorüber, der über das erhabene Schauspiel dahin zog, und sein Gebein erschien ihr im Widerschein der Flammen blutig roth. — Gianibelli trat ins Zimmer, hob die Hände empor, und rief mit schauerlicher Andacht aus: Segne mein Werk! gieb den Flammen Riesenarme, daß sie alles ergreifend, zerstören mögen; und schleudere die Grabsteine der gemordeten Bürger der Freiheit auf sein Henkerhaupt und auf das seiner Knechte. — Gieb den Wellen Kraft, sich zu erheben und sie zu verschlingen — laß mein Glück nicht sinken — und meine Hoffnung nicht untergehen. Er umarmte Ignezen stürmisch und verließ sie schnell.

Im spanischen Lager war alles in Bewegung, als die leuchtenden Schiffe daher geschwommen kamen, und jedermann eilte auf seinen angewiesenen Posten. Ueberall war der Herzog von Parma zugegen; umgeben von seinen Generalen, machte er die Anordnung zu Allem. Ein Nachtstück, das uns Gianibelli zur Belustigung giebt, sagte er lachend, als die ersten Schiffe, von einem Sturmwind zurückgetrieben, in dem schwimmenden Werke, was vor der eigentlichen Brücke lag und sie deckte, sich verwickelten und das Feuer nach und nach verlosch. Die andere Abtheilung rückte heran; aber, nun die Ordnung verlassend, verbreiteten sich die Schiffe im Gemisch durcheinander und von den Wellen hier bald dorthin geschleudert, erloschen sie. Da kam die Hoffnung ruhig und majestätisch wie eine glühende Säule, aber auch trügerisch, wie sie oft dem Menschen erscheint, daher geschwommen, doch auch sie wurde, dem Strome weichend, in das schwimmende Werk geschleudert, aber hier machte sie sich Bahn, das Werk zertrümmernd warf sie sich an die Pfahlbrücke, wo sie sich an das Viereck nach der flanderischen Seite zu, dicht vor dem Herzog von Parma anlegte. Man hielt dieses Fahrzeug gleich den andern für einen Brander. — Alles stürzte herbei, um es mit Stangen von der Brücke abzuhalten; der Herzog selbst legte Hand an, er gab durch sein Beispiel den Soldaten neuen Muth, neue Kraft. — Da stürzte Fernando Nunez sich durch die Menge drängend auf den Herzog zu und flehte ihn um aller Heiligen Willen, diesen gefähr-

lichen Ort zu verlassen; der Herzog unwillig, sich in seiner Thätigkeit gestört zu sehen, that, als bemerke er ihn nicht, da ergriff Nunez des Herzogs Arm, raunte ihm den Namen Ignez in's Ohr, und zog ihn halb mit sich fort. Sie traten in das Fort Santa Maria, ein fürchterlicher Knall erschütterte die Luft — der Herzog und das ganze Heer stürzten zu Boden.

Endlich erhebt sich dieser nach mehreren Minuten, der Erste der ganzen hingeschleuderten Armee, aus seiner Betäubung vom Boden. Er sieht sein Werk zerstört, die Brücke in Flammen — ängstlich hört man die Unglücklichen um Hülfe schreien, die verstümmelt, wild durcheinander geworfen, zerstreut da liegen. — Der Fluß bis auf seine Tiefe erschüttert, hatte in Mannhöhe sein Wasser ausgespieen. Alle Werke standen unter Wasser, und der Theil der Brücke, an welchen sich die Hoffnung gekettet hatte, war ganz zertrümmert. Gianibelli! rief der Herzog mit Ingrimm aus, da er die Arbeiten von Monden in einem Augenblick zerstört sah: Du hast mich zum zweiten Mal verwundet; aber besiegen sollst Du mich nicht, mein Geist ist nicht so schwach wie mein Herz. Mit einer Ruhe, die nur das Erbtheil der Größe ist, traf er alle nöthige Anstalten, das Feuer zu löschen und die Seeländische und Antwerper Flotte zu empfangen, denn daß diese erscheinen, und sein Werk vollends zu zerstören trachten würde, daran zweifelte er keinen Augenblick. —

Die Morgensonne stieg auf und beleuchtete nun die Trümmer des stolzen Gebäudes. Fürchterlich war der Anblick der überall herum liegenden Leichen, der verstümmelten Lebenden. Als habe ein Erdbeben die Veste der Erde gerüttelt, als habe das Meer seinen Ueberfluß zerstörend ausgeworfen, so hatten sich diese geregelten Formen zum wilden Chaos verschlungen. Doch die feindliche Flotte blieb aus, Parma sah mit Frohlocken, daß Antwerpen seine Kraft nutzlos verschwendet habe, und kaum zertrümmert, wurde das Werk von neuem angefangen. Die Hoffnung hatte für ihn nicht hoffnunglos zerstört. Das Glück war, an das andere Ufer getrieben, versunken, und hatte im Auffliegen nur wenigen Schaden gethan.

Als der Knall der Explosion in Antwerpen gehört wurde, ergriff Gianibelli die Hand seiner Gattin, drückte sie heftig und rief jauchzend! Gelobt sei Gott! Das war St. Mariens Himmelfahrt! Mein Vater! lispelte sie leise. Kuppler! murmelte Gianibelli und eilte hinunter an den Hafen, um die weitern Anordnungen zu treffen.

Schiffe wurden nun auf Kundschaft ausgeschickt, ihnen große Belohnung versprochen, wenn sie die Brücke vorbeisegeln und diese frohe Botschaft nach Fort Lillo bringen. Sie sollten dann, sobald wie sie die Brücke hinter sich hätten, Raketen aufsteigen lassen und so der Stadt Kunde geben, daß das Werk gelungen sei. Die Schiffe kehrten zurück und brachten die Trauerpost mit, daß alles noch im Stand, und die Brücke unversehrt sei. — Unmöglich! — rief Gianibelli — der Himmel ist gerecht, es kann nicht mißglückt sein, die Feigen haben nicht gewagt vorzudringen. Noch einmal

schickte St. Aldegonde Schiffe aus; sie waren furchtsam umgekehrt, ohne die Brücke erreicht zu haben.

Das Volk fing an zu murren; es wurde unruhig; es sprach von Verrätherei, die Katholischen durften sich kaum mehr auf den Straßen blicken lassen. Da nahm Gianibelli 50 Reiter, um nun selbst von der Landseite auf Kundschaft auszuziehen. Doch auch hier schien alle Hoffnung vergebens; bis nahe vor der Stadt hatte der Feind alles besetzt; ein Trupp spanischer Pikeniere kam ihnen entgegen. — Kameraden! — sagte nun Gianibelli zu den Seinen — Nachricht müssen wir haben, es koste was es wolle. Hin auf den Feind, und bekommen wir nur Einen in unsere Gewalt, so ist es genug. Sie stürzten wüthend auf die Spanier, die sich eng zusammenschlossen und mit vorgelegten Piken ruhig den Angriff erwarteten, während die Büchsenschützen ein mörderisches Feuer gaben. Doch die Niederländer drangen ein, zehn Gefangene führten sie zurück, und unter diesen den Hauptmann Fernando Nunez.

Düster sah er vor sich hin, als ein Reiter ihn plünderte und er Gianibelli erkannte, der auf ihn zuging, den plündernden Soldaten abwehrte und ihn finster grüßte. Nunez sah ihm mit verbissener Wuth fest in's Auge. Verräther! sagte er, seiner nicht mehr mächtig, daß mich Gott in Deine Hände gab, ist sein hartes Strafgericht für meine Sünden! Ohne ihm zu antworten, ritt Gianibelli nach Antwerpen zurück, ihm folgten seine Reiter und die Gefangenen.

Ich übergebe Euch den Vater meiner Gattin, sagte Gianibelli zum Bürgermeister St. Aldegonde, gönnt ihm eine ehrliche Haft, es liegt mir viel daran, daß er hier bleibe, und vergeßt nicht, daß er mein Gefangener ist. Aber so viel ich von den andern Spaniern vernommen, ist die Brücke zerstört. — Ich muß selbst hinaus, gebt mir ein Schiff, denn die Feigen haben nicht Muth, dem Farneser unter die Augen zu treten, ich muß mich selbst überzeugen und hin nach Lillo und will's Gott mit den Seeländern wieder einziehen.

Er bestieg ein Schiff und segelte ab, von Ignezens Segen begleitet, die noch nichts ahnete, daß ihr Vater in Antwerpen gefangen saß. Sein Fernrohr in der Hand, stand Gianibelli muthvoll auf dem Verdeck und schaute umher. Da, wo der Fluß sich engte, hatten die Spanier am Ufer Schanzen aufgeworfen und begrüßten ihn mit ihrem Geschütz. Doch dies hinderte ihn nicht, ruhig setzte das Schiff seine Fahrt fort, und schon konnte er deutlich die Trümmer der Brücke erblicken. Allein zu seinem großen Erstaunen, zu seinem Verdruß sah er schon alles wieder in Thätigkeit, und je näher er kam, je deutlicher sah er, daß der Herzog in dieser kurzen Frist schon wieder sein Werk so weit ausgebessert und die noch bleibende Oeffnung mit Ketten geschlossen habe, daß es dem Schiff unmöglich war, durchzukommen. Ein heftiger Kugelregen empfing ihn, als er sich dem Werke jetzt näherte, und er sah nun wohl ein, daß er seinen Vorsatz aufgeben müsse.

Er wendete sein Schiff, das Hohngelächter der Spanier hörend, und fuhr, mit getäuschter Erwartung, nach Antwerpen zurück.

Die Nacht begann, als er am Hafen ausstieg, wo alle, die ihm begegneten, still und scheu an ihm vorüber gingen. Er eilte zu St. Aldegonde, den er auf dem Rathhause fand, wo er nun dem noch versammelten Rathe seine, wenig Trost gebende Botschaft vorlegen konnte. Als er in den hohen Saal trat, fand er die ehrwürdigen Väter in ernster Berathung; er trug ihnen die wahre Lage der Dinge mit der Bitte vor, ihm die Mittel zu einem zweiten Versuche zu bewilligen.

Ihr bringt uns traurige Botschaft, sagte St. Aldegonde, Ihr allein habt Euch hierbei keines Fehlers zu zeihen, da wir alle zu wenig Vertrauen in Eure Unternehmung setzten, und den glücklichen Moment vorüber gehen ließen. Antwerpen ist Euch Dank schuldig — und es ist schmerzlich für mich, der ich stets Euer Freund war, und es treu und redlich auch noch bin, Euch sagen zu müssen, daß, statt des Dankes, den wir Euch zollen sollten, wir Euch, um des gemeinen Besten willen, tief kränken müssen.

Müssen? fragte Gianibelli düster, und weshalb? wodurch? —

Eure Gattin ist in strengen Verwahrsam gebracht?

Ignez? rief er auffahrend.

Ja! so ist es, erwiderte St. Aldegonde mit Ruhe. Wir fanden bei dem Hauptmann Fernando Nunez dieses Billet. Leset es selbst und dann urtheilt, ob nach dem, was schon früher geschehen, wir anders handeln konnten.

Gianibelli las den Zettel; es war der nemliche, den seine Gattin hinter St. Peter geworfen hatte, und legte ihn schweigend auf den Tisch.

Ueberdem, so fuhr St. Aldegonde fort, hat dieses unglückliche Schreiben sehr wahrscheinlich dem Herzog von Parma das Leben gerettet. Der Aussage der Gefangenen nach, hatte Fernando Nunez den Herzog kurz vor der Explosion fast mit Gewalt von der Brücke hinweg gezogen. Des Herzogs Dankbarkeit hat seinen Retter zum Hauptmann ernannt, ihn aber hierdurch schlecht beglückt, da bei seinem ersten Unternehmen er seine Freiheit verlor und in Eure Hände fiel.

Gianibelli stand noch, die Arme in einander geschlungen, stumm vor sich hinblickend da.

Ermannt Euch! werther Freund, sagte St. Aldegonde. Wir mußten so handeln, wir mußten sie in Verwahrsam bringen, um sie vor dem Ungestüm des Pöbels zu retten. Seid überzeugt, wir werden Eurer eingedenk sein und die Sache so glimpflich einzuleiten suchen, als möglich.

Dem Herzog hat sie das Leben gerettet? murmelte Gianibelli vor sich hin.

Wünscht Ihr sie zu sehen? fuhr St. Aldegonde freundlich fort, so wird es Euch nicht verweigert werden.

Nein! sagte Gianibelli fest und finster, nichts mehr von ihr! Handelt

wie's Euch recht dünkt. Nur gebt mir Schiffe und Pulver, noch einmal will ich dem Farneser eine Hochzeit-Fackel anzünden, wo ihm kein warnender Genius wieder erscheinen soll. Nur schnell bedarf ich der Thätigkeit, und dem gemeinen Wesen thut es Noth, daß man schnell Hülfe schaffe.

Herr Ritter! sagte Aldegonde, welcher am andern Morgen in sein Zimmer trat, der edle wahrhaft große Mann handelt nicht leidenschaftlich. Ihr scheint Eure Gattin zu verkennen, deren Fehler unsere Herzen, als menschlich und kindlich, entschuldigen, müßten wir sie auch als Richter verdammen. Wollt Ihr sie nicht sehen, ihr kein tröstendes Wort der Verzeihung sagen?

Nein! sagte Gianibelli finster. Sie gehört Euch an, ich habe keinen Theil an ihr.

Sie wünscht ihren Vater zu sprechen, erlaubt Ihr es, mein theurer Freund?

Thut, was Euch als Antwerpens erstem Bürgermeister gut dünkt, vergeßt, daß Ignez Gianibelli's Gattin ist! Meinem Gefangenen erlaube ich willig seine Tochter zu sehen. Das Schicksal hat die Getrennten wieder vereinigt, ich mag sie nicht zum zweiten Mal trennen, sie mögen ihr Schicksal vereint theilen.

Gianibelli! sagte St. Aldegonde sehr ernst. Wer weiß, wie bald unser Stündlein schlägt, und wie sehr wir dann der Verzeihung des Allbarmherzigen dort oben von Nöthen haben; darum bitte ich Euch noch einmal, vergebt Eurer Ignez, laßt den thörigen Wahn in Eurem Busen schwinden, daß sie dem Herzog zugethan sei, sie würde ihm ja nicht aus Liebe zu Euch entsagt, nicht mit Euch ihn verlassend, die Flucht ergriffen haben. Schenkt ihrem Vater die Freiheit, die der Herzog theuer zu erkaufen sich bereitwillig gefunden hat. Er will uns den tapfern Teligny zurück geben und Antwerpens Bürger werden Euern edelmüthigen Entschluß segnen.

Das Lösegeld für den spanischen Hauptmann Fernando Nunez habe ich zu bestimmen! sagte Gianibelli mit Stolz. — So lange ich athme, bleibt er in meinem Verwahrsam, diese Freude gönne ich dem Herzog nicht. Verlangt mein Blut, mein Leben, ich bin bereit es für Eure Stadt hinzugeben, meinen Gefangenen — nie!

Und wenn nun der Rath die Auslieferung befehle, wenn die Bürger es verlangten, würdet Ihr Euch widersetzen können?

Ich würde, Euer ungerechtes Beginnen verachtend, Antwerpen den Rücken wenden, und Euch Euerm Schicksal überlassen — und, fuhr er nach einer Pause fort, in welcher St. Aldegonde ihn unzufrieden anblickte, ich dächte, Ihr hättet Gianibelli kennen gelernt, daß er nichts von sich ertrotzen läßt!

Unzufrieden verließ zum ersten Male St. Aldegonde seinen Freund, in dessen Innerm feindliche Leidenschaften kämpften. Er liebte noch immer

seine Ignez und sein Stolz war wohl mehr als seine Liebe beleidigt. Er trat, als Aldegonde ihn verlassen, an das Fenster. Da stürzte athemlos Catharina van der Weert herein. Mann! rief sie aus, der in den Armen seiner Ignez die Wonne der Liebe empfand, habt Mitleid mit einer verlassenen Waise, deren Vater auf dem Schaffot starb, und deren Geliebter in den Händen der Feinde thatenlos schmachtet. Gebt für Teligny, für Eures Freundes Freiheit, den Spanier los. — Uebt mit dieser Handlung die Pflicht der Liebe, die Pflicht der Freundschaft, die Kindespflicht.

Finster blickte Gianibelli vor sich hin.

Ihr schweigt, Euer Herz ist keiner Rührung fähig, ihr sagt mir Armen kein tröstendes Wörtchen? Ihr wolltet ja Teligny in Antwerpens Mauern nicht wieder sehen, unterbrach sie Gianibelli, Ihr selbst schicktet ja den Verzweifelnden hinaus in's Verderben. —

Das that ich, ja Ihr habt Recht! — aber seit ich den Geliebten in den Händen der Spanier weiß, seit der Zeit habe ich es schwer gebüßt. Aber eben deshalb zieht es mich hin zu Euren Füßen, Euch um Teligny's Freiheit zu flehen, in Eurer Hand ruht mein Segen, meine Ruhe. Sie stürzte vor ihm nieder. Er erhob sie kalt.

Hoffet nichts von meinem Herzen, antwortete er. — Wer wie ich den Himmel verlor, der gehört der Hölle an.

Noch einmal ergriff sie seine Hand, blickte noch einmal bittend in sein Auge. Plötzlich aber, wie von einem Gedanken ergriffen, trat sie zurück und sagte: Was kann ich von dem Mann erwarten, der seine treue Gattin verstößt und sie im Kerker schmachten läßt, und keine andern Gefühle in seinem Busen kennt, als thörigen Ehrgeiz. Lebt wohl Gianibelli! Was Catharina, die sanfte, schmachtende Catharina, wie ihr sie immer zu nennen pflegtet, nicht erbitten konnte, das wird sie erringen.

Ohnmächtiges Weib! rief Gianibelli, als sie ihn verließ und er in seine Träumereien von Neuem versank. Ach für das männliche Herz ist es die drückendste Pein, wenn es mit sich nicht einig ist und gegen sich selbst zu streiten hat. Auch in Gianibelli's Herzen kämpften feindliche Gefühle, Lieb' und Eifersucht gegen einander. Seine Liebe zu Ignez glühte heiß und feurig, oft malte sie ihm seine Einbildekraft mit den lieblichsten Farben, aber schnell trat dann Parma hohnlächelnd zwischen sie, und die sehnende Liebe hatte sich wieder in Eifersucht verwandelt. Ach in den Stunden, in welchen sein Herz nur von ruhigen sanften Gefühlen durchglüht war, hätte er so gern ihre Freiheit erfleht — was sie gethan; erschien ihm nur als Kindespflicht, die Rettung des Herzogs nur als Spiel des Zufalls. — Aber war sie frei, ruhte sie schmeichelnd in seinem Arm — konnte, mußte sie dann nicht die Freiheit ihres Vaters erflehn? und konnte er dem Herzog diesen Triumph gönnen?

So dauerte dieser Kampf in seinem Innern schon mehrere Tage, in welchem endlich der Ehrgeiz siegte. Die neue Thätigkeit, mit der er sich

zu zerstreuen hoffte, war nicht hinreichend die Gefühle zu mildern, die sein Inneres zermalmten.

Ignez saß in ihrem einsamen Gewahrsam still ergeben. Ein freundliches Stübchen, das eine feste Thür verschloß, und wo eiserne Gitter die kleinen Fenster verwahrten, war die Wohnung der Gefangenen. Sie war heute durch St. Aldegonden und durch einige Rathsherren, die sich zu ihr begaben, des Briefes wegen befragt worden, und hatte alles erzählt, wie es sich zugetragen hatte, und offen hinzu gesetzt, daß es sie nicht gereue, ihre Kindespflicht hier wenigstens erfüllt zu haben; daß aber der Himmel sie zum Werkzeug gemacht habe, durch welches dem Herzog von Parma das Leben gerettet wurde, hätte in des Himmels Hand gelegen, sie habe keinen Theil daran. St. Aldegonde ersuchte sie nun, sich über die Zukunft und über ihr Schicksal zu beruhigen. Ich bedarf keines Trostes, antwortete sie, mir sagt es eine innere Stimme, ich stehe und falle mit Euch! deshalb bin ich ruhig und gefaßt auf alles, nur wünschte ich mein Gatte hätte die Ueberzeugung, daß ich unschuldig, und ihm treu sei — dies ist der einzige Schmerz, der mein Herz zerreißt. Sagt ihm dies, lieber Herr, und tröstet ihn, dem die Qualen der Eifersucht sein entzündbares Herz zerreißen müssen.

An einem Nachmittage saß sie sinnend allein, als sich die Thür öffnete und ihr Vater vor ihr stand. Sehen wir uns so wieder, Ignez? sagte er in rauhem Tone. Mein Vater! — rief sie aus und sank in seine Arme, doch er schob sie sanft von sich: Ich würde Dir fluchen, Dich verachten, wüßte ich nicht, daß Du um meinetwillen in diesem Kerker schmachtest und die Liebe zu Deinem Vater Dir die Freiheit geraubt hat. Unglückliche Thörin! Dort winkt die Freude, Du entfliehst ihr, um Dich hier, mit Ketten beladen, in die Arme eines liebelosen Buhlen zu werfen, der Dich in Deinem Kerker verschmachten läßt! — O! ich weiß alles — in den wenigen Tagen, die ich hier als Gefangener verlebte, habe ich schon die bittre Wahrheit vernommen, daß Du betrogen bist. Er, von dem es nur eines Wortes bedürfte, Dich in seine Arme zurückzuführen, er liebt Dich nicht mehr, die Rose ist entblättert, er hat sich an ihrem Geruch gesättigt und wirft sie weg.

Nein mein Vater! sagte nun Ignez, wie aus einem Traume erwacht, — daß er mich liebt, das fühle ich tief in dem Innersten meines Herzens. Von Eifersucht und gekränktem Stolz in Schlummer gewiegt, wird seine Liebe erwachen und schöner aufblühen, bis der Tod sie zerstört.

Und dort der Herzog, sagte Nunez, der Dich liebt mit der Gluth der unauslöschbaren Leidenschaft! Ich bitte Euch, schweigt von ihm, unterbrach ihn Ignez mit Würde, dem Munde des Vaters geziemen nicht solche Worte, die das Zartgefühl der Tochter verwunden müssen. Seid mir ein Bote des Friedens, mein Vater, laßt mich die lang entbehrte Wonne rein

und ungetrübt genießen, die kindliche Brust an das Vaterherz zu drücken, vergällt mir diesen so lang ersehnten Augenblick nicht.

Der rauhe Krieger, dem sonst sanfte, edle Gefühle fremd waren, widerstand jetzt der innigen Herzlichkeit des wiedergefundenen Kindes nicht, er drückte sie liebend an sein kaltes Herz und schwieg von Parma. — So vergingen mehrere Tage, während Nunez täglich seine Tochter besuchte.

Die Laute in der Hand, saß Ignez an einem stürmischen Abende am mondbeleuchteten Fenster. Der Sturm jagte die Wolken, sie flohen düster vorüber und verbargen das silberne Licht des Mondes, der nur verstohlen durch die Wolkenschleier hindurch blickend sich in ihrem thränenden Auge brach. — Das Bild meines Lebens, seufzte sie, von Wolken umdüstert floh es dahin, und nur einzelne Blicke voll unaussprechlicher Seligkeit brachen durch das Dunkel hervor und erhellten meine düstern Pfade! — Sie senkte ihren Kopf auf den Arm und sah hinauf zu dem allgütigen Vater, der jedes seiner Kinder, liebend, wenn auch oft strafend, auf dem rauhen Lebenwege zur endlichen Ruhe geleitet. Sie griff sinnend in ihre Laute und sang:

Der Sturmwind heult,
er peitschet die Wellen,
sein Fittich zertheilt
die Tobenden, Schnellen;
Er hebet sie kühn bis zum Himmel mit Macht
und stürzt sie hinunter in finstere Nacht.

Der Sturmwind schweigt,
es ruht sein Gefieder,
und Hesperus zeigt
sein Strahlenhaupt wieder;
Die Wellen wild kämpfend mit feindlichem Sinn,
sie fließen vereint nun, und friedlich dahin.

Des Menschen Herz
ist gleich diesen Wogen!
Wer kennt nicht den Schmerz,
wenn Lieb' es betrogen?
Und wenn nun das Schicksal dies wogende preßt,
wenn Hoffnung dies sehnende spottend verläßt?

Doch scheint der Stern
der Hoffnung uns wieder,
so senkt er sich gern
in Busen hernieder,
Die Sehnsucht, die Liebe, das fliehende Glück,
sie kehren nach Stürmen zur Heimath zurück.

Sie erhob sich und blickte hoffnungvoll auf; da öffnete sich die Thür, ein Vermummter trat herein, mit dem Zeichen des Schweigens ergriff er ihre Hand und winkte ihr, ihm zu folgen. Erschrocken sah sie auf, sie konnte seine Züge nicht erkennen. Er winkte ihr noch einmal freundlich,

und sie folgte bewußtlos. Durch Gänge und hohe Gewölbe, wo ein schauerliches Echo die leisen Fußtritte dumpf dröhnend wiedergab, geleitete er sie. Immer fort tappend durch die Finsterniß und Nacht gelangten sie endlich an eine kleine Pforte, die leise geöffnet sie in's Freie brachte.

Du bist frei, meine Ignez, sagte eine Stimme, die ihr von außen entgegen tönte, und zwei Arme umfaßten die noch Betäubte und drückten sie innig an sich. — Erkennst Du denn Deine Catharina nicht? sagte diese nun, und hier nicht Deinen Vater? Eilt, flieht, ehe man Euch vermißt. Sie ergriff ihre Hand, der Vater drückte die noch Zitternde an sein Herz, und so zogen sie die Betäubte mit sich fort. Stumm und ohne zu reden folgte Ignez. Plötzlich aber hielt sie an. Dort ist mein Ziel! rief sie aus, nach dem Hafen und Gianibelli's Wohnung zeigend. Dorthin geleitet mich, und dann entflieht, ehe der rächende Arm der Gerechtigkeit Euch ereilt.

Und Du willst mich noch einmal verlassen? rief Fernando knirschend vor Wuth.

Hier ist mein Himmel, dort meine Hölle! Hier Seligkeit, dort Verderben!

Elende! rief Nunez, und zog den Dolch, Du folgst mir ins Lager, oder ich durchbohre Dich!

Thut das, mein Vater — sagte sie ruhig, dann sterb' ich für ihn, und erfülle meinen Schwur: Liebe bis in den Tod!

Catharina war dem Rasenden in die Arme gefallen. Eilt! rief sie aus, ist Euch Euer, ist Euch mein Leben lieb, ich geleite Dich, Ignez. Eilt hinweg, sagte sie nun ängstlich, sich noch einmal an den Zögernden wendend, dieser Mann wird Euch begleiten, fort, damit ihr bald Antwerpens Mauern hinter Euch seht, sonst sind wir verloren. Seiner Tochter fluchend, entfernte sich Nunez schnell.

Daß Du ihm nicht folgen würdest, ahnete ich, ich war dessen selbst gewiß, sagte nun Catharina. Dort blühet für meine edle Ignez keine Blume. Die Blüthen Deiner Liebe kann nur die keusche Morgensonne entfalten, nur ihr bietet sich der geöffnete Kelch dar, um die Tautropfen einzusaugen. — Und ich — freue Dich mit mir — ich habe meinen Teligny befreit, seine Ketten habe ich mit Nunez Ketten gebrochen. Ach es gelang der Lieb' und den Freundschaft so leicht, die Riegel Eurer leichten Haft zu sprengen. Der heilige Glaube unserer Väter giebt uns den Muth, die Kraft und die Mittel zum Vollbringen jedes guten Werkes.

Sie waren indessen an Gianibelli's Wohnung gekommen. Catharina entfernte sich, und sinnend stand Ignez vor der ihr so wohlbekannten Pforte.

Noch brannte eine matte Lampe in Gianibelli's Zimmer. Trauertöne seiner Laute schwebten herab und durchbebten schauerlich ihr Herz. Gott weiß es, wie ich ihn wiederfinden werde, — sagte sie still vor sich hin, als sie mit bangem Zagen an die Thür klopfte.

Gianibelli saß auf seinem Zimmer. — Die Lampe, noch um die letzten Lebenmomente ringend, brannte nur noch düster und war dem Verscheiden nahe, nur manchmal hob sich noch eine helle Flamme aufstrebend empor, und beleuchtete sein bleiches gramvolles Gesicht. Er fühlte sich so allein, und die einzelnen Akkorde der Laute, die das Echo der gewölbten Stube leise nachtönen ließ, belebte nicht die gräßliche Oede, die ihn umgab. Da öffnete sich die Thür, leise und langsam trat sie herein. Jesus Maria! schrie der Ueberraschte: Ihr Geist! — Doch die Arme die ihn umfingen, die glühenden Lippen, die, als ob sie nimmer von ihm lassen könnten, sich auf seinen Mund preßten, der süße Ausruf — mein Federico! zeigte ihm bald, daß nicht ihr Geist, nein, daß sie es sei, seine Ignez, die er in seine Arme, an seinen Busen drückte.

Und Du folgtest Deinem Vater nicht? sagte er nun, als sie ihm die Begebenheit dieser Nacht, jedoch ohne Catharinens zu gedenken, erzählt hatte. Du flohest nicht zu diesem Parma, der Dich immer noch liebt, Du eiltest in die Arme Deines Gatten, der Dich verstoßen hatte? — O meine Ignez, die Du edler bist als ich, deren Liebe nur wie eine reine Himmelflamme, im Glück wie im Unglück, ob belohnt oder verstoßen, gleich treu und glühend lodert, verzeihe mir! Nichts soll uns trennen — Liebe bis in den Tod!

Treue auch nach dem Tode! lispelte die hochergühte Ignez. Als ob des Todes Arme sie schon jetzt ergriffen, sank sie zitternd an seinen Busen.

In Antwerpen, wo man des andern Morgens die Flucht der Gefangenen erfuhr; gerieth alles in Bewegung. Man war sehr aufgebracht auf Gianibelli, den man nun als die Ursache betrachtete, daß der tapfere Teligny nicht in ihre Mitte zurück gekehrt sei. Den versammelten Rathherren aber war die Flucht von Ignez bedenklich, und sie erstaunten nicht wenig, als Gianibelli vor sie trat und ihnen die Kunde brachte, daß Ignez wider ihren Willen aus dem Gefängniß geführt, zu ihm zurückgekehrt sei und hierdurch wohl den Beweis gegeben, daß nur die Kindesliebe sie zu dem unglücklichen Schreiben verleitet habe. Er bat den Rath, daß man sie ihrer Haft entlassen möge, was auch sonder Widerrede geschah, um so mehr, da kurz hierauf ein Schreiben des Herzogs von Parma eintraf, welches sie von Teligny's Befreiung benachrichtigte. Er hatte jedoch sein Ritterwort geben müssen, nicht für die Befreiung Antwerpens zu fechten.

Der nemliche Bote, welcher den Brief vom Herzog an den Rath brachte, hatte auch ein Schreiben Teligny's an Catharinen. Er schrieb ihr:

„Du hast geschworen, mich nicht in Antwerpens Mauern zu sehen, deshalb bin ich mit blutendem Herzen die Bedingung eingegangen, nicht für Antwerpen zu fechten, das Deinen Vater gemordet hat. Das Vaterland wird ja wohl anderwärts meines Arms bedürfen. Dahin eile ich

Teligny."

Der Herzog hatte nun seine Pfahlbrücke wieder ganz in den vorigen furchtbaren Zustand gesetzt und noch mehrere Vorkehrungen treffen lassen, um sie gegen Gianibelli's Angriffe zu schützen; Gianibelli hingegen arbeitete ohne Unterlaß an neuen Werkzeugen ihrer Zerstörung, und es wurden wieder andere Schiffe ausgerüstet. Das Zutrauen der Antwerper zu ihm, war durch den ersten glücklichen Versuch stärker als je geworden und die Hülfsmittel, die man ihm früher vorenthalten hatte, standen ihm jetzt willig zu Gebote. Bald waren neue Schiffe gleich den vorigen zum Auslauf fertig und platte Fahrzeuge zum Durchbrechen der Brücke eingerichtet, in gehörigen Stand gesetzt. Die Flotille lief aus, die Brücke wurde zum zweiten Mal gesprengt, doch konnte die seeländische Flotte, des widrigen Windes wegen, nicht erscheinen. Auch dieser Versuch lief also nutzlos ab, ein folgender mißglückte ganz, und nun rieth den Antwerpern Gianibelli selbst, auf andern Wegen ihre Rettung zu suchen.

Nur in den Armen seiner Ignez, an der er jetzt mit der höchsten Liebe hing, die ihm theurer geworden war als je, konnte er den Trost für so manche mißlungene Entwürfe, für die Tücke des Schicksals finden. Dem Tode trotzend, mischte er sich bald unter die braven Schotten, bald als gemeiner Reiter unter die Niederländer; bei jedem Ausfalle, bei dem kleinsten Gefecht war er gegenwärtig. Er kehrte immer unverwundet in die Arme seiner Gattin, aus dem Schlachtgetümmel zurück, die ihn dann mit schwärmerischer Liebe umfing. Laß uns, mein Gianibelli, die letzten Tropfen aus dem Lebenkeiche schuldlos und heiter empfangen, sagte sie dann zu dem Unruhvollen, vielleicht bald naht die Todesstunde Antwerpens, und in ihr umschwebt auch uns der Todesengel.

Der Herzog von Parma, wahrscheinlich von Ignez Gesinnungen durch ihren Vater unterrichtet, fürchtete, daß dies Heldenweib den Tod des ewig geliebten Gatten nicht überleben könne. Um sie zu retten, ließ er Gianibelli den Vorschlag thun, bei der jetzigen kritischen Lage Antwerpens frei und ungehindert mit seiner Gattin nach England, Deutschland oder wohin er wolle, zu gehen — er bot ihm selbst seine Schätze an, und versprach, für seine Sicherheit Bürgen zu stellen.

Federico antwortete dem Herzog:

Gianibelli entflieht seinem Schicksal nie. Siegreich singt er ein Te Deum auf Antwerpens befreiten Wällen, oder begräbt sich unter ihren Trümmern. So würde Alexander Farnese auch handeln, wäre er Gianibelli, der sich nicht schlechter zu sein dünkt, als jener.

Während er des Herzogs Schreiben beantwortete, stand Ignez neben ihm und sah ihn forschend an. Die Großen der Erde, sprach sie, als Gianibelli geendet hatte, sind doch eitle Thoren! sie glauben, nur in ihnen ruhe ein Heldengeist, und um diese Spanne Lebens opferten wir andern Erdenbürger alles willig. — Sieh mein Federico! mit jeder entflohenen Stunde, mit jedem nutzlos verhallten Kanonendonner, zähle ich die

Minuten meines Lebens, und schließe mit dem Schicksale ab. Deßhalb nur Muth und Vertrauen, mein Geliebter! Suche nicht den Tod, dort, wo Du Dein Leben nutzlos opfern würdest. Spare es auf, so lange es noch nützen kann, und wann einst die Spanier über die zerstörten Wälle dieser Stadt stürmend eindringen werden, dann laß uns Hand in Hand an die Bresche treten, und sie vertheidigend, vereint sterben.

Die Brücke zu zerstören und die freie Schifffahrt auf der Schelde sich dadurch zu öffnen, hatten die Antwerper nun aufgegeben. Man beschloß auf Gianibelli's Rath, den Covensteiner Damm anzugreifen, ihn zu durchstechen, und so das ganze Land unter Wasser zu setzen, und zugleich den letzten Angriff auf die Brücke zu wagen. Der Graf Hohenlohe, Admiral der Seeländischen Flotte, versprach mit allen Kräften dazu mitzuwirken.

Doch dem Scharfblick Parma's war die Wichtigkeit dieses Punktes nicht entgangen. Gleich im Anfange der Belagerung hatte er den Damm besetzt und noch während derselben ihn durch fünf vertheidigende Schanzen fester und furchtbarer gemacht; es bedurfte kräftiger Mittel und eines unerschütterlichen Heldenmuthes, dieses Bollwerk zu erobern.

Alle kleinen Dämme waren schon zerschnitten, die seeländische Flotte schwamm schon auf diesem neuerschaffenen Meere dem Covensteiner Damme entgegen und auf den morgenden Tag war der Angriff bestimmt.

Eine furchtbare Stille schwebte über Antwerpens verödeten Straßen. Ein jeder Bürger blieb am Vorabend des entscheidenden Tages im Kreise der Seinen, um wenigstens noch den letzten Moment seines Lebens in ihrer Mitte genießen zu können. Es ist ein ängstlich ergreifendes Gefühl, das sich unwillkürlich in die Brust des Menschen drängt, wenn die letzte Hoffnung in der Stunde der Entscheidung an ihm vorüber schwebt. Hallet der dumpfe Ton dieser Stunde, dann ist keine Wahl mehr zwischen dem Glück und dem Unglück; die Würfel liegen — getroffen oder gefehlt — das Schicksal steht unerschütterlich vor ihm da.

Gianibelli saß an diesem Abend neben seiner Gattin; schweigend schauten sie nach der scheidenden Sonne. Wenn morgen diese Sonne untergeht, dunkel, blutig roth, unterbrach er die Stille, dann ist Antwerpens, dann ist unser Loos entschieden, es ist die letzte Hoffnung.

Die letzte? wiederholte Ignez leise.

Ja, meine Theure, die letzte! — Ist der Sieg nicht unser, dann kriechen wir, der traurigen Schnecke gleich, zurück in unser enges Haus. Nicht mehr um den Sieg, nicht mehr um die Freiheit kämpfen wir dann, nur noch Tage, Stunden ringen wir mit dem Schicksal ab, das freie Leben zu fristen, dann naht der kühne Parma, eine Schanze fällt nach der

andern, und der Hunger lähmt die ermatteten Glieder. Morgen, meine Ignez, wenn die Sonne blutig sich erhebt, beginnt das ernste Spiel; am Abend ist es vorüber — und vielleicht verloren.

Noch graute nicht der Morgen, die goldenen Sterne funkelten noch in die dunkle Nacht hinein; da schwamm schon die Zerstörung-Flotte auf dem breiten Rücken der Schelde dahin, da kamen vier leuchtende Fahrzeuge von Lillo her, dem Covensteiner Damm entgegen. Die seeländische Flotte breitete sich längs demselben aus, und legte sich mit ihrer Hauptmacht vor die Pfahlschanze.

Zwischen ihr und der St. Georgen-Schanze wurde der Damm erstiegen, und mit bewundernswürdiger Schnelle eine Brustwehr darauf errichtet, um beide feindliche Schanzen zu trennen. Hinter dieser Brustwehr arbeiteten nun die Schanzengräber, den Damm zu durchstechen. Die Wichtigkeit des Unternehmens, welche der Geringste der Arbeiter erkannte, gab ihnen doppelte Kraft. Auch die Antwerper Flotte, begann nun den Angriff von der andern Seite, und die Truppen aus der Stadt unterstützten die tapfern Seeländer, die unerschütterlich standen, und die wiederholten Angriffe der Spanier heldenmüthig abschlugen.

Trunken von dem ersten glücklichen Erfolg, hoffte man schon alles überwunden zu haben, und fing an die Ladung der Seeländischen Schiffe in Antwerpner zu bringen, wodurch die kostbare Zeit verloren ging. Die Arbeit am Damm wurde nun nicht mehr mit voriger Thätigkeit betrieben und die Thatkraft erlahmte gänzlich, als der Graf Hohenlohe und St. Aldegonde in ein beladenes Schiff stiegen und gerade in dem entscheidenden Augenblicke nach Antwerpen fuhren, um dort den Triumph ihrer thörigen Eitelkeit zu feiern.

Unter Glockengeläute und Kanonendonner fuhren sie in den Hafen ein, wo Gianibelli mit einem kleinen Haufen getreuer Schotten noch stand, und die Nachricht von der Unternehmung gegen die Brücke ungeduldig erwartete.

Die Todtenglocke hallet Euch Unglücklichen entgegen und diese Kanonenschüsse sind die letzten Seufzer des sterbenden Antwerpens! sagte Gianibelli zu dem Bürgermeister und dem Admiral. Hier ist Eure Gegenwart unnütz, dort ist Eure Abwesenheit schädlich. Kommt, ihr Trenen, sagte er, sich mit seinen Gefährten einschiffend, hin zum Kampf; dort sind wir noth.

Parma stand unterdessen mit der Ruhe eines Helden auf seiner Brücke und ordnete Alles zum Empfang der heranschwimmenden Zerstörungwerkzeuge an. Er hatte die Vorkehrungen getroffen, daß die Brücke an mehreren Orten geöffnet werden konnte, um die andringenden

Schiffe durchzulassen. Mit der höchsten Anstrengung sein Leben tausendmal Preis gebend, gelang es dem Helden, auch diese Unternehmung gefahrlos verschwinden zu sehen. Nun eilte er mit mehrern hundert spanischen Pikeniern dem Damm zu Hülfe, und kam noch eben zur rechten Zeit, ehe alles verloren war. Die Pfahlschanze, durch das Geschütz der Flotte ruinirt, war ihrem Einsturz nahe, der tapfere Gamboa, ihr Vertheidiger, lag verwundet, die meisten Soldaten waren todt, während sich hingegen die Macht der Niederländer von Stunde zu Stunde mehrte. Da sammelte der Herzog alle die Truppen, die er aus den Schanzen ziehen konnte, an ihre Spitze sich stellend, rückte er vor, und hob durch seine Gegenwart den gesunkenen Muth der Seinen.

Hinter der aufgeworfenen Brustwehr, zwischen der Pfahl- und St. Georgen-Schanze focht der Kern der niederländischen Truppen — die Freiheit des Vaterlandes galt es hier auf diesem entscheidenden Punkte, hier zu siegen oder zu sterben, war ihr Entschluß. — Da landete Gianibelli mit seinem Häufchen in dem nemlichen Augenblick, in welchem der Herzog von Parma die zurückgeschlagenen Spanier ordnend zu einem neuen Angriff anführte.

Das waltende Schicksal führte die Helden gegen einander — Mann gegen Mann, Schild gegen Schild fochten sie. — Ignez! — rief Gianibelli und führte einen furchtbaren Streich auf des Herzogs Helm. — Die Pike eines Spaniers traf ihn und warf ihn zu Boden. Um ihren Führer kämpften die Niederländer und Schotten, sie deckten ihn mit ihren Schilden und trugen ihn gerettet zurück auf das Schiff.

Mit Gianibelli sank der Muth der Seinen. Italiener und Spanier wetteiferten nun um die Ehre, wer von ihnen der Erste auf der Brustwehr sei. Sie war erstiegen; Antwerpens letzte Hoffnung sank mit den Treuen, die bei ihrer Vertheidigung fielen. — Der Tag nahte seinem blutigen, seinem unglücklichen Ende.

Schwer verwundet lag Gianibelli nach mehrerer Zeit auf seinem Lager, seine treue Ignez saß mit ruhigem Blick neben ihm und hielt seine bleiche Rechte. St. Aldegonde, ein Schreiben in der Hand, trat ein. Mein theurer Freund! so sprach er, wäre es möglich, in dieser Zeit des Unglücks eine tröstende Botschaft zu bringen, so könnte ich es vielleicht jetzt. Der Herzog von Parma, der so eben die Stadt aufgefordert hat, sich zu ergeben, fügte diesen offenen Brief an Euch bei; er erlaubt Euch in demselben, da ihr doch für die Wohlfahrt der Stadt nichts mehr nützen könntet, Euch von hier wegzubegeben, um Eure Wunden an einem ruhigen Orte heilen zu lassen. Ihr könnt Euch, nah oder fern, mit Eurer Gattin hin begeben, wohin ihr wollt; der Herzog gibt Euch sein fürstliches Wort, daß

Euch Beide nichts trennen, nichts Euch lästig fallen solle. Er erbietet sich sogar, Geißeln für Eure Sicherheit zu stellen. Erfüllet seine Wünsche, der Feind naht — der friedliche Bürger ist in seiner Wohnung nicht mehr vor dem Wurfgeschütz des Feindes sicher. — Ihr bedürft der Ruhe, entfernt muß es Euch wohler sein, als hier, wo ihr doch nach kurzer Frist in die Hände des Siegers fallen würdet, der Euch jetzt frei und ungehindert will ziehen lassen.

Gleich' ich Dir auch an Muth, Alexander Farnese! rief der Verwundete gerührt aus, so übertrifft Du mich doch an Edelmuth und Glück. Laßt den Herzog in meinem Namen wissen, fuhr er mit matter Stimme fort, daß ich ihm danke, daß aber Gianibelli und sein Weib mit Antwerpen stehen und fallen, und unbesiegt in's Land der Freiheit eingehen wollen. Er sank ermattet zurück.

Und ihr, edle Frau? sagte nun St. Aldegonde, sich zu Ignez wendend. Ich theile das Loos des Gatten, entgegnete sie mit Würde — sei es rosig oder purpurn, ich siege oder sterbe mit ihm!

Edles Opfer! sprach der ehrwürdige St. Aldegonde, der Himmel breite seine schützenden Arme um Euch und um unsere Stadt.

Doch nicht lange, so wüthete der Hunger immer fürchterlicher in dem unglücklichen Antwerpen, der Feind schloß es immer enger und enger ein. — Jeder, selbst der Kühnste verzweifelte an Rettung, das Volk murrte, der Hunger bedrohte sie mehr noch, als das Schwert des Feindes, und entmuthigte die Menge.

In dieser Zeit überlegte eben der versammelte Rath sorgsam, ob es nicht besser sei, unter leidlichen Bedingungen die Stadt zu übergeben, als das Aeußerste abzuwarten, da öffneten sich die Thüren des Saals, von seinen getreuen Schotten getragen, erschien Gianibelli auf seinem Ruhebette liegend, in der Versammlung der Väter der Stadt.

Der Sterbende, so sprach er mit matter Stimme: erscheint noch einmal unter Euch, um Euch zu warnen! Ihr habt seinen Rath so oft als Thorheit verworfen — Befolgt ihn wenigstens jetzt — Oeffnet Eure Thore dem Spanier nicht; vertheidigt Eure Stadt von Straße zu Straße, von Haus zu Haus; denkt an Alba und seine Schandsäule, aus Euern Kanonen gegossen, denkt an das Blutgerüste, auf dem die Edelsten des Volkes durch das Beil des Henkers fielen. — Noch lebt Philipp, und Parma ist nur sein sclavisches Werkzeug, wie es Alba war. Edler ist es, wenn ihr als Helden unter den Trümmern Eurer Stadt Euch begrabt, als daß Ihr auf dem Blutgerüste durch Henkers Hand endet. — Weihet Euch lieber einem ehrlichen Reitertod! —

Das ist mein letztes Wort an Euch, dies das letzte Mal, daß ich in diesen hohen Hallen erscheine, wo ich so oft in der Blüthe des Lebens an der Hand der Hoffnung eintrat. Er schwieg und winkte seinen Begleitern, daß sie ihn entfernen möchten.

Düster vor sich hinblickend, saßen die Räthe in stillem Schweigen da, als Gianibelli den Saal verlassen hatte.

Ja, meine Freunde! nahm endlich St. Aldegonde, sich ermannend das Wort: Ich fühle in mir den Muth, für das Vaterland zu sterben! Lieber den Tod als das spanische Joch! — denkt Ihr wie ich, so wagen wir noch einen Versuch! — Doch die Stimme des Pöbels, der in den Saal drang, unterbrach seine kräftige Rede. Die Stadt zu übergeben verlangten sie ungestüm, sie, die der Hunger bis zur Verzweiflung getrieben hatte, so daß selbst der edle St. Aldegonde ihrer Wuth nachgeben mußte.

An dem Schweigen des Geschützes, und der dumpfen Stille, die in Antwerpen herrschte, ahnete Gianibelli auf seinem Lager, was vorging. Die Muthlosen unterwerfen sich! sagte er am Abend zu Ignez, und Ihr, Catharina, verschweigt es uns? Weine nicht, gutes Mädchen, sagte er zu dieser, die ihre Thränen nicht länger verbergen konnte: Bald ist es vorüber — der Lebenstraum hat geendet, wenn die neue Morgenröthe erscheint. Ignez küßte seine blassen Lippen und mit verklärter Heiterkeit nickte sie ihm bejahend. Catharina, die seit seiner Verwundung Ignez nicht verlassen hatte, eilte nach Hause um Erkundigungen einzuziehen.

Die Ahnung Gianibelli's war gegründet, — Antwerpen hatte sich dem Herzog von Parma unterworfen, — die aufgehende Sonne durfte nicht die Stadt der freien Bürger bescheinen.

Nach einem langen erquickenden Schlummer erwachte Gianibelli am Morgen des unglücklichen Tages. Da schallten die Trommeln, da bliesen die Pfeifer das spanische Lied. Sie nahen, rief er, ich kenne diese Töne, sie haben mir so oft zum blutigen Tanze aufgespielt. Doch Parma, sagte er ernst: Deinen Triumph will ich nicht zieren, Gianibelli fällt nicht lebend in die Hand seines Feindes. — Er riß den Verband von seinen Wunden — Ignez hinderte ihn nicht — erschrocken bedeckte Catharina ihr Gesicht.

Liebe bis in den Tod! sagte er sterbend, diesen Schwur hast Du treulich gehalten, meine Ignez — Treue auch nach dem Tode! — Er sank nieder und verschied.

Fernando Nunez geleitete den Herzog nach Gianibelli's Wohnung — Versöhnt will ich ihn noch einmal sehn, den tapfern Feind, der mich wohl tief kränkte, doch ihm vergeben, und Ignez beruhigen, sprach der edle Fürst. Und hat ihn der Todesengel abgerufen, dann mag sie in ein Kloster gehen, dort ihr Gelübde erfüllen und treu möge sie ihm sein auch nach dem Tode.

Die Thür öffnete ſich, der Herzog und Nunez traten herein. Da erhob ſich Ignez von dem Lager des verblichenen Gatten, langſam und feierlich. — Nicht näher! — rief ſie ihnen entgegen. Er iſt Euerm Triumph entgangen — Sein Glück verſank, ſeine Hoffnung flog auf — Ihr habt beide nichts mehr von ihm zu fürchten. —

Der Herzog wollte ſich ihr nahen. — Zwiſchen mir und Euch liegt Dieſer im Leben wie im Tode. — Wir haben nichts mit einander gemein! — Die Liebe hat mich begleitet bis an ſein Grab. — Die Treue geleite mich hinüber zu ihm, dem ich folge. — Sie ſank von ihrem Dolch durchbohrt auf den Geliebten nieder.

Möge mich einſt, wenn meine Stunde ſchlägt, ein ſolch treues Herz hinüber geleiten zu Gottes Thron, ſagte Parma, und ohne ſich der Heiligen zu nahen, verließ er ſchweigend das Zimmer. Nunez fühlte zum erſten Mal im Leben, daß der Schmerz des Vaterherzens der tiefſte von allen ſei.

Catharina ſchmückte ihre todte Freundin. Ein Sarg ſchloß, ihrem letzten Wunſche nach, beider Gebeine. — Liebe bis in den Tod, Treue auch nach dem Tode, war die Inſchrift, die der edle Alexander auf ihr Grabmal ſetzen ließ, das er mit verſöhnenden Thränen benetzte. — Die Zeit hat dies Denkmal der treuen Liebe zerſtört. Lange aber ſtand noch ein Kreuz auf der Stelle des Covenſteiner Dammes, wo Gianibelli verwundet fiel.

Marie von Lancaster.

Am Strande des Meeres, welches ein brausender Nordwind über die Dünen bei Boulogne trieb, gingen drei junge Männer schweigend auf und ab, und sahen zuweilen durch die Fernröhre hinüber nach den Küsten Englands. Das Meer ging hoch, die Möven flogen kreischend längs dem sandigen Ufer, und über Englands Küsten thürmte sich ein Gewitter auf, während die Sonne Frankreichs Gefilde gar freundlich beschien.

Seht, gnädiger Herr! begann der Eine, sich ehrfurchtvoll zu dem Jüngsten unter ihnen wendend: von England her naht das Unwetter und droht Frankreichs Sonne zu verdüstern.

Anna von Montmorency, erwiderte Franz, der junge Herzog von Valois, das Ungewitter kommt nicht heran, und wenn die Wolken sich zusammenzögen, so geschähe es sicher nur, um die Flotte zu zerstören, die bei diesem günstigen Winde schon muß ausgelaufen sein.

Ich sehe in der Ferne Schiffe, rief Philipp von Chabot, der andere Jugendfreund des jungen Fürsten: seht nur, gnädiger Herr, sie nahen mit vollen Segeln.

Der Herzog schaute durch das Fernrohr. Sie mögen kommen! sagte er heiter. Gegen das Schicksal kann ich nur kämpfen, wie der Schiffer gegen den Sturm, muthig, unverzagt und nie das Steuer aus der Hand lassend. Soll ich den Thron Frankreichs nicht besteigen, so soll wenigstens der künftige Beherrscher von königlichem Geblüte sein; dafür wird die Herzogin von Angoulesme, meine edle Mutter, sorgen, und auch ich!

Montmorency und Chabot unterbrachen die zuletzt heftig gesprochenen Worte des Herzogs nicht und sahen nur übers Meer nach der Englischen Flotte, welche die mit König Ludwig XII. verlobte Schwester Heinrichs VIII., die Prinzessin Marie von Lancaster, zum feierlichen Beilager nach Frankreich brachte.

Wohl mußte Franz von Valois die Ankunft der jugendlichen Braut, zu deren Empfang ihn der König nach Boulogne gesendet hatte, nicht gleichgültig sein. Die junge Gemahlin konnte ihm leicht die schönste Königskrone Europa's, die er bis jetzt schon sicher auf seinem Haupte geglaubt, rauben. Anna von Bretagne, die erst vor Kurzem verstorbene Königin, hatte keine Söhne, nur zwei Töchter hinterlassen, wovon die

älteste, Claudia, des Herzogs Gemahlin, und er selbst der nächste muthmaßliche Thronerbe war. Diese neue Vermählung des Königs konnte das ganze Gebäude seiner Hoffnungen zertrümmern. Ludwig, erst 52 Jahre alt, war zwar kränklich, an Gicht leidend, und gegen den Rath seiner Aerzte zu dieser neuen Vermählung geschritten: doch mußte der junge ehrgeizige Fürst so Manches befürchten, so manche unvorhergesehene Fälle konnten eintreten, daß wohl jedes andere Herz bei dem Anblick der sich immer mehr nahenden Flotte gebebt hätte, nur nicht das Herz des muthigen Franz von Angouleme.

Meine Freunde! rief er jetzt, seht! die Wolken zertheilen sich und verdunkeln nicht meine Sonne. Die Fürstin, die uns naht, soll schön, soll die reizendste Prinzessin Europa's sein. Wohlan, wir werden sie sehen. Kommt, wir wollen uns zum Empfange der königlichen Braut, welche das Gerücht als das Vollkommenste der Erde geschildert, schmücken, und, ist sie die Schönste der Schönen, ihr huldigen, wie es der Schönheit gebührt!

Gnädiger Herr! warnte Chabot, laßt Euch nicht von dieser Zauberin, die aller Männer Herzen fesseln soll, verlocken! Grabt nicht Euer eigenes Grab!

Sorge nicht, Chabot; seit ich Françoise von Chateaubriant sah, bleibt mein Herz jedem fremden Eindruck verschlossen, versicherte der junge Fürst; aber beide zweifelten, daß er wahr gesprochen; sie kannten seinen Wankelmuth, und schienen die Ankunft der jungen Fürstin mehr noch zu fürchten, als ihr Gebieter selbst.

Die Flotte landete, Kanonendonner begrüßte die mit vollen Segeln Nahende. Der Herzog von Valois, in seinem Gefolge die Herzöge Alençon und Vendome und eine bedeutende Zahl des Französischen Adels, erwarteten am Hafen, prachtvoll gekleidet, die königliche Braut, welche jedoch erst, nachdem ihre ganze Begleitung ausgeschifft und geordnet war, in einer auf's Reichste gezierten Barke, von ihren Frauen, den Herzogen von Norfolk und Suffolk, und dem Marquis von Dorset begleitet, sich dem Lande nahte.

Die Engländer zeigen uns viel Glanz, sagte Franz von Angouleme, beim Anblick des ausgeschifften Kriegvolks und der reich geschmückten königlichen Diener; darin wollen wir sie wohl übertreffen; aber täuscht mich mein Auge nicht, so ist jene Göttergestalt, die mit so viel Grazie an dem Mast der Barke lehnt, Marie von England. — Ja, bei Gott! sie muß es sein! und sie scheint mir unübertreffbar!

Gnädiger Herr! raunte ihm Chabot zu. Gedenkt Eures Vorsatzes!

Aber, nur den Blick nach der Prinzessin gerichtet, hörte der junge Fürst nicht auf die Warnung des Freundes, und als die Barke am Ufer

hielt, eilte er, alle Etikette vergeſſend, ſeiner künftigen Gebieterin entgegen, ſie über die in möglichſter Eile von der Barke an das Ufer geſchlagene Brücke zu führen. Der Herzog von Vendome hielt ihn jedoch zurück, und überdies hatte ſchon der Herzog von Suffolk der Prinzeſſin die Hand gereicht, ſie an den Strand ihrer künftigen Heimath zu geleiten.

Ehrfurchtvoll beugten Franz von Valois und die Franzöſiſchen Großen ihre Kniee vor der Verlobten ihres Königs, und mit Allem, was die Galanterie damaliger Zeit nur Verbindliches und Ehrerbietiges ſagen konnte, empfing ſie der junge Fürſt, der ſein Auge nicht von dem Himmelantlitz Mariens wenden, und kaum die kurze Bewillkommungrede beendigen konnte.

Ich danke Euch, Herr Herzog, erwiderte die Prinzeſſin mit Anmuth in Stimme und Geberde, daß ſelbſt der ernſte Vendome davon entzückt war; und als ſie ſich nach manchem läſtigen Ceremoniel auf den bereit ſtehenden Zelter ſchwang, und neben dem zwanzigjährigen Herzog von Valois ritt, jauchzten alle Stimmen ihr entgegen, und jedes Auge ſah mit Bewunderung auf die Fürſtin, welche mit ſo vielem Anſtand und Grazie ihr Roß lenkte und die jubelnde Menge ſo freundlich und herablaſſend begrüßte.

In der für ſie beſtimmten Wohnung angelangt, dankte ſie noch einmal dem Herzog und den Franzöſiſchen Großen für ihre Bemühung, und zog ſich dann in ihr Gemach zurück.

Niemand folgte ihr dahin, als die jugendliche Anna von Boleyn, welche ſie als Hoffräulein begleitete, und Emmy Glifford, ihre treue Dienerin, die ſchon ſeit der Kindheit der Prinzeſſin um ſie geweſen war. Beide hatten die Erlaubniß, auch in Frankreich um die Perſon ihrer Gebieterin bleiben zu dürfen.

Nun wären wir hier, ſagte die muntre kaum funfzehnjährige Anna, dieſe herrliche Dianengeſtalt; nun ſtänden wir auf Franzöſiſchem Boden, dieſem Lande der Galanterie, deſſen königliche Krone Eure goldenen Locken ſchmücken ſoll.

Und mich drücken wird, unterbrach ſie die Fürſtin ſchnell.

Königin zu ſein, iſt doch zu ſchön, um nicht jedes Opfer, das man bringen muß, leicht zu machen, fuhr Anna Boleyn fort.

Marie ſeufzte tief. Ich glaubte nicht, daß es mir ſo ſchwer werden würde, Anna, ſagte ſie; aber je näher dem Ziele, deſto banger klopft mir das Herz. Es war grauſam von meinem Bruder: ihn meinem Gefolge beizugeben und zum Geſandten zu ernennen.

Das war vielleicht gut von Eurem königlichen Bruder, ſagte Emmy, die bisher keinen Theil an dem Geſpräch genommen hatte. Die Politik und Euer Ehrgeiz verlangten das Opfer, die Liebe des Bruders gab Euch den Troſt in Euren Kerker —

Emmy! drohte die Fürſtin; die treue Dienerin ſchwieg.

Wäre der König, Euer künftiger Gemahl, dem jungen Herzoge von Valois gleich, unterbrach jetzt Anna von Boleyn die eingetretene Stille — so könntet Ihr Euch nicht beklagen; aber freilich soll der König alt, schwächlich, vom Podagra geplagt —

Aber herzlich gut und ein edler Mann sein, fiel ihr die Fürstin in die Rede, dem ein königliches Gemüth die Achtung, ein väterliches Herz die Liebe aller seiner Unterthanen erworben hat, und dem ich sein Wohlwollen für mich nicht mit Undank lohnen werde.

Emmy seufzte bei diesen Worten tief, dann sagte sie leise, doch so, daß die Prinzessin es mußte gehört haben: Armer Charles!

Schweig, Unke! rief Anna unwillig, wecke es nicht, was mir so viel Mühe kostete, in Schlaf zu bringen; störe mit Deinem Seufzen und Klagen die Freude nicht, welche uns am Hof zu Paris erwartet, und rufe die kaum getrockneten Thränen nicht wieder in den Augen unserer Gebieterin hervor! Hin ist hin; wer kann den Glanz einer Krone stets mit der Liebe zugleich erringen! Nur der Kranz von Rosen, nicht das Diadem, giebt dem Herzen die Wonne; strebt man nach dem Einen, muß man dem Andern entsagen.

Hat denn der Schimmerglanz einer Krone so viel Reiz für Euch, Fräulein? fragte die ernste Emmy, während Marie an das Fenster trat.

Kennst Du etwas Herrlicheres, Emmy, als Diadem und Purpur? erwiderte Anna. Kennst Du etwas Lockenderes, als den Glanz, der Alles um sich her verdunkelt, so nenne es mir!

Treue, beglückte Liebe! erwiderte Emmy.

Du Arme! sagte Anna mit Theilnahme, da hat Dir der Himmel viel versagt, wenn Du beglückte Liebe in Deinem Alter noch für das Höchste in der Welt rechnest.

Berührt diese Seite nicht, Fräulein! unterbrach sie Emmy. Ihr wißt, Ihr thut mir dann wehe, ohne es zu wollen. Euch hat der Himmel noch mehr versagt, als mir, fuhr sie fort; denn, was Ihr für das Höchste haltet, ist Euch doch unerreichbar.

Unerreichbar? rief Anna, wandte sich jedoch schnell zu der Prinzessin, kniete vor ihr nieder und küßte ihre schönen Hände. Nicht so ernst, Marie von Lancaster! nicht diese düstern Gedanken, bat sie; es thut Eurer Anna wehe, Euch so zu sehn. Frankreich ist das Land der Freude; Freude muß aus den Augen seiner Königin strahlen, und die Thränen, die ich in den Euren schwimmen sehe, laßt in unserm düstern nebelbedeckten England zurück.

Heiteres Wesen, sagte die Prinzessin, sich zu ihr niederbeugend, um sie aufzuheben, Dich hat das Schicksal noch nicht zum Kampf gefordert; Dein Herz war nur dem Vergnügen, nicht der Liebe offen.

Anna erröthete.

Wie? fuhr die Prinzessin fort, sollte ich mich geirrt, solltest Du ein

Geheimniß vor mir haben? Steh' mir Rede, flatternde Sylphide! Was trieb den Purpur auf Deine Wangen?

Nur auf meine Wangen den Purpur? sagte Anna zerstreut und wurde nachdenkend.

Da geht er vorüber! raunte Emmy in diesem Augenblick der Prinzessin leise zu, welche schnell die Sinnende verließ, und hinunter auf die Straße blickte, wo der Herzog von Suffolk vorüber ging.

Er blickt nicht auf nach mir! sagte die Prinzessin traurig.

Sollte, durfte er das, wenn er Euch wahrhaft liebt? fragte Emmy unmuthig.

Ich glaub', ich hoff' es, unterbrach Anna das Gespräch.

Von wem sprecht Ihr? fragte Emmy verwundert, da es ihr schien, als nähme Anna keinen Theil an ihrem Gespräch.

Das Fräulein erröthete, schwieg, und verließ das Zimmer.

Kleide mich aus, sprach die Prinzessin; ich bin ermüdet, mein Körper und mein Geist bedürfen der Ruhe. Emmy begann ihr Amt, und während sie mit ihrer Gebieterin beschäftigt war, suchte sie durch allerlei Gespräche diese zu zerstreuen. Der König, Euer Bruder, muß Euch unaussprechlich lieben, sagte sie; dessen bin ich jetzt mehr überzeugt, als je.

Wie meinst Du das? fragte Marie zerstreut.

Er entfernt Alles von sich, was ihm lieb und theuer ist; er trennt sich von Suffolk, trennt sich —

Von wem noch? fragte die Prinzessin gespannt.

Von Anna Boleyn, fuhr Emmy fort. Das arme Mädchen dauert mich; sie ist so brav, ihr Herz so gut und sanft, nur ihr Sinn so hochstrebend, ich fürchte —

Fürchte nichts, Emmy, unterbrach sie die Prinzessin; eben dieser stolze Sinn wird ihr Schutz sein.

Schützt er immer? fragte die treue furchtlose Dienerin. Schützt er Euch vor der Sehnsucht? verwahrt er Euer Herz, wenn Suffolk an Euch vorüber geht, und vermag er die Unruhe zu beschwichtigen, die Euch in seiner Nähe ergreift? Prinzessin, sagte sie mit Wärme, Ihr habt nicht recht an dem edlen Manne, nicht recht an Frankreichs König gehandelt. Von dem Reiz, eine Krone zu tragen, verlockt, nahmt Ihr den freundlichen Kranz aus Eurem Haar und opfertet ihn dem Ehrgeiz. Die Töchter der Könige Englands waren bisher die glücklichsten Fürstinnen der Welt; sie wählten sich den Gatten im Kreise der Edlen ihres Landes, und wenn die Prinzessinnen anderer Staaten von der Politik in fremde Lande geführt wurden, folgten sie nur ihrem Herzen. Um Euch warb, was England und Irland Edles und Schönes aufzuweisen hatte; Ihr bliebet kalt, sahet in den Vasallen Eures Bruders nur seine Diener, bis Charles Brandon, ein geringer Edelmann, der Jugendgespiele des Königs, Euch Stand, Hoheit, und den Stolz der Lancaster vergessen lehrte, und er, durch die Gunst

seines Königs von Stufe zu Stufe, bis zu einem Herzoge von Suffolk gehoben, Eurem Herzen so theuer ward, daß Emmy sich freute, die Gluth der reinen heiligen Liebe in dem königlichen Herzen ihrer Marie entflammt zu sehen.

Ich Thörin träumte damals von einem andern Glück, fuhr sie fort, obgleich ihre Gebieterin mit ihren Gedanken abwesend schien, sah Euch als Gattin des Edelsten aller Britten durchs Leben wandeln, sah Marie von Lancaster an der Hand des Mannes, dem die Güter des letzten Erben des Hauses York zu Theil wurden, und während sich mein treues Herz an dieser schönen Aussicht ergötzte, zerstört Ihr selbst Euer Glück. Frankreichs hinfälliger Monarch wirbt um Eure Hand; da lockt Euch die Krone, lockt das schöne, freundliche Frankreich Euern leichten stolzen Sinn, und Charles Brandon ist geopfert. Nein, Marie, und kösten Eure Thränen in Strömen, wie sie sich jetzt nur als Thautropfen hervordrängen, ich müßte es Euch am Morgen, wie am Abend zurufen! Ihr thatet Unrecht! Könnte ich es Euch selbst in dem Augenblicke noch zurufen, wo der Erzbischof die Krone auf Euer Haupt setzt, ich thät' es!

Die Prinzessin hatte zu diesem Allem geschwiegen, Emmy's Worte hatten ihr wehe gethan; doch konnte sie ihr, die ihr stets mehr eine mütterliche Freundin, als Dienerin gewesen war, nicht zürnen. Auch fühlte sie wohl, daß Emmy recht, Anne's leichter, hochstrebender Sinn sich ihr mitgetheilt und sie den Mann getäuscht habe, an dessen Hand allein sie einst das Glück des Lebens zu finden gehofft hatte. Emmy! sagte sie endlich, der Schritt ist geschehn; ich kann nicht mehr zurück, wenn ich auch wollte. Ich muß vergessen, was einst war, und deshalb finde ich es von dem Könige, meinem Bruder, so grausam, daß er Suffolk zu meinem Begleiter und zu seinem Gesandten in Frankreich ernannte. Glaubt er mir dadurch Ersatz für so Manches zu geben, was ich hier vermissen muß, so irrt er. War ich auch meiner ersten Liebe nicht treu, werd' ich es doch meiner Ehre und meiner Pflicht sein.

Emmy, fuhr sie nach ernstem Nachdenken fort, nur heute bin ich noch frei, bin Marie von Lancaster, morgen die Königin Frankreichs. Heute ist es noch kein Verbrechen, der vergangenen glücklichen Zeit ein Lebewohl zu sagen; morgen ist sogar die Rückerinnerung verpönt. Rufe, fuhr sie erröthend fort, rufe mir Suffolk; es ist nöthig, daß ich ihn spreche, daß ich ihm mein Herz offen zeige und ihm jede, jede Hoffnung nehme.

Emmy schüttelte mißbilligend den Kopf. Was ihr ihm sagen könntet, Prinzessin, hat ihm sein edler Sinn längst gesagt; er nährt keine Hoffnung mehr; es könnte ja nur eine strafbare sein. Was soll er hier, wo Ihr von hundert Lauschern umgeben seid? Wollt Ihr seine Wunden aufreißen? Wollt Ihr mit einem kalten oder mit einem Liebeswort Euch von ihm trennen? Beides wäre Unrecht. Laßt ihn fern von Euch.

Ich muß ihn sprechen, unterbrach sie die Prinzessin mit jenem

bestimmten Tone, der in ihr mehr aus Eigensinn, als aus Festigkeit des Charakters entsprang, und welchen Emmy als unwiderruflich kannte. Geh, sag' ihm, wenn Alles ruht, solle er kommen. Ordne mit gewohnter Vorsicht das Nöthige und sorge dann, daß uns niemand stört; selbst vor Anna Boleyn muß diese Zusammenkunft verborgen bleiben.

Emmy ging mit schwerem Herzen, die Befehle ihrer Gebieterin zu vollziehen, die indessen sich zu dieser Unterredung vorbereitend, ein kleines Kästchen hervorsuchte, und es auf den Tisch vor sich hin stellte. Lange war sie schon im Zimmer auf und ab gegangen, das Kästchen stand noch unberührt, und man sah, daß es ihr schwer wurde, es zu öffnen. So muß ich mich denn von dem Letzten trennen, was mir aus jener Zeit noch geblieben ist, sagte sie nun wehmüthig; darf ich auch dies nicht mit hinüber nehmen, daß es mich nur zuweilen an jene Tage der frohen Jugend erinnere? Muß denn eine Königin Alles zurück lassen, was einst dem Herzen werth war und ihr Wonne schuf? Reicht das Diadem Ersatz für alle die hingeopferten Freuden, für alle die Träume einer blumengeschmückten Jugend?

Sie nahm ein kleines in Perlen gefaßtes Gemälde aus dem Kästchen, und ihr Auge ruhte lange darauf. Auch Dich muß ich opfern, Charles, auch Dich! sagte sie bewegt; nicht einmal Dein Bild darf ich mit mir nehmen! Aus meinen Händen, wie aus meinem Herzen muß ich es verbannen, und alle die süßen Liebesworte, die Deine Briefe mir zuriefen, alle die kleinen, werthlosen Pfänder, mir einst so bedeutsam — Alle soll ich hingeben! und wofür? — Diese Rose, sagte sie, eine verwelkte an ihre Lippen drückend, soll mich in meine Oede begleiten, sie, die mir das zarte Geständniß Deiner Liebe aussprach, sie will ich nicht von mir lassen, und von allen den seligen, nun entschwundenen Augenblicken soll sie mir die süßesten zurückzaubern, als sei sie Merlin's Stab! — Sie allein soll mir bleiben!

Noch einmal durchflog sie die heiligen Pfänder beglückter Liebe; Wonne und Schmerz durchschauerten ihre Brust, und: Alles, Alles hin! ausrufend, sank sie traurig auf den Lehnstuhl zurück, schloß die Augen, und überließ sich der Erinnerung.

Da störte sie nach lang durchträumten Stunden Emmy's leiser Tritt. Sie bebte. Ob er auch kommen wird? fragte sie sich, und als die Thüre sich öffnete, sie Emmy allein eintreten sah, rief sie schmerzvoll: Er kommt nicht!

Meine Gebieterin, meine geliebte Gebieterin! begann Emmy; noch ist es Zeit, die Folgen Eures rasch gesprochenen Wortes zu vernichten. Suffolk wartet draußen auf Eure Befehle; er selbst fühlt, welche wichtige Folgen Euer unbedachter Wunsch haben kann; er durfte, er konnte zwar nicht widerstreben, aber er gehorcht nur ungern. Erlaubt, daß er sich entfernen kann.

Kam er ungern, so mag er zurückkehren! erwiderte die Prinzessin stolz. Wer mir nicht mit Freuden naht, bleibe mir fern!

Marie, zürnte die Glifford, versteht Ihr Suffolk so wenig? Mißkennt Ihr seine zarte Fürsorge für Euch? — Tretet ein, Charles Brandon! rief sie, die Thüre öffnend: die Königin von Frankreich befiehlt es.

Der Herzog von Suffolk trat ein. Emmy wollte das Zimmer verlassen, die Prinzessin befahl ihr, zu bleiben.

Ihr seid, wie mir Emmy gesagt, für mich besorgt, Suffolk, und habt deshalb gezaudert, zu mir zu kommen? begann die Prinzessin, noch aufgeregt.

Ja, Hoheit! erwiderte der Herzog. Euer Glück, darf ich es auch nicht mit Euch theilen, ist mir doch das Theuerste der Erde; deshalb fürchtete ich —

Gab Euch mein früheres Betragen Ursache, für mich zu bangen? oder glaubt Ihr, Marie von Lancaster würde auf Französischem Boden ihre Würde weniger zu behaupten wissen, als auf dem ihrer Heimath? Ihr irrt!

Für Euch fürchte ich nicht, Hoheit! erwiderte Suffolk, nicht für Euer stolzes Herz, auch nicht für mich, aber vor den tausend Augen, die Euch bewachen, zagte ich. Doch weshalb, Hoheit, habt Ihr befohlen, daß ich zu dieser ungewöhnlichen Zeit vor Euch erscheinen soll? fragte er nun, sich vor ihr neigend.

Suffolk, sagte die Prinzessin schmerzvoll, das könnt Ihr noch fragen?

Wie kann ich ahnen, was die künftige Beherrscherin Frankreichs mir in dieser unpassenden Stunde zu sagen hat? erwiderte er ernst.

Diese Zurechtweisung schien den Stolz der Prinzessin beleidigt zu haben. In den letzten Stunden, sagte sie mit erzwungener Kälte, in welchen ich noch meine eigene Herrin bin, glaubte ich es der Vergangenheit schuldig zu sein, ihr ein freundliches, wenn auch schmerzvolles Lebewohl zu sagen. Meiner Pflicht Genüge zu leisten, muß ich Alles von mir losreißen, was mir einst theuer war, und es nicht mehr sein darf, und muß mich selbst von Dem trennen, was mir das Liebste im Leben war — und es noch ist, setzte sie leise hinzu. Sie ergriff das vor ihr stehende Kästchen und sagte mit zitternder Stimme: Herzog von Suffolk! nehmt aus der Hand der verlobten Königin, was Charles Brandon in glücklichen Tagen Marien von Lancaster gab; nehmt es zurück, und — der Stolz war gebrochen, die Thräne rann — und nehmt die Ueberzeugung, daß ich mit traurigem Herzen diese schwere Pflicht übe und mich von diesem Bilde, wie von Euch, nur schmerzlich trenne.

Sie reichte ihm das Kästchen, drückte flüchtig das Bild an ihre Lippen, und benetzte den Krystall, der es deckte, mit ihren Thränen. Perlen sollen Thränen bedeuten, sprach sie dann. Warum ließet Ihr es auch mit Perlen einfassen, Brandon? Mit Freudenthränen nahm ich es von Euch; Ihr seht, mit Schmerzenthränen geb' ich es Euch zurück!

Als der Herzog das Kästchen in seiner Hand hielt, und mit ihm sein

finsteres, unwiderrufliches Geschick, überwältigte auch den ernsten, festen Mann ein wehmüthiges Gefühl. Sein Blick traf Mariens Blick, der schmerzvoll an dem seinigen hing, und obgleich ihr Mund schwieg, war doch ihr Auge beredt.

Hoheit! sagte er bewegt. Weshalb Ihr mich rufen ließet, ahnete ich. Er setzte bei diesen Worten das Kästchen auf den Tisch, warf den Mantel zurück, nahm aus seinem Gürtel eine gestickte Tasche und reichte sie der Prinzessin. Hier Eure Briefe, und hier, sagte er, mit Heftigkeit ein Bildniß, das an goldener Kette hing, aus seiner Brust hervorziehend, hier Euer Bild, was Euch an jenem Abend vorstellt, als Ihr Euch, auf meine Bitte in dieser ungewöhnlichen, Euch so herrlich kleidenden Tracht zu dem Masken-Feste schmückend, diese goldene Kette an Eurem Hals befestigtet, und mir dann diesen Ring, den ich Euch hiermit zurückgebe, mit bedeutungsvollen Worten reichtet.

Die Prinzessin nahm Kette und Bild, und die Tasche mit den Briefen; den Ring aber nahm sie nicht. Suffolk, sprach sie, die Worte, welche ich damals in dem Palast zu Greenwich Euch sagte, haben auch heute ihre Bedeutung nicht verloren. Ich versicherte Euch an jenem Tage, dieser Ring sei das Zeichen meiner unwandelbaren Liebe; nur mit meiner Hand würde ich ihn wieder eintauschen. Meine Hand, fuhr sie zögernd fort, ist Euch nicht geworden; deshalb muß Euch der Ring noch bleiben. Behaltet ihn, so wie ich diese verwelkte Rose Euch nicht zurückgebe. Beide mögen uns, es gehe uns wohl oder übel, eine freundliche Erinnerung an jene Tage der Hoffnung sein! Und nun lebet wohl, Suffolk! Dies das letzte Mal, daß ich Euch allein sehe! Ich stehe am Scheidewege, auch von Euch muß geschieden sein! Sie reichte ihm die Hand zum Kusse.

Der Herzog hatte sie ergriffen und drückte sie unwillkürlich an sein Herz. Auf dem Throne Frankreichs, rief er, oder in dem Palaste des heimathlichen Englands, werdet Ihr allein die Königin meines Herzens sein. Auch fern von Euch, Marie, bleibt Ihr mir nahe — und so lebet wohl! Die Wunde, welche Ihr mir schluget, brennt, aber sehe ich in Euer Auge, werden die Schmerzen zur süßen Pein. Lebt wohl!

Marie Lancaster reicht Euch den Scheidekuß, sprach die Prinzessin und sank an seine vom Gefühl überwältigte Brust. Sanft drückte er seine Lippen auf ihre glühende Stirn und preßte die Erröthende an sein klopfendes Herz, als es an der äußern Thüre des Kabinets, anfangs leise, dann immer heftiger klopfte. Die Liebenden fuhren erschrocken auf, Emmy versteckte schnell die Tasche mit den Briefen, rief, indem sie nach dem Kabinet eilte, Suffolk leise zu, hin in das zweite Zimmer zu Anna Boleyn zu eilen, und ging nach der Thür, an welche geklopft wurde.

Auf die Frage, wer noch so spät Einlaß begehre, erwiderte die Herzogin von Norfolk, Oberhofmeisterin der jungen Fürstin, daß sie es in Begleitung der Herzogin von Angouleme sei, die in Auftrag König

Ludwigs noch mit der Prinzessin zu sprechen wünsche. Nach einigem absichtlichen Zögern öffnete Emmy endlich die Thür.

Die beiden Damen traten ein. Die Prinzessin empfing sie mit Fassung, und nachdem die Herzogin von Angouleme, welche so eben von Abbeville gekommen, der Prinzessin vorgestellt war, überreichte sie ihr ein Schreiben des Königs, bat wegen der späten Störung um Verzeihung, und machte sie mit der Anordnung zu dem morgenden Tage bekannt, wo sie ihrem Sohne, dem Herzog von Valois, feierlich übergeben werden sollte.

Während die Prinzessin das Schreiben des Königs las, hatte Louise von Angouleme Zeit die Fürstin, welche ihr so viel Furcht einflößte, und vielleicht das ganze Gebäude ihrer lange genährten Hoffnungen zerstörte, aufmerksam zu betrachten. Diese schöne, jugendliche Gestalt, dieses Gesicht voll Liebreiz und Jugendfrische, dieses reizende Weib sollte ihre künftige Gebieterin werden, sollte vielleicht Frankreich seinen künftigen Beherrscher geben, der ihren Sohn von dem Throne verdrängte. Freundlich waren die Blicke nicht, mit welchen sie die junge Fürstin betrachtete, denn auf Louisens herrschsüchtiges Gemüth machten die Reize Mariens nur wenig Eindruck; überdies schien noch Manches ihr Inneres zu beunruhigen; ihr Auge schweifte, etwas suchend, mißtrauisch im Zimmer umher, und verweilte endlich auf dem Bilde der Prinzessin, das, von Emmy nicht hinweggenommen, noch auf dem Tische lag.

Als Marie den Brief des Königs gelesen und einige artige Worte über seinen Inhalt gesagt hatte, ergriff die gewandte Herzogin von Angouleme die Gelegenheit, sich dem Tische zu nähern, und das Bild zu betrachten. Dies sind Eure Züge, Hoheit, sagte sie mit Bedeutung, dies Euer, wahrlich zum Sprechen, getroffenes Bild. Unter diesem ungewöhnlichen Kopfputz von himmelblauem Sammt müssen Eure blonden Locken lieblich herabgerollt sein, von denen ich eine hinter diesem Krystall zu erblicken glaube. Wäre dies reizende Bild nicht in so schlichter Einfassung, diese Kette nicht so schmucklos und einfach, so sollte ich fast glauben, es wäre für den König, meinen Herrn, bestimmt, und dann würde ich Euch bitten, mir zu erlauben, es ihm noch in dieser Nacht zusenden zu dürfen.

Wem anders könnte die Prinzessin wohl ihr Bild bestimmen, als ihrem königlichen Gemahl? nahm die Herzogin von Norfolk, nicht ohne Verlegenheit, das Wort.

Ihr habt recht, sagte Marie von Lancaster mit Fassung; ich hatte es für meinen Herrn und König bestimmt. Diese Kette, an der es hängt, trug ich selbst, wie es Euch das Bild zeigt; ich glaubte, sie könnte deshalb wohl Werth, auch für den König haben, und da er der Juwelen nicht bedarf, schmeichelte ich mir, daß ihm mein Bild, auch ohne Einfassung von Diamanten theuer sein könnte. Da Ihr aber, Herzogin, die Ihr den König, meinen künftigen Gemahl, genauer kennen müßt, als ich, davon

zu zweifeln scheint, fuhr sie fort, das Bild zurücknehmend, so würde es von mir anmaßend sein, es zu seiner Bestimmung gelangen zu lassen. Dies sagend, wollte sie das Portrait weglegen; doch die Herzogin von Angoulême bat so dringend, die alte Herzogin von Norfolk führte so wichtige Gründe an, daß die Prinzessin genöthigt wurde, ihr das Bild zu geben, welches man noch in dieser Nacht, von dem Herzen des Geliebten in die Hände des künftigen Gatten kommen sollte.

Während die junge Fürstin sich von dem theuren Pfand ihrer ersten Liebe trennen mußte, und mit Gewandheit und Fassung ihre Verlegenheit und ihren Unmuth verbarg, war der Herzog von Suffolk in nicht geringer Verlegenheit. Eilig, aber leise, war er durch das anstoßende Zimmer nach dem Gemache Anna Boleyn's geeilt, hatte vorsichtig die Thüre geöffnet, und ohne daß die Schlafende erwacht war, stand er in ihrem, von einem Nachtlichte sparsam erhellten, Zimmer, wo die reizende Anna, vielleicht eben von süßen, ahnungvollen Träumen umgaukelt, auf ihrem Lager schlummerte.

Suffolk befand sich in einer peinvollen Lage. Obgleich seine Verhältnisse zu der Prinzessin, Anna nicht unbekannt waren, so wußte er doch, daß es Marien nicht gleichgültig sein würde, wenn das Fräulein diese ungewöhnliche nächtliche Zusammenkunft erführe; auch fürchtete er Anna's Erwachen, die vielleicht nicht Fassung genug haben konnte, um, in dem ersten Augenblicke wenigstens, mit Ruhe seine Gegenwart zu dulden. Er schlich deshalb, ohne nur nach der Schlummernden zu blicken, leise auf die andere Seite des Zimmers. Hier saß er eine geraume Zeit, über sein Schicksal nachdenkend, und sah in der Zukunft nirgends einen Sonnenblick, überall nur trübe sich aufthürmende Wolken; zu gleicher Zeit ergriff ihn, wegen des so späten Klopfens an die Thüre der Prinzessin, Unruhe und Sorge; auch verwebte sich das Schicksal Anna's in die düstern Bilder seiner Phantasie. Dies liebliche Mädchen, von einem regellosen Ehrgeiz getrieben, dauerte ihn. Eine flüchtige Aufmerksamkeit seines Königs hatte in ihr Wünsche und Hoffnungen erregt, und Suffolk, für die Leidenschaft seines Herrn und für Anna bangend, hatte die Prinzessin vermocht, sie vom Hofe ihres Bruders zu entfernen und mit sich nach Frankreich zu nehmen. An diese Verhältnisse denkend, trat er unwillkürlich zu ihrem Lager, wo er den Vorhang zurückgeschlagen fand. Hier sah er, bei dem Scheine der Lampe das liebliche Mädchen sanft entschlummert. Die dunkelblonden Locken quollen unter dem Nachthäubchen, sich über die blendendweiße Stirn vollend, üppig hervor; die seelenvollen Augen waren zwar geschlossen, aber der Liebreiz, der um ihren Mund spielte, lockte so zauberisch, als es der Blick nur hätte thun können; freundlich und züchtig lag

sie da, so daß nur das Engelsköpfchen aus der weißwollenen Decke hervorblickte, und wer sie so von einem freundlichen Traum umgaukelt lächeln sah, der mußte glauben, einen schlafenden Engel vor sich zu sehen.

Du bist wahrlich schön, holdes Mädchen! sagte Suffolk leise für sich, sie mit Vergnügen betrachtend, wohl werth; daß das Herz meines königlichen Freundes für Dich schlägt. Aber Fürstenliebe macht nur selten glücklich! Darum wehe Dir! — Ach, hätte er ahnen können, daß dieser Engelkopf, der hier in sanfter Ruhe vor ihm lag, dereinst blutend vom Block herabrollen, und der Tod die schönen Augen, welche jetzt der Schlummer schloß, auf dem Blutgerüste für ewig schließen würde, er hätte den Kummer des eigenen Herzens vergessen und nur der Unglücklichen gedacht, die jetzt bei einem Geräusch, das er, ohne es zu wollen, machte, die Augen aufschlug.

Mit einem lauten Schrei hüllte sie sich noch tiefer in die schützende Decke. Was wollt Ihr hier, Suffolk? rief die Zürnende heftig. Ziemt es einem edlen Manne, so in das Schlafgemach einer Dame zu dringen?

Um Alles, was Euch heilig ist, Fräulein, schweigt! bat Suffolk. Nicht Eure Ehre, die Ehre der Prinzessin ist gefährdet; mich führte ein unglücklicher Zufall wider meinen Willen hierher; verhaltet Euch ruhig, ich bitte, ich beschwöre Euch!

Was kann Euch hierher führen, wovor Ihr nicht zu erröthen hättet? unterbrach ihn Anna Boleyn. Entfernt Euch, denn keinen Augenblick länger dulde ich Euch in meiner Nähe.

Anna! erwiderte Suffolk mit Würde, daß ich an Eurem Lager stehe, darüber erröthe ich wahrlich nicht; saß ich doch dort auf dem Sessel schon eine geraume Zeit, ohne mein Auge nach Euch gewendet zu haben. Ich habe mich aus dem Zimmer Eurer Gebieterin hierher geflüchtet, und so müßt Ihr mich nun schon die Nacht beherbergen.

Nimmermehr! rief die immer noch Zürnende.

Und ich bleibe dennoch! sagte der Herzog mit Ruhe, ging auf die andere Seite des Zimmers, setzte sich dort und sprach weiter kein Wort. Auch Anna schwieg; nur zuweilen hörte er noch ihr Schluchzen. Ihr Stolz, ihre Eitelkeit war gekränkt; sie, der Heinrichs Thron nur ein würdiger Platz für die Huldigung ihrer Schönheit zu sein schien, hielt sich durch Suffolk's Gegenwart erniedrigt, und doch hielt sie Pflicht und Liebe zu ihrer Gebieterin von jedem unbedachten Schritte ab.

In dieser peinlichen Stimmung blieb sie wohl länger, als eine Stunde, ehe Emmy eintrat, und durch ihre Gegenwart das Drückende ihrer Lage für den Augenblick milderte; aber die Nachricht, welche sie brachte, wäre vermögend gewesen, ein noch stolzeres Gemüth, als das Anna Boleyn's verzweifeln zu lassen. Die Herzogin von Norfolk hatte erklärt, die Prinzessin während dieser Nacht nicht verlassen zu wollen, hatte ihr Bett neben dem ihrigen aufzuschlagen befohlen, und wich nicht von ihrer Seite. Was

die sonst so Nachgiebige zu diesem Starrsinn bewogen, konnte selbst die schlaue Emmy nicht ergründen. Da nun Anna's Gemach keinen weitern Ausgang hatte, als den, welcher durch das Schlafzimmer der Prinzessin führte, so mußte Suffolk hier bis am Morgen verweilen, und Anna Boleyn sich in Geduld fügen.

Sie kleidete sich mit Emmy's Hülfe, während Suffolk in die Nacht hinaus sah, schnell an, und stand auf. Da es nun einmal nicht anders sein kann, als Euch zu beherbergen, sagte sie halb scherzend, halb weinend, so bitte ich wenigstens Emmy, sobald es ihr erlaubt sein wird, wieder zurück zu kehren, und uns Gesellschaft zu leisten; Emmy versprach es, als sie sich entfernte. — Aber wenn ein junges lebenfrohes Mädchen in nächtlicher Stille einem schönen jungen Manne gegenüber sitzt, bleibt selten Mund und Herz verschlossen, sollte auch nur die Langeweile sie öffnen. So erging es auch Anna; nach und nach leitete sie ein leises Gespräch ein, das allmälig auf die Heimath, auf London, und den König führte; dann Suffolk's Verhältniß zu der Prinzessin berührte, und als dieser ihr im Unmuthe Vorwürfe machte, daß sie Mariens Herz verleitet habe, das Glück der Liebe mit einer Krone zu vertauschen, gestand sie ihm offen, daß die Rache sie dazu vermocht, indem sie wohl gewußt, wie sehr er bemüht gewesen sei, die Blicke des Königs von ihr abzuziehen.

Und könnt Ihr mich deßhalb hassen? unterbrach sie Suffolk; müßt Ihr mir nicht danken, Euch von einem Abgrund gerissen zu haben?

Nein! erwiderte Anna Boleyn bestimmt.

Suffolk erstaunte. Haltet Ihr das Glück, welches Cäcilie Latimer vielleicht mit ihrem Leben und sicher mit ihrer Ehre zahlte, für so groß, daß Ihr auch diese dafür opfern wolltet.

Suffolk, erwiderte Anna mit stolzem Lächeln, Ihr kennt mich wenig; solch Opfer bring' ich nicht. Nur die Krone im Haar ruht Anna Boleyn in Heinrichs Arm! — Ihr staunt? — schüttelt zweifelnd Euer Haupt? Hat Euch Marie von Lancaster nicht bewiesen, daß Frauentugend höher in unserm Herzen steht, als Frauenliebe? Berichtet Eurem König, was ich Euch eben gesagt, und er wird weniger darüber staunen, als Ihr.

Was seht Ihr so mitleidvoll auf mich, Suffolk? fragte sie nach kurzem Schweigen. Bin ich deshalb zu beklagen, weil mich dieser edle Stolz vor der Schwäche meines Herzens bewahrt? — Was ist es, das Euer Mitleid für mich erregt? Dieser theilnehmende Blick ist mir an Euch fremd.

Laßt uns davon schweigen, erwiderte Suffolk; überlaßt Euer Schicksal der Zeit, meine Theilnahme vermag nichts daran zu ändern.

Redet, ich bitte Euch, sagte Anna; hab' ich Euch auch nie geliebt, hat doch Euer edles Handeln Euch stets meine Achtung erworben. Sagt mir offen was Ihr für mich fürchtet.

Anna erwiderte Suffolk; Heinrichs Geliebte zu sein, ist ein glücklicheres Loos, als das Loos seiner Gattin den Thron mit ihm zu theilen.

würdig schilderte und Marie von Lancaster überall als ein Muster der Frauen erschien, so hatte er sich wohl gehütet, dem König, seinem Herrn, etwas davon zu berichten. Als er jedoch bei seiner Rückkehr nach Frankreich die bedenklichen Gesundheitsumstände des Königs vernahm, so trieb ihn die Pflicht gegen sein Vaterland und seinen künftigen Monarchen, dessen Mutter, der Gräfin von Angouleme, dies Gerücht nicht zu verschweigen, damit sie für jeden Fall Vorkehrungen treffen könne. Diese Nachricht, welche die Gräfin auf ihrem Wege nach Bolougne erhielt, hatte sie vermocht, bei ihrer Ankunft die Schritte Suffolk's und der Prinzessin bewachen zu lassen, und als sie noch spät am Abend erfuhr, der Herzog sei in der Dunkelheit ausgegangen und noch nicht wieder zurückgekehrt, ging sie, unter dem Vorwand, der Prinzessin den Brief des Königs zu überreichen, noch spät zu ihr, und einige hierbei absichtlich hingeworfene Worte, bestimmten die Herzogin von Norfolk, die Prinzessin nicht zu verlassen.

Auch beunruhigte sie ihr Sohn. Durch eine holde Frauengestalt leicht entzündet, flatterhaft in der Liebe, schien ihm jede Schönheit eine würdige Eroberung zu sein, und obgleich der Französische Hof damals noch den strengen Grundsätzen folgte, welche Anna von Bretagne dort eingeführt hatte, und noch nicht so sittlich verdorben war, wie späterhin unter der Regierung der Valois, so war man doch schon zu sehr gewöhnt, bei dem leisesten Verdacht das Schlimmste zu glauben, und die Gräfin von Angouleme war am wenigsten geeignet, eine Herzensverbindung, wie zwischen der Königin und Suffolk, für rein und fleckenlos zu halten. Auch zitterte sie für das Glück ihres Sohnes, und hatte ihn schon am Morgen gewarnt, als er mit Gluth ihr die Reize Mariens von Lancaster geschildert, und obgleich er diese Warnung schon am Abend vergessen zu haben schien, so war ihm doch die Furcht vor Suffolk geblieben, von dessen Verhältnisse zu der Prinzessin seine Mutter ihn gleichfalls unterrichtet hatte. Hier mahnte ihn die Krone Frankreichs zur Vorsicht; Eifersucht und Liebe stählte sie noch mehr, und diese Mahnung war ihm treuer geblieben, als die der Mutter.

So verging der festliche Tag, mit dem wohl Alle zufrieden gewesen waren, nur Suffolk nicht, dem auch nicht ein verstohlener Liebesblick der Prinzessin geworden. Zwar war sie ihm einige Male, als er sich ihr genaht, entgegen gekommen, hatte huldreich, jedoch immer gleichgültig, mit ihm gesprochen, und ihre innern Gefühle so streng zu verbergen gewußt, daß selbst Suffolk im Zweifel blieb, ob Klugheit ihr dies Betragen vorschriebe, oder ob der Taumel der Eitelkeit ihn vergessen ließ. Er trat mit schmerzlichem Gefühl in seine Wohnung und bedurfte seiner ganzen Festigkeit und seines Vertrauens auf ihr Herz, um nicht zu verzweifeln; denn mußte er auch jede Hoffnung aufgeben, und wollte er selbst keine mehr nähren, so war ihm doch der Gedanke, von ihr vergessen zu sein, schmerzhaft und unerträglich.

Marie kehrte zufriedner in ihr Gemach zurück, wo sich auch heute die Herzogin von Norfolk nicht von ihr trennte. Anna Boleyn, obgleich von manchem lockenden Bilde umgaukelt, schlief ruhiger, als gestern, nur Charles Brandon floh auch heute der Schlaf.

Der feierliche Einzug in Abbeville war vorüber, der Erzbischof von Lyon hatte den Segen über das königliche Brautpaar gesprochen, und die junge Königin saß mit ihrem Gemahle allein am erhabenen Tische, unter einem karmoisinsammetnen, mit silbernen Lilien durchwirkten Baldachin, und speis'te. Der Herzog von Valois bediente den König, seine Gemahlin die Königin, und die Großen Frankreichs und Englands standen in einiger Entfernung um das königliche Paar; Ludwig XII., von der Anmuth seiner Gemahlin entzückt, vergaß Gicht und Schmerzen, und hatte nur Augen für sie, die sich allein mit ihm zu beschäftigen schien und nur zuweilen einige freundliche Worte der sie bedienenden Herzogin von Valois sagte. Aber die Heiterkeit, welche auf ihrem Antlitze schwebte, war nicht in ihrem Herzen. In dem Augenblicke, wo sie sich am Ziele ihrer Wünsche sah, wo ihr die Huldigung zweier Königreiche wurde, traf ihr freudetrunkener Blick die ernste Gestalt Suffolk's; der in dem Kreise der Höflinge in tiefen Gedanken versunken, den düstern Blick unverwandt auf den Boden geheftet, finster dastand. Ihn hatte Mariens Bild, dies ihm einst so theure Pfand ihrer Liebe, das er jetzt an der Brust des Königs erblickte, niedergeschmettert.

Sein Anblick rührte die Königin, es schmerzte sie, den Geliebten leiden zu sehen; ihre Seele, ihr Herz war nur bei ihm, und unwillkürlich entschlüpfte ihrer Brust ein tiefer Seufzer, welcher, so wie der nach Suffolk gerichtete Blick, dem Herzog von Valois nicht entging.

Auch der König schien zu bemerken, daß eine trübe Stimmung sie ergriffen hatte, und fragte theilnehmend, ob sie vielleicht von der Ceremonie angegriffen, und ihr nicht wohl sei, hob die Tafel früher auf, als gewöhnlich, und erlaubte ihr, sich in ihre Gemächer zurückzuziehen. Da, als sie beim Abtreten die Umstehenden freundlich grüßte, beglückte ein Blick den Herzog von Suffolk, ein Blick, flüchtig, aber auch sicher treffend, wie der leicht gefiederte Pfeil, und versüßte ihm die Bitterkeit dieses verhängnißvollen, schmerzlichen Tages.

Als die Königin am Abend, sich umzukleiden, in ihr Kabinet trat, Alles von sich entfernte und nur Anna Boleyn und ihre treue Glifford um sie geblieben waren, sank sie bitterlich weinend, an Anna's Brust. Ich habe mich getäuscht! rief sie aus: ich habe ihn und mich unglücklich gemacht; unter dem Thronhimmel, wo ich mit meinem Gemahle saß, lastete die Schuld schwer auf mir, und die Wonne, welche ich fühlte, als

die edelsten Männer und Frauen Englands und Frankreichs huldigend vor mir standen, konnte nicht den stummen Vorwurf beschwichtigen, der aus seinem trüben Blicke klagend mir zurief: Du hast mich geopfert! — Anna, was wir uns in stillen Abendstunden so lieblich träumten, alle die Herrlichkeiten einer Krone, war Täuschung! Unter dem Purpur schlägt das Herz so warm, so glühend dem liebenden Herzen entgegen, als unter dem Mantel von Seide oder Hermelin, und die Krone drückt mit ihrer Last von Diamanten nicht die Erinnerung nieder, die immer mahnend, mit ewig neuem Gefieder aus jener Jugendwelt uns entgegen schwebt. Nur Du hattest recht, meine gute Emmy; Du warntest, wenn jene mich lockte —

Es ist geschehen! sagte die treue Dienerin und wenn die Königin Emmy Glifford frei zu sprechen erlaubt, wie es Marie von Lancaster that —

Rede, sprich offen! Mein Herz ist noch wie einst, erwiderte die Königin.

So warne ich auch jetzt, fuhr Emmy fort. Der Prinzessin raunte ich oft den Namen, Charles Brandon, zu; der Königin von Frankreich ihn zu nennen, wäre ein Verbrechen; sie muß vergessen, was hinter ihr liegt, muß nur vorwärts schauen, und der Liebe entsagend, nur der mahnenden Pflicht gehorchen.

Sei nicht zu streng in Deinen Grundsätzen, gute Glifford, unterbrach sie Anna von Boleyn. Wer kann vergessen, was die Erinnerung zurückführt? Wer kann, selbst wachend, die Träume verbannen, welche die Seele beschleichen? Wer ist Herr seines Herzens?

Wer den Willen hat, es zu sein und seine Pflicht höher stellt, als seine Lust, erwiderte die Alte. Anna! fuhr sie mit ernstem Tone fort; in Greenwich, da waltet Ihr unserer Gebieterin die Krone so glänzend, als sei sie von einer unvergänglichen Glorie von Seligkeit umgeben; da war die Liebe und Suffolk nichts in der Wagschale Eures geträumten Glückes, und in Abbeville, wo sie zum Verbrechen würde, habt Ihr die Kühnheit, der geopferten Liebe das Wort zu reden? Kennt' ich nicht Euren stolzen, wenn auch eitlen Sinn, ich sollte fast glauben, der französische Hof habe Euch schon mit seiner Galanterie angesteckt.

Beruhige Dich, unterbrach sie die Königin. Anna hat nicht ganz Unrecht, gute treue Glifford; wir sind nur Herren unserer Handlungen, nicht unserer Gedanken. Diese leichtbeschwingten nahen und kommen, wie sie der Augenblick ruft, und keine Macht kann sie verbannen, oder sie festhalten. Denke ich auch in jeder Minute an meine Pflicht, wächst mit jedem Augenblicke der Vorsatz, sie zu üben, tritt doch sein leidendes Bild vor mich; — und was kann ich dafür?

Sie schwieg; unwillkürlich theilte sich ihre Wehmuth Emmy und Anna mit, und als die Königin wehmüthig sagte: Kleide mich aus und

schmücke das Opfer! da sanken beide zu ihren Füßen und umschlangen weinend ihre Kniee.

Steht auf! sagte Marie ernst. Helft mir tragen, aber drückt mich nicht mit Euren Thränen ganz nieder. Ist es doch meine Schuld, daß ich büße, und habe ich doch selbst diesen ängstlichen Augenblick herbeigerufen; und warum bebe ich nun, da er mir naht? Ich muß ihm muthig entgegen gehn! Aber nun keine Thränen mehr, Ihr Lieben! Kleide mich aus, Emmy! und wenn Du ihn siehst, Anna, so sag' ihm — murmelte sie mit leiser Stimme, als ob sie fürchte, er könne es hören: sag' ihm, daß ich in diesem peinlichen Augenblicke seiner gedacht, und die Rose, welche er an jenem glücklichen Tage im Park von Greenwich mir gab, an meine Lippen gedrückt habe. Sie nahm, indem sie dies sagte, die verwelkte Rose aus ihrem Schmuckkästchen, preßte sie an ihre Lippe und eine Thräne sank auf sie nieder. Auch von Thränen bethaut wirst Du nicht wieder erblühen, arme Verwelkte! rief sie schmerzlich: Dein kurzes Leben schwand schnell, wie das Glück, das Du verhießest. Sie legte sie wieder in das Kästchen, verschloß es sorgsam, schien nun gefaßt, und kaum daß sie ausgekleidet war, trat die Herzogin von Norfolk ein und benachrichtigte sie, daß der König ungeduldig harre. Da reichte sie Emmy die Hand, küßte Anna's Mund, und lispelte ihr zu: Gib ihm diesen Kuß von mir! winkte dann, daß Alle sich entfernen sollten, und blieb allein zurück.

Am andern Morgen fand Emmy Glifford die Königin nicht heiterer; sie schien zerstreut, und als die Großen des Französischen Reichs und die von England sich nahten, ihr als Königin den ersten Morgengruß zu bringen, bemerkte Anna Boleyn, wie sie Suffolk's Anblick absichtlich vermied, und als sie zufällig seinem Blicke begegnete, hoch erröthend und verlegen ihr schönes Auge niederschlug. Der König benahm sich liebevoll und zärtlich gegen sie, sprach zutraulich mit dem Herzog von Valois und seiner Tochter, und schien alle Sorgen des Reichs und alle Schmerzen seines siechen Körpers bei dem Anblicke seiner jungen Gemahlin vergessen zu haben, die heute den Hofleuten weniger lebhaft zu sein schien, als am vergangenen Tage.

Noch vor der Tafel stellte die Herzogin von Angouleme der Königin den ihr von dem König bestimmten Hofstaat vor. Statt der freundlichen Herzogin von Norfolk übernahm die alte Gräfin d'Aumont die Stelle einer Oberhofmeisterin, und die Fräulein, zwar unter den schönsten Damen des Hofes und aus den edelsten Familien gewählt, waren nicht im Stande, Anna von Boleyn zu verdunkeln, die alle an Schönheit überstrahlte.

Am andern Tage traf die Königin, von ihrem neuen Gefolge

umgeben, in Amiens ein, wo Fest auf Fest zu ihrem Empfange folgte, und das leicht erregte Französische Volk die Gemahlin seines allgemein geliebten Königs mit den lebhaftesten Freudenbezeigungen empfing. So lange das Geräusch der Feierlichkeiten dauerte, vergaß die Königin ihren stillen Schmerz; wenn sie aber in ihr Gemach zurückgekehrt war, wo sie so gern sich gegen Anna und die treue Glifford ausgesprochen hätte, hinderte die Gräfin d'Aumont jede Mittheilung, denn sie verließ sie keinen Augenblick; selbst als der König von Amiens nach St. Denis vorausgegangen war, um das Nöthige zur feierlichen Krönung seiner Gemahlin vorzubereiten, ließ die Gräfin ihr Bett neben das ihrer Gebieterin aufschlagen und entschuldigte dies mit der Etikette, und mit der, von der Königin selbst geäußerten Furchtsamkeit. Erst in Clermont, wo sie auf ihrem Zuge nach Paris übernachtete, hatte die Königin endlich den Muth, der lästigen Aufseherin den Befehl zu geben, sie wenigstens eine Stunde allein zu lassen. Die Gräfin d'Aumont mußte gehorchen, und die Monarchin, welche wohl das in sie gesetzte Mißtrauen bemerkte, und leicht die Quelle errieth, aus welcher es entsprang, fühlte sich nun frei, ihr Herz an dem Busen ihrer Freundinnen ausschütten zu können.

Emmy tröstete sie, rieth zu der größten Vorsicht und stellte ihr vor, wie nothwendig es sei, die Kränkung zu verbergen, und kein Wort des Unmuths entschlüpfen zu lassen. Anna Boleyn hingegen glaubte die Königin durch das unzarte Benehmen der Oberhofmeisterin beleidigt, und rieth zum festen Widerstand. Sie glaubte, es sei unter der Würde einer Königin, ihre Tugend bewachen zu lassen, die keines andern Wächters, als das Gefühl ihrer Würde und ihrer Pflicht bedürfe, und schlug vor, in der nächsten Nacht die Gräfin d'Aumont fortzuschicken. Aber statt dessen schickte die Königin einen vertrauten Diener an ihren Bruder und bat ihn, Suffolk nach England zurückzurufen; der Bischof von Winchester, der den Günstling des Königs lieber in Paris als in London sah, hintertrieb es, und Mariens Wunsch ward, vielleicht zu ihrem Glücke, nicht erfüllt.

Als die Königin nach der Krönung in St. Denys, wo die Krone sie zum ersten Male schmückte, in ihr Gemach trat, um sich zu dem feierlichen Einzug in Paris anzuschicken, hing der Blick Anna's unverwandt an ihrer Gebieterin. Die Krone, dieses Ziel all' ihrer Wünsche, blitzte in den blonden Locken Mariens, der Purpur umfloß sie, und ein heiteres Lächeln schien auf dem lieblichen Antlitz dieser holden Fürstin zu strahlen. Nicht wahr, Majestät! fragte Anna leise: nicht wahr, die Krone drückt nicht?

Sie lastet schwer! entgegnete die Königin seufzend, und indem sie dies, selbst Anna kaum hörbar, sagte, bat die Gräfin d'Aumont die Königin, sich zu setzen und ihr zu erlauben, die Krone abzunehmen, welche erst wieder vor dem Altar von Notre-Dame ihr Haupt schmücken dürfe. Willig beugte die holde Fürstin ihr Haupt, und als die Oberhofmeisterin die Krone herabgenommen, und auf das sammetne Kissen gelegt, und sie

dem hierzu bestimmten Herzoge von Vendome übergeben, und das Fräulein d'Estparre der Königin den Hut von dunkelrothem Sammet mit den weißen Schwungfedern aufgesetzt hatte, sagte diese leise zu Anna, die noch einiges an den Locken ordnete: Nun erst ist es mir wieder wohl!

Der Einzug in Paris übertraf alle andere an Pracht. Die Stadt beeiferte sich, ihrem guten Könige, dem Vater seines Volks, in seiner Gemahlin ihre Huldigung darzubringen, und selbst die Engländischen Großen, welche der jungen Königin bis hierher gefolgt waren, obgleich an Pracht und Glanz durch Heinrichs VIII. üppigen Hof gewöhnt, erstaunten über den Reichthum, den Frankreichs Hauptstadt entfaltete. Feste folgten auf Feste und betäubten die Sinne der Königin so sehr, daß sie bald Suffolk, der sich nur da, wo es der Anstand erforderte, öffentlich zeigte, vergessen zu haben schien.

Der Herzog von Valois hatte indessen, trotz der wiederholten Warnung seiner Mutter, trotz der sanften Ermahnungen seiner edlen Gattin, nicht aufgehört, der Königin seine fortwährende Huldigung zu bezeigen. Diese hatte Anfangs, wenn auch nicht mit Wohlgefallen, doch mit Freundlichkeit die Beweise seiner Galanterie angenommen, und, in den Rausch des Vergnügens mit fortgezogen, endlich selbst Gefallen an den Schmeicheleien gefunden, die sie von ihm und von allen Seiten vernehmen mußte. Emmy, von dem, was bei Hofe vorging, durch Anna unterrichtet, warnte die Königin am meisten vor dem Herzog von Valois, weil sie dessen Huldigung aus einer trübern Quelle entsprungen glaubte, wie sie wirklich war; die Königin aber versicherte ihr, daß sie nur, um zu vergessen, wärmeren Antheil an diesen rauschenden Vergnügungen nehme.

Der Herzog von Valois, unter dem Vorwande, dem König seine aufrichtige Freude über die Vermählung mit Marie von England zu beweisen, eigentlich aber wohl nur, um Gelegenheit zu haben, vor den Augen der Königin zu glänzen, hatte ein Turnier veranstaltet, wozu alle Ritter Frankreichs und die anwesenden Fremden aus England eingeladen waren. Auf dem Platz vor dem Palast der Tournellen wurden die Schranken eröffnet, und für den König, die Königin und ihren Hofstaat ein Söller mit den reichsten Teppichen geschmückt. Der Herzog wählte sich noch sieben Kampfgenossen, um mit ihnen in den Schranken zu halten, und mit jedem, der sie angreifen würde, zu fechten; der Herzog von Vendome, la Pallice, der Großmarschall der Normandie, der schöne Bonnivet, der Marquis von Fleuranges, Brion und der Herzog von Suffolk, waren die Erwählten. Jeder dieser Ritter, an deren Spitze Franz von Valois sich befand, hatte die Farben seiner Dame gewählt. Der junge Herzog, als Ritter der Königin, war in weiß und roth gekleidet, der Herzog von Vendome trug Purpur, die Farbe von Louise von Savoyen; der Großmarschall der Normandie war zur Ehre seiner Dame, der Herzogin von Valois, in dunkelblau und weiß; der Marquis von Fleuranges in Carmoisin-

Sammet, der Farbe der Herzogin von Alençon, gekleidet; Brions weiß und aurorafarbene Federn schwankten prachtvoll, zur Ehre der jungen Herzogin von Bouillon, über seinem vergoldeten Helm; Bonnivet trug die grüne Farbe, in welcher auch Anna von Boleyn erschien; Suffolk aber war ohne alles Abzeichen, ganz weiß, er hatte die Ehre zu seiner Dame gewählt, und behauptete, weiß, diese fleckenlose Farbe, sei auch die ihrige.

Die Königin, obgleich ganz im Anschauen der Pracht versunken, welche dieses Schauspiel ihr darbot, hatte Suffolk's Farbe nicht ohne geheime Freude erblickt; sie fühlte seine Schonung, nicht die ihrige zu tragen und nur die Ehre zu seiner Dame gewählt zu haben; gern hätte sie ihm mit einem freundlichen Blick dafür gedankt, aber die Augen Aller waren auf sie gerichtet, sie durfte es nicht wagen, sich ihren Gefühlen auch nur leise hinzugeben. Anna hingegen überließ sich ihrer Eitelkeit und zeigte unverholen ihre Freude, daß der schönste Mann am Französischen Hofe ihre Farbe trage und sich zu ihrem Ritter aufgeworfen habe; nur für ihn schien sie Augen zu haben, nur seinem Rosse folgte ihr Blick.

Das Turnier begann, die Kämpfer eilten herbei, und Franz von Valois und seine Kampfgenossen hatten hinreichende Gelegenheit, ihre Kraft und Geschicklichkeit zu beweisen.

War vielleicht auch der Ritter, welcher sich dem muthmaßlichen Thronerben gegenüber stellte, galant genug, ihm den Sieg zu überlassen, so hatten doch die Andern, wo sich oft noch persönlicher Haß zur Eitelkeit gesellte, einen desto schwerern Stand. Am schwersten ward es aber dem Herzog von Suffolk; man hatte ihn zwar Anfangs als einen Fremden, selbst während des Kampfspiels, mit Galanterie behandelt, als jedoch die Eitelkeit endlich rege wurde, bestrebte sich jeder, ihm den Sieg zu erschweren. Aber Suffolk, der gewandteste Ritter Englands, welcher mit ausgezeichneter Schönheit auch seltene Kraft verband, wankte bei dem Brechen der Lanzen nicht im Sattel, selbst als Bayards Lanze ihn traf, blieb er unerschüttert. Auch im Schwertkampf, wo es mehr auf Geschicklichkeit als Stärke ankam, wurde ihm der Preis zugetheilt; nur im Ringelrennen übertraf ihn die Gewandtheit der Französischen Ritter.

Franz von Valois erhielt den ersten, Suffolk den zweiten, Bonnivet den dritten Preis und man könnte sagen, der Sieg sei der Schönheit gefolgt. Die junge Königin, wie billig die Preisspenderin, überreichte dem Herzog mit Würde den künstlich gearbeiteten Helm, über welchem ein goldener Drache die Flügel spreizte, mit den Worten: Tragt ihn in der ersten Schlacht, wo Ihr zur Ehre und zum Wohle Frankreichs das Schwert ziehet. Der Herzog nahm ehrerbietig dankend den Preis aus ihrer schönen Hand, und als ein Jahr später dieser Helm in der Schlacht bei Marignano sein königliches Haupt bedeckte, gedachte er noch im dichtesten Kampfgewühl der lieblichen Hand, die ihm das Kleinod gereicht.

Als der Herzog von Suffolk vor ihr niederkniete, das Schlachtschwert mit vergoldetem Kreuz aus ihrer Hand zu empfangen, bebte Marien's Herz; sie mußte ihm etwas sagen, und doch ward es ihr so schwer; sie fühlte ihr Erröthen, ihre Unruhe. Herzog von Suffolk, sprach sie endlich, Fassung gewinnend: Nehmt dies Schwert mit hinüber in mein Vaterland, zieht es nur für meinen königlichen Bruder, Euren gnädigen Herrn, und bleibt so Eurer alten Verpflichtung getreu —

Nur für meinen König und meinen Schwur! erwiderte der Herzog sich erhebend, und ohne sein Auge auf die Königin zu richten, verließ er den Söller.

Euch, edler Ritter! sprach jetzt Marie zu dem ihr nahenden Bonnivet: reich' ich diesen Ring als Preis; vielleicht von höherem Werth, aber freilich nicht ein so sprechendes Zeichen der Tapferkeit, wie Schwert und Helm; denkt, daß ich es nicht, daß es Eure Dame sei, welche diesen Ring Euch gibt, und dann wird er doppelten Werth für Euch haben.

Bonnivet warf einen bedeutungvollen Blick auf Anna, welche hinter der Königin stehend, ihn nicht zu bemerken schien, und nur Augen für ihre Gebieterin hatte.

Die folgenden Tage vergingen unter den glänzendsten Festen. Maria, nicht sowohl von ihrer Pracht, als von der Galanterie der Franzosen entzückt, dachte nur wenig an Suffolk, und da jetzt die sonst so geschäftige Emmy, Suffolks warme Freundin, schwieg, Anna Boleyn das Entzückte ihrer Herrin theilte, so waren nur wenige Augenblicke der Erinnerung und Charles Brandon geweiht. Machte sie sich auch zuweilen deshalb Vorwürfe, so beruhigte sie ihr Pflichtgefühl, das ihr, so zu handeln, befahl.

Aber Suffolk fühlte dies tief und schmerzlich; er glaubte Marien's Herz verloren zu haben, beurtheilte sie jedoch zu streng. Durfte sie ihn lieben, und liebte sie ihn noch wie in jenen Tagen zu Greenwich und Richmond, durfte sie ihm öffentlich durch Wort oder Blick ihre Liebe kund thun? Dies bedachte der Gekränkte nicht, nicht, daß ein weibliches Herz selten ganz der Versuchung der Eitelkeit widersteht. Er mußte sie täglich sehn, täglich sie im strahlenden Glanze der Hoheit von einem sie anbetenden Hofe umgeben erblicken, und schweigend seinem schmerzlichen Gefühl hingegeben, in der Ferne stehen, selbst sein Auge hüten, daß es sein Inneres nicht verrieth; sein Zustand war qualvoll. Nicht einem theilnehmenden Herzen konnte er sich mittheilen, die einzige Vertraute seiner Liebe, Emmy Glisford, war ihm zwar nahe, doch durch Hofsitte ganz von ihm getrennt. Anna, mit welcher er bei den Festen zuweilen sprach, flößte ihm kein Zutrauen ein; er glaubte ihr Herz ganz der Eitelkeit hingegeben, und keiner wahren Theilnahme fähig.

Die Feste waren beendet, und Mariens sämmtliche Begleitung kehrte nach England zurück; nur der Herzog von Suffolk blieb als Gesandter in Paris. Der König, durch die rauschenden Feste zu sehr aus seiner ruhigen Lebensweise herausgetreten, begann zu kränkeln; der ganze Hof fühlte eine Art Abspannung und so war die Königin Marie plötzlich aus einem Taumel von Vergnügungen in die Einsamkeit gebannt, wo ihr nichts blieb, als die Pflege des kranken Gemahls, oder der eben nicht anziehende Umgang ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin d'Armont. Je stärker jetzt der Abstand von jenen rauschenden Festen war, desto empfindlicher mußte es der Königin sein, die nun, sich selbst überlassen, Zeit und Muße hatte, über ihre Verhältnisse ernst nachzudenken, denn nur selten erlaubte es die Sitte, daß sie sich während der Krankheit des Königs öffentlich zeigen durfte. Geschah dies, dann beeiferte sich der Herzog von Valois, ihr den Hof zu machen und alles Mögliche zu ihrem Vergnügen anzuordnen; doch sah sie bei dergleichen Gelegenheit Suffolk nicht, und schon waren Wochen vergangen, ohne daß sie ihn erblickt, aber auch, ohne daß diese Zeit ihre neuerwachte Sehnsucht gestillt hatte. Glücklicher konnte Anna sein, die öfters mit Bonnivet bei Louise von Savoyen oder der Herzogin Claudia zusammentraf. Aber sie schien dieses Glück nicht zu achten; seit jenem Turnier hatte sie sich immer entfernter von ihm gehalten und eine Begebenheit, die bei jeder andern Dame vielleicht Wohlwollen erweckt hätte, schien bei ihr gerade das Gegentheil bewirkt zu haben.

Bonnivet war nemlich an dem letzten Tage des Turniers, wo die Preise ausgetheilt wurden, Anna in einem Zimmer des Palastes begegnet, als sie sich eben in die Gemächer der Königin begeben wollte. Dieser redete er sie an, den günstigen Augenblick, wo er mit ihr allein war, nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen; Ihr habt mir erlaubt, Euer Ritter zu sein und Eure Farbe zu tragen, deshalb gebührt der Preis, den ich errang, nur Euch. Ihr begeistertet mich, und nur an Euch denkend, ward ich Sieger. Nehmt diesen Ring. Er beugte nach damaliger Sitte das Knie und überreichte ihr das Kleinod.

Ritter! erwiderte Anna, behaltet ihn. Spart ihr für die Dame Eures Herzens auf, an mich würdet Ihr ihn verschwenden. Sie wandte ihm stolz den Rücken und ließ ihn stehen. Bonnivet lächelte und hielt diesen Stolz für eine der weiblichen Künste, ihn noch fester an sich zu ketten; denn er, dem noch kein Herz widerstanden, konnte nicht glauben, daß diese kaum dem Mädchenalter entwachsene Jungfrau bei seiner Bewerbung kalt bleiben könnte. Aber die Folge lehrte ihn, daß seine Eitelkeit an dem Stolze dieses Englündischen Fräuleins gescheitert und zum ersten Male seine Bewerbung fruchtlos gewesen sei.

Obgleich sich auch Anna nun am Hofe zu langweilen begann, und gleich ihrer Gebieterin die schönen Feste zurückwünschte, so vergnügte sie doch schon die kleinste Zerstreuung. Ein Mahl, wobei sie öffentlich im

Glanz erscheinen konnte, selbst die kleinen ausgezählten Gesellschaften bei Louise von Savoyen und der Herzogin von Valois, an denen sie Theil nehmen durfte, erheiterten sie, wenn ihre Gebieterin indeß am Krankenlager des Königs weilte, oder mit der ernsten Gräfin d'Ammont, welche der in Erinnerungen Versunkenen von der Sitte am Französischen Hofe und von dem strengen Wandel der Königin Anna von Bretagne erzählte, allein sitzen mußte. Aber auch Anna fühlte, trotz diesen Zerstreuungen, eine gewisse Leere, die Bannivet's Bewerbungen nicht ausfüllen konnten. Sie strebte nach Höherem, der Günstling des Thronerben konnte ihr nicht genügen: der Thron allein schien ihr das würdige Ziel ihres Strebens zu sein.

Eines Abends, als sie sich bei der Herzogin von Valois befand, lenkte sich zufällig das Gespräch auf London. Man schien es fast vergessen zu haben, daß sie, eine Engländerin, gegenwärtig sei, denn Viele aus der Gesellschaft sprachen sehr freimüthig über die Sitte dieser seit Jahrhunderten gegen Frankreich stets feindlich gesinnten Nation, über den Hof zu London, und selbst über den König. Anna hatte bescheiden geschwiegen; mit der Marquise von Fleurange ein anderes Gespräch einzuleiten gewußt und vermied absichtlich Theil an jener Unterhaltung zu nehmen. Als aber einige Frauen auf eine eben nicht schonende Weise Heinrich VIII. erwähnten, und ohne zu leugnen, daß er ein schöner Mann sei, ihm den zum Gefallen so nöthigen Anstand und die Grazie absprachen, unterbrach sie schnell das Gespräch mit der Marquise, und sich verpflichtet glaubend, die Vertheidigung des Königs übernehmen zu müssen, mischte sie sich mit einer sonst an ihr ungewohnten Wärme in die allgemeine Unterhaltung, schilderte die Vorzüge des Königs, seine Liebenswürdigkeit, die Pracht, mit der er sich umgebe, und schloß mit den Worten: ich glaube, daß es nur wenige Herzen gibt, die von seinem edlen Sinn und seiner Liebenswürdigkeit nicht ergriffen und gerührt würden! Sie hatte nicht bemerkt, daß, während sie sprach, der junge Herzog von Valois hereingetreten war, und da er sie in so eifrigem Gespräch begriffen sah, dem Andern ein Zeichen gegeben hatte, ihn nicht zu beachten. Sie erschrak daher nicht wenig, als sie plötzlich seine Stimme vernahm, und er zu ihr sagte: Schöne Dame, ich glaubte Euer Herz sei der Liebe unzugänglich, ich freue mich herzlich, daß ihr es wenigstens einem so würdigen Gegenstande nicht verschlossen habt!

Anna erröthete, jedoch faßte sie sich schnell. Hoheit! erwiderte sie: würde irgend Eine dieser schönen Damen, welche ich um Eure edle Gemahlin versammelt sehe, fern von ihrer Heimath einen Zweifel an Eurer Liebenswürdigkeit hören müssen, so würde jede, auch ohne der Liebe ihr Herz geöffnet zu haben, es für Pflicht halten, Euch zu vertheidigen!

Ob mit solcher Wärme, unterbrach sie der Herzog lächelnd, glaub' ich kaum!

Hoheit! fuhr Anna fort: ich glaube doch, die Liebe zu dem angeborenen Herrscherstamme ist in jeder Brust zu groß, um sich nicht mit Feuer für denselben auszusprechen. Bei Euch, Hoheit, sagte sie verbindlich, würde es doppelt schwer sein, die Wahrheit nicht mit Lebhaftigkeit zu vertheidigen!

Ihr seid sehr galant, Fräulein, nahm die Herzogin Claudia das Wort, und scheint die Schwäche meines Gemahls zu kennen! Anna schwieg, sie fühlte wohl, daß dies Gespräch sie nur noch mehr in Verlegenheit setzen würde.

Als sie durch die Galerie in die Gemächer der Königin zurückging, trat ein Page zwischen sie und den mit einer Fackel vorangehenden Diener, und blieb mit kecker Miene sie betrachtend vor ihr stehn. Anna stutzte, sah staunend auf den kühnen Jüngling, und bemerkte nicht, daß ihr Diener sich immer weiter entfernte. Was wollt Ihr von mir? sagte sie endlich aufgebracht. Was unterfteht Ihr Euch, mir so keck zu nahen?

Der Schönsten der Schönen, so ward mir befohlen, erwiderte er, soll ich dieses Schreiben überreichen, und da ich mich, nachdem ich Euch angeblickt, überzeugt habe, daß es nur an Euch gerichtet sein kann, so habt die Güte, es von meiner Hand anzunehmen!

Wer sendet Euch? fragte Anna.

Kennt Ihr die Farbe nicht, die ich trage? sagte der Page, und eilte, der Erstaunten das Schreiben in die Hand drückend, schnell davon. Als sie in ihr Zimmer kam, brach sie es auf und las: Vergeßt in Frankreich nicht ganz die Freunde, welche Ihr in England zurückgelassen habt. Diese wenigen Worte ohne Unterschrift waren der ganze Inhalt des Briefes.

Was soll das? sagte sie vor sich hin, mich an die zurückgelassenen Freunde zu erinnern? — Hab ich doch nur einen dort, der mir werth ist. — Und diese Schriftzüge, mir ist's, als müßte ich sie kennen — der Page in seinem rothen Kleide — Räthselhaft! — Sie eilte mit dem Schreiben zu der Königin, und da sie Maria zufällig allein fand, theilte sie ihr das, was bei der Herzogin vorgefallen und ihr in der Galerie begegnet war, mit. Die Königin verlangte den Brief zu sehen, und als sie ihn Auge auf den Brief geworfen, erröthete sie, legte das Schreiben wieder zusammen und gab es Anna zurück. Es wird ein Scherz sein, den irgend Einer vom Hofe wegen Deiner unüberlegten Rede gemacht hat, sagte die Königin, weiter ist es nichts. Schweig gegen jedermann von dieser Begebenheit und zerreiß den werthlosen Brief! Aber von einer leisen Ahnung bewegt, zerriß ihn Anna nicht; sie schien, in ihm eine freundliche Warnung findend, ihr Betragen noch mehr zu regeln.

Die Krankheit des Königs wurde immer bedenklicher, es traten noch mehr Zufälle hinzu, welche die Aerzte endlich für sein Leben besorgt machten. Die Königin kam in dieser Zeit fast nicht von seinem Lager, pflegte mit Liebe und Geduld den Kranken und zeigte sich ganz als liebende Gattin. Dennoch verdoppelte die Herzogin von Angouleme ihre Aufmerksamkeit, und die Gräfin d'Aumont erhielt die strengste Weisung, die Königin nicht einen Augenblick allein zu lassen. Sie glaubte, es müsse Marien Alles daran liegen, Frankreich einen Herrscher zu geben, wodurch sie die Zügel der Regierung erhalten, und, statt zu ihrem despotischen Bruder nach England zurückzukehren, in dem schönen Frankreich bleiben und herrschen würde. Sie vertraute zu wenig auf die Liebe, berechnete Mariens Herz nach dem ihrigen und konnte nicht glauben, daß der Geliebte mehr Werth für ein weibliches Herz haben könnte, als die Herrschaft über ein Königreich.

Die Gräfin d'Aumont, von Natur mißtrauisch und ängstlich, verließ weder bei Tag noch bei Nacht die Königin, begleitete sie, wenn sie sich zu ihrem Gemahl begab, bis an das Gemach des Königs, wartete hier im Vorzimmer, bis Marie ihn wieder verließ und begleitete sie dann zurück. Der Augenblick, wo die strenge Oberhofmeisterin sich ankleidete, war fast nur der einzige, wo sie mit Anna und Emmy allein und sich selbst überlassen sein konnte. Daß ein solches Leben sie nicht beglückte, war wohl natürlich und der jungen Fürstin zu verzeihen, und selbst Anna schien nun der Glanz einer Krone nicht mehr so strahlend wie sonst.

Paris und ganz Frankreich war bei der Nachricht der Krankheit des Königs in banger Besorgniß. Nie ward ein Monarch so geliebt, wie Ludwig XII., nie verdiente ein König so ganz mit Recht den schönen Namen eines Vaters des Volkes, wie er. Zwar hielt man in Paris seine Krankheit nicht für lebensgefährlich, doch waren die Aerzte bedenklich und der König selbst fühlte, vielleicht besser, als sie, daß er sehr schwach werde, und das Ende seines Lebens sich nahe. Er duldete mit Ergebung sein Leiden, blieb standhaft, und nur seine nächsten Umgebungen fürchteten mit ihm, daß der Tod ihn bald hinwegraffen könnte.

Eines Tages, es waren nun sechs Wochen nach seiner Vermählung, verlangte er unvermuthet die letzte Oelung, und sandte, nachdem er sie empfangen, zu dem Herzog von Valois. Dieser erschien, und fand niemand, als die Königin, welche ihre Thränen zu verbergen suchte, am Krankenlager sitzen. Mein Vetter, sagte der König mit lauter vernehmlicher Stimme. Ich fühle den Tod sich nahen, deshalb beschied ich Euch zu mir, Euch in dieser feierlichen Stunde mein irdisches Reich und Alles zu übergeben, was ich Theures auf dieser Welt zurück lasse —.

Der Herzog wollte ihn trösten, ihm Hoffnung geben —

Ich bin kränker, als Ihr glaubt, unterbrach ihn der König, ich fühle, daß die Stunde des Todes nicht mehr fern ist, und deshalb muß

ich eilen, Euch meine Wünsche ans Herz zu legen. Ich empfehle Euch meine Unterthanen: seid ihnen ein Vater, damit Ihr dereinst, wenn Euch der Himmel abruft, auch mit Ruhe auf Euer Leben zurückblicken könnt. — Verschwendet die Kraft des Staates nicht, seid nicht freigebig gegen die Höflinge, die es Euch nie durch wahre Dienste danken; besser sie spotten über Euren Geiz, als daß das Volk Eure Verschwendung beweine. — Nehmt Euch meiner Gattin an, seid ihr Beschützer und ehrt mein Andenken.

Der Herzog von Valois versprach nach Kräften seinen letzten Willen zu erfüllen und dieser Stunde eingedenk zu sein. Hierauf sah ihn der König noch einmal freundlich an, drückte seiner weinenden Gemahlin die Hand, sprach ein leises Gebet, schloß die Augen, und ohne daß die wieder eingetretenen Hofleute es ahneten, schlummerte er sanft ein, um nie wieder zu erwachen.

Diese, ganz Paris schnell durchlaufende Nachricht, verbreitete allgemeine Bestürzung. Das Volk eilte nach dem Palaß der Tournellen; Keiner wollte glauben, daß es gegründet, und ihr guter König gestorben sei. Haufenweis stürzten Greise, Männer und Frauen in die geöffneten Kirchen, für die Seele des hingeschiedenen Monarchen zu beten und Gott zu bitten, Frankreich einen König zu schenken, der dem Verstorbenen gleiche. Durch alle Straßen hörte man den lauten Klageruf: Der gute König Ludwig, unser Vater, ist todt! Schmerz und Klage hallte durch die ganze Stadt, wie aus Einem Munde.

Auch im Palaste der Tournellen waren die Hofleute über das plötzliche Hinscheiden ihres Herrn bestürzt. Nur die Herzogin von Angouleme und Emmy Glifford, beide wohl aus ganz verschiedenen Gründen, waren vergnügt; denn selbst Franz von Valois, welcher den König aufrichtig geliebt hatte, fühlte sich durch seinen Tod erschüttert. Maria von Lancaster vergoß mit aufrichtigem Herzen Thränen um den Gatten, den sie doch ehren mußte, hatte sie ihn auch nicht geliebt, und selbst der Gedanke vom Thron herabsteigen und all dieser Herrlichkeit und diesem Glanze entsagen zu müssen, machte sie traurig. Trat aber das Bild Suffolks, welches sie jetzt nur erröthend an sich vorüberziehen ließ, vor ihren Blick, dann war der verschwundene Glanz in sanfte Dämmerung verschmolzen, wie das letzte Dämmerlicht des Tages im zauberischen Mondlicht verschmilzt, und ihre Phantasie führte ihr der Liebe süßeste Träume zu.

In solchen Träumen störte sie die unvermuthete Ankunft Franz I. und seiner Mutter. Der junge Fürst bezeigte ihr mit wahrer Herzlichkeit sein Beileid über den Tod ihres königlichen Gemahles und versicherte ihr auch für die Zukunft seine thätige Hülfe und seine treuen Dienste — doch! sagte er plötzlich: Ich biete Euch meine Dienste an, ohne zu wissen, ob es in meiner Macht steht, mein Wort zu halten; nur Ew. Majestät vermag

mir die Gewißheit zu geben, ob ich mich König von Frankreich nennen darf oder nicht.

Maria's Wangen überzog bei diesen Worten hohe Röthe — sie zögerte Anfangs mit der Antwort, endlich sagte sie, sich ehrerbietig vor dem jungen Monarchen neigend: Ich kenne keinen König von Frankreich, als Euch, meinen gnädigen Herrn! Bei diesen Worten umarmte die Herzogin von Angouleme sie zum ersten Male mit wahrer Theilnahme, und von diesem Augenblicke an war der Haß, den sie gegen die junge Fürstin im Herzen trug, erloschen.

Als der Hof und die fremden Gesandten sich versammelt hatten, dem jungen König ihren Glückwunsch zu bringen, befand sich auch der Herzog von Suffolk unter ihnen. Der junge Monarch, nachdem er sich unter dem Thronhimmel gesetzt und die Huldigung der Anwesenden empfangen hatte, ging in dem Kreis umher und sagte einem Jeden etwas Verbindliches, doch schien er noch von dem Tod Ludwigs XII. erschüttert und nicht ganz in der heitern Stimmung wie gewöhnlich zu sein. Als er sich dem Herzoge von Suffolk nahte, sagte er mit bedeutungsvollem Tone: Herr Ambassadeur, was ich Euch zu sagen habe, muß im Geheimen geschehen und ich ersuche Euch deshalb mir hernach in mein Gemach zu folgen. Uebrigens kann ich Euch öffentlich die Versicherung geben, daß ich alles anwenden werde, was sich mit meiner Ehre und dem Wohl verträgt, die Freundschaft, welche zwischen Eurem Herrn und dem verstorbenen König obwaltete, zu erhalten.

Suffolk ahnete den Zweck dieser geheimen Unterredung, doch äußerte er sich deshalb nicht, erwiderte nur dem König mit wenigen Worten, daß er schon im Voraus von den Gesinnungen seines Herrn überzeugt sei, der gewiß Alles aufbieten würde, mit Frankreich in Friede und Freundschaft zu bleiben. Der König ging sodann zu den andern Gesandten, sprach noch Einiges mit seiner Mutter, der Herzogin von Angouleme, welche er zu dieser Würde erhoben hatte, und entfernte sich. Bonnivet, den er noch am nämlichen Morgen zum Admiral von Frankreich ernannt hatte, bat nun den Herzog von Suffolk, ihm zu folgen, und führte ihn in das Kabinet des Königs ein.

Hier empfing der Monarch den Herzog mit würdevollem Ernst, befahl Bonnivet sich zu entfernen, und nachdem er einen kurzen Augenblick schweigend und nachdenkend vor ihm gestanden, sprach er:

Schon ehe Ihr die Prinzessin von England über den Kanal meinem Oheim zuführtet, Mylord von Suffolk, kannte ich Euer Verhältniß zu ihr. Ich schwieg, da ich Eure Bescheidenheit und Zurückhaltung wohl bemerkte, jedoch mußte ich immer noch befürchten, daß aus einer solchen

Verbindung für mich ein großer Nachtheil entstehen könnte. Deshalb wurden die Maßregeln genommen, welche Eurem Scharfblick nicht werden entgangen sein. Euer Betragen gegen die Königin Frankreichs war musterhaft; ich hoffe, es wird auch eben so gegen die Wittwe Ludwigs XII. sein!

Sire! nahm der Herzog, nachdem der König geredet, das Wort: Ich habe das, was Ihr die Gnade hattet, mir zu sagen, nicht ganz verstanden!

Das wundert mich! unterbrach ihn Franz I. Ich glaubte deutlich gesprochen zu haben. Oder hätte ich Euer Verhältniß zu der Schwester Eures Monarchen noch deutlicher berühren sollen?

Sire! sagte der Herzog mit bescheidenem aber festem Tone. Das Verhältniß aus früherer Zeit zu der Königin mag gewesen sein, wie es wolle, so verstehe ich dennoch nicht, wie Ew. Majestät für sich besorgt sein konnte. Hätte sich auch das jugendliche Herz der Prinzessin von England mit Huld zu mir geneigt, was hätte das dem Herzog von Valois, dem Thronerben Frankreichs schaden können?

Herzog von Suffolk! unterbrach ihn noch einmal der König mit Ungeduld: Ich dächte es müßte Euch leicht werden einzusehen, daß die Folgen Eurer Liebe mir wohl Unruhe verursachen konnten. Ihr müßtet mich für einen großen Neuling der Galanterie halten, wenn Ihr hofft mich glauben zu machen, daß selbst unter dem Purpur eine arkadische Liebe allein dem Herzen Jahre lang genügen könnte!

Verzeihen Ew. Majestät! sagte der Herzog stolz: Ohne die Ehrfurcht, die ich Frankreichs König schuldig bin, zu vergessen, zwingt mich meine Pflicht, die Ehre der Schwester meines Königs gegen Männiglich zu vertheidigen, der es wagt, sie zu beschimpfen. Noch einmal versichere ich auf mein Ritterwort, daß Ew. Majestät keine Ursache hatte, wegen mir für die Thronfolge zu bangen. — Nach dieser feierlichen Erklärung hoffe ich, Sire, Ihr werdet ferner nicht mehr den Ruf einer edlen Dame, die wie eine Heilige den Thron Frankreichs bestieg, antasten, wo nicht, so müßte ich Euch im Namen meines Herrn den Fehdehandschuh bieten!

Nur gemach, Herr Herzog! sagte der König lächelnd: Mein Bruder von England hat bei dieser Sache nichts zu thun. Glaubt' ich Euren Worten nicht, so würde Franz von Angouleme gern vergessen, daß ihn eine Krone schmückt, und Euren Fehdehandschuh für sich, und gegen Euch, aufnehmen. Aber das sei fern von mir, daß ich irgend einen Zweifel in Eure Worte oder in die Tugend der Königin setze. Mir ist eine Liebe, die Jahre lang ohne Genuß bestand, neu. Doch nun von dem Vergangenen nichts Weiteres; nur noch von der Zukunft. Ich hoffe, Herr Herzog! fuhr er fort: Ihr werdet auch künftighin Euer Betragen gegen die verwittwete Königin so einzurichten wissen, daß weder der König von England noch der von Frankreich etwas daran tadeln kann. Die Wittwe

Ludwigs XII. gehört auch Frankreich an; so lange sie auf Französischem Boden weilt, habe auch ich ein Recht, über ihr Schicksal zu entscheiden, und um Alles in der Welt wünschte ich nicht, daß irgend etwas vorfiele, woraus der König, Euer Herr, Unzufriedenheit gegen uns schöpfen könnte. Nach dem, was Ihr mir gesagt, wird es Euch leicht werden, meinen Wunsch zu erfüllen. Einem so besonnenen Mann, wie Ihr, wird es nicht schwer, sein Wort zu geben, keinen Schritt in Bezug der verwitweten Königin zu thun, der seinem König und dadurch auch mir unangenehm sein könnte!

Daß dies nicht geschehen wird, Sire, darauf geb' ich Euch mein Wort und will Eure Gnade verlieren, wenn ich es breche! erwiderte Suffolk.

Versprecht nicht zu viel, Herzog! sagte der König scherzend. Doch wer so fest auf seine Grundsätze baut, wie Ihr, der kann das Ohnmögliche versprechen und ist dennoch sicher, daß er es halten wird. Uebrigens, Herzog von Suffolk, nehmt die Versicherung, daß ich Euch persönlich wohl will; ihr seid ein galanter, ein tapferer Ritter, habt Euch mir so ehrenwerth gezeigt, daß ich Euch hochschätzen muß. Kann ich dereinst etwas für Euch zur Erreichung Eurer Wünsche thun, so seid überzeugt, ich werde es mit Freuden; muß ich aber gegen sie handeln, so geschieht es nur aus Rücksichten für Euren Herrn!

So ernst die Unterredung begonnen hatte, so huldreich war der König, als er den Herzog entließ.

Maria von Lancaster mußte jetzt, der am französischen Hofe bestehenden Sitte nach, eine traurige Zeit durchleben. Sie durfte sechs Wochen lang ihr Bett nicht verlassen, die Fenster ihrer ganz schwarz ausgeschlagenen Gemächer waren fest verschlossen, so daß kein Tageslicht hineindringen konnte und sie nur durch Kerzen erhellt wurden. Niemand als ihre Oberhofmeisterin und ihre Hofräuleins durften zu ihr, und so war sie für jeden, auch für die Damen des Hofes unsichtbar. Diesen Zustand noch unangenehmer für sie zu machen war ihr die Gräfin d'Aumont, welche nun ihr Bett neben dem ihrigen hatte aufschlagen lassen und sie keinen Augenblick verließ, äußerst zuwider. Daß unter diesen Umständen ihr Geist sich in solcher Einsamkeit mehr mit ihrem ehemaligen Glück, als mit ihrem verstorbenen Gemahl beschäftigte, war zu entschuldigen; sie war ganz sich und ihren Gedanken überlassen, denn selbst die Gelegenheit war ihr benommen, Emmy ihren Gram und ihre Hoffnungen zu vertrauen. So verstrichen Wochen, ohne daß Maria nur die mindeste Nachricht von Suffolk erhalten hatte. Jede Verbindung mit der Welt war ihr abgeschnitten, und nur die Briefe ihres königlichen Bruders gelangten

zu ihr, der, eben nicht in der besten Laune über den Tod Ludwigs XII., ihr nicht viel Tröstliches schrieb.

Schon in früherer Zeit hatte Eine der Kammerfrauen der Herzogin von Angouleme sich Emmy Glyfford genähert, und ihren Umgang gesucht. Emmy, vorsichtig, und in diesem fremden Lande stets auf ihrer Hut, war ihr so viel als möglich ausgewichen, endlich aber, da sie in ihr ein gutes theilnehmendes Wesen gefunden, hatte sie sich ihr angeschlossen. Eines Tages wurde sie von dieser eingeladen, während der traurigen Stille bei ihrer Gebieterin, einige Stunden bei ihr vergnügt zu verbringen. Emmy, sich aufzuheitern, nahm die Einladung an, zwar gleich ahnend, daß dies nicht ganz absichtlos geschehe; jedoch neugierig zu wissen, welchen Zweck es haben könnte, erfüllte sie den Wunsch ihrer jungen Freundin. Sie wurde nicht wenig überrascht, als nach kurzer Anwesenheit die Herzogin von Angouleme, wie von ohngefähr, in das Zimmer trat. Louise von Savoyen, sonst eben nicht sehr herablassend, that es doch heute gegen Emmy in hohem Grade, fragte sie mit dem zuvorkommlichen Tone, welchen die Großen zuweilen annehmen, wenn sie damit irgend einen Zweck erreichen wollen, über so manches Gleichgültige, lenkte allmälig das Gespräch auf die Königin, und nachdem die Kammerfrau das Zimmer verlassen, sprach sie ohne Rückhalt und sagte unter Anderem, wie sie stets die Königin Maria geehrt, geschätzt und bedauert habe, daß sie hätte ein Opfer der Politik werden und ihre frühere Neigung an den siechen Körper eines kränkelnden Mannes fesseln müssen. Ich kenne die Neigung Eurer Gebieterin zu dem Herzog von Suffolk! fuhr sie fort. Ihr beiderseitiges Benehmen hat ihnen meine und des Königs Achtung erworben. Wie auch der König, mein Sohn, öffentlich handeln mag, so kann Eure Gebieterin die Ueberzeugung haben, daß er jede Gelegenheit benutzen wird, ihr gefällig zu sein und selbst ihren geheimsten Wünschen entgegen zu kommen. Was ich Euch eben gesagt, dürft Ihr der Königin vertrauen: ich wünsche, daß sie von der Wahrheit meiner Worte überzeugt sei, und ihre Maßregeln darnach nehme. Kein Opfer wird dem König, meinem Sohn, zu groß sein, welches er nicht mit Freuden der Königin bringen wird! Nachdem sie dies gesagt, entfernte sie sich schnell und ließ Emmy Glifford in nicht geringem Erstaunen zurück.

Durch ihre lange Anwesenheit am Hofe hatte sie eine gewisse Gewandtheit erhalten, die ihr einen raschen sichern Ueberblick über so manche dunkle Verhältnisse gab. Daß die stolze Herzogin sich so weit herabgelassen hatte, sie zur Vertrauten ihrer Pläne zu machen, konnte ihr ein Beweis sein, wie viel dieser Dame daran lag, daß ihre Gebieterin die Gesinnungen des Königs von Frankreich in Rücksicht ihrer erfahre. Sie mochte die Sache betrachten, von welcher Seite sie wollte, so fand sie nur, daß der französische Hof wünsche, die Königin möge ihre Verbindung mit Suffolk von Neuem und vielleicht fester knüpfen als je. Der junge Erbe

der spanischen Monarchie, Karl, war noch unvermählt. Wie leicht konnte die Schönheit der jugendlichen Maria ihn reizen, wie sehr mußte ihm die Verbindung mit England von Wichtigkeit sein. Durch eine Vermählung mit Suffolk war die Sorge, daß Maria durch ihre Hand irgend ein mächtiges Reich inniger mit England verbinden könne, gehoben. Es schien also Emmy Glifford mehr Politik als Theilnahme, welche Franz I. so bereitwillig machte, der geheimen Neigung ihrer Gebieterin nicht entgegen zu handeln. Sie kehrte mit freudigem Herzen zurück; denn dieser Plan des französischen Hofes stimmte so ganz mit dem ihrigen überein, da sie nichts sehnlicher wünschte, als ihre Gebieterin durch ihre frühere Liebe beglückt zu sehen. Doch kannte sie Heinrich VIII. zu gut, um nicht zu wissen, daß dies nur in Frankreich und durch einen Gewaltstreich geschehen könne, denn Maria konnte zu dieser Verbindung nie die Einwilligung ihres Bruders, wohl aber, wenn sie einmal und unabänderlich geschlossen sei, seine Verzeihung erwarten. Mit diesen Gedanken beschäftigt, sehnte sich die treue Dienerin nach dem Augenblick, wo sie sich mit der Königin allein befinden würde, aber es dauerte lange, ehe ihr Wunsch erfüllt ward, denn gleich einem bösen Geist blieb die Oberhofmeisterin wie gebannt an Mariens Seite. Jedoch nach einigen Tagen schien es, als ob die Hoffitte weniger streng beobachtet werden sollte. Die Gräfin d'Aumont wurde zur Herzogin von Angouleme eingeladen, wo sie mehrere Stunden bleiben mußte; auch fand die Königin Gelegenheit, die übrigen Hofdamen von sich zu entfernen, und auf einen Wink ihrer Glifford, den sie wohl verstand, entließ sie auch Anna; der von Emmy so lange ersehnte Augenblick erschien endlich, wo sie ihre Gebieterin von dem, was ihr die Mutter des Königs gesagt, unterrichten konnte.

Maria ließ sich jedes Wort wiederholen, welches die Herzogin von Angouleme gesprochen, hörte ruhig den Vorschlag Emmy's an und verfiel dann in Nachdenken. — Nach manchem, ihrer Dienerin gemachten Einwurf schien sie endlich mit ihr übereinzustimmen. Ja! sagte sie, ich fühle selbst, Emmy, daß nur ein solcher Schritt mich an das Ziel meiner Wünsche führen kann; ein rascher Entschluß muß geschehen, sonst fall ich der Staatskunst noch einmal anheim und werde ihr Opfer. Haben sich Suffolks Gesinnungen in dieser Zeit nicht geändert —

Wie könnt Ihr dies glauben! fiel ihr Emmy in die Rede.

Wer weiß! sagte die Königin kopfschüttelnd, wer weiß, ob die Witwe Ludwigs XII., die einmal, und wohl freiwillig, sich ihm entzog, noch den Werth für ihn hat, wie einst Maria von Lancaster. Ist er aber noch der treue, unerschütterliche Freund, hat er den Muth, seinen Kopf für das Glück seines Herzens zu wagen, dann sei der Schritt hier und bald gethan, denn dies fühl' ich wohl, daß er hier geschehen muß. Frankreichs arglistige Politik wird mir diesmal nicht entgegen sein, und der Charakter

des jungen galanten Königs nicht ungern diesen romantischen Ausgang der Sache sehn!

Ob seine Gesinnungen sich geändert haben, überlaßt mir zu untersuchen! nahm Emmy das Wort. Mir kostet es nur eine kleine Ueberwindung, eine geringe Verkleidung, und ich kann ihn sprechen und mich überzeugen; doch ist es nothwendig, daß auch Ihr mit ihm sprecht und das Nöthige verabredet. Wie dies aber wird möglich sein, weiß Gott. Wir sind von so vielen Spähern umgeben, vor jeder Thüre lauscht ein Aufpasser, und Eurer ganzen Dienerschaft ist in der Art nicht zu trauen. — Nur ein Mittel zeigt sich mir! sagte sie endlich nach langem Sinnen, wozu uns jedoch Anna die Hand bieten muß. Hörte ich nicht schon die Oberhofmeisterin nahen, so würde ich Euch bitten, sogleich mit ihr darüber zu sprechen, so aber müssen wir es bis auf den ersten Augenblick, wo Ihr wieder mit mir und Anna allein seid, verschieben!

Emmy Glifford, die jetzt nur mit dem Gedanken beschäftigt war, wie sie Suffolk eine Unterredung mit ihrer Gebieterin verschaffen könne, hatte, dies zu bewerkstelligen, einen kühnen und wohl gefährlichen Plan entworfen. Ohne an die Gefahr zu denken, welcher sie sich aussetzte, verließ sie eines Abends, so gut wie möglich verkleidet, den Palast und begab sich nach der Wohnung des Herzogs, den sie auch glücklich zu Hause fand. Suffolk war nicht wenig erstaunt und erfreut, seine treue Freundin wieder zu sehen. Da Ihr zu mir kommt, Emmy Glifford! sagte er, sie herzlich empfangend, so erwartet mich gewiß eine frohe Nachricht, denn Ihr waret mir immer die Verkünderin einer solchen!

Ja, Charles Brandon, erwiderte Emmy, ich glaube, Euch gute Botschaft zu bringen. Die Königin wünscht Euch zu sprechen.

Marie wünscht mich zu sprechen! rief der Herzog freudig aus. Sie gedenkt noch meiner?

Mit treu liebendem Herzen, erwiderte Emmy. Die Witwe Ludwigs XII. ist noch unverändert Maria von Lancaster.

Aber wie wäre es möglich dies zu bewerkstelligen? fragte Suffolk, seine Freude mäßigend. Ich kenne die strenge Sitte des französischen Hofes, weiß wie die Königin bewacht wird, und wie schwer es selbst einer Dame werden würde, sich ihr zu nahen, wie viel mehr mir! ich habe es versucht, die Briefe, welche ich von meinem Herrn, dem Könige, für sie erhielt, ihr selbst überreichen zu können; aber unter dem Vorwand, daß sie das Bett nicht verlassen dürfe, wurde es mir abgeschlagen.

Habt Ihr so wenig Zutrauen zu Weiberlist? Was wäre einem liebenden Herzen unmöglich? Hört mich an und befolgt genau meinen Rath. Laßt einige Eurer Diener in die Livree des Admirals Bonnivet, aber

ganz in der Stille kleiden; Ihr selbst, da Eure Gestalt der seinigen so gleich ist, müßt ein ähnliches Gewand, wie das Seine und wo möglich dem ähnlich, in welchem er an dem zur Ausführung bestimmten Tage gekleidet war, anziehen und einen dunkelblauen spanischen Mantel umhängen; dann, wenn es Abend ist, geht von Euren Dienern gefolgt, in den Palast; ich werde Euch in der untern Halle erwarten, folgt mir nur getrost, jedoch ohne mich anzureden, und ich bringe Euch noch einmal in das Gemach von Anna Boleyn.

Staunend sah der Herzog Emmy Glyfford an, schüttelte bedenklich den Kopf und schwieg.

Habt Ihr nicht den Muth, Mylord? Ist dies Abenteuer Eurem Muthe zu groß? fragte Emmy.

Für mich fürchte ich nicht, gute Glyfford, aber wohl für Anna. Wie leicht könnte dies verrathen, wie leicht dies die Quelle mancher traurigen Ereignisse für sie werden. — Weiß sie es, ist sie damit einverstanden?

Noch haben wir ihr nichts davon gesagt; mußten wir doch erst Eurer Einwilligung gewiß sein.

Und zweifeltet Ihr daran? Konntet Ihr glauben, ich würde säumen, mich Marien zu Füßen zu werfen?

Nun, Herzog, sagte Emmy verweisend, die Bedenklichkeiten, welche Ihr so eben ausgesprochen, könnten mir wohl zeigen, daß mein Verdacht nicht ungegründet war.

Ihr irrt in mir, Emmy, erwiderte der Herzog. Was mich betreffen kann, kommt hier nicht in Betracht. Aber die Ehre einer Dame, die mir aus mancher Rücksicht heilig sein muß, kann hier gefährdet sein. Ihr kennt die, wenn auch nur flüchtige, Neigung des Königs für sie.

Eben deshalb hätte dieser Schritt für den schlimmsten Fall sein Gutes, erwiderte Emmy lebhaft. Glücklich, wenn wir den König von seiner Thorheit heilen, und das Mädchen von ihrem Untergange retten. Haltet Euch bereit, den Tag werde ich durch ein Zeichen bestimmen, da ich keinen Boten habe, dem ich vertrauen könnte. Ihr kennt die Fenster der Gemächer der Königin. Wenn an dem Bogenfenster des Thurmes in der zwölften Stunde des Mittags ein kleines weißes Band flattert, dann bringe Euch der Abend zu ihr. So wie es dämmert, seid in der untern Halle des Schlosses, wo ich Euch erwarten werde, und nun lebt wohl! Ich habe Eile.

Emmy, sagte der Herzog sie zurückhaltend. Sei wahr und sage mir, warum wünscht Marie mich zu sprechen. Ist es blos Sehnsucht, mich zu sehen und gönnt sie mir ein so lang entbehrtes Glück, oder ist es ein Dienst, den ich ihr leisten soll?

Wie könnt Ihr so sonderbar fragen? antwortete Emmy. Seid Ihr doch schon hundertmal in der Dämmerung zu Eurer Gebieterin geschlichen und wußtet recht gut, weshalb. Glaubt Ihr, daß ein anderer Stern

als sonst Euch leuchten soll? Hofft Ihr, was Ihr sonst nicht zu hoffen wagtet?

Nein, wahrlich nicht, Emmy, ich hoffe nichts, ich fürchte nur —

Fürchtet nichts, Herzog von Suffolk, beruhigte ihn die Treue. Hofft! Dem Muthigen wird immer der höchste Preis. Dies sagend verließ sie ihn schnell.

In den Palast zurückgekehrt fand sie die Königin mit Anna allein; die Oberhofmeisterin hatte sich zu der Königin Claudia begeben müssen, auch die Hofdamen waren dort eingeladen und Marie zu einer günstigen Stunde allein.

Hast Du ihn gesehen, gesprochen? rief ihr die Königin entgegen. Jauchzte er vor Freude auf, konnte er die Wonne fassen, mich wieder zu sehen?

Beruhigt Euch, erwiderte Emmy. Was ich erzählen könnte, hat Euer Herz Euch schon längst gesagt; berichtet mir lieber, ob Ihr schon mit dem Fräulein gesprochen habt.

Noch nicht, erwiderte die Königin. Ich erwartete erst Deine Zurückkunft.

Nun, so thut es jetzt. Wer weiß ob die Gelegenheit wieder so günstig ist.

Die Königin wurde nachdenkend. Man sah, daß etwas in ihr kämpfte; ihr Auge ruhte fast bittend auf Anna, deren Hand sie erfaßt und an ihr Herz gedrückt hatte.

Was ist Ew. Majestät? fragte diese. Ihr scheint bewegt, Eure Wangen glühen, Ihr seht mich so freundlich an. Ach, dieses Himmelslächeln Eures Auges macht mich so glücklich!

Anna, sagte jetzt die Königin und ihre Stimme bebte. Liebst Du mich wirklich? Ist Deine Anhänglichkeit an mich treu und unerschütterlich?

Treu und unerschütterlich, erwiderte das Fräulein, kniete vor ihrem Bett nieder und küßte mit Innigkeit die Hand der Gebieterin, welche noch immer in der ihren ruhte.

Könntest Du mir ein Opfer bringen und wär' es auch noch so schwer? fragte die Königin weiter.

Ich glaub' es bringen zu können, erwiderte Anna.

So höre! sprach die Königin. Höre, um was ich Dich bitte, aber ehe Du antwortest, überlege genau, ob Dein Entschluß fest steht.

Anna erhob sich und setzte sich erwartungvoll neben das Bett der Königin.

Ich muß Suffolk sprechen, begann nun Marie. Nicht allein meine Sehnsucht, auch manches Andere noch verlangt es. Ich habe keine Mittel, ihn zu sehen, denn kein Gefangener in seinem Kerker kann strenger bewacht werden, als ich in meinem Gemach. Nur ein Mittel kenn' ich, und das liegt in Deiner Hand.

In meiner? fragte Anna Boleyn erstaunt.

Ja, Anna, fuhr die Königin fort. — Erlaube, daß Suffolk sich in Dein Gemach schleiche.

In mein Gemach? rief das Fräulein erschrocken.

Und unter der Verkleidung des Admirals, setzte die Königin hinzu.

Bei diesen Worten sprang Anna mit Heftigkeit auf. Unter der Maske Bonnivets soll sich der Herzog von Suffolk in mein Schlafgemach schleichen? Auf einem Wege soll er zu mir schleichen, der von tausend Spähern bewacht wird? So soll meine Ehre, mein guter Name geopfert, und ich dem Hohne dieses Hofes Preis gegeben werden?

Wer denkt auch gleich das Schlimmste! nahm Emmy Glyfford das Wort. Dem Admiral weicht jeder aus und läßt ihn ungehindert und unbelauscht in dem Palaste gehn, wohin es ihm beliebt.

Ein Mann soll bei nächtlicher Weile in mein Gemach kommen? wiederholte Anna. Großer Gott! Erführe dies der König, mein Herr, dann —

Da meine Bitte Dich so sehr beunruhigt, Anna, unterbrach sie die Königin, so denke, Du hättest sie nicht vernommen. Ich verlange ihre Erfüllung nicht mehr von Dir, ich fühle, daß das Opfer, welches Du mir bringen solltest, für Dich zu groß ist und von üblen Folgen sein könnte, deshalb unterdrücke ich meinen Wunsch. Laß uns davon schweigen, setzte sie empfindlich hinzu.

Königin, bat das Fräulein gerührt, Ihr blicktet so huldreich auf mich, Eure Liebe hat mir so oft wohlgethan, und jetzt — O seht nicht so finster auf Anna Boleyn; sie will ja gern Eurer Bitte willfahren und sollt es ihr auch den schönsten Traum ihres Lebens kosten. Laßt den Herzog kommen! Mein Bewußtsein sei mir der Schild gegen den Hohn dieses Hofes, gegen ihre Beschuldigung, und sollte ich einen Vertheidiger bei noch jemand bedürfen, nicht wahr, meine Gebieterin, dann vertheidigt Ihr meine Unschuld und laßt mich nicht ein Opfer meiner Treue an Euch werden!

Die Königin zog sie an sich und küßte sie mit Herzlichkeit. In keiner Lage des Lebens will ich dieses Opfer vergessen! sprach sie, und bedarfst Du eines Fürsprechers, eines Vertheidigers, will ich es sein, selbst da, wo die Vernunft mir es verbieten würde.

Anna willigte nun in Alles ein, überließ der Glyfford die Anordnung, verbarg ihren Widerwillen gegen das nächtliche Abenteuer, aber ihre Thränen vermochte sie nicht zu unterdrücken.

Die Herzogin von Angouleme, durch ihre Spione schon von Emmy Glyfford's Besuch bei dem Herzoge unterrichtet, konnte leicht den Zweck

dieſer heimlichen Wanderung errathen. Da es aus mancherlei Gründen ganz in ihrem Plane lag, daß die verwitwete Königin ſo bald als möglich Frankreich verlaſſe, und ſie den Wunſch des Königs kannte, ſo war ſie unter der Hand die thätigſte Freundin von Maria's und Suffolk's Liebe. Sie hatte zu dieſem Zweck die Oberhofmeiſterin wieder zum Abendeſſen zu ſich eingeladen und dies ſchon am Tage vorher, damit Maria Zeit genug habe, ihre Vorkehrungen zu treffen: auch flatterte wirklich um die zwölfte Stunde des Mittags, zur Freude Suffolk's, das weiße Band an dem Bogenfenſter des Thurmes der Tournellen.

Als die Gräfin d'Aumont am Abend die Königin verlaſſen hatte, die Hoffräuleins und die übrige Dienerſchaft entfernt waren, eilte Emmy Glyfford in die Halle hinunter, während Marie in banger ſehnſuchtsvoller Erwartung zum erſtenmal ihr Bett verlaſſen und in ein anderes Gemach gegangen war, den Geliebten zu empfangen. In ihr wogten mancherlei Empfindungen, und ſo ſüß ihr der Augenblick auch war, wo ſie die zerriſſenen Bande wieder knüpfen, vielleicht auf ewig knüpfen ſollte, ſo bitter war es ihr, dem Geliebten ihre Pläne ſelbſt mittheilen zu müſſen.

Anna Boleyn hingegen ſaß, Suffolk erwartend, unmuthig in ihrem Zimmer. Tauſendmal hatte ſie es ſchon bereuet, ihre Einwilligung gegeben zu haben, eine düſtere Ahnung, daß der heutige Tag und das ihr ſo unangenehme Abenteuer traurig auf ihr Schickſal einwirken würde, verfolgte ſie; ihr Herz klopfte laut, und mehr als je dachte ſie heute an ihre Heimath.

Indeſſen brauchte Emmy nicht lange auf Suffolk zu warten, der ſich nach damaliger Sitte von mehreren ihm leuchtenden Dienern, welche in des Admirals Livree gekleidet waren, begleiten ließ, und jetzt durch das hohe Portal der Halle zuſchritt. Die Wachen, ihn für Bonnivet, den Günſtling des Königs haltend, da er mit ſeinem dunkelblauen ſpaniſchen Mantel, wie der Admiral zu thun pflegte, einen Theil ſeines Geſichtes verbarg, ließen ihn ungehindert durch, und ſo folgte er der Glyfford, die, ohne ihn abzuwarten, eiligſt voranſchritt. Bald gelangten ſie auf den Gang des Flügels, in welchem Anna Boleyn's Zimmer war, das, in der Ecke des Schloſſes liegend, mit den Gemächern der Königin, die im Hauptgebäude wohnte zuſammenhing.

Hier ſchickte Suffolk ſeine Diener, die für jeden Fall wohl unterrichtet waren, an die Treppe zurück, um dort ſeine Rückkehr zu erwarten; er ſelbſt folgte Emmy, gelangte unbemerkt in Anna's Zimmer, und entging ſo den Blicken der Wache und der Aufpaſſer, welche den langen Gang, der zu den Zimmern der Königin führte, ſtreng bewachten.

Anna empfing ihn kalt, dankte kaum als er ſie begrüßte und ohne ein Wort auf ſeine Entſchuldigung zu erwidern, blieb ſie unmuthig auf ihrem Seſſel ſitzen und gab nur mit der Hand ein Zeichen, daß er auf einem

entfernt stehenden Platz nehmen möchte. Suffolk mit heißer Ungeduld Emmy erwartend, welche, um sich zu versichern, daß niemand gegenwärtig sei, sich zur Königin begeben hatte, nahm nicht Platz, und als Emmy zurück kam, eilte er schnell zu der Geliebten hin.

Sonderbar grausig ward es ihm! als er durch die schwarz behangenen Zimmer schritt. Der Weg zu ihr, ihm sonst mit Rosen bestreut, mit dem Glanz von hundert Kerzen erleuchtet, schien ihm heute ein Grabesgang und von schlimmer Vorbedeutung zu sein. Die sparsam brennenden Lichter, das lange von den Wänden herabhängende schwarze Tuch, die todte Stille, welche ihn umgab, Alles dies mußte sein Gemüth ernst stimmen und glich wenig der rosigen Hoffnung, die ihn bisher begleitet hatte. Selbst Maria's Anblick, die ihm schon aus der Ferne entgegen schritt, vermehrte noch den schauerlichen Eindruck, denn in Schwarz, die Trauerfarbe des Hofes seit Anna's von Bretagne Tod, gekleidet, umgab ein langer schwarzer Schleier die jugendliche Fürstin und barg ihm ihr holdes Antlitz.

Als er ihr genaht, vor ihr das Knie beugte, und seine glühenden Lippen auf die dargereichte Hand preßte, warf sie den Schleier zurück, und durch die schwarze ihn umgebende Nacht leuchteten ihm die lieblichen Sterne ihrer Augen entgegen. Nach ihnen aufblickend sah er seinen Himmel offen, die Nacht war verschwunden, denn der Liebesblick aus Maria's Augen strahlte so glühend auf ihn herab, daß es Tag um ihn wie in ihm ward.

Steht auf, Suffolk, sagte die Königin jetzt, nachdem er lange seine Lippen auf ihre Hand gedrückt, vor ihr gekniet hatte. Steht auf, Suffolk, daß nach so langer Trennung Aug' in Aug' sich wieder sehen kann.

Majestät! sprach der Herzog aufstehend.

Nicht also, Charles Brandon, bat Maria. Die Majestät ist hin, die mich so schwer drückende Krone habe ich abgelegt und statt ihrer ein grünes frisches Myrtenreis zwischen meine Locken geflochten. Die Königin von Frankreich steht nicht mehr vor Euch, es ist Maria von Lancaster, die ihren treuen Freund herzlich begrüßt.

Es mußten wohl bei diesen Worten der Königin manche düstere Erinnerungen an Suffolk vorüberziehen, denn er sah finster und schweigend vor sich hin, doch plötzlich schien ihn ein neues Leben zu durchflammen. Steht Maria von Lancaster wieder vor mir, ist die Majestät verschwunden, und flocht sich für mich die Myrte durch die Locken? O dann sei mir willkommen, Augenblick des Wiedersehens!

Brust an Brust, als säßen sie in der traulich schattigen Fliederlaube zu Richmond, so ganz in Erinnerung versunken schlug nach langer Trennung Herz an Herz. Als ob sich dieser Augenblick an jene Tage des Glücks ohne Unterbrechung geschlossen habe, so ganz war Frankreichs Krone, waren Turnier und Feste vergessen und Maria Lancaster hielt Charles

Brandon wieder in ihren Armen. Was die Liebe nur Süßes flüstert, was sie sich Inniges sagen kann, theilten sie sich mit, und nachdem die Glyfford sie verlassen hatte, schwand ihnen die Zeit in so raschem Fluge, daß Emmy wieder eintreten und ihre Gebieterin mahnen mußte, die kurze ihr zugemessene Zeit auch den ernsten Berathungen zu weihen, auch nicht allein der Gegenwart, auch der Zukunft zu leben.

Ja, mein Geliebter! begann bei dieser Mahnung die Königin, und es ward ihr schwer, die Worte zu dem zu finden, was sie ihm sagen wollte. Emmy hat Recht, der Zukunft müssen wir gedenken. Soll ich an Frankreichs Hofe bleiben, oder nach England zurückkehren, wo die Politik meines Bruders vielleicht noch einmal über mein Schicksal entscheidet, sollen wir noch einmal unser Glück zertrümmert und uns getrennt sehen.

Eine trübe Aussicht, sagte Suffolk seufzend.

Ja wohl! sprach Maria. — Hier umgiebt mich der Hof mit seinen Spähern, jedes Wort, jeder Schritt, jeder Blick wird belauscht und feindlich gedeutet — Dort — Ihr kennt meinen Bruder, Suffolk! selbst der Liebe unterthan, sind Eitelkeit und Ehrsucht seine Götzen und stärker als die sanfte Neigung der Herzens. Sollte Karl von Spanien um mich werben, würde er mich dem mächtigen Fürsten versagen? — Sie hielt inne; Suffolk war in ernstes Nachdenken versunken. — Was sollen wir thun, mein Geliebter, um dem drohenden Ungewitter zu entgehen? fuhr sie fort. Sprecht Suffolk, beruhigt Euere Maria.

Wo fänd' ich Rettung, wo fänd' ich Trost! rief er verzweifelnd.

Kleinmüthiger! nahm Emmy Glyfford das Wort, da sie sah, daß ihre Gebieterin es nicht über sich vermochte, ihm den einzigen ihm noch bleibenden Ausweg zu zeigen. Was wäre wahrer Liebe zu groß um es nicht zu überwinden, welche Höhe zu steil, um sie nicht erklimmen zu können — Maria von Lancaster, die Witwe Ludwigs des Zwölften, die Geliebte des Herzogs von Suffolk, ist immer noch für die Fürsten Europa's ein wünschenswerther Preis, durch welchen Englands König sich Freunde und Bundesgenossen werben kann. Die Herzogin von Suffolk aber entgeht allen Bewerbungen, und liegt in der Schale der Staatskunst ohne Gewicht.

Ha! rief Suffolk wie aus einem Traume erwachend aus.

Wird es klar vor Eurem Auge, Charles Brandon, fuhr Emmy fort, schwindelt Euch nicht mehr vor der Höhe, auf die ich Euch führte.

Und was sagt Maria von Lancaster? sprach der Herzog sich zu ihr wendend, die mit der Gluth der innigsten Liebe auf ihn blickte. Statt der Antwort sank sie erglüht in seine Arme.

Und was würde Euer königlicher Bruder, mein Freund, mein Wohlthäter sagen? fuhr der Herzog fort. Tief gekränkt müßte er mir zürnen, und auch Maria würde er seine Liebe entziehen. — Nein! nein! das Glück ist zu groß, ich vermag kaum den Gedanken zu fassen. —

Und zögert dennoch mit dem Entschluß? unterbrach ihn Emmy.

Nein, gute Glyfford, fuhr er fort. Wer könnte zögern das Herrlichste der Erde zu erfassen und sein zu nennen, wenn es ihm vom Schicksal geboten wird. — Aber eine ernste Rücksicht verbietet mir die Hand darnach zu strecken. Nicht die Furcht vor dem Blutgerüst, auf das mich des Königs Zorn führen könnte, würde mich schrecken! — Was ist das Leben, gegen den Besitz eines solchen Engels. — Aber sie, die Alles, Alles mir opferte, sie in mein finsteres Geschick zu verflechten, das wag' ich nicht. Heinrich der Achte liebt Euch, Maria, liebt mich: aber wir beide kennen seinen Jähzorn, seinen unerschütterlichen Willen. Ihr würdet mich aus dem Fenster des Towers, der ewig für Euch verschlossen blieb, bluten sehen, mein Tod würde ihn nicht versöhnen, und ich hätte Euch unglücklich gemacht.

Denkt nicht an mich, Suffolk, unterbrach ihn Maria. Euer Schicksal muß ja auch das meinige sein, im Glück wie im Unglück.

Und, nahm Emmy das Wort — knüpft hier in Frankreichs Hauptstadt der priesterliche Segen unauflösbar Euern Bund, so könnt Ihr dem ersten aufwallenden Zorn des Königs ausweichen, und im schlimmsten Falle Euch dahin zurückziehen, wo sein Arm Euch nicht ereilen kann.

Gute Glyfford, das verbietet mir mein, dem König von Frankreich gegebenes Wort. Ich mußte ihm geloben, auf französischem Boden keinen Schritt in Betreff der verwitweten Königin zu thun, der ihm oder meinem Herrn unangenehm sein könnte. Mein Wort darf ich nicht brechen.

Ich verbenne Euch, Mylord, unterbrach ihn Emmy. Konntet Ihr Euch unbedachter Weise Fesseln anlegen lassen, warum sie nicht muthig zerreißen? Ist Euch das Glück, welches sich Euch darbietet, von so geringem Werth, um nicht Alles dafür zu opfern?

Auch meine Ehre? fragte der Herzog unmuthig. Die Königin, welche das Peinliche seiner Lage wohl besser erkannte, als ihre eifrige Dienerin, suchte ihn zu beruhigen. Ohne ihm Vorwürfe über seine Bedenklichkeiten zu machen, liebkos'te sie ihn und versuchte den Unmuth zu verscheuchen, den Emmy's heftige Worte in ihm aufgeregt hatten. Suffolk, sich ganz seinem Glück hingebend, vergaß in ihren Armen bald Heinrich den Achten, seinen Zorn und alle Folgen, die ihn treffen konnten, und würde schon jetzt mit freudigem Muthe in seinen Himmel einzugehen beschlossen haben, wenn ihn nicht sein heilig gegebenes Wort noch gebunden hätte.

Aber unter dem Tändeln der Liebe schwand die Zeit noch schneller als bei dem zagenden Blick in die Zukunft, und Emmy, die heute mit ihrem Schützling nicht so ganz zufrieden war, mußte zur Trennung mahnen, da die Stunde, wo die Oberhofmeisterin von der Herzogin von Angouleme zurückzukehren pflegte, nicht fern war. Ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben, mußten sich die Liebenden trennen, und Suffolk kehrte

wieder nach Anna's Zimmer zurück, um sich eiligst auf dem nemlichen Wege, auf welchem er gekommen, zu entfernen.

Eben als Suffolk das Zimmer der Königin verlassen, war die Gräfin d'Aumont von der Herzogin von Angouleme zurückgekehrt, hatte schon die mit brennenden Fackeln ihren Herrn erwartenden Diener an der Treppe gefunden, sogleich die Livree Bonnivets erkannt und eilte nun betroffen hinauf, da sie fürchtete, dieser in dergleichen Abenteuer als gefährlich bekannte Günstling könne sich während ihrer Abwesenheit in das Zimmer der Hoffräuleins geschlichen haben. In dem Augenblick, als sie über den Gang des Flügels schritt, sah sie schon in der Ferne den Herzog aus Anna's Zimmer heraustreten, der, sie gewahrend, keinen andern Ausweg vor sich sah, als sein Gesicht noch mehr zu verhüllen und sie begrüßend, mit keckem Schritt an ihr vorüber zu gehen. Die strenge Oberhofmeisterin, außer sich, daß in dem Bereich ihres Amtes eine Dame es gewagt, bei nächtlicher Zeit einen Mann bei sich zu sehen, konnte sich nur mit dem Gedanken trösten, daß es eine Fremde sei, die von jenseits des Kanals herüber gekommen war. Aber das hielt sie nicht ab nach Anna's Zimmer zu eilen, wo sie mit Heftigkeit die noch nicht verschlossene Thür aufriß und die Unglückliche in Thränen fand.

Fräulein! sprach die erzürnte Duenna, mit Würde vor sie tretend: Wem fließen diese Thränen? Eurer Schuld? Dann wehe Euch! Zwar zeigen sie mir, daß das Gefühl für Tugend noch nicht ganz in Euch untergegangen ist, und so wäre vielleicht noch Rettung möglich! — Von Eurem stolzen Sinn, fuhr die Erzürnte fort, hätt' ich nicht erwartet, daß Ihr so tief sinken, und zu solcher Zeit einen Mann bei Euch aufnehmen könntet, dessen Diener mit brennenden Fackeln in der untern Halle unbekümmert, was die Welt davon denken mag, seiner warteten. Morgen seid Ihr das Gespött des Hofes, denn wer sich diesem Mann ergiebt, kann überzeugt sein, daß morgen die ganze Stadt dessen Sieg erfährt. Ich muß es der Königin, Eurer Gebieterin melden, muß darauf dringen, daß Ihr sogleich den Hof verlaßt und nach England zurückgeschickt werdet.

Anna war bei dieser Anrede, nicht im Bewußtsein ihrer Schuld, sie war im Gefühl ihrer Reinheit vor Unmuth erglüht; ihre Thränen waren schnell getrocknet. Gräfin d'Aumont, sagte sie heftig, wißt Ihr — doch schnell faßte sie sich, warf einen stolzen Blick auf die Oberhofmeisterin und sprach mit Würde: Wer mich so etwas fähig glauben kann, der verdient zu sehr meine Verachtung, als daß ich ihn einer Antwort würdigen sollte, wandte der erstaunten Dame den Rücken und ließ sie unbeachtet stehen.

Anna von Boleyn! rief jetzt die Gräfin, fast nicht mehr ihres Zornes

mächtig. Das ist nicht Stolz, das ist Frechheit! Wer so wie Ihr vor mir stehen muß, der stehe als büßende Sünderin vor seinem Richter, und überlasse diesen stolzen Blick der reinen gekränkten Unschuld! Ich sah des Admirals Diener in der Halle und ihn aus dieser Thüre treten. Er hat mich gegrüßt, war in der Stunde der Mitternacht bei Euch, und dennoch wagt Ihr einer von dem König Euch vorgesetzten Dame, die ihren Ruf seit funfzig Jahren makellos an diesem Hofe erhielt, mit stolzem Hohn in dem Augenblick zu begegnen, wo Ihr von Schuld gebeugt, zerschmettert vor ihr niedersinken solltet? Leugnet, daß der Admiral bei Euch war!

Das kann ich mit reinem Bewußtsein, entgegnete Anna mit Ruhe.

Leugnet, daß Ihr einen Mann bei Euch aufgenommen habt!

Das werd' ich! erwiderte Anna nochmals.

Nun, sagte die alte Dame mit verächtlichem Lächeln und vor Zorn bebend: Nun so versichert mir auch, daß diese Augen blind geworden oder ein tückischer Dämon mir die Gestalt des Admirals, den ich aus diesem Zimmer treten sah, vorgegaukelt habe. Doch, die Königin entscheide über Euch! Euer Benehmen verbietet mir jede Schonung, und wäre unsere Gebieterin zu schwach, Euch, ihre Busenfreundin, zu verdammen, so trete ich vor meinen König und bitte ihn, daß er mich eines Dienstes entlasse, wo mein greises Haupt nur mit Schande bedeckt wird.

Mäßigt Euren Zorn! sagte Anna. Oft ist auch das sehende Auge blind, Zorn wird zum Dämon und was uns klar erscheint, ist dennoch in tiefes Dunkel gehüllt. Ich warne Euch Gräfin, da ich Euch ehre und Ihr mir in diesem Augenblick leid thut. Aber die Ergrimmte, noch einen Blick auf Anna werfend, eilte zur Königin, die, nur erst vor wenigen Augenblicken, sich wieder zu Bett gelegt hatte.

Kaum daß hier der Eifer der guten Matrone Worte fand, um der Königin das Vorgefallene zu berichten. Sie schilderte Anna's Benehmen mit den grellsten Farben, verlangte, daß die Königin schon morgen sie nach England zurücksenden solle, und fügte, ohne die Antwort ihrer Gebieterin abzuwarten, die Drohung hinzu: Wenn die Königin ihre gerechte Forderung nicht erfüllen würde, ihr Amt nieder zu legen.

Gräfin d'Aumont, erwiderte Maria mit Besonnenheit. Ob Anna Boleyn, wie ihr mir berichtet, gefehlt hat, kann ich nicht eher beurtheilen, bis ich sie gesprochen habe. Daß Ihr aber fehlt, indem Ihr es wagt, mit mir in diesem Tone zu reden, das weiß ich, und solltet Ihr Euren Wunsch, meine Dienste zu verlassen, noch einmal in so unziemenden Worten aussprechen, so würde ich selbst ihm entgegen kommen und den König bitten, Euch von mir zu entfernen. Gräfin d'Aumont, so lange wir noch beisammen sein sollten, vergeßt nie, daß Ihr die Oberhofmeisterin meines Hofstaates, aber nicht meine Hofmeisterin seid. Uebrigens muß hier ein Irrthum obwalten, lenkte die Königin freundlicher ein. Ich glaube, Anna's Gesinnungen zu gut zu kennen, um fürchten zu müssen,

sie habe einen sie entehrenden Schritt gethan. Ich weiß wohl, daß der Admiral sich um sie beworben, aber auch, daß sie ihn mit abstoßender Kälte zurückgewiesen hat. Deshalb beruhigt Euch. Morgen werde ich das Weitere untersuchen und mich dann darüber bestimmen.

Die Ruhe und Festigkeit der Königin überraschte die Gräfin. Es war das erste Mal, daß sie mit solchem Ernst und Stolz zu ihr gesprochen; das erste Mal, wo sie als Gebieterin gegen sie aufgetreten war. Zu sehr an die Sitte des Hofes, mithin an Unterwürfigkeit gewöhnt, schwieg sie, Rache im Herzen, legte sich zur Ruhe und durchwachte an Mariens Seite die Nacht.

Am andern Morgen ließ die Königin Anna zu sich rufen und entfernte jedermann aus ihrem Zimmer, selbst die Oberhofmeisterin durfte nicht gegenwärtig sein. Die Unterredung mit Anna war kurz, es bedurfte ja bei der Königin keiner Frage, keiner Auseinandersetzung, sie kannte den Zusammenhang der Sache nur zu gut. Ihr that Anna leid, die, ohne sich zu beklagen, mit Thränen im Auge, das mit der Oberhofmeisterin Vorgefallene berichtete, doch den Schmerz darüber nicht verbergen konnte. Maria dankte ihr, daß sie, selbst in der Heftigkeit, sie nicht verrathen und den Schmähungen der Gräfin d'Aumont nur Stolz entgegengesetzt habe, und versicherte ihr, daß sie diesen Beweis ihrer Liebe und Anhänglichkeit nie vergessen werde. Hierauf rief sie die Gräfin herein und sagte ihr in Gegenwart Anna's: Oberhofmeisterin! Ich danke Euch für die Sorgfalt, mit der ihr die guten Sitten meines Hofstaates bewacht. Ihr habt Eure Pflicht erfüllt, aber nachdem ich die nähern Umstände durch das Fräulein selbst erfahren, habe ich mich überzeugt, daß hier nur ein Mißverständniß zum Grunde liegt und Anna Boleyn ganz unschuldig ist.

Die Oberhofmeisterin, von dieser Anrede betroffen, blieb kaum Herrin ihres Unmuthes und wollte eben der Königin etwas erwidern, als diese das Wort nahm und mit ernstem strengem Blick ihr sagte: Ich hoffe, wenn ich Euch die Versicherung gebe, daß des Fräuleins Betragen tadellos war, so wird Euch das genügen, und Ihr werdet keinen Zweifel in die Wahrheit der Rede Eurer Königin setzen. Habt das Vertrauen zu mir, daß ich wohl in diesem Punkt Schuld und Unschuld zu unterscheiden weiß. Geh auf Dein Zimmer, Anna! befahl sie jetzt dem Fräulein. Euch aber, Gräfin, verbiete ich, irgend jemand mit diesem Vorfall bekannt zu machen; es könnte mir nur unangenehm und für Euch von nachtheiligen Folgen sein.

Ohne etwas hierauf zu antworten, verneigte sich die tief Gekränkte, und verließ das Zimmer, um sogleich dem erhaltenen Befehle zuwider

zu der Herzogin von Angoulême zu eilen, und diese um ihre Entlassung zu bitten.

Liebe Gräfin d'Aumont, sagte Louise von Savoyen lächelnd, nachdem die Oberhofmeisterin, so viel als möglich, ihre Heftigkeit gemäßigt und der Herzogin das Vorgefallene erzählt hatte, Ihr, so alt an diesem Hofe geworden, laßt Euch noch von dem Augenblicke hinreißen und handelt so rücksichtslos. Gesetzt, Ihr hättet recht gesehen, der Admiral Bonnivet wäre zu einem Liebesabenteuer in Anna Boleyn's Zimmer geschlichen, Ihr machtet dies dem König und dem Hofe bekannt, fordert Eure Entlassung — was würde Euch, was würde uns das nützen? Mein Sohn, galanten Abenteuern, wie Ihr wißt, nicht abhold, würde über die Sache lachen und vielleicht sogar den Admiral deshalb beneiden, gewiß aber über Euer unweises, voreiliges Benehmen zürnen. Wollt Ihr Euch den Günstling Eures Königs zum Feinde machen? Wollt Ihr den Ruf eines armen verliebten Mädchens auf einmal zerstören? Wollt Ihr der Königin Maria feindlich gegenüber treten, die, ich muß es Euch gestehen, die Sache weit verständiger genommen hat, als Ihr.

Hoheit, fiel ihr die Gräfin, welche die Fassung verloren hatte, in die Rede. Ich will meine, durch die Aufführung eines meiner Aufsicht übergebenen Fräuleins gekränkte Ehre retten; ich will nicht länger im Dienste der Fürstin bleiben, die hart und kühn genug ist, eine achtbare Matrone Lügen zu strafen, und in Gegenwart einer jungen leichtsinnigen Dame dieser Recht zu geben. Ich ersuche Ew. Hoheit, den König von diesem Vorfall mit der Bitte zu unterrichten, mich meines Amts bei Maria von England zu entlassen.

Die Herzogin bedachte sich einen Augenblick, dann sagte sie freundlich: Ich gebe Euch bis Mittag Bedenkzeit, Frau Oberhofmeisterin; hat sich Euer Zorn bis dahin nicht gelegt, und die wahre Vernunft noch nicht Gewalt über Euch bekommen, so werde ich dem König Eure Wünsche vortragen, der dann gewiß nicht abgeneigt sein wird, Euch zu willfahren. Ob Ihr Euch aber dadurch in seiner Gnade befestigen werdet, wage ich nicht zu behaupten.

Hoheit! erwiderte die Gräfin, sich tief vor der Mutter ihres Königs neigend; die Gnade des Monarchen ist jedem französischen Herzen das Theuerste auf Erden; jeder strebt sie zu erlangen, sie sich zu erhalten. Auch mir ist sie werth und über Alles theuer, nur mag ich sie nicht mit meiner Ehre, nicht mit Hintansetzung meiner Pflicht erkaufen. Die Grundsätze, welche Anna von Betragne, glorreichen Andenkens, diesem Hofe gelehrt und eingeprägt hat, sprach sie, jetzt einen stolzen Blick auf die Herzogin werfend — diese Grundsätze sollen mich, wenn mich die Ungnade des Königs vom Hofe treibt, begleiten, und mich auf meinem Schlosse in Auvergne ruhig dem Ende meiner noch kurzen Laufbahn entgegen sehen lassen, denn Hoheit, in meinen Jahren schaut das Auge oft

von dem eiteln Hofleben nach dem Jenseits hinüber, und dann erscheint uns die Gnade des Herrn dort oben werther, als die des irdischen Monarchen.

Gräfin d'Aumont, sagte Louise von Savoyen, durch diese kühnen Worte nicht zur Heftigkeit gereizt. Ich verzeihe Eurem Alter, was Ihr eben gesagt; da Ihr aber überzeugt sein konntet, daß Eure Ermahnung wohl nicht viel bei mir fruchten würde, so muß ich es Thorheit nennen, daß Ihr Eure stoische Tugend in solchen schönen Worten vor mir ausbreitet. Der würdigen Matrone verzeih ich gern, der Frau von Welt aber, mehr noch der Oberhofmeisterin, kann ich unmöglich ein so unstatthaftes Betragen vergeben. Ich werde sogleich den König von dem Vorfall unterrichten und hoffe Euch noch heute Eure Entlassung bekannt machen zu können.

In der würdigen alten Dame kämpften in diesem Augenblick verschiedene Empfindungen. Sie freute sich den Muth gehabt, und der Mutter des Königs ihre offene Meinung rücksichtslos gesagt zu haben, und doch konnte sich die an die Hofsitte Gewöhnte nicht eines Schauders erwehren, bedachte sie, daß sie sich so absichtlich die Ungnade des Königs und seiner Mutter zugezogen habe. Sie beugte sich ehrfurchtvoll vor der Herzogin, küßte demüthig ihre Hand, und konnte, als sie sich empfahl, nicht umhin, der Etikette ein Opfer bringend, die Herzogin um Verzeihung zu bitten und sie zu ersuchen, nicht ihre Ungnade auf sie zu werfen und dem König ihr Gesuch auf das Schonendste vorzutragen. Die Herzogin versprach dies und entließ sie.

Am Nachmittag erhielt die Gräfin den Befehl vor dem Könige zu erscheinen. Sie fand ihn mit seiner Mutter allein. Würdige Dame, redete er sie an, Ihr seid in einem großen Irrthume; Ihr glaubt, den Admiral aus dem Gemache des Hoffräuleins Anna von Boleyn kommend, gesehen zu haben. Ihr irrt! Bonnivet war gestern bis spät nach Mitternacht um meine Person und hat sich keinen Augenblick von mir entfernt. Daß dem so ist, gebe ich Euch mein Wort und Ihr wisset, Franz von Angouleme verpfändete es nur für die Wahrheit, der König wird es nicht weniger. Es thut mir leid, daß dieser Irrthum eine so würdige Frau vom Hofe entfernen soll, allein da es Euer Wunsch ist und überdies Euer übereiltes Betragen gegen die Königin Maria es erfordert, daß Ihr Euch von ihrer Person entfernt, so sei Euch Euer Gesuch gewährt. Ihr seid jedoch in Gnaden Eures Amtes entlassen, und es würde mich freuen, wenn Ihr dem Hofe ferner Eure Gegenwart schenktet. Zugleich aber fordere ich, und befehle Euch, diesen Vorfall jedermann zu verschweigen; was geschehen sein könnte, geschah mit meiner Bewilligung.

Die Gräfin d'Aumont, in diesem Augenblick von dem Gedanken durchzuckt, es könne der König selbst gewesen sein, der dieses nächtliche Abenteuer bestanden habe, verneigte sich erfurchtvoll, eine Entschuldigung stotternd, und ihr Muth verließ sie, da sie sich bewußt war, schon mehrere ihrer Bekannten von dem Vorfall unterrichtet zu haben.

Als sie sich dem König empfohlen und das Zimmer verlassen hatte, konnte der junge Monarch kaum das Lachen unterdrücken. Mich dauert die gute alte Dame, sprach er, welche, als Märtyrin ihrer Tugend und der alten steifen Hofsitte, den Kampfplatz verlassen muß. Gute Frau! fuhr er lächelnd fort, die ernsten Zeiten der stolzen Anna sind vorüber, das Leben, so wie der Hof haben eine jugendliche Gestalt gewonnen, und fern sei es von mir, die Galanterien meiner Ritter mit meiner Ungnade zu bestrafen. Ich weiß zu gut, daß Frauenliebe den wahren Muth noch erhöht, und nur durch Galanterie der echte Ritterſinn genährt wird.

Die Herzogin von Angouleme schien gegen diese Grundsätze nichts einwenden zu wollen. Sie selbst war den galanten Abenteuern nicht abhold, und ihre Liebe zu Karl von Bourbon, welche der König nur zu gut kannte, und die späterhin für Frankreich so unheilbringend wurde, hätte ihre guten Lehren überdies nutzlos gemacht. Sie freute sich, daß die Gräfin d'Aumont durch ihre abenteuerliche Tugend ihr einen großen Dienst erwiesen, da sie selbst die längstgewünschte Gelegenheit gegeben hatte, sie von der Person der Königin zu entfernen, damit diese in Hinsicht Suffolk's ungebunden war.

Auch die Königin Maria war nicht ungehalten, als die Gräfin d'Aumont nicht ohne Verlegenheit zu ihr trat und sie wegen des Vorgefallenen um Verzeihung bittend ihr bekannt machte, daß sie von dem Könige ihres Dienstes entlassen sei. Die Königin, obwohl sie ein Recht hatte, der Oberhofmeisterin ihr Ungnade fühlen zu lassen, behandelte sie freundlich; nie konnte sie der Matrone ihre Achtung versagen, obgleich ihre strengen Grundsätze, welche sie überall äußerte, ihren Umgang nicht angenehm gemacht hatten; sie entließ sie gnädig und überreichte ihr zum Andenken ihr Bildniß. Als sie sich entfernt, athmete Maria tief auf und es war, als ob eine drückende Last von ihr genommen und sie nun erst frei sei.

Niemand war jedoch glücklicher als Emmy Glyfford, niemand, zwar aus andern Gründen, trauriger, als Anna Boleyn, welche es tief schmerzte, daß sie die unschuldige Ursache gewesen war, daß diese von ihr hochgeschätzte Frau den Hof verlassen sollte. Auch war ihr der Gedanke, daß die Gräfin nicht die Ueberzeugung ihrer Unschuld mit sich nehmen sollte, peinlich. Es trieb sie daher zu ihr hin.

Gräfin d'Aumont, sprach sie, ehrerbietig die würdige Frau begrüßend. Ich bin die unschuldige Ursache, daß Ihr aus unsrer Mitte scheidet. Ihr glaubt mich strafbar; aber in diesem Augenblicke, wo ich

aus aller Verbindung mit Euch trete, und mir nur noch an Eurer persönlichen Achtung gelegen sein kann, versichre ich Euch, daß ich schuldlos bin: Die Zeit wird mich rechtfertigen. Ich komme deshalb noch hierher, fuhr sie fort, die Hand der Matrone küssend, Euch um Verzeihung zu bitten, da ich vielleicht, im Gefühle meiner Unschuld, Euch nicht die Achtung bewies, die ich Eurer Würde schuldig bin, und welche Eure gute Absicht wohl verdiente.

Die Gräfin, durch Anna's Benehmen überrascht, sah lange mit theilnehmenden Blicken auf das liebliche Mädchen, ehe sie die Antwort finden konnte. Dann sagte sie; ihr freundlich zunickend: Ich will Euch glauben, Fräulein, Euer Blick zeigt Wahrheit, und es wäre auch wahrlich schade, wenn eine solche liebliche Blume in ihrer schönsten Blüthe geknickt werden sollte. Anna Boleyn, Ihr steht hier am Hofe auf schlüpfrigem Boden; verlaßt ihn, sobald es möglich ist, das ist mein letzter, mein mütterlicher Rath.

Anna fühlte die Wahrheit dieser Worte; allein an Mariens Geschick gekettet, durfte sie es wohl nicht wagen, jetzt schon diesen Rath zu befolgen, und mußte sich ihrem Schicksale überlassen.

Die Königin, von dem Zwange ihrer Oberhofmeisterin befreit, von der Hoffitte, da die sechs Wochen der strengen Trauer vorüber waren, nicht mehr so eingeschränkt, wie sonst, hatte nun fast jeden Tag Gelegenheit, Suffolk öffentlich oder im Geheim zu sehen. Seit sie den französischen Boden betreten, hatte die Pflicht sie von ihrem Geliebten getrennt, aber durch diese gewaltsame Trennung war die Gluth in Beider Herzen nur noch mehr angefacht, und Suffolk fühlte nun wohl, daß es ihm unmöglich sein würde, Marien's stillen Wünschen und seiner Sehnsucht länger zu widerstehen. Manche schriftliche Aeußerung seines Monarchen überzeugte ihn in dieser Zeit überdies noch von dessen beständiger Neigung zu ihm, und so glaubte er endlich den Schritt wagen zu können, von welchem ihn nur noch sein, dem Könige von Frankreich gegebenes, Wort zurückhielt. Aber was bindet so fest, daß es die Liebe nicht lösen sollte. —

Emmy Glyfford, welche zu diesem Zwecke freier handeln konnte, als die Königin selbst, da ihre Weiblichkeit nicht dabei verletzt wurde, sah mit Freuden, wie die Leidenschaft in Suffolk's Herzen immer heftiger wurde. Auch in Marien's Brust sah sie die so lange unterdrückte Flamme mächtiger sich regen; denn seit sich die Königin mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, in Suffolk ihren Gemahl zu sehen, gab sie sich ihren Gefühlen ganz hin. Die arkadische Liebe, wie sie König Franz zu nennen pflegte, diese reine, zarte Liebe, die sonst in ihrem Herzen, ein heiliger Funke geglimmt hatte, war auch bei Marien zur Flamme aufgelodert, und

nur mit Mühe vermochten sie bei ihren nächtlichen Zusammenkünften diese Flamme zu dämpfen. Beide fühlten dies, und eines Abends, wo sie es nur einem Zufalle dankten, der ihnen Stärke gegeben hatte, ihrer Leidenschaft zu widerstehen, faßte Suffolk den Entschluß, und sprach ihn unumwunden aus, daß sein dem Könige von Frankreich gegebenes Wort, so wenig als die Furcht vor dem Zorne Heinrich des Achten, ihm ferner in seinem Glücke hinderlich sein sollte. Maria, am Ziele ihrer Wünsche, sank in seine Arme, und die künftige Nacht ward zur Ausführung des gewagten Unternehmens bestimmt.

In dieser verhängnißvollen Nacht saß die Königin, hochzeitlich, doch einfach, geschmückt in ihrem Zimmer. Anna, welcher man das Geheimniß mitgetheilt, stand, Thränen im Auge, vor ihr, und flocht einen Kranz von Rosen in ihr Haar, während Emma Glyffort mit den nöthigen Anordnungen in einem andern Zimmer beschäftigt war.

Was weinst Du, Anna? fragte die Königin, als sie die Thränen in ihren Augen erblickte. Du siehst mich heiter und mit meinem Loose zufrieden, siehst mich ja dem Ziele meiner heißesten Wünsche so nahe. Gönne mir den schönen Augenblick ungetrübt, und laß mich nicht durch Deine Thränen in die Zukunft blicken. Fürchte nichts für mich, gute Anna; selbst Deinen thörigsten Hoffnungen, dächt' ich, müßte der Schritt, den ich zu vollbringen bereit bin, neue Schwingungen leihen. Laß die Thränen! Den Myrtenkranz darfst Du mir zwar nicht in die Locken schlingen, winde aber mit freudigem Lächeln die Rosen in mein Haar!

Morgen sind sie verwelkt, sagte Anna traurig. Das leiseste Lüftchen nimmt ihre Blätter mit sich fort, und dieser Schmuck ist nur für kurze Stunden blühend und schön. Aber die Krone von Gold und funkelnden Edelsteinen, die, wie die Himmelssterne durch Wolken, aus Euren Locken hervor blitzten, sie schmückt das Haupt für immer, erhellet das Leben mit ihrem schimmernden Glanze, und erst des Todes Hand entreißt sie uns!

Ich habe sie getragen! sagte Maria ernst, und sie hat mein Leben nicht erhellt, sie hat mich schwer gedrückt. Das Glück, welches sie bietet, Anna, ist ein trügerischer Schein, ein Irrlicht, keine Fackel des Himmels, unsre Welt zu erleuchten!

Anna erwiderte nichts, so wenig sie auch die Gefühle Maria's theilte. Als sie den Kranz in die Locken geflochten hatte, sah sie mit Wohlgefallen auf ihre Gebieterin, und sagte, von ihrem Anblicke hingerissen: Ihr seid wahrlich schön, meine Königin, heute schöner, als an jenem Tage in Abbeville; dort glühte Euer Auge stolz, heute ist es nur der sanfte Strahl der Sehnsucht, der lieblicher noch aus ihm hervorbricht. Ihr steigt von

Eurer Höhe herab, und hofft, die Liebe soll Euch lohnen; Ihr fühlt Euch glücklich in diesem Gedanken, aber noch tausendmal beglückender muß es sein! rief sie, sich vergessend, und ihr ganzes Wesen drückte Hoheit und Majestät aus — tausendmal beglückender muß es sein, ein strahlender Diadem, mit Rosen und Myrten umwunden, im Haar, von der Liebe auf einen Thron gehoben, in seinem Himmel einzugehen!

Armes Mädchen! sagte Maria bewegt: Du dauerst mich. Suche Deinen Himmel nur in Deinem Herzen. Dort kann Dir ein unaussprechlich schönes Paradies entblühen; dort, wo der Ehrgeiz schweigt, tönet Dir nur die sanfte Stimme der Liebe melodisch entgegen, dort lebst Du nur Dir, Deinem Geliebten, und einem stillen, reinen Glücke. Klimme nicht nach einem unerreichbaren Ziele, nicht nach einer freudenlosen Höhe, Du wirst sie nie erreichen; und wollt' es Dein finsteres Geschick, dann wehe Dir! Der Glanz des Thrones erhellet, aber erwärmet nicht unser Leben; es ist ein Schimmerglanz, der das Auge blendet, aber der innere Friede des Herzens, dieser fromme Begleiter, dieser sanfte Tröster in der Noth, er flieht den Glanz, er weilt nur selten unter dem goldburchwirkten Baldachin; mit Freuden sag' ich dem Purpur Lebewohl. Auf dem schönsten Throne der Welt, auf Frankreich's Throne, hab' ich gesessen. Anfangs ward ich oft von seinem Schimmerglanze verlockt; ich glaubte mich glücklich in dem Geräusche der Turniere und Feste; der Weihrauch, der mir dampfte, that meinen eitlen Sinnen wohl. Wenn ich aber am Abend den Flitterglanz abgelegt hatte, die Königin wieder Maria von Lancaster war, ich auf einsamem Lager an den gekränkten Freund, an jene glücklichen Tage in Richmond dachte, und die Freude wog, welche mir hier, zum Ersatze für sie, wurde, o wie schaal waren sie mir dann; wie einsam fand ich mich und wie gern hätt' ich mein Schicksal mit dem des ärmsten Weibes meines Landes vertauscht, das in den Armen ihres liebenden Gatten, dem kommenden Tage voll Mühen und Sorgen sanft entgegen schlummert!

Anna schüttelte zweifelnd und nachdenkend ihr Haupt, als Emmy eintrat und ihrer Gebieterin leise etwas zuflüsterte. Die Königin winkte bejahend, die Glyfford entfernte sich.

Bald trat durch eine geheime Thür ein alter Priester ein, welcher die Königin ehrfurchtsvoll begrüßte. Wißt Ihr, ehrwürdiger Herr! redete sie ihn an, weshalb Ihr hierher beschieden seid? Seid Ihr von Allem unterrichtet?

Ich weiß es, Majestät! erwiderte der Alte, und bin bereit, Eurem Befehle zu gehorchen!

Ich danke Euch! sagte Maria huldvoll, und ersuche Euch, gleich nach vollbrachter heiliger Handlung Paris zu verlassen und nach England zu flüchten. Dort wird Euch mein Bruder schützen und ich werde Sorge für Euch tragen!

Ist Ew. Majestät so gewiß, fragte der Geistliche mit ruhigem Lächeln, daß ich bei Eurem königlichen Bruder mehr Schutz finden würde, als bei dem Könige, meinem Herrn? Was ich zu thun bereit bin, will ich vor Gott, mithin auch vor meinem Monarchen verantworten, und die wenigen Tage, welche mir der Herr noch gönnen wird, möchte ich gerne in meiner Heimath durchleben und in vaterländischer Erde ruhn, denn sie allein dünkt dem müden Schläfer nicht schwer!

So nehmt dies zur Belohnung! sprach die Königin, ihm einen funkelnden Brillanten reichend. Der Priester nahm ihn, besah ihn aufmerksam, dann gab er ihn der Königin zurück. Der Ring, den Eure Gnade mir als Belohnung bietet, ist von hohem Werthe! sprach er. Nehmt ihn zurück, Majestät, ich bedarf keines Lohnes. Reicht mir ein kleines werthloses Andenken an Euch und diese feierliche Stunde, und ich werd' es gerührt und dankbar annehmen, und es treu bewahren! Da zog die Königin einen Ring von ihrem Finger, einfach und ohne Werth. Nehmt ihn, lieber Herr! bat sie, und schließt mich in Euer Gebet.

Das werd' ich! erwiderte der Geistliche, den Ring mit Wohlgefallen betrachtend. Verzeihe mir Eure Majestät, begann er nach kurzem Schweigen, wenn ich, ehe ich zu der heiligen Handlung schreite, Euch ermahnen muß, mit reuigem Herzen Euch zu Gott zu wenden und Eure Sünden zu beichten. Nur wenn Ihr von aller Schuld entsündigt vor mir steht, kann ich einen dauernden Segen über Euch sprechen, und vielleicht den Entschluß, den die Sünde gebar, heiligen!

Ihr irrt, Priester des Herrn! erwiderte Maria würdevoll. Was ich Euch zu beichten hätte, sind nur menschliche Schwächen, die ich mit allen meinen Schwestern und Brüdern gemein habe; ich bin mir keiner Sünde bewußt, mein Entschluß entsprang aus einer reinen Quelle, von keinem Vergehen getrübt, deshalb sprecht getrost den Segen über mich!

Indem sie dies sagte, öffnete sich die Thür, und Emmy führte den Herzog von Suffolk herein. Nicht mit der stürmischen Gluth der Liebe, nicht mit dem Feuer aufflammender Leidenschaft nahte er sich Marien; inniges, tiefes Gefühl sprach aus seinen Augen, als er vor sie trat, ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen preßte. Eure Liebe soll mich ganz beglücken! sagte er gerührt; ich erkenne das Opfer, Königin, welches Ihr mir bringt, ich werde es ewig erkennen!

Beginnt, ehrwürdiger Herr! sprach er dann zu dem Geistlichen. Bald ist es Mitternacht, und jeder versäumte Augenblick könnte Gefahr bringen!

Königin von Frankreich! begann jetzt der Priester, nachdem Suffolk und Maria Hand in Hand vor ihn getreten waren, in Emmy's Augen bei diesem Anblicke eine Freudenthräne glänzte, und Anna's Kniee, von geheimer Furcht erschüttert, wankten. Königin von Frankreich! Witwe Ludwig's des Zwölften, dieses Vaters seines Volks! Ihr seid gesonnen, dem Glanze, der Herrlichkeit königlicher Macht zu entsagen, und einem

Diener und Vasallen Eures königlichen Bruders die Hand als Eurem ehelichen Gemahl zu reichen. Habt Ihr auch wohl die Folgen dieses Schrittes bedacht? Der Zorn zweier Könige kann Euch treffen, der Hohn der Welt Euch in einen Kerker folgen, und diese Stunde das Haupt Eures Geliebten auf den Block legen. Was der Mensch zu opfern vermag, opfert Ihr, Maria von Lancaster! Was der Mensch zu bieten vermag, bietet Ihr, Charles, Herzog von Suffolk, für ein ungewisses Glück. Mit dem Ja, das Euer Mund in dieser feierlichen Stunde ausspricht, könnt Ihr Euch einem düstern Schicksale, einem schmählichen Tode weihen, und hofft dafür in dem vergänglichen Glücke der Liebe allein Ersatz. Ach! des Menschen Herz ist ein schwankendes Rohr; jedes Lüftchen bewegt es, und der Sturm des Schicksals beugt es spielend nieder. Ihr, Herzog von Suffolk, lohnt Eurem Wohlthäter mit Undank und werdet dem Könige von Frankreich wortbrüchig. Ihr, hohe Frau, beleidigt durch diesen Schritt den Geist Eures edlen verstorbenen Gemahls; ganz Frankreich wird Euch tadeln, ganz England Euch zürnen. Ueberlegt es wohl. Noch steht Ihr am Scheidewege; mit der kommenden Minute rauscht Euer Schicksal unwiderbringlich dahin! — Seid Ihr nun noch entschlossen? fragte er nach kurzem Schweigen.

Wir sind es! erwiderten Beide.

Nun, so möge Gott, der das Herz des Menschen lenkt und sein Schicksal in mächtigen Händen hält, Euer Beginnen segnen! Er möge Alles zum Besten lenken, die reine Liebe Eurer Herzen erkennend, mit milder Hand Euch schützen und den Sturm des Schicksals leiten, daß er das, über Euch sich thürmende, Gewitter zertheile!

Euch, hohe Frau, die ich nun zum letzten Male als Königin von Frankreich begrüße, die mit diesem Augenblicke allem Glanze des Thrones entsagt, Maria von Lancaster, ich frage Euch, ist es Euer unabänderlicher Wille, Charles Brandon, Herzog von Suffolk, zum ehelichen Gemahl zu nehmen, und mit ihm Freud' und Leid zu theilen, so sprecht es aus mit einem feierlichen Ja!

Die Königin sprach das verhängnißvolle Ja mit bebender Stimme.

Und Ihr, Charles Brandon, Herzog von Suffolk, seid ihr fest entschlossen, diese, Eure Verlobte, Maria von Lancaster, Prinzessin von England, als Eure eheliche Gemahlin mit Treu und Liebe zu empfangen, so thut ein Gleiches und sprecht Ja!

Obgleich der Herzog fühlte, daß er mit diesem Worte sein Todesurtheil aussprechen konnte, so sagte er es doch mit feierlichem festem Tone. Der Priester legte nun ihre Hände in einander, sprach den Segen über sie und der verhängnißvolle Bund war geschlossen, das Ziel, wonach sie seit Jahren gerungen, war erreicht; ein heitrer unumwölkter Himmel öffnete sich ihnen, und ihren Blick von der Zukunft abwendend, fühlten sie sich in der Gegenwart hoch beglückt.

Durch die Voreiligkeit der Gräfin d'Aumont, war, trotz dem, daß sie ihren Freundinnen nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihr Geheimniß anvertraut, doch schon am andern Tage das Gerücht, der Admiral sei von der Oberhofmeisterin bei Anna Boleyn überrascht worden, am ganzen Hofe verbreitet. Als diese im Gefolge ihrer Gebieterin einem großen Feste beiwohnte, welches des Königs Mutter, niemand wußte, zu wessen Ehren gab, wurde sie durch den spöttischen Blick der Frauen und das bedeutungsvolle Lächeln der Männer nicht wenig in Verlegenheit gesetzt. Sie errieth leicht die Ursache dieses sonderbaren Benehmens, schützte ein Unwohlsein vor und entfernte sich gleich nach aufgehobener Tafel.

Tief gekränkt betrat sie ihr Zimmer. Sie sah ihren Stolz gedemüthigt, fühlte sich, obgleich schuldlos, tief erniedrigt, und fürchtete, wohl nicht ohne Grund, daß diese Verläumdung bis nach London, vielleicht sogar bis zu dem Ohre des Königs dringen könnte, und so sah sie das ganze Gebäude ihres geträumten Glückes zusammenstürzen. Da öffnete sich die Thür und der Admiral trat ein. Entrüstet sprang Anna auf und wollte sich entfernen. Dame! sprach er, sie zurückhaltend, gönnt mir nur einen Augenblick Gehör. So eben vernahm ich von dem Könige, daß die Gräfin d'Aumont glaubt, mich, in jener Nacht, aus Eurem Zimmer kommend, gesehn zu haben: ich bin Euch hierüber eine Erklärung schuldig. Ich habe früher um Eure Gunst, und vergebens, geworben, dies mag vielleicht der Grund der Verläumdung und dieses bösartigen Gerüchtes sein; aber eben deshalb bin ich Euch Genugthuung schuldig. Ich war glücklicher Weise an jenem Abend mit dem Kanzler und Anna von Montmorency bei dem Könige! Beide können es mit mir bezeugen, daß das Gerücht gelogen hat; wir werden dies öffentlich vor dem versammelten Hofe thun, und wenn Ihr es erlaubt, holdes Fräulein, so werde ich dann erklären, daß ich jeden zum Zweikampfe fordere, der es wagt, Eure Ehre auch nur durch das leiseste Wort anzutasten. Ich war schon einmal Euer Ritter im Kampfe mit stumpfer Lanze und Schwert; erlaubt mir es auch da zu sein, wo mit scharfen Waffen gefochten wird!

Ich danke Euch, Herr Admiral! erwiderte Anna; ich kenne Eure Galanterie und den ritterlichen Sinn, der Euch hierzu bestimmt, aber darf Eure Dienste nicht annehmen. Ueberlaßt es der Zeit, meine Unschuld an den Tag zu bringen; Stolz und Bewußtsein wird mich bis dahin über meine Feinde erheben. Ich danke Euch nochmals: damit aber die Verläumdung nicht gerechte Ursache findet, ihr Gift auszuspritzen, so bitte ich, Euch zu entfernen! Dies sagend verneigte sie sich und verließ das Zimmer.

Bei Gott, ein königliches Gemüth! sagte Bonnivet. Solch stolzem Sinn in einem kaum fünfzehnjährigen Mädchen bin ich auf meinen lustigen Wanderungen noch nicht begegnet! Solch stolzes Herz könnte den Flüchtigsten zur Beharrlichkeit zwingen! Er verließ das Gemach und kehrte in den Kreis des versammelten Hofes zurück, wo eben der König öffent-

lich von diesem Vorfalle sprach, die Entlassung der Oberhofmeisterin erwähnte und mit der ihm eigenen Heftigkeit schwur, daß man Anna Boleyn Unrecht thue, indem Bonnivet während des ganzen Abends bis in die späteste Nacht mit Anna von Montmorency bei ihm gewesen sei. Auch gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß jeder, der sich zweifelnd äußern würde, seiner Ungnade gewiß sein könnte.

Dieses Wort des Königs legte jedem Stillschweigen auf, und obgleich wohl Mancher eines Andern sich überzeugt glaubte, und sich die Verhältnisse nach seinem Belieben dachte; so wagte es doch schon am folgenden Tage niemand mehr, Anna auch nur mit dem flüchtigsten Blicke zu kränken, und die Sache schien vergessen zu sein.

Drei Tage waren den Neuvermählten in dem süßesten Glücke der Liebe vergangen. Suffolk wurde es nicht schwer, sich in die Gemächer der Königin zu schleichen, da seit der Abwesenheit der Gräfin d'Aumont jeder Zwang von ihr entfernt und sie nicht mehr, wie bisher, mit Spähern umgeben wurde. Franz der Erste behandelte sie mit ausgezeichneter Höflichkeit, schien Anna zuweilen, trotz der Anwesenheit der Chateaubriant den Hof zu machen, und selbst die Herzogin von Angouleme war gegen Maria freundlicher als je. Auch gegen Suffolk, welcher zuweilen am Hofe erschien, war der König äußerst gnädig und zeigte ihm bei jeder Gelegenheit, wie sehr er wünsche, mit England in gutem Vernehmen zu bleiben.

Nach einigen Tagen ließ ihn der König zu sich entbieten. Suffolk, wohl ahnend weshalb es geschehe, waffnete sich mit Muth und eilte nach dem Palaste, wo er auf dem Hofe alles zur Jagd bereit, Franz den Ersten aber in seiner Jagdkleidung an einen Tisch gelehnt, ihn erwartend, fand. Auf den ersten Blick sah der gewaubte Suffolk, daß der König sich bestrebe ernster zu sein, als er war, und dies stärkte seinen Muth.

Herzog von Suffolk! redete ihn der König an. Ich hatte viel Vertrauen auf Euern ritterlichen Sinn, und habe mich getäuscht. Ich habe Eurem Wort getraut und Ihr habt es gebrochen. Wegen dem, was Ihr in jener Nacht gethan, sollte ich vergessen, daß Ihr der Abgesandte des Königs von England seid, und sollte Euch den Kopf vor die Füße legen lassen, da Ihr es gewagt habt, die Witwe des Königs von Frankreich ohne meine Erlaubniß zu ehelichen. Könnt Ihr es leugnen? Könnt Ihr diejenigen Lügen strafen, die es mir berichteten? Welche Entschuldigung kann ein Ritter haben, sein Wort zu brechen?

Sire! erwiderte Suffolk, ich erkenne mein Unrecht. Vor dem Richterstuhle des Königs von Frankreich darf ich keine Verzeihung erwarten,

denn für einen strengen Richter habe ich keine Entschuldigung; aber vor dem Richterstuhle des Herzens wag' ich mich zu entschuldigen, und der ritterliche König, welcher die Gewalt der Liebe kennen gelernt, wird mir gewiß verzeihen. Seit Jahren schon liebte ich Maria von Lancaster. Der König, mein Herr, von der Reinheit unserer Liebe überzeugt, schien sie zu dulden. Da störte die Staatskunst unser Glück, Maria wurde das Opfer, und wie sie, wie ich seitdem gehandelt, weiß Ew. Majestät selbst. Sollte ich noch einmal mein Glück auf das Spiel setzen? Soll ich vielleicht auch Karl von Spanien die Geliebte zuführen? Ich weiß, daß ich mein Leben dadurch verwirkt, aber welches Opfer wäre der Liebe zu groß? Auch Ihr, Sire, könnt mir nicht zürnen. Es wird Euch nicht entgangen sein daß meine Heirath mit Maria von Lancaster wahrscheinlich ein Band zerrissen hat, welches England mit Spanien oder einer andern Macht verbunden hätte. Ihr werdet mir huldreich mein Wort zurück geben und unser Beschützer sein. Für Frankreichs Wohl ist es besser, daß die Witwe seines Königs die Herzogin von Suffolk geworden, als wenn sie dereinst Königin von Spanien würde.

Der König lächelte bei diesen Worten. Die Fehler der Liebe, sagte er besänftigt scheinend, straf' ich nicht gern, und deshalb möchte ich Euch wohl verzeihen, nur wünschte ich nicht, daß dies die Ursache eines Zwistes zwischen mir und Eurem König würde. Mir liegt in diesem Augenblick zu viel an der Freundschaft Englands, als daß ich sie Euretwegen opfern möchte. Rechnet deshalb nicht auf meinen Schutz; ich übergebe Euer und Eurer Gemahlin Schicksal in die Hände Eures Königs. Die Beleidigung, welche dadurch dem Könige von Frankreich zugefügt wurde, will ich Euch vergeben. Was ich thun kann, den König, Euern Herrn, zu versöhnen, soll geschehen, doch verlang' ich von Euch, bis zu dessen Entscheidung von meinem Hofe, selbst von Eurer Gemahlin entfernt zu bleiben. Man ahnet das Geschehene und mir liegt ob, den äußern Anstand zu beobachten, und dadurch dem Könige von England zu zeigen, wie unangenehm auch mir dieser Vorfall ist. Meldet Eurem Herrn Eure Vermählung selbst. Morgen geht ein Gesandter nach London, er kann der Ueberbringer Eures Schreibens sein!

Nur warne ich Euch ernstlich, Herzog von Suffolk! fuhr der König fort, und sein Gesicht umdüsterte sich, meine Langmuth nicht noch einmal auf die Probe zu stellen, und bis zur Entscheidung Eures Herrn nicht am Hofe zu erscheinen, noch Eure Gemahlin zu sehen oder zu sprechen, sonst würd' ich Eure Kühnheit streng ahnden müssen. Ich entlasse Euch in Gnaden und bewillige das der Königin Maria ausgesetzte Witthum auch der Herzogin von Suffolk. Nun gehabt Euch wohl und benehmt Euch klug!

Der Herzog verneigte sich und wollte eben das Zimmer verlassen, als ihn der König zurück rief. Suffolk! sagte er freundlich, ich bin es

der Königin, deren Ritter ich einst war, schuldig, sie zu schützen, so viel ich es vermag. Für den Fall, daß mein Bruder von England Eure Verhaftung verlangt, sollen bis nach Savoyen Pferde für Euch bereit stehen Wenn Anna von Montmorency unter irgend einem Vorwand zu Euch kommt, so sei dies ein Zeichen zur Flucht, säumt dann keinen Augenblick und eilt mit Eurer Gemahlin nach Savoyen, wo Ihr einer guten Aufnahme gewärtig sein könnt. Doch benutzt diesen Wink dann schnell; ich bin der Liebe gern gefällig, möchte ihr aber dennoch nicht das Wohl meines Landes opfern!

Er entließ ihn und Suffolk ging mit freudigem Herzen heim. Ein Ungewitter war vorüber gezogen und er hoffte durch die Verwendung des Königs von Frankreich von seinem Monarchen einen milden Spruch.

Während Suffolk bei dem Könige war, hatte die Herzogin von Angouleme Marien ihre Aufwartung gemacht, und ihr Gespräch war fast von gleichem Inhalt, wie das des Königs. Die Herzogin machte sie ganz unumwunden mit der Meinung ihres Sohnes bekannt, und gab ihr zugleich die Versicherung, daß der König Alles thun würde, was zu einer Versöhnung mit ihrem Bruder führen könnte. Diesem fügte sie noch die Bitte zu, den Herzog von Suffolk während dieser Zeit nicht zu sehen und zu sprechen, und ertheilte ihr gleichfalls den Rath, im unglücklichsten Falle sich nach Savoyen zu begeben.

Maria war während dieser Zeit in drückender Verlegenheit, sie mußte der Herzogin für ihre Güte dankbar und doch über das Verhältniß, das sie so plötzlich aufgedeckt, beschämt sein, aber die Frauen, wenn ihre Leidenschaft nicht feindlich aufgeregt ist, verstehen sich bald und sind dann gegen ihre Fehler nachsichtiger, als die Männer. Auch die Herzogin kam ihr mit so vieler Freundlichkeit entgegen, fand den Schritt, den sie gethan, so natürlich, suchte ihn zu entschuldigen und sie theilnehmend zu beruhigen, daß die Scheu, welche Maria gleich anfangs für sie gefaßt, sie bald verließ und dem Zutrauen Platz machte. Sie schieden als Freundinnen.

Wochen waren verflossen, seit das Schreiben Maria's und Suffolk's an den König abgegangen war, und Emmy sich alle Abende zum Herzog geschlichen und ihm Nachricht von seiner Gemahlin gebracht. Suffolk selbst hatte seine Wohnung nicht verlassen. Mit Ungeduld und doch mit Furcht erwartete er die Antwort seines Königs; sie blieb immer noch aus, ein Monat war schon vergangen und Heinrich antwortete nicht, weder dem Könige Franz noch ihm. Da trat eines Nachmittags Anna von Montmorency zu ihm; Suffolk erbleichte bei seinem Anblick. Mich hat der König zu Euch gesandt,

redete er ihn an, indem er ihm lächelnd einen Brief überreichte, damit mir, der ich der Ueberbringer böser Zeitung sein sollte, auch die Freude werden würde, Euch gute Nachricht zu bringen. Ich glaube Ihr werdet mit dem Inhalt dieses Briefes zufrieden sein. Suffolk, des Königs Worte gedenkend, war ungewiß, was er thun sollte, doch öffnete er mit Hast das Schreiben, in welchem er sogleich die Handschrift seines Königs erkannte und las:

„Ich verzeihe Dir Deinen unüberlegten Schritt, da auch ich die Macht der Liebe kenne und nur zu gut fühle, wie unglücklich es ist, an der Seite eines Wesens, das man nicht liebt, sein Leben verbringen zu müssen. Ich selbst habe Deiner frühern Neigung zu meiner Schwester nichts in den Weg gelegt, und will es auch jetzt nicht. Kehre mit Maria nach England zurück und ihr Gemahl wird seinen Platz in meinem Herzen, an meinem Throne finden, wie sonst ihr Geliebter. Eile zu kommen, denn Euer Aufenthalt in Frankreich muß für Euch Beide drückend sein. Dem König Franz danke, er hat sich warm für Dich verwendet; sag ihm, seine Freundschaft sei mir werth und er könne auf mich rechnen. Heinrich.

In seiner Freude umarmte der Herzog den jungen Montmorency, welcher ihm nun sagte, daß er den Auftrag habe, ihn nach dem Palast, wo der König ihn erwarte, zu begleiten.

Freudigen Herzens folgte ihm Suffolk nach den Tournellen, wo er in den Gemächern der Herzogin von Angouleme nur sie und den König fand. Ich wünsche Euch Glück, geliebter Vetter, sagte Franz, ihm huldvoll die Hand reichend; hätte ich doch kaum geglaubt, daß mein Bruder von England solche Achtung für Galanterie habe. Ihr müßt sehr bei ihm in Gnade stehen und er seine Schwester besonders lieben; denn wahrlich! so gern ich auch die Thorheiten der Liebe verzeihe, so weiß ich doch nicht, ob ich in solchem Falle so nachsichtig gegen meine Schwesten von Alençon gewesen wäre.

Suffolk küßte die dargereichte Hand, und dankte dem jungen Monarchen, der so viel Anmuth und Herablassung mit königlicher Würde zu verbinden wußte. Auch theilte er ihm den Auftrag seines Königs, seines Herrn, mit.

Indem er noch sprach, öffnete sich die Thüre und Maria trat ein. Die Verlegenheit der Liebenden war groß, doch eilte ihr Franz der Erste schnell entgegen, ergriff, einige Schmeicheleien sagend, ihre Hand und führte sie dem Herzog zu. Madam, sprach er dann, schon einmal hab' ich Euch einen Gemahl zugeführt; erlaubt, daß ich es zum zweitenmale thue. Wahrlich! es geschieht heute mit freudigerm Herzen, als damals in Abbéville! Maria dankte ihm und war es gern überzeugt, daß er in diesem Augenblicke die Wahrheit gesprochen habe.

Nun aber, nahm die Herzogin von Angouleme das Wort, rath ich Euch, so werth mir Eure Gegenwart ist, Paris noch heute zu verlassen und unsern Palast in Meaux zu beziehen, da die verwitwete Königin von

Frankreich füglich nicht am Hofe als Herzogin von Suffolk erscheinen könnte. Ihr werdet dort alle Bequemlichkeiten finden und Alles, was zu Eurer Abreise nach England nöthig ist, soll indessen besorgt werden!

Madam! erwiderte Maria, ich danke Euch für Eure Fürsorge; ich würde, wäret Ihr mir nicht mit Eurer Güte zuvorgekommen, diese Bitte selbst an Euch gethan haben; da Ihr aber so freundlich mir bei der Einen entgegen gekommen seid, so wag' ich auch mit desto größerer Zuversicht eine zweite Bitte an Euch, mein König. Erlaubt, daß Anna von Boleyn sich künftig dem Dienste der Königin Claudia, Eurer Gemahlin, widmen darf!

Anna von Boleyn! rief der König erstaunt.

Ja, sie selbst, erwiderte Maria. Mein königlicher Bruder wünscht, ich wage nicht den Grund zu errathen, weshalb, daß sie in Frankreich zurück bleibe!

Der König schüttelte bedenklich den Kopf. Sonderbar, räthselhaft! sagte er dann; doch da Ihr es wünscht, so sei es. Meine Gemahlin, so wie meine Mutter werden für das liebliche Mädchen sorgen!

Maria dankte dem Könige für den neuen Beweis seiner Huld, und man trennte sich nicht ohne Rührung. Maria und Suffolk versprachen Franz dem Ersten noch alles Mögliche zu thun, das gute Vernehmen zwischen ihm und Heinrich dem Achten stets zu erhalten.

Als Maria mit Suffolk in ihre Gemächer zurückgekehrt war, fanden sie die Glifford, durch ihre Gebieterin von der Güte ihres königlichen Bruders unterrichtet, schon mit Einpacken beschäftigt; sie empfing sie mit jauchzender Freude! ihr sehnlichster Wunsch war erfüllt, sie kehrte nach ihrem Vaterlande zurück und sah ihre geliebte Maria glücklich an der Seite Charles Brandon's.

Trauernd, doch thränenlos saß Anna Boleyn auf ihrem Zimmer. Der Befehl ihres Königs hatte ihre ganzen Hoffnungen zertrümmert; eine leise Andeutung ließ sie vermuthen, daß der unglückliche Vorfall, wo Suffolk um Mitternacht ihr Gemach verlassen, die Ursache der königlichen Ungnade, und ihre Entfernung von London sei, und sie hatte nicht Unrecht. Das verläumderische Gerücht, daß Bonnivet Anna den Hof mache und der Oberhofmeisterin begegnet sei, als er eben um Mitternacht ihr Schlafzimmer verlassen habe, war bis zu den Ohren des Königs gedrungen. Dies hatte Heinrichs frühere Neigung schnell verwischt und ihn zu diesem Befehle vermocht. Kein tröstend Wort drang in Anna's Herz, sie überließ sich ihrem stillen Gram und selbst, als Maria ihr ver-

sprach, den König von ihrer Unschuld zu überzeugen und alles Mögliche zu thun, ihn zum Widerruf seines Befehles zu vermögen, blieb sie ernst und in sich gekehrt. Endlich brach sie in laute Klagen aus. Ich soll in die Dienste der Königin Claudia treten? sagte sie mit dem Trotz der Verzweiflung. Nun wohl, so will ich an dem Hofe Franz des Ersten bleiben, und keine Gewalt der Erde, das schwör' ich, soll mich in den ersten Jahren nach London zurückführen. Kann er mich, kann auch ich ihn vergessen!

Suffolk hielt Wort. Heinrich der Achte, durch ihn und seine Schwester von ihrer Unschuld überzeugt, gab ihr die Erlaubniß, zurück zu kehren. Aber ihr Schwur, selbst ihr Stolz hielt sie gebannt. Sie hatte erfahren, daß der König indessen eine strafbare Verbindung mit ihrer ältern Schwester Maria eingegangen war; dies betrübte sie und machte ihr den Hof von London verhaßt. O wäre es doch für immer geschehen, hätte ihr Stolz sie doch ewig an Frankreich gefesselt! Erst nach fünf Jahren, als der Tod ihre Beschützerin, die Königin Claudia, hinweggerafft, kehrte sie nach oft wiederholter Einladung, in der Blüthe höchster Schönheit zu ihrem Verderben nach England zurück, wo sie der König mit neu erwachter Gluth empfing und sie ihrer Wünsche hochgestecktes Ziel erreichte. Aber nicht der Tod, wie sie in jener verhängnißvollen Nacht ihrer Gebieterin gesagt, nahm ihr die Krone aus den Locken; noch im Leben sah sie sich dieses Schmuckes auf schmähliche Weise beraubt und büßte ihren Ehrgeiz auf dem Schaffot.

Der König empfing Suffolk und seine Gemahlin mit besonderer Huld! nicht der leiseste Vorwurf störte die Freude des Wiedersehens und mehr als je konnte sich Suffolk der Gnade seines Monarchen erfreuen.

In Richmond, wo sich ihm die Knospe der Liebe entfaltet hatte, genossen die Glücklichen, vom Geräusch des Hofes entfernt, lange die Freuden des stillen häuslichen Glücks, bis ein neuer Krieg ihn den Armen seiner Gattin entriß, und er an den Hof mußte, um gegen den Stolz und die Anmaßung des Kardinals Wolsey zu kämpfen. Aber sobald die Kriegstrommete schwieg, sobald der unnmschränkte Einfluß des Kardinals es ihm erlaubte, kehrte er zu seiner Gemahlin zurück, welche nur selten am Hofe erschien, und sich in den Armen ihres Gatten, im Kreise ihrer Kinder hoch beglückt fühlte. Einen Sohn und eine Tochter hatte ihnen der Himmel geschenkt, den Sohn nahm er ihnen in der Blüthe seiner Jugend wieder, die Tochter ehelichte den Marquis Dorset, ward Mutter der unglücklichen Johanna Grey und sah Gatte und Tochter auf dem Blutgerüste sterben.

Auch Suffolk's Glück war nicht dauernd; Maria ging ihm in der schönsten Blüthe ihres Alters voran, und ihn, der unerschütterlich in der Gunst des Königs blieb, ereilte der Tod wenige Monden vorher, ehe die blutdürstige Königin Maria seinen Eidam und seine Enkelin enthaupten ließ.

Die Lady von Mull.

Die See ging hoch, dunkle Wolken thürmten sich im Osten auf, die Wellen brachen sich schäumend an den hohen zackigen Klippen, die, Sturm und Wogen trotzend, seit Jahrtausenden schon ihre bemoos'ten Häupter unsern des Ufers erhoben. Einzelne Blitze leuchteten, dumpf rollte der Donner in der Ferne, der Sturm heulte, und die Seevögel schwebten kreischend über der schäumenden Brandung. Kaum hatte sich die Sonne hinter die Berge gesenkt, und schon war es Nacht.

Da trat ein Mädchen, schüchtern um sich her schauend, hinter einem Fels hervor. Der Wind trieb ihr flatterndes Haar wild durch einander, und der wollene Plaid, den sie vergebens fest zu halten suchte, rauschte im Sturme. Sie sah ängstlich auf die wogende See, ihr Auge blickte unverwandt nach einem entfernten weißen Punkte, der ihr ein Segel zu sein schien. Er kam näher, es war ein Schiff, dessen weiße Segel der Wind blähte; es kämpfte muthig gegen Sturm und Wellen, und mit angsterfüllten, klopfendem Herzen streckte das Mädchen die Arme dem Orkan entgegen, als ob sie ihn beschwören wolle.

Sorge nicht, es landet glücklich! — schallte hinter ihr eine hohle Stimme — Sorge nicht, Everraline! Du siehst ihn heute noch! — und hinter den Felsen schritt eine lange hagere Gestalt, in einen weiten dunkeln Mantel gehüllt, und verschwand.

Erschrocken, wie gebannt, stand das Mädchen. — Jutta! — rief sie schaudernd — Jutta! — rief sie noch einmal und stürzte hinter ihr her; die Erscheinung war verschwunden, Dunkelheit barg sie Everralinen.

Kennt sie auch mein Geheimniß?! — rief sie endlich aus, und kehrte an's Ufer zurück. — Nein, nein! verrathen wird sie mich nicht! — Sie blickte nach dem nahenden Segel, die Nacht verbarg es, sie sah es nicht mehr. Das Unwetter wurde immer heftiger, der Donner rollte lauter, der Hagel schlug rasselnd an die hohen Felswände, nur schlängelnde Blitze erleuchteten zuweilen die Finsterniß und Schutz suchend barg sie sich unter einem herabhängenden Felsstück. Doch bald hörte sie ein leises Geräusch in der Ferne, immer näher und näher kam es, immer deutlicher glaubte sie die Tritte zu erkennen, durch Sturm und Regen

ſprang ſie hervor, und die Arme eines Mannes umſchlangen die Geängſtigte.

Biſt Du es, Arthur Mac-Allan?! rief das Mädchen.

Ich bin es, gute Everraline! — antwortete dieſer — und glücklich, daß ich Dich hier finde. Ich glaubte kaum, daß Du in dieſem Wetter Dich heraus gewagt hätteſt.

Ach, meine Sehnſucht war zu groß! — erwiderte das Mädchen — Ich mußte Dich ſehen, mußte Dich heute ſprechen. Wir waren lange getrennt!

Alles, was ein ſehnendes, liebendes Herz im Vollgenuß ſeines Glückes zu empfinden, was die Lippe auszuſprechen vermag, wechſelten die Glücklichen, und die Zukunft breitete ſich freundlich vor ihnen aus. Da tönte von Caſtle Douarts hohen Felſen der Ruf des Hornes, der alle Bewohner der Burg zum Abendgebete mahnte. Bei dem dritten Rufe ſchloß ſich das Thor, die Zugbrücke raſſelte auf, und die Burg wurde dann vor Sonnenaufgang nicht wieder geöffnet.

Lebe wohl, Geliebter! — rief Everraline — wir müſſen uns trennen, das Horn ruft; lebe wohl! Wann ſeh' ich Dich wieder?

So bald nicht, mein theures Mädchen! — ſagte der Jüngling traurig — ich muß auf längere Zeit in meine Berge zurück, ich kann, ich darf nicht herüber zu Dir; aber ehe ich ſcheide, geliebte Everraline, verſprich mir noch, wenn Dein Laird nach Isla ſchifft, ſei es morgen, ſei es jeden andern Tag, nicht mit hinüber zu fahren.

Gern, mein guter Arthur! — ſagte ſie — gern verſpreche ich es Dir; denn ſchwerlich wird unſere Lady ihren Vater dorthin begleiten.

Da tönte noch einmal das Horn. — Leb' wohl, Arthur! — rief das Mädchen — ich gehe nicht nach Isla! — und lief, ſchnell wie das flüchtige Reh, durch Wetter und Sturm den Felſen hinauf, und ehe noch das Horn zum dritten Male blies, hatte ſie Brücke und Thor hinter ſich.

An der weſtlichen Küſte von Schottland liegen die Inſeln Sky und Mull, erſtere von dem Clane der Mac-Donald, letztere von dem Clane der Mac-Lean bewohnt. Schon ſeit einem Jahrhunderte ſtanden dieſe beiden Stämme in blutiger Fehde gegen einander. Die Mac-Donalde, als die Stärkeren, hatten faſt immer geſiegt, während die Mac-Lean ſich nur durch Verbindung mit andern Clans mühſam erhielten. Mehrmal im offenen Felde geſchlagen, war das unüberwindliche Caſtle Douart, das auf einer Felſenſpitze weit in das Meer hinausragt, ihnen eine ſichere Zuflucht geweſen, und oft ſchon hatten es die Mac-Donalde vergebens belagert. Oft wurde zwar durch das Anſehn des Königs ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, und den Streitenden ein kurze Ruhe geſchenkt, aber bald von einer, bald von

der andern Partei wieder gebrochen, begann die Fehde immer blutiger wieder.

Unter der Regierung Jakobs V., des Vaters der unglücklichen Maria Stuart, ward der Clan der Mac-Lean bis auf's Aeußerste gebracht. Bei einer nächtlichen Landung auf Sky hatte Lauchlan Mac-Lean, der Häuptling des Stammes, seine beiden Söhne und den größten Theil seines Clans verloren. Die ganze Insel Mull preis gebend, schloß er sich mit seinem einzigen Kinde Malvina und dem Reste der Mac-Lean in Castle Donart ein, und erwartete so den Angriff der Mac-Donalde. Doch statt dessen schickte Angus, der Laird von Sky, ihm die beiden Leichen der Söhne zurück, und bot ihm unaufgefordert einen Waffenstillstand von mehren Monaten an, während dessen sie ihren Streit der Entscheidung des Königs vorlegen wollten. Sein hohes Alter, der blutigen Fehde müde, mehr aber noch die friedfertige Gesinnung seines ältesten Sohnes James, der mehre Jahre mit dem Könige in Frankreich gewesen, und dort die rauhen Sitten des nördlichen Schottlands etwas abgelegt hatte, bestimmten ihn, seinem tief gebeugten Feinde sich friedlich zu nähern.

Mac-Lean nahm das Anerbieten an, der Waffenstillstand ward feierlich geschlossen, und er führte zum ersten Mal Malvina, dieses Heldenmädchen, das schon öfters an ihres Vaters Seite muthig gefochten hatte, an den Hof Jakob's und der Maria von Guise.

Die hohe, herrliche Gestalt des Mädchens, der Ruf ihrer Tapferkeit, von den kriegerischen Schotten selbst bei Frauen geehrt, der seelenvolle Ausdruck ihres schönen Gesichts, setzten alle Herzen der Höflinge in Bewegung, selbst der König schien die Lady auszuzeichnen; doch gegen alle Bewerbungen blieb sie kalt, so sehr auch der listige Mac-Lean, der, nur die Ehre seines Stammes vor Augen, eine Verbindung mit irgend einem mächtigen Hause wünschen mußte, ihr Betragen mißbilligte.

Malvinen schien die Natur nur ein Herz gegeben zu haben, dem ehernen Panzer, nicht dem Geliebten entgegen zu schlagen, und nach und nach zogen sich die Bewerber zurück. Nur James Mac-Donald, der sich, gleich den Andern, ihr freundlich und sie auszeichnend genähert hatte, war trotz der Entfernung und Spannung, in welcher die beiden Väter immer noch blieben, ihr treuer Begleiter. Bei jedem Hoffeste schwebte er mit ihr durch die Reihen, und Maria von Guise meinte, es könne Mac-Donald wohl eher gelingen, den Frieden zu schließen, als dem Könige selbst.

Ohne sich James innig zu nähern, ohne nur mit einem Blick das Innere ihres Herzens zu verrathen, zeichnete Malvina Mac-Donald vor Allen aus. Auch James schien sie zur Dame seines Herzens gewählt zu haben, doch blieb er stets in den Schranken ritterlicher Galanterie. Glühten auch Wünsche in ihm, so verschloß er sie vor ihr mit gleicher Kraft, und während der Hof ein liebendes Paar zu sehen glaubte, betrachteten sie sich selbst nur mit ungewissen, zagenden Blicken.

War es Stolz, war es Familienhaß, keiner von beiden schien den ersten Funken der Neigung zeigen zu wollen. Kein Wort des Jünglings verrieth seine Wünsche, kein Blick des Mädchens ein liebendes Herz. Da blies ein unvorsichtiges Wort des alten Mac-Lean die Flamme des Hasses von neuem an. Er verließ plötzlich den Hof, Malvina mußte ihm folgen, selbst des Königs Befehl konnte ihn nicht zurückhalten. Mac-Donald reis'te gleichfalls von Stirling ab, sich auf Sky zu neuem Kampfe zu rüsten. Vergebens war die Annäherung gewesen, vergebens die Hoffnung, welche der Hof, noch mehr die beiden Stämme genährt hatten, daß James und Malvina's Liebe die Fehde enden würde.

Mac-Lean verschloß sich nun in Castle Douart, nur zuweilen sendete er ein leicht bewaffnetes Schiff auf Kundschaft gegen Sky aus. Hierdurch erfuhr er bald, daß die Mac-Donalde sich zu neuer Fehde rüsteten, und konnte nicht zweifeln, daß es dem bis jetzt für unüberwindlich gehaltenen Castle Douart gelten sollte. Ihr Stamm, ihre Verbündeten, alle Kriegswerkzeuge waren schon zum Einschiffen bereit, da übte das Schicksal seine wandelbare Tücke. In einem Boote wollte Angus Mac-Donald von Braccadale nach Crakenish längs der Küste hinsegeln, ein Sturm überraschte ihn, trieb ihn in die hohe See, dort stieß er auf ein Schiff des Mac-Lean. Nach kurzer Gegenwehr ward er gefangen und nach Castle Douart gebracht.

Hoch triumphirte Mac-Lean. Den Feind in seiner Gewalt zu haben, den Laird des Stammes Donald als Gefangenen auf Castle Douart zu sehen, diese Wonne war noch keinem Mac-Lean geworden. In das tiefste Gefängniß hätte er ihn geworfen, wenn nicht Malvina, die viel über ihren Vater vermochte, ihm die Wandelbarkeit des Glücks und seine Ritterpflicht vorstellend, ihn zu einem edlern Betragen bewogen hätte. Angus Mac-Donald blieb in anständiger Haft auf Douart.

Nun schickte Mac-Lean, die baldige Landung der Mac-Donalde voraus sehend, seine Leute auf die ganze Insel aus, alle Lebensmittel so schnell als möglich auf die Burg zu schaffen. Aber schneller noch als er gedacht, sah man die schwellenden Segel von Mull herüber wehen. James landete mit einer Macht, wie die Mac-Donalde sie noch nie zusammen gebracht hatten; er landete, ehe noch die nach Proviant Ausgeschickten zur Vertheidigung der Burg wieder zurückgekehrt waren. Sie war fast ohne Besatzung.

Die Insel wurde verwüstet, der kleine Haufe der Mac-Lean, der sich gesammelt, zerstreuet, die Burg berennt.

Schon am andern Tage beschloß James, von Süden aus, den einzig anzugreifenden Punkt der Burg zu stürmen. Das Schlachthorn tönte, das Panier der Mac-Donalde flatterte hoch, ein freudiges Jauchzen der Krieger erschallte. James selbst setzte die erste Leiter an, die Tartsche vorwärts gehalten, stieg er der Erste hinauf. Immer höher klimmte er unter Stein-

und Pfeilregen von Sprosse zu Sprosse, neben, hinter ihm seine Getreuen. Da donnerte plötzlich von oben herab ein fürchterliches Halt! ihm entgegen, was zugleich auch hinter ihm von den Seinen ängstlich wiederholt ward. Er stutzte, sah auf, und auf dem platten Thurm, der ihm zur Seite stand, und aus dessen Schießscharten noch immer ein Pfeilhagel auf ihn regnete, stand Lauchlan Mac-Lean mit einigen Knechten und neben ihm sein Vater Angus Mac-Donald. — Noch einen Schritt, Verwegener! — rief Mac-Lean — und ich schleudere den Vater Dir entgegen! — Da erbebte des Sohnes Herz, er zog den schon aufgehobenen Fuß zurück. Das Schlachthorn schwieg, des Bogens Sehne ruhte erschlafft, das Schwert kehrte zurück in die Scheide. Jenes Höllenwort, vom Laird von Mull ihm entgegen gedonnert, beendete den Kampf.

Ruhig seinen Tod erwartend, nicht vor dem steilen Abgrunde schwindelnd, in den er sich betten sollte, stand Angus Mac-Donald mit Ergebung, schweigend sein Schicksal erwartend.

Als nun die Mac-Donalde die Mauern verlassen hatten, sendete Mac-Lean seinen Castellan zur Unterhandlung hinaus. Frei Geleite versprach ihm James. Er nahm es an, kam, und der Friede ward unter harten Bedingungen für die Mac-Donalde geschlossen. James erkaufte des Vaters Freiheit nur mit der Abtretung der Hälfte der Insel Isla, eines Eilandes, zwischen Mull und Sky gelegen; überdies mußte er noch alle Gefangenen herausgeben, und was das Kränkendste, Härteste für ihn war, zur Geißel seinen jüngern Bruder Archibald, einen Knaben von zwölf Jahren, in Mac-Leans Hände legen.

Während dieser Unterhandlung, bei welcher Malvina und James sich oft sahen, hatte sich dieser der Lady mit aller Freundlichkeit genähert. Sein Auge drückte reines Wohlwollen gegen sie aus, besonders da Malvina Alles that, den Vater zum Frieden zu bewegen.

Er sprach dies so innig gegen die Jungfrau aus, er schilderte so warm den Widerwillen, den er gegen das Blutvergießen habe, er reichte so herzlich die Hand zur Versöhnung, daß Malvina beinahe, ihren Stolz vergessend, seiner scheuen Zurückhaltung entgegen gekommen wäre. Aber auch diese Zeit ging ohne Erklärung vorüber. Archibald, ihr von James mit Wärme empfohlen, blieb auf Mull, der Vater wurde seiner Haft entlassen, und James segelte mit den Seinen nach Sky. Der Friede war geschlossen, Mac-Lean triumphirte.

So hatten sich die Verhältnisse auf Mull glücklich gestaltet, als Everraline an jenem stürmischen Abend, durch den Ruf des Horns aus den Armen Arthur Mac-Allans, ihres Geliebten, gerissen, der Burg zueilte. Noch kam sie zur rechten Zeit zum Abendgebete, niemand hatte sie vermißt. Nach dem Nachtessen schlich sie auf ihre Kammer, dort sollte die Erinnerung an den Geliebten sie für die Trennung entschädigen. Sie blickte hinaus auf das stürmische Meer, der Mond war herauf gestiegen

und spiegelte sich in den brausenden Wogen, das Unwetter war vorüber, der Sturm schwieg, doch ging die See noch hoch, und mit beklommenem Herzen sah sie nordwärts ein Schiff segeln. — Es ist das Schiff Mac-Allans nicht! — rief sie aus — das fuhr nach Osten, nach dem schottischen Hochlande. Ach, es ist gewiß schon weit, weit von hier entfernt! — Sie setzte sich traurig in das hohe Bogenfenster, sah nach den grauen Bergen des Hochlands hinüber, nahm ihre Spindel in die Hand und überließ sich ihren Träumen.

Erst seit wenigen Wochen war sie aus der zerstörten Hütte ihres Vaters auf die Burg gezogen; aber so sehr sie auch an ihrer Gebieterin hing, die ihr nur Freundin war, fühlte sie sich doch nicht glücklich in ihrem neuen Verhältnisse, das sie jetzt auf das Schloß bannte. Sonst hatte sie ihren alten Vater, den Barden William, gepflegt, frei auf den Bergen und am Gestade umher irren können, und das Horn von Castle Douart rief sie nicht aus den Armen des Geliebten. Jetzt, seitdem die Lady sie zu ihrer steten Begleiterin gewählt hatte, war sie von der stillen Bucht am See, wo der Geliebte zu landen pflegte, getrennt, und konnte nur verstohlen zuweilen hinschleichen.

Mit Sehnsucht an diese seligen Tage denkend, saß sie noch am Fenster und blickte hinaus auf das dunkle Meer, als Malvina in's Zimmer trat und freundlich ihr zurief: Ordne Alles, wir schiffen morgen nach Isla!

Wie, Du zitterst? Mir ist diese Fahrt so angenehm, und Du scheinst sie zu fürchten? fuhr die Lady fort.

Lady! — sagte die Jungfrau und küßte Malvina's Hand — erlaubt, daß ich hier zurückbleiben darf; ich will indeß Euern Schützling Archibald pflegen, er soll Euch nicht vermissen.

Er geht mit uns, — unterbrach sie Malvina. — Mein Vater will die Mac-Donalds, die auch auf Isla sind, mit diesem Knaben überraschen. Sahst Du sie je?

Den Angus wohl, doch nie den James, erwiderte das Mädchen.

So komm mit mir, gute Everraline! komm und sieh ihn! rief Malvina mit Feuer.

Weshalb? — erwiderte sie ernst — Ich fühle keine Sehnsucht, einen Mac-Donald zu sehen.

Everraline! — rief die Lady, und in ihrem Innern schienen mächtige Empfindungen mit einander zu kämpfen. — Du hassest die Mac-Donalde, Du hassest sie, weil sie unsers Stammes Feinde sind. Doch ich — ich kann nicht länger mein Geheimniß in meiner Brust verschließen, ich muß es meiner Freundin offenbaren. Wiss' es, Everraline, ich liebe!

Ihr, Mylady?! — rief das Mädchen erstaunt — Ihr, deren Herz ich für unverwundbar hielt? Und wer ist der Glückliche?

James Mac-Donald! sagte die Lady halb für sich.

Da entfank der Lady Everraline's die Spindel. Ihr großes blaues Auge sah starr auf Malvina. Finster ward ihr anmuthiges Gesicht. — Ihr, Mylady Mac-Lean, liebt den James Mac-Donald?! rief sie erstaunt.

Ja, Everraline! ich liebe ihn mit aller Gluth, die um so verzehrender ist, je länger ich sie in meinem Herzen verschloß. Kein Auge hat sie gesehen, kein Ohr ihr Aufjodern vernommen, er selbst ahnet sie kaum.

Auch liebt er Euch?

Malvina's Blick ward ernst, sie sah nachdenkend vor sich hin. — Trügt mich nicht Alles, so liebt er mich. Mein kalter Stolz hielt das Wort auf seinen Lippen zurück, — sagte die Lady nach einer Pause. — Nur für mich schien er auf Stirling zu leben, nur für mich schien sein Auge zu glühen; oft sah ich unbemerkt, wie sein Blick sehnend auf mir ruhte, oft fühlte ich, wie das Wort, das Wort der Liebe auf seinen Lippen schwebte, aber schnell wieder erstarb.

Und den James Mac-Donald, den Feind Eures Hauses, könnt Ihr lieben, Herrin?! — rief noch einmal das Mädchen. — Nein, ich kann es nicht glauben!

Und doch ist es so! — sagte mit sanftem Lächeln Malvina. — Sähst Du ihn nur einmal, sähst Du des Jünglings herrliche Gestalt, den Blick des Auges, bei muthig, wild, und doch sanft freundlich nur entgegen strahlt; hörest Du den weichen Ton seiner Stimme, der sich so schmeichelnd zum Herzen stiehlt; sähst Du ihn kämpfen mit Löwenmuth, o Everraline, Du müßtest ihn lieben!

Everraline seufzte.

Du seufzest? — für Malvina fort — Du beklagst mich? Ach, Du verstehst mich nicht, Du kennst die Liebe nicht mit ihren Wonnen, ihren Schmerzen!

Hier sah die Jungfrau der Lady sanft und weich in's glühende Auge, sie drückte die dargereichte Hand so stürmisch an ihre klopfende Brust, und bedeckte sie mit Küssen, daß Malvina ganz erstaunt sie fragte: Was ist Dir, Everraline?

Auch ich liebe! — sagte das Mädchen, und sank, sich vergessend, an Malvina's Brust. — Ich liebe!

Dieser Augenblick schloß einen innigen Bund. Malvina drückte das Mädchen mit stürmischer Freude an sich. — So sei meine Schwester, meine geliebte Schwester! — rief sie aus. — Ich stehe ganz allein auf dieser Welt, ich habe keinen Bruder, darum sei Du mir Alles, Everraline! Schwester, Freundin; theile meine Wonne, theile meinen Schmerz. In Deine Brust will ich die geheimsten Wünsche, die zarteste Hoffnung, die leiseste Ahnung niederlegen, und so meinen Kummer theilen und meine Freude doppelt genießen. Aber auch Du vertraue mir. Das Mitgefühl thut so wohl, ich fühle dies in diesem schönen Augenblicke.

Es sei! — sagte Everraline nach einigem Zögern. — Deinem Herzen will ich mein Geheimniß anvertrauen. Höre mich!

An jenem Tage, als James Mac-Donald landete und Alles vor dem wilden Krieger floh, da stürzt' ich mich, meines Vaters Harfe in der Hand, aus meiner Hütte in das Felsthal, durch das der wilde Roman schäumend brauſt. Doch bald sank ich ermattet an sein Ufer, und meine Augen deckte sanfter Schlaf. Da senkte sich, so schien es mir, Minona, die längst entschlummerte, geliebte Schwester, die Harfe in ihren Armen, sanft zu mir nieder, küßte meine kalte Stirn und sprach: „Ich nahe dir in dem Augenblicke, wo du durch Liebe in das Leben eingehst; ich kehre wieder, gehst du in den Tod durch Liebe!" Sie verschwand, die Harfe klang, noch lange hört' ich ihre Saiten tönen. Ich wachte auf und ruhte in dem Arme eines Jünglings, meine Harfe lautlos neben mir. Sanft und freundlich bog er sich über mich und rief mit holder, seelenvoller Stimme: „Gelobt sei Gott! sie lebt!" Ich blickte auf, mein Auge traf des Jünglings Blick, und mir erschloß sich mit dem Blick ein neues Leben, ein neuer Himmel öffnete mir die goldnen Thore zu meinem Paradiese. „Wer bist du, holdes Mädchen?" fragte er mich. Ich sagte es ihm. Er war vom Clan der Mac-Allan, und jetzt zu unserer Hülfe herbei geeilt. Wir sprachen traulich, ich vergaß die Noth der Unsern, sah die Flammen nicht, die, wild die stillen Hütten uns zerstörend, an des Himmels dunklem Nebelschleier glühten; ich sah nur ihn und seines Blickes Flammen! Da tönte der Feinde Schlachthorn, ihre Pfeilen. Sie nahen! rief ich aus, o rette Dich! doch er blieb ruhig. „Eile dort hinauf, Everraline!" sagte er lächelnd, „bald sehen wir uns wieder!" und den ersten Kuß drückt' er auf meine Lippen. Ich floh. Doch schon am andern Tage sah ich ihn wieder; oft trafen wir uns seitdem da unten in der Felsenbucht.

Du Glückliche! — rief Malvina — Du bist gewiß, daß er Dich liebt. Ich — doch folge mir nach Isla, sieh ihn, beobachte ihn genau. Ein fremdes Auge sieht schärfer als das Auge der Liebe, das uns nur verschönert und schmeichelnd den Geliebten zeigt.

Laß mich hier! — bat Everraline — laß mich hier! Mac-Allan bat mich, nicht nach Isla Dir zu folgen, erlaube mir —

Nun so muß ich wohl, wenn er Dich bat, — sagte Malvina — der Liebe Flehen, ich habe es zwar noch nicht vernommen, soll ja so unwiderstehlich sein! — Noch einmal sie umarmend, schied sie von ihr.

Freier athmete nun das Mädchen, da sie in den Busen der Freundin ihr Geheimniß niedergelegt hatte; konnte sie doch nun mit offner Stirne vor sie treten, konnte sie doch nun ohne Furcht in die Felsenbucht wandern, und dort auf den Geliebten harren; hatte sie doch nun ein Herz, dem sie ihre Sehnsucht mittheilen konnte. O das Mitgefühl erhöht die Seligkeit der Liebe, wir fühlen doppelt, was wir vertrauensvoll an den Busen der Freundschaft gelegt haben!

Wo werdet Ihr die Nacht zubringen? — fragte der alte Edward, einer der Anführer des Claus, den Laird von Mull, als sie in der Dämmerung auf Isla zusteuerten und es unsern vor sich liegen sahen. — In dem südlichen Theil des Eilandes, das Euch zugefallen ist, sind nur Hütten; ihren Bewohnern, die Euch morgen erst den Lehnseid schwören sollen, ist noch nicht zu trauen. Das Wetter ist stürmisch, Gewölk zieht sich zusammen!

Mac-Lean! kommt in meines Vaters Haus! — sagte schnell der Knabe Archibald, den der Laird mitgenommen hatte, — kommt zu meinem Vater, er wird Euch gern aufnehmen, da ich bei Euch bin!

Mac-Lean schwieg und antwortete weder dem Knaben noch Edward, er saß nachdenkend am Steuerruder; Malvina, in gleich tiefen Gedanken versunken, neben ihm.

Rede doch Deinem Vater zu, Malvina! — bat der Knabe jetzt — rede ihm zu, daß er mich zu meinem Vater bringt, er wird Euch freundlich aufnehmen und James wird sich freuen!

Wird er? fragte noch immer in Gedanken die Lady.

Gewiß, denn Du bringst mich ja zu ihm! antwortete Archibald. Malvina seufzte.

Sei nicht so traurig, liebe Malvina! — fuhr der Knabe fort — sieh, gleich sind wir in der Bucht, und am Ufer sehe ich schon den alten Tom, meines Vaters Diener, gewiß wartet er auf uns!

Der Knabe hatte Recht; kaum daß sie gelandet waren, trat Tom zum Laird und bat ihn, nach alter schottischer, gastfreundlicher Sitte, im Namen seines Herrn bei ihm einzukehren, und die Nacht unter dem Schutze des Gastrechts getrost bei ihm zuzubringen.

Mac-Lean nahm das Anerbieten an. Malvina erröthete; Archibald konnte seine Freude nicht mäßigen, nur Edward sah düster vor sich hin.

Herr! — sagte dieser, und zog den Laird bei Seite. — Wie? Ihr wollt zu dem Mac-Donald, wollt Euch selbst den Händen Eurer Feinde überliefern? Glaubt Ihr dem Worte des alten Angus? Er wird es brechen!

Ich hoffe es sogar, daß er es bricht! unterbrach ihn Mac-Lean, und sein Mund verzog sich zu einem höhnischen Lächeln.

Ihr hofft es, Herr?! rief Edward ganz erstaunt.

Ja, Alter! — erwiderte der Laird mit kaltem Ernst — Das Vaterherz des stolzen Angus wird bluten, wenn er jenen Knaben als Geißel an meiner Seite sieht. Ergrimmt wird er ihn dann von mir zurück fordern — dann —

Seyd Ihr sein Gefangener, wie er der Eurige war! — fiel Edward ihm in die Rede — O seht nur die listige Falle, die man Euch stellt, mein theurer Herr!

Sorge nicht für mich, Edward! — sagte Mac-Lean mit Ruhe — Grub er mir eine Grube, stürzt er selbst hinein. Komm nur getrost!

Der treue Edward folgte kopfschüttelnd, nur wenige Diener begleiteten den Laird.

Mit klopfendem Herzen erwartete Angus Mac-Donald die Ankunft seines Feindes. Nie war er ihm so willkommen gewesen als heute, wußte er doch durch Tom, daß sein Sohn, sein Archibald, mit ihm in das väterliche Haus eintreten würde. James aber schien sich auf diese Zusammenkunft nicht zu freuen. — Ihr hättet besser gethan, Vater, den Mac-Lean nicht einzuladen! — sagte er — Könnt Ihr es wohl mit Ruhe ertragen, Euer Kind als Geißel in der Hand Eures Feindes zu sehen? — Wird Euch der Stolz dieses Mac-Lean nicht kränken? wird er Euch nicht reizen, die Pflichten des Gastrechts zu verletzen?

Nein, mein Sohn! — sagte der Greis — Von meiner Wiege bis zum Grabe hat die Rache mir meines Lebens schönste Tage unersättlich verschlungen. Ihr habe ich alle meine Freuden hingeopfert, nur ihr habe ich gelebt, und nun bin ich es müde. Denn Thorheit ist's, das fühl' ich jetzt, des Lebens frohe Stunden nur dem Stolze und der wilden Rache zu opfern. — Mein Sohn! — fuhr er nach einer Pause fort — Laß jenen Haß, den Du ererbt hast, den ich Dir selbst eingeimpft habe, laß ihn schwinden! Wandle dereinst glücklicher als ich dem Grabe zu!

Vater! — sagte James mit sanfter Stimme — haben wir doch jetzt mit Mac-Lean und seinem Stamme Frieden geschlossen. Friedlich schlägt jetzt mein Herz, und der Versöhnung ist es offen!

Malvina Mac-Lean begleitet ihren Vater, — unterbrach ihn Angus und beobachtete den Sohn genau. — Man spricht viel Gutes von ihr. Die Natur hat sie schön und herrlich ausgestattet, und ihre Seele soll ihrer Gestalt gleichen. Sie pflegt und sorgt für Archibald, als sei es ihr Bruder, und das lohn' ihr Gott! Wenn sie der Himmel uns als Friedensengel gesendet hätte, mein Sohn! wenn — James! — fuhr er nach einer Pause fort — Du siehst so düster schweigend zu Boden; hat Malvina's feuriger Blick Dich nicht durchglüht; so hat die Hoffnung mich schmerzlich betrogen!

Welche Hoffnung? fragte der Jüngling unruhig.

Seit wir von Mull heimgekehrt sind, — fuhr Angus fort — bist Du nicht mehr wie sonst. Still, einsam schleichst Du umher; Deine Büchse ruhen, Du verfolgst nicht mehr den Hirsch, das flüchtige Reh; sinnend wandelst Du am Ufer und blickst hinüber nach dem Eilande der Feinde. — Er hielt inne; James sah immer noch finster zu Boden. — Du warst in Mull! Erst heute früh bist Du von dort zurückgekehrt. Ich wußte es, ich hoffte, die Liebe, diese Löwenbändigerin, würde auch Dich bezähmen. Du schweigst? — Geliebter Sohn! verschließ dem Vater Dein Herz nicht! Führe Malvina Mac-Lean in Deine väterliche Burg, mit ihr Friede und Freundschaft, und mein Segen wird Dich begleiten!

Der junge James geruhte in seines Vaters Arm, sein Herz war dem Vertrauen geöffnet, seine Lippen wollten dem Vater das Geheimniß seines Busens verkündigen, doch Tom trat ein und meldete die Ankunft des Lairds von Mull.

Ehe sich Angus Mac-Donald sammeln konnte, lag Archibald schon in seinen Armen. — Mein lieber Sohn! mein theurer Sohn! — rief der Greis. Doch bald riß er sich aus des Kindes Umarmung. — Verzeiht, Laird von Mull! — sagte er, sich zu diesem wendend, — daß das Vaterherz mich vergessen ließ, Euch zu empfangen, wie es sich gehöhrt. Auch Ihr, Mylady! verzeiht —

Malvina verneigte sich, Lauchlan erwiderte kalt des Mac-Donald Gruß. Seid mir auf Isla willkommen, Mylady! sagte jetzt James, sich dem Fräulein nähernd. Erröthend antwortete Malvina einige Worte, während dessen Archibald bald den Bruder umarmte, bald in des Vaters Armen lag. Mac-Lean sah diesem rührenden Schauspiele mit finsterem Ernste zu.

Mac-Donald bemerkte seinen Unmuth. — Mein werther Laird! — sagte er mit traulichem Tone — Seit Jahren sind wir Feinde. Wir erbten unsern Zwist und haben ihn durch Blut und Tod bis hierher fortgesponnen. Die Rache hat uns und unsern Clans gar tiefe Wunden geschlagen, und mancherlei Geschick hat uns gelehrt, daß das Glück wandelbar ist, und Friede und Freundschaft wohl eines Handschlags werth sind, den ich Euch hiermit freundlich biete. Heute seid ihr überdies mein Gastfreund, als solcher reich' ich Euch zur herzlichen Versöhnung meine Rechte.

Er bot ihm die Hand; Mac-Lean schien es nicht zu bemerken.

Dank Euch, Mac-Donald! — sagte er finster — Ich ehre Euern Wunsch, das Vergangene in Vergessenheit zu begraben. — Doch — fuhr er heftig auf, und sein Auge rollte wild, — doch stehen die Todten nicht mehr auf, und was die zügellose Rache in ihren Schooß hinabgerissen, das verschließen die Gräber auf ewig! Meine Söhne schlafen den ewigen Schlaf.

Armer Vater! rief Angus tief bewegt.

Doch dieser Ton des Mitleids reizte Mac-Lean nur noch mehr. — Arm?! — rief er aus — Ihr wähnt mich wohl kinderlos? Seht diese Blüthe! — und mit Stolz zeigte er auf Malvina — seht diese Rose, sie prangt in frischer Gluth! und hier, — sagte er höhnisch, indem er Archibald an sich zog, — hier habe ich mir einen Sohn erworben! — James Rechte zuckte bei diesem Worte, doch Angus Auge bat; der Jüngling schwieg.

Kommt, werther Laird! — sagte der Greis mit Bedacht, das Ungewitter zu brechen, und schien die Worte Mac-Leans nicht bemerkt zu haben. — Kommt, ich begleite Euch in das Zimmer, das ich für Euch bereitet habe, macht's Euch bequem; Du, Archibald, folge uns!

Lauchlan besann sich einen Augenblick, warf noch einen bedeutsamen Blick auf Malvina, und folgte Mac-Donald.

Schweigend standen jetzt James und Malvina sich gegenüber. Die Lady hatte bei ihres Vaters Worten gezittert. Sie wagte jetzt kaum den Jüngling anzublicken, der von gerechtem Zorne fast noch verschönert jetzt vor ihr stand. Endlich nahte er sich ihr.

Mylady! — begann er — Längst ist mir die Kunde geworden, wie liebevoll Ihr meinen Bruder behandelt, wie sorgsam Ihr diesen Knaben pflegt. Nehmt meinen innigen, meinen herzlichen Dank! Ihr wißt; ein Mac-Donald stimmt selten in das Lob der Mac-Lean; aber Ihr, Mylady, seid bei unserm ganzen Clane hoch geehrt!

Ihr wollt mich beschämen, Mac-Donald! — erwiderte Malvina erröthend — Der Frauen zarte Pflicht ist, sorgsam pflegen, was der Pflege bedarf. Unglücklich, wen die Nothwendigkeit aus diesem schönen Kreise treibt. Wo Ihr nur Blut verspritzt, da sollen wir Tropfen Balsam träufeln, wo Ihr Wunden schlagt, sollen wir heilen. Darum that ich nur meine Pflicht, und gern habe ich vergessen, daß der Knabe Archibald ein Mac-Donald ist.

O laßt die feindliche Erinnerung! bat James — Der Friede hat uns versöhnt, und das einst so wild entflammte Herz sehnt sich jetzt nach Eurem stillen Eilande!

Kennt Ihr ein Herz auf Sky, das sehnsuchtvoll nach Mulls Gestaden schlägt? fragte Malvina, sich vergessend.

Hier schlägt es! rief Mac-Donald, die Hand auf sein Herz legend.

Das Eure, Mac-Donald?

Mylady, ja! Warum sollt' ich Euch mein Herz nicht öffnen; Ihr seht so freundlich theilnehmend auf mich, warum sollt' ich nicht mein Herz Euch öffnen? — Auf Mull! — rief er, und sein Auge strahlte glühend, — auf Mull blüht für mich eine Blume —

Und diese Blume ist? unterbrach ihn Malvina schnell.

Die lieblichste der Jungfrauen, die mein Auge je gesehen! — rief der Entzückte — Schlank wie die Tanne des Ben Lomonds, Ihr Auge klar wie Himmelssterne, die Wangen rosig, gleich dem frischen Schnee im Schimmer der Morgenröthe. Ihr Mund — doch warum sie Euch nur beschreiben, Mylady! warum sie nicht nennen —

Nennt sie nicht! unterbrach ihn die Jungfrau bebend.

Weshalb nicht? fragte James verwundert; doch ehe Malvina antworten konnte, trat Angus Mac-Donald und Mac-Lean mit Archibald wieder ein. Malvina, die hocherröthend in ein Bogenfenster zurück getreten war, dankte dem Himmel und zürnte doch mit ihm, daß er eben jetzt die Väter kommen ließ, eben jetzt, wo das lang verschlossene Geständniß hervorbrechen wollte.

Komm, James! — sagte im Hereintreten der alte Mac-Donald — — Komm, mein Sohn! unser Gast bedarf der Ruhe. — Er grüßte die Lady, James verbeugte sich schweigend vor ihr, und noch an die Blume von Mac-Lean denkend, ruhte glühend sein Auge auf der Jungfrau, doch faßte

er sich. Als er eben mit seinem Vater das Zimmer verlassen wollte, stürzte Archibald auf Angus zu und rief: Vater, nimm mich mit!

Angus schloß ihn in seine Arme. Mit Rührung betrachtete er das Kind, dann trat er auf Mac-Lean zu. — Herr! — sagte er — erlaubt dem Knaben mir zu folgen, morgen in aller Frühe übergebe ich ihn Euch wieder.

Lauchlan lächelte und schwieg.

Mein Ritterwort, morgen ist der Knabe wieder in Euren Händen, nur heute gönnt ihm die Freude, im Arm seines Vaters zu ruhen!

Nein! sagte Mac-Lean kalt.

Nicht?! — rief Angus schmerzvoll — Mac-Lean! reißt nicht das Kind von meinem Herzen!

Lernt, wie es schmerzt! — rief dieser jetzt, trat wie ein Rachegeist in die Mitte des hochgewölbten Zimmers, faßte Archibalds Hand und zog den Knaben nach sich. — Lernt, wie es schmerzt, allein auf ödem Lager, im Traume den Sohn an das Vaterherz zu schließen, und beim Erwachen nur die Verzweiflung in der schmerzerfüllten Brust zu fühlen!

James fuhr auf, er faßte nach dem Schwerte. Malvina trat aus dem Fenster hervor. — Ich fühle Euern Schmerz; ich dank' Euch, daß mein Kind Euch die Stelle der Verlorenen ersetzen soll, — sagte Angus mit Ruhe, — doch ehrt auch meinen Schmerz, reißt nicht in dem Vaterhause das Kind von des Vaters Brust. Nur heute gönnt mir den Knaben!

Alles schwieg, James suchte Fassung zu gewinnen; Malvina sah bald ihren Vater, bald James bittend an.

Wir ehren Gastrecht! — rief nun plötzlich der Jüngling — doch bei Gott, Mac-Lean von Mull! ehrt' ich nicht Eure grauen Haare, ehrt' ich nicht der Lady Gegenwart, ich vergäße, daß Ihr in meines Vaters Hause steht, und rächte blutig diesen Schimpf!

Herr! — sagte Malvina, und trat vor ihren Vater, der mit verschränkten Armen und kaltem Trotz auf den Jüngling blickte — Herr! es ist mein Vater!

Laß ihn nur vollenden, Malvina! — rief Lauchlan — den Archibald entreißen sie mir nicht, und sollt' ich mit den Zähnen ihn festhalten. Den Knaben geb' ich nicht! Jetzt ist er mein! Der Vater hat, seit er mit diesem Kinde Bücher trieb, sein Recht an ihn verloren. Er hat dies Pfand selbst in meine Hand gelegt!

Das ist Dein hartes Strafgericht, gerechter Gott! rief Angus, sein Haupt in seine Hände bergend.

Klagt nicht, mein Vater! — sagte James, und wurde immer heftiger, — klagt nicht! Der Tiger reißt das Menschliche zu Boden, und würgt mit seinem blutigen Zahn selbst das heilige Erbarmen. Ich werde ihn zähmen!

Gedenke schottischen Gastrechtes, gedenke unseres Wortes! unterbrach ihn Angus, und hoher Ernst thronte auf seinen Stirn.

Dem Wort zu halten, — schrie der Jüngling auf — wäre Sünde! Seht, Vater! wenn Satan Euern äußern Sinn getäuscht, und Ihr ihn für einen heiligen Engel gehalten, und in diesem Wahn ihm Treue gelobt hättet, wolltet Ihr dem Teufel auch Wort halten?

Herr! — unterbrach Malvina diese zornige Rede — edel ist es nicht, den, der allein steht, so zu höhnen!

Auch ich stehe allein! — erwiderte James, sich zu Lauchlan wendend; — Mann gegen Mann laßt uns kämpfen! Falle ich, seid eines sichern Geleites gewiß!

Es sei! rief Lauchlan, und zog das Schwert.

Der Jüngling gegen den Greis?! — rief Malvina, faßte Archibald, und setzte ihm den Dolch auf die Brust. — So wahr ich aus dem Stamme der Mac-Lean sprosse, — rief sie aus, und ihr Gesicht glühte, — so wahr stoße ich den Dolch in des Knaben Brust, sehe ich das Blut meines Vaters fließen!

Archibald schrie auf, James Arm schien gelähmt. Angus stürzte auf den Knaben. — Zurück! rief ihm Malvina entgegen.

Was zauberst Du?! rief höhnend Mac-Lean dem starr auf Malvina blickenden James zu, der von neuem sein Schwert schwang. Malvina hob den Dolch. Archibald schrie von neuem auf.

Halt! donnerte mit gebietendem Tone Angus, und James Schwert sank. Er trat zu Malvina und fragte diese mit bitterem schneidendem Tone: Kann die sanfte Hand der Jungfrau Dolche zücken, die Brust eines schutzlosen Knaben zu durchbohren? Kann Euer Herz so fühllos bei des Kindes Jammer sein?

Malvina ließ den Dolch fallen und senkte den Blick.

Darf je die Liebe ein solches Herz beglücken, das sich rauh gegen die Natur stemmt? — fuhr er fort — soll ich aufhören Euch zu achten?

Nehmt hin den Knaben, Vater! — rief Malvina, James unterbrechend, — nehmt ihn hin, ich kann nicht mehr!

Lauchlan faßte mit der Rechten, die noch das bloße Schwert hielt, den Knaben, mit der Linken sein Hifthorn, trat an's offene Fenster, und stieß drei Mal hinein. Die Berge gaben den gellenden Ton in hundertfachem Echo wieder.

Was soll das? fragte Angus.

Verrath! — rief James, und faßte heftig der Lady Hand. — Auch diese zarte Blüthe ist mit giftigem Mehlthau befallen?! rief er Malvina zu, die vielleicht zum ersten Male bebend vor einem Manne stand.

Da tönte Waffengeklirr im Vorsaal; James, Angus stürzten hinaus. Malvina verhüllte ihr Gesicht, während das Gefecht draußen begann.

Was habt Ihr gethan? — rief sie ihrem Vater entgegen — Vater, was habt Ihr gethan?!

Nach langem Kampfe, in dem ich unterlag, — rief Mac-Lean mit jauchzender Stimme, des jammernden Knaben nicht achtend, der sich ängstlich an Malwina schmiegte, — nach langem Kampfe trat ich als Sieger auf den stolzen Nacken der Mac-Donalde! Sie unterliegen! Meine Söhne sind gerächt!

Da stürzte mit gezücktem Schwerte James in's Zimmer, die Krieger des Mac-Lean folgten ihm; er drang auf Mac-Lean ein. — Dich weih' ich — rief er —

Dem Todel unterbrach ihn der Laird von Mull mit furchtbarer Stimme. Seine Krieger hatten den Jüngling entwaffnet. Angus und James Mac Donald waren gefangen.

Noch war es Nacht, durch ihr Dunkel blickte nicht der Mond, blickte kein freundlicher Stern. Kalt zog der Nordwind über das Schiff und schwellte die flatternden Segel, als Mac-Lean in einer Felsbucht an's Land stieg, und Harry befahl, mit den Gefangenen nach Castle Douart zu schiffen. Es war ein schauerlicher Ort, den er sich zur Landung gewählt hatte. Ein hoher Fels streckte seine kahlen Wände in das tobende Meer, spottete der Wellen, die ihren Schaum vergebens an seinen schroffen Klippen verspritzten, und sich immer höher und höher über einander dem Riesen entgegen wälzten. Seevögel nisteten hier ungestört, und ruhten bei dem Rauschen und Toben der Wellen von ihrem beschwerlichen Fluge aus. Zwei alte Fichten beugten sich über das Meer, kaum daß ihre gierigen Wurzeln, durch die Felsen sich hindurch windend, sie noch gegen die Stürme erhalten konnten; wie zwei Greise standen sie da, immer mehr und mehr sich unter der Last der Jahre beugend. Kein Grashalm entfaltete sich auf dem nackten Boden, der, wie ein Leichentuch, dem Tode, nicht dem Leben gebreitet zu sein schien; kein flüchtiger Hirsch, kein munteres Reh nahte diesem Orte, den die Bewohner des Eilandes den Druiden-Fels nannten, den jeder vermied, und von welchem tausend schreckliche Sagen durch Ueberlieferung und Gesänge von Geschlecht zu Geschlechte fortgepflanzt worden.

An der nördlichen Seite des Felsens war eine Höhle, geräumig und groß — es schien die Hand der Menschen der Natur zu Hülfe gekommen zu sein, so regelmäßig war ihr Inneres; eine kleine Pforte verschloß den Eingang. Selbst in dunkler Nacht den Weg wohl erkennend, trat Lauchlen vor sie und blieb sinnend davor stehen.

Durchrieselt es mich doch so schauerlich, so oft ich mich dieser Schreckenshöhle nahe! — rief er dumpf vor sich hin — Beh' ich doch immer, tritt

die Wahnsinnige aus ihr hervor, und steht mit ihrem Flammenauge starr in das meine. Doch schweig, Gewissen! was vorüber ist, hat längst die Zeit verwischt, frische es nicht auf! Kannst du die vergangenen Freuden nicht zurückführen, so laß auch die vernarbten Wunden heilen!

Er klopfte mit dem Knopfe seines Schwertes an die Pforte.

Wer klopft?! rief eine laute Stimme von innen.

Der Laird! erwiderte Mac-Lean.

Was willst Du von mir? fragte die nemliche Stimme.

Laß mich ein! — befahl der Laird — oder komm aus Deinem Neste, ich muß mit Dir die Nacht verplaudern!

Wartet nur, Herr! — erwiderte die Stimme — Ich muß mich doch erst schmücken, komme dann gleich!

Laß Deinen Schmuck! — sagte Lauchlan unmuthig — heute ist er unnütz, die Nacht ist finster, wie das Grab!

Nach wenigen Augenblicken öffnete sich die Pforte, und eine hohe majestätische Gestalt trat aus der Höhle. Ein langes, graues Gewand, knapp anschließend und unter der Brust mit einem breiten, goldenen Gürtel fest gehalten, umgab einen schlanken Körper. In geordneten Flechten hing das gescheitelte braune Haar herab. Das Gesicht, von der Fackel, die ihre Rechte trug, erleuchtet, zeigte noch, daß es einst in seiner Jugendfrische schön gewesen sein mußte; das Auge leuchtete noch immer in frischer Gluth. Das Alter beugte noch nicht den blendenden Nacken, nur war der Ausdruck ihres Gesichts wild und abstoßend.

Was wollt Ihr, Mac-Lean? fragte sie ernst, und schritt langsam auf ihn zu.

Euch frohe Kunde bringen, Jutka! — sagte der Laird — die Mac-Donalde sind gefangen!

Während des Friedens? fragte die ernste Gestalt.

Während des Friedens! — antwortete Lauchlan lachend — gleich viel, Alle sind in meiner Gewalt, der Angus —

Auch James? fragte ihn, in die Rede fallend, das Weib.

Auch er! erwiderte der Laird.

Zu viel des Glückes auf einmal! — rief sie kopfschüttelnd — Doch, was wollt Ihr von mir?

Du sollst nach dem Laufe der Sterne sehen, — sagte Mac-Lean — und forschen, was sie mir gebieten, und was ich jetzt beginnen muß.

Im goldenen Lichte der Sterne soll ich lesen? — sagte das Weib, und ihre Gestalt hob sich höher. — Sieh doch hinauf, Du stolzer Laird von Mull! siehst Du der Sterne einen? — Dort ist's so schwarz und finster wie hier in Deiner Brust! — Sie legte die kalte Hand auf sein Herz, und fuhr mit hohler Stimme fort: Der Mond hat seinen Schein in Nebelwolken, die Sterne haben ihre Strahlen in dunkle Dünste gehüllt, ich kann Dir aus den Sternen nichts verkünden; sie gingen Dir unter!

Jutta! — rief der Laird, und faßte zornig ihren Arm, — Du mußt!

Schwacher Mensch! — sagte diese jetzt — den Geist zwingt kein Sterblicher! doch aus dem Fluge der Wolken, die der Sturmwind dort vorüber jagt, will ich Dir verkünden. Verweile hier, bis ich wiederkehre, in meiner Höhle muß ich im Geheimen den Geist befragen, ob ich darf! — Sie ging.

Thorheit ist's und Gaukelposse! — rief Mac Lean — und doch zieht es mich hin zu ihr und ihren prophetischen Sprüchen! Wohl hatte sie Recht, kein Stern leuchtet mir, hier in meinem Innern ist es Nacht; darum suche ich auch Hülfe und Rath bei ihren finstern Mächten.

Jutta trat jetzt wieder aus der Höhle. Im Glanze der flackernden Fackel strahlte ihr Gesicht noch geisterhafter als vorher. — Er hat es mir geboten! — rief sie aus — Höre mich, Laird von Mull! höre auf die Worte des Geistes! — Sie trat an's Ufer, schüttelte hoch in der Luft die brennende Fackel, sah starr auf die fliegenden Wolken, und begann nun beim Sturmgeheul und dem Toben der brausenden Wellen mit prophetischer Stimme: Ehe der Tag sich von der Nacht geschieden, ehe der Elfe seinen Reihentanz beschließt, ehe der Berggeist still sich in die Grube senkt, die Morgenröthe aus dem Wellenbette sich hebt und Douarts Thürme tödtet, gieb die Mac-Donalde frei, der Geist befiehlt es Dir!

Sie schwieg und schwang dreimal die flammende Fackel, daß die Funken wie tausend Sterne im nächtlichen Dunkel flimmerten.

Die Freiheit?! — rief Mac-Lean — die Freiheit den Mac-Donalds?! Du arme Jutta! treibt der Geist Dich wieder zu tollen Dingen? er hat Dich wohl, seit ich Dich zuletzt sah, noch nicht verlassen?

Die Gestalt trat rasch auf ihn zu, ergriff mit Heftigkeit seine Hand, und leuchtete mit der Fackel in sein düsteres Antlitz. — Ja, Mac-Lean! — rief sie aus, und alle ihre Glieder bebten, ihr Gesicht verzog sich krampfhaft. — In dieser heuchlerischen, falschen Welt ist er der Einzige, der mir getreu geblieben und mich nicht verlassen hat. Er schwebt zu mir, wenn ich herbei ihn rufe, durchdringt und führt mich, wohin es ihm mein Zauberwort gebietet!

Starr blickte sie jetzt vor sich hin, dann hob sie den Blick forschend gen Himmel, und sagte mit prophetischem Tone: O höre mich, Laird von Mull! Der Geist haucht mir jetzt mit seinen Feuerreden der Zukunft verworrene, finstere Deutung auf meine Lippen. O höre mich, Du stolzer, falscher Mac-Lean! der diesem Herzen seiner Unschuld stillen Frieden raubte, und es dem finstern Geiste und der Verzweiflung preis gab; höre jetzt die Stimme der verlassenen Jutta, höre sie!

Sie trat dicht neben ihn und raunte ihm leise in's Ohr: Dein Töchterlein hat einen Freier. James der Mac-Donald ist ihr Buhle. Gieb

ihn frei, gieb ihm Deine Tochter, gieb sie ihm bald, sonst stirbt Dein Kind, ein Opfer ihrer Liebe, und Du, nur Du bist dann ihr Mörder!

Sie stürzte in die Höhle.

Ich wäre ihr Mörder, gäb' ich die Mac-Donalde nicht frei? thöriges Weib! — rief Mac-Lean — wonach ich seit so vielen blutigen Jahren gerungen habe, sollt' ich jetzt leichtsinnig Deinen räthselhaften Worten opfern? Nein! so stark ist noch mein Glaube nicht an Deinen Geist, diese Thorheit zu begehen! Ich folge jetzt dem meinen! — Er verließ die Höhle; des Weges wohl kundig, schritt er durch die Nacht Castle Donart zu.

Der Morgen dämmerte schon, als er dort anlangte. Noch lag Alles im ruhigen Schlafe. Der Pförtner, des Herrn Stimme vernehmend, öffnete das Thor, die Zugbrücke rasselte nieder, und wie im Triumphe trat Mac-Lean in den weiten Hof seiner Burg, wo sein erster Blick den hohen Thurm traf, worin seine Feinde schmachteten. Hoch klopfte sein Herz, er freute sich der gelungenen List. Als er den Aufenthalt der Mac-Donalde auf Isla erfahren, hatte er diesen Augenblick gewählt, Besitz von dem Theile der Insel zu nehmen, den ihm die Mac-Donalde abtreten mußten. Kein Haus war auf der Insel, in welchem er mit den Seinen hätte wohnen können. Er kannte die Gastfreiheit des alten Angus, und hoffte, daß ihn dieser zu sich laden würde. Deshalb nahm er auch Archibald mit sich. Nicht aus Mitleid, nicht aus Theilnahme führte er das Kind dem Vater zu, dieser Anblick sollte das Gemüth seines alten Feindes tief erschüttern, sein Stolz sollte gekränkt, und Angus Mac-Donald gereizt werden, das Gastrecht zu verletzen und den Knaben ihm mit Gewalt zu entreißen. Malvina begleitete ihn wider seinen Willen, sie war ihm zu seinem Vorhaben mehr lästig als behülflich, denn er fürchtete ihren edlen Sinn; doch ihren Bitten konnte er nicht ausweichen, und sie war Zeuge seines schändlichen Verraths.

Krieger seines Clans waren ihm auf einem Schiffe gefolgt; sie landeten in der Dämmerung, und schlichen sich unbemerkt in Mac-Donalds Wohnung, die, ein einzelnes Jagdhaus ohne alle Vertheidigung, in einem abgelegenen Thale unfern des Meeres lag. Alles gelang. James Heftigkeit führte den erwünschten Augenblick herbei, und seine Uebereilung, die ihn dem Waffengetöse entgegen trieb, ließ ihn das einzige Rettungmittel, sich der Person Lauchlans zu bemächtigen, und so die Freiheit sich und seinem Vater zu erhalten, vergessen. Ueberwältigt büßte er seine Unvorsichtigkeit im Kerker.

Auf dem Gipfel seines Glücks, das ganze Geschlecht des Häuptlings von Sky in seiner Gewalt, beschloß der rauhe, unversöhnliche Mann ihren Tod. Selbst der junge Archibald, den er sogar lieb gewonnen hatte, sollte

bluten. Sein Vertrauter, Harry, wurde gerufen, und ihm der Plan mitgetheilt; doch selbst dieser rieth von dem teuflischen Verfahren ab, und suchte ihm bemerklich zu machen, daß der kühne William Mac-Donald, der nächste Verwandte des Häuptlings, sich dann an die Spitze des Clans stellen, seines Lairds Blut gewiß rächen, und dann die Fehde noch grimmiger beginnen würde. Auch der König, der überdies den steten, wilden Kämpfen des Clans abhold sei, wäre zu fürchten. Aber nichts konnte Lauchlan bewegen; die Geister seiner auf Sky erschlagenen Söhne schrien um Rache, Opfer sollten ihnen bluten, und welche konnten würdiger sein, als der Laird von Sky und seine beiden Söhne?

Was durfte man auch anderes von einem Manne erwarten, dem die blutige Fehde, die wilde Jagd, das stürmische Meer, das ihn umgab, alle sanftern Gefühle aus der rauhen Brust verscheucht hatten, und in welcher die Natur nur eine sanfte Saite übrig gelassen hatte; sie tönte: Malvina! Innig liebte er, hoch achtete er das Mädchen, für sie allein noch hatte das Leben Reiz für ihn, ihre Stimme allein vermochte seinen wilden Zorn zu bändigen, ihren Wünschen setzte er sich nicht immer starr entgegen; ihr vertraute er seine geheimsten Gedanken. Lange kämpfte er jetzt mit sich, ob er ihr auch seinen Entschluß in Beziehung auf die Mac-Donalde entdecken sollte, doch endlich ließ er Malvina zu sich rufen.

In qualvoller Unruhe hatte diese Everralinen die Begebenheiten des vergangenen Abends erzählt. Beide tadelten das Betragen Mac-Leans, beide jammerten die Gefangenen. In Malvina's Brust schien sogar eine Hoffnung aufzuglimmen, daß dieser Vorfall die Ungewißheit ihres Herzens lösen, und sie schneller an der Wünsche Ziel führen könnte. Doch kannte sie das jähzornige Gemüth ihres Vaters zu gut, der fast den ganzen Morgen sich mit Harry, dem Castellane, in sein Gemach eingeschlossen hatte. Sie freute sich daher, als der Diener sie zu dem Vater beschied.

Malvina! — hub dieser an, und auf seinem Antlitze war die innere Zufriedenheit mit sich und seinem Schicksale deutlich zu lesen. — Du hast mit mir den Schmerz getheilt, wenn wir der Uebermacht der Mac-Donalde trotz unsers Muthes unterlagen, Du hast muthig, wie ein Heldenjüngling, an meiner Seite gegen unsere Feinde, gegen unser Schicksal gekämpft. Darum freue Dich auch jetzt mit mir, da wir am Ziele unserer Wünsche stehen!

Der Stamm der Mac-Lean trotzt entblättert nur dem Sturme, — fuhr er düster fort, und schon war der Sonnenblick getrübt. — Du allein — Du, eine Jungfrau, bleibst übrig, wenn ich zu meinen Vätern heimgehe. Du bleibst zwar muthvoll, doch allen Deinen Feinden gegenüber. Aus jeder Knospe, die sich Dir entfaltet, entblüht nicht der edle Name der Mac-Lean, mit mir senkt sich mein Banner in's Grab! Aber auch sie sollen nicht blühen, die stolzen Herren von Sky. Auch auf ihre Gräber mögen sie die Fahne mit den drei weißen Falken senken, die ich so oft mich

höhnend flattern sah, sie in die Gruft tragen und ihr nachrufen: Sie war! und ist nicht mehr! — Die Mac-Donalde müssen sterben!

Vater! — rief Malvina schaudernd — Vater, keine blutige That!

Zagst Du jetzt?! — rief Lauchlan zornig —. Du, die sonst das Kampfschwert sich muthig umgürtete, den Schild ergriff, und mir den Abschiedkuß auf meine Lippen drückte, zagst Du jetzt, die frohlockend an der Spitze der Unsern in den Kampf zog?!

Ist denn noch nicht genug Blut geflossen, Vater? sagte die Lady.

Noch floß nur gemeines Blut Deinen Brüdern zum Opfer! — rief der Greis — Das Haupt des Stammes muß fallen, dann erst sind meine Söhne gerächt!

Mein Vater! — rief Malvina, und trat mit edlem Stolze vor ihn. — Das Blut des Feindes, im ritterlichen Kampfe vergossen, rinnt schnell herab vom Panzer, und läßt nicht einen dunkeln Fleck zurück; das Blut aber, das heimtückisch eines Mörders Dolch vergoß, das rostet auf dem Schilde, verdunkelt des alten Wappens goldene, helle Farben, und nie werden diese Flecken rein gewaschen! Zum Kampfe hat Euch der Tochter Muth begleitet, zum Morde entflieht sie schaudernd Eurer Brust. Mordet nicht die Mac-Donalde; die Unschuld findet selbst im Himmel ihren Rächer! Alt und schwach ist Angus. Gönnt ihm die Spanne Zeit, die er noch thatenlos zu leben hat! Was that Euch der zarte Knabe Archibald, der so oft mit Euern greisen Locken spielte, und unwissend, was Ihr ihm seid, Euch oft und innig seinen Vater nannte? Was that Euch James? sagte sie erröthend.

Er steht in seiner vollen Jugendkraft! — rief Mac-Lean, und sein Auge glühte. — Wenn ich im Grabe ruhe, tritt er mit Jugendtrotze auf meine Gruft; wenn mein Stamm mit mir verwelkt, verdorrt, prangt er in üppiger Fülle. Nein, er falle!

Er ging nach der Thür und rief den Castellan. — Vater! — bat Malvina — ist Euch Eurer Tochter Leben lieb, so schickt Harry wieder fort. Ich kenne diesen Vollführer mancher blutigen That!

Doch Harry trat ein, Lauchlan ging ihm entgegen. — Vater! — rief noch einmal Malvina, aber jetzt mit kalter Ruhe. — Ihr kennt meine Entschlossenheit; ist Euch mein Leben theuer, so schickt ihn zurück!

Schweigend finster vor sich blickend, standen Vater und Tochter jetzt sich gegenüber. Endlich brach Lauchlan das Schweigen und winkte Harry, sich zu entfernen.

Bist Du eine Mac-Lean, bist Du meine Tochter?! rief er erbittert.

Das bin ich, Vater! und werde es Euch zeigen, daß ich es immer bin! — sagte sie stolz — Nur eine Mac-Lean konnte so lange die Liebe in ihrem Busen verschließen, nur der Stolz unsers edlen Geschlechts vermochte den Sieg über das Herz zu erreichen. Ich liebe!

Du?! rief der erstaunte Vater.

Ja, Vater! ich liebe den James Mac-Donald!

Jutta! Jutta! — murmelte der Alte, und sah starr vor sich hin. — So hat der Flug der Wolken Dich nicht betrogen, meine Tochter liebt den James!

Vater! — rief Malvina, und unterbrach die eingetretene Stille, — entscheidet! Dieser Augenblick bestimme mein Schicksal. Ich bin auf Alles gefaßt!

Entsage Deiner Liebe, Unglückskind! Malvina Mac-Lean darf den Mac-Donald nicht lieben, er vermählt sich nur dem Tode! sagte der Vater.

Auch ich! rief die Lady, wendete sich, und schritt nach der Thüre.

Malvina! rief der Vater ihr nach. Sie nahte sich ihm, er betrachtete sie mit Rührung lange und schweigend, dann sagte er mit weicherem Tone: Malvina! das Schicksal nahm mir Alles, Weib und Söhne, den Frohsinn und das jugendliche Glück. Was mir das Leben freundlich schmückte, Alles welkte hin, Legionen Rachegeister blieben mir, und nur ein Engel, der mich noch an dieses Leben kettet, mich manchmal sühnend an den Busen drückt. Du bist der Engel, der auch jetzt vor mir die Flügel breitet und mich vor meinem bösen Geiste schützt. Nun, es sei! die Mac-Donalde mögen Dir ihr Leben danken; geh' und reiche James Freiheit, Herz und Hand!

Malvina sank an des Vaters Brust. — Dank Euch! — rief sie — Dank Euch, Vater! Ihr gebt mir jetzt das Leben zum zweiten Male!

Es wird mir schwer, Deinen Wunsch zu erfüllen, — sagte Lauchlan — darum, Malvina, eile, daß nicht der finstere Geist wieder in mich zurückkehrt, eile zu ihm! — Aber — setzte er finster hinzu — nur am Altare an Deiner Seite leuchtet ihm der Strahl des Lebens; denn könnt' er Dich verschmähen, dann tausendfachen Tod!

Er ließ Malvina in tiefes Sinnen versunken allein.

Obgleich Arthur Mac-Allan bei seiner letzten Zusammenkunft Everralinen auf mehre Tage ein Lebewohl gesagt hatte, konnte sie doch der schmeichelnden Hoffnung nicht widerstehen, ihn in der Bucht am Felsenriff auch heute zu finden. Sie ging, als Malvina zu ihrem Vater gerufen wurde, hinab, und setzte sich auf den Stein, auf dem sie schon oft in der Dämmerung des Geliebten geharrt hatte. Aber auf dem weiten Meerspiegel leuchtete kein flatterndes Segel, schwankte auch in der weitesten Entfernung kein dunkles Schiff. Die Sonne sank, die Hoffnung mit ihr; sie erhob sich seufzend, zum Schlosse zurück zu kehren, da trat Jutta um die Ecke des Felsens, sagte der Erschrockenen freundlich einen guten Abend, zog sie zurück auf den Stein, und setzte sich neben sie.

Schon seit Everraline's frühester Kindheit hing Jutta mit besonderer

Liebe an dem Mädchen. Sie liebte sie eben so innig, als sie Malwine, die Tochter des Lairds, haßte; das zeigte sich bei jeder Gelegenheit, wo sie die Lady traf. Aber dieser Haß war auch gegenseitig, mit Verachtung blickte Malvina auf die Norne herab, und verspottete die Zaubersprüche der unglücklichen Jutta.

In ihrer Jugend war diese das schönste Mädchen auf Mull gewesen, von Allen geliebt, geschätzt, still, bescheiden und in sich verschlossen. Plötzlich verschwand sie aus der Hütte ihres Vaters, aus dem Kreise ihrer Gespielen, nur als sie nach Jahren in ihre Heimath zurückkehrte, hatte der Barde William, Everraline's Vater, die unterdeß Verwaiste freudig aufgenommen. Doch nicht lange war sie dort still und unbemerkt geblieben, nach einigen Jahren zog sie in die Höhle am Meere. Still, einsam hatte sie auch anfangs dort von dem gelebt, was ihr die Bekannten und Freunde gereicht; hatte selbst, noch immer schön, manchen wackern Bewerber zurückgewiesen, endlich aber war der Geist der Wahrsagung über sie gekommen, und da sie noch überdies keinen unbedeutenden Einfluß auf den strengen Laird hatte, den sie immer zum Guten und zur Hülfe Unglücklicher benutzte, stand Frau Jutta, wie man sie jetzt nannte, auf der Insel in großem Ansehen, und ihre Person wurde von den abergläubischen Bewohnern, nach dem Wahne damaliger Zeit, für heilig gehalten.

Der Laird vertraute ihrem Verstande wohl mehr als ihrer Wahrsagekunst; doch nicht frei von den Schwächen seiner Zeit, und mit einem ewig zerrissenen Gemüthe schritt er zu keiner wichtigen Handlung, ohne vorher Jutta befragt zu haben, die, ganz verschieden von den übrigen Nonnen des nördlichen Schottlands, still und ruhig, ohne sich unter das Volk zu mischen, in ihrer Höhle lebte, und selbst in ihrer kleinen Wohnung unterschied sie sich durch Ordnung und Reinlichkeit von den andern Frauen dieser Art.

Everraline ergriff bei ihrem Anblicke jedes Mal ein sonderbares Grausen. Sie fühlte sich zu der Unglücklichen hingezogen, die oft, auf ihren Knien liegend, mit Inbrunst zu Gott betete, bald mit deutungslosen Worten Geister zu ihrem Dienste aufrief, und gräuliche Gestalten mit ihrem Stabe in den Sand zeichnete. Sie drückte dann das Mädchen krampfhaft an ihr stürmisch klopfendes Herz, ihre Lippen bebten, und es schien, als ob ein Geheimniß sie drücke, das so gern der Mund verrathen hätte, das aber das Herz verschlossen hielt.

Heute aber war Jutta nicht stürmisch. Sie war wider ihre Gewohnheit auf Castle Dovart gewesen, wohin sie ihr Weg nur selten führte, obgleich die Burg und alle Gemächer ihr dort offen standen. Sie faßte Everraline's Hand, und sagte mit freundlichem Tone: Liebes Kind! heute harrest Du vergebens! — Das Mädchen erröthete. — Wen Du erwartest, der kommt nicht! Arthur Mac-Allan durchschneidet mit seinem raschen Schiffe jetzt nicht die Wogen. Kehre mit Gott nach dem Schlosse zurück,

dort bedarf man Deiner! Was die Lady von Dir verlangt, thu! Sei treu Deiner Liebe und meines Schutzes gewiß!

Sie drückte einen leisen Kuß auf die Stirn der Erstaunten, schritt um den Fels und verschwand.

Langsam, und über die Worte Jutta's nachdenkend, ging Everraline den Fels hinauf, als ihr an einem Ruheplätzchen, welches eine duftende Linde beschattete, Malvina entgegen eilte.

Gut, daß Du kommst! — rief die Lady — der Liebe Schutzgeist führte Dich zu mir — o geh' für mich!

Wohin? fragte Everraline erstaunt.

Zu ihm, zu James Mac-Donald! — fuhr Malvina leidenschaftlich fort — Mit meiner Hand erkauft er sich Freiheit, Leben, Liebe!

Der Glückliche! — sagte Everraline — Drei schöne Himmelsgaben reicht ihm das Schicksal aus Eurer Hand.

Doch wenn er mich nicht liebte, wenn ich mich täuschte, — unterbrach sie Malvina — wenn er mich zurückstieße — dann!

Dann?

Wählt er den Tod!

Everraline lächelte. — Wie könnt Ihr zagen, Malvina? Ich sah den Mann noch nicht, der unverwundet in Eurer blauen Augen Glanz geschaut, der nicht den holden Sternen gehuldigt hätte!

Malvina schien nicht auf sie zu hören. Ihr Blick war finster am Boden geheftet, sie schien in Erinnerung versunken; endlich hob sie das Auge, es zeigte, daß sie über etwas nachdachte. — Auf Stirling, — sagte sie nun leise vor sich — da schien er nur mir zu leben, sein Auge ruhte sehnend nur auf mir, seine Hand zitterte in der meinen, auf seinen Lippen sah ich das Geständniß seiner Liebe schweben, und ich Unglückliche waffnete mein Herz mit stolzer Kälte, ich hielt ihn ab, ich nahm ihm den Muth, ich Thörin! schon damals hätte die Liebe die blutige Fehde beendet, und Alles hätte sich freundlich geordnet. Auf Isla, — fuhr sie nach einem kurzen Schweigen fort — wie glühend war sein Blick, als er mir sagte, daß auf Mull für ihn die Rose seines Lebens erblühe — und diese Rose, wer kann sie sein als ich? Und wäre ich's nicht! — rief sie schmerzvoll, doch schnell ermannte sie sich. — Everraline! — sagte sie zu dem Mädchen, die staunend sie betrachtet hatte. — Geh' Du zu ihm, und mit des Weibes List, mit der Freundin scharfem Blicke dring' in seines Herzens Tiefe ein, forsch' ihn aus, wer jene Rose von Mull sei, die ihn bezaubert. Sag' ihm, doch sag' ihm nichts, verrathe nicht Malvina's schwaches Herz. In Deine Hand leg' ich mein Schicksal, meine Ehre!

Noch immer stand Everraline erstaunt. — Ich soll zu James, ich, ein schüchternes Mädchen, soll mit diesem Auftrage hin zu Mac-Donald?! rief sie aus.

So geh' als Knabe verkleidet zu ihm, — unterbrach sie Malvina

ſchnell — geh! in dieſes Gewand gehüllt, gebe die Liebe Dir Muth, und verbanne die Furcht! Du zauberſt noch, wenn die Schweſter Dich bittet?

Biſt Du nur glücklich, Malvina, dann bin ich es auch! — rief Everaline, Jutta's Worte gedenkend, und umarmte ſie. — Lebt wohl! der Liebe Schutzgeiſt begleite mich zu ſeinem Kerker!

Sie trennten ſich.

Die Mac-Donalde ſaßen indeſſen in ihrer Haft und labten ſich an dem einzigen Troſte, der ihnen noch blieb, an dem Troſte, daß Mac-Lean ſie nicht getrennt hatte, daß ſie ihr Unglück vereint tragen konnten. Angus ſah des Hauſes Fall voraus, und durchſchaute leicht die Abſicht ſeines alten Feindes. Mit Einem Schlage den Baum mit all' ſeinen Zweigen zu fällen, das war der Zweck von Mac-Leans hinterliſtiger That. Standhafter war James, er hoffte auf William Mac-Donald, ſeinen Verwandten, und auf ſeinen Clan, der gewiß Alles zu ſeiner Rettung aufbieten würde.

Wenn es nicht zu ſpät iſt! — ſeufzte Angus — dem Mac-Lean iſt jede Waffe recht.

Mac-Lean iſt gut! — tröſtete der Knabe Archibald — Malvina liebt mich und auch Dich, mein Bruder! — James Wangen erglühten — ſie werden uns nicht morden!

Ach! — ſeufzte Angus — mir kann der Tod nur wenig Stunden rauben, mein müder Fuß ſteht an des Lebens Markſtein. Doch daß ich Euch in Eurer Jugendfriſche verwelken ſehe, iſt furchtbar! — Er ſchloß die Söhne an ſein Herz, und den Blick nach oben gerichtet, füllte ſich ſein Auge mit Thränen.

Da raſſelten die Riegel, die Thür des Kerkers öffnete ſich, und bei dem matten Scheine der ärmlichen Lampe ſahen ſie Harry, den Caſtellan, herein treten.

Angus, den Mann und ſeinen finſtern Sinn kennend, ſchreckte zuſammen; Archibald lief freundlich auf ihn zu, und führte ihn dem Vater entgegen.

Laird von Sky! — hub Harry an, ſich ehrfurchtvoll verneigend, — mein Herr hat mir befohlen, Euch zu trennen; doch nicht Euch zu kränken, nicht aus Feindſchaft gab er den Befehl, es iſt nur für wenige Stunden, dann ſeid Ihr wieder mit den Euern vereint. Ihr, Archibald, könnt Eurem Vater folgen. Kommt, mein edler Herr!

Der Vater ſank in James Arme. — Hier oder dort! rief dieſer.

Angus und Archibald folgten Harry.

James blieb allein. Er ſah dieſe Trennung als Trennung auf ewig an. Muthvoll nahm er Abſchied von der ſchönen Welt, nur eines that ihm

weh, da die Vergangenheit sich vor ihm ausbreitete. Malvina sah er, wie sie auf Stirling gleich einer Königin durch den Saal schritt, er fühlte ihre Hand in der seinen, so mancher Blick ihres Feueranges strahlte ihm wieder; ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr ihm, er bebte zusammen. — Ich verdiene mein Schicksal! Sie liebte mich, und ich habe sie getäuscht! rief er aus, setzte sich auf den niedern Schemel, und stützte das sorgenschwere Haupt mit seiner Rechten.

Der Kerkermeister öffnete die Thür, er hörte es nicht. Ein Knabe trat herein, er sah ihn nicht. In tiefe Schwermuth versunken rechtete er mit sich und seinem Herzen.

Der Jüngling trat ihm näher und verhüllte, so viel es sich thun ließ, das Gesicht in seinen Plaid.

Mein werther Herr! — sagte er leise und mit verstellter Stimme. — James hörte ihn nicht. — Mein werther Laird! — hob er noch einmal an, und trat dicht hinter Mac-Donald, — o hört!

James fuhr auf und fragte finster vor sich hinstarrend: Wer naht?

Mich schickt der Laird von Mull! antwortete Everraline, die in der Kleidung eines Jünglings zagend hinter ihm stand.

Ich folge Euch! rief James, nahm seinen Plaid, der auf dem Sessel hing, warf ihn um, und sah flüchtig nach Everraline, die zagend nicht aufzublicken wagte.

Hat denn Lauchlan nur Knaben zum Morden? sagte er, verächtlich auf die bebende Jungfrau blickend.

Nicht zum Morden komm' ich, Herr! ein Friedensbote bin ich! erwiderte sie gefaßt.

Ein Friedensbote?! rief James, und wandte sich schnell. Everraline starrte ihn an. — Ha! rief sie plötzlich, und zitterte, als James auf sie zutrat und mit rauhem Tone fragte: Wovor erschrickst Du, Knabe?

Everraline wich zurück und hüllte sich noch tiefer in ihren Plaid. Mit diesem Augenblicke trat das Schicksal grausam ihr entgegen. In James Mac-Donald erblickte sie Arthur Mac-Allan, ihren Geliebten.

Was willst Du von mir, stummer Knabe?! — rief dieser jetzt — rede, Deine Stimme zaubert mir süße Töne wieder, ich höre sie gern!

O schweig, armes Herz! — sagte das Mädchen leise vor sich hin — schweig, es gilt sein Leben!

Ich komme als Friedensbote, lieber Herr! — fuhr sie mit verstellter Stimme fort — von meinem Herrn zu Euch gesandt. Was Jahre lang der Haß trennte, soll sich in Liebe vereinen; sie erglühte für Euch in der Brust der lieblichsten der Jungfrauen von dem Clane der Lean, deshalb bietet Euch der Laird Friede und Freundschaft, ihre Hand, ihr Herz, und wenn der Priester am Altare den Segen spricht, verwandelt sich der alte Haß in Freundschaft. — Wollt Ihr der Liebe folgen, die Euch winkt? —

Sie trat bebend zurück, ihr Herz klopfte gewaltig. Sie fürchtete des Jünglings Antwort.

Die lieblichste der Jungfrauen Eures Clans, sagst Du, sei mir gewogen?! — rief dieser, und sein Auge glühte, — nenne, male sie dem ahnenden Herzen!

Everraline seufzte. — Herr! — sagte sie nach langem Zaudern — woher nähm' ich die Farben, sie Euch zu malen, woher die Worte, sie Euch zu schildern? — Denkt Euch das Herrlichste, was die Natur erschuf, und Ihr habt ihr Bild!

Ich kenne sie, — unterbrach James das Mädchen — ich kenne sie! Eine nur ist das Herrlichste der Erde, und diese Eine ist — Everraline Mac-Lean!

Nein, nein! — rief die Jungfrau, von Wonne durchglüht, von Schmerz zerrissen, — sie ist es nicht! Es liebt Euch eine Andere!

Dann schweig — und geh! rief er unmuthig, und wendete sich von ihr ab.

Everraline stand in seinem Anschauen versunken, sie preßte die Hand auf ihr klopfendes Herz, als wollte der Busen zersprengen; auch sie schwieg.

Sag' dem Lauchlan, — sprach jetzt James, sich ihr wieder nahend, — um solchen niedern Preis, der sich mir selbst anbietet, erkaufe ich mein Leben nicht. — Deine Botschaft ist wohl nun beendet? — fuhr er nach einer Pause fort, sich von ihr wendend, — dann geh' mit Gott!

Mein lieber, theurer Herr! — erwiderte Everraline mit Innigkeit — bedenkt, der Tod, der bittere Tod ergreift vielleicht heute noch Euer Jugendleben!

Du fühlst mein Schicksal, guter Knabe! — sagte Mac-Donald gerührt — Ich danke Dir; ich gehe willig, freudig in den Tod!

Und laßt Ihr nichts zurück, nichts was Euch theuer wäre? — rief sie mit gepreßter Stimme — nichts, was mit süßen Banden Euch an das Leben fesselte? kein Wesen, das bei Eurem Tode ihn tausendfach erlitte?!

Gerechter Gott! rief James, und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Um dieses Herz, das Ihr mit Euch hinüber zieht, erhaltet Euch! sagte sie weinend, und ergriff zitternd seine Hand.

Nein, nein! — rief James mit hohem Muthe — was wäre mir ohne sie das Leben? — der Tod! — Nein, Everraline! nein! dir nur allein weih' ich mein Herz!

Da sank sie, vom Gefühle überwältigt, an seine Brust. — O mein Geliebter! — rief sie — erkenne mich! Everraline ruht in Deinen Armen!

Noch lagen sie Arm in Arm, als die Thür rasselte, und sie, aufgeschreckt, kaum so viel Zeit hatten sich zu sammeln. Harry trat ein und mahnte Everraline, daß es Zeit sei, sich zu entfernen. Kein Lebewohl, kein Abschiedkuß, nicht einmal ein Druck der Hand versüßte die Trennung. Everraline stürzte fort über den Hof; zum Thore über die Brücke, den Felsen hinunter trieb sie eine unaussprechliche Angst, Unwillkürlich kam sie zu dem Plätzchen an der stillen Felsenbucht.

Ihr Blick schweifte hier über das ruhige Meer. — Er naht nicht mehr über die helle, spiegelglatte Fläche! — rief sie aus — Dort aber in jenem grauen Thurme, der so ernst hinunter blickt auf die blauen Wellen, dort liegt er gefangen — Mac-Allan! Mac-Allan! — rief sie wehmüthig — warum hast du mich getäuscht?! — Vor James Mac-Donald hätte sich dieses arglose Herz geschützt, vor Arthur Mac-Allan öffnete es sich sorglos. Und Malvina! — hier stürzte ein Thränenstrom aus ihren Augen — Sie, die so innig, so mild mich mit Schwesterliebe an sich zog, sie habe ich unglücklich gemacht.

Nein! nein! — rief sie plötzlich aus, und ihr Auge sah vertrauend in die letzten Strahlen der Abendsonne. — Ich will das Opfer sein, will ihn retten, sie beglücken! Liebt er mich wahr, wird er meinen Bitten nicht widerstehen, er wird mich vergessen und ich —

An meinem Lebenshimmel — fuhr sie traurig fort — stieg ein freundlich Meteor auf, in schönster Pracht. Ich sah ihm nach; die Sehnsucht lieh mir Fittige, ich schwebte auf, schon naht' ich ihm, da trat aus einem lichten Wolkensaum ein schöner Jüngling mir entgegen, an seinen Busen zog er mich hinauf, unter seines Herzens lauten Schlägen zuckt' ich — ich war zu glücklich, und mein Traum verschwand.

Sie setzte sich sinnend auf den Stein unter dem Fels. Und sollte ihr Herz brechen, so mußte sie ihn doch retten und Malvina glücklich machen. Dies war der feste Vorsatz, der sich in ihrem Innern gebildet hatte.

Da erblickte sie in der Ferne die Lady nahen. Angstvoll schlug ihr Herz, ihr Muth war dahin. Ihre Kniee wankten, als sie ihr entgegen zu gehen aufstand. Immer schneller nahte die Lady. Das ängstliche Zögern Everraline's ließ keine erfreuliche Botschaft ahnen.

Everraline! — rief sie ihr zu — Ruf' mir das Schreckenswort entgegen. Er hat mich verworfen!

Schweigend und ernst stand Everraline vor ihr.

Um aller Heiligen willen, Mädchen, sprich! rief Malvina leidenschaftlich.

Er liebt! stöhnte die Arme, und wagte nicht aufzublicken.

Er liebt?! — rief die Lady, und ihr ganzes Wesen veränderte sich. Stolz, mit flammendem Blicke stand sie vor Everraline und sammelte Muth, ihrem Schicksale Hohn zu sprechen. — Nenne mir die Unglückliche, die er liebt; nenne sie mir, daß mein Dolch sie durchbohren kann!

Da hob sich langsam das Mädchen empor. Freundlich wie das Opferlamm blickte sie wehmuthvoll auf die Lady, und sagte mit tief bewegter Stimme: Sie steht vor Dir!

Du?! rief Malvina Mac-Lean, und fuhr heftig zurück.

Ja, ich! — sagte Everraline — Stoß den Dolch in meine Brust, Herrin! nur hasse mich nicht. Vollende, was das Schicksal begonnen hat, dann sterb' ich doch für ihn, dann sterb' ich doch für Dich!

Mit starrem Blicke sah die Lady auf das Mädchen. Ihre Hand zuckte krampfhaft und griff nach dem Dolche, doch schnell fuhr sie zurück.

Ich habe Dich geliebt, als wärst Du meine Schwester, — rief sie jetzt mit weicher Stimme — Dir mein innerstes Geheimniß geoffenbart, meines Lebens ganzes Glück vertrauensvoll in Deine Hände gelegt, wie konntest Du so grausam mich betrügen, wie konntest Du so arg mich hintergehen?!

Nein, Malvina! — sagte Everraline, und der Strahl der Unschuld glänzte aus ihrem offenen blauen Auge, — ich habe Dich nicht betrogen, ich ward es selbst! Arthur Mac-Allan — ist James Mac-Donald. Erst jetzt erkannt' ich ihn, und sah mit Grauen, daß ich den Blick nach Deinem Himmel gewendet hatte.

Sinnend sah Malvina vor sich nieder.

Malvina! — sagte jetzt die Jungfrau, sich ihr nahend, — Du, die mit so viel Liebe mich zu sich gehoben, der ich mich so dankbar verpflichtet fühle, Dir will ich nicht Deinen schönen Morgentraum zerstören. Ich bin das Opfer, laß mich still vergehen — nur zürne mir nicht!

Malvina Mac-Lean! — rief die Lady, und ihr Auge traf Everraline zornig, — Malvina Mac-Lean sollte aus der Hand Everraline's den Gatten als eine Gabe empfangen?! Nein, Thörin! — rief sie immer leidenschaftlicher — ich verlange Dein Opfer nicht. Wer Malvina verwirft — der büße!

Da stürzte Everraline zu ihren Füßen und umklammerte sie. — Herrin! — rief sie in ihrer unaussprechlichen Angst — bei Deiner Liebe beschwör' ich Dich, rette den Geliebten, rett' ihn Dir!

Lauchlan Mac-Lean, welcher der Tochter in der Ferne gefolgt war, trat jetzt zu ihnen. Das Vorgegangene ahnend, sah er höhnisch auf Beide. Everraline sprang auf. — Du warst bei James Mac-Donald? — fragte er kalt — was beschloß der Stolze? — Everraline schwieg. — Ich verstehe Dein Schweigen. Er hat Dich verschmäht, Malvina! Diese Schmach rächt nur der Tod!

Mein gnädiger Herr! — sagte nun Everraline, zu welcher Muth und Besonnenheit zurückgekehrt war, — nicht Lady Malvina Mac-Lean hat er verschmäht, ich nannte ihm ihren Namen nicht, das schwör' ich Euch bei Gott und allen Heiligen! Erlaubt, daß ich noch einmal zu ihm

gehe, und Malvina's Namen nennen darf, er wird dann gewiß nicht widerstehen!

Erlaubt es nicht, mein Vater! — rief Malvina heftig — Laßt mir den Trost, daß er mein schwaches Herz nicht kennt!

Mac-Lean dachte einige Augenblicke nach, dann sagte er schnell zu Everraline: Geh', nenn' ihm meiner Tochter Namen!

Wag' es, Unglückliche! rief die Lady.

Meine Pflicht befiehlt, ich muß ihr folgen! erwiderte Everraline und stürzte fort.

Du bist verhöhnt, Malvina! — sagte Lauchlan zu der Lady, die mit furchtbar ernstem Blicke in die Wellen sah. — Deinen Namen hat sie ihm genannt, sie täuscht uns. Und täuschte sie uns nicht, erfährt er auch jetzt erst, daß Du es bist, die mit thörigter Liebe an ihm hängt, was schadet es? der Tod lehrt schweigen!

Auch Du schweigst, — fuhr er nach einer Pause fort — als wären Deine Lippen geschlossen. Blick' auf! sieh, wie Dein Dolch im Scheine der Abendröthe funkelt, er winkt Dir und mahnt Dich an Deine Pflicht! Sterben müssen sie!

Mich dürstet nicht nach seinem Blute! sagte die Lady düster.

Bist Du eine Mac-Lean?! — rief Lauchlan mit Stolz — und willst der Zeit, und nicht der eigenen Hand die Rache übergeben?

In meinem Busen, Vater! — unterbrach sie ihn — erhebt sich der Stolz, so wie in dem Eurigen. Zu ihm gesellt sich noch der tiefe Schmerz verschmähter Liebe und gekränkter Eitelkeit. Die Hand greift nach dem Dolche, doch zum eigenen Herzen nur führt ihn die allgewaltige Liebe!

Sie hat Dich bethört, Dein edelstes Gefühl entschlummert! — sagte Lauchlan — Erwache! Er hat Dich verschmäht, weil Du eine Mac-Lean bist!

Deshalb nicht, mein Vater! unterbrach ihn Malvina. Und nun erzählte sie ihm, daß eine fremde Leidenschaft ihn beherrsche, daß er Everraline liebe. Doch dies beruhigte den Vater so wenig als es die Lady getröstet hatte.

Der alte Lauchlan beschloß den Tod der Mac-Donalde, doch je blutdürstiger der Vater wurde, desto versöhnlicher ward der Tochter Herz. Den Gedanken, ihn sterben zu sehen, konnte sie nicht fassen; ihn in den Armen Everraline's zu sehen, diesen Gedanken konnte sie nicht ertragen; und als Lauchlan jetzt den fürchterlichsten Schwur that, nur James Blut könne die Schmach sühnen, da rief sie mit furchtbarer Ruhe: Vater! rächt die Schmach, drückt Euern Dolch in jede Brust, nur ihn verschont. Er bleibe mein! Sein Herz sei mein für meine Liebe, oder für meinen

Dolch! Für Eure Rache wählt ein anderes Opfer! Habt Ihr mich wohl verstanden, Vater?! rief sie mit Bedeutung und verließ ihn.

Ich verstehe Dich! — murmelte der Vater. — Dein Wille geschehe! — Er folgte ihr nach Castle Donart. Dort verschloß er sich mit seinem treu ergebenen Harry; das Bubenstück wurde beschlossen.

Die Mac-Donalde waren wieder in ihrem Gefängnisse vereint; Archibald schlief in süßer Ruhe, Angus und James betrieben sich zum Tode, denn daß nach James Weigerung es nur blutig enden könnte, waren sie gewiß.

Da hörten sie Geräusch an der Thür. — Hörst Du, sie kommen schon! rief der alte Mac-Donald und faltete die Hände; doch diesmal war es nicht der Engel des Todes, der sich ihnen nahte, der Engel des Friedens, Everraline war es, welche Harry einließ. In des Geliebten Arme stürzend, rief sie: Noch einmal mußt' ich Dich sehen, noch einmal Dich an meinen Busen drücken!

Ich nahe Dir als eine Sterbende! — fuhr sie fort, als sie sich aus seiner Umarmung losgerissen, — versage, mein Geliebter, mir die Erfüllung meiner letzten Bitte nicht. Versprich es mir!

Als eine Sterbende? fragte James erschrocken.

Als eine für Dich Gestorbene! — erwiderte das Mädchen. — Versage mir die Erfüllung meiner Bitte nicht!

Steht es in meiner Macht, Geliebte, dann gern! erwiederte James.

Vergiß Everraline! — rief das Mädchen, zu seinen Füßen stürzend. — Nur so kannst Du Dir das Leben, mir die Seligkeit retten! — Ich müßte Dir folgen. Darum rette Dich, rette mich!

Kannst Du Unmögliches von mir fordern?! rief der Jüngling, sie aufhebend.

Höre mich! — unterbrach sie ihn — Die Jungfrau, die Dich liebt, die Dich aus dem Kerker zum Altare führen soll, ist Malvina Mac-Lean.

Gerechter Gott! — rief James — Du gehst streng mit mir zu Gericht, — ich ahnete.

Du liebtest sie, James? sagte Everraline, doch kein Vorwurf lag in dem Tone ihrer Stimme.

Ich liebte sie nie! ich ehrte, ich achtete das stolze, heldenmüthige Mädchen, — antwortete Mac-Donald. — Der Wunsch nach Frieden ließ mich vielleicht der Lady zu freundlich, zu innig nahen, doch über meine Lippen kam nie ein trauliches Wort.

Ich weiß es, James! Es sprach Dein Mund wie die süßen Worte zu ihr, die in der Bucht — Doch — denke nicht allein an Dich, denk' an Dein armes Mädchen, denk' an mich! Ich bin Malvina hochverpflichtet; ihr Fluch muß mich treffen. — Denk' an Deinen Vater,

Deinen Bruder! Sie alle sinken mit Dir in die Gruft, Du ziehst uns alle mit Dir hinunter.

O, locke mich nicht, Zauberin, mit Deiner süßen Stimme, ich folg' ihr nicht, Du lockst vergebens! rief James, und drückte sie an sich.

Angus legte seine Hände auf ihre Stirn. — Mein Segen weihe Euern Bund auch in dieser ernsten Scheidestunde, zum Leben oder zum Tode! sagte er bewegt.

Noch einmal suchte Everraline den Geliebten zu bewegen. Er blieb fest, und selbst der Vater stimmte ihm bei. — Ehrlos — rief dieser — würde mein Sohn an den Altar treten, wie ein feiger Sklave, der, um sein Leben zu retten, einen Meineid schwört!

Nun dann, — sagte das Mädchen mit Fassung — so lebe wohl, mein Geliebter! bereite Dich zum Tode! Die Stunde naht, ich fürchte, sie ist nicht fern. Ich schmücke Dein Grab mit Blumen, und wenn sie welken, verwelk' auch ich!

Innig, wie zum ewigen Lebewohl, umarmten sie sich. Doch als Everraline sich aus seinen Armen riß, und ihn eben verlassen wollte, stand Jutta an der Thüre des Gefängnisses, und trat mit langsam festem Schritt auf sie zu.

Wenn der Hahnruf erschallt, — rief sie mit gebietendem Tone — im feuchten Thau zum Nest der Kobold flieht, das Moorhuhn vor dem Morgenstrahl sich birgt, und aus dem Meer die Sonne ihre goldnen Strahlen hebt, dann komm zu mir an Treumors Klippe, dort erwartet die Hoffnung Dich! Komm, Kind! — sie faßte ihre Hand. — Faßt Muth, ihr Herren von Sky! rief sie den Mac-Donalds zu, und verließ mit der Jungfrau den Kerker.

Aengstlich irrte indeß Malvina umher. Daß James erfahren habe, sie liebe ihn, empörte ihren Stolz. Alle Leidenschaften, die ein weibliches Herz zerreißen können, bestürmten die Lady; Liebe und Stolz, Freundschaft und Rache, Alles wogte in ihrer Brust im wilden Chaos. Sie liebte James immer noch, und doch hatte er sie verschmäht; sie hing noch an Everraline, und sie hatte ihren Lebenstraum zerstört.

Mit diesen sich durchkreuzenden Empfindungen trat sie in die hohe Waffenhalle ihrer Väter. Eine große Lampe hing in der Mitte und erleuchtete nur sparsam das lange, hohe Gewölbe; Rüstungen der Helden der Vorzeit ruhten jetzt an den hohen Pfeilern, Waffen aller Art an den finstern Wänden. Sie trat vor zwei Rüstungen, blank und neu, die am mittelsten Pfeiler hingen; das Licht der Lampe spiegelte sich in ihrem Stahle, verwelktes Eichenlaub bekränzte die Helme, und die schwarzen Schwungfedern wogten leise im Luftzuge hin und her.

Sinnend betrachtete sie Malvina, es waren die Rüstungen ihrer erschlagenen Brüder. James hatte sie ihr zurückgesendet. Noch klaffte die Wunde in dem einen Helm, noch sah man die Oeffnung der Kugel, die den Harnisch des andern zerschmettert hatte.

Finster wie die Rachegöttin stand sie vor ihnen und betrachtete die theuern Waffen ihrer Brüder, doch weniger an die Erschlagenen denkend, als an sich, an ihr Herz, an ihr Geschick. Sie erwartete hier Everraline, welche die schmale Wendeltreppe aus dem Gefängniß hier vorbeiführen mußte.

Sie war also die Blume von Mac-Lean?! — rief sie jetzt plötzlich aus, faßte nach dem Dolche und hob ihn hoch in die Höhe. — Sie war also die Blume von Mac-Lean? nun wohl, sie oder er! — Da rasselte eine Rüstung hinter ihr und stürzte von dem Pfeiler herab; sie erschrak nicht, langsam sah sie sich um. — Wollt ihr mich aus meinem Schlaf erwecken, ihr Geister meiner Ahnen?! — rief sie — Glaubt ihr, daß es eures gespenstigen Getöses bedarf, mich an meine Pflicht zu mahnen?! Des Stammes Ehre ruht sicher in Malvina's Hand!

Da schimmerte von der Wendeltreppe herauf der matte Schein eines Lichts. — Sie naht! — rief die Lady — und mit ihr mein Schicksal! — Sie eilte ihr entgegen. — Everraline kommt nicht allein! — sagte sie leise, sich hinter einen Pfeiler verbergend, — ich höre noch fremde Tritte!

Everraline stieg, von Jutta geführt, langsam die Treppe herauf. Tröstend sagte diese zu dem Mädchen, die sehr ermattet und angegriffen, den Kopf auf Jutta's Schulter ruhen ließ: Raste hier, mein Kind! komm, setz' Dich auf diesen Stein, Du bist erschöpft! Vertraue auf Gott, es wird sich noch alles freundlich gestalten!

Ich fühle mich sehr matt! — erwiderte die Jungfrau, und setzte sich auf eine Bank. — Habt Geduld mit mir, Mutter Jutta! — Ihr Haupt an der Norne Busen lehnend, saß Everraline noch schweigend, als Harry aus dem unterirdischen Gewölbe, das Bund Schlüssel in der Hand, leise herauf schlich. Jutta bemerkte ihn.

Gut, daß Ihr kommt, Castellan! — sagte sie ihm mit befehlendem Tone — besorgt einen Becher mit Wein für diese Jungfrau; sie bedarf Erquickung!

Harry lächelte tückisch. — Gern, Frau Jutta! — sagte er freundlich und ging.

Ach! — stöhnte nun Everraline, und hob den Blick gen Himmel. — Verging' ich in diesem Augenblicke, wie wär' ich doch so hochbeglückt! Ich fühle noch sein Herz an dem meinen schlagen, fühle noch, wie mich sein Arm umfangen hält. Ich stürb' in süßer Wonne! —

So stirb! — rief eine dumpfe Stimme hinter dem Pfeiler hervor, und Malvina trat auf die Erschrockene zu, während Jutta aufstand, und mit finsterem Ernste ihr entgegen schritt.

Was treibt Euch so spät noch auf die Burg? — fragte die Lady — was wollt Ihr hier?

Wer fragt die Norne? — antwortete diese, und aus ihrem Auge glühte jenes Feuer, das der ganzen Gestalt ein so furchtbares, grausiges Ansehen gab. — Wer fragt die Norne, ob nach Süden, ob nach Norden sie ihren Flug gewendet? Wo ich bin, da muß ich sein! — Geh' Du zu Bett, ich seh' an Deinem wilden Blicke, daß Du der Ruhe bedarfst! Geh', Kranke! tritt mir nicht in meinem ernsten Weg entgegen!

Wahnsinnige! rief Malvina, schritt an ihr vorüber und trat zu Everraline, die aufsprang und: Malvina, zürne nicht! stammelnd ausrief.

Du kommst von ihm? fragte diese finster.

Ja, Mylady! erwiderte zagend das Mädchen.

Sagtest ihm, und nanntest meinen Namen? fragte die Lady heftiger.

Er liebt mich treu! — antwortete mit Fassung Everraline — wir gehen vereint!

Du nur allein! rief Malvina zornig. Da kam Harry mit zwei Bechern Wein; den einen reichte er Everraline, und sagte freundlich: Hier, holde Jungfrau! trinkt, es wird Euch stärken; es ist ein alter, guter, unverfälschter Wein, trinkt nur! — Den andern reichte er Jutta, die ihn genau beobachtete. Everraline setzte sich wieder, hob den Becher in die Höhe und rief: Ach, nimm doch die Angst von mir, gerechter Gott! es rieselt kalt wie Tod durch mein Gebein!

Harry näherte sich jetzt der Lady, ihr etwas zu sagen; doch diese, zu sehr mit Everraline und sich selbst beschäftigt, hörte nicht auf ihn und wies ihn ernst zurück. Indessen nahm Jutta Everralinen den Becher aus der Hand, setzte den ihrigen neben die Jungfrau, und wischte ihr den Schweiß von der Stirn. — Du bist noch ganz erhitzt, liebes Kind! — sagte sie — Trink' jetzt noch nicht, es könnte Dir schaden!

Warum soll sie nicht trinken? — unterbrach sie Harry — der Wein erquickt und stärkt die Lebensgeister. Trinkt nur! — Er nahm den Becher, der neben Everraline stand, und reichte ihr selbigen. Diese achtete nicht auf ihn, und sah nur auf zu Malvina, die mit zornigem Blicke sie betrachtete.

O zürnt nicht, Lady! — rief sie jetzt — vergebt mir, ich habe Eurer Liebe Traum zerstört, er Euch der Hoffnung Zauberbild zertrümmert; wir zahlen unsere Schuld mit unserm Leben!

So trinkt nur! unterbrach sie Harry.

Laßt mich aus Eurem Munde nur ein versöhnend Wort vernehmen! bat das Mädchen; Malvina schwieg. Da ergriff sie den Becher. — Ich kann nicht mehr! rief sie aus und trank.

Nun wohl bekomm's Euch — sagte Harry — Trinkt doch aus! — Sie leerte den Becher.

Gott mag es Euch vergelten, sagte sie freundlich, und gab Harry den

Becher zurück, erhob sich und trat mit leisem, zagendem Schritte auf Malvina zu.

Malvina! — sagte sie und ergriff ihre Hand, — laßt mich heute nicht so von Euch gehen. Es wäre das erste Mal, daß ihr Euch feindlich von mir trenntet! — Malvina wendete sich ab, da stürzte Everraline vor ihr nieder und rief, die Hände emporstreckend: Vergieb, o Herrin, Deiner Magd! vergieb, Malvina, Deiner Schwester!

Malvina's Herz blieb nicht ohne Rührung. — Steh' auf Everraline! — sagte sie — der morgende Tag wird uns versöhnen; heute laß mich!

Da trat Jutta zwischen beide, und mit donnernder Stimme rief sie der Lady entgegen: Der junge Tag, Du stolze Herrin, wird die Flehende im hochzeitlichen Glanze Dir zeigen, schön geschmückt mit Rosʼ und Myrte, als Braut des James Mac-Donald!

Nie! rief Malvina, nicht mehr ihres Zornes mächtig.

Und dennoch! sagte mit dumpfem, prophetischem Tone die Norne, hob die Rechte empor, als ob sie ihr Wort dem Himmel übergeben wollte, die Linke ergriff Everraline, und zog sie mit sich fort. Harry folgte ihnen.

Erzürnt und doch ergriffen von den Worten der Norne, stand Malvina allein in der finstern Waffenhalle. Kein Laut, kein Lüftchen unterbrach die furchtbare Stille. Alle Leidenschaften stritten gegen einander in ihrem Innern; sie stand da, wie die Eiche, die der Sturmwind beugt, und die ihre letzten Kräfte zum kühnen Widerstande sammelt.

Plötzlich lachte sie hell auf, daß die Wände das kreischende Gelächter gellend wieder gaben. — Der junge Tag soll sie im Brautschmuck zeigen, als Hochzeitfackel ihr die Morgenröthe glühen? — Nein! — schrie sie auf — nein, blutig geh' sie auf, und blutig geh' sie unter!

Ihr Blick fiel auf den Becher, den Jutta aus Everraline's Hand genommen und neben sich gestellt hatte; sie erfaßte ihn mit Hast. — Euch, ihr Rachegeister, weih' ich diesen Becher jetzt zum Opfertrank! rief sie wild, leerte ihn begierig und schleuderte ihn weit weg.

Nun ist's entschieden! — sagte sie kalt — Gierig hab' ich das Gift der Rache gesogen, den Funken Menschlichkeit in mir erlöscht, und Lieb' und Freundschaft, diese trügerischen Gefühle, aus meiner Brust gebannt. Der Augenblick hat über mich entschieden!

Sie schritt, wie eine geistig furchtbare Gestalt durch die hohe Halle, ein kalter Windzug pfiff durch die rasselnden Rüstungen.

Es war eine fürchterliche Nacht, die Elemente schienen mit einander im Kampfe. Der Sturm sauſ'te um die alten Thürme der Burg, und peitschte die wogenden Wellen hoch an den zackigen Klippen hinauf. Der Hagel schlug rasselnd an die bemoos'ten Mauern, und das Käuzchen barg

sich krächzend in die schirmende Kluft; der alte Thurmwacht sang andächtig ein frommes Lied in die düst're Nacht, glaubte in den jagenden Wolken Geister über sich hinschreiten zu sehen. — Gott steh' uns bei! — rief er aus — diese Nacht verkündet schon wieder Unglück!

Lauchlan saß, unbekümmert um das Toben der Wetter, bei dem Schein der halb verloschenen Lampe auf seinem Zimmer. In seinem Innern wüthete der Sturm so gewaltig, wie draußen; die Leidenschaften kämpften hier so furchtbar gegen einander, wie dort die Elemente. Bald sah er nach der Thüre, bald nach dem hohen Bogenfester, ob er nicht schon den Glanz der Morgenröthe durch das Unwetter durchschimmern sähe. Aber immer barg sie sich noch im Dunkel, immer nahte noch Keiner der geschlossenen Thüre.

Ist denn niemand auf Castle Douart, dem die Schuld den Schlaf verscheucht?! — rief Lauchlan endlich zähneknirschend aus, und sprang von dem hohen Sessel auf. — Bin ich denn hier in einem Paradies der Engel, die, in süßen Schlaf gelullt, vom Himmel träumend, nie erwachen? schlägt in jeder Brust ein ruhig Herz, und ist denn kein Verbannter, außer mir, in diesen alten Mauern?!

Er trat an das Fenster und schaute nach Osten, aber die goldne Sonne ging ihm noch nicht auf. — Ha, wie schleicht die Zeit! — rief er vor sich hin. — Die böse That hängt sich bleiern an ihr Rad. Es muß bald Morgen sein, und Harry kommt immer noch nicht, mir zu berichten, ob es gelang!

Da nahten Tritte; er lauschte. Harry war es nicht, es war Malvina.

Ah! Eine Seele doch, die mit mir wacht! rief er ihr entgegen, die bleich, entstellt, mit starrem Blick ihm nahte. Eine unaussprechliche Seelenangst hatte sie von ihrem einsamen Lager getrieben; sie gedachte der unglücklichen Worte, welche ihre Verzweiflung am vergangenen Abend ihrem Vater zugerufen hatte. Sie deutete erst jetzt ihren blutigen Sinn. Sie dachte Everraline's, gedachte Harry's; eine qualvolle Angst trieb sie zum Vater, der vor ihr erschrocken zurückbebte.

Was willst Du hier um diese Zeit?! rief er ihr entgegen.

Euch fragen, Vater, was Ihr beschlossen, wie Ihr meine Unglücksworte gedeutet habt! antwortete Malvina.

Gewiß wie Du es wünschtest! sagte Lauchlan und sah nach der Thür, vor welcher er Harry's Tritte hörte, der auch in demselben Augenblicke eintrat.

Es ist vollbracht! rief dieser dem Laird entgegen, ohne die Lady bemerkt zu haben.

Was ist vollbracht?! rief diese, auf ihn zustürzend.

Laß nur! — unterbrach sie der Vater — Du wirst es bald durch mich erfahren. — Hast Du gethan, wie ich befohlen? fragte er nun Harry.

Ja, Herr! antwortete dieser gleichgültig.

Du ſtehſt mit Deinem Kopfe dafür? fragte mit ernſtem Tone der Laird.

Mein Leben ſetz' ich an das ihre! — erwiderte der treue Diener — für Stunden, nicht für Tage gehört es ihr!

Gut, mein Harry! nun geh'!

Nur ein Wort, Herr! rief der Diener. Mac-Lean folgte ihm in ein entferntes Bogenfenſter.

Herr! der Wächter erblickt von Norden her Schiffe, ſicher der William Mac-Donald mit dem Clane.

Lauchlan ward nachdenkend. — Wie lange brauchen ſie zur Landung? fragte er plötzlich.

Erſt gegen Mittag können ſie an unſerer Küſte ſein, der Wind iſt ihnen nicht günſtig. — Herr! — fuhr Harry fort — ſetzt nicht Alles auf's Spiel, gebt die Mac-Donalde frei! Nur wenige Vertheidiger ſind in der Burg, alle lieben Everraline. — Soll ich Euch rathen? — fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, während Malvina unruhig auf und ab ſchritt. — Ich ließ die Mac-Donalde frei, heuchelte Großmuth, und gäb' ihm die Braut. Die Lady legte ihre Hände in einander, und bald drückte er die todte Gattin an ſein Herz, das ſich, den Verrath nicht ahnend, dankbar zu Euch, zur Lady wenden müßte. Nur ſo könnt Ihr Euch retten!

Es ſei! — rief Mac-Lean plötzlich. — Geh', ſchicke die Barden an Trenmors Klippe, wohin mich die tolle Jutta beſchieden hat, dort erwarte mich.

Wem gehört das Leben nur für Stunden, nicht für Tage noch, mein Vater? — fragte mit Haſt die Lady — Everraline?

Sie will ich beglücken, liebe Tochter! ſagte Mac-Lean freundlich.

Die Mac-Donalde?! rief nun Malvina.

Sind mit dem Frühroth frei! entgegnete der Vater.

Gelobt ſei Gott — ſo fließt kein Blut! — ſagte ſie, den Schweiß von ihrer Stirn trocknend. — Mir grauet vor dem Tode, mein Vater! Seht, ſein ſchreckliches Bild verfolgte mich auf meinem Lager! — Sie ſah bebend ſtier vor ſich nieder.

Was iſt Dir, Kind?! rief der Vater ängſtlich.

Nichts, nichts, mein Vater! — erwiderte ſie heftig — es war mir nur, als ob ich jetzt den Tod herbei gerufen hätte!

Beruhige Dich, Malvina! — ſagte Lauchlan freundlich. Die Lady trocknete ſich noch immer den Schweiß von der Stirn und ſtarrte vor ſich hin. — Wenn die Sonne dort über den brauſenden Wogen aufſteigt, dann ſind die Mac-Donalde frei; Everraline's Hand ſchließt den Friedensbund!

Furchtbar ſah die Lady dem Vater in's Auge. — Everraline's Hand dem Mac-Donald?! rief ſie plötzlich.

Ja, Malvina! ſagte der Vater, der ihre Unruhe nicht zu bemerken ſchien, gelaſſen. — Du ſelbſt kannſt der Friedensbote ſein. Geh' hin in das Gefängniß, löſe ſeine Feſſeln, bring' ihm die Nachricht!

Ich?! rief das Mädchen staunend.

Ja, Du! — fuhr Mac-Lean fort — führe sie dann zum Strande bei Trenmors Klippe, dorthin hat Jutta mich mit ihnen beschieden, dort wirst Du mich mit Everraline finden.

Glaubt Ihr, Vater! — rief jetzt mit stolzem Blick die Lady — glaubt Ihr, daß die Rache jedes weibliche Gefühl in meiner Brust verschlungen habe?!

Und glaubst Du, — fiel der Vater ihr höhnisch lächelnd in die Rede, daß Lauchlan Mac-Lean die Ehre seines Stammes vergessen würde? Thu', wie ich Dir befahl; nur so rächst Du die Schmach!

Vater, ich versteh' Euch nicht! sagte die Lady immer noch staunend.

Nur ein Thor bleibt auf halbem Wege stehen! — fuhr dieser fort — Willst Du den Lohn verschmähen, warum die That?

Die That! rief Malvina, schüttelte die herabgefallenen Locken von der Stirn, und blickte, am ganzen Leibe zitternd, ihren Vater mit weit geöffneten Augen an.

Was zitterst Du?! rief Lauchlan höhnend.

Ich zitt're, Vater, dem Tode zu gebieten: dorthin wende Dich, ergreife die! — Seht, wie ich das so denke, faßt er mich selbst und schüttelt mit seiner kalten Hand meine matten Glieder; ich fühl' ihn schon durch meine Adern schleichen, er drängt das Leben auf meine Stirn in kalten Tropfen, er zuckt in meinen Lippen, ich saug' ihn mit jedem Athemzuge ein!

Ihr Auge rollte wild, ihr Busen hob sich stürmisch. Der Vater erschrak vor der Bewegung, in welche seine Worte die Tochter gesetzt hatten. — Fasse Dich Malvina! — sagte er besänftigend — nicht diesen Sturm!

Nun wohl! — rief sie plötzlich, und die Verzweiflung lachte aus ihrem Blicke, — ich will hin, will ihm die Fesseln lösen, ihm an die Brust das Todtenopfer legen! Ich will Alles, Alles, was Ihr wollt; den Segen will ich über ihn sprechen, nur endet bald, doch nicht blutig! Mir zerspringt die Brust, so wild, wie meine Sinne, jagen sich die Bluttropfen in meinen Adern! — Sie stürzte zur Thür hinaus. Wild flatterte ihr Haar im Sturmwind; die Diener wichen vor dieser furchtbaren, schrecklichen Gestalt. So stürzte sie in die Waffenhalle und blieb vor den Rüstungen ihrer Brüder stehen, nickte freundlich lächelnd ihnen entgegen und schritt die Wendeltreppe hinab, nach dem Gefängniß der Mac-Donalde, und während der Kerkermeister die Riegel zurückschob, die Thür öffnete, stand sie ruhig und murmelte leise vor sich hin: Gieb mir Muth, gerechter Gott! scheuche die furchtbaren, blutigen Gedanken von mir, und rette meine Seele!

Sie trat ein. James erschrak, als er die bleiche Gestalt auf sich

zuſchreiten ſah, in deren Geſicht die Leidenſchaften ſich tief und ſchmerzvoll eingegraben hatten.

Ihr, Myladyy?! rief er plötzlich.

Ja, ich, Ritter von Sky! — ſagte ſie ernſt — Ich komme, Euch die Freiheit zu verkünden, Euch zu meinem Vater zu führen. — Everraline, — fuhr ſie fort, und über ihr Geſicht rollte eine dunkle Gluth, — Everraline iſt der Friedensengel, iſt Eure Verlobte!

Da beugte der Ritter vor ihr das Knie. — Edle Dame! — rief er — tief beſchämt knie ich vor Euch! — Sie wendete ſich ab. Doch als Archibald auf ſie zuſprang, an ihren Hals flog, ihre zuckenden Lippen küßte, und ausrief: Liebe Malvina! ich ſagte es wohl, Du wärſt unſer Engel! da blickte ſie ſchweigend auf das Kind; unter den Tropfen, die kalt von ihrer Stirn rollten, fiel auch ein heißer Tropfen aus ihrem Auge.

Kommt, Mac-Donald! — ſagte ſie bewegt — folgt mir!

Mit dem Glanze der Morgenröthe hatte ſich auch der Sturm gelegt. Die Natur ſchien nach dem Unwetter ſich in ihren ſchönſten Farben vor den Augen ausgebreitet zu haben. Alles prangte in Friſche und Glanz, als Everraline mit angſterfülltem, aber ergebenem Herzen ſich dem Madonnenbilde nahte, das hoch oben auf der Klippe zu frommer Anbetung ſtand. Die Morgenſonne ſenkte ihre Strahlen auf das Heiligenbild. Die Glorie um das Haupt der Mutter Gottes ſchien zu erglühen, und in frommer, heiliger Andacht ſank das Mädchen auf ihre Knie und betete.

Worte fand ſie nicht. Ihr Herz war zu bedrängt, um die Empfindungen ordnen zu können. Ihr ganzes inneres Weſen war ein frommes, gläubiges Gebet. Den Blick nach der Madonna gehoben, ſo fand ſie Jutta, die ihr nur leiſe nahte, um ſie nicht in der Andacht zu ſtören.

Als ſie ſich aber jetzt erhob, trat die Norne zur Jungfrau, begrüßte ſie freundlich, drückte ſie dann ſtürmiſch an ihre Bruſt, und rief mit höchſt leidenſchaftlichem Gefühl: Mein Kind! mein liebes Kind!

Sanft entwand ſich Everraline ihren Armen. — Nicht ſo ſtürmiſch, Jutta, Ihr erſchreckt mich! — ſagte ſie mit bewegter Stimme — Ich bitt' Euch, greift heute nur leiſe in die Saiten meines Herzens. Feierlich und ernſt iſt dieſe Stunde; darum ſagt mir kurz, warum Ihr mich hieher beſchieden habt.

Die Zukunft will ich Dir offenbaren, — hub Jutta mit prophetiſchem Tone an — Vergangenes Dir verkünden, theures Kind!

Zürnend ſchüttelte das Mädchen den Kopf. — Laßt Eure Offenbarung, Jutta! — ſagte ſie — Eure geheimen Zauberworte waren mir immer furchtbar. Ich muß jetzt mein Herz zu Gott wenden, daß ſein Licht mir leuchte, nicht das Irrlicht Eurer Worte. — Laßt mich!

Everraline! — hub nach langem Schweigen die Norne an — Um Dich zu retten, brech' ich einen fürchterlichen Eid, den ich einst frevelnd schwur. Gott mag es mir vergeben! Ich muß!

Schaudernd sah die Jungfrau die ehrwürdige Gestalt der Norne bebend vor sich stehen. Ihr Auge sah gen Himmel, während ihre Hand das klopfende Herz ängstlich preßte.

Da eilte Lauchlan, von mehrern bewaffneten Dienern begleitet, um den Felsen hervor; Everraline sprang erschrocken auf, Jutta lehnte die Harfe an das Gestein. — Was sagte er?! rief er dem Mädchen entgegen.

Was er mir sagte, wollt Ihr wissen, Herr? — erwiderte diese, und eine heilige Ruhe strahlte aus ihrem klaren Auge. — Treue bis in den Tod! das waren seine Worte. — Lauchlan blickte sie finster an. — Habt nur Geduld, mein gütiger Herr! nur noch ein kleines Weilchen, bald sind wir am Ziele, und dann ist's vollbracht!

Der Laird trat jetzt freundlich auf sie zu, und begrüßte die Norne, die sich an Everraline's Seite stellte, streichelte der Jungfrau die Locken aus der Stirn, und sagte: Treue bis in den Tod! ein schönes Wort, ein wichtiges Wort, Everraline! Doch warum zitterst Du? warum fürchtest Du Dich vor mir? Ich komme Dir Dein Glück zu verkünden. Die Mac-Donalde sind frei! Du einest wieder, was der Haß so lange getrennt, Du bist der Friedensengel unseres Stammes!

Ich, Herr?! rief Everraline, und ihre Kniee schwankten, denn von fern sah sie Malvina an James Mac-Donalds Hand herbei eilen; Angus Mac-Donald folgte mit dem Knaben Archibald.

Die Lady schritt mit Heftigkeit auf Everraline zu, die sich immer noch zitternd an Jutta lehnte. Sie führte den Mac-Donald ihr zu, und mit einem furchtbaren Tone, in welchem Schmerz und Verzweiflung lag, rief sie: Hier nimm den Bräutigam aus meiner Hand, nimm ihn! — Sei glücklich! schrie sie auf, und wendete sich rasch, als James Everraline in seine Arme schloß.

Herr Ritter! — sagte Lauchlan jetzt zu James Mac-Donald — diese Jungfrau sei das Band, das unsere Stämme eine. Führt sie heim als Eure Hausfrau. Ist sie auch nur die Tochter meines Barden, ist sie mir doch nah' verwandt, und bringt Euch Friede und Freundschaft als Brautschatz mit.

Jutta lachte hell auf.

Was lachst Du, Jutta?! rief Mac-Lean; doch diese schwieg.

Da stürzte sich Everraline in Malvina's Arme. — Ihr habt verziehen, Lady?! — rief sie — Dank, Dank Eurer edlen Seele!

Danke nicht zu früh! sagte Malvina ernst.

Jutta beobachtete sie genau, riß Everraline aus ihren Armen, und trat mit ihr vor den Laird von Mull.

Mac-Lean! — rief sie aus mit einem Tone, als ob sie die Vergangen-

heit in diesem einzigen Worte zusammen pressen wollte. — Mac-Lean! verschlossen hab' ich Jahre lang, was ich Dir heute offenbaren will! Vernimm ein tröstend Wort in dem Augenblicke Deiner ersten guten That. Du wähnst von seiner Mutter Hand Dein Kind ermordet, als der Wahnsinn die Unglückliche ergriff? Du wähnst, sie habe dieses Kind ihrer Wuth geopfert? Es lebt! — Everraline ist das Kind Deines unglücklichen, verstoßenen Weibes! Sie ist Dein Kind!

Alles staunte bei diesem Worte, das die Norne ihm entgegen rief, nur Lauchlan stand wie versteinert, und blickte mit stierem, wildem Blicke das Mädchen an. — Barmherziger Gott! — rief er plötzlich — ich habe sie gemordet, sie hat Gift!

O schütze mich, Geliebter! rief Everraline, in James Arme stürzend.

Ja, schütze sie vor ihres Vaters Dolch, vor seinem Gifte kannst Du sie nicht mehr schützen! — rief Lauchlan in Verzweiflung — Den Becher hat die Hölle ihr gereicht. Der Wein, den sie trank, war Gift!

Da trat Jutta mit einem höhnischen Lächeln zu ihm, und mit triumphirendem Blicke rief sie: Schwacher Bösewicht! nun zitterst Du vor einer That, die Du mit frohem Hohne begannest. Doch gerecht ist Gott, er ließ diese Reine nicht verderben. Ich wechselte die Becher, sie trank nicht den mit Gift gemischten Wein!

Da ergriff den wilden Lauchlan vielleicht seit langer Zeit zum ersten Mal ein frommes, inniges Gefühl. — Dank Dir, mein Gott! rief er aus, während James die Geliebte mit der Wonne, als sei sie ihm neu geschenkt, an sein Herz drückte.

Komm an Deines Vaters Brust, mein trautes Kind! — sagte Lauchlan, und breitete seine Arme nach der Jungfrau, die sich ihm nur schüchtern nahte. Vergieb mir, Everraline! vergieb mir, Kind!

Komm, Malvina, und umarme Deine Schwester! — rief er jetzt — Doch wo bist Du?

Stört sie nicht! — sagte Jutta — sie redet mit Gott, stört sie nicht!

Vor dem Madonnenbilde kniete Malvina, während von der Höhe das Chor der Barden, das hierher beschieden war, ein feierliches Lied sang. Der Ton ihrer Harfe schwebte sanft durch die bewegte Luft. Alles schwieg. Alles sah erstaunt nach der Lady, welche immer noch, die gefalteten Hände der Mutter Gottes entgegen gehoben, still in feierlicher Andacht betete.

Jetzt erhob sie sich, bleich wie eine Sterbende, matt war ihr Auge, die Hand krampfhaft auf ihren Busen gedrückt, der stürmend wogend sich hob. So schritt sie auf ihren Vater zu.

Kind! — rief dieser — was begannst Du?!

Die Sünderin stand jetzt vor Gott. Er hielt ein strenges Gericht mit mir. Ich trank das Gift, ich leerte Deinen Becher! So straft die Vergeltung einen blutigen Gedanken, der nur dämmernd in der Seele

aufstieg und vom dunkeln Worte, von Dir, mein Vater, verstanden, schnell zur blutigen That ward. Verzeih' Dir Gott, wie ich Dir verzeihe!

Verzweifelnd rang Lauchlan die Hände. — Mein Kind gemordet! rief er aus.

Verzweifelt nicht! — sagte mit Engelruhe Malvina — Was Gott Euch nimmt, gab er Euch herrlicher und reiner wieder. Das Irdische reißt er von Eurer Brust, das Heilige legt er zur Sühne an das wunde Herz!

Sie trat jetzt zu Everraline, ergriff ihre Hand und legte sie in die Hand Mac-Donalds. — Ich wollt' Euch trennen! — rief sie — Gott hat Euch vereint. Seid glücklich und gedenket mein mit Liebe!

Leb wohl, mein Vater! — sagte sie, sich zu Lauchlan wendend. — Laß auf meinem Grabe die Blume der Versöhnung Dir erblühen, laß mich im Tode Dein Friedensengel sein. Versprich mir's, Vater!

Mac-Lean sank in ihre Arme. Beruhigter trat sie jetzt zu James. — Auch Ihr, Mac-Donald, lebt wohl! Ich täuschte mich und büßte schwer, doch zürn' ich nicht. Ich habe mir so manche Augenblicke meines wilden Lebens mit Eurem Bilde lieblich ausgeschmückt. Dank Euch' dafür! Die Wonne nehm ich mit hinüber, und all' mein Schmerz bleibt hier zurück!

Da zuckte noch ein krampfhaft schmerzvolles Lächeln um ihre Lippen; sie sank zu James Füßen nieder, und war nicht mehr! Everraline und Archibald knieten neben ihr, der Vater rang jammernd die Hände. Die Jungfrau betete für die entschlafene Schwester, und James sah nicht ohne bittern Vorwurf im Herzen mit thränendem Blicke auf die früh Entschlafene, deren Tod die feindlichen Stämme versöhnte.

Als Jutta zu ihr trat, die Hand über sie streckte zum Segen, und: Friede sei mit ihrer Seele! ausrief, sang das Chor der Barden auf dem Felsen:

Das Schicksal hat schon hier versöhnt,
Der Tod führt ein zum Leben.
Die Stimme des Erbarmens tönt:
Dem Sünder sei vergeben!

Ende des neunten Bandes.

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünfte Original-Auflage.

Zehnter Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.

Inhalt des zehnten Bandes.

	Seite
Selim	3
Der Zweikampf	151
Die Reise in die sächsische Schweiz	231
Das Carnaval	265
Schloß Rödelheim	321
Das Lotterieloos	379

Selim.

Historische Novelle.

Mit beispielloser Tapferkeit hatten im Jahre 1480 die Ritter von Rhodus ihre Stadt gegen die siegreichen Scharen Muhamed's des Zweiten vertheidigt und sie zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Der Sultan wüthete, und um die Schande dieser Niederlage zu tilgen, versammelte er am Fuße des Berges Maltepe ein Heer von 300,000 Streitern; ob es den Persern entgegenrücken oder zur neuen Belagerung von Rhodus gebraucht werden sollte, blieb im Dunkel. Da ereilte ein plötzlicher Tod den wilden Eroberer in seinem Feldlager und hemmte seiner Thaten kühnen Lauf; er starb in der schönsten Kraft seiner Jahre und durch sein Hinsterben waren die Christen, besonders die Ritter von Rhodus, von ihrem gefährlichsten Feinde befreit.

Zu schnell vom Tode überrascht, hatte Muhamed über die Nachfolge in seinem weitläufigen Reiche nichts festsetzen können, und sie war bei den hierüber so unbestimmten Gesetzen ungewiß. Er hinterließ zwei Söhne, Bajazet, der ältere, ihm geboren, ehe er noch Kaiser war, Selim*), als er schon den Thron der Osmanen bestiegen hatte.

Diese beiden Brüder, von Muhamed aus Politik sorgsam entfernt, damit sie sich weder in Liebe vereinen, noch sich haffend trennen konnten, hatten sich nur einmal gesehen und dies nur auf kurze Augenblicke. Beide waren in Denkart und Lebensweise ganz verschieden; Bajazet weichlich und eine Art Philosoph, Selim kühn, entschlossen und ganz Krieger. Wer hätte nicht glauben sollen, daß Selim der Mann sei, das Große, was ein Muhamed kräftig begonnen, noch kräftiger auszuführen? Aber was ihm die Gemüther hätte gewinnen sollen, sein muthiger fester Charakter, entschied gegen ihn und bestimmte sein Schicksal. Weder er, noch Bajazet waren bei dem Tode ihres Vaters bei dem Heere, oder in der Hauptstadt, sie erfuhren in den entfernten Provinzen, in denen sie als Statthalter residirten, diese Nachricht nun früh, und so geschah es, daß Achmed, der größte Feldherr Muhamed's, und mit ihm die Bassen sich für den trägen, weichlichen Bajazet entschieden, unter dessen Regierung sie

*) Der Held der Novelle heißt eigentlich Zizin, das Wohllauts wegen ist er hier Selim genannt worden.

einen größeren Wirkkreis zu erhalten hoffen konnten; er wurde, noch abwesend, in Constantinopel zum Kaiser ausgerufen und der würdigere Selim ihm nachgesetzt.

Dieser fügte sich jedoch nicht gelassen in sein Schicksal. War auch sein Recht noch zweifelhaft, so fühlte er doch, daß er zum Heerführer geboren sei. Er sammelte in Asien ein Heer, rückte gegen den Bosporus vor, nahm Brussa ein und hoffte nun, hier das Heer zu verstärken, um sich in Asien wenigstens behaupten zu können. Aber kaum erscholl in Constantinopel die Nachricht, daß er gegen Brussa vorgerückt sei, als der thätige Achmed, der sich an der Spitze der Janitscharen und des europäischen Kriegsvolkes, dem Kern des türkischen Heeres, befand, seine Streitkräfte sammelte und mit 100,000 Mann nach Asien übersetzte. Bei Brussa kam es zur Schlacht. Lange schwankte der Sieg, mehrmals schien Selim's Muth ihn an seine Fahnen zu fesseln, doch gegen Abend entschied er sich für die stärkere Zahl. Selim's Heer ward geschlagen, zerstreut, er selbst rettete sich mit nur Wenigen, kam unter mancherlei Gefahren nach Syrien und flüchtete von da nach Kairo zum Sultan von Aegypten.

Hier fand er nicht die thätige Hilfe, die er suchte. Das Alter hatte des Sultans Thatkraft gelähmt, er versuchte zwar für Selim in Constantinopel zu unterhandeln und schickte deshalb einen Aga dahin ab, aber Selim wußte nur zu gut, daß im türkischen Reiche zwei Brüder, wovon der eine auf dem Throne, der andere in Freiheit lebe, nicht neben einander stehen könnten, der Kampf um den Thron auch der Kampf um das Leben sei. Als er daher in Kairo nichts mehr zu hoffen hatte, verließ er Egypten und begab sich zu dem jungen Fürsten von Karamanien, dessen Vater der Kaiser Muhamed den schönsten Theil seiner Länder genommen hatte, und der mit Freuden die Gelegenheit ergriff, das Verlorene wieder zu gewinnen. Bald sah sich der junge Fürst an der Spitze eines Heeres, und um Selim hatten sich auch seine Anhänger gesammelt, und Beide rückten nun vereinigt, wenn auch mit geringen Streitkräften, doch muthig in das Feld.

Bajazet erwachte bei dieser Nachricht aus seinem trägen Schlummer. Da es seine Person galt, glaubte er sich an die Spitze des Heeres stellen zu müssen; er setzte über den Bosporus und rückte auf der einen Seite, Achmet mit dem noch seit der Schlacht von Brussa in Asien stehenden Heere auf der andern Seite gegen Karamanien vor, und da unter diesen Umständen die Prinzen wohl einsahen, daß es ihnen unmöglich sein würde, einer solchen Macht zu widerstehen, entließen sie ihre Völker und warfen sich in die Schluchten des Taurus, wohin ihnen jedoch Achmet folgte.

Unweit einer Felshöhle in dem wilden, öden Geklüfte des Taurus hatte eine mildthätige Hand dicht an der aus den Steinen hervorsprudelnden Quelle einige Dattelbäume gepflanzt, unter deren Schatten der müde Wanderer ruhen und sich mit kühlem Wasser erquicken konnte; Blumen dufteten unter den Bäumen und Ginster und Oleander blühten hier üppig, von dem Naß der Quelle getränkt. Es war ein freundliches Plätzchen inmitten einer wüsten rauhen Gegend, wo nur hier und da eine einsame Palme hervorragte und kahle Felsen wie eherne Riesen standen, die weite Sandebene zu bewachen.

Unter dem Schatten dieser Bäume lag ein junger Türke auf einem gewirkten persischen Teppiche entschlafen; zu seinen Füßen saßen einige Krieger, während andere die Rosse auf dem Grase weiden ließen, das hier der murmelnde Quell in Menge hervorlockte. Es herrschte tiefe Stille, keiner wagte sie zu unterbrechen, jedes Auge war auf den Schläfer gerichtet, dessen Kleidung zeigte, daß er der Herr sei.

Jetzt störte jedoch eine neue Erscheinung die Ruhe. Ein Kameel, von einigen Reitern begleitet, nahete sich und brachte schnell die ruhigen Kriegleute in Bewegung, doch sah man, wie sehr sie auch hierbei jedes Geräusch vermieden, das den Schlafenden hätte stören können. Einige von ihnen warfen sich schnell auf die Rosse und sprengten den Ankommenden entgegen; bald aber sah man aus den Zeichen der Reiter, daß es Freunde seien, und Jedermann war neugierig, zu sehen, wer sie in dieser Einsamkeit aufsuchen könne. Es war eine vornehmgekleidete dichtverschleierte Frau, die jetzt von dem Kameele abstieg. Bei ihrem Anblicke neigten sich die Muselmänner ehrerbietig vor ihr, ihr Begleiter, ein alter Türke, ließ, während sie den Schlafenden aufmerksam betrachtet, einen Teppich vor ihr ausbreiten, auf den sie sich auch zu den Füßen des immer noch nicht Erwachten niedersetzte und nur mit ihm beschäftigt zu sein schien.

Dies alles war in möglichster Stille geschehen; die Ankunft der Frau, eine bei den Türken so ungewöhnliche Erscheinung, hatte diese Stille noch vermehrt und Jeder sich in einige Entfernung zurückgezogen; man vernahm nur das Plätschern des herabstürzenden Quelles und zuweilen das Wiehern eines Rosses, kein Lüftchen rauschte durch die Zweige der Datteln, kein Vogel belebte die Einöde durch seinen Gesang. Die Sonne stand schon hoch, als der Schlafende endlich erwachte, sein erster Blick traf die verschleierte Frau, die mit übereinandergeschlagenen Armen sich demuthvoll vor ihm neigte. Ein Gleiches thaten die Uebrigen, die auf einen Wink des jungen Mannes sich ganz zurückgezogen hatten und ihn mit der Verschleierten allein ließen.

Was führt Dich zu mir, Fatime? — fragte der Türke freundlich. — Statt Antwort legte die Verschleierte die Hand auf's Herz. — Wirf Deinen Schleier zurück, Rose des Paradieses! — befahl er, und in voller

Schönheit, wahrlich eine Rose aus Eden, stand die reizende Gestalt vor ihm. — Wie erfuhrst Du meinen Aufenthalt? fragte er weiter.

Von Lagerplatz zu Lagerplatz, von Höhle zu Höhle folgten wir Eurer Spur, Herr! Der treue Achmed kannte genau den Hufschlag Eures Rosses und irrte sich nicht.

Und was willst Du hier?

Euch folgen, wohin das Schicksal Euch führt!

Fatime! — sprach der Jüngling ernst — wer, wie ich, flüchtig umher irrt, kein Obdach, keine Nahrung für sich und sein edles Roß hat, wem das Schicksal Alles genommen, der kann Treue nicht lohnen.

Bedarf sie des Lohnes?

Ich weiß, Du liebst mich, Fatime, liebst mich auf andere Weise als die Sklavinnen, die wir uns mit Piastern auf dem Bazar erhandeln, aber dennoch hast Du Dich einer schweren Prüfung unterworfen. Dein Loos wird, es kann kein glückliches sein.

Darf ich nur bei Euch bleiben, Herr! darf ich nur Euer Loos mit Euch theilen, so fühle ich mich beglückt! — sagte sie wehmuthvoll ihn anblickend — Erlaubt es mir nur bei Euch zu bleiben! — Der Türke reichte ihr die Hand, die sie leidenschaftlich an ihr Herz drückte.

Achmed! rief der Türke.

Gebieter der Gläubigen! — sagte hervortretend ein bejahrter Mann, der sich vor ihm niederbeugte — Was befiehlst Du Deinem Knechte?

Laß das, Achmed! — Selim, den Du Gebieter der Gläubigen nennst, gebietet nur noch den wenigen Unglückgefährten. Die schöne Hoffnung, über Stambul zu herrschen, ist dahin; vielleicht ist es gut, daß sie mir ganz entflohen ist, rufe sie nicht zurück, indem Du mich als den Beherrscher der Gläubigen begrüßest. Nenne mich nur Selim, mein alter Lehrer, wie Du es früher gethan, und erst wenn Du mich an der Spitze eines Heeres als Sieger siehst, dann begrüße mich als den Erben meines Vaters.

Wie Du befiehlst, Herr! — sagte der Alte — so schwer es mir auch ist, Dir hierin gehorchen zu müssen. — Ist dies Deine ganze Begleitung? — fragte er, nachdem er verwundert sich umgeschaut hatte — Sind nur diese vierzig Bewaffnete ihrem Herrn gefolgt!

Wen das Glück nicht begleitet, Achmed, den verläßt die Menge.

So entlaß auch diese, Herr! wähle vier aus, die Andern sende fort. Schützen können sie Dich gegen des Beziers Heer nicht, wohl aber Dich verrathen. Jede Höhle verbirgt Dich leicht, aber nicht die Anderen mit ihren Rossen; überdies könnte leicht ein Verräther —

Diesen sollt' ich nicht vertrauen, alter argwöhnischer Mann, ihnen nicht; die Alles opfernd mir hierher folgten?! unterbrach ihn der Prinz verweisend.

Achmed schüttelte verneinend den Kopf.

Nein, guter Achmed, das Vertrauen auf die Menschen hat mir das Schicksal noch nicht genommen, und ich preise Allah deshalb. Aber die meisten fortzuschicken, den Rath will ich befolgen, nur vier will ich zurückbehalten.

Laßt das Loos entscheiden, Herr, wer die vier Auserwählten sein sollen! bat Achmed.

Willst auch Du Dich dem Looße unterwerfen?

Nein, Herr! Seit Deiner Geburt war ich unzertrennlich von Dir, ich muß mit Dir leben und sterben.

Warum Du wünschest, daß ich das Loos entscheiden lassen soll, weiß ich! — fuhr Selim fort. — Du willst, daß ich Hassan nicht zurückbehalte. Nein, guter Alter, die Wahl bleibt mir und Hassan in meiner Nähe.

Herr! fiel ihm Fatime in die Rede.

Kein Wort; ist mein Entschluß gefaßt, erschüttert ihn nichts. Geh, bereite die Getreuen vor, daß sie ihren Herrn verlassen und sich dann zerstreuen müßten. Es wird mir schwer werden ihnen Lebewohl zu sagen.

Und wohin willst Du Dich wenden? — fragte der treue Alte. Selim, finster vor sich hinblickend, antwortete dem Alten nicht. — Nun, einen Entschluß mußt Du doch fassen, Herr! Hier, von Höhle zu Höhle flüchten, Dich von dem Kriegvolk Bajazet's wie das Wild von einem listigen Jäger verfolgen zu lassen, führt zu nichts und ziemt nicht dem Sohne Muhamed's. Hoffe nicht auf den Fürsten von Karamanien, dessen Wille gut, dessen Arm aber schwach ist; denn was ist sein Ländchen gegen das Reich der Osmanen? ein Punkt wie dieses grüne Plätzchen in der weiten Sandwüste. Erwarte nichts von dem Sultan von Aegypten, das Alter hat seine Kraft gelähmt.

So ziehet nach Rhodus, Herr! unterbrach Fatime Achmed's Rede.

Zu den geschworenen Feinden unsers Glaubens! Das wäre das Schrecklichste, was Allah über Dich verhängen könnte! fiel der Alte schnell ein.

Und doch bleibt mir keine Wahl! — sagte Selim rasch — Wohin soll ich mich wenden? Wo der Glaube des Propheten herrscht, erwarten mich Fesseln. Nenne mir einen Fürsten unsers Glaubens, der Muhamed's unglücklichen Sohn aufnehmen würde, ohne ihn seinem Henker zu verkaufen.

Und hofft Du von den Christen ein besseres Loos? fragte Achmed.

Solch entehrender Handlung sind die Ritter von Rhodus nicht fähig! unterbrach ihn Fatime.

Höre nicht auf ihre Worte, Herr! — bat der Alte — Lieblich sind sie wie die Töne der Nachtigall im Rosengebüsch; wenn sie aber die

Christen betreffen, dann sind sie das Zischen einer Schlange, die aus dem Gebüsche herausschießt. Höre dann nie auf ihre Worte, sie lockt Dich durch ihre liebliche Stimme von dem Wege, den der Prophet uns vorgeschrieben hat; sie ist eine Christin und Du weißt, wie gern und wie listig diese den Muselmann zu umstricken suchen. Ueberdies neigst Du Dich schon zu sehr nach diesen Ungläubigen und die tapfere Vertheidigung von Rhodus hat Deine frühere Vorliebe für diese Ritter noch vermehrt. In allem gleichst Du Deinem würdigen Vater, nur nicht in seinem Christenhasse.

Allah sei gelobt, daß es so ist! — sagte der Prinz — Duldsamkeit, Nachsicht mit den Irrthümern Anderer ist Menschenpflicht; doch, Achmed, jetzt ist es nicht Zeit, meine Vorliebe für die Christen, die doch wohl eigentlich nur Theilnahme ist, zu bekritteln. Zeige mir einen sichern Zufluchtsort, wo der halbe Mond glänzt und freudig will ich dort hin.

Achmed senkte nachdenkend sein greises Haupt, dann hob er es unmuthig: Ich kenne in allen drei Welttheilen keinen! sagte er.

Nun so muß ich nach Rhodus als die letzte Zuflucht.

Allah, vergib! murmelte der Alte und ging auf den Wink seines Herrn, sich tief neigend, den Begleitern des Fürsten den traurigen Befehl zu bringen, sich von ihrem geliebten Herrn zu trennen.

Selim stand indessen an einen Dattelbaum gelehnt und sah starr vor sich hin. Vor seinem Geiste zogen die Bilder der Vergangenheit gleich trugvollen Schatten vorüber und keine freundliche Gestalt trat aus der finstern Zukunft hervor, die Entschwundenen zu ersetzen. Fatime stand vor ihm, das seelenvolle Auge auf den geliebten Mann geheftet, aus ihrem Blicke leuchtete Vertrauen und ihm schien an der Hand des finstern Schicksales die freundliche Hoffnung entgegen zu treten. Lange wagte sie nicht, das düstere Sinnen Selim's zu stören, endlich aber, da sein Blick immer finsterer wurde, sich immer fester auf den Boden heftete, konnte sie nicht länger schweigen.

Mein Gebieter! — sprach sie — ziemt dem Sohne Muhamed's diese stumme Verzweiflung?

Der Prinz sah auf, ein zorniger Blick traf sie und hieß sie schweigen; doch nicht lange folgte sie dem stummen Gebote.

Wenn das Unglück auf den Christen einstürmt, — sprach sie tief bewegt — dann senkt er den Blick nicht auf die Erde; aufwärts, glaubenmuthig wendet er ihn nach seinem Gott, beugt sich vor dessen strengem Willen, doch nicht vor dem strengen Schicksale und vertraut dem Höchsten, der ihn nie verläßt. — Selim sah horchend zu ihr auf. — Ihr wendet dem Reiche der Muselmänner, dem Reiche Eurer Väter den Rücken, thut es getrost, — fuhr sie fort. — Da, wohin Ihr ziehen wollt, blüht ein schöneres Reich, das Euch zu Theil werden kann, das weit über diese

Spanne Leben reicht und das kein Bruder, kein Bezier Euch zu nehmen vermag, denn es ward Euch für die Ewigkeit von Gott gegeben. — Der Prinz lächelte bitter. — Treue Menschen begleiten Euch, — lenkte Fatime jetzt ein, da Selim's Gesicht ihr sattsam zeigte, daß ihm das, was sie gesagt unangenehm sei. — Ein Herz voll Liebe folgt Euch in Eure freiwillige Verbannung, ein Herz, das nicht mehr durch ein Sklavenjoch an Euch gebunden, im Lande der Christen aus freier Wahl sich Euch zum Eigenthum hingibt, ein Herz, das Euch unaussprechlich liebt.

Rede mir nicht in solchem ernsten Augenblicke von dergleichen! — unterbrach sie Selim ernst — Frauenliebe ist Sinnenrausch und weiter nichts. Dort aber stehen vierzig treue Männer, erprobt durch Blut und Wunden, jeder gibt aus Pflicht, Dankbarkeit und Neigung sein Leben willig für mich hin, jeder theilt mein Elend mit Freuden, weil der Mann in Beharrlichkeit sich groß dünkt, von ihnen, von aller Herrlichkeit muß ich mich trennen, Du? — Nun, Du ruhst in meinen Armen auf diesem Rasenteppiche so reich als in dem Palaste zu Damascus; Dein Sinnenrausch, den Du Liebe nennst, dauert fort in den Gebirgen des Taurus, wie in den reizenden Gärten Stambuls; Du entbehrst nichts, so lange die Jugend Dich und mich umblüht, und darum wird es Dir leicht, mir in das Elend zu folgen. Aber jene! — Laß die Thränen, Fatime! Du weißt, ich liebe sie nicht; sie entstellen die freundlichen Züge eines Mädchengesichtes, — sprach er nicht ohne Theilnahme. — Ich habe Dich allen meinen Weibern und Sklavinnen vorgezogen, weil Du in meinen Augen die schönste, die uneigennützigste meiner Odalisken warst und in Deinem ganzen Wesen ein Zauber für mich liegt, den ich bei den Andern nicht fand. Damit begnüge Dich, doch hoffe nicht, den Sohn Muhamed's zu Deiner Schwärmerei zu verlocken, die in einem Harem nicht paßt.

Er ließ bei diesen Worten die Tiefverwundete stehen und ging seinen Begleitern entgegen, die von Achmed geführt sich ihm nahten.

Meine treuen Gefährten! — redete er sie an — das finstre Geschick, das mich verfolgt, zwingt mich, Euch bis auf bessere Zeiten zu entlassen. Zerstiebt auf Euren flüchtigen Rossen nach allen Weltgegenden, rettet Euch vor Bajazet's Zorn, oder beugt Euer Haupt vor der Macht, die ihm Allah für den Augenblick verlieh, ich zürne Euch nicht. Hört Ihr aber dereinst meinen Ruf, so sammelt Euch wieder um Einen Fürsten und kämpft für seine Rechte. Du, Hassan, Achmed, Ibrahim und auch Du, Osman, bleibt bei mir; Ihr Anderen lebt wohl, Allah möge Euch beschützen!

Er ging im Kreise umher, reichte einem jeden die Hand zum Abschiede, verbarg seinen Schmerz, preßte die Thränen zurück, deren er sich schämte, und ging, von den vier Auserkorenen in einiger Entfernung gefolgt, zurück nach der grünen Wiese am Quell. Lange saß er hier und

sah im stummen Schmerz einen der Getreuen nach dem andern auf flüchtigen Rossen davonsprengen, unbeweglich sah er dem schmerzvollen Schauspiele zu, bis der Letzte wie ein düsterer Punkt am fernen Horizonte seinem Auge entschwand.

Da steht der Sohn Muhamed's! — murmelte er vor sich hin — vier Diener, ein Roß und eine Sklavin sind alles, was ihm von dem Erbtheile seines großen Vaters blieb. Sein Schwert und sein Arm sind die einzigen Waffen, sich den Thron zu erkämpfen und nichts als der Muth und die Hoffnung sind ihm für eine bessere Zukunft geblieben. Dort, wo die Sonne ihre Strahlen hinter den Bergen senkt, dort liegt ein Eiland, von den Feinden meines Glaubens bewohnt, dort herrschen die geharnischten Männer, halb Krieger, halb Mönche, die allein den Waffen meines Vaters Trotz boten und seinen Siegerkranz entlaubten; zu ihnen muß ich flüchten, das elende Leben zu fristen, und die einzige Hoffnung zur Rache mir zu retten; furchtbar! — Sollte ich untergehen wie diese Sonne? Sollte ich vergebens bei diesen Christen Hilfe suchen und untergehen in Schmach, um nie wieder im Glanze des Thrones und der Ehre zu erstehen? — Sinke, sinke Himmellicht, daß es bald Nacht um mich werde, sie ist mir erwünschter als ein langer freudeloser Tag, der Tod erwünschter als ein langes schmachvolles Leben! — Sein Haupt sank immer tiefer, seine Gedanken wurden immer trüber. Da erhob er sich plötzlich. — Verlor ich auch Alles, verlor ich doch nicht den Muth, dieses Erbtheil Muhamed's ist mir geblieben, dieses kann mir Bajazet nicht rauben. Hassan! — rief er jetzt einen jungen Türken, der die Arme über die Brust gelegt, auf ihn zutrat — Eile nach der Küste, — befahl er ihm — nimm ein Fahrzeug, setze nach Rhodus über und suche dort Schutz und Hilfe für mich —

So erlaube, Herr, daß ich ihn begleiten darf! bat Achmed.

Du willst mich verlassen? fragte Selim verwundert.

Ja, mein Gebieter! dort kann ich Dir nützlicher sein als hier.

Der Prinz bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er rasch: Geh, aber noch in dieser Stunde.

Mehrere Tagereisen vom Meere entfernt, war es ein gewagtes Unternehmen, die Küste zu erreichen, da von allen Seiten feindliche Haufen umherschwärmten, die selbst in das öde Gebirge des Taurus drangen. Aber keine Gefahr, kein Hinderniß durfte sie abschrecken, es galt ja die Rettung ihres Herrn; so bereiteten sie Alles zur Abreise und Achmed ging zu Selim, den geliebten Herrn noch einmal dem Schutze Allah's zu empfehlen, ihm Lebewohl zu sagen und, da er der dortigen Gegend so kundig war, ihm noch einige Anweisungen zu geben, wie er sich im schlimmsten Falle aus den Felsgewinden retten und das Meer erreichen könne. Die Bai von Karagatsch wurde als der Punkt bestimmt, wo sie sich treffen wollten, im Fall der Prinz genöthigt wäre, den jetzigen Zufluchtort zu verlassen. — Mit Wehmuth schied Achmed von seinem Gebieter,

schwang sich dann auf sein arabisches Roß und sprengte mit Hassen davon.

Der Prinz blieb mit Fatimen in der Höhle zurück, wo schon früher die Lebensmittel für längere Zeit vorräthig lagen. Nichts störte sie in dieser Einöde, die von allen Straßen abgelegen, nur selten von einem menschlichen Fuße betreten wurde, doch war es die Ruhe des Gefangenen, die dieser thatendurstige Jüngling hier wider Willen genoß, und nur selten konnte Fatimens fester Glaube an eine glückliche Zukunft seinen Trübsinn erheitern. Saß er in dem Dunkel der Höhle oder unter den grünen Dattelbäumen, so schweiften seine Gedanken nur nach Stambul und dem Throne seines Vaters, nur auf den Sturz Bajazet's sinnend, hatte er kein Ohr für die Schmeichelworte Fatimens.

Eines Abends saß er wie gewöhnlich in dem hintersten Grunde seiner Höhle. Die beiden Begleiter und der maurische Sklave, der Letzte, den er zur Wartung der Rosse noch hatte, lagen auf ihren Decken und schliefen, nur ihn, nur Fatimen floh der Schlaf. Das Mädchen saß vor der Höhle auf einem Felsstücke und blickte, am gewölbten Himmeldome die Hoffnung suchend, in die sternhelle Nacht hinaus, als sie Hufschlag aus der Ferne vernahm; sie horchte, und da sie ihn immer näher kommen hörte, sprang sie auf, benachrichtigte den Prinzen und weckte die Begleiter. Selim trat an die Oeffnung der Höhle und lauschte, aber Alles war still, nur das Geschrei eines hungrigen Geiers schallte von fern herüber, und doch mußte man in dieser öden Gegend jeden Tritt flüchtiger Rosse deutlich hören können. Der Prinz und seine Begleiter hörten nichts, auch als Osman die Höhle verließ und sich auf die Erde legte, blieb Alles still. Sie meinten nun, Fatime habe sich getäuscht, und so kehrten sie sorglos in die Höhle zurück, nur Fatime blieb und lauschte immer noch mit ängstlich schlagendem Herzen. Leise schlich sie sich zu einem Vorsprunge des Felsens, von wo aus man die ganze Gegend übersehen konnte, aber auch hier bemerkte sie nichts, als das Rauschen des Westwindes, der jetzt scharf vom Meere herüber blasend, durch die Dattelbäume strich. Aber sich immer mehr in Träumen verlierend, überließ sie sich ihrer Phantasie und freundliche Bilder der Zukunft mochten sie umgaukeln und den milden Spender der Ruhe herbeirufen, denn sie schlummerte ein.

Selim allein war noch wach, saß bei dem matten Scheine einer Lampe in der Tiefe der Höhle und sann über sein Schicksal nach, als ihn plötzlich die rauh gesprochenen Worte: Vergib, Herr! in seinem Sinnen störten. Er sprang auf, und ein Mann von wildem Ansehen, in unterwürfiger, doch kecker Stellung stand vor ihm.

Der Prinz zog bei seinem Anblicke rasch das Schwert. Gebieter der Gläubigen, — fuhr jener ruhig fort — laß Dein Schwert in der Scheide ruhen, verspare es für bessere Augenblicke, jetzt erhöre meine Bitte und

verhalte Dich ruhig, damit keiner Deiner faulen Diener erwacht, denn weshalb ich hier bin, darf niemand wissen als Du und Allah.

Wer bist Du, wo kommst Du her? fragte Selim, mehr nach dem Eingange der Höhle vortretend.

Kennst Du mich nicht, Sohn Muhameds? — sagte der Fremde — und Selim's Auge überflog rasch die lange, hagere Gestalt, deren Kopf ein zottiger Turban deckte; das ganze Aeußere des Mannes verkündete mehr einen Wegelagerer als einen freundlichen Boten, wenn er nicht ohne Waffen gewesen wäre.

Ich kenne Dich nicht! antwortete Selim.

Erinnerst Du Dich noch, mein edler Gebieter, als Du mit einem Kriegerhaufen von Damaskus nach Hams zogst, daß Dein Schreiber eines Morgens ermordet gefunden wurde und man Dir einen Ismaeliten als seinen Mörder vorführte?

Ich erinnere mich dessen, und der Mörder warst Du?

Ja, Herr! Du schenktest mir Leben und Freiheit, da Dein Schreiber mir mein Weib geraubt und Du die Rache gerecht fandest. Damals warst Du ein mächtiger Fürst, der Sohn des gefürchteten Muhameb's, lebtest in Pracht und Herrlichkeit und erbarmtest Dich dennoch eines Bettlers, eines armen Ismaeliten, der mit seinem Weibe Alles, was ihm Allah gegeben, verloren hatte. Darum erbarme ich mich auch jetzt Deiner, da Du ein Flüchtling in der Wüste umherirrest und Dein Palast diese dumpfe Höhle des Taurus ist; ich komme zu Deiner Hilfe.

Ich bedarf ihrer nicht! — erwiderte der Prinz mit bitterem Lächeln — Meine treuesten Diener habe ich von mir gesendet, was soll mir ein Fremdling nützen.

Mehr als führte Dir der Fürst von Karamanien zehntausend Streiter zu. Höre mich an, Herr! Als am Fuße des Libanon, wo meine öde Hütte steht, die Nachricht erscholl, Dein Heer sei von Bajazet geschlagen, da glaubte ich es nicht, denn ich meinte, Allah müsse Dir den Sieg verleihen. Doch als die Nachricht sich bestätigte, zog ich mit meinen vier Brüdern aus, Kunde von Dir zu erhalten, der Du, wie wir am Libanon vernommen, damals nach Kairo geflüchtet warst. Als ich hörte, Du seist nach Karamanien gegangen, dort ein Heer zu werben, und wolltest Dich mit Bajazet messen, da sagte mir mein geringer Verstand, daß Du mit schwacher Kraft nichts Starkes vollbringen könntest, und fest entschlossen, dankbar zu sein, weihte ich mich Dir für's ganze Leben, und Du weißt, Gebieter, wie treu ein Ismaelit solchen Schwur hält. Jetzt kehrte ich nach dem Berge Semmack zurück, trat mit meinen Brüdern vor unsern mächtigen Scheik, dem Alten vom Berge, und bat um die Erlaubniß, Bajazet zu Deiner Rettung morden zu dürfen; er gab sie mir und seinen Segen mit auf den Weg, in der Hoffnung, daß Du ihm den Tribut erließest, wenn Du auf den Thron gelangest. So stehe ich hier, Herr — meine

Brüder harren auf der Ebene — und frage Dich: sollen wir hin und unsere Dolche in Deines Bruders Brust stoßen? — Befiehl!

Elender! — fuhr Selim auf — Du wagst es, mir solch Schändliches anzubieten, wagst es, ohne meinen gerechten Zorn zu fürchten?

Gebieter! — unterbrach ihn Ali, der Ismaelit, mit anscheinender Ruhe, doch konnte man deutlich sehen, daß sein Stolz gekränkt war — durch Dich oder für Dich zu sterben, kann mir ziemlich gleich sein; ich habe mich Dir, mithin dem Tode geweiht, darf nichts fürchten, kann aber Alles wagen! Soll mein und meiner Brüder Dolch in der Scheide ruhen, wohlan, so lebe Bajazet, beherrsche die Osmanen und Du, Herr — doch ehe ich von Dir gehe, lies diesen Befehl des Beziers Achmed. Ich und meine Brüder haben den Auftrag, Dich zu morden, deshalb dieser Paß, der uns frei durch das Kriegsheer Bajazets ziehen läßt. Soll unser Dolch noch in der Scheide ruhen, da Deine Feinde ihn gegen Dich zücken?

Den Befehl gab Bajazet nicht, — sagte Selim schnell — doch gab er ihn auch, so ruhe dennoch Euer Dolch in der Scheide.

So höre wenigstens auf meinen Rath und brich schnell von hier auf. Ich fürchte, Du bist von Verräthern umgeben, denn der Vezier ist auf Deiner Spur und ein Kriegerhaufen folgt uns auf dem Fuße. Wohin willst Du Dich wenden, Herr?

Nach Westen, erwiderte Selim.

Gut, so locken wir Deine Verfolger gen Osten. Wo kann ich Dich wiederfinden, Herr?

Der Prinz faßte den Fragenden scharf in's Auge und schwieg.

Du traust mir nicht! — fuhr Ali fort — Erlaubst Du, daß ich Dein treuer Diener sein, mein Schicksal an Deines binden darf, so suche ich Dich in Rhodus auf.

Woher weißt Du, daß ich dorthin will.

Ich warne Dich vor Verräthern und rathe Dir Vorsicht, denn die Küste des Meeres wird streng bewacht werden. Eile von hier und ehe der Tag graut, sonst bist Du verloren. Darf ich Dich in Rhodus aufsuchen, Herr?

Du darfst! entgegnete der Prinz.

Nun, so möge Allah und sein Prophet Dich schützen! sagte Ali rasch und entfernte sich, als ob er fürchte, der Prinz werde sein Wort zurücknehmen. Als er zu der Schlafenden trat, weckte er sie. Bereite Dein Kamel und fliehe! rief er der Erschrockenen zu und verschwand.

Schon senkte sich die Sonne, der Geier zog hungrig nach seinem fernen, auf einsamem Horste gebauten Neste, golden erglänzte im Abendrothe der halbe Mond von den fernen Thürmen der Moschee von Aker und Alles zog heimwärts zur Ruhe, als Selim mit seinen Begleitern die Straße durchschnitt, die von Karahissar nach Konieh führt. Ohne sich um die Reisenden zu kümmern, die des Weges zogen nur einen Trupp Reiter

im Auge, der auf der Straße heranjagte, ließ er das Kameel antreiben, auf welchem Fatime saß, und bog in eine Bergschlucht ein, wo nur ein schmaler Fußpfad die Höhe hinaufführte. Oben angekommen sah er, daß die Reiter ihm folgten, die Gefahr war nahe, die Rosse ermüdet, die Tritte des Kameeles gaben den Verfolgenden sichere Spur, da sprengte Osman an seinen Gebieter heran.

Herr! — bat er — laß Deine Sklavin mein Roß besteigen, jage jenen steilen Abhang hinunter, ich will auf dieser Seite den gebahnten Fußpfad verfolgen, vielleicht verleite ich unsere Feinde!

Ohne Selims Antwort abzuwarten, sprang er vom Rosse, hob die zitternde Fatime von ihrem Kameele, warf alles, was den Krieger hätte verrathen können, von sich und eilte im scharfen Trabe davon.

Schon wieder ein Freund weniger, murmelte Selim vor sich hin und das arabische Roß mußte seinen Unmuth fühlen, doch so ermüdet es auch war, nahm es die letzten Kräfte zur Rettung seines Herrn zusammen; aber nicht Osman's Aufopferung, nicht des edlen Rosses guter Wille konnten die Fliehenden retten, denn dicht hinter sich vernahmen sie jetzt den Hufschlag der ihnen Folgenden. Da hielt Selim an. Lieber ehrenvoll sterben als schändlich fliehen! sprach er, zog das Schwert und erwartete mit seinen Gefährten die Feinde. — Sie nahten — jetzt bogen sie um eine Felswand und — sein alter Lehrer, sein treuer Achmed, hielt mit noch vier Anderen vor ihm.

Allah sei gelobt, daß ich Dich ereilt habe, Gebieter! — keuchte der Alte — Keinen Schritt weiter, oder Du bist verloren, überall umschwärmen Dich die Krieger Bajazet's und lauren auf ihre Beute; laß uns hier rasten, denn nur bei Nacht darfst Du Deinen Weg fortsetzen.

Selim war nicht wenig bei dem Anblicke des Alten überrascht. Ich glaubte Dich auf dem Wege nach Rhodus, — sprach er, mit ihm bei Seite reitend — welcher Zufall führt Dich hierher und wer sind Deine Begleiter? Ihr grüner Turban läßt mich glauben, es seien Ismaeliten.

Mich führt ein trauriges Geschick wieder zu Dir, mein theurer Herr! — begann nun der Alte. — Als ich Dich in der Höhle des Taurus verließ, nahm ich den nächsten Weg, der mich nach der Küste führen konnte und vermied sorgfältig jede gebahnte Straße, aber meine Vorsicht war vergebens. Schon am andern Tage trafen wir auf einen Trupp Reiterei des Beziers, die uns sogleich als Deine Anhänger erkennen mochten, denn sie sprengten auf uns ein, umzingelten uns. Hassan fiel und mich, den nur leicht Verwundeten, rettete sein schnelles Roß. Kurz darauf stieß ich auf den Ismaeliten Ali und seine Brüder; ich kannte ihn aus früherer Zeit und erfuhr von ihm, daß Du die Höhle des Taurus verlassen hättest. Bald trennten wir uns, er eilte zu dem Bezier, ließ mir seine Brüder zur Begleitung und schickt Dir den ihm von Achmed ausgestellten Firman, der Dich sicher durch das Kriegvolk bringen wird, wenn Du Dich entschließen

kannſt, Deine Kleidung mit einem elenden Gewande und Deinen kaiſerlichen Turban mit dem eines Ismaeliten zu vertauſchen. Folge meinem Rathe, Herr! leg' Deinen Schmuck ab, verbirg Dich in dieſen Lumpen, vertauſche Dein arabiſches Roß mit einem ſchlechten Klepper, gib dem edlen Thiere die Freiheit, ſo den Glauben verbreitend, Du ſeieſt nicht mehr unter den Lebenden.

Nicht ohne Widerwillen legte Selim den von Edelſteinen funkelnden Turban ab, aber Thränen des Unmuthes drangen in ſeine Augen, als er das Schwert abgürtete, das ſein großer Vater ſo lange ſiegreich geführt hatte; er blieb eine geraume Zeit unſchlüſſig, ob er es ablegen ſollé oder nicht. Da ſagte Achmed: Der Thron Muhamed's wiegt tauſend ſolcher Schwerter auf. Nimm dieſes gute Schwert, Herr! Ali ſchickt es Dir, ſeine Klinge iſt auch von Damaskus, wenn auch keine Rubinen auf ſeinem Griffe und ſeiner Scheide glänzen. — So, Herr! — ſprach er dann, als ſich Selim umgekleidet hatte — ſo iſt es recht und wahrlich auch in dieſem ärmlichen Gewande biſt Du der Fürſt der Osmanen.

Einer der Ismaeliten wickelte die Kleidung ſorgfältig zuſammen, Turban und Schwert aber blieben in den Händen Achmed's. Auch Fatime hatte hinter einem Gebüſche ihr reiches Gewand ablegen müſſen und trat jetzt als ein ismaelitiſcher Knabe beſchämt hervor, aber kein freundlicher dankbarer Blick Selim's tröſtete die Tiefgebeugte, die in dieſem ärmlichen, ſie entſtellenden Anzuge vor den theuren Gebieter treten mußte.

Als die Nacht einbrach, Wolken das Sternenlicht bargen, nahm Selim den prachtvollen Zaum von ſeines Arabers Halſe und: Suche dir einen andern Herrn! ſprechend, gab er ihm mit einem leichten Schlage die Freiheit. Als wäre ſchon jetzt das edle Roß ſich ihrer bewußt, ſagte es wiehernd und mit gehobenem Schweife durch die Wildniß. — Wiehernd verläßt es mich und jagt einem andern Herrn zu! — murmelte Selim vor ſich hin — Iſt denn auch unter Thieren treue Anhänglichkeit ſo ſelten als unter Menſchen?

Selten? unterbrach ihn Fatime, aber Muhamed's Sohn beachtete den Vorwurf nicht, der in dieſem Worte lag; er beſtieg den Klepper und befahl mit rauher Stimme, vorwärts zu reiten. Zwei Ismaeliten trabten voraus, Achmed und Ibrahim ritten ihrem Herrn, dem Fatime folgte, zur Seite; die beiden andern Ismaeliten blieben in weiter Entfernung zurück. So ging es auf ungebahnten Wegen in finſterer Nacht bergauf, bergab, immer im raſchen Trabe nach Weſten zu. Als die Morgenröthe hervorbrach und ihre erſten Strahlen die vorliegenden Bergſpitzen röthéten, befanden ſie ſich an einem ſteilen Abhange, wo ſie abſteigen und ihre Roſſe eine Felswand herunterleiten mußten. Unter ihnen lag ein auf allen Seiten von Felſen eingeſchloſſenes Thal, das von der übrigen Welt wie abgeſchnitten erſchien. Zwei ärmliche Hütten, einige Dattelbäume, ein aus dem Felſen ſprudeln-

der Quell war Alles, was sich ihrem Auge zeigte, als sie es nach mühevoll zurückgelegtem Wege erreichten.

Hier müßt Ihr verweilen, Herr, bis ich von Rhodus zurückkehre! — sagte jetzt Achmed. — Denkt, die ärmliche Hütte sei ein Palast, dies enge Thal eine weite lachende Flur, und mehr als das wird es Euch sein, schützt Euch dieser Aufenthalt vor Euren Verfolgern. Tretet getrost in das kleine Asyl, und übergebt Euch zutrauensvoll Allah und den Ismaeliten; hätten sie Arges im Sinne, wäret Ihr längst schon in Bajazet's Gewalt.

Der Prinz trat in eine der Hütten, nur eine ärmliche auf der Erde ausgebreitete Decke war der ganze Hausrath, den er hier fand. Mit über einander geschlagenen Armen stand er, sein finsteres Auge gen Himmel gerichtet, schweigend da und nur ein bittres Lächeln sprach die schmerzvollen Empfindungen aus, die sein Innerstes ergriffen. Da beugte Achmed sein Knie vor dem Gebieter und sprach mit bewegter Stimme: Ich muß Euch noch einmal verlassen, muß nach Rhodus zu dem Feinde unsers Glaubens ziehen, eine Freistatt für Muhamed's Sohn zu erbetteln; der Gang ist schwer, aber ich kenne kein anderes Mittel und so leite Allah meine Schritte und mein Thun und lasse mich bald zu meinem geliebten Herrn zurückkehren.

Hier soll ich bleiben, bis Du wiederkehrest? — fuhr Selim aus seinem Sinnen auf — Hier in dieser ärmlichen Hütte, die mich nicht vor Sturm und Regen schützt, hier in dieser Einöde, wo die Raben mich speisen müßten, soll ich nicht Hungers sterben? — Wie weit ist es noch zum Ufer des Meeres? fragte er dann plötzlich.

Ein flüchtiges Roß erreicht es kaum, wenn es vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne trabt.

So will ich meinem Glücke vertrauen, und wenn mein Roß ausgeruht hat, hin, ein Fahrzeug bestellen und selbst nach Rhodus gehen.

Herr! — schüttelte Achmed bedenklich sein Haupt — Vertraut nicht zu viel auf Euer Glück, es hat bisher Euch treulos verlassen. Stürzt Euch nicht frevelnd in die Gefahr. Eben diese Einöde und die ärmliche Hütte bergen Euch besser als die üppige Wohnung eines falschen Freundes. Ich kehre bald zurück und finde Euch hier wieder. Nicht wahr, mein lieber theurer Herr, Ihr versprecht mir, diese Schlucht nicht zu verlassen? Gebt Eurem alten Lehrer dies als Trost mit auf den Weg. — Selim reichte ihm, seine Rührung zu verbergen, mit abgewendetem Gesichte die Hand, die der Alte mit Heftigkeit küßte. — Lebt wohl, Herr! — rief er dann — Allah beschütze Euch!

Von den Tausenden, die Selim einst umgaben, waren ihm jetzt nur noch Ibrahim und Fatime geblieben, von allem Glanze asiatischer Pracht nur diese ärmliche Hütte. Gedachte er der Zukunft, so durchzuckte ihn qualvoll der Gedanke, daß mit dem Sprunge in das rettende Fahrzeug er alle Herrlichkeit des Lebens hinter sich lassen mußte und nur ein matter

Schimmer der Hoffnung ihn in das Land der Christen begleiten würde. Aber nur Muth! — rief er plötzlich aus, da er sich unbeachtet glaubte — Muth im Dulden, wie im Erringen! Auch ohne den Thron meiner Väter muß ja noch auf dieser Welt das Glück erblühen, habe ich doch schon Manchen auch ohne Thron gefunden, der glücklicher war als ich!

Nur in der stillen Abgezogenheit des Lebens blüht das wahre Erdenglück! — unterbrach Fatime, die unbemerkt hereingetreten war, sein Selbstgespräch — Ihr werdet das Leben erst in aller seiner Schönheit kennen lernen, Herr, wenn alle äußere Pracht Euch genommen ist. — Selim sah sie verwundert, doch nicht unwillig an. — Alles was Ihr so lange entbehren mußtet, wird Euch dann erst werden; Freundschaft, Liebe, uneigennützige Treue werdet Ihr dann finden. Wer sich Euch theilnehmend nahet, nahet dann um Selim's willen, nicht der Macht wegen, die den Beherrscher umgibt; Sklaven werdet Ihr vermissen und statt ihrer treue Diener finden, die Euch Eurer Leutseligkeit wegen mit Freuden dienen werden; Freunde werden sich Euch nahen die um Euerer selbst willen Euch lieben und — hier stockte sie, hohe Röthe umzog ihre Wangen — das Glück der Liebe werdet Ihr erst dann kennen lernen, wenn sich das Herz freiwillig dem Herzen hingibt. Ihr habt viel verloren, Herr, in der Zeit Eures Scheinglückes, könnt aber nun noch mehr gewinnen.

Thörige Worte! — unterbrach sie Selim, der Fatimen nicht verstand, nicht verstehen konnte — Trauriger Ersatz, den Du mir für das Verlorene bietest; glaubst Du, daß etwas Anderes als der Eigennutz des Menschen Handlungen leite?

Seht auf jene Ismaeliten!

Sie setzen ihr Leben für die Zukunft ein, wagen in der Hoffnung, daß mir das Glück wieder lächeln und ich sie königlich belohnen werde. Dankbarkeit allein ist es nicht, was sie zu mir führt.

Und was erwarte ich von der Zukunft? fragte Fatime empfindlich.

Du lebst in der Gegenwart, die Dich beglückt.

Beglückt? — wiederholte sie traurig — Hat Liebe der Liebe gelohnt?

Das plötzliche Erscheinen der Besitzer der Hütte unterbrach dies Gespräch. Es waren arme, gutmüthige Landleute, Befreundete der Ismaeliten, die sie dazu vermocht hatten, ihre Hütte auf einige Zeit einem Flüchtlinge als Asyl zu überlassen. Sie kamen jetzt aus dem nahe gelegenen Konack mit Lebenmitteln belastet, zu deren Einkauf der vorangeeilte Ismaelit sie abgeschickt hatte. Die Armen neigten sich ehrerbietig vor dem fremden Herrn, dessen Namen und Stand sie nicht kannten, hießen ihn willkommen in ihrer ärmlichen Hütte und versicherten ihre Bereitwilligkeit, ihm in Allem zu dienen.

Der Anblick dieser Menschen, in deren Hand gewissermaßen sein Schicksal lag, war nicht geeignet, den Trübsinn Selim's zu verscheuchen; er

entließ sie finster. Jeder Morgen brachte ihm neuen Schmerz, jeder Abend gab ihm neue Sorgen zur Begleitung auf sein hartes Lager, nur Fatimens stets ungetrübte Heiterkeit, der frohe Muth, der sie nicht einen Augenblick verließ, die immer lauter und offener sich aussprechende Neigung ihres Herzens, waren der einzige Trost, der Muhamed's Sohn noch blieb und ihm Fatime immer werther machte. So waren Wochen vergangen, und Achmed kehrte noch immer nicht von Rhodus zurück. Einen Tag wie den andern ging der Landmann mit seinem Weibe nach der Stadt, Lebensmittel und Futter zu holen, und nichts unterbrach die Einförmigkeit dieses in jeder Art so beengten Lebens. Jedes Frühroth weckte Selim zu einem Tage quälender Rückerinnerungen, jedes Abendroth nahm eine Hoffnung nach der andern mit sich hinab; Ibrahim kletterte täglich den Fels hinauf, blickte nach Westen und hoffte Achmed zu sehen, Fatime sang zu dem Rauschen des Quelles ein griechisches Lied und es glückte ihr dadurch zuweilen, den Unmuth von der Stirn ihres Gebieters zu verscheuchen, aber dies waren nur Momente, die schnell wie ein milder Sonnenblick, wenn der Sturm die Wolken jagt, wieder verschwanden.

Eines Abends, als Selim schon auf hartem Lager vielleicht von einer glücklicheren Zukunft träumte, saß Fatime noch vor der Hütte und sah mit freudigem Herzen auf zu dem eben hinter den Felsen hervortretenden Monde. Der Gedanke, sie würde in das Land der Christen zurückkehren, dort dem Herzen Selim's näher stehen, oder er vielleicht selbst das Heil seiner Seele dort finden, dieser Gedanke ließ sie aller Gefahr vergessen und auf ihren Gott vertrauend, sie in eine schöne Zukunft blicken. Mit dem klaren Gemüthe sah sie nach der dunkeln Nebelgestalt des Ismaeliten, der spähend auf einer Klippe an dem einzigen herabführenden Fußwege saß. Es sind doch treue wachsame Menschen, — sprach sie für sich — die eine edle Handlung lohnend, Gefahr und Mühe vergessen; Gott möge sie ihrer Treue wegen lohnen! — Indem sie dies vor sich hin murmelte, sah sie den Ismaeliten plötzlich den Sitz verlassend, die Klippe hinaufspringen; sie ahnete, daß er ein Geräusch vernähme, fürchtete einen Ueberfall und eilte in die Hütte, Selim zu wecken. Kaum war dieser von seinem Lager aufgesprungen als auch Ali schon vor ihm stand. Herr! — rief er fast athemlos — ich komme von Konack, dort hat man Verdacht geschöpft, die Bewohner dieser Hütte sind festgenommen, wahrscheinlich weiß man schon jetzt Deinen Aufenthalt. Eile, kein Augenblick ist zu verlieren, schwing' Dich auf Dein Roß und folge mir! — Bei diesen Worten eilte Fatime hinaus. — Die schleunigste Flucht nur kann Dich retten, denn überall schwärmt das feindliche Volk umher und Jeder hofft den hohen Preis zu gewinnen, der auf Dein Haupt gesetzt ist. Darum rathe ich Dir, — sagte der Ismaelit, während der Prinz den Säbel umschnallte und den zerlumpten Turban aufsetzte — laß das Weib zurück, sie hindert Deine Flucht und Du findest überall Tausende, schöner als sie.

Aber keine Getreuere, — erwiderte Selim — sie will mein Schicksal theilen und ich verlasse sie nicht.

Ali verneigte sich und schwieg. Als Beide die Hütte verließen, fanden sie schon die Rosse bereit, schwangen sich auf sie und folgten dem Ismaeliten, der vorausſprengend den Weg zeigte.

Der Mondschein begünstigte ihre Flucht, konnte sie aber auch leicht ihren Feinden verrathen. Oft erblickten sie in der Ferne dunkle Gestalten, die wie finstere Geister der Nacht auf den Flügeln des Windes ihnen zu nahen schienen, aber ein Abhang, den sie hinunter ritten, eine Felswand, um die sie bogen, entzog sie bald ihren Verfolgern. Jetzt sahen sie über die Ebene, die vor ihnen lag, mehrere zerstreute Haufen reiten, hörten hinter sich den Hufschlag jagender Rosse und erblickten keinen rettenden Pfad mehr, auf dem sie nicht die dunkeln Gestalten ihrer Feinde bemerkten, keine Höhle, keine Felswand war in der Nähe, sie zu verbergen. Da erhob sich vom Meere her der Wind, jagte die Wolken vor sich her und trieb sie vor der leuchtenden Scheibe des Mondes und so ward es finstere Nacht. Laßt uns seitwärts vom Wege abreiten und halten, vielleicht zieht die Gefahr noch einmal vorüber, — sprach Ali leise, bog von der Landstraße ab, Selim folgte und sie hielten in einiger Entfernung die Rosse an.

Kannst Du Dich noch auf dem Klepper erhalten? — fragte Selim leise Fatimen, die erschöpft, kaum Athem zu holen wagte.

Diese theilnehmenden, freundlich gesprochenen Worte entzückten das Mädchen. Ja, Herr! — erwiderte sie — mir ist ganz wohl und ich fühle mich durch Eure Worte gestärkt; sähe ich Euch nur erst gerettet, dann wäre ich glücklich.

Still, ich bitte Dich, Herr! — raunte Ali ihm zu, da sie so eben die verfolgenden Reiter auf der Straße vorbeisprengen hörten — das mindeste Geräusch und Du bist verloren. — In diesem peinlichen Augenblicke wieherte Fatimens Roß. — So rette uns Allah! — rief der Ismaelit — Mache Dich auf das Aeußerste gefaßt, Herr, doch erwarte es still! — sagte er dann in Eil und sprengte der Landstraße zu. Bald kehrte er, ein Roß am Zügel, zurück. — Nimm dieses statt des Deinen! — wendete er sich zu Fatime — Es kostet mich einen Dolchstich, womit ich einen Neugierigen empfing. Dein Klepper taucht überdies nicht viel und sein Wiehern könnte uns verrathen. Geschwind das Roß gewechselt!

Fatime gehorchte und schwang sich behende auf das muthige Thier. Da ihre Verfolger an ihnen vorüber waren und sie keinen Hufschlag mehr hörten, setzte Selim mit seiner Begleitung den Weg langsam fort. Auch jetzt mußten sie noch auf rauhen ungebahnten Wegen dem ersehnten Ziele, dem Meere zutraben, wo ihr Weg sie über Klippen und Felsen führte, und glücklich, daß sie noch am Abend eine Quelle fanden, die sich in ein grünes Felsthal hinabstürzte. Hier konnten sie ihre Rosse tränken und

weiden lassen, sie selbst fanden einen Labetrunk; für Selim allein hatte Ali noch ein wenig Reis, der in der Eile bereitet wurde; die Andern mußten sich in der Hoffnung trösten, sich am andern Tage zu sättigen. Als sie aufbrachen — noch war es Nacht — ritt der sonst so muthige Ali traurig vor seinem Gebieter her; Fatime bemerkte es und fragte nach der Ursache dieser plötzlichen Veränderung.

Frau! — erwiderte der Ismaelit — soll ich nicht bangen? Ehe die Sonne über unserm Scheitel steht, ist des Herrn Schicksal entschieden, denn bald gelangen wir an das Gestade des Meeres. Ob uns auch dort unsere Verfolger erwarten, ob wir dann ein rettendes Fahrzeug finden werden, davon hängt das Loos des Beherrschers der Gläubigen, unser Aller Loos ab. Wir sehen auf dem Meere die Sonne untergehen, oder sie ist uns für immer untergegangen.

Schreckbar! murmelte Fatime vor sich hin und zum ersten Mal verließ sie ihr Glaubenmuth; sie begab sich, ohne Ali etwas zu erwidern, zu Selim zurück, und als sie jetzt die sanfte Höhe hinaufeilten, als sie auf die Spitze gelangten, begrüßte sie der erste Strahl der Morgensonne, die aus der dunklen Fluth des wogenden Meeres hervorstieg und sich in wunderbar schönem Glanze auf den vom Ostwinde gehobenen Wellen brach. Herrlich war der Anblick und Hoffnung bringend, denn am Ufer erblickten sie ein Fahrzeug, auf welchem ein Schiffer seine Netze auswarf; da sprang Fatime vom Rosse warf sich auf die Kniee, hob die Hände zum Himmel empor und richtete ihr stilles Gebet zu dem barmherzigen Gott der Christen.

Steh' auf! — unterbrach der Fürst ihr Gebet — jetzt ist dazu nicht Zeit. Fort, hinunter, daß wir das Gestade erreichen, ehe jenes Fahrzeug sich entfernt.

Ja wohl, Herr, eilt! — setzte Ali hinzu — denn trügt mich mein scharfes Auge nicht, so sehe ich Reiter auf der Straße, die nach Smyrna führt!

Dies sagend ritt er mit verhängtem Zügel den steilen Bergpfad hinab, Selim folgte und auch Fatime schwang sich auf ihr Roß und jagte ihnen nach.

Wenn man auf diesem steilen Felspfade die Höhe, die wie ein Amphitheater das Meer umkränzt, herabsteigt, um den Golf von Satalie zu erreichen, bricht sich ein brausender Bergstrom über Felsen die Bahn, schlängelt sich dann durch eine lachende Ebene, bis er sich unweit Bazari in's Meer stürzt. Am Ufer dieses Stromes, da wo eine Brücke über ihn nach Satalie führt, zieht sich ein Wald von Dattelbäumen bis an das Meer. An dieser Brücke mußten sie vorüber und von daher drohte ihnen Gefahr; doch Selim, nur die Fischerbarke im Auge, gab seinem müden Rosse die Sporen, es zur letzten Anstrengung zwingend, als sei das kleine Fahrzeug am Gestade das Paradies, das sich vor ihm geöffnet habe.

Ali's Auge schweifte jedoch weiter umher, er hielt einen Augenblick an, den Blick bald auf die Ebene, bald auf die Brücke gerichtet. Auf der Ebene sah er zwar einzelne Reiter auf sie zukommen, sie waren jedoch zu entfernt, um sich um sie zu kümmern, und da Selim jetzt der Brücke, diesem Orte der Gefahr vorüber war, drang ein lautes: Allah sei gelobt! aus seiner Brust und sich wenig um die zurückgebliebene Fatime kümmernd, zwei seiner Brüder zur Vertheidigung der Brücke zurücklassend, gab er noch einmal seinem flüchtigen Araber die Sporen, sprengte an Selim, der jetzt wahrscheinlich Fatimen erwartete, vorüber, dem Meere zu, sprang am Ufer vom Rosse und stürzte sich in die Fluth.

Der Fischer, welcher die zerlumpten Reiter hatte auf sich zusprengen sehen, fürchtete mit Recht, ihre Eile gelte ihm; er zog schnell seine Netze ein, und in dem Augenblicke, wo Ali vom Rosse sprang, stieß er vom Ufer ab.

Bei dem heiligen Grabe des Propheten! — rief ihm der schwimmende Ismaelit nach — kehre um, rette den Sohn Mahomed's!

Aber der Fischer ruderte immer weiter in das Meer, die Kräfte Ali's schwanden, vor sich sah er den Tod, hinter sich seine beiden Brüder unter den Lanzenstichen der eben über die Brücke jagenden Spahis fallen, nirgend Rettung für seinen Herrn. Da faßte der brausende Ost eine Welle und schleuderte sie mit der Fischerbarke an das Ufer zurück; und als Ali aus der über ihn wogenden auftauchte, sah er Selim vom Pferde steigen und in das Fahrzeug springen.

Er ist gerettet! rief er, schwamm, die letzten Kräfte anstrengend, heran, schwang sich in den Kahn und stieß ihn vom Ufer ab.

Halt! — befahl Selim — Fatime ist noch zurück, die Feinde verfolgen sie, Ibrahim und zwei Deiner Brüder stehen noch am Ufer. Hin, sie zu retten!

Fordre das Schicksal nicht heraus! Herr! — bat der Ismaelit, immer fortrudernd — Was ist das Leben eines Weibes, was das Leben meiner Brüder gegen das Deinige.

Gehorche, Sklave! befahl der Fürst, riß das Ruder dem zitternden Fischer aus der Hand, und als die Barke an das Ufer stieß, sprang er mit gezücktem Schwerte heraus; der besonnene Ali jedoch blieb in dem Fahrzeuge zurück, sich dessen zu versichern.

Eben als Selim an's Ufer stürzte, waren die Spahis dicht hinter Fatimen; jetzt traf ein Lanzenstoß ihr Roß, es stürzte, sie sank bewußtlos zu Boden. Selim alle Gefahr vergessend, sprang hinzu, erfaßte sie mit kräftigem Arme und trug, sich nicht um die Schwerter der Verfolger kümmernd, die Ohnmächtige in das Fahrzeug, das Ali sogleich vom Ufer abstieß und es trotz der tobenden Wellen in die offene See lenkte.

Ibrahim und die beiden Ismaeliten waren, Selim's Flucht beschützend, gefallen und lagen verstümmelt am Ufer. Ali's treuer Araber,

der seinem Herrn in die Fluthen gefolgt war, bald an das Ufer, bald in die See getrieben, kämpfte nur noch mit schwacher Kraft gegen die Wellen, bis er sank. Die Spahis standen am Ufer, ihr Mißgeschick verfluchend und sahen verzweiflungvoll die sicher geglaubte Beute dahin schwimmen, während Fatime immer noch bewußtlos in Selim's Armen lag.

Soll ich auch sie verlieren, — sprach nach langem Schweigen der Fürst, das bleiche Mädchen, welches der Tod erfaßt zu haben schien, an seine Brust drückend, — so bliebe mir ja nichts auf der Welt!

Nichts als ein treuer Sklave und die Hoffnung, die ja keinen verläßt, die auch mich damals nicht verließ, als Du, mein Gebieter, mir das Leben schenktest! unterbrach Ali, sein Ruder kräftig führend, das Selbstgespräch.

Und Deine Brüder? sagte der Fürst, theilnehmend nach dem Ufer blickend.

Ihnen ist wohl, Herr! Sie erfüllten, was unser Fürst ihnen gebot: für Dich in den Tod zu gehen und sie sind jetzt schon im Paradiese; aber mein treues Roß, das edle Thier, liegt unten auf dem Meergrunde den Fischen zur Speise, ihm wird keine Vergeltung seiner Treue dort oben.

Selim hatte auf die Klage des Ismaeliten nicht gehört, sein Blick, seine Gedanken waren auf Fatimen gerichtet, deren Wangen in diesem Augenblicke ein mattes Roth überflog. Still, still, — sagte er fast mehr bittend als befehlend — schweig', damit ich ihrem Athemzug belauschen kann. Jetzt schlägt sie die Augen auf, sie lebt!

Fatime war aus der Ohnmacht erwacht und schien nicht zu wissen, was mit ihr vorgegangen war, denn sie starrte ihren Gebieter verwundert an, der wohl nie so viel innige Liebe für sie gefühlt hatte als jetzt, da sie das Einzige war, was er noch sein nennen konnte. Sie schmiegte sich traulich an ihn an, ihre Freude war unaussprechlich, daß sie in seinen Armen ruhte, daß sie ihn gerettet sah. Die süßesten Worte aber sprachen ihre Empfindung aus und dieser Augenblick der Wonne war hinreichend, sie zur Glücklichsten der Erde zu machen; alle Gefahr war vergessen, und mit jedem Ruderschlage, mit jeder daherbrausenden Welle drang die Hoffnung tiefer in ihr Herz.

Nicht so Ali, den des Mädchens Freude wenig kümmerte. Von tausend Besorgnissen gequält, mit raschem Blicke das Hilflose ihrer Lage überschauend, war die erste Freude der Rettung schnell vorüber. Wohin konnte sie der kleine Nachen führen, wo konnte er zu landen wagen, da überall auf der Küste Bewaffnete schwärmten? Mußte er nicht fürchten, daß von Satalie Fahrzeuge ausliefen, sie zu verfolgen, konnte er sich mit der elenden Fischerbarke in die offene See wagen — und er und Fatime, seit dem vorigen Tage ohne Nahrung, wie konnte das ärmliche Frühstück des

Fischers ihren Hunger stillen? — Finster saß er am Steuer, mit seinem Falkenauge bald nach der Küste, bald über das Meer blickend, überall Hülfe suchend und sie nirgend findend. Traurig saß ihm der Fischer gegenüber, den das, was ihm begegnet war, wahrlich nicht heiterer stimmen konnte. Nur ein Herz schlug fröhlich, nur ein Auge sah vertrauensvoll in die glückliche Zukunft; steuerte doch Ali dem Lande der Christen zu, brachte sie doch jeder Ruderschlag der Insel Cos, ihrem Vaterlande näher; welche süße Hoffnungen, durch Selim's edles, theilnehmendes Betragen nur noch mehr belebt, begleiteten sie nicht? Die Fesseln der Odaliske, waren sie auch noch so rosig, drückten sie nicht mehr, frei war ihr Wille, Liebe nur durfte noch Liebe fordern, und daß Liebe sie lohnen werde, glaubte sie nun gewiß zu sein. Ach, sie vergaß, welch kleiner Ersatz sie dem Fürsten der Osmanen sein konnte.

Vom Ostwinde begünstigt, der die kleine Barke immer westwärts trieb, schwamm sie nun, ein Spiel der brausenden Wellen, in dem weiten Becken des Meeres, jetzt fern vom Ufer in ungewisser Richtung hin. Ali, der besser verstand, sein Roß zu tummeln als ein Fahrzeug zu lenken, mußte sich ganz dem Fischer überlassen, den er keinen Moment aus den Augen ließ und ihm befohlen hatte, nach Rhodus hinwärts zu steuern, ohne sich jedoch zu weit von der Küste zu entfernen. So fuhren sie den ganzen Tag, selbst Selim ergriff oft das Ruder, die Ermüdeten abzulösen, nnd so lange die Sonne ihnen leuchtete, strahlte auch die Hoffnung, als sie aber in den Ocean sich tauchte, als die Sterne bleich, dann funkelnd hervortraten, erschien ihnen keiner als Stern der Hoffnung; Hunger und Durst quälte sie, denn längst war des Fischers Wasserkrug geleert, das harte Brod zernagt, und ihr Zustand schien rettungslos. Da befahl Ali dem Fischer, dem Lande zuzusteuern, das sie auch in einigen Stunden erreichten.

Herr, — raunte er hier dem Fürsten zu — während ich an das Land gehe und Speise und Trank suche, halte den Fischer fest, daß er uns nicht entrinne, ich will das Verzweifelte wagen.

Selim versprach es, und der Treue, dem ein in der Ferne erblicktes Licht Hoffnung gab, sprang an das Land. Selim der Warnung eingedenk, ließ den zitternden Fischer zu seinen Füßen sich auf dem Boden des Fahrzeuges niederlegen, und in der einen Hand den gezückten Dolch haltend, mit der andern die von Hunger und Durst ermattete Fatime unterstützend, saß er in stummer Verzweiflung da. Still war es auf dem Fahrzeuge, als habe hier der Tod schon jetzt seine Aernte gehalten, und nur das Brausen der Wellen mahnte noch an das Leben. In dieser furchtbaren Stille seufzte das Mädchen plötzlich auf. Herr, mein Gott! — rief sie mit leiser Stimme — reiche mir Unglücklichen nur einen Trunk Wasser, damit ich nicht ganz verschmachte! — Dies sagend, sank ihr Haupt ermattet an Selim's Brust. Dieser, die Warnung vergessend, sprang auf, schloß sie

der seinem Herrn in die Fluthen gefolgt war, bald an das Ufer, bald in die See getrieben, kämpfte nur noch mit schwacher Kraft gegen die Wellen, bis er sank. Die Spahis standen am Ufer, ihr Mißgeschick verfluchend und sahen verzweiflungsvoll die sicher geglaubte Beute dahin schwimmen, während Fatime immer noch bewußtlos in Selim's Armen lag.

Soll ich auch sie verlieren, — sprach nach langem Schweigen der Fürst, das bleiche Mädchen, welches der Tod erfaßt zu haben schien, an seine Brust drückend, — so bliebe mir ja nichts auf der Welt!

Nichts als ein treuer Sklave und die Hoffnung, die ja keinen verläßt, die auch mich damals nicht verließ, als Du, mein Gebieter, mir das Leben schenktest! unterbrach Ali, sein Ruder kräftig führend, das Selbstgespräch.

Und Deine Brüder? sagte der Fürst, theilnehmend nach dem Ufer blickend.

Ihnen ist wohl, Herr! Sie erfüllten, was unser Fürst ihnen gebot: für Dich in den Tod zu gehen und sie sind jetzt schon im Paradiese; aber mein treues Roß, das edle Thier, liegt unten auf dem Meergrunde den Fischen zur Speise, ihm wird keine Vergeltung seiner Treue dort oben.

Selim hatte auf die Klage des Ismaeliten nicht gehört, sein Blick, seine Gedanken waren auf Fatimen gerichtet, deren Wangen in diesem Augenblicke ein mattes Roth überflog. Still, still, — sagte er fast mehr bittend als befehlend — schweig', damit ich ihrem Athemzug belauschen kann. Jetzt schlägt sie die Augen auf, sie lebt!

Fatime war aus der Ohnmacht erwacht und schien nicht zu wissen, was mit ihr vorgegangen war, denn sie starrte ihren Gebieter verwundert an, der wohl nie so viel innige Liebe für sie gefühlt hatte als jetzt, da sie das Einzige war, was er noch sein nennen konnte. Sie schmiegte sich traulich an ihn an, ihre Freude war unaussprechlich, daß sie in seinen Armen ruhte, daß sie ihn gerettet sah. Die süßesten Worte aber sprachen ihre Empfindung aus und dieser Augenblick der Wonne war hinreichend, sie zur Glücklichsten der Erde zu machen; alle Gefahr war vergessen, und mit jedem Ruderschlage, mit jeder daherbrausenden Welle drang die Hoffnung tiefer in ihr Herz.

Nicht so Ali, den des Mädchens Freude wenig kümmerte. Von tausend Besorgnissen gequält, mit raschem Blicke das Hilflose ihrer Lage überschauend, war die erste Freude der Rettung schnell vorüber. Wohin konnte sie der kleine Nachen führen, wo konnte er zu landen wagen, da überall auf der Küste Bewaffnete schwärmten? Mußte er nicht fürchten, daß von Satalie Fahrzeuge ausliefen, sie zu verfolgen, konnte er sich mit der elenden Fischerbarke in die offene See wagen — und er und Fatime, seit dem vorigen Tage ohne Nahrung, wie konnte das ärmliche Frühstück des

Fischers ihren Hunger stillen? — Finster saß er am Steuer, mit seinem Falkenauge bald nach der Küste, bald über das Meer blickend, überall Hülfe suchend und sie nirgend findend. Traurig saß ihm der Fischer gegenüber, den das, was ihm begegnet war, wahrlich nicht heiterer stimmen konnte. Nur ein Herz schlug fröhlich, nur ein Auge sah vertrauensvoll in die glückliche Zukunft; steuerte doch Ali dem Lande der Christen zu, brachte sie doch jeder Ruderschlag der Insel Cos, ihrem Vaterlande näher; welche süße Hoffnungen, durch Selim's edles, theilnehmendes Betragen nur noch mehr belebt, begleiteten sie nicht? Die Fesseln der Odaliske, waren sie auch noch so rosig, drückten sie nicht mehr, frei war ihr Wille, Liebe nur durfte noch Liebe fordern, und daß Liebe sie lohnen werde, glaubte sie nun gewiß zu sein. Ach, sie vergaß, welch kleiner Ersatz sie dem Fürsten der Osmanen sein konnte.

Vom Ostwinde begünstigt, der die kleine Barke immer westwärts trieb, schwamm sie nun, ein Spiel der brausenden Wellen, in dem weiten Becken des Meeres, jetzt fern vom Ufer in ungewisser Richtung hin. Ali, der besser verstand, sein Roß zu tummeln als ein Fahrzeug zu lenken, mußte sich ganz dem Fischer überlassen, den er keinen Moment aus den Augen ließ und ihm befohlen hatte, nach Rhodus hinwärts zu steuern, ohne sich jedoch zu weit von der Küste zu entfernen. So fuhren sie den ganzen Tag, selbst Selim ergriff oft das Ruder, die Ermüdeten abzulösen, und so lange die Sonne ihnen leuchtete, strahlte auch die Hoffnung, als sie aber in den Ocean sich tauchte, als die Sterne bleich, dann funkelnd hervortraten, erschien ihnen keiner als Stern der Hoffnung; Hunger und Durst quälte sie, denn längst war des Fischers Wasserkrug geleert, das harte Brod zernagt, und ihr Zustand schien rettungslos. Da befahl Ali dem Fischer, dem Lande zuzusteuern, das sie auch in einigen Stunden erreichten.

Herr, — raunte er hier dem Fürsten zu — während ich an das Land gehe und Speise und Trank suche, halte den Fischer fest, daß er uns nicht entrinne, ich will das Verzweifelte wagen.

Selim versprach es, und der Treue, dem ein in der Ferne erblicktes Licht Hoffnung gab, sprang an das Land. Selim der Warnung eingedenk, ließ den zitternden Fischer zu seinen Füßen sich auf dem Boden des Fahrzeuges niederlegen, und in der einen Hand den gezückten Dolch haltend, mit der andern die von Hunger und Durst ermattete Fatime unterstützend, saß er in stummer Verzweiflung da. Still war es auf dem Fahrzeuge, als habe hier der Tod schon jetzt seine Aernte gehalten, und nur das Brausen der Wellen mahnte noch an das Leben. In dieser furchtbaren Stille seufzte das Mädchen plötzlich auf. Herr, mein Gott! — rief sie mit leiser Stimme — reiche mir Unglücklichen nur einen Trunk Wasser, damit ich nicht ganz verschmachte! — Dies sagend, sank ihr Haupt ermattet an Selim's Brust. Dieser, die Warnung vergessend, sprang auf, schloß sie

mitleidig in seine Arme und eilte nach dem leeren Wasserkruge, während der Fischer sich in's Meer stürzte und dem Ufer zuschwamm.

Da saß nun Muhameb's Sohn, eine Sterbende in seinen Armen, den dunklen Sternendom über sich, die Wellen um sich, die tosend an das Fahrzeug schlugen, als ob sie schon jetzt ihre Beute verlangten; da saß der Mann, der um Stambuls Thron gekämpft, jetzt mit den Wellen kämpfen mußte, welche die Barke vom Ufer wegführen wollten, verlassen von allem Glücke, der Verzweiflung preis gegeben. Ihm blieb nur die Wahl, ob er in diesem elenden Fahrzeuge seinen Tod erwarten oder an das Ufer springen und seinen Henkern entgegen gehen wolle. Fast hätte er das Letztere gethan, aber Fatime, die ihn umschlungen hatte, hielt ihn zurück; duldend sah er nun auf zu den Sternen und überließ sich ohne Murren seinem traurigen Geschicke, da vernahm er Ali's Stimme, die ihm die Stimme des Engels in der Wüste schien. Wo bist Du? Gib mir ein Zeichen, daß ich Dich finde, Herr! — rief der Ismaelit — und da Selim sich kund gab, war er bald mit Schätzen beladen, bei ihnen, denn er hatte einen Krug mit Wein und ein Weizenbrod unter dem Arme, in diesem Augenblicke mehr werth, als alle Schätze Golkonda's.

Nimm — sprach er — iß und trink', ich habe es müssen mit fremdem Blute theuer erkaufen.

Selim, ohne darauf zu hören, reichte der halbverschmachteten Fatime den Krug und der Wein gab ihr das Leben wieder, gab Ali und seinem Herrn neue Kräfte.

Als der Ismaelit den Fischer vermißte und erfuhr, er sei entflohen, sagte er mit Bitterkeit: Mich hat doch mein Schicksal noch nie eine Freude ganz genießen lassen; doch nur wohlgemuth! — fuhr er dann fort, wendete das Fahrzeug und ruderte in die offene See — Ist uns Rettung bestimmt, wird sie uns werden, sollen wir untergehen, hilft uns kein Jammern, kein Verzagen; der Mensch kann ja seiner Bestimmung nicht entgehen.

Er blickte dann mit forschendem Auge nach den Sternen, denn sie waren oftmal, wenn er durch finstere Nacht gejagt war, sein Wegweiser gewesen, lenkte dann das Fahrzeug genau nach der Gegend, wo er glaubte, daß Rhodus zu finden sei, zog das kleine Segel wieder auf und überließ sich seinem Glücke.

Die Nacht ging vorüber, hinter ihnen begann der Morgen zu dämmern, die Sterne erloschen, das bleiche Licht ward zum rosigen Schein, jetzt glühte es golden über die dunkle Fluth, aber schöner als die herrliche Morgensonne war ihnen der Anblick eines Schiffes, das mit vollen Segeln auf sie zu kam.

Sei es Freund oder Feind, — rief Selim — wir steuern darauf zu, mein Schicksal muß sich jetzt lösen!

Mit doppelter Kraft führten sie das Ruder, selbst Fatime, den Blick

unverwandt auf das Schiff gerichtet, strengte ihre letzten Kräfte an und half. Wohl eine Stunde mochten sie dem Schiffe, das gegen den Wind segelnd, sich nur langsam nahte, entgegengefahren sein, als Fatime plötzlich aufsprang und „das Kreuz, das heilige Kreuz!“ mit Begeisterung rufend, sich in Selim's Armen stürzte. Ja, Herr, Gott hat mein Gebet erhört, die Rettung naht, das Schiff gehört den Rittern von Rhodus, seht wie das Kreuz auf ihrer Flagge weht, beugt Euch vor dem heiligen!

Aber der vom Schicksal Gebeugte beugte sich nicht vor dem Kreuze, bei dessen Anblick sein Unglück lebhafter als je vor ihn trat. So soll das, was meinem großen Vater stets feindlich entgegen stand, meine Rettung sein? Den Feinden meines Glaubens soll ich vertrauen und mich durch dieses Vertrauen ganz von meinem Volke, von jeder Hoffnung losreißen? — So dachte der Fürst und konnte die Freude Fatimens nicht ganz theilen, die in ängstlicher Unruhe die Ankunft des Schiffes erwartete, während Ali seinen Gebieter, dem das Ruder entsunken war, scharf beobachtete; ihm war es klar, was in Selim's Innern vorging.

Herr! — sagte er, ihn aus seinem düstern Sinnen weckend — denke, jenes Schiff der Rhodenser sei das schwankende Bret, das der Schiffbrüchige zu seiner Rettung ergreift; Dein Schicksal wirft es Dir in den Weg und Du mußt es erfassen.

Als sie näher kamen, erkannten sie Achmed, der in das Boot sprang, das sie aufnehmen sollte und er lag bald zu den Füßen seines Herrn. Freude und Kummer sprachen sich auf seinem Gesichte aus, doch kein Wort verrieth sein Innerstes; Freude und Kummer blieben in Gegenwart der fremden Zeugen stumm.

Auf dem Verdecke des Rhodenser Schiffes empfing den Fürsten ein Ordensritter mit der ihm gebührenden Ehrfurcht und die Mannschaft begrüßte ihn mit lautem Freudenrufe. Nach kurzer Fahrt stießen sie auf die Eskader, die, von Don Alvaro de Zuniga befehligt, abgesendet war, ihn auf der Küste von Lydien aufzusuchen. Der Osmanenfürst wurde hier mit dreimaliger Salve aus allen Geschützen begrüßt, ein Boot, in welchem Don Alvaro selbst sich befand, nahm ihn auf und brachte ihn nach dem Admiralschiffe. Hier überreichte dieser Selim ein Schreiben und den Geleitbrief des Großmeisters, der ihm feierlich Schutz und eine seinem Stande gemäße Aufnahme in Rhodus versprach. Gleich darauf segelte das Schiff nach Rhodus zu, die übrigen deckten seine Fahrt.

Selim fand auf dem Schiffe Alles so viel als möglich zu seiner Bequemlichkeit eingerichtet, selbst für Fatime, die dicht in ihrem Schleier verhüllt blieb, war gesorgt, und bei dem Mittagmahle waren alle Speisen auf türkische Art zubereitet, Don Zuniga selbst, trotz seiner spanischen Gravität, benahm sich mit ausgezeichneter Höflichkeit gegen seinen Gast.

Als sich endlich Selim und Achmed allein befanden, stand der alte

Mann lange sprachlos vor seinem Herrn und blickte schmerzvoll an ihm auf.

Du scheinst Dich nicht zu freuen, mich hier zu sehen, Achmed? — brach Selim das Schweigen — Freuest Du Dich nicht über meine Rettung?

Wie ich mich über Deine Rettung freue, Herr, weiß Allah, der in den Tiefen des menschlichen Herzens schaut! — erwiderte der Alte — aber meine Freude ist nicht rein. Das Leben ist Dir gerettet —

Das Leben und auch die Freiheit! unterbrach ihn Selim mit Heftigkeit.

Die Freiheit! Hoffst Du in Rhodus zu finden? — O diese Zwittermenschen, halb Ritter, halb Mönche, haben zwar den Muth der Erstern, aber auch die Falschheit der Letztern. Sei auf Deiner Hut. Sie werden Dich mit Ehrenbezeigungen überhäufen, Dir schmeicheln? alles versprechen, was Du nur wünschest und Dir nichts halten.

Achmed, mich dünkt, seit Du in Rhodus warst, bist Du noch ungerechter gegen die Ritter als sonst.

Ich sah ihr Treiben in der Nähe.

Und der Großmeister?

Peter d'Aubusson wäre ein edler Mann, wenn er nicht Großmeister von Rhodus wäre. Aber das Kreuz auf seinem Mantel drückt alles Edle, Menschliche danieder; er darf seinem Herzen nicht folgen, wenn es das Wohl des Ordens betrifft.

Du urtheilst hart, Achmed!

Aber wahr, Herr.

So glaubst Du, d'Aubusson könnte unedel genug sein, mich Bajazet auszuliefern.

Das nun wohl nicht! — erwiderte der Alte und sah gedankenvoll vor sich nieder. — Und doch, — fuhr er plötzlich auf — wenn er einen größern Vortheil für seinen Orden darin fände, würde er es dennoch thun!

Bei diesen Worten fuhr Selim auf. Hätte ich das ahnen können, nie hätte mein Fuß dieses Schiff betreten. Soll ich mich deshalb in die Hände meiner Glaubensfeinde geliefert haben, um, mit dem Fluche meines Volkes beladen, dennoch in Stambul sterben zu müssen!

Ich glaube nicht, daß Du das zu befürchten hast, mein edler Gebieter! — unterbrach ihn Achmed — Ihr Vortheil ist es, Dich in ihrer Gewalt zu behalten, und an Deinem Leben hängt vielleicht für sie der Besitz von Rhodus; Du hast ihnen eine mächtige Waffe gegen Bajazet in die Hand gegeben und die Schlauen werden sie gewiß geschickt zu gebrauchen wissen. Aber Herr! — fuhr er nach einer Pause fort — Verstellung ist nöthig, sie dürfen nicht die leiseste Ahnung haben, daß wir sie durchschauen, wir müssen —

Don Zuniga unterbrach das Gespräch, er unterhielt sich mit Selim

in italienischer Sprache, in der sich der Prinz mit vieler Leichtigkeit auszudrücken verstand, über mancherlei Gegenstände. Hauptsächlich suchte er ihm die Gewißheit zu geben, daß er nicht als Gefangener, sondern als Fürst in Rhodus aufgenommen werde und er in dem Großmeister einen väterlichen Freund und in dem Orden treue Brüder finden würde, die für ihn Alles nach ihren besten Kräften thun würden.

Selim, dem Rathe Achmed's eingedenk, schien keinen Zweifel in die Worte des Admirals zu setzen, versicherte ihn, daß er mit festem Vertrauen in die Redlichkeit und Großmuth des Ordens Rhodus betrete und sich mit voller Zuversicht den Rittern übergeben werde.

Nach kurzer Fahrt zeigte sich ihnen bald die Insel, an der die furchtbare Macht Muhamed's unlängst geschettert war. Der Admiral ließ auf der Rhede die Anker werfen und schickte das Boot ab, dem Großmeister die Ankunft des türkischen Prinzen anzuzeigen und eine seinem Range angemessene prachtvolle Kleidung zu bringen, da er den Fürsten in vollem Glanze und nicht in Lumpen gehüllt seinen Einzug in die Stadt wollte halten lassen und Selim hatte hier Zeit, Rhodus zu überschauen. Die Stadt, auf einem sanften Hügel erbaut, erhob sich vor seinem Blicke stolz mit ihren hohen Thürmen über das brausende Meer. Der Palast des Großmeisters ragte in der Mitte der alten Stadt wie ein ernster Gebieter über die Wohnungen der Ritter und die Häuser der übrigen Einwohner empor, und nur der hohe prachtvolle Thurm der Johanniskirche streckte seine vergoldete Spitze über die Thürme des Palastes, und diese Spitze schien, vom Sonnenlichte bestrahlt, ein Stern zu sein, der schützend über Rhodus strahlte. In den beiden Häfen wimmelte es von Schiffen, die bei der Ankunft des Admiralschiffes ihre Flaggen aufgezogen hatten und sich zum feierlichen Empfange bereiteten. Jetzt, als sie dem kleinen Hafen, worin die Galeeren lagen näher kamen, begrüßte sie der Donner der Kanonen von dem Fort S. Elmo und dem Throne S. Nicola, auch die Galeeren brannten ihre Geschütze ab; — freundlich wogten die tausend Wimpel in der Luft, und als das Admiralschiff sich eben wendete, um da, wo einst der Koloß von Rhodus stand, durch den engen Eingang des kleinen Hafens einzufahren, gab die Glocke von St. Johann das Zeichen und Glockengeläute und Kanonendonner empfingen feierlich den muhamedanischen Fürsten in der Stadt der christlichen Ritter.

An dem Kai, auf dem Tausende von Menschen beiderlei Geschlechts wogten, die in ihren Sonntagskleidern mit Ungeduld und Neugierde den türkischen Prinzen erwarteten, warf das Schiff die Anker; ein reichverziertes Boot, auf dem sich vier Komthure des Ordens befanden, nahm Selim und seine Begleiter ein und brachte sie an das Ufer wo ein prachtvoll geschmücktes Roß für ihn bereit stand. Auch der Admiral und die Komthure bestiegen ihre Rosse und führten nun den Prinzen unter dem Jauchzen des Volkes, bei fortwährendem Geläute der Glocken und dem

Donner der Kanonen durch die mit frischen Blumen bestreuten Straßen dem Marktplatze zu. Ueberall hingen, wie bei den feierlichsten Gelegenheiten, Teppiche aus den Fenstern, schön geschmückte Frauen und Jungfrauen standen auf den Balkonen, den Prinzen begrüßend, und warfen Rosen und Orangenblüthen auf ihn herab, so daß dieser Einzug einem Triumphzuge glich; nur konnte man nicht recht wissen, wer eigentlich der Triumphator war, ob der Admiral mit seinem Gefangenen, oder der Fürst der Osmanen als erhabener Gast.

Selim, von diesem feierlichen Empfange überrascht, ergötzte sich an der Neuheit des Anblickes. — Die Menge der schönen Frauen, die sich ohne Schleier seinem Auge darboten, entzückte ihn; er glaubte Mahomed's Paradies geöffnet zu sehen, und Furcht und Sorge war in diesem Augenblicke der Ueberraschung verschwunden. Von dem Jauchzen des Volkes übertäubt, von dem Anblicke der schönen Frauen entzückt, vergaß er Achmed und seine Bedenklichkeiten; er hatte nur Augen und Ohren für das, was ihn umgab. — Wahrlich! — rief er — das Gerücht, daß auf Rhodus die schönsten Frauen Asiens sind, hat nicht gelogen! — Zuniga, der ernste Spanier, der neben ihm ritt, lächelte bei diesem Ausrufe fast mitleidig; ihn dünkte es unter der Würde eines unglücklichen Fürsten, in solchem ernsten, entscheidenden Augenblicke das Auge auf Weiber zu richten.

Jetzt hatte Selim den Marktplatz schon hinter sich und nahte der Kirche St. Sebastian; da überraschte ihn ein anderes Schauspiel. Wer sind die ehrwürdigen Männer, die dort am Portale jenes Gebäudes mich zu erwarten scheinen? fragte er den Admiral.

Jene erhabene Gestalt, die auf dem Zelter sitzt, ist der Bruder Peter d'Aubusson, des Ordens Großmeister, die Anderen, die ihn umgeben, sind Komthure und Ritter, Euere Ankunft erwartend.

Bei diesen Worten hielt Selim sein Roß an, sah, jedoch nur einen Augenblick, auf die ehrwürdige Gestalt des Meisters und sprengte auf den Großmeister zu. Peter d'Aubusson kam ihm entgegen und stieg ab; auch Selim sprang vom Rosse und begrüßte nach der Weise seines Volkes den Meister, der sich tief vor ihm beugte und dann ihm die Hand zum Willkommen bot, die der Prinz treuherzig ergriff. — Bald saßen sie wieder auf und der Großmeister, zur Linken des Fürsten, begleitete ihn nach der ihm bestimmten Wohnung.

Ziemt einem Flüchtlinge, vielleicht gar einem Gefangenen dieser Ehrenplatz? fragte der Prinz, die letzten Worte scharf betonend.

Ein Fürst, und verfolgt ihn auch das Unglück, — erwiderte d'Aubusson, und Ton und Blick mußte Zutrauen erwecken — behält stets seinen Rang. Möchtet Ihr doch so viel Gewalt in Constantinopel haben als hier in Rhodus. Wegen des Gefangenen jedoch sagte er ihm kein beruhigendes Wort. Unter mancherlei Höflichkeitsbezeigungen gelangten sie nun

in die alte Stadt und hielten jetzt vor dem Gasthause der französischen Zunge, das dem Prinzen zu seiner Wohnung eingerichtet war, still. Hier, von seiner natürlichen Gutmüthigkeit überwältigt, umarmte Selim den Großmeister, nannte ihn seinen Beschützer und Vater und Dankbarkeit sprach sich in jedem seiner Worte aus. Es möge Euch in Rhodus wohl ergehen! war die kurze Antwort d'Aubusson's, der ihn gleichfalls herzlich umfing und ihn dann verließ.

Die Wohnnng Selim's war geräumig, auch prachtvoll eingerichtet; sie lag unfern des Palastes, war ganz mit den Wohnungen der Ordensritter umgeben und von dem Theile der Stadt abgelegen, wo die Bürger und Handwerker wohnten. Der Prinz fand hier eine zahlreiche Dienerschaft, meist Franzosen und Italiener, der ihm als Dolmetscher dienen konnte. Auch für Achmed und Ali waren Zimmer bereitet, und trotz dem, daß nur selten Frauenpersonen in diesem Theile von Rhodus sich blicken ließen, waren doch auch für Fatime mehrere Zimmer eingerichtet und zwei Dienerinnen erwarteten ihre Befehle.

Als Selim seine Wohnnng betrat, wo auf dem unteren Hausflure drei bärtige Hellebardiere als Ehrenwache, wohl auch zu seinem Schutze standen, verschwand plötzlich der Nimbus, den der glänzende Empfang um ihn gewoben hatte. Der Gedanke: Du bist ein Gefangener der Christen durchzuckte ihn bei dem Anblicke dieser Männer; er erinnerte sich nun, daß ihm der Großmeister kein tröstendes Wort bei seiner Aeußerung hierüber gesagt hatte, und das Düstere seiner Wohnung, war sie auch mit orientalischer Pracht ausgeschmückt, die bärtigen Krieger, die ihn bewachten, alles dies mußte den trüben Gedanken in ihm laut werden lassen: Du bist ein Gefangener in Rhodus! Von Achmed begleitet, trat er nun in sein Zimmer, entfernte die Diener, die ihm mehr zur Bewachung als zur Bedienung da zu sein schienen, und drückte seinem alten Lehrer mit Heftigkeit die Hand. Ich fürchte, Achmed, Du hattest Recht! rief er mit sichtbarer Bewegung.

Allah möge Dich beschützen! sagte der Alte gerührt und preßte die dargereichte Hand an sein Herz.

Ich danke Dir! — entgegnete Selim rasch, ihn zum ersten Male in die Arme schließend — Laß uns muthig unserm Geschicke entgegengehen, aber laß uns auch vergessen, was war. Mit dem Eintritte in dieses finstere Haus, lege ich für Dich, mein alter Lehrer, Fürstenglanz und Fürstenstolz ab, Du bist nicht mehr mein Diener, Du bist fortan mein Freund. Auch das Unglück führt sein Gutes mit sich. Säße ich auf Stambuls Throne, müßtest Du, fern von mir, gebeugt stehen; hier ruhest Du an meiner Brust, und so schwer es mir auch werden wird, Menschen um mich zu sehen, die vor mir nicht zittern, wird es mir doch leicht, in Dir einen Freund zu sehen. — Achmed verbeugte sich. — Laß diese sla-

visische Gewohnheit, denke, ich sei Selim, der aus seinem Vaterlande Verbannte, nicht Selim, Muhamed's Sohn.

Bei diesen Worten trat Ali, der Ismaelit, herein. Herr, was befiehlst Du Deinem Knechte, was soll ich hier in dieser Stadt thun und treiben? — fragte er, sich tief vor Selim neigend — Willst Du mich aussenden, zu spähen, sei es nach Syrien, Lydien oder selbst nach Stambul, so will ich gehen, wohin Du willst, denn hier unter dem ungläubigen Volke, wo die hohen, düsteren Häuser Luft und Sonne mir rauben, und von den Thürmen ihrer Moscheen die Glocken dumpf und traurig tönen statt des hellen Rufes von der Zinne des Minarets, ist es mir nicht wohl; nur unter dem blauen Himmel athme ich frei, und selbst ohne meinen edlen Araber will ich für Dich ziehen, wohin Du befiehlst. Soll ich aber bei Dir bleiben, dann, Herr, weise mir ein Plätzchen vor Deiner Thüre an, wo ich mich hinlegen und wachen darf, daß Dich der Dolch Deiner Feinde nicht auch hier ereile. So gern ich wie der Vogel in der Luft durch Feld und Wald und durch die Wüste schweife, so glaube ich doch fast, es ist besser, Gebieter der Gläubigen, Du erlaubst, daß ich bei Dir bin, denn so kann ich am Besten Dankbarkeit üben, die Befehle meines Fürsten erfüllen und vielleicht Dir nützlich sein.

Bleib' treuer Unglücksgefährte! — nahm Selim das Wort und sein feuriges Auge ruhte wohlgefällig auf dem zerlumpten Manne — Die Rache Bajazet's würde Dich in den Höhlen Libanons wie in Deiner verwaist'ten Hütte finden. Ich bin überdies jetzt so arm, — fuhr er fort, und finsterer Ernst umzog seine Stirn — so arm, daß ich Dir nicht einmal Deine Dienste bezahlen könnte.

Herr! — sagte Ali mit Stolz — einem Ismaeliten kann kein Fürst der Erde seine Dienste bezahlen, nur sein Fürst, der vermag es durch einen einzigen wohlwollenden Blick; befiehlt er, so stößt der Ismaelit sich lächelnd den Dolch in die Brust und besiegelt freudig Gehorsam und Treue mit dem Tode. Ich bin Dir aus Dankbarkeit gefolgt und hatte also meinen Lohn schon im voraus, meine vier Brüder folgten mir auf Befehl unseres Gebieters. — Könntest Du selbst auf Stambuls Throne ihr Leben bezahlen? Nein, so mächtig Du auch wärest. — Ali folgt Dir, so lange das Schicksal zürnt; lächelt es Dir wieder, triumphirst Du über Bajazet, so verlange ich nichts von Dir, als daß ich zu meiner verödeten Hütte zurückkehren darf, um dort neben dem Grabe meines Weibes noch einen Hügel aufzuwerfen und mich dorthin zu setzen und sie und die Brüder zu beweinen.

Wehmuth mochte den Mann ergreifen, denn ohne Selim's Befehl abzuwarten verließ er schnell das Gemach; statt seiner trat Fatime ein.

Selim fuhr bei ihrem Anblicke halb zornig, halb erstaunt von seinem Sitze auf.

Was soll diese Kleidung? — fragte er das Mädchen, das in der Tracht

ihres Landes reizend vor ihm stand — Wie wagst Du es, Dich ohne ihreleier dem Auge der Männer zu zeigen?

Herr! — erwiderte Fatime und warf einen schelmischen Blick in den venezianischen Spiegel, der ihr gegenüber hing — gefalle ich Dir nicht in dieser Tracht, zeigt sie Dir nicht meinen schlanken Wuchs, hebt das gescheitelte Haar nicht die Weiße meiner Stirn, und findest Du die Flechten, um die sich die Orangeblüthe windet, nicht reizender als den steifen Turban? — Herr, hier im Lande der Christen darf das Weib unverhüllt sein Antlitz zeigen, jedermann darf es betrachten und sich daran ergötzen; aber nur Einem zeigt sie ihr Herz, nur Einem gehört das Herz, gehören diese Reize.

Ich vergaß, daß Du im Lande der Christen eine Freie bist! sprach Selim mit Unmuth. — Du warst nicht mein Weib, warst nur meine Sklavin — jetzt bist Du frei. — Geh' wohin Du willst, ich bin nicht mehr Dein Gebieter — Du bist frei. —

Frei, Herr! — rief Fatime und sank an seine Brust — Freier war ich in Deinem Palaste zu Erivan, als ich es jetzt bin, wo die Leidenschaft mich an Dich kettet und mich zu Deiner Sklavin macht. Ach, Selim! — sprach sie, sich sanft an ihn schmiegend — Wahre Liebe kennst Du noch nicht, Du kannst noch nicht begreifen, was ich für Dich fühle, erst wenn Du siehst, wie Alles aus meinem Herzen strömt, ich in Deinem Auge Deine kleinsten Wünsche lese und der leiseste mir schon Befehl ist, wenn ich freiwillig Dir jedes Opfer bringe und, wenn Du es verlangst, gern mit diesem Schleier, den ich für immer von mir werfen wollte, ohne Murren mein Gesicht für Jedermann verbergen will, erst dann wirst Du fühlen, was es heißt, von Herzen lieben und Liebe mit Liebe lohnen.

Ali trat in diesem Augenblicke ein und meldete, daß zwei Ordensritter ihn sprechen wollten. Selim warf einen ernsten Blick auf Fatime, die diesen Blick verstehend, schnell den Schleier überwarf; dann befahl er, die Ritter einzuführen.

Sie traten ein. Es waren Andrs de la Rochechenard, ein ernster alter Mann und Gui von Blanchefort, des Großmeisters Neffe, ein Mann in der Blüthe seiner Jahre, mit freiem offenem Gesicht.

Fürst der Osmanen! — nahm Gui das Wort — der Großmeister sendet uns zu Euch mit dem Auftrage, um Eure Person zu bleiben, sie zu schützen und Euch alle Vergnügungen zu bereiten, welche die Ordensregeln uns erlauben. Jagen, reiten, turniren, was Ihr sonst noch wünscht, soll von uns angeordnet werden, überall werden wir Eure Begleiter, Eure Gesellen sein, die mit Freuden jeden Wunsch erfüllen.

Selim hatte, während Blanchefort sprach, die beiden Ritter scharf in's Auge gefaßt; er durchschaute schnell, weshalb der Meister sie gesendet hatte.

Ich danke Euch für Eure Bemühung, Ihr werthen Herren! — er-

widerte er freundlich — seid mir willkommen. Also zu meinem Dienste schickt Euch mir der edle d'Aubusson?

Zu jedem Dienste, Herr, den die Höflichkeit fordern kann! — fiel ihm Bruder Rochechenard in die Rede — doch zu keinem, wie sie der Herr von seinen Dienern verlangen könnte.

Auch harrt ein griechischer Kaufmann draußen, der mit allerlei Spezereien handelt, — fiel Blanchefort mit traulicher Weise rasch in die Rede seines Gefährten — Ihn sendet der Meister, da er weiß, wie sehr die Fürsten des Orients Wohlgerüche und kostbare Stoffe lieben; er läßt Euch ersuchen, zu wählen, was Euch beliebt und bittet, nicht sparsam bei der Wahl zu sein; zugleich trägt er mir auf, Euch eine Summe Geldes anzubieten, die freilich nur der Armuth des Ordens, nicht der Schatzkammer des Beherrschers der Osmanen würdig ist.

Ein andermal hiervon! — erwiderte Selim, der das Drückende, von fremder Hand Geld und Gut annehmen zu müssen, zum erstenmale fühlen mochte. — Für jetzt sagt dem Großmeister meinen Dank, sagt ihm, daß die Juwelen, die ich noch besitze, mich auf längere Zeit vor Mangel schützen werden und ich jetzt schon seines Geldes nicht bedarf.

Darf der Grieche eintreten? — fragte Ritter Blanchefort, dem Gespräche eine andere Wendung geben wollend — Ich sehe dort eine Dame, und Damen lieben den Putz.

Achmed, laß ihn hereinkommen und uns seine Waaren zeigen! — befahl Selim in türkischer Sprache — Wir, und Fatime besonders, bedürfen der Kleider; — denn wahrlich, mich drückt das Gewand, das mir der Admiral verehrte, und mich ärgert die Kleidung Fatimens.

Achmed gehorchte, und Fatime, die dies gehört hatte, mochte sich beleidigt fühlen, denn sie wendete sich ab und sah, während der Kaufmann eintrat, auf die Straße. Dieser verbeugte sich knechtisch vor dem Fürsten und breitete seine Waare aus.

Die Ritter hatten indessen auf Selim's Einladung Platz genommen; der Fürst trat zu dem Kaufmann, die ausgebreiteten Stoffe betrachtend. Blanchefort sah zuweilen neugierig nach der Verschleierten, die absichtlich das Fenster nicht verließ, und Achmed beobachtete aus einiger Entfernung die Ritter. Es war hierbei eine Stille eingetreten, die endlich Selim mit der Frage nach dem Preise eines Stoffes unterbrach.

Funfzehn Zechinen, Herr! erwiderte der Kaufmann.

Bei diesen Worten wandte sich Fatime plötzlich, schrie auf und stürzte mit dem Ausrufe: Mein Vater, mein geliebter Vater! in die Arme des Griechen.

Helene, bist Du es? — rief dieser freudig zitternd, riß ihr den Schleier vom Gesichte und mit dem Ausrufe: Ja, Du bist es! drückte er sie an seine Brust.

Elender Hund! rief in diesem Augenblicke Selim, der die griechisch

gesprochenen Worte Fatimens nicht verstanden hatte, und zog den Säbel, dem Frechen den Kopf zu spalten; aber die Ritter sprangen hinzu und Achmed warf sich vor seinem Herrn nieder. Bedenke wo Du bist, Herr! — bat er — so viel ich verstand, ist jener Mann Fatimens Vater.

Ruhig steckte der Fürst den Säbel wieder in die Scheide. — Ihr Vater? — murmelte er vor sich hin. — Laß den Schleier fallen, Fatime! — befahl er — und verlaß uns, Dein Vater darf Dir folgen.

Fatime gehorchte; der Alte ließ über der Freude, sein Kind wieder gefunden zu haben, die Waare ausgepackt liegen und folgte der Tochter.

Gebieter der Osmanen — nahm jetzt André de la Rochechenard das Wort — Verzeiht, daß ich Euch bemerken muß, wie hier in Rhodus ein Jeder, wes Standes und Glaubens er auch sei, unter dem Schutze des Ordens steht und nur der Großmeister und das Kapitel über sein Leben zu gebieten haben.

Ich sollte Euch für Euren Rath danken, Herr Ritter! — erwiderte Selim rasch und sein stolzer Blick traf den Ordensbruder — denn nur zu gewohnt, zu herrschen, zu gewohnt, meinen Befehlen selbst blutigen Gehorsam zu verschaffen, vergaß ich, wo ich war. Ihr werdet aber, sowie es scheint, mich durch Wort, Blick und Handeln wohl noch so oft daran erinnern, daß ich bald vergessen werde, daß ich einst in Asien herrschte, nie aber, daß ich in Rhodus bin. — Sagt dem Großmeister meinen Dank für seine Aufmerksamkeit, mir zwei Ordensritter zu meiner Begleitung bestimmt zu haben! — wandte er sich zu Blanchefort. — Plagt mich die Langeweile, werde ich Euch bitten, mir ein Roß vorführen zu lassen, mir einen Falken zu bringen und mit mir auf die Jagd zu reiten, bis dahin lebet wohl!

Bei Gott, ein stolzer Mann! — sagte Rochechenard, als er mit dem Bruder Gui den Sultan verlassen hatte — Ich habe mein Wohlgefallen an ihm, er ist ein Mann, den das Unglück nicht gebeugt hat, und solchen Stolz ehre ich selbst in dem Muselmann.

Blanchefort widersprach nicht, auch ihm hatte der türkische Prinz gefallen, denn er hoffte in ihm einen lustigen Kumpan bei der Reiherbeize zu finden, die den Rittern, ohne besonderen Erlaubniß des Großmeisters wie allen sonst verboten war.

Als Selim sich mit Achmed allein befand, hob dieser an: Nun, Herr, wie gefallen Dir Deine Wächter? Selim antwortete nicht, er schritt wider seine Gewohnheit hastig im Zimmer auf und ab, murmelte unverständliche Worte, worunter Achmed nur das Wort Fatime zuweilen verstehen konnte. Den Prinzen genau kennend, wußte er, daß man ihn bei aufgeregter Leidenschaft nie sich selbst überlassen durfte, seine lebhafte Einbildekraft erregte sie nur noch heftiger, bis sie sich zum Jähzorn steigerte; diesem zuvorzukommen, trat er ihm in den Weg. Herr, — sagte er — Du hast mich heute zu Deinem Freunde erkoren, so erlaube auch, daß ich als Freund zu Dir reden darf.

Rede! sagte Selim, immer noch mit raschen Schritten auf und ab gehend.

Erst gewinne Fassung, Herr, — fuhr Achmed fort — Dein Blut ist erhitzt.

Wo sie auch nur bleiben mag? — fuhr Selim auf — Ist denn die Luft in Rhodus so verpestet, daß schon ihr Hauch alle Bande zerreißt, wagt hier selbst eine Odaliske, mir zu trotzen und mir zu zeigen, daß sie ein anderes Wesen höher stellt als mich?

Die Tochter fand nach langer Trennung den todt geglaubten Vater wieder, — unterbrach ihn sein alter Lehrer. — Was würdest Du thun, trüte Muhamed, Dein Vater, plötzlich vor Dich?

O mein Vater, mein großer Vater! — rief Selim, warf sich auf die Polster nieder und sein Blick sah starr und verzweiflungsvoll zu Boden — Säheſt Du Deinen Sohn, Deinen Lieblingssohn in Rhodus bei Deinen Feinden, — begann er vor sich hin zu reden — säheſt Du ihn, ein Schützling des Ordens, Du würdest — Weg, weg ihr finsteren Gedanken, fort, Du zürnendes Bild! — Du würdest mir den Rücken wenden und mich verfluchen, — daß ich nicht den Tod vorzog der Sklaverei.

Herr! nahte sich Achmed bittend.

Schweig', störe mich nicht, zittere, denn Muhamed, der seinen Erstgeborenen erdrosseln ließ, steht zürnend vor mir und stößt mich aus der Reihe der Gebieter der Osmanen. Schweig' und störe mich nicht!

Als er dies sprach, öffnete sich leise die Thür, Fatime trat mit ihrem Vater ein und die sonst so fröhliche blieb schüchtern von fern stehen, während ihr Vater die ausgebreiteten Waaren wieder zusammenpackte und sein Gesicht mehr Unmuth als Freude über das wiedergefundene Kind ausdrückte; zuweilen sah er finster auf den Prinzen, zuweilen auf die Tochter. Selim schien nicht ihn, nicht Fatimen zu bemerken, nur mit dem Gedanken an seinen Vater beschäftigt, blickte er regelos vor sich hin. Da gab Achmed Fatimen ein Zeichen, sich dem Sultan zu nähern; sie that es, doch mit Beben. Herr! — redete sie ihn an; auch jetzt schwieg Selim — Lieber Herr, o blickt nur noch einmal auf zu Fatimen; die traurig hier steht, Euch Lebewohl zu sagen. Selim erhob jetzt sein gesenktes Haupt und starrte wie einer, der eben aus einem Traume erwacht ist, das Mädchen an. — Ja, Herr, ich komme, Euch Lebewohl zu sagen.

Geh' hin in Frieden! sprach er fast tonlos.

So leicht wird es Euch, sich von mir zu trennen? sagte sie schluchzend — Zieh' hin in Frieden! ist der ganze Trost, den Ihr mir auf meine einsame Wallfahrt mitgebt? so schickt Ihr mich von Euch?

Ich? — fuhr Selim auf, und es schien, als ob sich seine Gedanken erst jetzt auf das Mädchen richteten — Wer zwingt Dich, mich zu verlassen? — Vielleicht jener Grieche! Elender Hund, dem mein Fuß zertreten dann wie einen giftigen Wurm!

Wir sind in Rhodus, Herr! — raunte ihm Achmed zu.

Es ist mein Vater! rief Fatime, in seine Arme sinkend.

Ihr habt Recht, mich zu mahnen, — lenkte Selim ein, drückte Fatime, die ihr Haupt an seine Brust lehnte, mit flammenden Augen an, dann aber schob er sie mit Ungestüm von sich und trat auf den Griechen zu, der so ruhig als ob nichts um ihn vorgegangen sei, das letzte Packet zusammenlegte. — Du willst dies Mädchen mit Dir nehmen?

Ja, Herr!

Weißt Du, daß sie mein Eigenthum ist, daß ich sie erkauft habe?!

Im Lande der Christen gilt Menschenhandel nicht, da fordert der Vater dreist sein Kind zurück und keine Erdenmacht darf es verweigern.

Mensch! — fuhr Selim auf, doch schnell besann er sich und zog einen Ring vom Finger. Da, nimm, er ist von Werth, laß mir die Tochter.

Mein Kind ist keine Waare, mit der ich Handel treibe; — erwiderte der Grieche stolz — sie wird, eingedenk ihrer Pflicht, freiwillig mit dem Vater in die Heimath ziehen — oder das Gesetz wird sie dazu zwingen.

Folgst Du ihm freiwillig? fragte der Fürst.

Ich folge, wenn auch mit gebrochenem Herzen meiner Pflicht! — erwiderte Fatime — Das Glück werde ich dort nicht finden, wohl aber Vater und Mutter.

Das Glück freilich nicht! — fiel ihr der Vater in die Rede — Nicht Rose, nicht Orangenblüthen darf dort ihr Haar schmücken, nur Cypresse wird es durchranken, die Jungfrauen werden der Entehrten schon in der Ferne aus dem Wege gehen, und sie wird, von den Jünglingen verspottet, fern von ihren Tänzen bleiben müssen. Sie jammert mich, denn sie ist schuldlos an ihrem Unglücke, und darum wird auch die geknickte Rose das Vater- und Mutterherz finden, an dem sie sich ausweinen kann. Wehe dem, der sie unglücklich machte! Doch nein, nicht wehe ihm, es glaubte nicht Unrecht zu thun, und deshalb will ich ihm verzeihen. — Nun komm', Kind, — sagte er, — weichherzig geworden — komm', sag' Deinem ehemaligen Gebieter ein kurzes Lebewohl, dann folge Deinem Vater.

Leb wohl, mein Gebieter, Du mein Alles, mein Geliebter, lebe wohl! — rief Fatime, preßte noch einmal ihren Rosenmund auf Selim's Lippen, — dann raunte sie ihm leise zu: Ich sehe Euch wieder! riß sich los und stürzte ihrem Vater voraus aus dem Gemache.

Schon wieder ein Herz, welches das Schicksal von mir reißt! — sprach Selim, Achmed die Hand reichend — O Sohn Muhamed's! — rief er dann — wie bist Du doch so erbärmlich im Lande der Christen, ungefesselt ist Deine Hand, und doch darfst Du den Dolch nicht ziehen, Rache und Gerechtigkeit zu üben, Du bist ein elender Sklave der Gesetze. — — O mein Vaterland! o Thron meiner Väter, du himmlische Macht des Willens, wo seid Ihr hin?

Hättest Du nichts verloren als die Macht des Willens, so hättest Du

auf Rhodus gewonnen, Herr, Du warst einst Sklave Deiner Leidenschaftey, jetzt bist Du Sklave der Gesetze. Darum Muth, Muth! rief Achmed dem Tiefgebeugten zu — aber das tückische Schicksal drückte den Muth danieder, die Wunde blutete noch zu frisch, Achmed konnte trösten, nicht heilen.

Am Tage nach Selim's Einzuge begab sich der Großmeister in vollem Glanze seiner Würde zu ihm und schickte bald, mit ihm allein zu bleiben, sein Gefolge zurück. Hier machte ihn Selim mit seiner ganzen Lage bekannt und bat, jedoch nie die Würde des Fürsten vergessend, um Schutz und Hilfe. Der Großmeister versprach ihm das Erstere, jedoch Hilfe, meinte er, könne er ihm unter jetzigen Umständen nicht gewähren, da der Orden nicht im Stande sei, allein der Macht Bajazet's zu widerstehen; jedoch gab er ihm die Hoffnung, daß der Papst und die übrigen christlichen Mächte sich gewiß bald zu seiner Unterstützung verbinden würden. Der Großmeister sprach so väterlich und schien so innigen Antheil an dem Schicksal des jungen Fürsten zu nehmen, daß er fast Selim's Mißtrauen verscheucht hätte; aber der Zwang, den sich der nur an Herrschen gewöhnte Sohn Muhamed's anthun mußte, die drückende Stellung, in der er sich dem Großmeister gegenüber befand, ließen ihm nicht ganz Zutrauen zu dem Manne fassen, den er als den ärgsten Feind seiner Religion ansehen und dessen Uebergewicht er in diesem Augenblicke so bitter fühlen mußte. Er hatte jedoch noch Gewalt über sich, seine Empfindungen, so viel ihm möglich, nicht laut werden zu lassen, erwiderte des Großmeisters offenes Entgegenkommen mit einer Treuherzigkeit, die, wenn sein Jähzorn schwieg, so ganz in seinem Charakter lag, und bat den Großmeister, ihm, so lange er auf Rhodus sei, nicht seinen väterlichen Rath zu entziehen.

Es freut mich, — entgegnete d'Aubusson — daß Ihr mir Vertrauen schenkt; gern will ich mit meiner Erfahrung Euch rathen und helfen, wo ich nur kann, und damit Ihr seht, edler Fürst, wie gern ich Euern Wunsch erfülle, will ich schon jetzt beginnen.

Das Unglück hat Euch zu dem verzweifelten Schritt genöthigt, bei den Feinden Eures Glaubens Hilfe zu suchen. Euer Schicksal hat Euch zu Einem Volke geführt, das in Sitten und Gebräuchen ganz von dem Eurigen verschieden ist. Ehrt ihre Gebräuche, wie wir die Eurigen ehren müßten, hätte uns das Schicksal unter die Anhänger Muhamed's geschleudert. Gewöhnt Euch nach und nach an unsere Sitten und erwerbt Euch so die Liebe der Christen, die Euch jetzt nützlicher ist als die Eurer Glaubensgenossen. Ich und meine Ritter werden nie vergessen, daß Ihr der Sohn des einst so gefürchteten Muhamed's seid; aber Ihr müßt nicht vergessen, daß Ihr auf Rhodus nicht gebietet, damit keine rasche That uns in Verlegenheit setzt, zwischen Euch und einem von Euch Gekränkten als Richter auftreten zu müssen. Seid mild und menschlich auch gegen den Niedrigsten im Volke; diese schöne Lehre übte und lehrte unser großer Meister, und ich glaube, selbst Euer Prophet.

Im Uebrigen — fuhr er fort — sollt Ihr in allem, was Euer Hauswesen betrifft keinen Zwang, keinen Mangel leiden. Es soll nach Euren Wünschen eingerichtet und, was unser Seckel vermag, Euch gereicht werden; ich selbst, der Großmeister des Ordens, will mich mit weniger begnügen, als Ihr haben sollt. Lächelt Euch dereinst das Glück, führt es Euch auf den Thron Eures Vaters, dann hoffe ich, daß Ihr dem Orden dafür dankbar sein werdet. Erwartet mit Geduld die Aenderung Eures Geschickes und vertrauet mir. Nun lebt wohl, edler Fürst! Es möge Euch in Rhodus wohlgefallen!

Als der Großmeister ihn verlassen hatte und Achmed eingetreten war, machte er ihn mit dieser Unterredung bekannt. Der Muselmann, stets mißtrauisch und ein Feind des Ordens, meinte: Worte wären Scheidemünze, die man mit vollen Händen ausgeben könnte, die That aber ein Goldstück, das man nur nach reiflichem Berechnen, ob es auch Nutzen bringe, aus dem Seckel nähme. Wird Dich der Orden fürstlich, wird er Dich uneigennützig behandeln, — sprach er — dann soll das Lob Peter d'Aubusson's von meinen Lippen strömen, laut und rein wie der Felsquell am Taurus.

Aber, lieber Herr! — fuhr er fort, da Selim's Gedanken abwesend zu sein schienen — warum dieser Trübsinn, warum die Schwermuth? Im Unglück muß sich des Mannes Brust stolzer, freier heben als beim Schimmer des launigen Glücks. Oder hat Dich der Muth verlassen, seit die Odaliske Dich verließ? Herr! es gibt der schönen Weiber so viel in diesem Lande, und wenn sie auch nicht auf dem Bazar zum Verkauf ausstehen, so vernahm ich doch, daß man auch unter Christen sie mit Gold erhandeln könne.

Es war eine treue Sklavin! — unterbrach ihn Selim mit Unmuth — mir schon damals lieb, als ich mit Glanz und Glück umgeben, sie ihr Knie vor mir beugte, wenn es meiner Laune gefiel, sie vor mich fordern zu lassen; meinen Sinnen war sie schon damals eine liebliche Erscheinung, aber meinem Herzen ward sie erst werth, seit sie mir in's Elend folgte, und ich fühlte, daß ihre Schmeichelworte Wahrheit seien und sie nicht den Sultan, nur den Mann in mir liebe. Ich gestehe Dir, Achmed, die Sehnsucht nach ihr ist groß.

Achmed lächelte. Du verstehst mich nicht, guter Alter! — fuhr Selim fort — Noch vor Kurzem hätte ich mich selbst nicht verstanden; denn der Glaube, daß ein Weib nur um unserer selbst willen lieben kann, bleibt uns in einem Harem fremd. Doch laß uns davon schweigen, sie ist fort und ich habe nicht die Macht, sie zurückzuführen; ich muß mich in mein Schicksal ergeben, wie der unbärtige Knabe, dem man sein liebstes Spielzeug nahm.

Aber es ward dem Sohne Mohameb's nicht leicht, Fatime zu entbehren, und Achmed schüttelte oft unmuthig den Kopf, wenn sich diese

thörige Leidenschaft seines Herrn, denn dafür hielt er sie, laut gegen ihn aussprach. Er suchte nun durch Zerstreuung mancherlei Art die Erinnerung an Fatime zu verwischen, wozu ihm der Ritter Blanchefort, zu dem der alte Türke eine Art Neigung gefaßt hatte, behülflich war. Bruder Gui war ein Mann von fünf und dreißig Jahren, heitern redlichen Gemüths und gar nicht abgeneigt, die Fesseln, die ihm die Ordenregel auflegte, abzuschütteln, wenn sich ihm dazu eine Gelegenheit bot, die er in dem Umgang mit dem türkischen Prinzen so häufig fand. Ein Verwandter des Großmeisters, hatte ihn dieser, seines heitern Sinnes wegen, zum Gesellschafter des Prinzen erwählt, während der ernste, gottesfürchtige Rochechemard mehr sein Aufseher sein sollte. Achmed's Menschenkenntniß erkannte bald in Blanchefort den redlichen vorurtheilfreien Mann und er wurde ihm deßhalb in dem Maße lieb, als der düstere Ernst des andern Ritters, der schon in den ersten Tagen seine Bekehrungssucht nicht verbergen konnte, ihn abstieß. Blanchefort zog nun fast täglich mit Selim auf die Jagd, dem die Reiherbeize besonders Vergnügen machte, und hätten nicht der Thron von Stambul und die Odaliske zu schmerzliche Erinnerungen herbeigeführt, wäre es vielleicht Blanchefort gelungen, Selim das Drückende seiner Lage vergessen zu machen; so aber rief ihm die Erinnerung zu oft die glänzende freudige Vergangenheit zurück, um die Gegenwart freudig genießen zu können.

Der Ritter Blanchefort war nun Selim's täglicher Gesellschafter, und trotz Achmed's Ermahnungen, trotz Ali's finsterem Gesichte, der wie ein treuer Hund die Thüre seines Herrn bewachte, konnte man oft den Muselmann mit dem christlichen Ritter beim Pokale finden, wo der Wein das Herz zum gegenseitigen Vertrauen öffnete. Der Ordensbruder suchte dann von allen Gebräuchen der Türken sich Kenntniß zu verschaffen, und Selim unterrichtete ihn gern von Allem. So kam eines Tages das Gespräch auf die Weiber; Bruder Gui schien kein Feind des schönen Geschlechtes zu sein, sprach mit Wärme und Leidenschaft von der Schönheit und Allgewalt der Frauen, schilderte das Glück, im Besitz eines Weibes zu sein, mit Leidenschaft und meinte, der Prophet habe klüglich sein Paradies mit den reizenden Houris geschmückt, deßhalb gehe auch der Muselmann so muthig dem Tode entgegen, da dieser, wenn er ihn auch ereile, ihn zu den höchsten Freuden des Lebens zurückführe. Schildert mir doch nur einmal — bat der vom Wein Erhitzte den Prinzen — das Glück, unter den schönsten Frauen der Erde in einem Harem wandeln zu können; daß Ihr dies entbehren müßt, darum bedaure ich Euch am meisten.

Die Weiber und Sklavinnen, die ich zurücklassen mußte, vermisse ich nicht! — erwiderte Selim kalt — Was man mit Geld erkaufen kann, schätzt man nur nach dem Werth des Goldes, die Schmeichelworte, die Liebkosungen der Sklavin dringen nicht zum Herzen, sie haben mich nie glücklich gemacht. Diese Freuden, werther Ritter, sind, wie die Macht

des Opiums, betäubend, uns in angenehme Träume wiegend, die schnell verschwunden nur Ueberdruß und geistige Ermattung zurücklassen. Was Ihr Liebe nennt, wie Ihr die Liebe mir malt, kennt sie der Muselmann nicht; Euch scheint sie ein himmlischer Geist zu sein, der mit Rosenflügeln Euch umschwebt, dessen Auge wie Sterne des Himmels erglänzt, dessen Hauch wie Blüthe des Jasmins Euch zu süßen Träumen lockt; wo Euer Herz sehnsuchtvoll schlägt und Euer ganzes Wesen Wonne ist, da ist uns die Liebe nur eine reizende Bajadere, bezahlt, uns zu vergnügen.

Armer Fürst! murmelte Blanchefort vor sich hin.

Nennt mich nicht arm, — fuhr Selim fort, dem diese Worte nicht entgangen waren — seit das Glück mich verlassen hat, ließ es mich zur Entschädigung ein Herz finden, das mich, wenn auch nicht in dem Maße wie Ihr, doch erkennen lehrte, daß auch ein Weib uns auf edle Weise beglücken kann. Aber diese Erinnerung verstimmt mich, sagt mir lieber, guter Ritter, wie kamet Ihr, der glühende Verehrer der Frauen, zu dem kalten Kreuze auf Euerer Brust?

Blanchefort schwieg und beantwortete die Frage nicht.

Habe ich eine Saite berührt, die traurig tönt, so verzeiht, — fuhr Selim fort — ich glaubte, einem Ritter von Rhodus müsse der Tag, wo er das Kreuz annahm, der feierlichste, schönste Tag seines Lebens sein. Verzeiht!

Prinz! — nahm Bruder Gui das Wort und schob den Becher weit von sich, als ob er den Freudenbringer nicht mehr bedürfe — die Wunde schmerzt einmal, nun, so mag sie auch bluten. Hört mich an, ich bitte Euch aber, lächelt nicht; ein spöttisches Lächeln, selbst ein mitleidiges könnte mich leicht zum Jähzorn reizen.

Mein würdiger Ohm, der Großmeister, damals Großprior von Auvergne, bestimmte mich, als den zweiten, weniger bemittelten Sohn, schon in meiner frühen Jugend für den Orden. Mir aber lachte die Welt, und obgleich Ehrgeiz der Sporn war, der mich zu Allem trieb, glaubte ich doch, ihn noch auf anderem und freudigerem Wege als unter dem Mantel der Ritter von Rhodus befriedigt zu finden. Ich zog mit einem Diener hinter, einem guten Streitrosse unter mir und mit einem gefüllten Säckel an den Hof König Ludwig's. Aber hier fand ich nicht, was ich suchte; statt schöner Frauen mußte ich mich mit Heiligenbildern begnügen, statt zu banketiren, mußte ich wallfahrten, statt des ehrwürdigen Kampfrichters bei Turnieren schlich der tückische Scharfrichter des Königs, Tristan, hinter mir drein, als ob er besonders Gelüste zu meinem Halse hätte, und als überdies die Dame von Beaujou, des Königs Tochter, die eben nicht schön war, ein Auge auf mich warf, und eines Abends eben der Tristan in einer seltenen Laune von Menschlichkeit mir zuraunte: „Wenn Euch Euer Hals nicht juckt, so verlaßt schnell das Hoflager!" da ließ ich mein Roß satteln, sagte dem finstern Plessis les Tours und der magern Dame von Beaujou Ade

und jagte, als ob der ehrliche Triſtan hinter mir wäre, nach Arras an den Hof Karl's des Kühnen.

Das war ein ſtattlicher, aber hochfahrender Herr, Gott möge ſeiner Seele gnädig ſein! Da gab's Turniere und Ringelrennen in Menge, mein Streitroß hatte vollauf zu thun, und auch ich, der manchen Niederländer, manchen burgundiſchen Ritter aus dem Sattel hob, aber auch manchmal in den Sand geſtreckt wurde. Beſonders hatte ich einen Gegner, den mir der Zufall oft entgegenführte, den armen Herrn von Brakerfort, einen Niederländer, dem außer einem guten Roſſe und einem ſtarken, gewandten Arme das Glück Alles verſagt hatte. Er war meiſt glücklicher, wohl auch geſchickter als ich, denn nie blieb ich ihm gegenüber Sieger, doch hinderte dies nicht, daß wir in Frieb' und Freundſchaft mit einander lebten.

So weit gefiel es mir am Hofe zu Arras ganz wohl. Mein guter Ohm, der Großprior, füllte von Zeit zu Zeit meinen leer gewordenen Säckel; das Glück war mir meiſt in den Turnieren hold und mehr noch die Frauen, denen der muntere, ſtets heitere Jüngling gefallen mochte. So erwarb ich mir die Ehre bei den Männern und manche Gunſt bei ſchönen Frauen. Da ſah ich eines Abends beim Bankett ein Mädchen — ja, Herr! wie ſchildere ich ſie Euch? — Wäret Ihr ein Chriſt, würde ich ſagen, denkt Euch eine Madonna, die ohne Heiligenſchein um ihr Haupt mit ſeelenvollem, dunklen, blauen und dennoch flammenden Auge auf Euch blickt — Alles war an ihr der Heiligen ähnlich, nur nicht das Auge, dies ſtrahlende, das mit einem Blicke bis zum Innerſten meines Herzens drang — doch das könnt Ihr nicht verſtehen, wißt nicht, wie das Himmliſche mit dem Irdiſchen ſich paaren, wie man zugleich der Gottesmutter und einem ſchönen Weibe ähnlich ſehen kann. Darum, ſie Euch zu malen, muß ich irdiſche Farben wählen. Denkt Euch eine Lilie, von der Roſenglut des Morgens angehaucht, die ſchlank und üppig von jedem Hauche des Windes bewegt, mit ihrem Dufte Euere Sinne betäubt. Denkt Euch eine Roſe im Augenblicke ihres Entfaltens, wenn der Abendwind ihren Blätterkelch öffnet und er ſich immer ſanfter und ſanfter hebt, bis er in voller Pracht vor Euch ſteht, Lilie und Roſe, Schönheit und Anmuth, Heiliges und Menſchliches, Engel und Teufel in einander verwoben und Madalène Chaumont ſteht vor Euch.

Sie ſteht vor meinem Geiſte, — ſagte Selim, da der Ordensbruder plötzlich aufſprang, ſchwieg und ſeinen Blick auf eine Stelle heftete, als ob dort Madalène Chaumont vor ihm ſtände — aber fahret fort, lieber Ritter, Ihr habt mich neugierig gemacht, das Ende Euerer Erzählung zu vernehmen; erwacht aus Euerem Sinnen.

Der Ritter, aus ſeinen Träumen geweckt, ſchüttelte die braunen Locken, ſtrich mit der flachen Hand über die ſtieren Augen, als ob er das Bild verwiſchen wollte, das vor ihm ſtand, dann ſetzte er ſich wieder, nahm den noch halb gefüllten Becher und goß ihn mit Haſt hinunter. Von dem

Augenblicke an, — fuhr er nun beruhigt scheinend fort — daß ich mit ihr im raschen Tanz durch den erleuchteten Saal dahin schwebte, fühlte sich mein Herz in ihren Liebesbanden verstrickt und ich erwählte sie mir zur Dame meines Herzens. Sie erlaubte es, duldete meine Bewerbungen, schien mir gewogen, und ich betete die schöne Heilige an, glaubend, nun das Ideal meines Herzens gefunden zu haben, und war nicht allein glücklich, ich fühlte mich selig.

Selim's Lippen verzogen sich bei diesen Worten zum Lächeln, doch schnell, der Warnung des Freundes gedenkend, unterdrückte er es.

Zwei Monden war ich glücklich, — fuhr Blanchefort fort — blau war die Farbe meiner Dame, blau war auch die meinige, war aber auch die Farbe Brakerfort's; doch das kümmerte mich wenig; war ich doch meines Glückes gewiß, sagte mir doch ihr Rosenmund, daß sie mich liebe, drückte sie mir doch, lag ich zu ihren Füßen, so oft, so sanft die Hand, daß ich nicht zweifeln konnte, sie liebe mich mit gleicher Glut, wenn mir auch zuweilen etwas Unheimliches unter ihren gebogenen Augenbrauen hervorzuleuchten schien. Ich warb um ihre Hand; sie verwies mich mit jungfräulichem Zögern an ihren Vater, einen gichtbrüchigen Alten, der mich nur nach meinem Geld und Gute fragte, und während ich, das Nähere hierüber zu beurkunden, nach Auvergne an meinen Ohm schrieb, verlebte ich Tage süßer Hoffnung. Doch schnell will ich über jene glückliche Zeit, über die Tage der Täuschung hinwegeilen, daß ich nur bald zum Ende gelange. Der Vater gab seine Einwilligung zu unserer Verbindung, eine glückliche Braut lag in meinem Arme und ein Himmel kaum geahnter Seligkeit schloß sich mir auf; der Hochzeittag ward bestimmt und freudig schlug mein Herz ihm entgegen. Am Morgen des feierlichen Tages eilte ich zu ihr, die Herrliche zum Altare zu führen, und fand sie nicht; sie war in der Nacht verschwunden. — Ihr thut mir leid, armer Herr! — sagte ein alter Diener des Hauses; als ich verzweiflungsvoll in dem öden Gemache stand — für Euch ist das Fräulein für immer verloren — es ist mit seinem Buhlen entflohen. — Wohin? fragte ich, den Alten heftig schüttelnd. — Nach dem Meere hin, glaub' ich, erwiderte er, und ließ mich Betrogenen stehen. Ohne den unglücklichen Vater zu sehen, ohne mich von dem Herzoge zu beurlauben, schwing' ich mich auf mein Roß und jage Calais zu. Aber kaum eine Stunde fast ohne Bewußtsein gejagt, fällt mein Blick auf mein Hochzeitgewand. — Jagst du dem Brautgemache zu? — ruf ich zähneknirschend aus und halte mein Roß an. Ist sie der Thräne werth, die auf den sammetnen Koller rollt? — Nein, nicht des Schweißtropfens, der von meines Pferdes Hals herabfällt! — Dies sagend, wend' ich mein Roß, reite Schritt vor Schritt nach Arras, bleibe in einer Herberge vor dem Thore, schicke meinen Diener nach meiner Wohnung, mein Gepäck zu holen, und der folgende Tag sieht mich schon auf dem Wege nach den Alpen.

Je näher ich Italien kam, desto ruhiger schlug mein Herz, ich fühlte, daß sie nicht werth sei, ihr meinen Frohsinn zu opfern, nur das kränkte mich tief, daß auch hier Brakefort mein Gegner und Sieger gewesen war. Ich verwünschte die Weiber und faßte den Vorsatz, ihnen für immer zu entsagen, und dies bestimmte mich in den Orden der Ritter von Rhodus zu treten; nur ärgerte es mich, daß ich nicht so ganz, wie ich wohl wollte, Herr meines Schmerzes werden konnte. In Rom fand ich meinen Ohm, mit ihm eilte ich nach Rhodus, und bald deckte mich der Ordensmantel!

Und Euere Heilige?

Ein anderes Mal von ihr! erwiderte Blanchefort, drückte Selim die Hand und verließ ihn.

Eines Tages umritt Selim von beiden Rittern und Ali begleitet die Stadt. Neugierig, die Festungwerke und die Gegend zu sehen, wo noch im vorigen Jahre das Heer seines Vaters gelagert hatte, erkundigte sich der Prinz, der von der Belagerung genau unterrichtet war, nach jedem Ort, wo dies oder jenes vorgefallen war und schien nicht wenig verwundert zu sein, daß trotz der Zerstörung, die das furchtbare Geschütz Muhamed's angerichtet hatte, in so kurzer Zeit alles wieder in Vertheidigungstand gesetzt war. So gelangten sie auch an den Thurm St. Nicola, wo so viele blutige Opfer gefallen waren. Hier belebte sich das Gesicht des ernsten Rochechenard; er, auch Bruder Gui, hatten dieses Bollwerk vertheidigen helfen und er beschrieb eben mit Lebhaftigkeit Selim den furchtbaren Angriff, als vom Thurme ein türkisches Schiff signalisirt wurde, das, als es näher kam, die Friedenflagge aufsteckte. Die Ritter, obgleich sie nicht einmal wissen konnten, ob der Großmeister dem Fahrzeug das Einlaufen in den Hafen erlauben würde, baten den Prinzen, sich von hier wegzubegeben, da man die Absicht der feindlichen Brigantine nicht wissen könne. Selim folgte ihrem Rath und ritt nach der Stadt zurück. Ali aber, sein Falkenauge unverwandt nach dem Schiffe gerichtet, jagte bis zur äußersten Landspitze, stieg hier vom Rosse und verbarg sich so gut er konnte.

Das Schiff nahte indeß dem Ufer, schickte ein Boot ab und es mußte lange vor dem Hafen laviren, ehe die Erlaubniß zum Einlaufen von dem Großmeister anlangte. Ali beobachtete nun unter einen Haufen Neugieriger gemischt, jede Bewegung auf dem Schiffe, und als es am Kai landete, eilte er zu seinem Roß, schwang sich auf und jagte nach Hause.

Herr! — rief er, keuchend vor Selim tretend — sei auf Deiner Hut! Leg' bei Tag und Nacht einen stählernen Panzer an und trink' und iß nichts, bevor man es Dir kredenzt hat, Dir droht Gefahr. Die Brigantine bringt Abgesandte von Constantinopel, hierher; was die suchen, ist klar; Deinem Leben oder Deiner Freiheit gilt es! — Auch habe ich, wenn mich mein Auge nicht getrogen hat, Hassan auf dem Verdecke des Schiffes gesehen; ich warne Dich vor ihm. —

Selim war bei dieser Kunde nachdenkend geworden; auch Achmed

stand unruhig vor seinem Herrn. Ali hat Recht, — brach er endlich das Schweigen — die höchste Vorsicht ist nöthig. Sind es Abgeordnete von Constantinopel oder auch von dem Pascha von Lydien, so werden sie alles versuchen, den Großmeister zu bewegen, Dich auszuliefern; keine Summe wird ihnen zu groß, keine Bedingung zu schmachvoll sein, die sie den Rittern nicht gewähren sollten, und wäre Peter d'Aubusson der Mann, der den Vortheil seines Ordens der Ehre nachzusetzen vermöchte, so würden sie Mörder dingen, Dich mit Gift oder Dolch aus dem Wege zu räumen. Daher, Herr, bitt' ich Dich fußfälligst, verschließe Dich in Dein Gemach, sieh niemand den Du nicht genau kennst, und trinke nicht mehr von dem Getränke, worein man so leicht Gift mischen kann und dessen Genuß der Prophet verboten hat.

Laß die Pferde satteln, Ali! befahl statt Antwort der Prinz.

Mein Gebieter! fiel, sein Knie beugend, der Ismaelit ihm in die Rede; doch ein zorniger Blick Selim's hieß ihn gehen.

Wohin willst Du, Herr? fragte nun Achmed.

Zu dem Großmeister; ich muß wissen, was ich zu hoffen oder zu fürchten habe.

Heute?

Noch in diesem Augenblicke. Glaubst Du, ein Mörder würde auf offener Straße unter diesem fremden Volke, das, wie der Geier auf seine Beute, sich auf einen Muselmann stürzen würde, es wagen, mich morden zu wollen? Glaubst Du, ich solle mich, wie ein Feigling in diese finsteren Mauern verschließen, wohin kaum die gebrochenen Strahlen der Sonne dringen? Nein, Achmed, lieber den Tod als solch Sklavenleben.

Er umgürtete sein Schwert, stieg mit stolzem Schritte die Treppe hinab und schwang sich auf sein bereitstehendes Roß; die beiden Ritter, von Ali benachrichtigt, begleiteten ihn mit ihren Dienern; auch Achmed und Ali folgten.

Es war nicht weit bis zu dem Palaste des Großmeisters, bald hatten sie ihn erreicht und Peter d'Aubusson empfing den Prinzen mit aller ihm gebührenden Ehre.

Meister! — redete ihn Selim an, als sie sich allein befanden — Besorgniß treibt mich zu Euch. Ein Schiff meiner Nation hat Abgesandte hierher gebracht und wahrscheinlich bin ich der Zweck ihrer Sendung. Antwortet mir offen und ehrlich, was habe ich von Euch zu erwarten, wenn die Gesandten in der einen Hand Gold in Fülle, manchen Vortheil für den Orden und die Versicherung eines dauernden Friedens, in der andern aber blutigen Krieg bringen? Antwortet mir als Großmeister eines Ordens, der alles, selbst seine Ritterpflicht dem Glauben und seinen Vortheil hinten an setzen muß.

Fürst! — erwiderte d'Aubusson und sein Mund suchte ein freundliches Lächeln zu erzwingen, aber die finster rollenden Brauen verriethen,

was in seinem Innern vorging — Fürst, Ihr habt, ich will glauben ohne es zu wollen die Ehre eines Ordens angetastet, der keinen zeitlichen Vortheil, nur den Glauben, höher stellt als sie. Ich will es unbeachtet lassen. Ich habe Euch Schutz versprochen, — fuhr er dann fort — und ich werde mein Versprechen halten, habe Euch Hilfe versprochen, doch nur wenn es der Nutzen des Ordens heischt. Versprach ich mehr?

Nein! — erwiderte Selim — Es ist viel und ist wenig, was Ihr mir gelobt habt; viel, um nicht noch elender zu werden als ich bin — wenig, um das Ziel meiner gerechten Hoffnungen zu erlangen.

Genügt Euch das nicht, Fürst, so habt Ihr Freiheit, Euch dahin zu wenden, wo Ihr mehr erwarten könnt! sagte der Großmeister nicht ohne Empfindlichkeit.

Es muß mir genügen, Meister, weil meine Kraft gelähmt, meine Hände gebunden sind. Aber zürnt mir nicht, daß ich fürchte. Man sagt, Euer Glaube erlaube bei denen, die nicht Eurer Religion sind, Wort und Eidschwur zu brechen?

Fürchtet Ihr dies? — erwiderte d'Aubusson — so nehmt meine Hand, und dieser Handschlag möge Euch beruhigen.

Mit Heftigkeit ergriff Selim die dargereichte Hand und schüttelte sie treuherzig. Mißtraute ich auch dem Großmeister, so habe ich doch Peter d'Aubusson stets vertraut! rief er, mit seinem offenen Auge den würdigen Meister zutrauenvoll anblickend, der von Rührung ergriffen seine Rechte an des Unglücklichen Haupt legend mit Besorgniß sprach:

Nie werde ich Euch, junger Fürst, Euren Feinden ausliefern, werde wachen und sorgen, so viel es menschliche Kräfte vermögen, daß kein Unglück Euch nahe. Ich habe daher den Befehl gegeben, Eure Wachen zu verdoppeln; ich lasse die Schritte der Abgesandten, die mir, wie ich vernehme, der Pascha von Lydien schickt, genau beobachten, thut aber auch das Eurige; wacht selbst über Euch, laßt nicht Türke, nicht Jude, nicht Grieche vor Euch, ihnen darf man nicht trauen; den Ersten könnte blinder Eifer oder Sklavenpflicht zum Mörder dingen, die Andern schnöder Gewinn. Seid vorsichtig, entsagt für einige Zeit dem Vergnügen der Jagd und laßt Eure Diener streng wachen.

Selim schied mit beruhigtem Herzen von dem ehrwürdigen Greis, gab die nöthigen Befehle, daß niemand zu ihm eingelassen werde, der nicht vorher von Achmed gesehen sei, und die Ritter übernahmen es, dafür zu sorgen, daß kein Fremder sich unter die christliche Bedienung mische.

Die Vorsorge des Großmeisters war nicht ohne Grund. Ein Agent des Pascha trat am andern Tage vor ihn und überreichte ihm ein Schreiben seines Herrn, in welchem dieser, als ob es ohne Wissen des Sultans geschehe, den Wunsch zu erkennen gab, einen Waffenstillstand auf sechs Monate mit ihm zu schließen, um die den gegenseitigen Handel so störenden Kape-

reien einzustellen; zugleich ließ ihm der Pascha die Versicherung geben, daß sein Einfluß in Constantinopel groß genug sei, den Sultan zur Ratification des Waffenstillstandes zu vermögen. Des Prinzen Selim ward mit keinem Worte bei dieser Verhandlung gedacht. Leicht durchschaute d'Aubusson den Zweck dieser Sendung und sah in dem Agenten des Pascha nur einen Spion, die Verhältnisse Selim's zu erforschen und wo möglich sich seiner Person zu bemächtigen. Um ihn bald los zu werden, nahm er den Vorschlag des Pascha ohne Weiteres an und benahm dem Agenten damit den Vorwand eines längeren Aufenthaltes.

Bei dieser Gelegenheit hatte der Großmeister das Capitel versammelt, um über das Schicksal des Prinzen zu berathen. Die Stimmen waren getheilt. Viele meinten, man müsse die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, vortheilhafte Bedingungen in Constantinopel zu erhalten. Gern würde der Sultan alles bewilligen, was man nur fordern würde. Eine bedeutende Summe als Entschädigung für das, was das türkische Heer während der Belagerung verwüstet habe, verlangt, würde den erschöpften Schatz der Kammer füllen; auch müsse man mehre feste Plätze auf der Küste Asiens und vortheilhafte Handelsbedingungen zu erhalten suchen. Was sei das Leben eines Ungläubigen gegen die Vortheile des Ordens. Eine andere Partei, wobei sich fast alle Franzosen befanden, waren hingegen der Meinung, man müsse Selim als Unterpfand und um Bajazet in steter Furcht zu erhalten, genau zu bewachen und sich seiner Person versichern, und ein Jahrgeld von Constantinopel zu ziehen suchen, damit der Aufwand, den der Prinz mache, nicht der Ordenkasse zur Last falle. Dieser Meinung, so wenig uneigennützig sie auch war, trat der Großmeister endlich bei und es wurde beschlossen, bei nächster schicklicher Gelegenheit zur Erreichung dieses Zweckes die Unterhandlungen anzuknüpfen. So hatte Achmed wohl Recht, wenn er der Großmuth des Ordens nicht traute; denn Selim sollte auf diese Weise mehr Geißel als Gastfreund sein und der Orden hoffte mehr durch ihn zu gewinnen als für ihn zu opfern. Von dem Augenblick an war, wenn auch nicht dem äußern Ansehen nach, Selim nicht mehr frei, sondern ein Gefangener und jede Aussicht, den Thron seines Vaters zu erobern, schien für ihn ferner, als je zu sein.

Ali's scharfer Blick mochte recht gesehen haben, denn am neunten Tage nach der Ankunft der türkischen Brigantine stand Hassan vor der Wohnung Selim's, und sich für einen treuen Diener ausgebend, verlangte er Einlaß. Selim, erfreut, seinen ehemaligen Diener, der ihm auch hierher folgte, wiederzusehen, gab sogleich den Befehl, ihn kommen zu lassen, obgleich Achmed warnte und Ali seinen Gebieter beschwor, Hassan den Eintritt zu verweigern. Ich habe ihn auf dem Verdecke des Schiffes gesehen, warum ist er nicht gleich zu seinem Herrn geeilt, warum hat er sich verborgen? Sicher steht er mit den Abgesandten des Pascha in Verbindung. — Aber die Mahnung des treuen Ismaeliten fruchtete nichts.

Er war lange schon mein treuer Diener, ehe ich Dich noch kannte, — sagte Selim zornig — führ' ihn herein!

Ali mußte gehorchen, und bald lag Hassan zu den Füßen seines Gebieters.

Der Anblick des Knieenden war für Selim ein glänzender Stern in seiner trüben Nacht, der ihm die vergangenen glücklichen Tage lebhaft zurückrief. War doch einer der von ihm Getrennten wieder bei ihm, fand er doch wieder eine Brust, der er seinen Kummer vertrauen konnte, war doch Hassan fröhlicher, lebenlustiger als sein alter Lehrer, und eher vermögend, ihm die Hoffnung zu bringen, da sie Achmed durch seine stete Besorgniß immer mehr verscheuchte; er fühlte sich auch nicht so einsam, denn den Werth Ali's erkannte der Türke nicht, ihm war er nur ein treues Thier, höchstens ein treuer Sklave, dem er kaum unter den drückenden Verhältnissen erlaubte, sein Auge nach ihm zu erheben. Freudig reichte er daher Hassan die Hand, erlaubte ihm, sich vor ihm auf das Polster niederzulassen, und befahl ihm nun, zu berichten, wie es ihm bisher gegangen sei. Hassan säumte nicht lange, seinem Herrn von seiner Wunde, die ihn an Achmed's Seite vom Rosse niedergeworfen hatte, zu erzählen, und wie einer seiner ehemaligen Diener, ihn zu plündern, über ihn hergefallen sei und ihn alsbald erkannt, wie er sich nun habe todt stellen müssen, bis der Diener Zeit gefunden, ihn bei Nacht in eine Hütte zu bringen, ihn dort zu pflegen und Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen; wie er dann an der Küste Lydiens umher geirrt, bis ihn ein Schiff, von Cypern kommend, aufgenommen und hieher gebracht habe.

Achmed hatte aufmerksam auf jedes Wort gehört, und kaum, daß Hassan geendet hatte, fragte er ihn, ob er erst heute mit dem Schiffe aus Cypern nach Rhodus angekommen sei, was Hassan bejaete.

Jetzt trat Gui von Blanchefort ein und unterbrach das Gespräch; Selim theilte ihm seine Freude mit, führte ihn Hassan zu und bat, so gütig gegen ihn zu sein, wie er es bisher gegen Achmed gewesen. Der Ritter warf einen durchdringenden Blick auf den Türken, schien über dessen Anwesenheit nicht sehr erfreut und begrüßte ihn kalt. Ich werde Sorge tragen, daß Ihr Euere Wohnung bereit findet! war Alles, was er ihm sagte, ließ darauf den neuen Ankömmling aus Vorsicht in dem abgelegensten Theile des Hauses sein Gemach anweisen und gab einem alten dienenden Bruder den besondern Auftrag, diesen Muselmann scharf zu bewachen. Ali verließ seit Hassan's Ankunft das Vorzimmer nicht mehr.

Dieser Tag sollte für Selim ein Tag der Ueberraschung werden. Als er am Abend in seinem Zimmer allein saß und über sein trauriges Schicksal nachdachte, öffnete Ali die Thüre und der griechische Kaufmann trat herein. Herr! — sagte er, sich nur furchtsam nahend — ich trete vor Euch, ein gebeugter Vater, meine geknickte Rose ist verwelkt, der Sturm entblätterte sie, meine Helene —

Fatime, wo iſt ſie?! — rief Selim aufſpringend — Unglücklicher, kommſt Du, mir die Botſchaft ihres Todes zu bringen? — Wo iſt ſie? rede!

Sie ſteht harrend vor Eurer Thür.

Komm', komm', Fatime! — rief Selim, nach der Thüre ſtürzend. Der Grieche wollte ihm in den Weg treten, aber Selim's Arm ſchleuderte ihn weit weg; er ſtürzte hinaus und zog die Bebende mit ſich herein.

Als er ſie näher betrachtete, fuhr er mit dem lauten Ausrufe: Allah! zurück. Biſt Du es, Fatime, — fragte er dann — oder entſtiegſt Du dem Grabe?

Ich bin es, Herr! — ſagte ſie weinend — Ach, ich wußte wohl, daß das bleiche, abgehärmte Mädchen Euch nicht mehr gefallen könnte, darum kam ich, den letzten Todesſtoß von Euch zu empfangen. Kommt, Vater, laßt uns gehen!

Bleib! — befahl Selim und trat ihr näher — Biſt Du es wirklich, — ſprach er nun, von Mitleid ergriffen — ſind dies die einſt ſo flammenden Sterne, die jetzt ſo matt wie durch Nebelwolken ſchimmern, ſind dies die Roſen des Frühlings, die welk und verbleicht die Thränen willig aufnehmen, als hofften ſie ſich durch ſie zu erfriſchen? Iſt das der üppige Bau der zarten Glieder, der mich ſo oft entflammte? Mädchen, Mädchen! wie hat Allah ſein ſchönſtes Werk ſo zerſtören können?

Herr! nicht Allah, der keine Macht an uns hat, — nahm der Grieche das Wort — der Gott der Chriſten ſchickte den Gram und die Reue, und dieſe Vampyre ſaugen Blut und Kraft aus Adern und Nerven und führen den welken Leichnam dem Grabe zu.

Glaubt es nicht, Herr! — unterbrach ihn Fatime — Nicht Gram und Reue, die Sehnſucht war der Wurm, der dieſe Roſe zernagte, die unbeſchreibliche Sehnſucht nach Euch raubte mir den Schlaf und ſtahl das Blut von meinen Wangen; ach, die ungeſtillte Sehnſucht iſt der gierige Geier, der, wie die Fabel meiner Vorfahren ſagt, dem an den Fels Geſchmiedeten die Leber fraß, die jedoch immer des Nachts wieder wuchs. Mir zernagte die Sehnſucht das Herz, und immer ward ſie gieriger, immer ſchlug das Herz heftiger.

Da reichte ihr Selim die Hand, zog ſie langſam an ſich, und als Wehmuth ſie ergriff, Freude und Schmerz ſie in ſeinen Armen erbeben ließen, ihr Haupt ſich an ſeine Bruſt lehnte, ihr Blick vor Wonne erglüht und doch thränenfeucht an ihm aufblickte, da preßte er ſie feſter an ſich, bog ſich zu ihr nieder, ſeine Lippen berührten die erbleichten, ein lauter Seufzer rang ſich aus ihrer Bruſt und Thränen der Wonne rollten über die bleichen Wangen herab.

So verſtoßt Ihr mich nicht? Auch die welke Roſe hat noch Werth für Euch? — lispelte ſie, ſich ſanft an ihn ſchmiegend — So iſt Euch Fatime noch theuer, wenn auch ihre Reize verſchwanden? — Lohn' es Euch

Gott! Ihr erhaltet mir das Leben, denn von Euch verstoßen, hätte der Gram das Herz zerdrückt und ich wäre in Schmerz und Sehnsucht vergangen. So lebe ich auf, Euere Küsse sind der Blüthenhauch des Westes, Euere Blicke Strahlen der Frühlingssonne und meine Freudenthränen Thautropfen, die Welkende zu erfrischen. — Aber wo ist mein Vater? — fuhr sie plötzlich auf, da sie ihn jetzt erst vermißte — Ohne Lebewohl zu sagen, hat er sich weggeschlichen; das ist hart, Vater; ich glaube fast, Du hättest Dein Kind lieber im tiefen Grabe als in seinen Armen gesehen.

Ich habe Euch nun Alles geopfert, was mein war, — sagte sie jetzt, alle ihre Kraft zusammenraffend — Vater, Mutter und die heimathliche Flur meiner Kindheit, eine Bettelnde stehe ich nun vor fremder Thüre und bitte um Einlaß; wird mir die Pforte des Lebens aufgethan, oder jagt Ihr die Bettlerin von Euch? Noch bleibt mir Vater, Mutter, die Heimath — und das Grab.

Fasse Dich, Fatime! — unterbrach sie Selim, der von dem Anblicke, von den Worten des Mädchens auf nie gekannte Weise ergriffen war — Ich stoße Dich nicht von mir, Du bleibst bei mir unzertrennlich bis zum Tode.

Bis zum Tode! wiederholte sie feierlich.

Sollten auch Deine Wangen nicht wieder aufblühen, solltest Du auch fortan noch welken, so sollst Du an Freundes Brust dahinscheiden.

Dort ruht sich's kalt! — murmelte sie vor sich hin — Auch der Tod ist oft ein Freund, der den Unglücklichen an seine Brust drückt, dann bricht Aug' und Herz.

Wäge nicht meine Worte so streng, Fatime. Ich kenne die Glut Euerer Liebe noch nicht, ich begreife sie noch nicht ganz, vielleicht werde ich sie durch Dich begreifen lernen. Beruhige Dich, ich erkenne, was Du für mich gethan, was Du noch für mich thust, ich selbst fühle es ja tief, wie es schmerzt, seine Heimath hinter sich lassen und in der Fremde sein Glück suchen zu müssen.

Achmed's Ankunft unterbrach das Gespräch. Er zeigte Fatimen seine aufrichtige Freude, sie wieder zu sehen, denn er hoffte, sie werde den düstern Sinn seines Gebieters aufheitern, und überdies war er ihr stets gewogen gewesen. Herr! — sagte er dann — ich habe Ali auf Kundschaft ausgesandt; er brachte mir die tröstende Nachricht, daß wirklich heute früh ein Schiff von Cypern hier eingelaufen ist, auf dem sich ein Türke, ganz Hassan ähnlich, befunden haben soll. —

Zweifeltest Du daran? fragte Selim.

Ja, Herr! Ich traute ihm nie; erst seit ich ihn fechtend fallen sah und ihn todt glaubte, faßte ich das Zutrauen, daß er Dir nicht mehr schaden könnte.

Mißtrauischer! — unterbrach ihn Selim; doch Achmed fuhr fort: Nenne Ali so, nicht mich, denn der glaubt auch jetzt noch, Hassan sei ein

Verräther und meint, er habe ihn im Lager des Großveziers gesehen; er läßt Dich durch mich bitten und beschwören, auf Deiner Hut zu sein.

Unnütze Sorgen! — meinte Selim und befahl Achmed, sich zur Ruhe zu legen — auch Du, Fatime, wirst ermüdet sein, — stärke Dich durch sanften Schlummer.

Mit schmerzlichem Gefühle nahm Fatime die Kerze, verließ das Gemach und ging in ihr einsames Zimmer, was nicht fern von den Gemächern Selim's lag. Hier fand sie noch Alles, wie sie es vor Monden verlassen hatte, nur als ihr Blick den Spiegel traf, fand sie sich nicht mehr wie sie damals war. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust und mit thränendem Blicke verrichtete sie ihr Abendgebet; dann warf sie sich auf das weiche Lager, aber der Schlaf floh sie; Mattigkeit führte ihr zwar bange Träume zu, doch nicht den erquickenden Schlummer. Bald führte sie ein Traum in die reizenden Gefilde von Cos, wo die Wohnung ihres Vaters mit Blumen festlich ausgeschmückt vor ihr lag. Sie sah ihre Gespielinnen mit Rosen bekränzt aus dem Orangenhain hervortreten, gegenüber erblickte sie festlich geschmückte Jünglinge, den Jungfrauen entgegenkömmend; da eilte sie hin, wo die Tänzer schon paarweise standen, aber bei ihrem Anblicke flohen sie wie scheue Rehe beim Laut des Hifthorns. — Ich bin ja nicht festlich geschmückt, darum wollen sie mich nicht in ihre Reihen! sagte sie traurig, brach sich Rosen zum Kranz und unter ihren Händen wurden sie zu dunkeln Cypressen; der Rasen, den der leichte Fuß der Tänzerinnen berührt hatte, öffnete sich vor ihr und sie stand am Rande eines öden von Cypressen umgebenen Grabes. Da erwachte sie, sprang auf, doch bald trieb sie die Ermattung wieder auf das Lager; aber neue angstvolle Träume störten auch jetzt ihren Schlummer. Sie erhob sich; der warnenden Worte Ali's gedenkend, ergriff sie eine qualvolle Unruhe und, so sehr sich auch ihr Zartgefühl dagegen sträubte, nahm sie die Kerze und schlich nach dem Gemache des Geliebten.

Erstaunt, aber auch freier aufathmend, daß er sie nicht bemerke, sah Fatime den sonst so wachsamen Ali auf einem Polster hingestreckt neben der Thür fest eingeschlafen. Sie öffnete leise die Thür, schloß sie leise wieder und schlich, die Kerze auf den Tisch setzend, nach der halboffenen Thüre des Schlafgemachs.

Er schläft so sanft, — war ihr frommer Gedanke — kein böser Traum unterbricht seinen Schlummer, das Unglück gönnt ihm doch wenigstens den erquickenden Schlaf, ich will ihn nicht stören.

Sie löschte die Kerze aus, setzte sich in eine der Fenstervertiefungen, zog den Vorhang zu und wollte, wach sich süßeren Träumen überlassend, hier die Morgenröthe begrüßen. Aber bald überwältigte sie Ermattung, sie schlummerte ein, und als ob die düstern Träume in der Nähe des Geliebten ihren Schlaf nicht mehr stören könnten, schlief sie, ohne von ihnen beunruhigt zu werden. Es war jedoch kein fester erquickender Schlaf; das

kleinſte Geräuſch, das Nagen eines Holzwurmes weckte die Müde, und ſo ſchlug ſie auch jetzt die Augen auf, als ſie ein leiſes Geräuſch vernahm. Sie erhob ſich und ſchob den Vorhang zurück, aber in dem Dunkel der Nacht konnte ſie nichts erkennen, hörte aber leiſe die Thüre öffnen und vernahm deutlich die Tritte eines Mannes. Das Blut ſtarrte in ihren Adern, ſie traute ihren Augen kaum, als ſie jetzt Haſſan erblickte, der ein mattes Lämpchen, das er beim Eintreten mit ſeinem Turban bedeckt hatte, auf den Tiſch ſetzte, wo der cryſtallene mit Wein gefüllte Becher ſtand, aus dem Selim zu trinken pflegte. Sie ſah jetzt, wie er ein Fläſchchen hervorholte, den Becher ergriff und etwas hineinträufelte. Da trieb die Angſt Fatime aus ihrem Verſteck, ſie trat leiſe, und da ihr Haſſan den Rücken wandte, ungeſehen hinter ihn.

Was beginnſt Du, Unglücklicher! fragte ſie mit gedämpfter Stimme.

Haſſan erſchrak, wandte ſich, ſah die bleiche weißgekleidete Geſtalt vor ſich ſtehen, erbebte, ließ den cryſtallenen Becher fallen, erkannte jedoch Fatime ſogleich und ſein Dolch durchbohrte ihre Bruſt; ſie ſank mit einem lauten Schrei zu Boden.

Selim, von dem Klirren des zerbrochenen Bechers, von dem Todesruf Fatimens aufgeweckt, ſprang auf, ſtürzte herein und ſah beim matten Schimmer des Lämpchens, das der Mörder zurückgelaſſen hatte, das Mädchen in ihrem Blute ſchwimmen. Hilfe zu rufen eilte er hinaus, wo Ali, aus tiefem Schlaf erwacht, auch blutend ihm entgegentaumelte.

Eile, lauf zu einem Wundarzte, wecke die Diener, wecke das ganze Haus! rief er dem Erſchrockenen zu und eilte wieder in das Gemach zurück.

Leblos lag hier Fatime auf dem Boden und das Blut ſtrömte noch aus ihrer Wunde. Selim verſuchte es zu ſtillen, aber vergebens war ſeine ſo wie Achmed's Bemühung, der gleich darauf hereinſtürzte. Erſt mit Blanchefort und dem Wundarzte kam die hilfreiche Hand, kam Selim der Troſt, daß der Dolch nicht mit ſicherer Hand, zu hoch geführt und Rettung noch möglich ſei. Jetzt erſt, da er frei aufathmete, konnte er den Umſtehenden von dem Vorgefallenen, ſo weit er es ſelbſt kannte, Nachricht geben, doch blieb allen das Vorgefallene dunkel; aber Fatimens erſtes Wort, das ſie zu lallen vermochte, war Haſſan, und nun ward es klar. — Man ſuchte nach ihm, er war nirgends zu finden. Der Wundarzt unterſuchte den Reſt des Weines, der noch in den zerbrochenen Scherben des Bechers war, fand Spuren von Gift darin und keinem war die Unthat mehr zweifelhaft. Die Ritter ſandten nun Boten durch die Stadt, den Türken aufzufinden, aber nirgend wurde er geſehen. Da machte ſich Ali, dem nur der Arm geſtreift war, ſelbſt auf, den Thäter auszuforſchen.

Fatimens Zuſtand war indeſſen bedenklich. Von ihrem Seelenleiden entkräftet, durch den ſtarken Blutverluſt ganz erſchöpft, rang ſie mit dem Tode, das Lebenslämpchen glimmte nur noch, der leiſeſte Hauch konnte es

verlöschen. Sprachlos saß Selim mit Achmed allein an ihrem Lager. Auch das noch, hartes Schicksal! sprach er für sich. — Also war mir treu geblieben, soll schmerzlich vergehen? — Bald werde ich unter diesem fremden Volke allein stehen; Achmed, Ali, alle wird das Schicksal von meiner Seite reißen und ich werde, ein zerknirschter Bettler, in fremdem Lande irren, wo sich mir nicht einmal eine Moschee bietet, mein Gebet zu Allah und dem Propheten zu erheben.

Wehmüthig blickte er dann auf das bleiche Mädchen, das mit geschlossenen Augen vor ihm lag, und von trüber Ahnung ergriffen, drückte er Achmed die Hand. Was wird unsere Zukunft sein? — raunte er ihm leise zu — Wo, wann wird auch uns das Schicksal tückisch trennen?

Der alte Mann preßte die Hand an seine Lippen und sagte mit Zuversicht, den Blick zum Himmel hebend: Bei seiner Geburt ward des Menschen Schicksal dort oben geordnet, er geht hier nur seiner Bestimmung entgegen und nicht Weisheit, nicht Zagen, nicht Furcht oder Hoffnung können ihn von der vorgeschriebenen Bahn ablenken, er muß nach seinem Ziele hin. Deshalb, Herr, geht der Muselmann mit festem Vertrauen seinem Geschicke entgegen; er weiß, es ereilt ihn, ob er fliehend ihm entgehen, ob er stehend es erwarten will.

Dieser Trost genügte Selim nicht mehr, denn Zweifel an seiner Echtheit waren längst in ihm aufgestiegen.

Gegen Mittag kam Ali von seiner Wanderung zurück. Ich habe Hassan ausgespürt! — rief er freudig wie der Jäger, der der Spur eines Wildes gefolgt, es in seinem Lager gefunden hat — Er ißt auf der türkischen Brigantine, die morgen früh den Hafen verlassen will; eilt, ihn zur Strafe zu ziehen.

Der Prinz, obgleich ihm der Gedanke empörend war, seine Rache aufschieben und sie in die Hände eines Andern legen zu müssen, befahl dennoch Achmed, sich sogleich zu dem Großmeister zu begeben, der eben unwohl war und sich deshalb durch Wochechenard bei dem Prinzen hatte entschuldigen lassen, daß er, ihm wegen des Vorgefallenen sein Beileid zu bezeigen, nicht selbst kommen könne. Dort sollte Achmed auf die Bestrafung des Mörders dringen.

So unwohl sich auch der Großmeister befand, ließ er doch Achmed vor sich.

Ich komme, hoher Meister des Ordens, von meinem Herrn an Dich gesandt, Dir anzuzeigen, daß der Türke Hassan, der in dieser Nacht den Mord verübte und meines Herrn Morgentrank vergiftete, auf der türkischen Brigantine ein Asyl gefunden hat.

Das wußt' ich schon seit heute früh! unterbrach ihn der Großmeister. So ist meines Herrn Bitte, den Nichtswürdigen greifen und mit dem Tode bestrafen zu lassen, wohl überflüssig, Du hast gewiß schon alles Nöthige verordnet — er hat wohl schon die verdiente Strafe empfangen?

Peter d'Aubuſſon lächelte über den Glauben an dieſe ſchnelle Juſtiz. — Was könnte dem Prinzen das helfen? fragte er Achmed.

Hoher Herr! — erwiderte dieſer, über dieſe Frage höchlich verwundert — wird auf Rhodus nicht Gerechtigkeit geübt?

Gemach, Fremdling! — unterbrach ihn der Meiſter ernſt — darum kümmert Euch nicht; doch meint Ihr, ich ſoll gegen das Völkerrecht das Fahrzeug, das einen an mich Geſandten hierher führte, gewaltſam durchſuchen laſſen, um den Elenden zu beſtrafen, der wohl nie wieder dieſe Inſel betreten wird? Ueberlaßt Gott die Rache!

Gerechtigkeit wird bei uns auch dem Aermſten, — ſagte, den Unmuth des Großmeiſters nicht achtend, der alte Türke — und ſollte ſie Muhamed's Sohn nicht von dem Großmeiſter der Ritter von Rhodus erwarten können, der ihm feierlich Schutz und Hilfe verſprach?

Achmed! — nahm der Großmeiſter mit Gelaſſenheit das Wort — Ich ehre Euch als einen treuen Diener Eures Herrn, als einen klugen verſtändigen Mann, denn als ſolchen habt Ihr Euch bei allen Verhandlungen bewieſen. Darum frage ich Euch nochmals, was könnte mein Verfahren gegen den Mörder dem Prinzen nützen? Bedenkt dagegen, was es dem Orden ſchaden könnte. Schon droht uns Bajazet, weil wir Euch Schutz verliehen, mit ſeinem Zorn, und wenn wir auch dieſen nicht achten und ſeine Macht nicht fürchten, ſo wäre es doch Thorheit, uns eines elenden Türken wegen mit dem Sultan zu entzweien, der vielleicht dieſe Gelegenheit mit Freuden ergreifen würde, Rhodus noch einmal dem Schreckniß einer Belagerung auszuſetzen, um ſo dies Bollwerk der Chriſten und ſeinen Bruder zugleich in ſeine Gewalt zu bekommen. Wäre es nicht Thorheit, um ſolch elender Rache den Tiger zu reizen, wenn man ihn auch nicht fürchtet? Denn ſeid Ihr nicht auch der Meinung, daß der Mörder von Bajazet geſandt wurde?

So weiß ich, was mein Herr hier zu erwarten hat!

Schutz und Sicherheit! — unterbrach ihn der Großmeiſter ſchnell — Das Letzte, wenn Ihr nicht ſelbſt Euren Feinden Thür und Thore öffnet, wie Ihr geſtern gethan. Uebrigens fürchte ich, des Prinzen Leben ſteht hier in ſteter Gefahr. So nahe der Küſte Aſiens dieſe Inſel iſt, ſo entfernt iſt ſie von aller chriſtlichen Hilfe, wie leicht kann hier nicht eine Frevelthat gelingen, da Jude, Grieche und Muſelmann in unſerer Stadt des Handels wegen geduldet werden, und die menſchliche Weisheit nicht das Herz eines Jeden durchſchauen kann. Mehr weſtlich würde es für Euern Gebieter ſicherer ſein.

Meinſt Du, Herr? — ſagte Achmed, den Meiſter ſcharf in's Auge faſſend — Dieſe Warnung klingt mir faſt wie der Befehl, uns zur Reiſe bereit zu halten.

Mit nichten, nur der Wunſch des Prinzen wird ihn aus Rhodus treiben, er iſt auch hier Herr ſeines Willens! — nahm d'Aubuſſon das Wort.

— Aber ich glaube doch, mein väterlicher Rath ist einer Ueberlegung werth. Der Orden hat in allen Ländern Europa's, von dem kalten Norwegen bis unter Neapels südlichen Himmel, Besitzungen. Jedes Land, welches der Prinz wählen würde, bietet ihm ein Asyl, der Orden ihm überall Schutz. Geht zurück zu Eurem Fürsten und überlegt mit ihm, was ich Euch sagte. Wo er auch seine Wohnung aufschlagen wird, überall werden ihn meine väterlichen Gesinnungen begleiten.

Fatime schlummerte noch, als Achmed von dem Großmeister zurückkam und seinem Herrn von der Unterredung Bericht abstattete. Also so weise ist Peter d'Aubusson, so genau wägt er seinen Vortheil ab, — rief Selim entrüstet — daß der Mörder dieses Mädchens, daß der Mann, der seinen Fürsten vergiften wollte, frei und hohnlächelnd morgen Rhodus verlassen kann?! — So tief bin ich gesunken, daß ich nicht mehr Macht habe, solche Frevelthat zu rächen?!

Achmed, — sagte er nach einer Pause, in der er seinen Zorn zu mäßigen suchte — mich dünkt, wir stehen vor einer düsteren Pforte; jenseits führen tausend Wege zum Grabe, nur einer zum Throne. Soll ich die Pforte überschreiten und tollkühn dem Glücke noch einmal vertrauen? soll ich nach Asien hinüber und noch einmal den verzweifelten Kampf beginnen, oder soll ich vor der Pforte umherirren, bald nord-, bald südwärts, ewig ein Heimatloser, ewig ein Spielball in der Hand dieser Ungläubigen, die, wie mich dünkt, mit mir feilschen und handeln, und bietet man ihrer Habgier sattsam, mich doch endlich verkaufen? Oder soll ich ganz dem Throne entsagen, in der Stille von dem zehren, was des Bruders Mitleid mir gibt, soll ich meine Wünsche in einer Hütte einengen und mich an Weib und Kind erfreuen wie der ärmste Mann in Rhodus, und vergessen, daß ich Muhamed's Sohn bin? Ja, vergessen! — rief er aufspringend — wer das könnte, wer die Erinnerung einlullen könnte wie ein müdes Kind — ich vermag es nicht! — Und da soll ich nach Westen ziehen, ferner, immer ferner von Asiens paradiesischem Gefilde, immer ferner von der Hoffnung. Und was nehm' ich dahin mit mir? — einen erprobten Freund, einen treuen Sklaven und *vielleicht* auch sie — aber die Erinnerung *gewiß*!

Auch die Hoffnung! unterbrach ihn Achmed.

Was sprichst Du von Hoffnung, Du, der so fest der Bestimmung vertraut? Was mir werden soll, ward ja schon, wie Du sagtest, vor meiner Geburt da oben beschlossen, und ohne freien Willen und mit gebundenem Flügel schwingt sich keiner himmelwärts. Mit dem Tritte in das Schiff, das mich weiter von Asien führt, lasse ich die Hoffnung zurück und folge als gläubiger Moslemim wie das Opferthier seinem Lenker, meiner Bestimmung.

Vertraue Allah und dem Propheten, Herr!

In der durchlöcherten Brust jener Christin ruht ein stärkeres Vertrauen auf ihren Gott als in der meinigen zu Allah!

Verliere Hoffnung, Herr! nur nicht den Muth. Ich brachte Dir Muhameb's Säbel wieder; so lange er an Deiner Seite hängt, ist er Dir ein Talisman gegen Verzweiflung.

Selim griff rasch nach dem Säbel, seine Lippen küßten, seine Thränen benetzten ihn; dann trat er, wie von ihm gestärkt, in das Zimmer, wo Fatime noch schlummernd lag. Ja, auch Du wirst mir nach Europa folgen, — sprach er leise, bog sich über sie und blickte lange in das bleiche Antlitz der Schlummernden.

Herr! — sagte mehre Wochen darauf Bruder Gui zu Selim, als das Gespräch auf die blutige Begebenheit der vergangenen Tage kam — Ich bin nun selbst der Meinung unsers Meisters, daß Ihr hier nicht sicher seid, Euer Leben ist in steter Gefahr. Reitet Ihr aus, so kann ein vergifteter Pfeil Euch treffen; bleibt Ihr in diese dunkeln Gemächer verschlossen, so schleicht das Unglück dennoch durch Thüre und Thore, und Euerer alten, treuen Dogge, dem Ismaeliten, der die Uebertretung des Gesetzes durch einen Dolchstich in den Arm so theuer gebüßt hat, mischen sie wieder Opium unter den Wein, und er schnarcht und läßt den Mörder ruhig in Euer Gemach. Zieht fern von hier, nicht nach Italien, da kennen sie auch Gift und Dolch, zieht nach meinem Vaterlande, dem paradiesischen Frankreich, dort duftet auch die Pomeranze, dort blüht auch der Oelbaum und der Wein von Languedoc ist zehnmal besser als der, den hier die Sonne kocht. Dort ist Frohsinn und Freude überall, schöne Weiber und Mädchen umschwärmen Euch und die Troubadours der Provence singen gar liebliche Lieder zu ihrer Laute. Die Sonne brennt nicht so heiß und versengt nicht die grünen Matten wie in Eueren Wüsten, auch sind die Menschen nicht so düster als hier, wo blos die geharnischten Ritter herrschen, dort herrscht auch das Weib durch Liebreiz und Anmuth. Ich folge Euch dahin, wenn Ihr es nemlich wünschet, fern vom Meister und Kapitel können wir ein fröhliches Leben verbringen, und von Gift und Dolch weiß der Franzose nichts, er kennt nur Lanze und Schwert im offenen Kampfe.

Ihr schildert mir Euer Land gar lockend, Herr Ritter! — erwiderte Selim — Wär' ich unter Christen geboren, folgte ich Euch mit Freuden nach dem Paradiese des Nordens, denn das muß es Euerer Beschreibung nach wenigstens sein, aber es wird mir schwer, mich von jener Küste noch weiter zu entfernen, die hier schon, in grauen Nebel gehüllt, mein Auge nicht mehr erreicht; es sträubt sich ein Gefühl in mir dagegen, das mir stets zuruft: Dort mußt Du Deine Fürstenwürde ablegen und Dein Wille ist dort nicht mächtiger als der des ärmsten Bettlers. Hier bin ich noch Fürst, nach meinem Reiche trägt mich in der Spanne Zeit vom Morgen bis zum Mittag ein günstiger Wind.

Blanchefort ſuchte ihn dennoch zu überreden, aber vergebens. Zwar ſah Selim wohl ein, daß ihm hier im ſchlimmſten Falle immer noch die Hoffnung zur Flucht, immer noch eine Verbindung mit Aſien blieb; er ſah voraus, daß er im Innern Frankreichs vergraben, ein ewiger Sklave der Chriſten ſein würde, die ſich nie für ihn opfern, wohl aber ihn zum Schreckbilde Bajazet's bewahren würden; aber eben ſo klar ſah er auch, wie ſein Leben hier täglich gefährdet ſei. War es nicht der Zufall allein, der ihn jüngſt rettete, konnten ſeine Feinde, ihn meuchlings zu morden, nicht hundert andere Mittel ergreifen, auf die er nicht gefaßt war? — Und in dieſer Handelſtadt, ſo nahe dem Reiche Bajazet's, ſchwebte in jedem Augenblicke ein drohendes Schwert über ihm. Fatimens Bitten beſtimmten ihn endlich. Seit ſie auf dem Krankenbette lag, war ſein Benehmen gegen ſie ganz verändert; er hatte ihren Werth kennen, fühlen lernen. Nicht mehr der Despot, der der Sklavin ihn Liebe zu heucheln befahl, war ein theilnehmender, beſorgter Freund, der ihr Lager nicht verließ, ſie pflegte, ihr die kleinſten Handreichungen leiſtete, und das mit ſo viel Innigkeit, daß ſie ſich mit feſter Ueberzeugung ſagen konnte: Er liebt mich wahrhaftig! Hatte die kurze Zeit, daß er unter Chriſten wohnte, ihn an ihre Sitten gewöhnt, hatte das drückende Gefühl, ſein Wille ſei hier ſo beſchränkt wie der Wille jedes Andern, das Rauhe, Despotiſche in ihm verwiſcht, oder war es das treue Herz des Mädchens, das ihm Achtung und Liebe einflößte und dieſe ſchnelle Veränderung in ihm bewirkte? Sein Betragen gegen ſie war ganz verändert. Darum zagte Fatime, und nicht ohne Grund, für ſein Leben und beſchwor ihn deshalb, Rhodus zu verlaſſen, wo Gift und Dolch überall auf ihn lauerten. Selbſt Achmed wußte keinen beſſern Rath zu ertheilen, und da plötzlich Abgeſandte von Conſtantinopel erſchienen, glaubte der treue Lehrer keine Zeit mehr verlieren zu dürfen, nach Frankreich zu gehen, wo er doch im Nothfall Schutz von Seiten des Königs hoffen konnte. So beſchloß nun der Prinz, den Vorſchlag des Großmeiſters anzunehmen und ſich nach Frankreich überſchiffen zu laſſen. Nur die nöthige Inſtandſetzung der Schiffe, auch wohl Fatimens Geſundheit, verzögerten die Abreiſe noch. In dieſer Zeit verließ Selim ſeine Wohnung nicht, ſah niemanden als die Ritter und blieb ſtets an dem Krankenbette Fatimens, die von Tage zu Tag wieder aufblühte.

Sie hatte den erſten Augenblick, da ſie das Lager verlaſſen konnte, benutzt, an ihre Aeltern zu ſchreiben, ſie von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen und ſie zu bitten, nach Rhodus zu kommen, um noch einmal ihre Tochter zu ſehen. Statt ihrer Aeltern kam ein Schreiben des Vaters:

„Deine ſündige Leidenſchaft“ — ſo ſchrieb er — „hat Dich von neuem von uns geriſſen; wozu alſo ein Lebewohl, das Du uns ja ſchon für immer ſagteſt, als Du Dich vor meinen Augen in die Arme des Muſelmanns warfſt! Glaubſt Du, die Liebe zu einer Sünderin, die ihren Gott verleugnet, könne uns nach Rhodus locken? Nein, Helene,

ich mag Dich nicht noch einmal in seinen Armen sehen, auch Deine Mutter nicht! Wäre ihr Mutterherz auch schwach genug dazu, so ist ja leider ihr Körper zu entkräftet, um diese kurze Reise zu unternehmen. Das Unglück, das Dir begegnet ist, sieh' als eine Strafe des Himmels an.

„Dein erster Fehltritt war unverschuldet, Du fielst in die Hände der Ungläubigen, ich glaubte den Tod unter ihren Streichen zu finden, aber mich rettete der Herr, Dich ließ er verderben. Deshalb will ich Dir nicht fluchen, deshalb sendet die kranke Mutter ihren Segen. Es gehe Dir wohl, wohler als Du es verdienst."

Dieser Brief erschütterte die Unglückliche tief. Sie kämpfte lange mit sich, ob sie ihrer Pflicht folgen, nach Cos zurückkehren und dort Schmach und Verachtung als Büßende dulden sollte, aber ein freundlicher Blick Selim's, die theilnehmenden Worte: Was ist Dir, Fatime? die er sprach, als er sie weinen sah, erschütterten bald den gefaßten Entschluß. Ich kann nicht! — rief sie verzweiflungsvoll aus — vergebe mir Gott! —

Während der Zeit, daß Alles mit größter Eile zur Abreise bereitet wurde, hatte der Großmeister öfters Unterredungen mit dem Prinzen, öfter noch war Achmed bei ihm. Es trat eine förmliche Unterhandlung ein, da Achmed so viel als möglich seinen Gebieter für jeden Unfall sicher stellen wollte. Der Großmeister versprach, den Prinzen auf einem Schiff des Ordens mit sattsamer Bedeckung nach Frankreich bringen zu lassen, ihm dort die Comthurei Bourgneuf in Auvergne, wo sonst der Großprior zu residiren pflegte, einräumen und ihm überdies noch einen Jahrgehalt auszahlen zu lassen, über den man sich späterhin vergleichen würde. Dem Prinzen blieb alle Freiheit, nur versprach er, nicht ohne Erlaubniß des Ordens seinen Wohnsitz zu verändern. Zugleich stellte Selim drei Urkunden aus. In der ersten ertheilte er dem Großmeister Vollmacht, mit Bajazet einen wo möglich vortheilhaften Frieden für ihn zu schließen, ein Beweis, wie er so ganz die Hoffnung, den Thron seines Vaters zu besteigen, aufgegeben hatte, oder vielmehr, wie sehr der Orden wünschte, sich Bajazet zu verbinden, da man Selim solche Urkunde auszustellen vermochte. In der zweiten erklärte er, daß er freiwillig Rhodus verlassen und eine entferntere Gegend zu seinem Aufenthalt gewählt habe. In der dritten, die mit der ersten ganz widersprechend war, versprach er, im Fall er so glücklich sein würde, sein Reich oder wenigstens einen Theil desselben wieder zu erlangen, aus Dankbarkeit für die gastfreundliche Aufnahme, dem Orden und seinen Unterthanen freien Handel in seinem ganzen Reiche zu gestatten, jährlich 300 Christensklaven ohne Lösegeld frei zu geben und 150,000 Goldkronen zur Entschädigung der für ihn aufgewandten Kosten zu zahlen.

Diese Verhandlungen, die doch nicht ganz geheim bleiben konnten, schienen den Abgesandten Bajazet's nicht zu kümmern; er unterhandelte nur wegen eines dauernden Friedens mit dem Orden, späterhin jedoch gab

er nicht undeutlich zu verstehen, wie Bajazet hoffe und wünsche, daß der Großmeister eine Gesandtschaft nach Constantinopel senden möchte, dort das Weitere zu beschließen, da es wohl noch mehrere Punkte gäbe, über die man sich zu verständigen hätte; Selim's erwähnte er zwar mit keinem Worte, gab aber doch deutlich zu verstehen, daß das Schicksal dieses Unglücklichen Hauptbedingung eines dauernden Friedens sein würde.

Dies Alles bestimmte Peter d'Aubusson noch mehr, die Abreise Selim's zu beschleunigen. Bald war die kleine Flotte segelfertig und Großmeister und Ritter begleiteten den Prinzen mit allem möglichen Pomp nach der für ihn bestimmten Galeere, wohin die immer noch nicht ganz hergestellte Fatime schon früher in einer Sänfte getragen worden war. Auch Achmed und Ali begleiteten ihren Herrn.

Sobald die Flotille den Hafen verlassen hatte, schickte der Großmeister die beiden Ritter Duprat und Mont-Arnaud nach Constantinopel ab. Dort kam nach manchem stolzen Worte des Großveziers bald ein Vergleich zu Stande, dessen Hauptpunkt das fernere Schicksal Selim's bestimmte. Der abgeschlossene Waffenstillstand und die Handelbegünstigungen waren ganz zum Vortheil der Ritter, nur mußte der Großmeister versprechen, den Prinzen Selim stets unter Aufsicht und im Gewahrsam des Ordens zu halten, ihn keinem christlichen Fürsten zu übergeben, damit keiner die Gelegenheit ergreifen könnte, unter dem Vorwande, des Prinzen vermeintliche Rechte auf den Thron geltend zu machen, Unruhen im türkischen Reiche anzustiften. Dafür bezahlte Bajazet jährlich dem Großmeister zur Unterhaltung Selim's die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 45,000 venezianischen Dukaten.

So schien das Schicksal des unglücklichen Fürsten für immer entschieden und aller Hoffnung, den Thron seines Vaters mit dem Schwerte in der Hand zu gewinnen, beraubt, konnte sein künftiges Leben nur eine ehrenvolle glänzende Gefangenschaft sein. Der Orden hatte ihm sein Wort gebrochen, die Rechte der Gastfreundschaft verletzt und die Achtung, die man dem Unglücke schuldig ist, vergessen. Zufrieden, an Selim einen Bürgen für Bajazet's Unthätigkeit zu haben, kümmerte sich selbst der sonst so edle Peter d'Aubusson nicht um das Urtheil seiner Zeitgenossen und der Nachwelt.

Sanft gleitete die Galeere, die Selim und seine Getreuen trug, vom günstigen Winde getragen, über die blaue Meerfluth, emsig ruderten die Sklaven und wäre das Gemüth dieser Unglücklichen nicht so traurig gestimmt gewesen, so hätte jedes Auge froh und dankbar zu dem blauen Himmeldom aufblicken müssen, wo kein sturmverkündendes Wölkchen den heitern Aether trübte und bei Nacht die Sterne sich in der ruhigen Fläche

des Meeres strahlend spiegelten. Aber wo findet man auf solchem Fahrzeuge den Frohsinn?

Die an das Ruder Geschmiedeten, meist gefangene Muselmänner, sahen mit traurigem Blick nach Asiens Küste, von der sie sich immer mehr und mehr entfernten, sahen den Sohn ihres Sultans, der sie sonst zu Schlacht und Sieg geführt hatte, mit inniger Betrübniß, denn sie glaubten, er sei ein Gefangener wie sie; und war er das nicht, war er ein Freund der Christen, ein Abtrünniger geworden, dann fühlten sie ihr Unglück noch schmerzlicher. Schweigend schwangen sie das Ruder, sich um nichts als ihr Elend und das Schicksal ihres Fürsten kümmernd, während Christen, die sich unter ihnen befanden, meist Missethäter, sich doch noch höher dünkend als sie, im Takt ihres Liedes die Ruder führten.

Selim, Achmed und Ali waren gleich traurig gestimmt, Fatime allein war heiter. „Ach, wer nur vergessen könnte!“ war das Einzige, was Selim während des ganzen Tages gesprochen hatte, ein theilnehmder Blick auf die Kranke, ein Händedruck, den er ihr gab, das Einzige, womit er Theilnahme zeigte. Auch Achmed in sich gekehrt, und nur in eine trübe Zukunft schauend, beachtete wenig, was um ihn vorging. Ali allein war gesprächig, und da niemand auf ihn zu hören schien, wendete er sich an den Ritter Blanchefort, der, bekannt mit der arabischen Sprache, ihn sattsam verstand.

Herr! — sagte er, als sie zusammen auf dem Verdeck standen — das ist ein trauriger Weg, den wir zurücklegen; immer weiter führt er uns von der Heimath und wohin?

Nach einem schönen Lande, Ali! unterbrach ihn der Ritter, der sein Frankreich höher stellte als selbst das Paradies — Nach meinem Vaterlande Frankreich schiffen wir. Da sollst Du sehen —

Was ich da sehen soll, weiß ich nicht, Herr! aber kaum kann ich glauben, daß es so viel werth ist, daß man so lange auf dem Meere herumschifft, wo es mir gar nicht behagt; auf meinem Araber war mir es wohler. Ist es in Frankreich nicht besser als in Rhodus, dann danke ich dafür. Was hatte man dort? Keine Fläche, wo das Auge ungehindert umherschweifen kann, kein arabisches Roß, hinter der Gazelle drein zu jagen; denn für Eure Streithengste bewahre uns Allah und der Prophet! Das sind schwere, ewig keuchende Mähren, die ein schnellfüßiger Afrikaner im Wettlauf überliefe, stolpern und stoßen den armen Reiter zusammen, daß er meint, in einem Mörser gestampft zu werden. Und Eure Jagd! — einen armen Reiher mit dem Falken beizen, einem flüchtigen Kaninchen den Bolzen durch das Hirn jagen, oder ein schlichternes Reh mit Hunden zu Tode hetzen, das ist Alles —

Nur gemach! Freund Muselmann — unterbrach ihn Blanchefort — In unsern Wäldern sollen Dir schon Bären und Wölfe zu thun geben.

Bär und Wolf kenn' ich nicht, Herr! — fuhr Ali fort — wohl aber

Löwen und Tiger. — Und dann Eure Bäume! wo könntet Ihr mir einen Baum zeigen wie die Ceder, die vor dem Hause unsers Fürsten steht? Nicht einmal eine Palme soll in Eurem kalten Lande gedeihen. — Aber seh' ich recht, Herr, so folgen uns türkische Schiffe; habt Acht, sie steuern auf uns zu, es gilt uns!

Blanchefort konnte kaum die Schiffe in der Ferne erkennen, die Ali's scharfes Auge so deutlich sah. Doch, da er sich überzeugt hatte, Ali habe Recht, gab er alsbald den Schiffen das Zeichen, sich zusammen und zum Kampfe bereit zu halten; denn die Schiffe, die gute Segler sein mußten, kamen immer näher und ehe es Abend wurde, konnte man deutlich sehen, daß es zwei türkische Galeeren und eine Brigantine waren. Die Ritter hielten es unter ihrer Würde, alle Segel aufzuspannen, um durch Flucht vielleicht einen Kampf zu vermeiden und setzten ruhig ihre Fahrt fort. Die türkischen Schiffe blieben in bedeutender Entfernung und schienen sie mehr beobachten als angreifen zu wollen.

Selim war bei dieser Nachricht auf das Verdeck getreten und war bei dem Anblicke der sie verfolgenden Schiffe nicht betroffen, vielmehr erfreut. Fühlte er sich glücklich, sich seinen Feinden gegenüber zu sehen? war es Kampfbegier, oder die Hoffnung, der jeder Zufall, welcher das Geschick anders gestalten kann, willkommen scheint? sein Auge glühte und zuversichtlich überschaute er die am Ruder seufzenden gefangenen Glaubensbrüder, als ob er im Fall des Kampfes auch auf sie rechnen könnte. Der ewig düster in die Zukunft schauende Achmed aber raunte Selim lächelnd zu: Es wäre doch sonderbar, Herr, wenn die Ritter gegen ihren Willen dennoch für Euch kämpfen müßten.

Aber die Nacht verging ruhig, kein Feind nahte; am Morgen erblickte man ihn nur noch in der Ferne, jedoch am Mittag sah man die türkischen Schiffe mit vollen Segeln wieder auf sich zu steuern, doch blieben sie bald in weiterer Entfernung zurück. Als sie nach einigen Tagen den Archipel verlassend das offene Meer erreichten, zeigten sich die Schiffe nur noch zuweilen, und bei dem Umschiffen der Spitze Sardiniens sah man sie zum letzten Mal, sie hatten sich wahrscheinlich nur von der Richtung überzeugen wollen, welche die Flotille nehmen würde.

Ohne weitere Begebenheiten setzten sie nun ihre Fahrt fort und gelangten glücklich an die französische Küste, wo sie in St. Tropez landeten. Der König von Frankreich zwar von ihrer Ankunft unterrichtet, aber keinen Theil an den morgenländischen Angelegenheiten nehmend, überließ dem Orden gänzlich die Angelegenheit des türkischen Prinzen und kümmerte sich weiter nicht um ihn.

Als sie an's Land stiegen und Frankreichs Boden betraten, konnte Selim seinen Kummer nicht unterdrücken. Also hier in diesem fremden Lande sollen wir unter Christen unser Leben beschließen, Achmed! sprach er — Ich glaube, ich hätte besser gethan, mich in die Schwerter meiner

Feinde zu stürzen, als hier thatenlos unterzugehen — hier, mir sagt es eine innere Stimme, hier blüht mir kein Glück!

Auch nicht an meiner Brust? — raunte ihm Fatime schmeichelnd zu, die jetzt wieder durch die Reise gestärkt in jugendlicher Frische ihm zur Seite stand. Er warf einen ernsten Blick auf sie, dann sagte er kalt: Ich glaube kaum!

Diese Worte waren tief und schmerzvoll in das Herz der Griechin gedrungen; sie schwieg zwar und unterdrückte ihre Empfindung, doch war während des ganzen Weges ihre heitere Stimmung verloren.

So lange die kleine Caravane, die nicht wenig die Aufmerksamkeit der Eingebornen auf sich zog, zwischen dem Meere und der Dürance ihren Weg fortsetzte, schien Ali frohen Muthes zu sein, obgleich das Maulthier, daß er besteigen mußte, nicht nach seinem Sinne war. Ist denn hier Alles ein Zwittergeschlecht — brummte er vor sich hin — Ritter und Mönch, Esel und Pferd? Doch da die Reise nun einmal langsam gehen mußte, er nicht voran auf flüchtigem Rosse jagen konnte und das Thier ihn fein gemächlich trug, ward er bald mit ihm vertraut. Als sie aber bei Avignon über die Rhone setzten und nun an die Berge des Ländchens Givaudan kamen und die rauhen Thäler der obern Auvergne durchzogen, wo das Klima schon kalt und unfreundlich wurde, da war des Ismaeliten gute Laune dahin und er hatte nur noch Freude an seinem Maulthier, das ihn mit eben so sicherem Tritt, als sein Araber, über die Berge führte.

Endlich kamen sie nach Bourgneuf, einem finstern Städtchen an dem kleinen Flusse Torion, der zwischen der Stadt und dem Schlosse durch bebaute Felder rieselt. Die Gegend war anmuthig. Die Commende, ein altes Schloß der Grafen von La Marche, das diese vor langer Zeit dem Orden der Hospitaliter geschenkt hatten, erhob sich an der andern Seite des Flusses auf einer Anhöhe. Es war ein düsteres, aber noch gut unterhaltenes Gebäude mit drei Thürmen, die, so wie das Schloß selbst, ein Dreieck bildeten. Hinter dem Schlosse lag die Meierei, welche bedeutende Länderei und Zehnten hatte und die Commende zu einer der wichtigsten in Frankreich machte, weshalb sie auch die Residenz des Großpriors von Auvergne war, der sich eben jetzt in Rom befand. Von einem breiten Graben umgeben, über den eine von einem der Thürmen vertheidigte Zugbrücke führte, war das Schloß nach damaliger Art ein festes zu nennen, denn alles zur Vertheidigung Nothwendige konnte man hier finden. Hatte man nun die Zugbrücke überschritten, so gelangte man an ein hohes finsteres Thor, über welchem das Wappen des Ordens eingehauen war und durch das man auf sich schlängelndem Wege nach dem innern Hofe gelangte. Freundlich war das Aeußere nicht, mehr zur Wehr als zum Vergnügen gebaut, konnte sein Anblick auf einen asiatischen, unter heiterm Himmel an die Pracht des Orients gewöhnten Fürsten nicht wohlthuend wirken. Rochechenard, welcher den Reisenden um eine Tagereise vorangeeilt war,

empfing den Prinzen mit vieler Galanterie am Eingange des Portals, ein Stallmeister hielt ihm das Pferd, zwei Pagen, zu seiner Bedienung bereit, erwarteten seine Befehle, und als er abgestiegen und in das graue Portal getreten war, begrüßte ihn der Ritter mit den Worten: Tretet ein, Herr! Haus und Hof und Alles, was Ihr hier findet, ist zu Euren Diensten, denn so lange Ihr hier wohnt, seid Ihr der Herr von Bourgneuf. Möge es Euch hier gefallen und wohlergehen. Ich und Bruder Gui, die wir es gut und treu mit Euch meinen, ersuchen Euch, uns keinen Eurer Wünsche zu verschweigen und alle, wenn sie nicht gegen unsere Pflicht sind, sollen erfüllt werden. Auch ist es gegen die sonstige Regel des Hauses Euch erlaubt, das griechische Mädchen mit einzuführen, und überhaupt werden den Frauen die Thore nicht mehr so fest verschlossen sein wie sonst.

Selim dankte dem Ritter mit wenigen Worten und stieg mit beklommenem Herzen die steile enge Wendeltreppe hinauf, die von den kleinen Oeffnungen im Thurme nur sparsam erleuchtet war. Sie führte ihn in eine weite, mit alten unbrauchbaren Waffen aller Art und den Geweihen erlegter Hirsche ausgeschmückte Vorhalle, die Pagen öffneten hier zwei mit Schnitzwerk gezierte Thüren und sie traten nun in einen hochgewölbten Saal, in dem das schon bereitgehaltene Mittagmahl aufgetragen war; mehr aber zogen die beiden Kamine, in welchen prasselndes Feuer brannte, die Augen der an dieses Schauspiel nicht gewohnten Gäste auf sich. Den Ritter Blanchefort aber beschäftigte etwas Anderes auf unangenehme Weise. Man hatte nemlich vergessen, die Trophäen, die im gelobten Lande und Syrien von den Rittern der Zunge von Auvergne erbeutet und hier aufgehangen waren, wegzunehmen; es hingen selbst noch zwei während der Belagerung von Rhodus erbeutete Fahnen da. Dem Zartgefühle Blanchefort's that dies wehe und er drang nicht weiter in Selim, als dieser, da er der Ruhe mehr bedürfe als des Mahles, in sein Gemach geführt zu werden bat; er begleitete ihn in die für ihn bestimmten Zimmer, wovon eines ganz auf orientalische Weise, die anderen aber nach abendländischer Sitte eingerichtet waren und ließ, nachdem er sich beurlaubt hatte, die Trophäen, nicht ohne Widerspruch Rochechenard's, wegnehmen.

Als sich Selim mit Achmed, Ali und der Griechin allein befand und die französischen Diener sich entfernt hatten, standen sie lange schweigend sich gegenüber, jedem war die Brust beengt, jeder mochte sich fragen: Werde ich wohl je dieses Schloß wieder verlassen können? denn das Rasseln der hinter ihnen aufgezogenen Zugbrücke tönte noch in ihr Ohr.

Gefangene! — murmelte endlich Selim — Eingesperrt in diese finstern Mauern, dies enge Schloß meine Welt, mir, dem Asien zu klein war, um es zu beherrschen? — Also wirklich gefangen? — Wir wollen sehen, ob wir es sind! — rief er plötzlich — He, Page!

Ein junger schlanker Bursche trat herein.

Laß mir ein Roß vorführen und befiehl, daß die Zugbrücke niedergelassen wird.

Der Page neigte sich und ging.

Man wird uns nicht in diesem Schlosse einkerkern! — nahm jetzt Achmed das Wort — Es ist, wie Du weißt, Herr, gar weit vom Meere bis hierher; das ganze Land der Franzosen ist ja unser Kerker und jeder Ungläubige bewacht uns hier. Es bedarf im Herzen Frankreichs nicht Riegel und Schlösser, uns gefangen zu halten, wir sind, wir bleiben von der Heimat getrennt.

Nein, nein! — rief Selim — Es zieht mich zu mächtig nach Süden. Mit jedem Schritte, den mein Roß vorwärts that, schweifte mein Geist zurück nach dem Lande Muhamed's. Mir ruft eine innere Stimme zu: Hier werd' ich nicht enden!

Das Wort möge Allah wahr machen! — sprach Ali, aus seinem Grübeln erwacht — Auch ich hoffe, noch von meinen Datteln zu essen, aus meinem Felsquell zu trinken und unter der großen Ceder vor dem Hause unseres Scheiks mein Morgengebet zu verrichten. Doch sieh, Herr, da führen sie vier stattliche Rosse aus dem Stalle; für Dich und Achmed sind gewiß die beiden mit reichen Decken geschmückten, für mich, Deinen Knecht, der fahle Klepper, den der bärtige Knecht kaum zu bändigen vermag; der Page führt sein munteres Thier selbst. — Aber für Dich, Rose von Cos, sehe ich keinen Zelter; Du sollst, wenn wir die Felder durchstreifen, beim sitzen in Deinem Harem, sollst von jetzt an wieder Deiner Augen Sterne mit einem Wolkenschleier verhüllen und dieses alte Schloß soll Dir zum Palast von Erivan werden.

Und Du schweigst, Fatime? fragte der Fürst, sich traulich dem Mädchen nahend.

Herr! — erwiderte diese, von Ali's Worten unangenehm berührt — Was könnte ich auf die Rede des Unverständigen erwidern. Im Lande der Christen gibt es keinen Harem und der strenge Blick sittiger Frauen schützt sie hier mehr vor dem unsittlichen Beschauen der Männer als es der dichteste Schleier könnte. Aber um Eines bitt' ich Euch, Herr! nennt mich fortan nicht mehr Fatime, nennt mich nach meinem christlichen Namen: Helene! denn hier ist kein Harem, kein Palast von Erivan; hier giebt es nur Herr und Knecht, und das Herz, was der Segen des Priesters noch nicht gebunden hat, schlägt frei.

Wie Du es wünschest! erwiderte Selim, deßhalb nicht auf sie zürnend, drückte sie freundlich an sich und eilte dann hinunter, schwang sich auf sein Roß und sprengte über die Zugbrücke der Meierei vorbei dem Walde zu.

Noch stand Helene ihm nachblickend am Fenster, als Blanchefort, von einer ältlichen Frau begleitet, eintrat. Schöne Griechin! — redete er sie an — hier bringe ich Euch Eure Dienerin, eine gute würdige Wittwe, die sorgsam Euch bedienen und gewiß jeden Eurer Wünsche belauschen

wird; sie wird Euch in die für Euch bestimmte Wohnung führen. Sollte dort noch Manches zu Eurer Bequemlichkeit fehlen, so verzeiht. In einer Ordenscommende kennt man die Bedürfnisse der Frauen zu wenig, um jedem ihrer Wünsche entgegen kommen zu können. Unser Wille ist gut, was Ihr verlangt, soll Euch gereicht werden; genügt eine Dienerin nicht, sollen bald mehre Eure Befehle erwarten; sprecht Eure Wünsche nur aus, und Ihr wißt, Bruder Gui ist den Frauen nicht so abhold, daß er nicht der Schönsten mit Freuden gefällig wäre. Auch ist schon der Befehl gegeben, für Euch einen Zelter herbeizuschaffen, damit Ihr uns auf der Reiherbeize, die hier gar vortrefflich ist, begleiten könnt, und vielleicht findet Ihr auch hier weibliche Gesellschaft, die Euch doch gewiß Bedürfniß sein wird. — Dann setzte er in griechischer Sprache hinzu: Sollte je der Wunsch in Euch aufsteigen, Bourgneuf zu verlassen, um in Eure Heimat zurückzukehren, so vertrauet mir ihn an. In Frankreich gibt es keinen Sklaven und somit seid Ihr auf Bourgneuf so frei als auf den lachenden Fluren von Cos.

Helene dankte dem freundlichen Mann, der sich stets so treuherzig gegen sie benommen hatte, und konnte hierbei eine Thräne nicht unterdrücken, die der Gedanke an Trennung in ihr hervorrief. Der Ritter hatte eine traurig tönende Seite ihres Innern gegriffen, denn seit jenen von Selim gesprochenen Worten bei der Landung in St. Tropez war ihr Gemüth traurig gestimmt und der kindliche Frohsinn, den ihr die Natur verliehen hatte, dahin. Sie dankte dem Ritter und folgte ihrer Dienerin nach dem für sie bestimmten Gemache.

Hier mußte doch eine vorsorgliche weibliche Hand geordnet haben; denn nicht allein, daß das Zimmer freundlich eingerichtet war, es war auch mit Allem versehen, was einem jugendlichen weiblichen Wesen in damaliger Zeit nothwendig war. Ein Stickrahm stand im Erker, Wolle von verschiedenen Farben lag daneben, eine Laute hing am rosenfarbenen Band an der getäfelten Wand und Blumen, so schön wie sie der Herbst nur gab, begrüßten die neue Gebieterin. Die freundliche Dienerin machte sie mit Allem bekannt, öffnete Truhen und Schränke, wo alles zu ihrer Bekleidung Nothwendige vorräthig war und erzählte ihr, wie der Ritter schon vor Monden seine Muhme, die Dame von Boislami, des Großmeisters Schwester gebeten habe, für die Einrichtung eines jungen griechischen Mädchens, das den türkischen Prinzen hierher begleiten würde, zu sorgen. — Helene erkannte hierin von neuem die zarte Fürsorge Blanchefort's, der sie von jeher mit Auszeichnung behandelt hatte.

Selim kam nach kurzem Ritt bald wieder zurück. Die Last, die ihn seit seinem Eintritt in dies Schloß schwer auf dem Herzen gelegen hatte, war ihm abgenommen; denn er sah sich frei, und das Mittagmahl, welches er jetzt nach abendländischer Sitte nicht mehr allein, sondern in Gesellschaft

der Ritter, Achmed's und Helenens einnahm, mochte ihm wohl, wie auch der Wein von Languedoc, beſſer munden, als er es vorher gethan hätte.

Einige Wochen waren vergangen und Selim hatte ſich ſchon mehr an ſein einſames Leben gewöhnt. Die Jagd beſchäftigte ihn, auch an dem Fiſchfange nahm er gern Theil, und ſo wenig ihn ſonſt Muſik erfreute, hörte er doch zuweilen mit Wohlgefallen Helene auf der Laute ſpielen und griechiſche Lieder ſingen; weniger gefiel ihm der Geſang der Troubadours, welche die Neugierde, den unglücklichen Prinzen zu ſehen, aus der Provence hierher führte.

Auch aus Helenens Herzen war nun der kleine Groll verſchwunden, den ſie ſeit der Landung in St. Tropez in der Stille genährt hatte. Selim's freundliches, zuvorkommendes Benehmen, die ungeheuchelte Liebe, die er ihr zeigte, das ſanfte Betragen, das ſo ganz mit ſeinem ſonſt ſo ſtolzen, herriſchen im Gegenſatze war, mußte Helenens Herzen wohlthun, die jetzt mit jedem Tage ſchöner aufblühte. Der Umgang Blanchefort's, der Selim jetzt ſo lieb geworden war und der auch die Neigung des Prinzen ſattſam verdiente, hatte viel dazu beigetragen, daß er das rauhe Herriſche ablegte, was nicht in ſeinem von Natur ſanften Charakter lag; aber durch Gewohnheit und den ſklaviſchen Sinn ſeiner Umgebungen geweckt, hatte dieſer jedem aſiatiſchen Despoten ſo eigene Fehler Wurzel in ihm gefaßt. Bruder Gui ſah für ſeinen jungen Freund den Thron von Conſtantinopel ferner als je und glaubte daher, ihn zum guten franzöſiſchen Ritter umgeſtalten zu müſſen, während Rochechenard nach und nach den Verſuch wagte, den Moslem zu bekehren.

Im Ganzen lebten die Menſchen freundlich bei einander, ſelbſt Achmed hatte Wohlgefallen an Blanchefort und ſtritt ſich ſogar, ſeinen Glauben vertheidigend, zuweilen ohne Bitterkeit mit dem andern Ritter; am meiſten aber erfreute ihn der Umgang der Troubadours, die er ſo lange als möglich in Bourgneuf aufhielt und um derentwegen der alte Mann noch die Sprache des Landes lernte.

Helene war glücklich in dem Gedanken, ſie werde wahrhaft geliebt; das war ja der ganze Zweck ihres Lebens, und ſie glaubte ihn erreicht. Nur Ali ging brummend umher, der tolle Falbe, den er ſelbſt wartete, war das einzige lebende Weſen, dem er jetzt noch anzugehören ſchien, denn ſeitdem Selim ſeiner Vorſorge nicht mehr bedurfte, ſeitdem er nicht mehr, ein treuer Wächter, vor ſeiner Thüre lag, da hier von Verrath und Meuchelmord nichts zu fürchten war, langweilte ihn die Sache. Die Reiherbeize allein, wo er ſeinem Roſſe die Zügel ſchießen laſſen, ihm die Sporen in die Weichen drücken konnte, vergnügte ihn noch zuweilen. Wolf- und Bären-Jagd hatte er noch nicht kennen gelernt, aber dieſes Vergnügen ſollte ihm bald werden.

Die Jäger hatten einen Bären geſpürt und das Dickicht umſtellt, worin ſie ihn glaubten. Nach damaliger Weiſe mit Armbruſt und Bogen

und einem tüchtigen Jagdspieße bewaffnet, begab sich Selim, von den Rittern und einem stattlichen Gefolge, auch von Ali begleitet, hinaus, der sich jedoch weigerte, eine ungewohnte Waffe zu führen. Seinen Bogen und Köcher überhängend, sein Damascener Schwert an der Seite, folgte er, trotz aller Warnung dem Zuge. Die Ritter mit zwei handfesten Dienern verließen Selim nicht und stellten ihn auf dem Paß an, wo die Jäger glauben konnten, daß das Thier durchbrechen würde; Ali hingegen stellten sie absichtlich auf einer ganz entgegengesetzten Seite, um ihn keiner Gefahr auszusetzen. Als nun Alles geordnet war, gab man das Zeichen, daß die Jagd beginnen solle. Da erschallten die Hifthörner, die heulende Meute wurde losgelassen, die Jäger riefen sich den Jagdruf zu und die Treiber lärmten und tobten, mehr das Thier von sich abzuhalten, als es aufzuscheuchen; Hörnerschall, Hussaruf und Hundegebell schallte in tausendfachem Echo im Walde wieder.

Das nenn' ich doch Leben! — meinte Ali, als er, sich auf einen abgehauenen Baumstamm setzend, sein Frühstück hervorholte — Wenn man nur auf seinem Gaule sitzen und der Bestie nachjagen könnte, die ich mir, trotz der Beschreibung der Jäger, gar nicht so recht vorstellen kann. Aber die Jagd geht immer nach der andern Seite zu, brummte er endlich, da sein Frühstück verzehrt war und er sich zu langweilen anfing — und ich stehe hier wie ein Derwisch, der den ganzen Tag, sich zu kasteien, unbeweglich auf einem Punkte stehen bleibt. Das langweilt mich, und doch sehe ich rings um mich keine lebende Seele, die mich nach dem alten Schlosse zurückführen könnte.

Als er eben das dachte, erhob sich im Walde ein furchtbarer Lärm, die Hörner erschallten auf andere Weise wie vorhin, ein allgemeines Hussah ward gehört und das Hundegebell und die Jagd schien sich zu wenden, und zwar seitwärts, aber doch ihm näher zu kommen. Keine Gefahr scheuend, aber schlau und vorsichtig, wie alle Bergbewohner des Orients, sprang er auf, stellte sich hinter eine starke Eiche, die er schon lange wegen ihrer breiten, schattigen Aeste bewundert hatte, und wollte eben aus seinem Köcher einen Pfeil nehmen, als es vor ihm im Dickicht rauschte, ein Eber hervorbrach, und ehe der Ismaelit den Pfeil auflegen und den Bogen spannen konnte, an ihm vorbei und in ein anderes Dickicht schoß.

Hm! — brummte er vor sich hin — war das der Bär? — Seine Zähne fletschte er zwar, bekümmerte sich aber wenig um mich. — Horch! die Jagd kommt immer näher. Ach, Ihr armen Jäger! längst ist Euere Beute entwischt. Doch Vorsicht kann nie schaden, die Bestie könnte Gesellschaft lieben! Dies sagend, suchte er den spitzesten Pfeil aus, legte ihn auf die Senne, spannte und probirte den Bogen und blieb so erwartend stehen. Da rauschte es schon wieder in dem Gebüsch, — er sah auf und erblickte ein anderes Unthier langsam auf sich zukommen; er legte schnell den Pfeil auf die Senne, zielte, der Pfeil schwirrte durch die Luft und

streifte dem Bären den Hinterschenkel. Diesen, vor Schmerz wüthend, seinen Gegner jetzt erblickend, setzte sich auf die Hinterbeine, lief unter fürchterlichem Brummen schnell auf Ali zu, so daß dieser kaum Zeit hatte, seinen Bogen wegzuwerfen, seinen krummen Säbel zu ziehen und ihm entgegenzugehen. In dem Augenblicke, da ihn der Bär mit seinen Tatzen faßte, durchschnitt ihm zwar der Ismaelit rasch die Gurgel, stürzte aber, von dem Unthier umfaßt, mit ihm zugleich blutend nieder. Das Thier war getödtet, Ali lebte noch, hatte aber Mühe, sich von ihm los zu machen, so fest hatte sich die eine Tatze in seine Schulter eingedrückt. Die Wunden bluteten stark, und obgleich Sieger in diesem neuen Kampfe, konnte er sich kaum bis zu dem Eichstamme schleppen, wo er niedersank. Hier fanden ihn die Jäger, luden ihn mit dem Bären zugleich auf eine Trage und glaubten einen Ungläubigen verhöhnen zu müssen, obschon er so ritterlich seinen Feind bekämpft hatte.

Dieser Vorfall, wohl am meisten aber die rohe Weise, mit der die Jäger sein Unglück verspottet hatten, machten Ali den Aufenthalt in Bourgneuf nach unleidlicher, und sobald er geheilt war, bat er Selim um Erlaubniß, ihn für jetzt verlassen zu dürfen. Du bedarfst hier meiner nicht mehr, Herr! — sprach er — Du hast Diener hier in Menge, die nur den Ismaeliten verspotten, wenn er in Demuth Dir naht; was soll ich noch hier? — Gib mir das falbe Roß und laß mich ziehen, vielleicht bin ich Dir in Asien oder Stambul nützlicher. Dort kann ich umherschleichen wie der dunkle Marder und lauschen und spähen, hier kann ich nur zechen oder mich langweilen; dort kann ich meinen Scheik begrüßen und ihm berichten, wie ich und meine Brüder seine Befehle befolgt haben, hier kann ich nur von fern Dich sehen, denn die Franken umlagern Dich und Deine goldenen Ketten scheinen Dir zu gefallen.

Sklav! fuhr Selim auf.

Nennst Du mich einen treuen Sklaven, den mit Freuden seine Brust Deinem Dolche, sein Haupt Deinem Schwerte bietet, so hast Du Recht, Herr! Dein Sklav werd' ich ewig bleiben! Aber laß mich von hier ziehen, mein Gebieter, und gib mir ein freundliches Wort auf den Weg, daß ich daheim den Weibern meiner Brüder sagen kann: Sultan Selim gedenkt Ali's und seiner Brüder mit Huld, und wenn ich hier im Frankenlande je vergaß, daß ich ein armer Sklav bin und stumm gehorchen muß, so verzeih' es mir, Herr, und bedenke, daß Du auch hier das Gebieten vergessen hast.

Selim mußte über diese Worte, die ihn verwundend trafen, bitter lächeln, doch zürnte er dem Ismaeliten deshalb nicht, beschenkte ihn reichlich und ließ ihn am andern Morgen von dannen ziehen. Ein dienender Bruder begleitete ihn bis an's Meer.

Der Krokus blühte schon auf den Wiesen, welche die sanften Wellen des Torion bespülten; Maiblumen dufteten an dem grünenden Haselbusche

mit den Vöglein um die Wette, und Finke und Lerche schmetterten ihr Morgenlied; die Natur hatte sich von neuem mit ihrem grünen Gewande geschmückt, das die Frühlingssonne goldig verbrämte; bunte Blumen prangten auf ihrem jugendlichen Haupte und wanden sich zu ihren Füßen zum duftenden Teppich; Alles, Flur und Wald, Wiese und Garten erfreute sich der knospenden Hoffnung, nur Selim nicht, dem keine Botschaft, nicht freudige, nicht traurige, ihn zu erfreuen oder zu bekümmern, über das ferne Meer herüber kam. Pracht und Glanz umgaben ihn zwar immer mehr und mehr, kostbarer waren seine Diener gekleidet als vordem, reicher seine Tafel besetzt als sonst. Troubadours und Gaukler zogen scharenweise nach Bourgneuf, denn die Freigebigkeit des Ordens füllte Selim's Seckel, obgleich seine Hand reichliche Spenden austheilte; arabische Rosse wieherten in seinem Stalle und der Adel von Auvergne und Poitou versammelte sich oft in der Commende, den Sultan durch Tournier und Ringelrennen zu vergnügen. Aber trotz diesem Ueberflusse, der Selim keine Entschädigung für das Verlorene sein konnte, überfiel ihn oft eine düstere Schwermuth, besonders wenn er allein oder Achmed bei ihm war. Die Sehnsucht nach den Gefilden des Orients ward dann laut und schmerzvoll in ihm; der Blick auf seine jetzigen Verhältnisse erweckte einen bittern Unmuth und nur Helene vermochte es dann zuweilen, ihn zu erheitern. War er aber von früh bis an den Abend von Rittern und Troubadours umgeben, jagte er auf seinem Rosse hinter dem flüchtigen Hirsche, oder den edlen Falken auf der Hand, oder zechte er mit den Rittern und ließ sich von den Thaten des Ordens erzählen, wobei er oft in der Begeisterung vergaß, daß diese Thaten zum Verderben seiner Glaubensbrüder geschehen waren, dann lullte er die Erinnerungen ein und vergaß in Helenens Arm sein finsteres Geschick.

Blanchefort that alles Mögliche, ihn zu erheitern. Einer der Thürme war ein wenig schadhaft geworden; der Prinz, dem die Baukunst von jeher viel Vergnügen gemacht hatte, entwarf in Stunden der Langeweile einen Plan, ihn größer und schöner wieder aufzubauen und nach kurzer Zeit erhielten die Ritter von dem Großmeister die Erlaubniß und auch die nöthigen Summen, ihn ganz nach Angabe Selim's neu aufführen zu lassen. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sah man in Bourgneuf die Trümmer dieses Thurmes, merkwürdig wegen seiner sonderbaren Bauart und seiner Entstehung. Achmed, der die Verhältnisse des Ordens sehr wohl kannte, schüttelte bei dieser Freigebigkeit der sonst so kargen geldgierigen Ritter den Kopf und meinte, das Geld könne nicht aus ihrem Seckel kommen. Selim aber kümmerte dies wenig, er baute fort, und durch eine Menge Arbeiter und reichlichen Lohn sah er seinen Thurm bald beendet und nun begann er im Schlosse selbst ein morgenländisches Bad aufzuführen.

Aber eine unerwartete Begebenheit gab seiner Beschäftigung eine an-

dere Richtung und hätte leicht den Frieden und die Heiterkeit der Bewohner von Borgneuf stören können. Eines Abends ging Selim, wie er oft zu thun pflegte, nach der Wohnung Blanchefort's, die in einem andern Flügel lag, trat unerwartet ein und fand den Ordensbruder, ein junges Mädchen im Arme, sie liebkosend, dessen Gesicht der Muselmann nicht sehen konnte. Ueberrascht und glaubend, dem Freunde ungelegen zu kommen, wollte er sich wieder entfernen, doch Blanchefort bat ihn zu bleiben; das Mädchen wandte sich, ihn zu begrüßen und ihr Anblick bannte ihn mehr als Blanchefort's Bitte fest. Dies mochte dem Ritter nicht entgehen, denn er sagte dem Mädchen halb leise; Madelène verlaß uns! — Sie verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Setzt Euch, Prinz! bat der Ritter und leicht konnte man es ihm ansehen, daß er in aufgeregter Stimmung war. — Nicht wahr — hub er endlich an — Ihr seid verwundert, den Ordensmann mit einem jungen Mädchen im Arme überrascht zu haben?

Ich weiß ja, — erwiderte Selim — daß Ihr die Weiber liebt. Darum hat mich das weniger verwundert als der Anblick dieser Houris; denn eine Tochter des Paradieses muß sie sein, so schön ist sie!

Arme Helene! unterbrach ihn der Ritter.

Warum nennt Ihr Helene arm? — fuhr Selim fort. — Soll ich todt für Alles sein, weil Eines mich entzückte? Soll ich die Rose, die mir schon lange duftete, nicht mit einer frischen vertauschen können?

Das verbietet das Gesetz der Minne! — nahm Blanchefort lächelnd das Wort — Doch jetzt von etwas Anderem, Prinz! Ich versprach Euch in Rhodus, ein anderes Mal das Weitere von meiner Heiligen zu berichten.

Eurer Heiligen? fiel ihm Selim verwundert in die Rede.

Nun ja, von meiner Geliebten, die mich in Arras so schändlich verließ.

Ja so! — meinte der Prinz — Doch was kümmert die mich jetzt?

Setzt Euch nur, Herr, und hört mich ruhig an!

Selim setzte sich endlich, seine Gedanken waren aber bei der frischen Rose, nicht bei Blanchefort's Heiliger.

Ich war also, wie Ihr Euch erinnern werdet, — hub dieser an — ein Ritter von Rhodus geworden und keiner der schlechtesten; denn mich trieb die Verzweiflung hin wo es galt, zu siegen oder zu sterben, und so habe ich manchen harten Strauß mit den Galeeren Sultan Muhamed's, Eures Vaters, bestanden. Wahrscheinlich, meine Kampflust zu stillen, brachte mein Oheim es bei dem damaligen Großmeister dahin, daß ich in Auftrag des Ordens nach England schiffen sollte; ich mußte gehorchen, so unangenehm mir auch dieser Befehl war. Ich durchzog Frankreich, besuchte meinen Ohm hier in Bourgneuf, erhielt von ihm viel Geld und manche gute Lehre und zog ruhig Plessis la tour, wo der König residirte, vorüber immer dem Meere zu. Bald gelangte ich in Havre an, erfuhr dort, daß vor wenigen Tagen die heldenmüthige Margarethe von Anjou, des

schwachen Heinrich des Fünften Gemahlin, mit einer Flotte nach England gesegelt sei. Sogleich miethete ich ein Schiff und wenig an den Auftrag des Großmeisters, weniger noch an die weisen Lehren meines Ohms denkend, folgte ich, ein guter Franzose, der Königin nach Darmouth und statt zu dem Großprior zu gehen, schloß ich mich der Armee Warwick's an. Die Heere rückten unfern Lins einander gegenüber, König Eduard floh, Margarethe blieb ohne Kampf Siegerin.

Ein Theil des Heeres rückte nun vor die Burgen der Anhänger des Hauses York, ich folgte aus Uebermuth einem Kriegerhaufen, rückte mit diesen vor ein kleines auf einem steilen Felsen gelegenes Schloß und erfahre, daß es dem Niederländer Brakerfort gehöre, der Eduard's Partei ergriffen und dies Schloß zum Lohn erhalten habe. Diese Nachricht überraschte, aber begeistert mich; ich strenge alle Kräfte an, suche die Gemüther meiner Kampfgenossen mit gleichem Feuer zu beleben, aber für sie lebt ja da oben kein Nebenbuhler, wandelt keine Madelène Chaumont. — Da tritt mir tückisch vor die Erinnerung, daß er in jedem Kampfe mir gegenüber stets Sieger war; der Glaube, das Vertrauen fängt an in mir zu wanken, doch der Gedanke an Rache stählt von neuem meinen Muth. Es gelingt uns, Feuer in das Schloß zu werfen; hoch lodert die Flamme auf und greift schnell um sich, die Balken knarren und stürzen prasselnd zusammen, Wehklage dringt in unser Ohr, Parteiwuth stählt den Muth meiner Mitstreiter, Liebeswuth den meinen; so setzen wir die Leitern an, stürmen. Ich der erste auf der Mauer, springe herab, die von Lancaster folgen, und nach blutigem Streite sind wir Herren der rauchenden Veste.

Ich hatte während des Kampfes meinen Gegner aufgesucht, — fuhr er nach kurzem Schweigen fort, während dem er sich mochte das Schreckbild jenes Tages lebhaft vorgerufen haben — hatte ihn aber nirgend gefunden; endlich, nachdem wir keinen Widerstand mehr finden, die Waffen ruhen, die Wuth gekühlt ist, fällt mir der Gedanke an sie schwer auf's Herz, die Rache wandelt sich in Mitleid, ich suche unter den Trümmern und finde Brakerfort neben einem brennenden Schutthaufen mit zerschmetterten Beinen liegen.

Nicht Ihr, — ruft er bei meinem Anblicke — dieser brennende Balken schmetterte mich nieder, — Ihr habt mich noch nie besiegt! — Aber seht nur, welche herrliche Todesfackel Ihr Euerer Liebe angezündet habt! Die Glut Euerer Augen konnte Madelènens Herz nicht entzünden, doch mit dieser Glut habt Ihr ihr Herz wahrscheinlich zu Asche gebrannt! Geht hin, sucht sie, könnt Ihr sie finden, trete ich sie Euch ab. Dies sagend, verschied er.

Wie von einem Dämon verfolgt, und dennoch von Hoffnung begleitet, stürz' ich in die rauchenden Trümmer, winde mich, keine Gefahr achtend, durch die prasselnden Flammen, hoffe sie zu finden — und finde nur

halbverbrannte Körper, Todtengebeine und mit dem Tode ringende, wimmernde Gestalten, nur sie sind' nicht! — Aber mich treibt es dennoch immer tiefer in die zerstörte, brennende Burg; ich eile hin, wo die Flammen weniger verwüstet haben, wo sie erst jetzt noch ihre Opfer suchen und gierig verschlingen; mein Auge späht umher und, Herr! noch überläuft's mich eisig kalt, denke ich an jene Stunde — ich erblicke in einer Wiege, die zwei übereinander gestürzte Balken wie ein Schild schirmen, ein schlafendes Kind, von einem Engel beschützt, noch unversehrt, und neben der Wiege liegt eine mit dem Tode ringende, halbverbrannte Gestalt — auch sie war es nicht, die ich suchte — und ihre letzten Kräfte sammelnd, stöhnt sie: „Rettet das Kind, es ist des Ritter Brakersort's Tochter!" — Durch dieses Wort wie vom Blitze getroffen, blieb ich vor dem Kinde stehen. Sein, ihr Kind! rief ich. — „Ach, nehmt es nur, rettet es!" stöhnt die Sterbende. — Da ergreif' ich mit stählerner Faust das Schlafende; es erwacht, schrei't, weint, und ich stürze mit ihm durch Flammen und Trümmer. — Sie, die ich suchte, fand ich nicht, wohl aber ihr Ebenbild, Madelène Brakersort, die Ihr vorhin hier sahet.

Beim Propheten! — rief Selim — war die Mutter nur halb so schön wie die Tochter, so begreife ich nicht, wie Ihr auf dem Wege nach Calais habt umkehren und ruhig nach Arras zurückreiten können.

Das Kleinod hatte in fremder Hand seinen Werth für mich verloren! — erwiderte Blanchefort — Wo Liebe dem Herzen nicht entgegenkommt, da ist der Mann zu stolz, sie zu erttotzen, viel weniger sie zu erbetteln.

Ihr Christen seid doch sonderbare Menschen, deren Thun und Treiben ich nicht immer verstehe! — sagte Selim lächelnd — Seid doch sonst in Ergreifung der Mittel zu Euerem Zwecke nicht so sehr verlegen und besorgt, opfert oft Euerem Stolze selbst die Ehre, wenn es nur Vortheil bringt, doch in der Liebe, wie Ihr das Gemisch von Sinnlichkeit und Schwärmerei nennt, da wollt Ihr so zart sein wie Spinngewebe. Ich verstehe das nicht recht, fühle zwar, daß man so ganz von Herzen jemand lieben kann, aber ich wäre an Euerer Statt ihr nachgeeilt und hätte sie bis an's Weltende verfolgt, denn mein hätte sie werden müssen mit oder wider ihren Willen. Doch sagt mir, wo bleibt das schöne Mädchen, kommt es nicht bald wieder? Ich gestehe Euch, noch nie sah ich solch schöne Jungfrau, und daß ich viel der Schönen sah, werdet Ihr mir gewiß glauben. Ruft sie, geht, seid gefällig gegen mich.

Blanchefort bedachte sich einen Augenblick, dann ging er, Madelènen aufzusuchen.

Er hatte bei seiner Rückkehr aus England das gerettete Kind einer in Poitou an einen Edelmann verheiratheten Schwester zur Erziehung übergeben und sie seit vielen Jahren nicht gesehen, da ihn mancherlei Verrichtungen des Ordens von Frankreich entfernt hatten. Kaum in Bourgueuf

angekommen, erhielt er die traurige Nachricht, daß eine Schwester, die schon seit einigen Jahren Wittwe war, gestorben sei; ihm blieb also nichts übrig, als Madelène durch die Frau des Pachters der Ordens-Meierei abholen zu lassen und einstweilen unter ihre Aufsicht zu stellen. Blanchefort war erstaunt, als er Madelène wiedersah; das Kind war zur blühenden Jungfrau herangewachsen und stand, ganz das Ebenbild ihrer Mutter, in voller Schönheit vor ihm. Als ihn Selim überraschte, sah er sie zum ersten Mal wieder und die Erinnerung hatte einen Zauber über sie verbreitet, der ihm jene Stunden seliger Täuschung lebhaft zurückrief und ihn vermochte, das Weitere aus seinem Leben Selim mitzutheilen. Auch war ihm der Eindruck nicht entgangen, den das Mädchen auf den Prinzen gemacht; dies die Ursache, weshalb er sich entfernt hatte. Was ihn aber eigentlich bewog, sie wieder zurückzurufen, wußte er wohl in dem Augenblicke selbst nicht, Gefälligkeit gegen den Freund konnte es nur sein, aber diese Gefälligkeit konnte er auch theuer bezahlen müssen. Rasch, wie Bruder Gui in Allem handelte, handelte er jedoch auch hier, und bald trat er mit Madelène wieder ein. Schon seitdem die Kunde bis zu ihr gedrungen war, daß der Bruder des Sultans Bajazet sich in Bourgneuf aufhielt, weckte die Neugier den Wunsch in ihr, ihn zu sehen, und als sie ihn sah, gefiel ihr der kräftige Jüngling mit seinen Flammenaugen, gefiel ihr der Prinz nicht übel, und Blanchefort fand sie jetzt nur zu bereit, ihm zu folgen.

Mit Ungeduld hatte Selim die Rückkehr seines Freundes erwartet; er fühlte wohl zum ersten Mal in seinem Leben eine sonderbare Beklemmung, dachte er an das schöne Mädchen, das mit gesenktem Blicke jetzt eintrat und so in den Augen des Prinzen wohl noch reizender erschien. Beide standen sich einander sprachlos gegenüber, endlich brach Selim das Schweigen, da der muntere Blanchefort, sich an der Verlegenheit Beider ergötzend, das Gespräch nicht einleiten wollte.

Sonne des Morgens, herrlichste Blume aus dem Paradiese Mahomed's, sei mir gegrüßt! — redete er das Mädchen an, das von dieser sonderbaren Anrede nur noch verlegener wurde und sich zitternd verbeugte. — Schlag' Deine Augen auf, liebliche Gazelle, daß mir Deine strahlenden Sterne leuchten wie der Abendstern dem irren Wanderer in der Wüste. Zittere nicht wie das Blatt der duftenden Rose, das ein kühner Westwind umweht, fürchte nichts! — Sieh! ich selbst bin so befangen, daß ich nicht Worte finde zu dem, was ich Dir sagen möchte.

Heure! — stammelte Madelène — seid mir willkommen im Lande der Christen, seid mir vom Herzen willkommen!

Ich danke Dir, daß Dein Rosenmund mir so Freundliches sagt, — nahm Selim wieder das Wort — aber mit diesem Worte trat auch wieder ein langes Schweigen ein, während dem die Jungfrau einige Mal schüch-

tern die Augen aufzuschlagen wagte, doch da sie Selim's flammenden Blick traf, sie schnell wieder senkte.

Blanchefort hatte Mitleiden mit ihrer Verlegenheit. Die gute Marion wird auf Dich warten, Kind! — sprach er — Es ist Zeit, daß Du wieder nach dem Meierhofe zurückgehst.

Rasch neigte sich Madelène, ihr Auge ruhte dabei länger auf Selim als vorher — und: Lebt wohl, Herr, — lebt wohl, mein guter Ohm! sagend — ging sie langsam der Thüre zu, wandte sich hier noch einmal und verließ dann das Gemach.

Das ist unfreundlich von Euch, Ritter Blanchefort, — sagte jetzt der Prinz, als die Thüre sich hinter Madelènen schloß — unfreundlich, daß Ihr mir das schöne Mädchen kaum gezeigt, schon wieder wegschickt. Erinnert Euch der vergangenen Tage Euerer Liebe und seid nicht so mißgünstig, mir meine Freude so schnell zu rauben.

Eben weil ich mich der Vergangenheit und des schwachen menschlichen Herzens erinnere, — erwiderte Blanchefort — dünkt es mir Pflicht zu sein. — Ihr erinnert mich an die Vergangenheit, Herr! ich Euch an Helene. — Bei diesen Worten entfernte er sich und überließ Selim dem Nachdenken.

Madelène hatte auf Bourgneuf eine große Veränderung bewirkt. Selim, der sich bisher in sein Geschick so ziemlich mit Ergebung gefunden hatte, denn sein fröhliches Gemüth ließ ihn in heiterer Gesellschaft sein Schicksal leicht vergessen, war tiefsinnig, der heitere, ewig muntere Blanchefort nachdenkend, der gelassene ruhige Achmed unruhig geworden und Helene, in Selim's Liebe sich sonst die Glücklichste fühlend, saß schwermüthig am Stickrahm und weinte. Nur der ernste bedächtige Rochechenard war lebendiger und aufgeregter als sonst, auf ihn schien Madelène eine ganz entgegengesetzte Wirkung zu machen, und wer ihn kannte, konnte leicht sehen, daß etwas seinen Geist lebhaft beschäftigte.

Selim hatte in den folgenden Tagen die Meierei öfterer besucht als während der ganzen Zeit, daß er in Bourgneuf war; zuweilen hatte er Madelènen dort am Fenster gesehen, nie aber gesprochen; auch mußte er oft den Meierhof verlassen, ohne daß ihm auch nur dies Glück geworden wäre und Bruder Gui schien nicht wieder wie in den ersten Tagen willfährig zu sein, sein Verlangen zu stillen, die schöne Madelène zu sehen. Helenen war die Veränderung in Selim's Herzen nicht entgangen, sein kälteres Betragen mußte es ihr zeigen. Er war zwar freundlich, selbst herzlich gegen sie, aber die Gluth der Leidenschaft, die sich sonst so lebhaft, oft wild in ihm aussprach, schien im Verlöschen zu sein und fast mußte sie glauben, sie solle schon jetzt nicht mehr im Arme der Liebe, nur an Freundes Brust ruhen. Achmed glaubte den Plan, den man auf Madelènen stützte, zu durchschauen und mochte sich auch nicht irren. Gegen alle Pfeile des Schicksals war er gepanzert, nur nicht gegen einen, und daß ihn dieser

wessen könne, fürchtete er jetzt. Blanchefort, der in Madelène immer noch seine ungetreue Heilige, der das Mädchen wie seine Tochter liebte, fürchtete für sie, da er glaubte, der Mutter leidenschaftliches Gemüth sei auch ihr zum Erbtheil geworden; doch dauerte ihn Selim, und was konnte er für ihn thun? — Es wogten mancherlei Gedanken wie Schattenbilder in ihm, die sich noch nicht zu einem klaren Bilde gestalten wollten, bis Rochechenard sie ordnen half.

Was willst Du mit dem verwais'ten Mädchen machen? — fragte er eines Tages Blanchefort, als sie traulich bei dem Becher zusammen saßen — Ohne Geld und Gut, denn Du kannst ihr nur wenig hinterlassen, da Du Deine Habe dem Orden vermacht hast, ohne Vater und Mutter, einem unbekannten fremden Geschlechte entsprossen, was kann das zukünftige Schicksal des Mädchens sein? — Höchstens reicht sie einem armen Edelmanne, oder im glücklichsten Falle einem trockenen Parlamentsrath die Hand, oder gar, ohne weibliche Aufsicht, wird ihre Schönheit zum Grab ihrer Tugend. Deshalb höre auf meinen Rath. Der Türke liebt das Mädchen, wie es scheint, als ein echter Muselmann, das heißt, er begehrt sie und Du thust wohl, daß Du sie seinem Blicke entziehst. Aber die Leidenschaft der Liebe soll sich bei den Morgenländern, wenn sie Widerstand findet, und den ist wohl der Sohn Muhamed's nicht gewohnt, bis zum Wahnsinn steigern. Deshalb glaub' und hoffe ich, Selim wird Alles thun, zu Madelènens Besitz zu gelangen. Gib sie ihm zum Weibe!

Dem Muselmann? fuhr Blanchefort überrascht auf.

Dem Muselmann nicht, dafür bewahre mich St. Johann und die heilige Mutter! Das Mädchen muß ihn zum Proselyten machen. Ihr wird ein glänzendes Loos und würde es gegen menschliche Erwartung auch ein trauriges, so hätte sie sich den Himmel durch seine Bekehrung verdient und so immer dabei gewonnen.

In Blanchefort hatten sich bei diesen Worten die Schattenbilder schnell zu einem klaren Bilde geformt. Dunkel hatte ihm schon dieser nemliche Gedanke vorgeschwebt, nur hatte sich immer Helene, die unglückliche Helene ihm entgegengestellt, so daß er ihn nicht fassen, nicht ausbilden wollte; aber Rochechenard kam ihm zur Hilfe. Die Liebe zu dem Kinde, ein versöhnender Gedanke an die unter den Trümmern des alten Schlosses Begrabene erhellte noch mehr die schnell sich licht ausgemalte Zukunft; der Gedanke, den er Rochechenard beimaß, obgleich es auch der seinige war, schien ihm ein glücklicher zu sein und so wenig er sonst ein eifriger Glaubensbruder war, mußte doch die Religion ihm jetzt zum Mantel dienen, Manches, das hierbei sein redliches Gemüth nicht aussprach, zu bedecken.

Nicht ohne Kampf mit sich selbst, faßte endlich Blanchefort den Entschluß, seiner geliebten Madelène ein Schimmerglück zu bereiten, dem sie mit Freuden entgegen zu gehen schien. Die Gewißheit, daß der Orden Selim nie zu dem gewagten Unternehmen, den Thron der Osmanen zu

erobern, unterſtützen und daß die Fürſten der Chriſtenheit, die den Untergang Conſtantinopels mit gleichgiltigen Augen angeſehen hatten, ſich nicht vereinigen und ihre zerſplitterten Kräfte für ſeinen Freund anſtrengen würden, überzeugten ihn, daß für Selim jene Hoffnung verſchwunden ſei. Er wollte daher eine andere glückliche Zukunft für ihn bilden; er ſollte Chriſt werden. Mit dem, was ihm der Orden unter jetzigen Verhältniſſen geben konnte und würde, glaubte er ihn in Stand geſetzt, fürſtlich leben zu können, und was fehlte ihm dann noch zu ſeinem Glücke als ein Weib, das er liebte, ein Schloß, auf dem er gebieten konnte, und Vaſallen, die ſeinen Befehlen gehorchten? Alles dies glaubte er ihm verſchaffen zu können. Wenn der Vertriebene ein Chriſt wurde, ſich in Frankreich anſiedelte und ſomit für immer dem Throne entſagte, zahlte Bajazet Geld in Fülle und ein ſchönes Weib führte er ihm ja in ſeiner geliebten Madelène zu, die er dann in Glanz und Hoheit erblicke. Der armen Helene, dieſes treuen Herzens gedachte der Leichtſinnige dabei nicht, und verflocht ſie ſich auch zuweilen in ſeine Gedanken, ſo unterdrückte er ſein Gewiſſen, indem er meinte, es ſei ja zu ihrem Seelenheil, ſie aus dieſen ſtrafbaren Verhältniſſen zu reißen.

Beide Ritter entwarfen nun gemeinſchaftlich einen Plan. Madelène ſollte für den Augenblick entfernt und ſo den Blicken Selim's gänzlich entzogen werden, und während er in Sehnſucht nach ihr ſchmachtete, wollte man ihm das Chriſtenthum und das Band der Ehe als den einzigen Weg zeigen, zu ihrem Beſitze zu gelangen; ſelbſt bei Helenen wollten ſie es verſuchen, ſie für ihren Plan zu gewinnen. Aber was ſie ſo leicht beſchloſſen, war nicht ſo ſchnell ausgeführt und ſie fanden manches mächtige Hinderniß. Zuerſt ſcheiterte ihr Plan an Selim ſelbſt. Sie hatten das Herz und die Liebe des Muſelmannes nach europäiſcher Weiſe, mithin falſch beurtheilt, denn als er trotz allen ſeinen Bitten Madelène nicht mehr ſehen konnte, wurde er anfangs heftig, ſein Unmuth brach in Zorn aus und da ihm auch dies nichts half, beruhigte er ſich bald und ſchmollte eine Zeit lang mit Blanchefort, vergaß endlich die reizende Roſe aus Muhamed's Paradies, da ſie nicht mehr vor ſeinen Augen blühend ſich entfaltete und hörte wenig auf die frommen Ermahnungen Rochefenard's. Da ſah Blanchefort wohl ein, daß er auf dieſem Wege nicht zum Ziele gelange. Madelène wurde zu ihrer großen Freude wieder auf den Meierhof zurückgeführt und betrat ſelbſt einige Mal das Schloß, wo ſie Selim ſah. Schnell war bei ihrem Anblicke ſeine Leidenſchaft von neuem wach und mit jedem Augenblicke, daß er ſie ſah, loderte ſie glühender auf.

Auch Helenens Herz wurde auf andere Weiſe beſtürmt. Obgleich ſie der griechiſchen Kirche angehörte, glaubten die Ritter doch, daß die fromme Schweſter Agathe aus dem Carmeliter-Kloſter von Pont-Torion, in ganz Auvergne im Ruf der Heiligkeit ſtehend, nicht vergebens auf das Herz der Sünderin wirken würde. Sie wurde deshalb herbeſchieden und rat, von

Allem wohlunterrichtet, unvermuthet bei Helenen ein, die sie, noch Madelänens Rückkehr von neuem schmerzlich verwundet, in Thränen fand. Das ehrwürdige Ansehen der Klosterfrau, der sanfte Ton ihrer Stimme, ihre milden Worte, in denen nur zarte Theilnahme sich aussprach, die Innigkeit ihrer Rede, die frei von jedem bittern Vorwurfe ihr nur mit Schonung den Abgrund zeigte, in den sie sich gestürzt, die Begeisterung, mit der sie dem liebenden Mädchen die frohe Aussicht zeigte, durch Selim's Bekehrung seine Seele vom ewigen Verderben zu retten und sich den Segen ihres Vaters und die Verzeihung des Himmels zu verdienen, verfehlten auf das blutende Herz der Weinenden ihre Wirkung nicht; sie hörte die Klosterfrau mit Theilnahme und Ruhe an, dankte ihr für ihre Güte, gestand ihr aber offen, daß sie nicht Kraft und Muth genug habe, Selim zu entsagen.

Sein Herz ist ja das Einzige, was ich auf der Welt besitze! — sprach sie — Vater, Mutter und Heimat habe ich dafür hingegeben, was bleibt mir, wenn ich auch dies opfere?

Der Himmel wird der reuigen Sünderin geöffnet! — sprach Schwester Agathe — Was Du hier opferst, findet dort reichlichen Lohn.

Helene sank der Klosterfrau in die Arme, preßte sie heftig an ihre Brust, weinte bitterlich, aber versprach nichts.

Doch wo wäre die Klosterfrau, die, einen heiligen Zweck vor Augen, ihren Weg nicht mit festem Schritte verfolgte? — Auch Schwester Agathe fand sich bald wieder auf Bourgneuf ein und Helene schien jetzt geneigter, das Herz ihren Ermahnungen zu öffnen. Mit jedem Tage hatte sich die Griechin mehr überzeugt, daß Madelänens frisches jugendliches Bild das ihrige in Selim's Herzen verdränge, und dies fühlend, sah sie den Abgrund vor sich geöffnet, von dem die fromme Schwester gesprochen hatte; zwar ward ihr der Kampf schwer, bitter der Gedanke, ihm entsagen zu wollen, doch die Klosterfrau gewann immer mehr Gewalt über sie und nach einiger Zeit versprach Helene endlich, in dieser Hinsicht, so viel sie könne, auf Selim zu wirken.

Dieser, durch Achmed aufmerksam gemacht, durchschaute zwar den Plan der Verblindeten, doch war seine Leidenschaft zu heftig, seine Sinne waren zu lebhaft aufgeregt, um nicht in dem Vorsatze, seinem Glauben treu zu bleiben, wankend zu werden. Er hatte schon, als er noch in Asien herrschte, den Haß gegen die Christen abgelegt und die Ritter von Rhodus immer geschützt; ihm war der Gedanke, zu der Religion der Liebe und Milde überzutreten, kein schrecklicher, aber doch stiegen manche Zweifel in ihm auf, ob er recht thue und die Gewißheit, mit dem Uebertritte zum Christenthume sich auf ewig die Pforten Konstantinopels zu verschließen, hielt ihn immer noch ab. Zwar war die Hoffnung, dies Ziel zu erlangen, jetzt in ihm fast erloschen; im Herzen Frankreichs, von allen Nachrichten aus dem Orient abgeschnitten, woraus sollte er sie in seiner Einsamkeit auf Bourgneuf schöpfen? Hier blieb ihm von der Welt nichts als sein

alter Lehrer, deſſen Wirkkreis eben ſo beengt war wie der ſeinige, ein zweideutiger Freund und eine Thörin, die ihm aus Liebe in's Elend gefolgt, faſt läſtig zu werden begann.

Selim ſtrahlte zwar in dieſer einſamen Nacht ein tröſtender Stern, von deſſen Licht er wähnte, daß es ſein düſteres Leben ganz erhellen könne. Madelène war dieſer Stern, und ſie ſchien auch bereitwillig zu ſein, ihm das Leben ganz verſüßen zu wollen, wenn die ſtrenge Kloſterfrau nur nicht mit ihren ernſten Ermahnungen den Ausbruch ihrer Glut gedämpft und Blanchefort ihr die Flügel nicht zu feſt gebunden hätte. Dadurch ſcheiterte jeder Verſuch Selim's, ſie allein zu ſehen, und die Glut ſeiner Empfindungen ihr mitzutheilen. Madelènens Auge allein konnte ihr liebendes Herz zuweilen verrathen.

Herr! — ſagte in dieſer Zeit Achmed zu ihm — des großen Muhamed's Sohn hat Alles verloren, er lebt von der Gnade ſeiner Feinde und kann nicht mehr über den elendeſten Sklaven gebieten. Aber zwei Dinge konnte ihm das Schickſal nicht rauben — nicht ſeinen Glauben, nicht ſeinen Muth! Bewahre beide, denn ohne ſie würdeſt Du zum Bettler, dem nicht einmal mehr die Achtung ſeiner ſelbſt blieb. Sieh' mich nicht ſo zornig an, Herr; ich ſtehe ja überdies am Scheidewege neben Dir, denn eines Chriſten Freund bin ich nie, eines Chriſten Diener werde ich nimmermehr ſein; mit dem Tage, da Du Deinen Glauben abſchwörſt, verlaſſe ich Dich mit blutendem Herzen, gehe zurück nach Stambul und reiche meinen Hals willig der ſeidenen Schnur. — — Ich werde dann in's Paradies der Gläubigen eingehen, — fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er ſeinen Herrn nicht ohne Rührung vor ſich ſtehen ſah — werde Dich dort ſuchen und nicht finden, und ſo wirſt Du Deinem alten Lehrer die Freuden des Paradieſes verbittern! Sieh, Herr, — ſprach er, da ſich eben die Thüre öffnete und Helene eintrat — da kommt auch eine Unglückliche, deren Paradies Du zerſtörſt, eine Thörige, die auch der Treue Deines Hetzens vertraute wie ich Deiner Treue an den Propheten. Tritt näher, Unglückliche! — ſprach er, Helenens Hand erfaſſend — Weine nicht, wir theilen gleiches Loos, beide hatten wir ein Recht an ſeinem Herzen, das nun für uns verloren iſt. Wir gehen zurück in unſere Heimat, Beiden bietet ſie zwar wenig, aber doch ein Grab.

Selim, — nahm jetzt Helene das Wort, zog ihre Hand aus der Hand Achmed's, legte ſie auf die Schulter des Geliebten und ihr thränenfeuchtes Auge ſah wehmüthig an ihm auf — Selim! ich komme, Dir ein Glück zu verkünden —

Mir ein Glück?! — fuhr Selim wie aus einem Traume erwachend auf — Mir bringſt Du ein Glück?

Ich kann es Dir freilich nicht bringen, nur verkünden kann ich es, fuhr ſie fort — Du liebſt Madelène?

Wozu dieſe Frage? und von Dir?

Du liebst Madelène und ich kann Dir verkünden, daß sie die Deine werden kann, werden will! — Nein, nein! rief sie plötzlich und sank in seine Arme — nein, ich kann nicht, großer Gott! mir bricht ja das Herz. — Du sollst das Mädchen besitzen — doch Deinen Glauben verleugnen! — fuhr sie immer leidenschaftlicher fort — Entsag' ihm nicht! Fest steht der Glaube in des Menschen Brust, schwankend die Liebe in des Weibes Herzen. Er begleitet Dich tröstend bis an's Grab und bettet Dich sanft, wenn sie längst schon mit den Blüthen des Frühlings auf den Strahlen der Mai-Sonne Dir entflohen ist. — — Unten im Garten wartet Madelène auf Dich — geh' nicht hinunter, bat sie und klammerte sich an ihn, da er sich von ihr loszureißen suchte — geh' nicht! — sie ist eine bunte Schlange, sie umstrickt — ihr Gift tödtet Dich — tödtet mich!

Aber Selim achtete nicht ihrer Bitte, er drängte sie von sich, eilte hinaus und zermalmt sank sie in Achmed's Arme.

Unglückliche! — sagte der Alte, da er die Bebende auf das Polster legte — Du warnst ihn vor dem Abgrunde und stürztest Dich selbst hinein!

Während dies oben vorging, hatte Madelène in einer an einem alten Gemäuer sich rankenden Jasmin-Laube unten im Garten die Ankunft Selim's mit klopfendem Herzen erwartet. Sie war mit Blanchefort's Erlaubniß hier, der sie, ohne daß sie es wußte, aus der Ferne beobachtete. Er wünschte die Entscheidung herbeigeführt und deshalb gab er ihr Gelegenheit, unverhohlen Selim ihr Herz zu öffnen. Jedoch war sie unterrichtet, ihm nur mit ihrer Hand am Altare Herz und Liebe zusagen zu dürfen, nur wenn er ein Christ würde, sein Weib zu werden.

Es dünkte Madelène lange, ehe der Geliebte erschien. Der harrenden Liebe schleicht die Zeit mit Schneckenträgheit, der glücklichen eilt sie mit Gedankenschnelle dahin. Endlich sah sie ihn aus dem Thurme auf sich zukommen, ihr Herz klopfte, sie fühlte zum ersten Mal Angst und Wonne in einer Empfindung vereint und eine wohlthuende und doch so beängstigende Wärme durchschauerte sie. — Madelène! — rief Selim schon aus der Ferne ihr entgegen und sein Flammenauge sah spähend umher, ob sie auch allein sei — Madelène! rief er noch ein Mal, schloß die Ueberraschte in seine Arme und preßte glühende Küsse auf ihre brennenden Lippen.

Laßt mich, Herr! — bat das Mädchen, seine Kräfte sammelnd — seid nicht so stürmisch und ehrt in mir die Jungfrau, deren Lippen Ihr entweiht habt. Laßt mich, oder ich fliehe!

Ich soll Dich lassen?! — rief Selim mit stürmischer Heftigkeit — Du bist mein, ewig mein!

Dein Weib will ich werden, — unterbrach ihn Madelène, und die Glut ihres liebenden Herzens lag offen in Blick und Ton — Dein treues Weib will ich werden, aber laß mich, Ungestümer! — — Sie wand sich bei diesen Worten aus seinen Armen und stand mit jenem unaussprechlichen

Zauber vor ihm, den der erste Kuß der Liebe um das erglühte Antlitz der Jungfrau breitet.

Herr! — sprach sie dann — mein Mund hat meines Herzens Geheimniß verrathen. Ja ich liebe Euch — Ihr seid mir oft träumend und wachend erschienen und ich sah Euch oft schon mit mir am Traualtare stehen — dort darf ich aber vor dem frommen Priester nur an der Hand des Christen treten.

Was Priester, was Altar! — rief Selim! sie von Neuem umfassend wollend — was bedarf es ihrer, um glücklich zu sein? Was kümmert sich Liebe um den Glauben? Werde die meine und werde glücklich!

Nie, so lange Ihr nicht Christ seid! — sagte das Mädchen zurücktretend, und statt des glühenden, hingebenden Blickes sah sie ernst auf Selim — Ich bin ein frommes Mädchen, keine Sünde lastet auf meinem Gewissen und so will ich bleiben. Eher stürzte ich mich von den Zinnen des Thurmes herab, als daß ich Euch erlaubte, noch einmal mich so sündhaft zu umarmen wie vorhin. Nur als Euer ehelich Weib bin ich die Eurige.

Ist wohl in der Welt ein Preis zu hoch für diese Rose? — unterbrach sie Selim und sein Auge blickte glühend auf die liebliche Gestalt des ernsten Mädchens — Nein! was kümmert mich Mahomed's verheißenes Paradies, was kümmern mich seine Houri? Hier ist die schönste der Himmelstöchter, in ihren Armen das schönste Paradies des Himmels! und hier nimm meine Hand, Blume des Ebens, ich führe Dich als Christ zum Altare! — Als Madelène die dargereichte Hand ergriff, zog er sie zu sich, noch einmal ruhte die Jungfrau, Trotz ihrem Schwure, in seinen Armen und duldete willig seine Küsse.

Doch kurz war der Sinnenrausch, denn ein lustiges Lied trällernd, störte Blanchefort ihren Wonnetraum. Madelène entwand sich beschämt den Armen des Geliebten und verbarg sich hinter den dichten Ranken des Jasmins, während Selim unmuthig dem Singenden entgegen ging. Kommt, Herr! — rief ihm dieser zu, der Rosshändler steht mit vier schnaubenden Hengsten im Schlosshofe und wartet schon lange auf Euch; kommt, Herr!

Obgleich Selim sich sträubte, zu folgen, mußte er doch den Garten verlassen.

Madelène hatte sich indessen auf die Rasenbank in der Laube gesetzt und dachte, trunken von Liebe, sich jedes seiner Worte zurückrufend, an ihn. Aber bald wurde ihr wonneglühendes Auge ernster. Sie brach wie gedankenlos Blüthen des Jasmin, aber statt sie zum Kranze zu winden, zerpflückte sie die Duftenden und streute sie in ihren Schooß. Also wär ich wirklich am Ziele meiner heißesten Wünsche? — sprach sie bekommen — Also hätte wirklich die heilige Mutter mein Gebet erhört und er würde mein! Warum kann ich mich denn nicht so recht bei diesem Gedanken freuen! — sagte sie dann, die zerpflückten Blüthen unmuthig auf die Erde

streuend — Drückt mich denn eine Schuld, war es denn Sünde, daß ich so willig seine Küsse duldete? — oder fürchte ich seinen Ungestüm? — Nein, nein, seine Küsse brennen noch, seinen Ungestüm fürchte ich nicht, ich fürchte — bei diesen Worten raschelte es in den Zweigen der Laube, sie hob das gesenkte Haupt und sprang laut schreiend von ihrem Sitze, denn in dem Eingange der Laube stand ein alter Mönch, der mit finsterem, stechendem Blicke sie anstarrte, dann die knöcherne Hand hob und, ohne ein Wort zu reden, ihr winkte, sich zu nähern.

Madelène, wahrscheinlich durch den überraschenden Anblick erschrocken, folgte nicht sogleich dem Zeichen des Mönches und blickte bebend ihn an, der noch einmal mit drohendem Blicke ihr winkte; aber ihr Fuß war wie gebannt, sie konnte nicht von der Stelle, da trat er auf sie zu, die Rechte auf seiner Brust ruhend, streckte er die Linke wie zum Segen nach ihr aus, die demuthvoll ihr Haupt beugte, den Segen zu empfangen. Er aber hob mit der Linken das gesenkte Haupt, ein Blick voll Mitleid traf die Zitternde, ein Blick, dessen Milde sich jedoch schnell in Wildheit verwandelte. Sie erschrak, wollte fliehen, der Mönch aber faßte sie mit kräftiger Faust und einen Dolch unter dem Gewande hervorziehend, durchbohrte er Madelène.

Er hatte gut getroffen, die Rose des Edens war geknickt, der Tod hatte seine schönste Beute erfaßt, um sie nie mehr zu lassen. In dem Augenblicke, in dem sich das jungfräuliche Herz zum ersten Mal der Liebe hingab, hatte der Tod das wonneerglühte zerdrückt. Der erste selige Augenblick war auch ihr letzter! —

Herr! — sprach Achmed in das Zimmer tretend, in welchem Selim nur von seinem nahen Glücke träumend auf dem Polster lag — Herr! Allah hat Großes gethan, zolle Dank ihm und dem Propheten!

Was soll mir Allah und der Prophet? fuhr Selim ungeduldig auf.

Willst Du ihnen nicht danken, so wende Dich an den Gott der Christen, der Dich nicht zum Opfer wollte und sich ein anderes erkor.

Ich verstehe Dich nicht, Achmed! sprach Selim gespannt.

Ich glaub' es wohl, Herr! — Doch willst Du mich verstehen, so geh' in Deines Blanchefort's Gemach, dort wirst Du die Christenbraut finden.

Madelène? fragte Selim immer gespannter.

Sie wirst Du finden, eine Leiche! sagte Achmed kalt, während Selim zur Thür hinaus nach Blanchefort's Gemach stürzte.

Da lag sie, die er erst vor wenig Augenblicken von Schönheit umstrahlt an sein Herz gedrückt hatte, bleich und leblos; neben ihrem Lager kniete Helene und küßte die kalte erstarrte Hand, und zu ihren Füßen stand mit verschränkten Armen Blanchefort und blickte starr auf die Todte, als ob sein Blick sie wieder in's Leben rufen könnte. Selim aber stürzte, alles

dies nicht beachtend, auf sie zu, umfing die Todte, drückte sie an seine Brust und ihre bleichen Lippen küssend, fuhr er schaudernd zurück.

Todt! — rief er — kalt, gebrochen der Strahl meiner Sterne — Wirklich todt? — Wer wagte es — Blanchefort, wer wagte es, Hand an diese Tochter des Himmels zu legen? — Du schweigst? — Was helfen mir Deine Thränen? Was hilft mir Dein stummer Schmerz? Den Mörder will ich wissen, das Richteramt üben, daß das Blut nicht ungerochen aus diesem Busen tropfe. Redet, sprecht, Ihr, die Ihr hier kniet und weinet, Euer stummer Schmerz bringt mich zur Verzweiflung.

Aber Blanchefort schwieg, sein Schmerz hatte nicht Worte. Helene blickte unverwandt auf die Todte und sprach kein tröstendes Wort. Da öffnete sich die Thür und die fromme Klosterfrau von Pont-Torion trat ein.

Gelobt sei Gott! — sprach sie — gesegnet, die an ihn glauben.

Dies sagend trat sie zu der Todten, über deren kalter Stirn sie das heilige Zeichen des Kreuzes schlug, und ihr Auge ruhte ruhig auf den schönen bleichen Zügen des Mädchens.

Weinet nicht! — wendete sie sich jetzt zu den Umstehenden — Gott hat Macht über Geist und Leib; er sähet den Samen aus, daß die Blumen erblühen und bricht sie nach seiner Weisheit zum Kranze für die Ewigkeit. Was der Herr thut, ist wohlgethan!

Weib! — rief Selim — schlägt denn kein Herz in Deiner Brust, daß Du kälter noch als diese Todte hier stehen und eisige Worte statt Worte des Trostes uns zuraunen kannst?

Schwester Agathe warf einen strengen Blick auf den Sprecher, dann sagte sie ihm: Gott wollte nicht, daß sie die Eure werden sollte, darum führte er die Jungfrau heim in das Land des Friedens, nicht zum Altar. Er wollte Euch zeigen, daß Ihr noch unwürdig seid, ein frommes christliches Herz das Eure zu nennen. Darum gehet in Euch! Bei dem Todtenlager dieser Gemordeten, bei dem bleichen Engelantlitze dieses frommen Kindes fordere ich Euch auf, das zu halten, was Ihr der Lebenden in der Stunde ihres Todes verspracht; fordere ich Euch auf, Euren falschen Propheten abzuschwören und ein Christ zu werden.

Wahnsinnige! — unterbrach Selim die salbungsvolle Rede der Klosterfrau — kannst Du so kalt bei dem Anblicke dieser Todten stehen? Wie glaubst Du mein Herz durch Deine irren Worte erwärmen zu können? Sie war der Preis, für den ich den Glauben meiner Väter abschwören wollte. Euer Gott hat sie zu sich genommen, ich bin meines Versprechens entbunden, wir sind quitt!

Frevle nicht, Ungläubiger! — drohte die Klosterfrau — Gott ist allmächtig!

Ist er allmächtig, so laß ihn die Todte zum Leben wecken, laß ihn die Geknickte wieder aufblühen zu neuer Schönheit, die bleichen Wangen sich

wieder röthen und die Wunde der Brust sich schließen, dann will ich, so lange ich lebe, den Gott der Christen anbeten und von den Minarets seine Allmacht verkünden lassen!

Fasset Euch, Herr! — unterbrach ihn Blanchefort, von seinem dumpfen Schmerz sich losreißend — Störet nicht den Schlummer der Entschlafenen durch Eure heftigen gotteslästernden Worte.

Ach, könnte ich ihren Schlummer stören, ich wollte aufschreien, daß die Gräber erbeben und sich öffnen sollten, ich wollte aufschreien, daß selbst der Tod erzittern und seine Beute fahren lassen sollte. Aber er hält sie fest, — sprach er, das bleiche Antlitz der Todten wehmüthig anblickend — er hört nicht auf meine Stimme, auch Du, Unglückliche, hörst nicht auf meinen Schmerzenruf! Dein Auge bleibt geschlossen, Deine Lippen bleich und kalt, die mir so feurig glühten.

Ritter Blanchefort! — sagte er dann, sich von der Todten abwendend — Nicht wahr, Ihr senkt sie noch nicht in die Erde, ich kann sie noch einmal sehen?

Der Ritter bejahte es, da wandte sich sein Auge wieder nach der Entschlafenen und schaute sie unverwandt an. — Madelène! rief er dann plötzlich, der lang verhaltene Thränenstrom brach hervor und er stürzte hinaus.

Als sein Blut ruhiger floß und er über das Vorgefallene nachdenken konnte, stiegen mancherlei Gedanken in ihm auf und ein finsterer Argwohn bemächtigte sich seiner. — Waren die Thränen Helenens an dem Sterbelager der Ermordeten Thränen dem Mitleid oder der Reue geweint? — Wälzte Achmed die That von sich auf Allah und den Propheten, als er mir entgegenrief: Allah hat Großes gethan? — Sollte Eifersucht oder der blinde Wahn den Dolch geführt haben? Im Lande der Franken, wo heimlicher Mord so selten und hier kein Grund, das schuldlose Mädchen zu vernichten, aufzufinden war, mußte im ersten Augenblicke des Schmerzes dieser Gedanke in ihm aufsteigen. Er befahl einem Diener, Achmed zu rufen.

Alter Mann! redete er ihn an — Du warst seit meiner Kindheit mir treu ergeben und Deine Rede war stets das Wort der Wahrheit. Sei auch jetzt wahr, beruhige oder zermalme mich. Hat Dich blinder Eifer zum Mord getrieben? Hast Du, damit wir uns in Muhamed's Paradies begegnen können, den Dolch in die Brust des Christenmädchens gestoßen?

Mit dem heitern Lächeln der Unschuld stand Achmed vor seinem Gebieter. Nein Herr! — entgegnete er mit edlem Stolze — Ich segne Allah, daß er die That geschehen ließ, fluche aber dem Mörder, der sie verübte. Durch solch blutiges Mittel mag ich selbst das höchste Ziel meines Lebens, Dein Glück, nicht erlangen. Konntest Du Deinen Lehrer zum feigen Mör-

der erniedrigen? Konntest Du glauben, Achmed sei unter Christen so tief gesunken? — Das schmerzt mich.

So muß Helene —

Sei nicht ungerecht gegen diese Unglückliche, Herr! Sie beweint den Tod Madelènens und hätte doch Ursache, sich darüber zu freuen; aber sie stellt Dein Glück höher als das ihrige. Ueberdies, Herr, lag sie, während sie Dich in den Armen der Liebe glaubte und die Freveltat geschah, weinend auf jenen Polstern.

Wer aber sollte?

Frage Allah, er sendet die Boten seiner Macht, sie kommen schnell wie der Blitzstrahl aus schwarzen Wolken, seine Befehle zu vollziehen; bald sind es furchtbare Geister, die mit himmlischer Macht die That vollbringen, bald senken sie den Willen zur blutigen That in die Brust eines sterblichen Menschen. Weine um das Mädchen, Deiner Thränen war ihre Schönheit werth; aber ich dank' auch dem Propheten, der Dich seinem Glauben wunderbar erhielt.

Aber dieser Trost konnte Selim nicht beruhigen, er hatte nur einen Gedanken: Den Mörder auszuforschen und der Todten ein blutiges Opfer zu bringen. Aber Blanchefort's Bemühungen, der gleich ihm nach Rache dürstete, waren vergebens; nirgends fand man eine Spur. Die Thurmwache sagte zwar aus, daß sie hinter dem Gemäuer, an welches die Laube sich lehnte, einen Mönch gesehen habe, aber seine Spur war verloren; und welchen Zweck konnte ein Diener der Kirche haben, dies unschuldige Mädchen, das ihr einen Neubekehrten zuzuführen im Begriff war, zu morden?

Helene war von dem traurigen Vorfall tief erschüttert. Das Geheimnißvolle von Madelènes Tod vermehrte das Schreckbare der Begebenheit; sie hatte nicht den Trost, den Achmed bei dem Gedanken fühlte: Allah habe Selim vom Verderben retten wollen; ihr, wie Allen, war die That unbegreiflich und schmerzvoll. Mit wahrer schwesterlicher Liebe schmückte sie die Todte zu ihrem Heimgange, flocht einen Kranz von weißen Rosen in ihr Haar, gab ihr einen Strauß Rosmarin in die Hand, legte zwei Immortellen auf das zerdrückte Herz und streute über das weißwollene Todtengewand duftende Orangenblüthe. Dann ging sie zu Selim, der sein Gemach seitdem nicht verlassen hatte.

Herr, wollt Ihr noch einmal Madelène sehen, — sprach sie zu ihm — so kommt, ehe der Sarg sich schließt und sie der Erde übergeben wird. Kommt, lieber Herr! Das Glöcklein der Kapelle ruft schon die Leidtragenden herbei; kommt schnell, ehe der Deckel sie für immer Euren Augen birgt.

Schweigend folgte ihr Selim, auch Achmed begleitete seinen Herrn nach dem mit schwarzem Tuch behangenen Rittersaal, wo Madelène, auch im Tode noch schön, einem schlafenden Engel gleich, im offenen Sarge lag. Wachskerzen brannten auf hohen Candelabern, als ob ihr düsteres Licht

der Pilgerin auf dem dunkeln Pfade ihrer Ruhe leuchten sollte. Weinende Frauen und Jungfrauen standen um die Todte, das Engelantlitz noch einmal zu sehen und Schwester Agathe kniete, fromme Gebete murmelnd, zu den Füßen des Sarges.

Selim nahte mit festem Schritte, stellte sich neben den Sarg und blickte unverwandt der Todten in's blasse Antlitz.

Fast sollte ich meinen, sie schliefe nur! — raunte Helene Achmed zu — ihr Tod muß schmerzlos gewesen sein, sie sieht so freundlich aus, als ob sie ihrem Mörder vergeben hätte.

Ich glaube kaum! — ließ sich bei diesen Worten dicht hinter ihr eine dumpfe Stimme vernehmen. Achmed und Helene wandten sich und Ali stand hinter ihnen, das Auge auf die Todte starr gerichtet. Auf seinem ernsten Gesichte drückte sich keine Theilnahme aus und er schien gleichgültig bei ihrem Anblicke zu sein.

Herr! redete er jetzt seinen Gebieter an.

Selim wandte sich, erblickte ihn und ein kaum bemerkbares freundliches Lächeln umzog seinen Mund. Still! — befahl er dann, auf die Todte weisend, als Ali weiter sprechen wollte — Still und danke Allah, daß es Dir vergönnt ist, diese Himmlische noch zu sehen. Aber still, sie schläft, laß sie ruhen, bald wandelt sie im Paradiese.

Ali gehorchte, blieb, das Auge immer noch unverwandt auf die Entschlafene gerichtet, von ferne stehen. Da vernahm man aus der Ferne den Gesang der nahenden Chorknaben, und Diener kamen den Sarg zu schließen.

Halt! — rief Selim — schließt den Sarg noch nicht! Erst muß ich dem Tode noch einen Theil seiner Beute rauben.

Dies sagend beugte er sich über die Entschlafene und brach eine Rose aus ihrem Todtenkranze, küßte sie und verbarg sie unter seinem Gewande. Helene nahte von der andern Seite, erfaßte die Hand Madelènens und preßte sie an ihre Lippen.

Auch Dir, treuer Diener, werde dies Glück! — sagte Selim jetzt, sich zu Ali wendend — beuge Deine Kniee vor dieser Himmlischen und drücke ehrfurchtvoll ihre Hand an Deine Lippen, ehe sie die Reise in's Paradies antritt.

Ali zögerte, jedoch nur einen Augenblick; dann trat er schnell an den Sarg und beugte sich vor der Todten. Als er aber die Hand erfaßte, in der Madelène den Strauß Rosmarin hielt, schauderte er zusammen, ließ sie schnell fahren und sagte mit finsterm Blicke zu Selim: Herr! den Tod bringe ich willig, wenn Du mir beistehst, nur mit den Todten habe ich nicht gern Gemeinschaft, sie gehören der Erde und nicht mehr den Lebenden an.

Da trat Blanchefort mit den Geistlichen ein und blickte noch einmal mit thränendem Auge auf die Entschlafene. Madelène! rief er, wandte

das Antlitz ab, der Deckel schloß sich über sie, der Grabgesang begann und die Träger gaben die geknickte Rose der Mutter Erde wieder, damit sie jenseits schöner erblühen könne.

Selim hatte Madelene nicht mit zu Grabe begleitet und saß in düsteres Sinnen versunken in seinem Gemache. Der Gedanke, daß er und Alles, was sich ihm liebend nahe, dem Verderben geweiht sei, erschütterte ihn tief, und er mochte sich eben fragen, ob denn nun bald der Becher des Schicksals geleert und er von seinen giftigen Pfeilen befreit sei, als Ali eintrat und kaum von ihm bemerkt wurde.

Herr! — redete er ihn an — hier steht Dein treuer Sklave wieder vor Dir, dem man so willig frei Geleite gab, als er Dich verließ, der aber, um zu Dir zurückzukehren, sich wie der verfolgte Marder nach seinem Bau hierher schleichen mußte.

Sei mir willkommen! — sagte Selim, finster vor sich hinstarrend.

Ich finde Dich traurig wieder, Herr? — fuhr der Ismaelit fort — Ist es der Tod des fränkischen Mädchens, der Dich so schmerzt, oder hast Du üble Botschaft von Constantinopel erhalten? — Selim antwortete nicht — Das Mädchen war schön, begann Ali von neuem — aber doch nur eine Blume, die man am Wege trifft und sie wegwirft, sobald sie nicht mehr duftet, eine Rose, die man zerpflückt, wenn ihr Dorn uns sticht. — Selim richtete den Blick nach ihm und schien aufmerksam zuzuhören. — Der Tod eines Weibes ist ein schnell versiegter Thränenquell, ein kalter Hauch, der des Mannes Brust einen Augenblick durchschauern kann und weiter nichts! — Aber wenn der freie Mann zum Sklaven, der Fürst zum Diener wird und die Freunde ihn verhandeln, als sei das Haus der Gastfreundschaft ein Bazar, wo auch das Edelste dem Eigennutze feil ist, das ist wahrlich mehr als der Tod einer schönen Dirne!

Was willst Du mit Deinem Gleichniß? fragte der Fürst.

Dich auf eine traurige Erzählung vorbereiten.

Rede! sagte Selim gelassen.

Die Ritter von Rhodus — hub nun Ali an — haben Dich Bajazet verkauft! Du bist den gastfreundlichen Rittern ein Unterpfand, das ihnen gute Zinsen trägt. In die Mitte Frankreichs geführt, bist Du frei wie der Vogel im Käfig, der, von Sprosse zu Sprosse hüpfend, sein Morgenliedchen pfeifen und, auf welcher Sprosse er will, seinen Kopf unter die Flügel stecken und einschlafen kann. Frei bist Du Herr, auf Bourgneuf von der Zugbrücke an bis zum Walde, von Deinem Thurm bis zu der sumpfigen Wiese, wo die Reiher nisten. Jenseit des Waldes haben die vorsorglichen Ritter eine Kette gezogen über die Dein freier Wille nicht darf. — Doch lies! Hier hast Du die Abschrift des Vertrages. Der Schreiber des Dolmetschers gab mir diese türkische, der Schreiber des Ordenskanzlers die italienische. Funfzehn venezianische Dukaten kosten mich beide, mehr braucht es nicht, um zwei Verräther zu dingen.

Selim nahm die Papiere gleichgültig aus seiner Hand, er war in diesem Augenblicke abgestumpft für jedes Unglück, aber mit jeder Zeile, die er las, wankte sein Gleichmuth, sein Auge begann zu flammen, und als er bis zu Ende gelesen, sprang er auf, schritt einigemal im Zimmer auf und ab, dann befahl er Ali, Achmed zu rufen. Ich habe den Herrn ein wenig unsanft aus dem Schlafe gerüttelt, — sagte Ali zu diesem — geh' zu ihm und bring' ihm Deinen Morgengruß.

Während Selim Achmed den zwischen Bajazet und dem Orden abgeschlossenen Vergleich vorlegte und in seiner Wuth kaum Worte finden konnte, seine Verachtung über diese Verrätherei auszusprechen, ging Ali zu Helenen, die eben von Madelènens Begräbniß zurückgekommen war. Allah und der Prophet mögen Dich schützen, schöne Rose von Cos! — redete er sie an — Als das Schiff, auf dem ich von Stambul nach Rhodus fuhr, an Deiner Heimath vorüberseglte, bestieg ich einen Nachen und landete dort, wo es wahrlich so reizend ist, daß es selbst Mahomeds Paradies nicht verunstalten würde. Ich sah Deinen Vater, er lebt noch, auch Deine Mutter lebt und ich bringe Dir von ihnen Gruß und Segen; sie nannten Dich ihr unglückliches liebes Kind, und so kam ich her, Dir die tröstenden Worte zu sagen.

Helene dankte dem Ismaeliten, ihre Gedanken schienen aber trotz der freudigen Botschaft nicht in der Heimath bei Vater und Mutter zu sein. Sie blickte Ali unverwandt an, als ob sie noch etwas Anderes auf seiner Stirn lesen wollte.

Was blickst Du mir so scharf in's Auge? — fragte der Ismaelit — was willst Du von mir?

Wie lang bist Du schon hier, Ali? fragte statt Antwort das Mädchen.

Heute ritt ich hier ein.

Du lügst! — fiel ihm Helene in die Rede — Du warst schon mehrere Tage hier, schlichest umher —

Was denkst Du von mir, Griechin? unterbrach sie der Ismaelit kalt.

Daß Du Elender Madelènen's Mörder bist.

Ali lächelte ruhig bei diesen mit Heftigkeit ausgesprochenen Worten. — Bin ich der Mörder, — sprach er dann nach einigem Nachdenken — wie kannst Du Dich erkühnen, mich dessen anzuklagen? Der Dolch, der eine Frankin trifft, findet eben so leicht den Weg zu der Brust eines griechischen Mädchens. Fürchte Dich nicht, — fuhr er fort, da Helene bei diesen Worten erschrocken zurücktrat — ich meine es gut mit Dir, mein Dolch hat für Dich nicht Spitze noch Schneide, selbst wenn Du jetzt zu meinem Gebieter gehen und mich anklagen wolltest, träte ich Dir nicht in den Weg und schlösse Deinen voreiligen Mund nicht mit einem sichern Stoße.

Mensch! rief Helene schaudernd.

Blick' nicht so auf mich, Rose von Cos; Du verstehst Ali nicht, sonst würdest Du ihn nur bedauern. Bei meinem Werden wurde im Buche

meines Schicksals mit blutiger Schrift geschrieben, daß ich nur für Selim leben, für ihn nur sterben solle. Der Zweck meines Lebens ist er, denn ich schwur bei meines Weibes Grabe, fortan sein Sklave zu sein, ich gab unserm mächtigen Scheik mit meinem Handschlage, fester bindend als Wort und Schwur, die Versicherung, daß ich den Sohn Muhameds schützen wolle, so lange Allah es mir erlaube, und sieh'! so bin ich nicht allein Selim's Sklave, sondern ich bin auch Sklave des Schicksals geworden, das mich hinzieht und fortreißt, wohin ich nicht mag und wogegen oft mein Herz sich sträubt.

Glaubst Du, ich hätte Gefallen an Blut, wie ein gemeiner Mörder? — Als das schöne Mädchen, an meine Brust gerissen, bittend an mir aufsah und ich den Todesstoß führen wollte, da erbarmte sich mein Herz, Mitleid ergriff mich, ich zögerte einen Augenblick, doch in diesem Augenblicke sah ich zürnend den Fürsten von Libanon vor mir, und meiner dunklen Bestimmung folgend, führte ich mit sichrer Hand den Stoß, denn nur ihr Tod konnte Selim vom Verderben retten. So lange der Sohn Muhamed's mit dem Koran in der Hand vor die Thore seiner Heimath tritt, können sich ihm die Pforten noch öffnen; mit dem Kreuze in der Hand sind sie ihm für immer verschlossen!

Du blickst zweifelnd auf mich, weißt nicht, ob Du mich hassen, ob Du Mitleid mit mir fühlen sollst, — fuhr er fort, da Helenens Blick immer ängstlicher, immer ungewisser wurde — bemitleide mich, Mädchen, denn ich habe eine schwere Pflicht zu erfüllen, muß ein schweres, vielleicht sogar ein undankbares Amt übernehmen. Deshalb bitte ich Dich, verkenne den armen Ali nicht, aber fürchte ihn, denn, Helene, wäre es zu Selim's Heile — auch Du müßtest sterben.

Sonderbares Geschöpf! — sagte er dann nach einer Weile kopfschüttelnd — was bebst Du doch vor mir, was zitterst Du so? Graus't es Dir bei dem Anblicke eines Trabanten des Todes, daß es Deine Gebeine zusammenrüttelt wie der Wind die Blätter der Palme? Früh oder spät kommt er, klopft an die wurmstichige Thür des Alters wie an die blumengeschmückte Pforte der Jugend. Dich wird er ereilen wie mich; ich glaube selbst, wenn eine innere Stimme mich nicht trügt, wir werden Beide für ihn sterben und das wäre doch der schönste Tod!

Helene seufzte tief auf. Sie konnte ihr Auge nicht von dem Ismaeliten wenden, für den sie Mitleid, vor dem sie Grauen fühlte. Ach, hättest Du das Mädchen gekannt, sagte sie endlich — dieses fromme Kind, das so unschuldvoll in ihre Heimath hinüberging, Du hättest sie nicht morden können.

Ich mußte!

Und was wußtest Du von ihr, daß Du sie dem Tode weihtest?

Was ich von ihr wußte? fuhr Ali auf — Schon in Rhodus hört' ich, Sultan Selim wollte ein Christ werden, ich bestügelte meine Fahrt, landete

in Cette, und als stummer Pilger gekleidet, bettelte ich mich, Gold in Fülle im Säckel, durch Frankreich bis hierher. In Languedoc erfuhr ich die Kunde bestätigt, und je näher ich Bourgneuf kam, desto mehr Gewißheit erhielt ich. In Lizmoes erzählte man sich, daß die Nichte Blanchefort's ihn umstrickt habe und er, zu ihrem Besitz zu gelangen, ein Christ werden und sie eheligen wolle. Mußte ich da nicht ihren Tod beschließen.

Ich kenne den Sultan und seinen Sinnenrausch, ist der verflogen — und was der Tod an seine Brust drücke, vergißt der Osmane nur zu leicht — so schwindet die Erinnerung wie ein Sonnenstrahl, den der Nebel umzieht, wie der Bergstrom, dessen Quell versiegte. Und mein Vorsatz stand fest; ich stahl einem Klausner seine Kutte, schlich in dieser Verkleidung, suchte meine Beute um Bourgneuf und fand sie in dem entscheidenden Augenblicke, da rettete sie nicht ihr Gott, nicht ihr Prophet, sie mußte bluten.

Nun weißt Du Alles, führe mich jetzt zu dem Gebieter, klage mich an, damit sein Schwert schnell meinen alten benarbten Kopf vom Rumpfe trenne, denn jetzt ist sein Rausch noch nicht vorüber. Dann ist meine irre Wallfahrt bald zu Ende und ich ärnte den Lohn für meine Treue bald.

Wie kannst Du fürchten, daß ich das thun könnte? unterbrach ihn Helene.

Fürchten? Wahrlich, Du irrest! Mit Freuden folg' ich Dir zu ihm. Komm', reich mir Deine Hand, ich führe Dich selbst.

Rühre mich nicht an, an Deiner Hand klebt Blut! rief Helene, zurückschaudernd.

Der Muselmann reinigt sich jeden Morgen vor dem Gebete, — erwiderte Ali kalt — längst hat das Wasser die blutige Spur verwischt, — doch willst Du nicht mit mir gehen, willst Du nicht mein Ankläger sein, nun gut, so lebe wohl!

Er verließ Helene, die wie aus einem bösen Traume erwacht, tief aufathmete.

Selim hatte am andern Tage die Ritter zu sich beschieden und machte ihnen die härtesten Vorwürfe über das Betragen des Großmeisters.

Und Ihr meint immer noch, ich solle ein Christ werden? wandte er sich zu Rochechenard, denn von seinem Schmerz noch zu sehr angegriffen, nahm Blanchefort wenig Theil an dem Gespräche. — Da Ihr, die Stütze, die Edelsten der Christenheit, Ihr, die Ihr den sanften Jünger Eures Propheten zu Eurem Schutzheiligen erwählt habt, so eigennützig seid wie ein magerer Derwisch und so stolz wie ein fetter Bonze? Spendet edelmüthige Worte in Fülle und steckt dafür die Zechinen ein, die Bajazet als Lohn dem Kerkermeister zahlt? Hält Euer Glaube nicht die Treue höher, so mag ich ihn nicht: denn er ist nur Lüge und Trug.

Rochechenard wollte den Orden entschuldigen. — Spart die Mühe! — fuhr Selim fort — Was Ihr mir sagen könntet, weiß ich, und Ihr

dauert mich, so sehr ich auch Eure Handlungweise verachten muß. Die Noth zwingt Euch zu unedlen Handlungen; denn seit ich in Rhodus war, seit ich den Zwiespalt der Christen kenne, weiß ich wohl, daß Constantinopel nichts von Euch zu fürchten hat und es Euch zermalmen kann, wenn es will. Aber offen hätte der Großmeister mir sagen müssen: Fürst, mehr als Schutz kann ich Euch nicht gewähren und den nur so lange, als es ohne Nachtheil des Ordens geschehen kann, dann aber zieht hin, wohin es Euch beliebt. So mußte der edle Meister von Rhodus sprechen, den Gastfreund mußte er ziehen lassen, wohin es ihm gefiel, und wollte ich bleiben, dann mochte er um Gold feilschen, daß der Gast des Hauses dem Herrn nicht zur Last falle; ihm konnte es gleichviel sein, wollte ich das Brod meines Bruders essen: so aber — doch ich will nicht mit Euch rechten; könnte ich es doch mit dem Schwerte in der Hand! Aber dort oben thront der Gott der Vergeltung. Er wird mich rächen und seine Geißel über Rhodus schwingen! —

Von diesem Augenblicke an wurde der Fürst immer finsterer und verschlossener. Der Gedanke, daß er den Koran habe abschwören wollen, war ihm furchtbar und er fing an, die Christen zu hassen, selbst Blanchefort, so sehr auch Madelène das Band der Freundschaft enger geschlossen hatte, wurde von ihm kälter behandelt als sonst. Er verlebte seine Zeit mit Achmed und Helene fast allein, selbst Ali, dessen That die Griechin ihm verschwiegen hatte, behandelte er jetzt mehr als Freund wie als Diener. Die Erinnerung an Madelène, wenn auch die Zeit sie schwächte, schwand nicht so schnell wie der Bergstrom, dem sein Quell versiegte; sie blieb ihm heilig. Die Rose, welche er aus ihrem Kranze genommen, verwahrte er sorgfältig, nahm sie täglich aus der goldenen Kapsel, küßte sie und sagte dann traurig: Sie ist duftlos und welk, denn sie schmückt die Tochter Edens nicht mehr, mir ist sie meine Todtenblume. — Als wäre es ihm zur Gewohnheit geworden, so regelmäßig öffnete er jeden Morgen nach verrichtetem Gebete die Kapsel und schloß sie mit den nemlichen Worten. Zuweilen besuchte er Madelènens Grab, brach dann einen Zweig von dem dunklen Rosmarinstocke, der auf ihrem Grabe grünte, und trug ihn gleich einem Amulet bei sich, bis er verwelkte. Wenn er den Rosmarinzweig trug, hielt sich Ali stets von ihm entfernt; ihm mochte, seit er Madelènens Todtenhand ergriffen hatte, beim Anblick dieses Sinnbildes des Todes ein Grausen überfallen.

In dieser Zeit wandte sich Selim noch einmal an den König von Frankreich und bat um Schutz und Hülfe; aber obgleich Ludwig der Eilfte gestorben war und ein junger Fürst auf dem Throne saß, wollte man doch in Paris nichts von ihm wissen; die Dame von Beaujou dachte nur, wie sie während der Minderjährigkeit des Bruders ihre Macht als Regentin

vermehren könne, um den unglücklichen Selim kümmerte sie sich wenig. So verstrichen Monden, Jahre auf Bourgneuf, gleichförmig wie der langweilige Schlag der Pendeluhr. Selim verließ selten den neugebauten Thurm, den er jetzt zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, sandte noch einmal Ali auf Kundschaft aus und dieser kehrte, ohne ihm tröstende Nachricht zu bringen, bald wieder zurück.

Ein unvorhergesehenes Ereigniß sollte jedoch seine Lage auf manche Weise verändern und ihm manche Hoffnung wieder zuführen. Papst Sixtus der Vierte war gestorben und Innocenz der Achte bestieg den päpstlichen Thron Damals waren die Türken bei Otranto gelandet, hatten es erobert und somit festen Fuß in Italien fassend, machten sie Rom und die Christenheit zittern. Da entwarf Innocenz den schwer auszuführenden Plan, die Fürsten zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu bewegen, damit sie sich nicht immer mehr in Europa ausbreiteten. Seine Legaten waren an allen christlichen Höfen unablässig zur Förderung dieses Planes bemüht, jedoch meist vergebens, nur wo die Gefahr nahe war, fanden sie Gehör. Aber alle diese fehlgeschlagenen Versuche entmuthigten den Papst nicht, er sann auf andere Mittel und sein Auge fiel auf Selim, den er an die Spitze der Unternehmung zu stellen beschloß. Er wandte sich deshalb als Oberhaupt des Ordens an den Großmeister von Rhodus und verlangte die Auslieferung Selim's, aber unter mancherlei Vorwand schlug es der Großmeister ab; der Hauptgrund aber, weshalb der Orden sich so sehr dagegen sträubte, war wohl, daß er die Ahndung Bajazet's fürchtete und nur ungern das Gold verlor, das von Constantinopel so reichlich in die Kasse des Ordens floß. Endlich, nachdem vorher Bajazet durch mancherlei Vorstellungen zufrieden gestellt war, der Papst zur Entschädigung den Orden St. Lazari und dessen Besitzungen den Rhodensern einverleibt, d'Aubusson den Cardinalhut verliehen und ihm versprochen hatte, daß Selim auch in Rom unter Aufsicht des Ordens bleiben solle, willigte das Kapitel in die Auslieferung des Prinzen. Der französische Hof versprach, seinem Abzuge kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Es mochten wohl zwei Jahre seit Mabelènens Tode verflossen sein, als Blanchefort Selim die Nachricht brachte, daß er Bourgneuf verlassen und seinen Aufenthalt in Rom nehmen sollte. Unerwartet, aber willkommen kam ihm diese Botschaft; führte ihn doch der Weg südwärts, kam er doch dem Orient näher, und Mabelènens Grab und sein Thurm waren ja das Einzige, was ihn noch an Bourgneuf hätte fesseln können. Lieb war es ihm auch, als er erfuhr, daß Blanchefort, mit dem er gänzlich ausgesöhnt war, ihm nach Rom folgen und wie bisher sein Begleiter sein sollte. Der Grund aber, weshalb ihn der Papst in Rom zu sehen wünschte, erhob seinen fast gesunkenen Muth und weckte von neuem in ihm die Hoffnung, welche Ali und Achmed jedoch nicht mit ihm theilten, durch die Macht der christlichen Fürsten Bajazet vom Throne zu stürzen.

Am traurigsten unter Allen war Helene. In der Einsamkeit durch Selim's Liebe beglückt, fürchtete sie jede Veränderung, und daß der Reiz der geräuschvollen Welt in dem prächtigen Rom den schönen zum Manne gereiften Jüngling von ihr reißen würde. Sie verließ deshalb Bourgneuf unter Thränen; es war ja, mit kurzer Unterbrechung, das Paradies ihrer Liebe gewesen.

Ehe Selim von dem alten Schlosse schied, besuchte er noch einmal das Grab Mabelènens, bestieg dann getrost sein Roß und trabte in der nemlichen Begleitung, wie er hierher gekommen war, von mancherlei Hoffnung begleitet, der Küste zu.

Nach einer stürmischen Fahrt, wo das Admiralschiff des Ordens, auf welchem sich Selim befand, beinahe an der genuesischen Küste gescheitert wäre, langte er am 16. März des 1489sten Jahres in dem Hafen von Civita Vecchia an, wo er sich einige Tage aufhielt und dann den Weg nach Rom antrat.

Mehre Meilen von dieser Stadt kam ihm schon der Cardinal von Angers und der Graf von Aguillara, der natürliche Sohn des Papstes, als dessen Abgesandte entgegen, begrüßten ihn im Namen des heiligen Vaters und begleiteten ihn nach Rom, wo ihn Dominicus Doria, der Befehlshaber der päpstlichen Leibwache, mit seinen gewaffneten Schaaren empfing und der Adel, die Priester und das Volk, die seinen Einzug verherrlichen wollten, ihn erwarteten.

Der Einzug, prachtvoll und feierlich, als sei er der mächtigste König der Christenheit, erfolgte nun durch das Thor St. Sebastian, voran zog die Leibwache und leichte Reiterei des Papstes, denen der römische Adel im vollen Glanze seines Reichthums folgte. In prachtvollem Aufzuge kam nun der französische Gesandte mit seinem Gefolge, hinter ihm der Marquis von Monteil, Bruder des Großmeisters, der nebst dem Grafen von Aguillara dicht vor dem Prinzen ritt. Dieser, gekleidet, wie der Sultan sich nur bei der feierlichsten Gelegenheit zu tragen pflegt, das Schwert Sultan Muhameb's an seiner Seite, ritt einen wilden neapolitanischen Hengst, Achmed und Ali folgten dicht hinter ihm. Seine stolze Haltung, sein schönes männliches Aeußere entzückte die Frauen, die auf den Balcons als die schönste Zierde Roms standen, ihn mit Freudenruf begrüßten und seinen Weg und ihn mit Blumen bestreuten. Der Großprior von Auvergne und die in Rom befindlichen Ritter von Rhodus schlossen den Zug, der durch die weiten Straßen der alten Herrscherstadt nach dem Palaste ging, wo ihm seine Wohnung angewiesen war.

Am andern Tage wurde er durch den französischen Gesandten und den Großprior dem Papste in feierlicher Audienz vorgeführt. Hier wollte ihn der päpstliche Ceremonienmeister mit dem Gebrauche der dreimaligen Kniebeugung und dem Fußkusse bekannt machen, Selim aber verweigerte Kniebeugung und Kuß und der Kardinal von Angers mochte ihn noch so sehr

zu überreden suchen, daß es blos ein herkömmlicher Gebrauch sei und ihm versichern, daß die größten Potentaten der Christenheit sich dieser Ceremonie unterwürfen, der Osmane wollte sich nicht dazu verstehen. Auf die nemliche Art, wie ich vor meinen großen Vater trat, — sprach er — will ich auch vor den heiligen Vater treten, will ihm nach der Sitte meines Landes meine Hochachtung bezeigen, aber mein Knie beuge ich vor ihm nicht, noch küß' ich den Staub seiner Füße.

Diese Weigerung wurde dem Papste gemeldet, und Innocenz, einen höheren Zweck vor Augen, entsagte dieser Ehre und ließ den Sohn Muhamed's eintreten.

Einen Augenblick stutzte dieser bei dem Anblicke der Menge den heiligen Vater umgebender Fürsten der Kirche, aber es war nur ein Augenblick des Staunens, dann schritt er stolz durch die Reihen dem Throne zu, auf welchem Innocenz saß. Heiliger Vater! — redete er ihn an, indem er die Arme nach morgenländischer Sitte über die Brust gekreuzt, sich tief vor ihm neigte — Du hast mich hierher beschieden, mich aus meiner Gefangenschaft, worin mich die Ritter gegen Treu' und Glauben hielten, gerissen und mich in das schöne Rom geführt. Ich komme, Dir meinen Dank dafür zu sagen und trete mit kindlichem Herzen vor Dich, in dem ich einen Vater erkenne, der es wohl mit mir meint.

Der heilige Vater reichte ihm die Hand und hieß ihn freundlich willkommen. Ich werde für Dich sorgen als wärest Du mein Sohn, — sprach er — werde Dich an die Spitze eines mächtigen Heeres stellen und mit Gott Dich auf den Thron Deines Vaters wieder einsetzen.

Dann werd' ich ewig Dein Schuldner sein, heiliger Vater! fiel ihm Selim rasch in die Rede.

Das hoffe ich von Dir, — erwiderte Innocenz — und Du könntest uns sogleich einen sichern Bürgen Deiner treuen Dankbarkeit stellen.

Welchen Bürgen? unterbrach Selim's Lebendigkeit noch einmal des Papstes Rede.

Werde ein Christ, so stärkst Du unser Vertrauen und gewinnst an zeitlichem wie an ewigem Heile.

Heiliger Vater, — erwiderte Selim, von diesem Vorschlage wohl etwas überrascht — der Muselmann kann auf Stambuls Thron mehr für das Wohl der Christenheit wirken als der Christ es thun könnte. Dort würde Sultan Selim, der Anhänger Mahomed's, seine Kraft allein nach Osten wenden und den Westen schonen, er könnte das heilige Land mit dem Grabe Eures Propheten den christlichen Mächten abtreten und so der Christenheit den heiligen Tempel ihrer Verehrung zur freien Andacht öffnen. — Selim der Christ könnte von alle dem nichts thun, denn nie, wenn auch die Macht Euerer Waffen ihm die Thore Constantinopels öffnete, würde er den Thron der Osmanen besteigen, kein Moslem beugte sein Haupt vor ihm — kein Schwert flöge für ihn aus der Scheide.

Oder glaubst Du vielleicht, heiliger Vater, daß das Heer der Christen, das mir den Thron gewinnen soll, mich auch auf dem Throne erhalten könnte? — Wäre dem so, wozu bedürftest Du meiner? Jeder christliche Fürst könnte besser als ich Deinen Plan ausführen, denn glaube mir, strömt mir nicht die Kraft der Moslemim freudig entgegen, rufen sie in ihren Lagern mich nicht zu ihrem Sultan aus, so möchte es Euch schwerlich gelingen, die Thore Stambuls zu brechen.

Innocenz hatte den jungen, feurigen Mann mit Aufmerksamkeit und, wie es schien, mit Wohlgefallen angehört. Wir wollen Dich zu nichts zwingen noch überreden, — sagte er dann — freiwillig mußt Du den Weg zu diesem hohen Ziele wandern, und wir können nur beten, daß der Herr Deinen Geist erleuchten möge.

Jetzt von andern Dingen, mein Sohn. Du bist Fürst, der Sohn eines mächtigen Sultans, so wollen wir Dich auch, obgleich Du nicht unsers Glaubens bist, als Fürst in unserer heiligen Stadt aufnehmen, ehren und Dich fürstlich halten. So lange Bajazet an den Orden von Rhodus die zu Deinem Unterhalte ausgesetzte Summe zahlt, brauchst Du unsere Hilfe nicht, denn regelmäßig soll das Geld in Deine Hände fließen, und es genügt zu Deinem standesmäßigen Unterhalte. Sollte die Quelle Dir aber versiegen, so rechne auf unsere väterliche Theilnahme und auf unsere Großmuth.

Selim dankte ihm und Innocenz entließ nun den Prinzen, der von einem glänzenden Gefolge und dem Jubelrufe des Volkes begleitet nach dem für ihn bestimmten Palaste geführt wurde.

Hier fand er seine Wohnung prachtvoll, jedoch ganz nach europäischer Sitte eingerichtet, Alles, was nur der Luxus damaliger Zeit für einen fürstlichen Hofhalt verlangen konnte, fand er hier. Diener, Rosse und Sänften standen in Menge zu seinem Dienste bereit und besonders war seine Küche verschwenderisch eingerichtet; nichts fehlte ihm als die Freiheit. Die Ritter des Ordens wie die päpstliche Leibwache begleiteten ihn überall, wie es hieß, als Ehrengefolge, doch sah er wohl, daß sie zu seiner Bewachung ihn umgaben.

Die Wohnung sowohl als die Aufnahme des heiligen Vaters hatten auf Selim keinen trüben Eindruck gemacht, er sprach sich hierüber am Abend zu Achmed aus. Ich gestehe, — sagte er — der heilige Vater, von den Cardinälen und den Priestern umgeben, hatte etwas Ehrwürdiges für mich. Die freundlichen, wohlwollenden Züge des alten Mannes haben den Weg zu meinem Herzen gefunden und ich glaube, er meint es redlich mit mir.

Wie Peter d'Aubusson, der Großmeister! unterbrach ihn Achmed.

Wie kannst Du die Uneigennützigkeit des Papstes mit der Habgier des Großmeisters vergleichen, Achmed?

Warum nicht? — meinte dieser — Der Arme mordet eines Piasters

wegen den Wanderer, der Reiche gibt dem Bettler verschwenderisch ein Goldstück und handelt, wo es Tausende gilt, nicht besser als Jener. Wenn sie nicht hofften, die Söhne des Propheten durch Dich aus Europa zu jagen, würde nicht ein Schwert deinetwegen seine Scheide verlassen.

Und denken wir anders, Achmed? — sagte Selim lächelnd — Wäre es nicht, um über die Leichname ihrer gefallenen Brüder uns einen Weg zum Throne bahnen, würden wir wohl Gemeinschaft mit ihnen haben und uns mit ihnen verbinden?

Ali unterbrach das Gespräch und meldete, daß draußen ein wie ein Bettler gekleideter Mann von eben nicht freundlichem Ansehen stände, der mit dem Vezier zu sprechen wünsche.

Laß ihn hereinkommen! befahl Selim.

Der Mann hat ein böses heimtückisches Gesicht! meinte Ali, Bedenken tragend.

Laß ihn nur kommen! befahl Selim nochmals.

Ali öffnete die Thüre und ein in schlechtem Mantel halb Gehüllter trat ein und blieb an der Thüre stehen, Ali dicht hinter ihm.

Was willst Du von meinem Vezier? fragte der Fürst.

Der Mann sah sich vorsichtig um, erblickte Ali hinter sich und lächelte: Darf man hier ein heimliches Wort reden?

Rede!

Herr! Dir droht Gefahr. Als Du gestern Mittag durch die Porta St. Sebastian einzogst, trat ein Mann in griechischer Kleidung zu mir; ich wollte aber schwören, es war Einer Deines Glaubens. Der winkte mich bei Seite, drückte mir eine Zechine in die Hand und fragte dabei, ob ich der rechte Mann sei: ich verstand ihn und bejahte es. Da führte er mich in ein Seitengäßchen und fragte mich, wie theuer ich einen Stoß halte? — Je nun, erwiderte ich, nachdem der Mann und die Gefahr ist, von zehn bis funfzig Zechinen. — Willst Du funfzig verdienen? fragte er dann rasch. — Ich sagte ja, und er drückte mir die Hälfte als Aufgeld in die Hand. — Der heute seinen feierlichen Einzug hält, das ist der Mann, dem es gilt, sagte er. — Wo treffe ich Euch, um den Rest meines Lohnes zu holen? fragte ich ihn. Da bezeichnete er mir den Platz des Colliseum. Ich gab ihm den Handschlag, trat wieder unter die jubelnde Menge und stehe jetzt hier, Euch zu warnen.

Was kostet die Warnung? meinte Selim.

Nicht mehr als die That kosten sollte, doch das darauf gegebene Geld bleibt mein.

So zahl ihm! befahl der Prinz.

Und wer bürgt uns für die Wahrheit? fragte Achmed, ehe er zahlte.

Daß ich hier vor Euch stehe, — erwiderte der Bandit — und Jener, er unter dem Colliseo mich erwartet. In den Palast eines Kardinals

bringt zum Scherz Keiner der Unsrigen. Die Herren haben lange Arme und kurze Justiz.

Leihest Du mir wohl auf einen Augenblick Deinen Mantel und Dolch? — unterbrach Ali das Gespräch, während Achmed den Banditen immer noch scharf beobachtete.

Gern! — erwiderte dieser — Sagt mir nur, wollt Ihr einen langen oder den kurzen Dolch.

Beide! — meinte der Ismaelit.

Mit Erlaubniß! — sagte der Bandit, sich gegen Selim neigend, warf den Mantel ab, gab Ali seine beiden im ledernen Gürtel steckenden Dolche und blieb unbewaffnet an der Thüre stehen. Ali verließ gleich darauf das Gemach.

Achmed den Römer, der nicht von der Thüre wich, im Auge behaltend, nahm aus einem Beutel die Zechinen und zahlte ihm das Geld, dieser dankte.

Herr! — sagte er — Ihr zahlt gut und habt Vertrauen zu mir, das soll Euch nicht gereuen. Wenn Ihr befehlt, steht Antonio zu Euren Diensten, und Euch zu schaden könnte ihn und die Seinen der Papst selbst nicht erkaufen.

Wir verlangen nichts von Dir als daß Du gehest! unterbrach ihn Achmed unwillig.

Erst muß ich Mantel und Dolch wieder haben. Geduldet Euch nur einen Augenblick, der Alte wird bald hier sein, er hat nicht weit! — erwiderte der Bandit und blieb unverrückt an der Thüre stehen.

Er hatte Recht, denn gleich darauf trat Ali ein und gab ihm Mantel und Dolch wieder.

Den langen hast Du genommen Kamerad, — sprach der Bandit — ich nehme fast immer den kurzen, er trifft sicherer und ist dreischneidig. Aber ich sehe, daß Du das Handwerk nur schlecht verstehst; da hängt ja noch Blut an dem Dolche! Rein muß die Waffe abgewischt werden, blank muß sie sein wie eine Braut, wenn sie zum Brauttanz geht. Nun empfehle ich mich zu ferneren Diensten, ich werde manchmal wieder nachfragen, ob Ihr mich braucht.

Ali! — sprach Selim zürnend, als der Italiener das Zimmer verlassen hatte — Warum hast Du eigenmächtig die blutige That vollführt?

Ich habe eine gute That gethan.

Wen hast Du gemordet?

Den Türken Hassan! ich ahnete, daß er es war und irrte nicht, und so hab' ich ihm die Wunde im Arm reichlich bezahlt. Schon bei unserm Ausschiffen in Civita Vecchia glaubte ich seine Spur zu wittern, und als er mir entgegentrat und mich fragte: Nun, ist's geschehen? da erkannte ich ihn und drückte ihm den Dolch statt Antwort so tief in's Herz, daß er kaum noch das Wort „Allah" ausrufen und mir so die Gewißheit geben konnte,

daß ich den Rechten getroffen habe. Wie werden sich morgen die Christen freuen, wenn sie einen ermordeten Muselmann auf der Straße finden!

Wage es nicht noch einmal! drohte Selim.

Und doch muß ich, Herr! Dich zu schützen ist meine Bestimmung. — Dann neigte er sich tief und verließ schweigend das Gemach, um seinen alten Platz vor der Thür wieder einzunehmen. — Hier zu Lande ist es anders als in dem langweiligen Frankreich, — brummte er vor sich hin — hier gibt es zu thun.

Aber auch hier gab es weiter nichts zu thun. Der Bandit ließ sich zuweilen blicken, fragte Ali, wie es stände, der ihn anfangs mit einem kurzen „Gut!" abfertigte, späterhin aber vertrauter mit ihm wurde. Sonst war Alles nur Lust und Freude. Die römischen Frauen fanden den Sultan schön, das Ausländische, Ungewöhnliche reizt, und so hielten sie ihn bald für den schönsten Mann und warben um seine Gunst. Feste folgten auf Feste; dem Papste zu gefallen, überboten sich die Kardinäle, wer den türkischen Prinzen am meisten mit Ehrenbezeigungen überhäufen könne, und ihren Frauen zu gefallen, gaben die Großen Roms Fest auf Fest, wobei Selim stets der Gefeierte war.

Jung, lebhaft, Freude an Vergnügen findend, schmeichelte dies Leben der jugendlichen Eitelkeit des Prinzen; täglich durchritt er mit zahlreichem Gefolge die Straßen Roms und aus den Fenstern der Paläste wie der Hütten blickte manches Auge nach dem schönen kräftigen Manne, dessen Auge glühend den einladenden Blicken der Römerinnen begegnete. Ganz Rom sprach in dieser Zeit von nichts als von Selim, der von einem Abenteuer zum andern flog.

Obgleich dieses rauschende Leben auch Blanchefort gefiel, mußte er doch seine Freunde vor den Dolchen der Römer warnen und selbst Antonio, der Bandit, ließ gegen Ali einige bedeutende Winke fallen, die dieser sogleich Achmed hinterbrachte. Auch dieser warnte, aber das feurige Blut Selim's machte ihn taub gegen alle Vorstellungen und selbst Helenens Thränen blieben unbeachtet.

Wenn sie und Achmed allein beisammen saßen, theilten sie sich gegenseitig ihren Kummer mit. Helenens Blüthe begann zu welken, sie ward bleich, die üppigen Formen ihres schönen Körpers schwanden und sie zahlte gleich ihren Schwestern den Tribut, den die Frauen des Orients für das frühere Entfalten der Zeit zahlen müssen. Sie sah Selim von Blume zu Blume flattern, sah ihn oft, wenn er von einem Banket kam, den ganzen Abend nicht, und kam er zu ihr, so war er zwar herzlich, nahm Theil an ihr, aber die Glut der Liebe war erloschen, sie lehnte sich nur noch an Freundes Brust statt wie sonst an dem Busen der Liebe zu erglühen.

So waren Monden in Lust und Freude vergangen, und waren so schnell und leicht dahin geflogen wie das Blatt, das der Wind auf seine Schwingen nimmt. Aber das wahre Glück blieb ihm fern, denn immer

noch legten die christlichen Mächte dem beabsichtigten Kreuzzuge Hindernisse in den Weg; Jeder dachte nur an sein Interesse, Keiner an das Interesse der Christenheit. Innocenz ging jedoch unermüdet seinen Weg, nahm oft seine Zuflucht zu Bitten, öfter suchte er das Interesse der Einzelnen zu seinem Zwecke zu gewinnen und drohte selbst mit Bann und Interdikt, Waffen, die damals schon ziemlich stumpf geworden waren; aber nichts konnte die verschiedenen Interessen vereinigen. Spanien hatte noch immer die Mauren im Auge, der junge König von Frankreich seine vermeinten Ansprüche auf Neapel, dem alten Friedrich von Oesterreich, dem deutschen Kaiser fehlte jede Kraft, jedes Mittel und selbst der gute Wille, und die italienischen Staaten, in zwei Parteien getheilt, standen sich feindlich gegenüber. So gelang es Innocenz endlich nur mit Mühe, den Fürsten das Versprechen abzudringen, seinen Plan thätig zu unterstützen. Deutschland, Polen, Ungarn und Böhmen sollten ein mächtiges Heer stellen und Bajazet zu Lande in Europa angreifen, während Frankreich, Italien, Spanien und England eine Flotte bemannen und den türkischen Koloß zur See, wahrscheinlich in Asien, angreifen sollten. An die Spitze der Landmacht, die der König von Ungarn befehligen würde, sollte Selim gestellt werden.

Bajazet, der schon lange die Plane des Papstes kannte, hatte schon früher Gesandte an den jungen König von Frankreich geschickt, die nicht allein alle Reliquien, die sein Vater in Konstantinopel und in den eroberten christlichen Provinzen gefunden hatte, sondern selbst Palästina, das er jedoch erst dem Sultan von Aegypten entreißen mußte, zu überliefern versprochen, wenn er ihm seinen Bruder, der damals eben im Begriff stand, Frankreich zu verlassen, auslieferte. Im Fall, daß dies jedoch nicht geschehen könne, versprach er dem Könige, für dessen Unterhalt jede Summe, die er nur verlange, zu zahlen.

Die Gesandten waren vielleicht nur einige Tage zu spät gelandet, um Karl den Achten zu Gunsten ihres Herrn zu stimmen, denn sie fanden Selim schon auf dem Wege nach Rom und der König verweigerte ihnen unter dem Vorwande, keinen Ungläubigen vor sich zu lassen, die Audienz und so mußten sie unverrichteter Sache nach Konstantinopel zurückkehren.

Jedem Unglücklichen wird auch der schwächste Lichtstrahl der Hoffnung zur leuchtenden Fackel. Auch Selim erschienen die von allen Völkern nach Rom gesandten Abgeordneten als Boten des Heils. Schon sah er sich an der Spitze eines mächtigen Heeres, schon zeigte ihm seine lebhafte Einbildekraft den Thron seiner Väter nicht mehr fern, und in diesem süßen Wahne, in dieser täuschenden Hoffnung sog er mit vollen Zügen die Freuden ein, die das genußreiche Rom ihm bot. In dieser Zeit wurden ihm zuweilen die Warnungen Achmed's lästig, oft die rohe Dienstfertigkeit Ali's zuwider; doch Helenens Zartheit, ihre Thränen und ihr Schmerz entfernten ihn nicht von ihr, die Achtung für sie war zu groß, ihre treue Ergebeit zu tief in

sein Herz geprägt, als daß sein Sinnenrausch sie hätte ganz verwischen können. Auch vergaß er nie, was er seinem alten Lehrer und Ali für ihre unerschütterliche Treue schuldig sei. Er zollte Achmed seine Achtung, Helenen innige Theilnahme, unwandelbare Freundschaft; aber welch' schwacher Ersatz ist sie einem glühend liebenden Herzen? höchstens ist sie ein schmerzvoller Trost, ein lindernder, doch nicht heilender Balsam. Selim's edles Gemüth war nicht in dem Rausche der Vergnügungen untergegangen.

Unter allen Kardinälen, die bisher, dem Papste zu gefallen, Selim mit Festen und Ehrenbezeigungen überhäuften, hatte sich der vielleicht reichste am kargsten gezeigt. Der spanische Kardinal Roderic Borgia schien sich wenig um den türkischen Prinzen zu kümmern, nie sah er ihn in seinem Palaste und nur selten fand er sich bei den Festen ein, die man zu Ehren Selim's gab. War es Geiz, war es der fromme Wandel, dem der Kardinal sich hinzugeben schien, er vernachlässigte den Prinzen ganz, obgleich seine Stelle als Vicekanzler der Kirche es ihm zur Pflicht gemacht hätte, in Verbindung mit einem Mann zu treten, auf den bei den jetzigen Verhältnissen der Papst so viel Gewicht legte. Plötzlich aber mußte der Kardinal seine Gesinnungen geändert haben, denn seit der Ankunft einiger seiner Nepoten, die mit ihrer Schwester Lucretia aus Spanien, wie Andere wollten, von Venedig gekommen waren, belebte ein anderer Geist den sonst so geräuschlosen Palast Borgia. Feste folgten auf Feste, und es schien, als ob die munteren Nepoten die Schlüssel zu den gefüllten Truhen ihres Oheims gefunden hätten. Ganz Rom, selbst der Papst war über diese Veränderung erstaunt und die Verläumdung verbreitete mancherlei Gerüchte, so daß bald Jedermann in Rom die Nepoten für des Papstes Kinder hielt, die sie auch wirklich waren.

Lucretia Borgia machte gleich bei ihrem ersten Eintritt in Rom Aufsehen. Sie war eine geistreiche Frau, eine Beschützerin der Künste, und ihre herrliche junonische Gestalt war so schlank und üppig, daß der zarteste Meißel nichts Vollkommeneres hätte bilden können. Ihr Gesicht war regelmäßig schön und ausdrucksvoll, Anmuth war in allen ihren Bewegungen, die Grazien hatten einen Zauber um sie gewoben, der unwiderstehlich gewesen wäre, hätten nicht unter den dunklen, gebogenen Brauen ein paar Flammen gesprüht, die den eigenen Zauber zerstörten. — Wäre es möglich gewesen, Bacchantin und Grazie in Eins zu verschmelzen, so hätte man das trefflichste Bild von Lucretia Borgia gehabt.

Bei einem Gastmahle, welches der Kardinal Sforza gab, sah sie Selim zum ersten Mal. War es die Schönheit des Mannes, war es die Neuheit der Situation, die sie hinriß; sie versuchte, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es mußte ihr gelingen: ein solches Weib, von der Natur so ausgestattet, ist für einen sinnlichen Mann unwiderstehlich, und bald sah er sich in den Zauberkreis gebannt, worin sie so geschickt jeden

Mann zu locken verstand, der ihr der Mühe werth dünkte. Selbst seine Nachbarin zur Rechten, Bianca Orsini, um deren Gunst er sich schon lange beworben hatte, vermochte mit all' ihren Lockungen nicht, ihn heute zu fesseln; seine Blicke blieben auf der schönen Spanierin geheftet, die sie zu beachten und zu verstehen schien. Von ihrem Bilde ganz durchdrungen, kam er vom Gastmahle nach Hause zurück und vermochte nicht, das, was in ihm vorging, still in sich zu verschließen, und selbst Helenens Herz mußte er durch die glühende Beschreibung dieses schönen Weibes kränken. Alles was ihn sonst in Rom entzückt hatte, schien ihm jetzt nicht mehr der Beachtung werth, selbst Bianca Orsini wurde von jetzt an von ihm vernachlässigt, und dies vergibt eine Römerin nur selten.

Zwischen Ali und dem Banditen hatte sich indessen eine Art Freundschaftbund geschlossen, der, manche gleiche Gesinnung abgerechnet, anfangs bei dem Einen aus Eigennutz, bei dem Andern durch die Gefahr entstand, in welcher er seinen Gebieter stets zu erblicken glaubte, und so von Tage zu Tage fester und inniger geworden war. Selbst der umsichtige Achmed suchte sich durch häufige Geschenke Antonio zum Freunde zu erhalten, der von Allem, was in Rom vorging, trefflich Kundschaft brachte. Täglich kam er in den Palast, warnte, gab guten Rath, unterrichtete Ali von manchem ihnen Nützlichen, was ihm und Achmed sonst sicher verborgen geblieben wäre und Achmed spendete dafür reichlichen Lohn, so daß zuletzt der Bandit gewissermaßen im Dienste des Sultans stand, ohne daß Selim es ahnete.

Wenige Tage nach jenem Gastmahle, wo der Prinz Lucretia Borgia zum ersten Mal gesehen hatte, kam Antonio zu Ali und erzählte ihm Alles, was dort vorgegangen war und dies so umständlich, daß der Ismaelit erstaunte und ihn fragte, wie er dies Alles wissen könne.

Diesmal geht es ganz natürlich zu; — sagte der Bandit — ich habe einen schwarzgelockten rüstigen Buben, der den Mädchen wohlgefällt und auch der Zofe der Signora Orsini; durch diese Quelle erfahre ich Alles und komme her, Euch vor beiden Frauen zu warnen, so wenig ich auch aus Erfahrung die Signora Orsini kenne, da sie mich und meine Gesellen bis jetzt noch nicht gebraucht hat. Doch weiß ich, daß eine römische Frau Untreue selten gelassen erträgt, öffentliche Zurücksetzung nie. Deshalb warne Deinen Herrn, Freund Ali, leicht könnte ich deshalb einen Auftrag bekommen, und wenn ich ihn auch nicht übernähme, fänden sich doch Andere, ihn zu vollziehen.

Im Vertrauen gesagt, — fuhr Antonio, nachdem er sich vorsichtig umgesehen hatte, mit gedämpfter Stimme fort — die Andere, Lucretia Borgia ist noch gefährlicher. Leute meines Gelichters haben die Nase eines Spürhundes und erkennen leicht, wer unserer bedarf. Mit den Nepoten des Kardinals soll es nicht geheuer sein, in ihrer Nähe riecht es diabolisch; man sagt, sie gebrauchten nicht nur unsere Dolche, sie hätten auch ein ge-

heimes Lebens-Elixir, wovon nur wenige Tropfen hinreichten, um jedem das ewige Leben zu verschaffen.

Ein bestialisches Land ist doch Italien! — fuhr Ali auf.

Deshalb hat auch unsere Zunft ein wachsames Auge auf sie! — fuhr Antonio fort, ohne für sein Land zum Ritter an den Türken werden zu wollen — denn sie pfuschen in unser Handwerk und mit jedem Tropfen aus der krystallenen Phiole entgehen uns wenigstens funfzig blanke Scudi. Uns ist daher so allerhand zu Ohren gekommen, was wir aber pflichtmäßig verschweigen müssen. Der Sultan mag sich vor der Lucretia in Acht nehmen und nicht mit ihr Scherz treiben, sie könnte ihm mit süßem freundlichen Lächeln den Becher kredenzen und die Lippen feurig küssen, die ihr Lebens-Elixir hinunterschlürften. Auch warnt doch die griechische Dame, die mir im Vorbeigehen schon oft mit abgewandtem Gesicht eine Zechine reichte, für sie würde wahrscheinlich der erste Tropfen sein.

Mensch! unterbrach ihn Ali — denke ich so recht über Dich nach, so erschrecke ich vor mir selbst, daß ich Gemeinschaft mit Dir und fast Neigung zu Dir habe. Du sprichst von Gift und Dolch und von einem Menschenleben, als ob Du eine Apfelsine schältest und würfest die Schale in die Tiber; fürchtest Du nicht Vergeltung?

Der Bandit lachte hell auf und ergriff den vor ihm stehenden Becher. Stoß an, Kamerad! — sprach er zu Ali und wenn Du wieder nach dem Colliseum gehest, einen Harrenden rasch in jene Welt zu befördern, so beantworte Dir unterwegs Deine Frage selbst.

Armer elender Mensch! — fuhr Ali auf und sein stechendes Auge sah feindlich auf den Zechgenossen — Stellst Du mich Dir gleich, weil ich der Richter eines undankbaren Böswichts war? Was ich that, gebot mir der Scheik und meine Pflicht, und Allah wird es mir lohnen; Du aber mordest für Geld, und die Brust dessen, der Dich heute für dreißig Dukaten erkaufte, durchbohrst Du morgen, zahlt sein Gegner Dir das Doppelte.

Halt! nicht so voreilig, Herr Ali! — unterbrach ihn Antonio — Das wäre gegen Banditenehre. Von dem ich Geld genommen habe, dessen Person ist mir bis zum Neumonde heilig; dann freilich ändert sich mit dem Monde mein Gewissen und ich bin meiner Verpflichtung quitt. Ueberhaupt, was Ihr mir da von Pflicht und Eurem Allah erzählt, halte ich für Thorheit. Prinz Selim gibt Euch Speise und Trank, neue Kleider, wenn Ihr sie bedürft, und ich glaube, auch manches Goldstück in die Tasche, da ich schon manches von Euch erhalten habe. Deshalb seid Ihr ihm verpflichtet und von ihm als sein Diener bezahlt, und so thut Ihr, was Ihr thut, auch für Lohn. Wer aber gibt dem armen Antonio etwas, das er sich nicht blutig verdienen muß? Kein Mensch! — Höchstens reicht ihm in einer Klosterküche ein feister Laienbruder eine magere, nur mit frommen Lehren gewürzte Suppe; und daheim, da wartet ein Weib und vier rothwangige Buben — der Aelteste, von dem ich Euch vorhin sagte, hilft mir

schon und verdient sein Brod — und zwei leichtgeschürzte Dirnen, die wollen Essen und Trinken und knappe Mieder und weite Hosen haben, und das muß ich schaffen. Gelernt habe ich nichts, Betteln ist ein verdrießliches langweiliges Handwerk und seit ich von Pater Pandolfo, dem Kapuziner, gehört habe, daß wir Menschen erst in jener Welt recht glücklich werden sollen und der Tod eine Wohlthat Gottes ist, mache ich mir auch kein Gewissen mehr daraus, eine arme Seele zum ewigen Glück schnell zu befördern. Sage ich doch bei jedem Stoße: „Ebarme Dich, lieber Herr Gott!" gehe dann in die Beichte, gebe dem ehrwürdigen Beichtiger einen Theil meines Lohnes ab, wofür er mich absolvirt und mir höchstens hundert Ave Maria zu beten zur Strafe auflegt, das ich auch pünktlich thue. Dann wandere ich sorgenfrei in meine Hütte, setze mich mit Frau und Kindern um den runden Tisch, wo der Krug mit gutem Wein nicht fehlen darf und bin dann in meinem Gott vergnügt, wie mein Nachbar der Schlächter, wenn er einen recht feisten Ochsen niedergeworfen hat.

Ali hörte dem Alten mit Grausen zu. Gewohnt, Dolch und Schwert selbst hinterlistig zu führen, hatte doch bisher der Wahn, daß seines Fürsten Gebot ihm die heiligste Pflicht sein müsse, nie den Gedanken in ihm aufkommen lassen: Du thust Unrecht! — Jetzt aber, da der Bandit gleich ihm einen Wahn nährte, indem er glaubte, die Absolution des Priesters wasche ihn rein von jeder Schuld, stieg zum ersten Mal der Gedanke in ihm auf: „Könntest auch Du Dich nicht täuschen, so gut als dieser Elende?" Er ging, ohne Antonio etwas zu erwidern, zu Achmed, bat diesen, ihm ein Goldstück für den Banditen zu geben und brachte es ihm.

Habe ein wachsames Auge auf die beiden Frauen! — sprach er dabei — Kaufe Dir heute einen Krug Wein und Dein Leibgericht, setzte Dich dann mit Weib und Kind um den Tisch und verzehre es in Frieden, den Dir kein Fürst, kein Priester zurückrufen kann, ist er aus Deinem Herzen einmal entflohen.

Von diesem Tage an war in der Brust des alten Ismaeliten ein finsterer Zweifel aufgestiegen, der ihm oft sein vergangenes Leben grell zurückrief; selbst Achmed, dem er seine Besorgniß mittheilte, konnte seine Zweifel nicht ganz lösen und ihm blieb nur noch der Trost: Ich that, wie ich recht zu thun glaubte!

Als Selim heute nach Hause kam, fand er mancherlei, was ihn aus seinem Sinnenrausche hätte erwecken können. Treu wiederholte Achmed Antonio's Warnung, treu schilderte er ihm Lucretia, wie der Bandit sie geschildert hatte. Zwar verspottete der Prinz die Warnung; noch stand das Bild der schönen Borgia lockend vor ihm, und er glaubte die schwärmerische Bianca zu unbedeutend, um sie der Rache fähig zu halten. Aber doch konnte er ein unangenehmes Gefühl nicht unterdrücken, dessen er auch in den glühendsten Augenblicken seiner so schnell entflammenden Leidenschaft nicht hatte Herr werden können. Wenn sein Blick in den Flammen-

augen der Spanierin sich spiegelte, hatte es ihm dann immer geschienen, als schössen die Augen flammende, giftige Pfeile auf ihn. Mehr aber als Warnung, Zweifel und Ahnung betrübte ihn die Nachricht, daß Helene den ganzen Tag ihr Lager nicht verlassen habe und sehr krank sei.

Selim eilte zu ihr. Lange schon hatte der Gram, dieser gefräßige Wurm, ihre Blüthe zerstört, lange schon hatte sie ihre letzte Kraft angestrengt, ihr Leiden vor Selim zu verbergen; sie fürchtete, durch Klagen ihn noch mehr von sich zu entfernen und verbarg heldenmüthig ihren Schmerz. Aber wer vermag den Gram in sich zu verschließen, ohne daß er das Herz bricht? Endlich muß man ihm dennoch unterliegen. So geschah es auch Helenen; ihr Herz war gebrochen, ihre Blüthe zerstört, kein Sonnenstrahl der Hoffnung konnte sie wieder beleben, denn selten nur sah sie den Geliebten und dann fühlte sie wohl, daß sie nur der Gewohnheit, höchstens dem Mitleid die freundlichen Worte zu verdanken hatte, die er ihr noch sagte. Selim fand sie auf ihrem Lager, aber nicht bleich, wie er geglaubt. Fieberglut brannte auf ihren Wangen und ihr Auge, sonst so sanft und mild, starrte ihn an, als ob sie ihn nicht kenne.

Wie geht es Dir, Helene? — fragte Selim mit inniger Theilnahme, ihre von Fieberhitze glühende Hand ergreifend. — Sie schwieg. — Kennst Du mich nicht, liebe Helene?

Ein krampfhafter Druck der zitternden Hand, ein bitteres Lächeln war ihre Antwort, dann schloß sie die Augen, als wolle sie schlafen.

Entfernt Euch, lieber Herr! — bat Achmed — Euere Gegenwart bewegt sie zu sehr; vielleicht, daß ein sanfter Schlummer sie jetzt erquicken will. Aber alles Zureden Achmed's konnte ihn nicht bewegen, die Kranke zu verlassen, und erst auf Zureden des eben eintretenden Arztes entfernte er sich.

Der Anblick Helenens hatte sein Gemüth tief erschüttert; es war ihm als sei er aus einem unruhigen Schlafe, aus einem schweren Traume erwacht, und er sehe jetzt sein im Rausche der Freuden genossenes Leben thränenschwer vorüberziehen. Arme Unglückliche, vielleicht durch mich Geopferte! — rief er aus — treue Seele, die mit unvergänglicher Liebe an mir hing und die ich so schlecht lohnte.

Noch stand er sinnend, als Ali rasch die Thür öffnete, sie aber leise hinter sich wieder schloß, als er seinen Gebieter so düster vor sich hinstarren sah. — Herr, — begann er endlich, da es ihm doch zu lange dünken mochte, ehe Selim ihn bemerkte — Herr, draußen steht Antonio und wünscht Euch zu sprechen.

Weis' ihn ab! — war Selim's kurze und rasche Antwort.

Er hat Euch Dinge von Wichtigkeit zu berichten.

Ich mag ihn nicht sprechen! Geh'! befahl er zürnend, als Ali zu gehorchen zögerte.

Er muß Euch sprechen, Herr! — erwiderte, trotz dem zornigen Blicke, der treue Ismaelit — es gilt das Leben —

Helenens?! — fuhr Selim plötzlich auf — So laß ihn kommen.

Obgleich sich Selim geirrt hatte, so ergriff doch Ali schnell die Gelegenheit, Antonio einzuführen.

Was hast Du mir zu berichten? fragte Selim, rasch auf ihn zutretend, den Banditen.

Das meine Furcht gegründet, meine Warnung nicht unnütz war.

Spricht deutlicher, aber kurz! befahl Selim.

Einige Worte müßt Ihr dem Römer schon erlauben, — fuhr dieser fort — mit wenigen Worten endet er selten, desto rascher aber will er sprechen; vorerst aber um Verzeihung bitten, wenn er von Dingen redet, die sich eigentlich nicht für ihn schicken. — Ali, die Ungeduld seines Herrn bemerkend, gab ihm ein Zeichen, sich zu beeilen. — Ihr habt, mein gnädiger und freigebiger Herr, der Signora Bianca Orsini den Hof, und ich fürchte nicht unglücklich gemacht, und habt sie dann bei einem Gastmahle des Kardinals Sforza vernachlässigt; dem erhörten Liebhaber verzeihen unsere Damen dies nie! Ueberdies habt Ihr sie einer Dame öffentlich nachgesetzt, die, wie man sagt, ihr an Rang und Schönheit gleich steht, das heischt blutige Rache.

Weiter, weiter! unterbrach ihn der Prinz.

Gestern ward mein Pipo gedungen, sein Probestück an Euch zu versuchen. — Die Narren! — So wenig Achtung für einen so wichtigen Mann wie Ihr, mein gnädiger Herr, zu haben und Euer edles Leben in die Hände eines jungen Laffen zu geben! Kurz, er lehnte es trotz der Bitten seiner Laurette ab und berichtete mir die Sache. Deshalb meine Warnung von heute früh. Doch hat sich wahrscheinlich ein Anderer gefunden, der den Dolchstoß zu thun der Signora versprochen, es aber wahrscheinlich wieder bereut und es denn einem Andern anvertraut hat, was weiß ich — kurz, dies ist schon zu den Ohren der Nichte des Kardinals Borgia gekommen und diese, rasch, entschlossen, schickt Einen meines Gleichen ab, der Signora zuvorzukommen. Der arme Teufel aber nimmt sich nicht klug und vorsichtig genug, ist zu hitzig, zu dienstfertig, will die That im Palast Orsini ausführen und wird, wie er nach den Zimmern der Dame schleicht, festgenommen, und ihm ohne Weiteres die Daumschrauben angesetzt. Er leugnet, hält auch männlich den zweiten Grad der Tortur aus, bei dem dritten aber vergißt er seinen Banditen-Eid und gesteht, weshalb er sich in den Palast geschlichen, und wer ihn dazu gedungen habe. Jetzt werden sie ihn wahrscheinlich erdrosselt, ihm einen Stein an den Hals gebunden und ihn in die Tiber geworfen haben, denn die Großen machen von so etwas nicht gern Aufsehen, und man sollte glauben, sie hätten deshalb einen geheimen Vertrag unter einander abgeschlossen. Niemand hätte etwas von der Sache erfahren, wenn nicht Laurette geplaudert und es meinem Sohne erzählt hätte.

Der Bandit hielt ein — Selim schwieg und war immer noch in Nachdenken begriffen. Das hielt Antonio für eine Aufforderung, weiter zu

reden. Ihr seht, mein erlauchter Fürst, — fuhr er fort — wie gefährlich es ist, in den Armen einer vornehmen Römerin zu liegen. Läßt Euch auch der Gatte in Ruhe, so müßt Ihr Euch doch für immer wie ein Galeerensklave von ihr fesseln lassen, wenn der Signora nicht selbst die Laune ankommt, Euch zu verabschieden. Seht Euch doch lieber unter den Bürgerdirnen, selbst unter den Landmädchen um, die mit Blumen und Früchten zur Stadt ziehen, und die oft frischer sind als der Saft ihrer Orangen und lieblicher als die bunten Blumen in ihren Körbchen; Gestalten sind es, schlank wie die Pinien, ohne Fehl und Makel. Seht nur einmal die frischen Lippen dieser Dirnen, sie lachen Euch entgegen wie der aufgesprungene Granatapfel, den ihre schöngeformte, wenn auch gebräunte Hand Euch reicht. Aber die Hauptsache ist, daß ihr Kuß keine so bittern Folgen zurückläßt wie bei den Hohen. — Aber mein gnädiger, freigebiger Herr, Ihr erwidert mir kein Wort, Euer Mund ist so stumm als Euere Hand, die sonst so freigebig und so deutlich sprach —

Achmed soll ihm zahlen, — unterbrach Selim das Geschwätz — ihm reichlich zahlen —

Und welchen Auftrag gebt Ihr mir? — Zahlt Ihr das Geld für die Römerin oder für die spanische Dame — welcher soll es gelten?

Keiner!

Das Geld ist leicht verdient, — meinte Antonio, die Zechinen, die ihm Ali brachte, in der Hand wiegend — und ich soll gar nichts dafür thun?

Nichts als gehen! befahl Selim. — Dankend empfahl sich der Bandit, der wohl eigentlich sein Geld redlich verdient hatte. — Für welche Menschen habe ich Dich, Unglückliche, geopfert! — fuhr, als der Bandit sich entfernt hatte, Selim aus seinen Träumen auf — Du duldetest ohne Klage, der Gram brach Dir das Herz und dennoch liebtest Du mich. Jene schwelgten an meiner Brust, saugten mit Vampyr-Gier an meinem Marke, füllten den Becher der Liebe bis an den Rand, und bin ich gesättigt, will ich ihn nicht mehr leeren, dingen sie Mörder, mich zu erdolchen und gelüsten nach meinem Herzblute!

Thatenlos habe ich hier wie ein lüsterner Knabe geschwelgt, — fuhr er unmuthig fort — den Plan meines großen Vaters über dem Buhlen der Weiber vergessen, mich im Genuß elender Dinge übersättigt und dabei an allem Großen, Edlen gedarbt. — Es soll anders werden! — Mit diesen Worten, mit diesem festen Vorsatz verließ er sein Gemach und kehrte zu Helenen zurück.

War es die schmerzvolle Krankheit des Mädchens, war es vielleicht die neu erwachte Liebe, vielleicht nur das Mitleid, das in Gestalt der Liebe sein Herz durchdrang, oder war es Abscheu, der, seit er die Unnatur der Liebe dieser beiden Frauen hatte kennen lernen, ihn von ihnen und allen Frauen Roms in diesem Augenblicke zurückhielt; er mied zu Achmed's und Ali's Freude jetzt jede rauschende Gesellschaft, blieb fast den ganzen Tag über an Helenens Krankenlager, sah wenig Menschen, nur Blanchefort war

und blieb auch hier noch sein täglicher Gesellschafter, sein Freund. Mehr als der Arzt und seine Arzneien wirkte sein liebevolles Benehmen auf die Kranke, so daß nach einigen Wochen ihm von neuem die Hoffnung wurde, sie könne genesen. Der Arzt sah jetzt wohl, daß Helene mehr am Gemüth als am Körper litt und da er jetzt ihr Verhältniß durchschauen konnte, gab auch er die Hoffnung nicht auf und freute sich, wenn er den Prinzen an dem Krankenbette fand, der hier mehr wirken konnte als er.

Die Hoffnung des Arztes war nicht getäuscht; mit der Heiterkeit ihres Gemüthes kehrte auch die Gesundheit wieder, und wenn Selim am Krankenbette saß und Worte der Liebe zu ihr sprach, dann fühlte sie sich fast zu glücklich und der glimmende Lebensfunke flammte hell auf. Mit jedem Tage ihrer Genesung umschwebte sie ein neuer Liebreiz und die Rosengluth begann schon wieder, wenn auch nur leise, ihre bleichen Wangen zu röthen. Bald konnte sie das Lager verlassen und Selim fand sich eines Tages froh überrascht, als er sie am Fenster sitzend fand und sie den Wunsch äußerte, er möchte doch heute ausreiten, damit sie ihn nach so langer Zeit wieder einmal sein stolzes spanisches Roß bändigen sähe. Gern willfahrte er ihrem Wunsch, bestieg sein Roß und von Achmed und einem glänzenden Gefolge von Dienern begleitet, sprengte er, sie grüßend, dahin; Ali war allein zu Hause geblieben.

Kaum daß Selim den Palast verlassen hatte, klopfte es leise an die Thüre des Vorzimmers, in dem der Ismaelit Wache hielt; er öffnete und ein junges reizendes Mädchen trat ein, einen Korb mit Früchten und Blumen tragend.

Kaufe der Herr einer armen Waise etwas ab! — sagte die Dirne, Ali die Früchte bietend — Die Apfelsinen sind süß wie meine Lippen und die Pomeranzen —

Nicht wahr, die sind sauer wie die meinigen? unterbrach sie Ali mürrisch und konnte doch nicht das Auge von dem reizenden Mädchen wenden, das, zu seinen Worten lächelnd, in dem Blumenkörbchen suchte, hier einen Rosmarinstengel hervorholte und ihn dem Ismaeliten anbot, der, von diesem Geschenk überrascht, unangenehm zurückfuhr und zornig sagte: Behalte Dein Todtenkraut und packe Dich!

Nur nicht so unwirsch, lieber Herr! — bat die Dirne — Rosen durfte ich Euch nicht geben, die soll mir die blasse Dame abkaufen, die ich vorhin am Fenster sitzen sah, und so wählte ich für Euch den dunklen Stengel Rosmarin. Wollt Ihr ihn nicht, so nehmt wenigstens diese Traube, aber führt mich nur zu der schönen Dame, die kauft mir gewiß alle meine Blumen und Früchte ab. Kommt, führt mich hinein!

Der Argwöhnische faßte das Mädchen scharf in's Auge, das ihn aber so schelmisch ansah, daß er wider Willen, obgleich brummend, sie freundlich zu Helenen führte.

Da bringe ich Euch eine zudringliche schwatzhafte Dirne! — sagte er,

während die Blumenverkäuferin sich mit mehr Anstand neigte, als wohl sonst die römischen Landmädchen zu thun pflegen, auf Helene zutrat und ihr die Blumen zum Verkauf anbot. Ali blieb, sie genau beobachtend in ihrer Nähe. Auch die Griechin war von dem Anblick des schönen Mädchens überrascht, was wirklich schön zu nennen war; diese regelmäßigen Züge, diese zarte Gestalt, diese schön gewölbte Stirn mit dem dunklen gescheitelten Haar, das in langen Flechten an dem schlanken Halse herabfiel, diese zarte Haut mußte auch einem weiblichen Auge gefallen. Sie nickte ihr freundlich zu, nahm das Körbchen und suchte sich unter den Blumen die schönsten heraus; als sie jedoch von den Blumen nach dem Mädchen aufsah, belauschte sie einen gar sonderbaren Blick, mit dem die Dirne sie betrachtete; es war ein ernster finsterer Blick, der jedoch, als sie sich bemerkt sah, schnell zu einem freundlichen wurde.

Was blickst Du mich so düster an? — fragte Helene, die Blumen rasch bei Seite legend und stand von ihrem Sitze auf — Was brütest Du in Deinem Innern, das sich so finster in Deinem Auge ausdrückt?

Verzeiht, Signora, einer armen Waise! — erwiderte das Mädchen, wollte Helenens Hand zum Kuß ergreifen, doch hielt sie plötzlich in der Bewegung an, als ob sie der Entschluß gereute — Die Erinnerung schwebte düster vor mir. Als ich Euch sah, stand das Bild meiner verstorbenen Schwester, der Ihr gleicht wie ein Tropfen Wasser dem andern, wie sie im Grabe lag, plötzlich vor mir und erschreckte mich.

Und weshalb fuhrst Du zurück, als Du meine Hand ergreifen wolltest?

Eine leichte Röthe überflog die Wangen des Mädchens und sie stammelte verlegen einige unverständliche Worte.

Schwarzäugige Dirne! — nahm Ali das Wort, der, da das Benehmen des Mädchens ihn befremdete, herzugetreten war — antworte der Signora wie es sich geziemt. Weshalb fuhrst Du vorhin zurück, als Du ihre Hand fassen wolltest?

Signora! — sprach das Mädchen, die langen dunklen Wimpern niederschlagend und nicht ohne Verlegenheit zu zeigen — ich sah etwas, das mich schreckte.

Was sahest Du? fragte Helene gespannt.

Mir gab der Himmel eine traurige Gabe. Doch, verzeiht, schöne Dame, und zürnt mir nicht. Laßt mich lieber schweigen. Euer Anblick hat mich sonderbar ergriffen, mich so traurig gestimmt.

Welche Gaben gab Dir der Himmel? rede Kind! sagte Helene mehr bittend als befehlend.

Ihr befehlt, so muß ich gehorchen. Mir gab der Himmel die Gabe, aus den Lineamenten der Hand die Zukunft des Menschen zu lesen, und da sah ich vorhin mit flüchtigem Blick Allerlei.

Helenens Auge ruhte Zweifel ausdrückend, doch besorgt, auf dem

Mädchen; dann sagte sie, rasch ihr die Hand reichend: Da, lies und sage mir offen, was Du gelesen hast.

Das Mädchen trat Helenen näher, ergriff ihre Hand und es stand von diesem Augenblicke an nicht mehr das leicht geschürzte Blumenmädchen, nein, eine hohe stolze Gestalt vor der Griechin, sah ihr mit scharfem durchbohrenden Blick in's Auge und warf dann einen ernsten Blick auf die Hand der Zitternden.

Signora, Ihr liebt! — sprach sie dann feierlich — liebt einen Ungetreuen; der Tod wird Euch bald von ihm trennen.

Wird er oder ich sein Opfer? fragte Helene, der Prophetin ängstlich ihre Hand entziehend.

Es stand dort nicht geschrieben, ob er, ob Ihr! — erwiderte sie mit fast höhnischer Kälte, nahm ihr Körbchen, suchte für Helenen die schönste Rose und reichte sie ihr, und sprach so freundlich und leicht, als ob sie bis jetzt nur getändelt habe — Einen Scudi werde ich doch wohl verdienen, schöne Signora? laßt Ihr mir den von dem Alten reichen, hier habt Ihr auch noch diese Orange in den Kauf.

Sie legte, dies sagend eine schöne Frucht auf den Tisch.

Gib ihr Geld, Ali! — befahl Helene — aber verlaß mich auch schnell, unheimliches Wesen, aus dessen Auge der Himmel strahlt und die Hölle glüht.

Das Mädchen hing ihren Korb an den Arm und betrachtete sie wieder mit starrem durchdringenden Blicke.

Komm, — sagte Ali, sie unsanft beim Arm packend — draußen sollst Du Deinen Lohn haben.

Das Mädchen neigte sich schelmisch vor Helenen und verließ das Gemach. Draußen gab ihr Ali einen Scudi.

Nun geh' und packe Dich! — sprach er mürrisch und schob sie unsanft hinaus.

Zum Dank laßt Ihr mir ja nicht einmal Zeit, alter Herr! — sagte das Mädchen, noch in der Thür stehend — aber ich bleibe ihn Euch nicht schuldig, seid dessen gewiß.

Bei diesen Worten warf sie die Thür hinter sich zu und lief trällernd die Treppe hinab.

Laß die Dirne nicht wieder zu mir! — sagte Helene, als Ali in's Zimmer trat — Mich schaudert noch, denke ich an das Mädchen, die mit ihrer Lieblichkeit, wie ein freundliches Kind des Frühlings vor mir stand und gleich darauf wie eine Tochter der Nacht mit ihren blitzenden Sternen mich unheimlich anstarrte. — Was wollte sie mit den Unglück verkündenden Worten: „Der Tod wird Euch bald von ihm befreien!" wohl sagen? — murmelte sie leise vor sich hin und stützte gedankenvoll ihr mattes Haupt. So fand sie Selim.

Bald erfuhr er die Ursache ihrer Trauer, nahm jedoch die Sache leichter und meinte, es wäre wahrscheinlich nur eine kleine List des Mäd-

chens gewesen, ihr einige Scudi abzulocken. Achmed aber, der sich genau nach Allem erkundigte, befahl Ali, wenn das Mädchen wieder käme, sie nicht wieder vorzulassen, jedoch festzuhalten, damit man eine nähere Untersuchung, wer sie sei, oder wer sie geschickt habe, mit ihr anstellen könne.

Als Ali seinem Freunde Antonio den Vorfall erzählte, wobei er ihm Gestalt und Aussehen des Mädchens beschreiben mußte, wurde der Bandit immer aufmerksamer.

Höre, Freund Ali! — sagte er nach einigem Nachdenken — laß die Dirne nicht wieder zu der Signora, aber hüte Dich, sie aufhalten zu wollen; weise sie ab, aber laß sie ruhig gehen; ich fürchte —

Was fürchtest Du? fuhr Ali über diesen Rath unmuthig auf.

Es gibt Dinge hier in Rom, mein lieber Muselmann, wovon Du nichts träumst; Dinge, wo man besser thut, man geht ihnen aus dem Wege, als daß man ihnen in den Weg tritt; kurz Dinge, wo Einer meines Gleichen klug handelt, wenn er schweigt, denn mit den Großen ist hier am wenigsten gut Kirschen essen.

Ali verstand von dem Allen nichts und schwieg; doch mochte er es seinem Herrn erzählt haben, denn das nächste Mal, daß Antonio kam, ließ ihn Selim rufen und befahl, sich deutlicher über das, was er Ali gesagt, auszusprechen. Antonio aber blieb dabei, daß er seine Vermuthungen nicht laut werden lassen dürfe, und als Selim ihm drohte, ihn zum Sprechen zu zwingen, blieb der Bandit gelassen und sagte, ohne die mindeste Furcht zu zeigen: Herr! was könntet Ihr mir thun? — Marterwerkzeuge habt Ihr nicht, mir Worte zu erpressen, auch seid Ihr zu edel dazu; zwar könnte mich Euer Schwert vielleicht eher tödten ehe ich meinen Dolch zöge, aber dann wäre ich ja für immer stumm und Ihr erführet doch nichts, und überdies brächte Euch jede ernstliche Drohung um einen treuen Diener und machte ihn vielleicht zu Eurem Feinde — deshalb gönnt mir die Laune, zu schweigen.

Helene suchte Selim's Zorn zu beschwichtigen und es gelang ihr bald; er ließ sogar dem halsstarrigen Verschwiegenen, zur Vergütung der harten Worte, die er ihm gesagt, einige Zechinen auszahlen.

Ich nehme nichts umsonst! — sagte der Bandit, lächelnd die Zechinen einsteckend — und damit Ihr seht, welch guter Diener und wie dankbar ich bin, und wie viel besser es war, mir drei Zechinen zu geben als mir die Gurgel abzuschneiden, will ich Euch gleich einen guten Rath, der wohl dreihundert werth ist, geben. Eßt die fleckige Orange nicht, die ich dort auf dem Tischchen liegen sehe, sie ist vergiftet!

Vergiftet! — riefen Selim und Helene zugleich — Das Blumenmädchen ließ sie zurück.

Das dachte ich wohl! meinte Antonio und schien deshalb gar nicht verwundert, nahm ein Messer, durchschnitt die Orange, öffnete einem Hunde, der sich eben im Zimmer befand, die Schnauze und träufelte ihm

den Saft hinein. Noch am Abend krepirte das Thier unter furchtbaren Zuckungen.

Seit diesem Vorfalle lauerte Ali wie der blutgierige Tiger auf seine Beute, auf das Blumenmädchen, aber eine Woche war vergangen und sie hatte sich nicht wieder blicken lassen, und fast war sie von Selim und Achmed über wichtigeren Dingen vergessen worden. Die Könige von Ungarn und Polen rüsteten, ihrem Versprechen gemäß, ein Heer; Maximilian von Oesterreich, der nach seines Vaters Tode den Kaiserthron bestiegen hatte, versprach thätige Hilfe, und Karl von Frankreich brachte gleichfalls ein mächtiges Heer auf die Beine, doch fürchtete man in Rom, da er der Verabredung gemäß keine Flotte ausrüstete, die Armada gelte Neapel und den Ansprüchen des Hauses Anjou mehr als Sultan Bajazet. Alle diese Neuigkeiten belebten Selim's Muth, und sich leicht jeder Hoffnung hingebend, dachte er schon jetzt an seine Reise nach Ungarn, um sich dort an die Spitze des Heeres zu stellen. Er hatte deshalb mit einigen Kardinälen, selbst mit dem Papste mehre Unterredungen, und schon durch Helenens Krankheit aus seinem rauschenden Leben herausgerissen, lebte er jetzt nur ganz der Zukunft und seinen weitaussehenden Entwürfen.

Ali allein behielt noch das Blumenmädchen im Gedächtnisse. Als Selim und Achmed eines Tages zu dem Kardinal Colonna, einer eben erhaltenen wichtigen Nachricht wegen, sich begeben hatten und er mit Antonio bei'm Becher saß und zechte, brachte er auch jetzt das Gespräch auf das Mädchen und hoffte, der Wein sollte Antonio's Zunge lösen. Der aber trank und schwieg. Da klopfte es leise an die Thür, Ali öffnete und zu seiner großen Freude trat die Dirne, ihr Körbchen am Arme, herein.

Tritt näher, Kindl — sagte der Ismaelit mit erzwungener Freundlichkeit, und kaum daß das Mädchen sich einige Schritte von der Thür entfernt hatte, schloß er sie schnell hinter ihr zu — Nun ist der Vogel gefangen! — rief er freudig — Setze Dich, Kind, und warte die Rückkehr meines Herrn ab, er wünscht auch, Deine Bekanntschaft zu machen. Setze Dich dorthin, hübsch fern von der Thür, und lasse es Dir bei uns gefallen.

Das Mädchen, obgleich ihm das Schließen der Thür nicht entgangen war, setzte sich, ohne etwas zu erwidern, gleichmüthig auf den bezeichneten Sessel. Ali aber nahm seinen Platz so, daß er zwischen ihm und der Thür saß; Antonio aber ging unruhig im Zimmer auf und ab. Endlich bat er Ali, die Thür zu öffnen, weil er sich entfernen müsse. Aber ehe noch Ali ihm seine wahrscheinlich abschlägige Antwort geben konnte, bat ihn die Dirne, zu bleiben, da es ihr nicht behage, allein in der Gesellschaft dieses Muselmanns zu sein. — Antonio blieb, doch sah man es ihm an, daß ihn etwas beunruhigte, denn er schob den Becher zurück, den Ali ihm reichte, und ging von neuem mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab.

Nach einer kleinen Weile erhob sich das Mädchen plötzlich von ihrem

Sitze. Der Spaß dauert mir zu lange, — sagte sie gebieterisch auf Ali zutretend — Geh', schließ' die Thür auf, Sklav!

Ali, anfangs von dem Tone und dieser Anrede überrascht, stutzte, doch nur einen Augenblick. Setze Dich ruhig nieder, Dirne, — rief er zornig — oder bei'm Propheten sei es geschworen, ich binde Dich an jene Bettpfoste mit Stricken fest.

Das Mädchen blickte verachtend auf ihn. Antonio, — sagte sie dann im befehlenden Tone — öffne mir die Thür!

Der Bandit schien gehorchen zu wollen, aber Ali kam ihnen zuvor und stellte sich mit gezücktem Schwerte davor. Haha, ich merke, Ihr seid alte Bekannte — sagte er, sich in Vertheidigungszustand setzend — ich warne Euch, verhaltet Euch ruhig!

Was mir begegne, komme über Dich, Bandit, Du stehst mit Deinem Leben dafür, daß ich dies Haus frei verlassen kann! sagte jetzt die Dirne zu Antonio, der verlegen mit der Schnur seines Mantels zu spielen schien, plötzlich aber ihn von der Schulter riß, ihn Ali über den Kopf warf, und ehe dieser sich von dem Umhüllenden losmachen konnte, ihn unterlief, packte, das Schwert entwand und den Ueberraschten mit kräftigem Arme weit in das Zimmer schleuderte. Als Ali sich von dem Mantel losgemacht hatte und aufgesprungen war, war Antonio und das Mädchen verschwunden; er eilte nach der Thür und fand sie verschlossen.

Ingrimmig stand er da und stampfte ohnmächtig mit dem Fuße. Seine Beute war ihm entwischt und der einzige Mensch, mit dem er zechen und plaudern, der ihm die Langeweile vertreiben konnte, und den er für seinen Freund gehalten hatte, war zum Verräther an ihm geworden. Der Unmuth erpreßte ihm Thränen, er schlug in seinem Zorne an den nackten Schädel, der sich hatte überlisten lassen, und hätte seine magern Arme zerschmettern mögen, daß sie ihm gegen diesen riesenhaften Banditen die Dienste versagt hatten. Endlich kam ihm zur Beruhigung der Trost eines ächten gläubigen Muselmannes. Es war Bestimmung, daß die Dirne mir entwischen sollte, und hätte ich zehn Augen und hundert Arme gehabt, sie wäre doch entkommen. Dieser Gedanke beruhigte ihn einigermaßen, doch blieb er zweifelhaft, ob er es Selim verschweigen oder seine Schande bekennen sollte. Seine Pflicht siegte und so erfuhr der Sultan bei seiner Nachhausekunft den Vorfall, den man jedoch Helenen zu verschweigen beschloß.

Alles ging jetzt einer frohen Entscheidung entgegen. Ungarn, Polen, auch Deutschland rüstete ernstlich, König Karl von Frankreich gab dem Papste die heilige Versicherung, daß der Zweck seiner Armada nur Constantinopel sei, und nichts schien mehr dem Kriege gegen Bajazet im Wege

zu stehen. Auf Selim's Gemüth wirkte dies wie ein elektrischer Schlag, und nur an die Entthronung Bajazet's denkend, saß er täglich mit dem Abgesandten Ungarns und den erfahrensten Kriegsobersten Italiens zusammen und besprach sich über den zukünftigen Feldzug. Da er das türkische Heer und die Art der Kriegführung der Muselmänner genau kannte, gab er den alten Kriegern manchen weisen Rath und vermehrte so das Vertrauen, das man in ihn gesetzt hatte.

Helenens Gesundheit stärkte sich indessen mit jedem Tage und gab ihm nicht mehr Anlaß zu trüben Sorgen. Der Arzt hatte sie für gänzlich hergestellt erklärt und ihr verordnet am kommenden Tage zum ersten Mal die frische Luft wieder zu genießen. Helene hatte so lange Zeit ihr Zimmer nicht verlassen, daß diese Erlaubniß sie in eine unbeschreiblich frohe Stimmung versetzte, auch war es für ihre Umgebung ein wahrer Freudentag, als sich die Nachricht im Palaste verbreitete, daß morgen ihre Gebieterin nach so langer Zeit das Zimmer wieder verlassen werde, und schon am Abend vorher stritten sich die Diener um die Ehre, sie begleiten zu dürfen, denn Alle liebten die sanfte, gutmüthige Griechin. Am andern Tage verließ sie, nach damaliger Sitte von acht Dienern begleitet, bei heiterem, klarem Himmel den Palast, setzte sich in eine Sänfte, da sie sich noch zu matt fühlte, ihren Zelter zu besteigen, und ließ sich nach dem Theile der Stadt tragen, wo jetzt die Villa Medicis prangt und einst die Gärten des Lucullus standen. In dieser damals einsamen Gegend, wo man zwar die herrlichste Luft einathmete, jedoch nur selten Menschen fand, lagen nur einzelne Hütten und Gartenhäuser zerstreut und es war fast der menschenleerste Theil der Stadt. Hier verließ sie die Sänfte, und von einer ihrer Zofen geführt, versuchte sie eine kleine Anhöhe hinaufzusteigen, von wo die Aussicht reizend sein mußte. Kaum hatte sie sich aber nur wenige Schritte von ihrer Begleitung entfernt, als sie Reiter auf sich zukommen sah und hinter sich Waffengeklirr hörte. Sie verlor die Gegenwart des Geistes nicht, eilte so rasch als es ihre Kräfte erlaubten, die Höhe hinan, aber bald sah sich verfolgt und ereilt. Ein Krieger warf einen Schleier über sie, drohte, bei dem geringsten Laut sie zu erdolchen, packte dann die Zitternde, die vom Schreck gelähmt, nicht von der Stelle konnte, und trug sie zurück. Hier ward ihr der traurige Anblick, mehre ihrer Diener schwer verwundet am Wege liegen zu sehen, und keiner der sie Begleitenden zeigte nur das mindeste Mitleid mit dem Stöhnen und Angstruf der Sterbenden, sie verhöhnten sogar die Unglücklichen. Jetzt gab einer, der der Anführer der Rotte zu sein schien, den Befehl, die Sänfte rasch herbeizuschaffen, sie mußte sich in die auf allen Seiten verschlossene setzen und wurde so fortgeführt.

Einige ihrer Diener, die sich durch schnelle Flucht gerettet hatten, brachten die traurige Botschaft in den Palast, wo Selim abwesend war. Schnell ließ Achmed alle Diener bewaffnen und aufsitzen und sprengte

nach dem Orte hin, wo der Gewaltstreich verübt worden war. Sie fanden die Todten geplündert und nur einen Verwundeten, der sie von dem weiteren Vorgange der Sache unterrichten und ihnen den Weg zeigen konnte, den die Krieger mit Helenen genommen hatten. Achmed verfolgte ihre Spur, aber bald verlor er sie in dieser wenig bewohnten Gegend und als er an einen Kreuzweg kam, konnte ihn selbst der Hufschlag der Rosse nicht mehr leiten, da sich hier mehre Wege kreuzten und die Reiter sich überall hin zerstreut hatten. Unverrichteter Sache mußte er heimkehren und bei Selim's Nachhausekunft ihm die traurige Nachricht mittheilen. Dieser bedachte sich keinen Augenblick, bestieg ein Roß und sprengte nach dem Vatican, dem Papste, der sich stets so väterlich gegen ihn benommen hatte, die Sache vorzutragen und ihn zu bewegen, alle Mittel zu ergreifen, den Thäter zu entdecken. Aber der heutige Tag sollte ein Unglückstag für ihn sein; sein Gönner, der Kardinal de la Rovere kam ihm im Portal des päpstlichen Palastes mit der traurigen Nachricht entgegen, daß ein Schlagfluß den heiligen Vater getroffen und an keine Rettung seines Lebens zu denken sei; auch gab er ihm den Rath, sich während des Conclave eingezogen und still zu verhalten, und wo möglich seine Wohnung nicht zu verlassen, bis er wisse, was er von dem neuen Papste zu hoffen habe. —

Niedergeschmettert von dieser Nachricht, von der Entführung Helenens tief gebeugt kehrte Selim zurück. Die Geliebte war ihm geraubt und sein väterlicher Freund kämpfte nur noch einen schwachen Kampf mit dem Tode. Alle schönen Träume der Zukunft waren dahin; mit Innocenz starben alle seine Hoffnungen, mit Helenen war ihm jedes Herzensglück genommen. Achmed's tröstende Worte blieben ohne Kraft; Ali's theilnehmenden Blick, da er den kühnen Mann, den Sohn des Gebieters des Orients, so entmuthigt vor sich sah, beachtete er nicht. Aber in diesem ewig Thätigen schien der Anblick seines so tiefgebeugten Herrn neuen Muth zu wecken. Ein glücklicher Gedanke mochte in ihm aufgestiegen sein, denn mit einem Blicke voll Zuversicht reichte er Achmed die Hand, da er doch sonst sich ihm mit Ehrerbietung nahte, drückte sie, raunte ihm ein leises „Verzweifelt nicht!" zu, verließ dann plötzlich das Zimmer und eilte von einem römischen Diener begleitet, aus dem Palast, der lebhafte Geist des treuen Ismaeliten hielt auch den Strohhalm für ein rettendes Fahrzeug, als er mit dem Diener zuversichtlich durch die Straßen Rom's ging, Antonio aufzusuchen. Nie hatte dieser Vorsichtige ihm vertraut, wo er wohne, nur aus manchem hingeworfenen Worte glaubte er die Vermuthung ziehen zu können, daß er jenseits der Tiber in einer abgelegenen Straße wohne und Antonio Petrucci heiße. Alles vergessend, was zwischen ihnen vorgefallen war, wollte ihn Ali aufsuchen, da er dessen Verschlagenheit so sehr vertraute, ihn durch Geld zu gewinnen, damit er ihn zur Auffindung Helenens behilflich sei.

Sie hatten jetzt die Straße, in der sie ihn zu finden hofften, erreicht

und fast von Haus zu Haus nach Antonio Petrucci gefragt; aber Niemand wollte diesen Mann kennen. Da begegnete ihnen ein munterer Bursche, der seinen braunen Mantel keck um die Schulter geworfen hatte; und sorglos sein Liedchen trällerte; auch an ihn that Ali die so oft wiederholte Frage und erhielt auch hier die Antwort: Den Mann kenne ich nicht!

Doch was wollt Ihr bei ihm? — fuhr er dann fort — Sucht Ihr vielleicht Händel mit ihm, so habt Ihr den Ort schlecht gewählt; die Transtiberaner sind nicht die Friedfertigsten.

Ich suche keine Händel, sondern einen alten Freund, von dem mich ein kleiner Zwist trennte! — erwiderte Ali — Ich suche ihn aus alter Freundschaft auf, um ihn ein gut Stück Geld verdienen zu lassen.

So? — sagte der junge Mann — das ist etwas Anderes! — und maß mit durchdringendem Blicke den Ismaeliten — Fast glaube ich Euch zu kennen, Herr! wenn auch nur dem Namen nach. Seid Ihr nicht im Dienste des türkischen Sultans?

Ali nickte bejahend.

So laßt den Burschen, der Euch begleitet, hier zurück; nur allein kann ich Euch zu dem bringen, den Ihr sucht.

Da hast Du meine Börse, Bartolo! — sagte der vorsichtige Ali, dem Diener einen Beutel in die Hand drückend — gib sie Achmed, und kehre ich nicht zurück, sage ihm, wo er meinen Leichnam aufsuchen soll.

Der junge Mann lächelte bei diesen Worten.

Du siehst, Bursche! — wendete sich nun Ali zu diesem — daß ich Dir vertraue. Leer sind meine Taschen und Du kannst bei mir auf schlechte Weise nichts verdienen als ein Paar Tropfen Blut, das auch ohne Dich bald in's Stocken gerathen wird, und einen Leichnam, der selbst den Fischen eine schlechte Mahlzeit sein würde; auf ehrliche Weise aber soll Dir zum Lohn manche Zechine werden.

Um auch so offenherzig zu sein wie Ihr, — erwiderte der Römer — sage ich Euch, daß Antonio Petrucci, wie Ihr glaubt, daß der Mann heiße, mein Vater ist und ich Euch zu ihm führen will, aber mit gezücktem Dolche hinter Euch stehen bleibe; es bedarf nur eines zweideutigen Blickes und er trifft Euch.

Komm nur, Bursche! — sagte Ali — mache nur geschwind, für meine Ungeduld machst Du viel zu viel Worte.

Ihr habt nicht weit zu gehen! meinte der junge Mann, trat in eine kleine Hütte und lud Ali ein, ihm in diese Spelunke zu folgen. Dieser zauderte einen Augenblick bei dem Anblicke dieser Wohnung des Elendes, doch der Gedanke an seinen Herrn und an Helenen gab ihm den Muth hinein zu treten. Jetzt öffnete sein Begleiter eine niedere Thür und der Ismaelit war nicht wenig von dem Schauspiele überrascht, was sich ihm hier zeigte. In einem reinlichen, mit allerhand heiligen Bildern ausgeschmückten Stübchen saß der Thür gegenüber Antonio, auf seinem Schooße zwei Knaben

schaukelnd, ein dritter kniete vor ihm und spielte mit dem Dolche und übte sich, die Vertiefung einer Orange damit zu treffen; seitwärts saß eine hübsche junge Dirne mit feurigen Augen und drehte die Spindel.

Bei Ali's Eintreten hatte Antonio die Knaben unsanft von sich gestoßen und war aufgesprungen. Sein Auge mochte nichts Gutes verkünden, denn der Sohn rief rasch: Wir kommen in Frieden, Vater!

Ja, in Frieden! wiederholte Ali und reichte dem Banditen die Hand zum Willkommen, die auch Antonio ergriff.

Unvorsichtiger Bube! — sagte er nach der ersten Begrüßung — wie kannst Du einen Fremden, der meine Wohnung nicht kennt, sie nicht kennen soll, hier einführen? Das verdient Züchtigung, wir sprechen hernach darüber, jetzt geh.

Er gab ein Zeichen und schnell verließen sämmtliche Kinder die Stube; auch das Mädchen, das Ali genau betrachtete, folgte mit ihrer Spindel.

Ihr denkt in diesem Augenblicke gewiß an das Blumenmädchen; das war sie nicht. Doch setzt Euch und sagt mir, was Euch hierher führt.

Ali erzählte ihm nun, was vorgefallen war und bot ihm funfzig Zechinen, wenn er den Aufenthalt Helenens auskundschaften könne.

Das heißt doch nur, wenn ich Euch sagen kann, auf welchem Fleck man sie verscharrt hat? — erwiderte Antonio. — Je nun, das wäre wohl möglich, und Eurer Erzählung nach ist sie sicher nicht mehr unter den Lebenden.

Ali erschrak. — Wißt Ihr? — fuhr er auf.

Ich weiß nichts! — fiel ihm dieser in die Rede — Wenn der Papst im Sterben liegt, weiß in Rom kein kluger Mann etwas. Wissen doch selbst die Kardinäle nicht, wen sie wählen sollen. In dieser Zeit, Freund Ali, liegt eine schwüle drückende Luft über Rom; Jeder, das Gewitter fürchtend, kriecht in sein Nest und bleibt da ruhig, bis die Luft wieder rein und der Papst gewählt ist. Es ist dann eine schlimme Zeit für unser Handwerk; nie ist mehr Gelegenheit, etwas zu verdienen, nie ist es aber auch gefährlicher, denn man weiß nicht, welche Partei ans Ruder kommt. Ich kann nichts für Euch thun!

Ali bot noch mehr Geld, aber Antonio blieb bei seinem Weigern; der Ismaelit wurde ungeduldig, vergaß, wo er und warum er hier war, zürnte mit Antonio, warf ihm sogar Undank vor und berührte auch den Vorgang mit dem Blumenmädchen, wobei er ihm die bittersten Vorwürfe machte; aber Alles dieses hörte Antonio gleichmüthig an.

Ali! — sagte er endlich — ich bitte, schweigt. Ihr seid ein alter Thor, der Rom und die Welt nicht kennt, deshalb ist Euer Urtheil so seicht. Mir hätte mein Hals gar arg jücken müssen, wenn ich dem Mädchen nicht aus dem Palaste geholfen hätte; hundert Zechinen hat es mir eingebracht. Doch einem gescheidten Mann hab' ich genug gesagt, um ihn auf die Spur zu bringen; deshalb still davon. Aber eins will ich noch thun, jedoch müßt

Ihr mir bei dem Barte Eures Propheten schwören, von dem, was ich Euch sagen werde, keiner lebenden Seele, selbst dem Sultan nichts anzuvertrauen.

Ali schwur und horchte gespannt auf.

Wenn ich Euch in dieser Zeit durch Einen meiner Buben — seht sie Euch genau an, daß Ihr sie wieder kennt — drei Feigen schicke, dann sattelt Eure Rosse und jagt aus Rom so schnell Ihr könnt und wohin Ihr wollt; an jedem andern Orte ist es für Euch besser als hier.

Ali wollte eine nähere Erklärung, Antonio aber pfiff statt Antwort und auf dieses Zeichen traten seine Kinder wieder ein.

Seht sie Euch alle an, besonders den rothwangigen Burschen dort, er wird wahrscheinlich der Bote sein. Pipo! — befahl er dann dem jungen Manne — begleite den Herrn bis jenseit des Flusses, und nun Gott und St. Stephan mit Euch!

Dies sagte er mit so festem Tone, daß Ali wohl sah, daß hier nichts weiter zu thun sei.

Gott mit Euch! wiederholte der Bandit, drückte ihm treuherzig die Hand, der nun mit dem Sohne die Spelunke verließ.

Als er in den Palast kam, hatte dort die Nachricht, daß der Papst trotz aller angewandten Hilfe gestorben sei, Alles in Trauer versetzt und Selim war trostlos. Welch ein düsterer Nebel hatte sich mit diesem einen Tage vor seine glänzende Zukunft gebreitet, die ihm so hell erschienen war! Mit Ungeduld erwartete er das Ende des Conclave, wohin sich die Kardinäle gleich nach dem Leichenbegängniß des Papstes begeben hatten, schloß sich bis dahin in seinem Palaste ein und sah Niemand als den Ritter Blanchefort. So war das Haus der Freude plötzlich zum Trauerhause geworden.

Es waren seit dem Tode des Papstes neun Tage verflossen, als ein Knabe mit einem Körbchen in das Vorzimmer zu Ali trat. Mein Vater läßt Euch grüßen, — sprach er, setzte das Körbchen vor ihn hin und entfernte sich schnell wieder. — Voll banger Ahnung hob Ali rasch den Deckel des Körbchens und fand die drei Unglück wahrsagenden Feigen darin. Schnell lief er in den Stall, befahl in aller Stille, drei Rosse zu satteln und eilte nun zu seinem Gebieter. Herr! — sprach er mit Hast — ich habe ein Wahrzeichen bekommen, das mir die Gewißheit gibt, Dir drohet Gefahr! — Entfliehe aus Rom, da es noch Zeit ist, nimm Gold und Geschmeide mit, so viel Du hast, und verlaß diese Unglückstadt!

Was für Gefahr drohet mir? fragte Selim, über Ali's Benehmen erstaunt.

Weiß ich's, Herr? Aber ich bitte, ich flehe Dich, eile fort von hier!

Wer warnte Dich? — fragte Achmed, während Selim, noch immer über Ali verwundert, ihn staunend anblickte.

Meine Zunge bindet ein Schwur, Herr! ich darf nicht reden, muß schweigen.

Kennst Du die Gefahr, die unserm Gebieter droht? —

Ich kenne sie nicht! erwiderte der Ismaelit.

Thöriger Mensch, für was bangst Du? — fuhr ihn der Sultan an — Glaubst Du, ich werde in diesem entscheidenden Augenblicke Rom ohne Grund verlassen, bloß weil man Dich gewarnt hat? Glaubst Du, ich werde Deinem Rath folgen, da Du selbst die Gefahr nicht kennst, die uns drohen soll? Nenne mir erst den, der Dich warnte, oder mache mich mit der Gefahr bekannt; ehe ich beides nicht kenne, verlasse ich Rom sicher nicht.

Ali stand voller Verzweiflung vor seinem Herrn. Er durfte nicht reden, nicht Antonio nennen, und hätte er auch seinen Eid brechen und ihn nennen wollen, sah er nun wohl, daß der Sultan blos auf die Warnung des zweideutigen Banditen Rom nicht verlassen würde. Er ging unmuthig hinunter, die Rosse absatteln zu lassen, und statt seiner trat Blanchefort ein.

Ich hab' Euch schlimme Botschaft zu bringen, — begann der Ritter — Rodrigo Borgia ist so eben zum Papst gewählt worden. Hört nur den Lärm auf den Straßen und wie der tolle Pöbel jauchzt, als ob ein großes Heil der Stadt widerfahren wäre.

Der Kardinal Borgia zum Papst erwählt?! — murmelte Selim vor sich hin, und das Bild von Lucretia mochte in diesem Augenblicke vor ihn treten, denn er schauderte zusammen — Das ist wahrlich nicht erfreulich für mich!

Er ist Feind des Kardinals de la Rovere, Eures Beschützers, — fuhr der Ritter fort — und somit wahrscheinlich nicht Euer Freund. Euer Verhältniß zu seiner Nichte war, glaub' ich, auch nicht geeignet, sie jetzt zu Eurer Fürsprecherin zu machen, doch Ihr könntet —

Schweigt von ihr! — unterbrach ihn Selim — Kein Wort weiter über sie!

Aber demungeachtet fuhr Blanchefort fort, von ihr zu reden und meinte, durch sie allein könnte der Sultan die ihm so nöthige Gunst des Papstes gewinnen. Aber Selim wies den wohlgemeinten Rath mit Stolz zurück, denn er fühlte jetzt vor dem Weibe, das ihm noch vor kurzem so reizend, so würdig seiner Bewerbung erschienen war, Abscheu. Ihn schauderte, dachte er an sie, denn eine Ahnung, sie sei das Blumenmädchen gewesen, sie habe die unglückliche Helene gewaltsam entführen lassen, hatte ihn längst schon erfaßt. Was Allah über mich beschlossen hat, weiß ich nicht, — gab er gefaßt Blanchefort zur Antwort — was mir geschehen soll, dem kann ich nicht entgehen, ich erwarte mein Schicksal gelassen, ich kann an meiner Bestimmung nichts ändern.

Auch der wohlmeinende Rath des Ritters wurde nicht befolgt. Es

schien auch fast, er sei wie die Bitte Ali's überflüssig gewesen, denn schon waren mehre Tage verflossen und Alexander der Sechste hatte sich noch nicht um den türkischen Prinzen bekümmert und in seiner sonstigen Lage fand keine Aenderung statt, sein ganzer Haushalt blieb der nemliche, Keiner seiner Diener wurde ihm genommen und der neue päpstliche Zahlmeister sandte ihm in dieser Zeit sogar einiges Geld. Daß man von dem Kriegzuge nach Konstantinopel jetzt noch schwieg, schien ihm natürlich, da die Geschäfte des neuen Papstes ihn wohl hindern mochten, jetzt schon diese schwierige Sache zu betreiben, und Selim wurde ruhiger und unbesorgter. Am Tage der Krönung aber störte ein sonderbares Ereigniß diese Ruhe. Ein in einen Mantel tief Verhüllter stürzte in Ali's Zimmer, warf den Mantel ab, und Antonio stand vor dem Ismaeliten.

Ihr habt mir viel Gutes gethan, sprach er, dem Anscheine nach ruhig, doch aus seinen Blicken blitzte qualvolle Unruhe — und damit Ihr Muselmänner doch seht, daß unter Christen Dankbarkeit zu finden ist, da sie sogar ein Bandit an Euch übt, so führe mich zu Deinem Herrn, aber schnell! Jeder Augenblick ist kostbar, jeder Augenblick kann mir den Tod bringen und meine Zunge für ewig binden. — Ali führte ihn, ohne weiter die kleinste Frage an ihn zu thun, zu dem Sultan.

Ich komme, Euch zu warnen, Herr! — redete ihn Antonio ohne weitere Begrüßung an — Dankbarkeit, aber auch Rache führt mich hierher, denn sie haben meinen liebsten Knaben, meinen Pipo, den Fischen zum Futter in die Tiber geworfen, und ein verwundetes Vaterherz, Herr, achtet keine Gefahr, wenn es die Rache gilt. Hört, das Blumenmädchen war Lucretia Borgia, die vergiftete Orange sollte die Griechin tödten, vielleicht auch Euch. Mein Unglück führte sie zum zweiten Mal in den Palast, als ich eben bei Ali war. Sie forderte mich zu ihrer Rettung auf, gehorchte ich nicht, so war ich schon damals verloren! Auch sie war es, die die Griechin rauben ließ, um sie ihrer Eifersucht zu opfern. Hütet Euch vor ihr, hütet Euch vor dem Papste, vor der Engel —

Waffengeklirr und Ali's kreischende Stimme unterbrach Antonio's Rede, der, während Selim mit gezücktem Schwert nach der Thür stürzte, auf seine Kniee sank und zu beten begann.

In diesem Augenblick trat ein Offizier der päpstlichen Leibwache mit Hellebardieren dem Sultan entgegen. Verzeiht, gnädiger Herr, sagte er mit vieler Höflichkeit, daß ich, von der Gefahr unterrichtet, die Euch bedroht, unangemeldet mich mit Bewaffneten zu Euch begebe, jenen Banditen, der vergebens seine Seele Gott empfiehlt, im Namen Seiner Heiligkeit gefangen zu nehmen. Wir haben die Gewißheit, daß er Euch zu morden gedungen ist. Bindet den Bösewicht! befahl er jetzt seinen Begleitern.

Einen Augenblick war der Sultan unschlüssig, ob er ihn gefangen nehmen lassen oder sich widersetzen sollte. Ich glaube kaum, daß der

Mann des Verbrechens, dessen Ihr ihn anklagt, schuldig ist, — sagte er so gelassen als es ihm möglich war — ich stehe für ihn, und da es meine Person nur betreffen soll, so verlange ich, daß Ihr ihn frei gebt.

Bemüht Euch nicht weiter um mich, Herr! — Mit mir ist es zu Ende! — unterbrach Antonio den Sultan — Nur um Eins bitte ich, wenn man Euch dazu Zeit läßt: laßt einige Messen für meine arme Seele lesen, wenn ich aufgeknüpft bin, denn daß Ihr ein Muselmann seid, wird wohl hierbei nichts schaden. Lebt wohl, mein gnädiger Herr! Ade, Freund Ali! Ich glaube, wir begegnen uns dort oben bald wieder. Nun, kommt, Ihr Herren! Hätte ich nur Jeden von Euch allein vor mir, riefe ich Euch ein Lebewohl zu, wie Ihr jetzt m i r! — Ohne sich um Antonio's Rede zu kümmern, entschuldigte sich der Offizier der Leibwache nochmal bei Selim, empfahl sich und ließ Antonio abführen.

Der geht einen schlimmen Gang! — sagte Ali, der ihm durch's Fenster nachsah — Nur Allah mag wissen, welchen Weg wir und wie bald wir ihn gehen werden.

Dieser Vorfall hatte Selim ganz verstimmt. Es gereuete ihn, daß er sich nicht dem Offizier widersetzt hatte. Achmed, der nicht gegenwärtig gewesen war, freute sich aber, als er des Prinzen Mäßigung erfuhr.

Am nemlichen Tage kam der Rhodenser Ritter Borgia, ein Neffe Alexanders, zu Selim, den Sultan von Seiten des Papstes zu bewikommnen und den Vorfall von heute Morgen zu entschuldigen, auch ihn zu einer feierlichen Audienz bei dem Papste auf morgen einzuladen, wo er mit ihm hauptsächlich über den Kriegzug gegen Bajazet sprechen würde. Der Ritter versprach zugleich, an dem andern Tage den Prinzen mit einem stattlichen Gefolge abzuholen. — Diese Begrüßung des Papstes erschien Selim als ein freundlicher Stern in der Nacht, und so erwartete er mit Ungeduld den kommenden Tag.

Des andern Tages um die zwölfte Stunde kam der Ritter Blanchefort zu Selim.

Es ist ein trauriges Loos, — sprach er — den Freunden immer üble Botschaft zu bringen; wenigstens bin ich so eitel, es zu glauben, das Euch die Nachricht traurig stimmen wird, daß ich noch heute Rom verlassen und mit einem wichtigen Auftrage vom Papste nach Rhodus reisen muß. Der Ritter Borgia wird bis zu meiner Rückkehr Euer Gesellschafter sein.

Mein Aufseher, sagt lieber! — unterbrach ihn Selim — Ja, werther, Ritter, die Nachricht, daß Ihr mich verlaßt, trifft mich schmerzlich. Alles wird mir nach und nach entrissen! Helene, der mich väterlich liebende Innocenz, nun Ihr, und selbst die gewaltsame Trennung von einem Banditen muß ich beklagen. Ich besitze so wenig, daß mich auch ein solcher Verlust schmerzen kann.

Der Vorfall mit dem Banditen ist mir höchst unangenehm! — nahm Blanchefort das Wort — Ich erfuhr ihn heute früh im Vorzimmer des

Papstes. Seid ja auf Eurer Hut. Wenn Ihr heute im Vatican erscheint, wägt dort jedes Eurer Worte; ich fürchte, man stellt Euch Fallen. Doch da zieht ja der Ritter Borgia mit seinem Gefolge heran: es ist Zeit, daß ich mich von Euch trenne. — Lebt dann wohl, werther lieber Herr, lebt wohl, mein Freund!

Ob wir uns je wiedersehen werden? sagte der Fürst und sein Auge sah himmelwärts.

Gott mag es wissen! erwiderte Blanchefort, schloß Selim in seine Arme und stürzte fort; statt seiner trat Borgia ein.

Der Sultan war wohl eben nicht gestimmt, den Abgesandten des Papstes so freundlich zu empfangen, wie er wohl gesollt hätte; doch zwang er sich, wenigstens freundlich zu scheinen. Sein Gemüth war zu aufgeregt, um die so nöthige Ruhe zu dem wichtigen Schritte zu haben, den er thun sollte. Als nehme er auf längere Zeit von seinen Dienern Abschied, verließ er sie und den Palast, bestieg sein Roß und ritt, von einem glänzenden Gefolge und Achmed begleitet, nach dem Vatican.

Als er dem Palaste nahte, hielt er, vielleicht von einer Ahnung ergriffen, sein Roß an und blickte hinauf nach dem stolzen Riesengebäude, aus dem schon so mancher Blitzstrahl das Große und Edle zerschmettert hatte; da traf sein Auge Lucretia Borgia, die hinter einem Vorhang, wahrscheinlich seinen Einzug zu sehen, hervorblickte.

Auch dies noch? murmelte er, gab seinem Roß die Sporen und sprengte in das offene Thor. Anhalten, Vorausprengen, dies war nur das Werk eines Augenblickes gewesen und deshalb für seine Begleitung um so überraschender. Erst unter dem Thore besann er sich, hielt an und der Zug ging nun in gehöriger Ordnung nach dem innern Hofe.

Er wurde nicht nach dem großen Audienzsaale, sondern nach den Privatgemächern des Papstes geführt, wo er in dem weiten Vorzimmer eine Menge Kardinäle und Bischöfe fand, die ihn nur lau grüßten; die Vertrauten des vorigen Papstes sah er nicht unter ihnen. Vor dem Kabinet des heiligen Vaters angelangt, bat ihn der Ritter Borgia, zu verweilen und ging hinein. Gleich öffneten sich die Thüren, Selim trat ein, Achmed aber mußte im Vorzimmer zurückbleiben.

Ihr habt mich zu sprechen verlangt, heiliger Vater! — begann der Sultan, mit stolzer Haltung auf den Papst zugehend, neben dessen Sessel der Kardinal Sforza stand, in der Fenstervertiefung aber zwei junge Männer im Gespräch begriffen waren, wovon der Eine prachtvoll gekleidet, der Andere, trotz seiner Jugend im geistlichen Gewande war. — Ihr habt mich zu sprechen verlangt, heiliger Vater! — wiederholte er, da der Papst ihm nichts erwiderte — ich komme Euch Glück zu wünschen, in der festen Hoffnung, Ihr werdet mir ein so gütiger Vater sein, wie es mir Papst Innocenz war.

Das werde ich, — erwiderte Alexander der Sechste freundlich mit

dem Kopfe nickend — Ich war Euch schon früher gewogen und werde es auch als Papst ferner sein. Eure Angelegenheit liegt mir sehr am Herzen, fuhr er dann fort — denn sie ist die Angelegenheit der ganzen Christenheit. Seid fest überzeugt, daß ich alles Mögliche thun werde, Euch bald an die Spitze eines Heeres zu stellen und Euch so den Weg zum Throne des Orients zu bahnen.

Selim, den die einnehmende Miene, die freundlichen Worte des Papstes etwas beruhigt hatten, dankte mit wahrhaftiger Herzlichkeit und sprach seine Wünsche bestimmt, aber mit Bescheidenheit aus. Hierauf bat er den Papst, bis zur Zeit, wo er sich an die Spitze des Heeres stellen könne, nichts an seinen jetzigen Verhältnissen zu ändern und besonders ihm seine Diener zu lassen. Mit einnehmender Freundlichkeit bewilligte ihm der Papst Alles und berührte nun auch den Vorfall von gestern.

Ihr hättet besser gethan, Prinz! — sprach er und sein freundliches Wesen wurde ernst — solche zweideutige Leute, wie der gestern Verhaftete, aus Eurem Palaste entfernt zu halten. Was der Bösewicht auf der Tortur ausgesagt hat, würde Euch compromittiren, hätte ich es nicht aus Rücksicht für Euch unterdrückt.

Aus Rücksicht für mich, heiliger Vater? — unterbrach Selim den Papst, durch dessen Rede, vielleicht auch durch das höhnische Lächeln der beiden jungen Männer aus seiner Ruhe gebracht. — Was mir der Mann auch ohne Tortur gestand, würde Eure Heiligkeit gewiß auch unterdrückt haben.

Ich warne Euch vor solchem Gesindel, von dem ich, mit Hilfe Gottes, Rom bald befreien werde! — fiel ihm der Papst in die Rede — Euer Leben an dem so viele Hoffnungen hängen, steht täglich in Gefahr; es wäre wohl gut, wenn Ihr eingezogener lebtet und das Geräusch der Welt mehr vermiedet. — Francesco! — wandte er sich jetzt zu den jungen Männern und der prachtvoll gekleidete trat zu ihm, der im geistlichen Gewande folgte — Ich mache Euch, mein Prinz, mit meinen beiden Neffen bekannt; dieser, der Aeltere, wird mit dem Schwerte sich in der Welt Bahn brechen, der Andere, Cäsar, hat den geistlichen Stand gewählt. Meine Neffen! — wandte er sich nun zu diesen — begleitet den Prinzen auf einem Spazierritte, zeigt ihm das Sehenswerthe der Stadt und dann kommt mit ihm zurück, denn ich habe noch mancherlei mit ihm zu verhandeln.

Selim wußte nicht, wie er die Rede des Papstes deuten sollte; er erwiderte dem Papste einige verbindliche Worte über seine Neffen, worauf ihn der Papst huldvoll entließ. Die beiden Nepoten, der nachmalige Herzog von Gandia und der späterhin so berüchtigte Herzog von Valentinois, mehr noch unter dem Namen Cäsar Borgia bekannt, baten ihn mit ausgezeichneter Höflichkeit, als sie das Kabinet verließen, ihnen zu folgen, bezeigten ihm die Freude über den Befehl des heiligen Vaters, sie zu seinen Begleitern gewählt zu haben und Cäsar ersuchte im Vorbeigehen den Rho-

denser Ritter und Achmed, sie auf ihrem Spazierritt zu begleiten. Im Hofe standen die Pferde schon bereit, sie setzten sich auf, nahmen Selim in ihre Mitte, der Rhodenser folgte mit Achmed und einer glänzenden Dienerschaft.

Sie ritten durch viele Straßen, unterhielten den Prinzen nur von gleichgiltigen Sachen und hielten nach manchem Hin- und Herreiten und jetzt auf der Engelsbrücke, dem Castel St. Angelo gegenüber.

Es ist doch eine sonderbare Laune, sich ein solches Mausoleum zu erbauen! — nahm Cäsar Borgia das Wort — ich dächte, eine solche Steinmasse müßte schon einem Lebenden, geschweige einem Todten drückend sein. Warst Du je oben, mein Bruder? — fragte er Francesco. Dieser verneinte es. — Ich wäre doch neugierig, — fuhr er fort — das merkwürdige Gebäude zu sehen, was nur Wenigen vergönnt ist; vielleicht ist es den Neffen des Papstes erlaubt. Vetter! — rief er dem Rhodenser Ritter zu — hättet Ihr wohl die Güte, Jemand an den Commandanten von St. Angelo zu senden, der für uns um die Erlaubniß, dort einzureiten, nachsuchte?

Das thue ich wohl selbst! — erwiderte der Ritter — Kommt, alter Herr! — wendete er sich dann zu Achmed — begleitet mich! — und ohne Weiteres jagte er hinauf; Achmed mußte folgen.

Ihr reitet doch auch mit? — fragte jetzt Francesco den Sultan, der eben nicht gelaunt zu sein schien, dieses Mausoleum Kaiser Hadrian's zu sehen. Da er jedoch keinen Vorwand, es abzuschlagen, finden konnte, begleitete er seine Führer. Als sie an die hinter dem Rhodenser und Achmed wieder aufgezogene Zugbrücke kamen, trat ihnen der Gouverneur entgegen, der die Brücke niederzulassen befahl und die Nepoten des Papstes und den türkischen Prinzen mit kriechender Schmeichelei empfing.

Die ganze Besatzung war in aller Eile zum Empfang der hohen Gäste unter die Waffen getreten und der Commandant führte sie an ihnen vorüber in das Castell. Prachtvoll eingerichtete Zimmer empfingen sie, wo Erfrischungen bereit standen und sich allmälig das Zimmer mit einer Menge Diener und Krieger füllte.

Seht diese herrliche Aussicht nach der prachtvollen Roma! — sagte jetzt Cäsar Borgia, den Prinzen an ein Fenster führend. Dieser, mißgelaunt, schien des jungen Mannes Bewunderung nicht zu theilen; er sah gleichgiltig über die Stadt hin. — Es thut mir leid, daß Euch die Aussicht nicht gefällt, vielleicht habt Ihr an einer andern Aussicht mehr Gefallen. Seht nur, welch schönes Schauspiel sich da unten zeigt.

Selim sah unwillkürlich hinunter und ein grausenerregender Anblick zeigte sich ihm dort. Unter einem eben errichteten Galgen kniete ein Mann, der, wie es schien, einem Mönch beichtete, während über ihm Alles zu seiner Hinrichtung bereitet wurde.

Was soll mir dies Schauspiel? fragte Selim.

Euch von der strengen Gerechtigkeit des heiligen Vaters und von seiner Achtung für Euch überzeugen, Prinz! Oeffnet nur das Fenster und Ihr werdet gewiß den Banditen erkennen, der Euch gestern morden wollte; ihm wird jetzt der Lohn für seine Freveltat.

Selim sah hinab und erkannte Antonio, der eben die Leiter bestieg.

Armer Unglücklicher! — rief er, das Fenster zuwerfend und wollte sich zürnend nach seinem Begleiter wenden; dieser aber hatte sich mit seinem Bruder entfernt und statt seiner stand der Befehlhaber des Castells vor ihm.

Gnädiger Herr! — sprach er, sich vor dem Prinzen ehrfurchtvoll neigend — die väterliche Fürsorge Sr. Heiligkeit fürchtet für Euer Leben, besonders nach dem gestrigen Vorfalle. Er glaubt Euch hier auf der Engelsburg am sichersten bis zu der Zeit verwahrt zu wissen, wo Ihr wieder mit königlichem Glanze in der Welt auftreten könnet. Bis dahin begnügt Euch mit diesen Gemächern; was Euer Herz wünscht, soll Euch werden; nur verzeiht, daß ich das mir theuer anvertraute Leben sorgfältig bewachend, Euch nicht aus dem Auge lassen darf.

Selim war durch diese Anrede nicht überrascht. Von dem Augenblicke, daß er seinen Palast verließ, hatte ihn eine dunkle Ahnung bis zur Engelsbrücke begleitet; hier erinnerte er sich der nur halb ausgesprochenen Worte Antonio's und seine Ahnung wurde zur Gewißheit. Rettung durch Flucht war nicht mehr möglich, auch wollte er sein trübes Schicksal durch offene Widersetzlichkeit nicht selbst herbeirufen und so folgte er, seines Schicksales so ziemlich gewiß, den Borgia's nach St. Angelo. Als er über die Zugbrücke ritt, war er sicher, daß sie sich für ihn nicht mehr senken würde.

Sagt Eurem Herrn, dem Papste, — erwiderte er nach kurzem Sinnen — daß ich ihm für seine zweideutige Fürsorge nicht danken könne. Da ich aber der Gewalt weichen müsse, so füge ich mich mit Gelassenheit in mein Schicksal, protestire aber hiermit feierlich vor Gott und Menschen gegen die Gewalt, die man mir, einem freien Fürsten anthut.

So habt die Güte, gnädiger Herr, mir Euer Schwert und Euren Dolch zu reichen! — sagte nun der Befehlhaber — Wer nicht zur Besatzung gehört, darf hier nicht bewaffnet sein.

Wagt Ihr, dies Schwert zu berühren? — fuhr Selim auf und seine Ruhe war dahin. — Vor dieses Schwertes Blitzen zitterte Rom und die Christenheit, es ist Sultan Muhamed's Schwert, das er trug, als er siegreich in Stambul einritt.

Herr! — bat der Commandant — und wäre es das Schwert Goliath's, Ihr müßtet es mir übergeben. Auf meinen Knieen flehe ich. — Zwingt mich nicht.

Auch hier mußt Du der Gewalt weichen, mein Gebieter! — bat jetzt Achmed, der auch schon entwaffnet war — Lege dies theure Schwert ab, hier kann es Dir doch nichts nützen; dann raunte er ihm einige arabische

Worte zu, die den Sultan zu besänftigen schienen, der nun Schwert und Dolch dem Befehlhaber der Engelsburg übergab.

Noch am nemlichen Tage stellte der Commandant, Signor Pandolfo, dem Sultan zwei Diener vor, ein dritter war für Achmed bestimmt. Ich bedarf ihrer nicht, — erwiderte Selim empfindlich — schickt mir Ali, den Ismaeliten, und ich habe in meinem Kerker Bedienung genug.

Signor Pandolfo zuckte die Achseln. Ihm ist der Zutritt zu Euch verwehrt! sagte er bedauernd.

Ich verlange ihn, — fuhr der Sultan auf — meldet dies dem Papste.

Ich werde Euern Wunsch erfüllen, Herr, fürchte aber —

Fürchtet, so viel Ihr wollt, aber thut, was ich will! unterbrach ihn Selim in befehlendem Tone.

Der Commandant ging, die Diener folgten ihm.

Herr! — sagte Achmed, und aus seinem Auge wollten Thränen hervorbrechen, die er jedoch männlich unterdrückte — nicht diese Heftigkeit, sie verschlimmert unsere Lage. Der Held erträgt das Unabänderliche muthig, aber gelassen. Füge Dich in das Schicksal, schnell starb Innocenz, vielleicht entledigt der Tod Dich auch bald Deines Feindes. Deshalb beschwöre ich Dich nochmal, mäßige Deinen Zorn.

Weshalb soll ich meinen Grimm nicht laut werden lassen?

Die That? — fuhr Selim auf — Nicht einmal das Schwert meines Vaters ließen sie mir. Aber beugen will ich mich vor diesen Menschen nicht, mein Wille, mein treuer Ali muß mir werden, ihn ertrotze ich mir, das schwöre ich beim Grabe des Propheten!

Wie könntest Du das, mein Gebieter?

Wie ich das kann? Höre! — Gold ist der Magnet, dem der Eigennutz der Christen nicht widerstehen kann. Bajazet zahlt für mich bedeutende Summen, zahlt noch mehr, wenn sie ihm nur drohen, mir die Freiheit zu geben. Bin ich den christlichen Fürsten nicht das Schreckbild, das sie ihm vorhalten, und das die Schwerter der Muselmänner bisher in der Scheide hielt?

Deshalb liegt ihnen viel an meinem Leben! — fuhr er fort — Sie haben mir jede Waffe genommen und glauben es nun gesichert, aber Eins bleibt mir dennoch, meinen Schwur zu erfüllen und vielleicht, wenn es noch Zeit ist, Ali zu retten, der sonst sicher das Opfer seiner Treue wird.

Ich bin gespannt! sagte Achmed.

Ehe nicht Ali hier ist, Achmed, rühr' ich nicht Speise, nicht Trank an.

Herr! soll dies nur Drohung sein.

Drohung? Wahrlich nein! — erwiderte Selim, Du fürchtest, ich würde diesen unnatürlichen Kampf nicht bestehen, das Bedürfniß würde stärker sein als mein Wille, die Natur würde unterliegen. Nein alter, treuer, Freund! — Ich kenne weder Hunger noch Durst; es müssen zudringliche Mahner, qualvolle Diener menschlicher Erbärmlichkeit sein, Geier,

die langsam an dem Fleische des Menschen zehren, aber ich will ihnen Trotz bieten.

Und wenn der Papst es darauf ankommen läßt und Dein Körper unterliegt?

Achmed! — sagte Selim und ein heiteres Lächeln umzog sein Antlitz — Du liebst mich, als wäre ich Dein Sohn, und doch, gestehe! würdest Du wenn Du an meinem Grabe ständest so betrübt sein als jetzt, da Du vor dem gefangenen Kaisersohne stehst, der dem elendesten Leben einige kummervolle Tage abgewinnen soll und sonst nichts? Zu sterben, Achmed, wäre mir leicht, die Vergangenheit läge dann in nie wieder zu erhellendem Dunkel, die finstere Gegenwart wäre vorüber, und was mir jenseit würde? Nun, darauf will ich's wagen! — Doch, laß Deine Sorgen, die That macht den Mann, nicht das Wort, sagtest Du ja. Nun, so laß mich Mann sein und suche nicht, meinen Entschluß wankend zu machen.

In diesem Augenblicke trat der Ritter Borgia ein und kündete sich als den Gesellschafter Selim's an. Bemüht Euch nicht, Herr, — erwiderte dieser — nach dem, wie ich Euch habe kennen gelernt, so fürcht' ich, passen wir nicht zu einander.

Borgia wollte sich entschuldigen, Selim erwiderte ihm aber kein Wort.

Auch Signör Pandolfo erhielt nur kurze Antwort, als er dem Sultan die Nachricht brachte, der Papst habe seine Bitte verweigert. — Bitte? Ich bat ja um nichts, ich verlangte nur mein Recht! war das Einzige, was er erwiderte.

Gegen Abend traten Diener ein, den Tisch zum Nachtessen zuzubereiten, trugen dann die Speisen auf, und der Ritter nöthigte Selim, Platz zu nehmen; dieser blieb ruhig am Fenster. Der Rhodenser Ritter nahm mit dem Commandanten allein Platz. Am folgenden Morgen verweigerte der Sultan den Imbiß und am Mittage blieb er in seinem Schlafgemache.

So trieb er es zwei Tage. Das befremdete den Ritter. Herr! — sagte endlich Achmed — ich halte es für Pflicht, Euch zu benachrichtigen, daß der Sultan nur Speise und Trank annimmt, wenn es ihm sein Diener Ali reicht. Er schwur es bei dem Grabe des Propheten, und den Schwur bricht kein Muselmann.

Und wenn dieser thure Ali nicht mehr unter den Lebenden wäre? sagte mit zweideutigem Lächeln der Ritter.

Auch dann müßte mein Gebieter als gläubiger Muselmann seinen Schwur halten.

Hunger bändigt Löwen, so wird er auch noch einen Türken bändigen! erwiderte Borgia lachend, entfernte sich, kehrte jedoch sogleich wieder zurück und die Tafel wurde bald aufgehoben. Den ganzen folgenden Tag bis zum andern Abend nahm Selim weder Speise noch Trank zu sich, so daß

er nun schon vier Tage gefastet hatte. Auch sah man es ihm schon an, sein Auge war matt, sein ganzer Körper abgespannt und er sah überaus leidend aus.

Wie ist es Dir, Herr? fragte ihn Achmed, als der Fürst sich ermattet auf sein Lager setzte.

Schmerzlich! — Meine Zunge brennt, mein Gaumen ist wie ausgedörrt, der Hunger wäre leicht zu ertragen, der Durst aber ist fürchterlich!

So trinkt einen Tropfen Wasser! bat Achmed.

Wie könntest Du ihn mir reichen? — Siehest Du nicht, daß sie jede Speise, jeden Trank vor uns verwahren, um sich zu überzeugen, daß ich nicht in der Stille meinen Schwur breche? Aber das ist mein Trost, denn stände die krystallene Schale mit Wasser vor mir, ich glaube fast, ich leerte sie, den brennenden Durst zu stillen.

Achmed konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten und weinte bitterlich.

Weine nur, — sprach Selim mit sanfter Stimme — ich welke wie ein vertrockneter Baum, den die ferne Feuerglut ausdörrt, da sie ihn nicht plötzlich ergreifen und verzehren kann, ich versiege wie der Quell in Arabiens Wüste, den der Sturm mit Sand tränkt und dann die glühende Sonne die flüssigen Adern austrocknet. — Besser freilich, der Sturmwind hätte mich früher erfaßt und meinen Stamm gebrochen.

Achmed sprang bei diesen Worten auf und verließ das Gemach. Bald kehrte er mit einer krystallenen Flasche voll klaren Wassers und einem Stück Weizenbrod zurück, das ein Diener trug. Gierig griff Selim nach der Flasche, setzte sie an die brennenden Lippen, doch plötzlich warf er sie weit weg, daß sie in Scherben am Boden lag. Ich will Mann sein! — rief er — will sterben! — Dann nahm er das Brod in seine zitternden Hände, besah es lange und aufmerksam, als ob er sich Selbstprüfung auflegen wolle, und gab es dem Diener zurück.

Herr! — bat Achmed, sich vor ihm auf die Kniee werfend — handle nicht so grausam an mir altem Manne, der in guter Absicht ein unglückliches Wort aussprach, das Du so furchtbar oft wiederholtest. Der Prophet hat Deinen Schwur nicht vernommen. Was gegen die Natur ist, darf kein Mensch beginnen. Laß den Ismaeliten sein wo er will, vielleicht ist er schon zur Ruhe gegangen und ihm ist wohl. — Iß, trink!

Selim schüttelte sein Haupt statt Antwort, hob dann Achmed auf und schloß ihn in die Arme. Tröste Dich, mein treuer Lehrer, — sprach er — mit dem Schwinden der Kräfte scheint auch der brennende Durst zu vergehen. Vielleicht noch wenig Stunden und es ist mit mir vorüber! — Er legte sich dann auf das Lager, versuchte zu schlummern, aber auch der Schlaf floh ihn bis die Morgenröthe ihn durch die Fenster begrüßte. Das letzte Mal, das ich Dich sehe, freundliches Licht! murmelte er leise, schloß

die Augen und, war es der Schlaf, war es sein Bruder, der Tod, er öffnete sie nicht wieder.

Auch Achmed, der auf dem Lager bei Selim saß, nickte endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Aber nicht lange, nicht sanft war ihr Schlummer gewesen, denn bald weckte sie ein tiefes Seufzen und Stöhnen; sie schlugen die Augen auf und Ali, in der einen Hand Brod, in der andern einen kleinen Becher mit Wein, stand vor ihnen. Allah sei gelobt! — rief Achmed.

Bist Du es, mein treuer Diener Ali?! sagte Selim, kaum seinen Augen trauend, winkte Achmed, ihn aufzurichten, und streckte gierig die Hand nach dem Becher.

Bei dem Propheten, Herr! beschwöre ich Dich, benetze nur mit einigen Tropfen Deine Lippen, — bat Ali, ihm den Becher reichend — wolltest Du den Becher leeren, würde der Wein Dir tödtlich sein.

Befolgt ja den Rath Eures Dieners, gnädiger Herr! — nahm der Arzt des heiligen Vaters das Wort, der zu dem Prinzen gesandt, mit Ali angekommen war — Nur nach und nach müßt Ihr Euch wieder an Speis' und Trank gewöhnen. — Selim hatte jedoch die Warnung nicht beachtet und den Wein hinunter gestürzt. Da reichte ihm der Arzt schnell einen Bissen Brod, den er mit Hast verschlang und Wasser begehrte. Dies wurde ihm in geringem Maße gereicht, und bald sank er, zwar augenblicklich gestärkt, doch von Ermattung überwältigt, auf sein Lager zurück.

Der Arzt entfernte sich und Ali blieb mit Achmed allein bei dem Schlummernden.

Ich muß dem Propheten danken! — begann nach einer Weile mit gedämpfter Stimme der Ismaelit, da Selim endlich fest eingeschlafen war — daß ich hier neben meinem guten Herrn und neben Dir sitzen kann, der Strick saß mir schon dicht an der Kehle. Hört nur, wie es mir, nachdem Ihr den Palast verlassen hattet, erging. Einen Diener nach dem andern sah ich wegschleifen und ahnte gleich Arges; denn wie es zu dämmern begann, war fast niemand mehr da als ich. Doch blieb ich nicht lange allein, plötzlich traten drei junge vornehme Männer mit mehren Dienern zu mir und ich erkannte unter den Dreien zu meinem Schrecken das Blumenmädchen. Ich empfahl mich dem Propheten und hatte Recht; denn kaum, daß sie mich gewahrte — es war Lucretia Borgia — mit einem Blicke, keine schöngefleckte Leopardin kann ihn grimmiger schießen: „Das ist er, thut wie ich Euch befohlen!" und während die Drei in allen Gemächern umher suchten, die Paar Juwelen und was wir sonst noch hatten, aufzufinden und mitzunehmen, wurde ich trotz meiner Gegenwehr gebunden, geknebelt, fortgeschleppt und wer weiß wo in ein dunkles Loch gesteckt. Einige Tage darauf trat ein Mann in mein finsteres Gefängniß zu mir und befragte mich über allerlei sonderbare Dinge. Bald sollte ich sagen, wo unser Herr die Juwelen und sein Gold verborgen, bald von wem

die verwelkte Rose sei, die man in einem mit Elfenbein ausgelegten Kästchen gefunden habe, bald, ob nicht vornehme oder geringe Frauenpersonen bei ihm aus- und eingegangen wären. Das Letztere konnte ich mit gutem Gewissen verneinen, von dem Ersteren wußte ich selbst nichts und von der Rose sagte ich ganz offen, daß sie aus dem Todtenkranze Madelènens sei. Man glaubte mir nicht und am Nachmittage kam der nemliche Mann mit zwei Henkern, die Marterwerkzeuge trugen. Das Verhör ging von neuem an, ich beharrte bei meiner Aussage und die Werkzeuge wurden aufgestellt. — Während der Eine meine Hand ergriff, mir die Daumschrauben anzulegen, mochte ihn doch wohl ein Funke von Mitleid erfassen. „Narr!" sprach er, „sag nur Alles, was sie wollen und laß Dich nicht vergebens martern; denn Du magst thun und sagen, was Du willst, Du mußt doch hängen, der Galgen steht schon bereit." Aber ich schwieg und ließ mir die Daumschrauben anlegen. Da öffnete sich plötzlich das Gefängniß und ein päpstlicher Diener trat ein, raunte dem, der mich befragt hatte, etwas in's Ohr und auf seinen Wink entfernten sich die Henker mit ihren Werkzeugen, ich wurde meiner Bande entledigt, in ein anderes anständigeres Gefängniß gebracht, wo ich jedoch eben so streng bewacht wurde wie vorher. Die folgende Nacht traten vier Bewaffnete zu mir, hießen mich guten Muthes sein, verbanden mir die Augen und führten mich durch mancherlei Staßen hin und her, bis sie endlich mit mir über eine rasselnde Brücke gingen und ich gleich darauf eine Wendeltreppe hinauf geführt wurde. Jetzt nahmen sie mir die Binde ab, da strahlte, mich blendend, die eben aufgehende Morgensonne mir entgegen, und ich wendete mich nach ihr und begann mein Morgengebet; aber der Arzt, den Du vorhin gesehen hast, störte mich, reichte mir das Brod und den Becher und befahl mir, ihm zu folgen. — Als ich nicht ahnend, wem ich Speise und Trank reichen sollte, plötzlich an dem Lager meines lieben Herrn stand, erfaßte mich freudiges Entzücken, das aber schnell wie hinter Wolken ein Sonnenstrahl wieder verschwand; denn Grausen ergriff mich, da ich den Herrn bleich und entstellt vor mir liegen sah, als habe der Tod ihn schon erfaßt; und auch Du saßest da, das Haupt gebeugt wie ein Geist, der einen Schatz bewachend, durch irgend eine magische Gewalt in Schlummer gewiegt ist. Mein Puls stockte, die Brust zog sich krampfhaft zusammen, und als ich endlich tief aufathmete und mit einem Seufzer mir Luft machen konnte, schlugt Ihr Beide zugleich die Augen auf, als ob mein Stöhnen den Zauber, der Euch gefangen hielt, gelöst hätte. Da raunte mir der Arzt zu, den Herrn nur aus dem Becher nippen zu lassen und — jedoch das Andere weißt Du ja.

Armer Ali, was hast Du gelitten!

Bedaure mich nicht mehr, Herr, da ich hier bin; aber sage mir: Weißt Du nichts von Antonio's Schicksal?

Blick aus jenem Fenster, da kannst Du noch den Galgen sehen, an dem er aufgehangen wurde.

Ali schlich leise nach dem Fenster, sah hinunter und sein Auge blieb lange auf diesen Altar des Todes geheftet; dann sagte er schmerzvoll lächelnd: Ich glaube fast, ich sah eben da unten mein schon bereitetes Sterbebett!

Achmed hörte bald nicht mehr auf den Geschwätzigen und schlummerte von Müdigkeit überwältigt, auf dem Lehnstuhl ein und erst als es schon hoher Mittag war, erwachte er und Selim gestärkt.

Als Ali noch am nemlichen Tage vernahm, was der Sultan seinetwegen geduldet habe, war er außer sich vor Freude und Schmerz.

Für einen elenden Ismaeliten duldete Muhamed's Sohn das Unerhörte! — rief er aus und stürzte zerknirscht an Selim's Lager nieder — Nun komme über mich, was da will! — rief er im halben Wahnsinn — nun bin ich hier schon für Alles reichlich belohnt.

Gern hätte er ihm gesagt, was auch er indessen seinetwegen gelitten, aber Achmed hatte ihm befohlen, es dem Herrn zu verschweigen, um ihn nicht noch schmerzlicher zu betrüben.

Die Gesundheit Selim's war bald wieder hergestellt, und Ali verrichtete jetzt nicht allein das Amt eines Thürstehers, er mußte alle Bedienung übernehmen; denn der Sultan duldete keinen der ihm vom Papste gesandten Diener um sich, so wie er auch mit dem Ritter Borgia kein Wort sprach; nur den Commandanten, der sich stets freundlich gegen ihn benahm und ihn mit Anstand behandelte, sah er zuweilen. So verlebte er in St. Angelo ein einförmiges trauriges Leben, denn er war ganz allein auf seine Wohnung eingeschränkt. Ein großes geräumiges Zimmer, an welches auf der einen Seite sein Schlafgemach, auf der andern ein kleines Zimmer für Achmed stieß, war Alles, was er zu seiner Bequemlichkeit inne hatte. Ali hauſ'te wie gewöhnlich in dem Vorzimmer, von dem man durch eine schmale Galerie gehen mußte, um zu Selim zu gelangen. Von aller Welt abgeschnitten fühlte sich der Fürst sehr unglücklich, ertrug jedoch sein Schicksal mit Würde und Ergebung.

Eines Tages — es mochten nun schon acht Monate vorüber sein, seit er in der Engelsburg gefangen saß — wurden Achmed und Ali zu dem Commandanten gerufen. Es war das erstemal, daß sie ihren Herrn verlassen mußten und es ahnete ihnen nichts Gutes, besonders da sie die gewöhnliche Wache vor ihren Thüren nicht fanden und dieser Theil des Castells wie ausgestorben war. Sie fürchteten, daß es dem Leben des Sultans gelte und angstvoll betraten sie das Gemach des Gouverneurs, der sich in seinem Cabinet befand und sie lange auf sich warten ließ.

Ihre Furcht war diesmal ungegründet, denn statt der Henkerknechte trat ein leicht geschürztes Mädchen bei Selim ein, deren kleiner schwarzer

die verwelkte Rose sei, die man in einem mit Elfenbein ausgelegten Kästchen gefunden habe, bald, ob nicht vornehme oder geringe Frauenpersonen bei ihm aus- und eingegangen wären. Das Letztere konnte ich mit gutem Gewissen verneinen, von dem Ersteren wußte ich selbst nichts und von der Rose sagte ich ganz offen, daß sie aus dem Todtenkranze Madelènens sei. Man glaubte mir nicht und am Nachmittage kam der nemliche Mann mit zwei Henkern, die Marterwerkzeuge trugen. Das Verhör ging von neuem an, ich beharrte bei meiner Aussage und die Werkzeuge wurden aufgestellt. — Während der Eine meine Hand ergriff, mir die Daumschrauben anzulegen, mochte ihn doch wohl ein Funke von Mitleid erfassen. „Narr!" sprach er, „sag nur Alles, was sie wollen und laß Dich nicht vergebens martern; denn Du magst thun und sagen, was Du willst, Du mußt doch hängen, der Galgen steht schon bereit." Aber ich schwieg und ließ mir die Daumschrauben anlegen. Da öffnete sich plötzlich das Gefängniß und ein päpstlicher Diener trat ein, raunte dem, der mich befragt hatte, etwas in's Ohr und auf seinen Wink entfernten sich die Henker mit ihren Werkzeugen, ich wurde meiner Bande entledigt, in ein anderes anständigeres Gefängniß gebracht, wo ich jedoch eben so streng bewacht wurde wie vorher. Die folgende Nacht traten vier Bewaffnete zu mir, hießen mich guten Muthes sein, verbanden mir die Augen und führten mich durch mancherlei Staßen hin und her, bis sie endlich mit mir über eine rasselnde Brücke gingen und ich gleich darauf eine Wendeltreppe hinauf geführt wurde. Jetzt nahmen sie mir die Binde ab, da strahlte, mich blendend, die eben aufgehende Morgensonne mir entgegen, und ich wendete mich nach ihr und begann mein Morgengebet; aber der Arzt, den Du vorhin gesehen hast, störte mich, reichte mir das Brod und den Becher und befahl mir, ihm zu folgen. — Als ich nicht ahnend, wem ich Speise und Trank reichen sollte, plötzlich an dem Lager meines lieben Herrn stand, erfaßte mich frendiges Entzücken, das aber schnell wie hinter Wolken ein Sonnenstrahl wieder verschwand; denn Grausen ergriff mich, da ich den Herrn bleich und entstellt vor mir liegen sah, als habe der Tod ihn schon erfaßt; und auch Du saßest da, das Haupt gebeugt wie ein Geist, der einen Schatz bewachend, durch irgend eine magische Gewalt in Schlummer gewiegt ist. Mein Puls stockte, die Brust zog sich krampfhaft zasammen, und als ich endlich tief aufathmete und mit einem Seufzer mir Luft machen konnte, schlugt Ihr Beide zugleich die Augen auf, als ob mein Stöhnen den Zauber, der Euch gefangen hielt, gelöst hätte. Da raunte mir der Arzt zu, den Herrn nur aus dem Becher nippen zu lassen und — jedoch das Andere weißt Du ja.

Armer Ali, was hast Du gelitten!

Bedaure mich nicht mehr, Herr, da ich hier bin; aber sage mir: Weißt Du nichts von Antonio's Schicksal?

Blick aus jenem Fenster, da kannst Du noch den Galgen sehen, an dem er aufgehangen wurde.

Ali schlich leise nach dem Fenster, sah hinunter und sein Auge blieb lange auf diesen Altar des Todes geheftet; dann sagte er schmerzvoll lächelnd: Ich glaube fast, ich sah eben da unten mein schon bereitetes Sterbebett!

Achmed hörte bald nicht mehr auf den Geschwätzigen und schlummerte von Müdigkeit überwältigt, auf dem Lehnstuhl ein und erst als es schon hoher Mittag war, erwachte er und Selim gestärkt.

Als Ali noch am nemlichen Tage vernahm, was der Sultan seinetwegen geduldet habe, war er außer sich vor Freude und Schmerz.

Für einen elenden Ismaeliten duldete Muhamed's Sohn das Unerhörte! — rief er aus und stürzte zerknirscht an Selim's Lager nieder — Nun komme über mich, was da will! — rief er im halben Wahnsinn — nun bin ich hier schon für Alles reichlich belohnt.

Gern hätte er ihm gesagt, was auch er indessen seinetwegen gelitten, aber Achmed hatte ihm befohlen, es dem Herrn zu verschweigen, um ihn nicht noch schmerzlicher zu betrüben.

Die Gesundheit Selim's war bald wieder hergestellt, und Ali verrichtete jetzt nicht allein das Amt eines Thürstehers, er mußte alle Bedienung übernehmen; denn der Sultan duldete keinen der ihm vom Papste gesandten Diener um sich, so wie er auch mit dem Ritter Borgia kein Wort sprach; nur den Commandanten, der sich stets freundlich gegen ihn benahm und ihn mit Anstand behandelte, sah er zuweilen. So verlebte er in St. Angelo ein einförmiges trauriges Leben, denn er war ganz allein auf seine Wohnung eingeschränkt. Ein großes geräumiges Zimmer, an welches auf der einen Seite sein Schlafgemach, auf der andern ein kleines Zimmer für Achmed stieß, war Alles, was er zu seiner Bequemlichkeit inne hatte. Ali hauſ'te wie gewöhnlich in dem Vorzimmer, von dem man durch eine schmale Galerie gehen mußte, um zu Selim zu gelangen. Von aller Welt abgeschnitten fühlte sich der Fürst sehr unglücklich, ertrug jedoch sein Schicksal mit Würde und Ergebung.

Eines Tages — es mochten nun schon acht Monate vorüber sein, seit er in der Engelsburg gefangen saß — wurden Achmed und Ali zu dem Commandanten gerufen. Es war das erstemal, daß sie ihren Herrn verlassen mußten und es ahnete ihnen nichts Gutes, besonders da sie die gewöhnliche Wache vor ihren Thüren nicht fanden und dieser Theil des Castells wie ausgestorben war. Sie fürchteten, daß es dem Leben des Sultans gelte und angstvoll betraten sie das Gemach des Gouverneurs, der sich in seinem Cabinet befand und sie lange auf sich warten ließ.

Ihre Furcht war diesmal ungegründet, denn statt der Henkersknechte trat ein leicht geschürztes Mädchen bei Selim ein, deren kleiner schwarzer

Schleier ihr Gesicht verbarg. Sie trug ein Körbchen mit Blumen und ehe sie noch den Schleier zurückwarf, erkannte Selim Lucretia.

Es mochte eine sonderbare Laune sein, die sie bewogen hatte, wieder als Blumenmädchen vor ihm zu erscheinen und somit eine mißtönende Saite in ihm zu berühren. Sie setzte ihr zierliches Körbchen mit der ihr in jeder Bewegung so eigenen Grazie auf den Tisch und trat so vertraulich zu Selim als ob sie seine innigste Freundin sei.

Prinz! — sprach sie und der Himmel und die Hölle that sich ihm zugleich mit dem Aufschlag ihrer langen dunkeln Wimpern auf — daß ich ein leicht zu versöhnendes Wesen bin, kann Euch mein Hiersein zeigen. Ich komme, Euch die Hand zum Frieden zu bieten, stoßt sie nicht zurück!

Selim, über dieses unbefangene Benehmen erstaunt, fand nicht Worte, ihr etwas zu erwidern.

Ihr habt Ursache, mir zu zürnen und ich bin zu stolz, mich anders zu geben als ich bin. Ja, ich sandte einen Banditen, Bianca Orsini zu erdolchen, weil mir Eure Erhaltung werther war als hundert solche Weiber; ja ich legte die vergiftete Orange auf den Tisch Eurer griechischen Buhlerin, sie zu vergiften. Auch gestehe ich, daß ich sie gewaltsam ergreifen ließ.

Ungeheuer! unterbrach sie Selim.

Nennt mich nicht so, Prinz! nennt mich lieber Thörin, deren Herz von einer unglücklichen Leidenschaft ergriffen ist. Zum Beweis, daß ich kein Ungeheuer bin, so wißt, Helene lebt!

Sie lebt? rief Selim freudig aus.

Auf einem meiner Schlösser. Stoßt mich nicht zurück und sie ruht morgen an Eurer Brust.

Selim's Freude war bei diesen Worten schnell entschwunden; er glaubte in diesem Augenblicke den Plan zu durchschauen und lächelte höhnisch.

Ihr glaubt nicht meinen Worten? — brach Lucretia das Schweigen — Bei allen Heiligen, bei dem höchsten Gott schwöre ich Euch, sie lebt!

Der Papst hat nach Eurem Glauben die Macht jeden Schwur zu lösen! erwiderte Selim gelassen.

Ungläubiger! wäre es die Liebe nicht, die heiße, glühende Liebe, wie sie selbst ein Fürst des Orients nicht begreifen kann, was führte die stolze Borgia, ihre Würde ablegend und fast bettelnd hierher, als wäre sie wirklich die gemeine Dirne, die ihre Kleidung zeigt? Wäre es nicht glühende Liebe, wäre es nur Sinnenrausch, so lägst Du, Sohn des stolzen Muhamed's, heute in meinem Arme oder morgen im Grabe!

Selim! — sprach sie dann schnell einlenkend und Blick und Ton öffneten einen Himmel voll Wonne — Ja, ich liebte Dich unaussprechlich, und nur aus dieser unerhörten Liebe entsproßte mein ganzes Unrecht. Was Du wünschest, soll Dir gewährt sein; die Macht des Papstes, seine

Schätze, sein Segen, sein Bannfluch, Alles soll Dir zu Gebote stehen. Und für Alles dies verlange ich nur das einzige herzlich gesprochene Wort von Dir: „Ich liebe Dich!“ verlange ich nur einen Liebeskuß von Deinen Lippen.

Lucretia! — nahm jetzt Selim das Wort, ergriff ihre Hand, die er von mancherlei Gefühlen überwältigt, wohl sich unbewußt drücken mochte; denn aus des Weibes Auge glänzte die Wonne erhörter Liebe. — Lucretia! als ich Euch, ein herrliches Werk der Natur, zum ersten Mal sah, waret Ihr mir ein Magnet, der unwiderstehlich anzog; mit jedem Blick drückte sich der Pfeil tiefer in mein Herz und damals hätte mir ein Kuß von diesen Lippen das Paradies schon hier geöffnet. Da rief mich das Mitleid an das Krankenbett einer Unglücklichen und in der Zeit wurde mir manches klar, Enttäuschung folgte auf Enttäuschung, die Glorie schwand, die ich Thor um Euer schönes Antlitz erblickt hatte und ich mußte Euch meine Achtung versagen. — Lucretia's Hand zuckte bei diesen Worten krampfhaft und zog sich dann langsam aus der seinigen. — Wie könnte ich Euch nun versichern, daß ich Euch liebe? Wie könnte mein Mund den Euren im Liebekuß berühren? — Nimmermehr!

Ein höhnisches Lachen schallte bei diesen Worten in ihrer Nähe; Selim erschrak, Lucretia wurde bleich.

Nun wohlan, — sprach sie, Fassung suchend — so hört auch mich. Noch einmal gebe ich Euch Zeit zu bedenken; wenn der Mond dreimal gewechselt hat, bin ich wieder hier, um ein kurzes Ja oder Nein von Euren Lippen zu vernehmen. Damit Ihr aber auch ganz mich kennen lernt und Ihr Euch in eitlem Wahn nicht täuscht und glaubt, Euer Zauber habe mich gebannt, so wißt: Nur durch eine Wette gezwungen kam ich und kehr' ich noch ein Mal zurück. Der Preis der Wette, die tausend Zechinen, die ich an meine Brüder zahlen muß, schmerzt mich weniger als die gekränkte Eitelkeit, die Wette verloren zu haben; ihr Spott ist mir bitterer als Euer Versagen.

Sie setzte sich jetzt unbefangen auf einen Sessel, als ob sie noch lange hier verweilen wolle und fuhr in ihrer Beichte fort: Ich war stolz genug; meinen Reizen mehr Macht, und thörig genug, Euch wenigstens den Edelmuth zuzutrauen, durch ein so süßes Opfer Helenen aus ihrem Gefängniß zu befreien. Darum, der lästigen Neckereien meiner Brüder überdrüssig, schlug ich ihnen die Wette vor, Euch das Geständniß der Liebe zu entlocken, täuschte Euch mit Helenens Leben, die längst unter ihrem Erdhügel modert, und hatte aus Eigensinn die Schwäche, noch Liebe zu heucheln, die mir längst fremd geworden ist. Früher gefiel mir der schöne Mann, der türkische Prinz reizte mich und so war ich einen Augenblick Thörin genug, nach Eurem Besitze zu ringen. Ich habe aber diese rasch vorübergegangene Thorheit mit dem Hohne meiner Brüder theuer bezahlt, denn sie stecken sicher hier irgendwo in einem verborgenen Gemache und belauschen mich, und waren es, die vorhin so höhnisch lachten, und mich noch mehr ver-

höhnen werden, da ich mich verpflichtete, mit Euch auf jeden Fall einen zweiten Versuch zu wagen. Nun lebt wohl! Kein Wort weiter, Prinz! — unterbrach sie ihn, da er reden wollte. — Glühende Liebe eint oder glühender Haß trennt uns fortan.

Mit diesen Worten verließ sie schnell das Gemach. —

Der Mond hatte schon dreimal gewechselt und Lucretia Borgia war noch nicht in St. Angelo erschienen. Selim hoffte schon, die Brüder würden sie ihrer Verpflichtung entbunden haben, als eines Tages der Commandant zu ihm kam und ihn benachrichtigte, daß er die hohe Ehre genießen solle, von der Nichte des Papstes heute Abend einen Besuch zu erhalten. Selim wollte gern auf die Ehre verzichten, Signor Pandolfo aber stellte ihm vor, wie das unmöglich sei und er für seine Person sich nicht der Gefahr aussetzen könne, eine so hohe, allmächtige Dame zu beleidigen; er müsse sie bei ihm einführen. Selim mußte sich daher in sein Schicksal fügen.

Es war schon spät am Abend, als Lucretia, diesmal von einem ansehnlichen Gefolge begleitet, vor der Engelsburg ankam, wohin sie sich nur allein in ihrer Sänfte tragen ließ, ihrem Gefolge aber zurückzubleiben befahl.

Es war heute nicht das leichtgeschürzte Blumenmädchen, es war die Nichte des Papstes, die prachtvoll gekleidet, es verstanden hatte, die Reize ihres schönen Körpers nicht durch Glanz zu verbergen, noch zu enthüllen. Das Auge fand Befriedigung, die Phantasie noch mehr.

Der Commandant führte sie bis zu den Gemächern Selim's, wo ihn Lucretia entließ; sie trat allein in das Vorzimmer. Hier fand sie Ali in einem alten Lehnstuhle gekrümmt mit verzerrtem Gesichte sitzen. Was ist Dir, Ali? — fragte sie, Theilnahme heuchelnd — Du scheinst unwohl zu sein, alter Mann.

Der Ismaelit sah sie mit seinen stechenden Augen scharf an und antwortete nicht.

Bist Du leidend, treuer Diener des Sultan? — fragte sie von neuem und immer noch im Tone des Mitleids.

Mich brennt es in meinen Eingeweiden wie höllisches Feuer, — erwiderte er stöhnend, und wie das auf den Tod verwundete ohnmächtige Panterthier auf den Jäger, der den tödtlichen Pfeil abdrückte, die letzte, schon halbverloschene Flamme seines brechenden Auges schießt, so blickte bei diesen Worten Ali die Signora an, die jetzt lächelnd sagte: Das Blumenmädchen war den Dank noch schuldig, ich glaube, es hat Dir ihn heute reichlich gespendet.

Weib! ich glaube, Du hast ihn mir mit Gift zahlen lassen! sagte der Unglückliche.

Wohl möglich! sprach sie und schritt hohnlachend durch den Gang in Selim's Zimmer.

Kaum daß sich die Thür hinter ihr schloß, als Ali, den sein Zustand

erst kurze Zeit vorher, ehe Lucretia eintrat, plötzlich überrascht hatte, die letzten Kräfte anstrengte und nach der andern Thür kroch, sie schloß, den Schlüssel zu sich steckte und sich auf sein Lager warf. Sie soll mich sterben sehen, das sei meine Rache! — murmelte er in abgebrochenen Sätzen vor sich hin — Ich habe keinen Dolch, erdrosseln kann ich sie nicht, dazu bin ich zu schwach. — Dies sagend, übermannte ihn der Schmerz und er wälzte sich stöhnend auf seinem Lager.

Indeß war die Signora in Selim's Gemach getreten. Hier bin ich wider meinen Willen, Prinz, meine Verpflichtung zu erfüllen! — redete sie ihn an — Ist Euch meine Gegenwart unangenehm?

Selim, von dem Glanze ihrer Schönheit überrascht, konnte anfangs sein Auge von den reizenden Formen ihres herrlichen Körpers nicht sogleich wenden und sagte ein halblautes Nein!

Lucretia deutete wahrscheinlich dieses Nein falsch. Also nein! — rief sie leidenschaftlich — Ihr sagt dies entscheidende Wort sehr rasch, Sultan. — Gut! — Die Würfel liegen — also glühender Haß!

Selim, der wohl nicht bei dem Nein an die Worte Lucretia's gedacht haben mochte, wurde nun durch sie selbst aus seiner Begeisterung geweckt und entzaubert. Ja, sie liegen! wiederholte er kalt und bot Lucretia einen Stuhl. Sie setzte sich, er blieb ihr gegenüber stehen, kein Wort störte ihre Gedanken, schweigend stand er vor ihr und sein Auge ruhte unverrückt auf dem schönen Weibe; auch sie schwieg und schlug zuweilen ihr Auge nach ihm auf. Endlich brach Selim diese drückende Stille. Signora, — sagte er, und in dem Tone, mit dem er sprach, sprach sich ganz sein edles Gemüth aus — Signora, je länger ich Euch betrachte, desto schmerzlicher fühlt sich mein Herz bewegt. Als Euch Allah schuf, schwebten gewiß die himmlischen Geister in ätherischen Lüften um ihren Gebieter, das herrliche Meisterwerk des Schöpfers zu bewundern, denn nie habe ich noch Schöneres gesehen.

Ich danke Euch für diese Schmeicheleï! — sagte sie kalt. —

Und Ihr habt es selbst zerstört! — fuhr er fort. — Anbetend müßte man vor Euch niederstürzen, auf zu dem herrlichen Auge schauen und nach einem Liebeblicke geizen, und Ihr habt Eure Blicke in Dolche verwandelt, Herzen zu durchbohren, nicht zu beglücken. Eure Hand müßte der Preis sein, nach dem die Edelsten rängen. Doch, ergreift sie der Glückliche, schaudert er vor der blutbefleckten zurück! — Ein leises Beben durchschauerte Lucretia, als er dies sprach, aber es war nur ein Augenblick des erwachten Gewissens, bald umzog ein höhnisches Lächeln wieder ihren Mund.

Fahrt nur fort, Prinz! — sagte sie jetzt, da er schwieg — Schüttet Euer Herz mit all' seinen Bitterkeiten nur ganz vor mir aus, füllt das Maß!

Ich habe geendet! sagte Selim, von der Fühllosigkeit des Weibes empört, setzte sich ihr gegenüber, betrachtete gleichmüthig, doch mit Aufmerksamkeit jeden Theil ihres Körpers, jeden Zug ihres Gesichtes, ungefähr

wie ein Maler ein schönes Modell betrachten würde, dessen Züge und Gestalt er zu irgend einem Bilde gebrauchen wollte.

Auch jetzt trat wieder eine lange Stille ein, die aber dieses Mal Lucretia brechen mußte.

Wer war die Madelène, von der Ihr eine verwelkte Rose so sorgfältig bewahrt habt? fragte sie.

Ein unschuldiges, schönes Mädchen, dessen reines, unverdorbenes Herz der Tod zu früh brach! — erwiderte er.

Und welchen Werth hat diese Rose für Euch?

Ich brach sie aus ihrem Todtenkranze, habe sie täglich zum Andenken an die Unglückliche an meine Lippen gedrückt, es ward mir zur süßen Gewohnheit, und es schmerzt mich sehr, daß ich sie nicht mehr besitze!

Sie ist in meinen Händen! sagte Lucretia.

Selim fuhr bei diesen Worten auf, wollte etwas sagen, doch schwieg er und setzte sich schnell wieder.

So mochten sie wieder lange stumm einander gegenüber gesessen haben. Das begann endlich die Dame zu langweilen, sie stand auf Hier habe ich vollbracht, wie ich sehe, — sagte sie stolz — und hier nehmt meine blutbefleckte Hand. Wir sehen uns wieder — aber in Haß, nicht in Liebe!

Wie Ihr wollt, Signora! — erwiderte er — Ich sehne mich nicht nach dem Augenblicke des Wiedersehens, denn ich hasse Euch. Und doch, steh' ich vor Euch, trifft Euch mein Blick, so überrascht mich da ein wehmüthiges Gefühl — ich glaube, es ist Mitleid.

Spart das für Andere, am besten für Euch selbst, Ihr werdet es bedürfen! unterbrach ihn Lucretia mit Heftigkeit, sagte ihm ein kurzes Lebewohl und entfernte sich, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen. Selim begleitete sie durch die Galerie und schloß, wahrscheinlich, ihr für heute wenigstens jede Rückkehr zu versperren, die Thür, die nach dem Vorzimmer führte, hinter ihr zu.

Lucretia warf, durch das Vorgemach schreitend, einen höhnischen Blick auf den im Todeskampfe da Liegenden und ging nach der Thür, die sie verschlossen fand. Sie rief, niemand konnte sie hören, da der Commandant auf ihren Befehl Jedermann von dort entfernt hatte; sie mußte umkehren und nach der Thür der Galerie zurückgehen; auch hier waren die Riegel vorgeschoben.

Signora! — stöhnte Ali, sich nach ihr wendend — so Viele habt Ihr nun schon dem Tode zugesandt und doch vielleicht noch Keinen sterben sehen. Das könnt Ihr jetzt. Dies soll meine Rache sein.

Rache? Elender Sklav, glaubst Du, ich gönnte Dir die Freude, mit dem Wahn zu sterben, Du hättest Dich an mir gerächt? Thor! — rief sie und trat näher an sein Lager, wo das Leben in den fürchterlichsten Zuckungen mit dem Tode rang — ich will Dich sterben sehen und mich an Deinen Qualen ergötzen!

Thut dies! — sagte der Ismaelit mit schon halbgebrochener, immer leiser und leiser werdenden Stimme — so könnt Ihr auch noch ein Geständniß vernehmen, das Euch wichtig ist. Selim liebt — liebt die Tochter des Commandanten. — Er hatte dies so leise gesprochen, daß Lucretia, deren Neugier, vielleicht auch deren Rachedurst gereizt war, sich ihm schon bei den ersten Worten, um ihn besser zu verstehen, genähert und sich über ihn gebeugt hatte. Kaum bemerkte dies der Sterbende, als er im letzten Todeskampfe rasch wie der hungrige Tiger auf die Hyäne mit blutiger Tatze schießt, mit krampfhaften Armen das Weib umfing und fest an sich drückte und „Allah sei gelobt!“ ausrufend, verschied.

Vergebens suchte sich Lucretia aus den Armen des Todten los zu machen; im letzten Todeskampfe hatte er sie krampfhaft an sich gezogen, sie fest an sich gedrückt, und sie konnte sich nun nicht von ihm losreißen. Ihr Antlitz lag auf der kalten, in Todesschweiß gebadeten Stirn des Ismaeliten, und so blieb nichts übrig, als laut um Hilfe zu schreien. Selim vernahm ihren Hilferuf zuerst, sein erster Gedanke war, Ali erdrosselte sie, er eilte hin — aber wie staunte, wie erschrak er, als er die Nichte des Papstes in den Armen des Ismaeliten fand. — Rettet mich! rettet mich aus den Armen des Todes! — rief sie ihm entgegen, und nur mit aller Kraftanstrengung gelang es ihm endlich, die krampfhaft zusammengeballte Faust, die fest eingedrückten Arme des Todten loszubrechen. Ohnmächtig, in Todesschweiß gebadet, selbst mit dem Tode ringend, sank Lucretia in seine Arme.

Auch der Commandant hatte das Geschrei vernommen, hatte die verschlossene Thür einbrechen lassen und fand nun die Dame noch bewußtlos in Selim's Armen, der den Erschrockenen von dem Vorfall, so weit er ihn selbst kannte, unterrichtete.

Als sie endlich die Augen aufschlug, ihr Blick auf Selim, auf den bleichen Ismaeliten fiel, schrak sie zusammen, und ohne dem Sultan ein Wort des Dankes zu sagen, stürzte sie, als strecke der Todte noch einmal seine Arme nach ihr, aus dem Zimmer.

Seit Ali's Scheiden stand Selim noch einsamer da; sein alter Lehrer war ihm nur noch allein geblieben, den die Jahre und das Unglück abgestumpft und für jede Hoffnung unzugänglich gemacht hatten; und doch war er noch des Fürsten einziger Trost in seiner Einsamkeit. Außer dem Commandanten, dessen Benehmen seit dem letzten Vorfalle wohl nicht zuvorkommender geworden war, sah er Niemand; sein ihm zugeordneter Gesellschafter, der Ritter Borgia, verließ ihn, seit er zum Kardinal ernannt war, zu seiner Freude ganz und der treue Blanchefort war von Rhodus nicht wieder zurückgekehrt, oder ihm waren die Thore der Engelsburg verschlossen; was in der Welt vorfiel, blieb daher für ihn verborgen. Manches hatte sich indessen zugetragen, was ihn selbst betraf, oder Einfluß auf sein Schicksal haben konnte. Der Papst hatte nemlich seinetwegen in der Stille

Gesandte nach Konstantinopel geschickt, mit Bajazet zu unterhandeln, daß das Jahrgeld für ihn vermehrt, festgestellt und nicht mehr den Rittern von Rhodus, sondern dem Papst allein ausgezahlt werden sollte. Der Gesandte war mit Auszeichnung aufgenommen und, was er verlangte, erfüllt worden. Auf der Rückfahrt nach Italien in der Gegend von Ancona strandete aber das Schiff, auf welchem er sich befand und es fiel in die Hände des Kardinals Johann de la Rovere, eines Feindes des Papstes, der mehre wichtige Schreiben Bajazet's an Alexander den Sechsten auf dem Schiffe fand. In dem einen sprach sich Bajazet deutlich aus und meinte, da das Leben eines Gefangenen schlimmer als der Tod sei, so wolle er 300,000 Dukaten zahlen, wenn man seinen Bruder auf die Weise zur schnelleren Befreiung aus seinem Kerker behilflich wäre. In einem andern ersuchte der Sultan den Papst, wenn er auch seine Wünsche nicht ganz erfüllen wolle, ihm doch zu versprechen, seinem Bruder nie die Freiheit zu geben. Ueberdies fiel auch der von Bajazet unterzeichnete Traktat in de la Rovere's Hände, worin er jährlich 60,000 Ducaten für den Unterhalt Selim's, und im Fall eines schnellen Todes 300,000 Ducaten dem Papste zu zahlen versprach; 40,000 Ducaten, die auf Abschlag dem Gesandten übergeben waren, fielen mit dem Schiffe in de la Rovere's Hände.

Dieser hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als diese Schreiben und den Traktat, deren Echtheit von Zeugen und Notarien bekräftigt wurde, der Oeffentlichkeit zu übergeben und durch ganz Italien zu verbreiten, was sehr viel beitrug, den Haß zu vermehren, den Alexander durch seinen Nepotismus und seine Aergerniß erregende Lebensweise sich zugezogen hatte.

Von allem diesen drang nicht die mindeste Kunde bis zu Selim; eben so wenig erfuhr er, daß sein edler Freund Blanchefort, der indessen zum Großprior von Auvergne ernannt worden war, thätig für seine Befreiung wirkte.

In Angelegenheiten des Ordens nach Paris gesandt, hatte er hier Gelegenheit, für Selim zu handeln. Der junge König war im Begriff, an der Spitze eines furchtbaren Heeres zur Ausführung seiner lang vorbereiteten kolossalen Plane über die Alpen nach Italien zu ziehen und dort mit den Waffen in der Hand seine durch Carl von Maine's Schenkung an seinen Vater begründeten Ansprüche auf Neapel geltend zu machen. Er zog mit festem Vertrauen auf sich und sein Glück, aber ohne Geld über die Alpen, so daß die Herzogin von Savoyen ihre Juwelen für ihn verpfänden mußte, um ihm nur einiges zum Solde des Heeres zu verschaffen. An dem Herzoge von Mailand, Ludwig Sforza, der ihn zu diesem abenteuerlichen Zuge beredet hatte, fand er einen zweideutigen Bundesgenossen und so rückte er ohne weitere Hilfe in das florentinische Gebiet, da Florenz mit dem Papste und dem König von Neapel sich gegen ihn verbündet hatte.

Fisisano, eine florentinische Stadt, empfand zuerst die Greuel des

Krieges; sie wurde mit Sturm genommen, Besatzung und Bürger niedergemetzelt, die Stadt geplündert und angezündet. Diese Art Kriegführung war den Italienern neu. In früherer Zeit nur gewohnt, durch Condottieri ihre Kriege führen zu lassen, die das Leben ihrer Söldner schonten und selten, fast nie, mit Grausamkeit gegenseitig verfuhren, setzten diese unerhörten Greuel ganz Italien in Schrecken; alle Städte öffneten den Franzosen ihre Thore, selbst das stolze Florenz mußte sich mit einer bedeutenden Summe loskaufen. Mit jedem Tagmarsche füllte sich der leere Seckel Karl's des Achten immer mehr.

Von Florenz ging der Zug, der mehr einem Triumph- als Kriegzuge glich, gegen Rom, wohin der Herzog von Calabrien mit einem Heere dem Papst zu Hülfe zog, der über den Anmarsch der Franzosen sich in nicht geringer Verlegenheit befand; er versuchte Alles, aber vergebens, das sich über ihm zusammenziehende Ungewitter zu beschwören.

Selim ahnete nichts von dem Anzuge seines Retters, ahnete nicht, daß Blanchefort Karl den Achten vermocht hatte, auf seine Freilassung zu bringen, damit er nach der Eroberung Neapels ihn bei seinem vorhabenden abenteuerlichen Kriegzuge nach Konstantinopel als Werkzeug gebrauchen könne. In sich verschlossen, ohne Nachricht von dem, was außer seinem Gemache vorging, war er nicht wenig erstaunt, als er eines Tages Trompetenschall und Trommelgerassel vernahm und das neapolitanische Heer in die Stadt einrücken sah. Auch dies mußte wie jede Veränderung ihm von neuem Hoffnung geben und er verließ nun fast keinen Augenblick das Fenster und ergötzte sich an dem regen Leben, das er aus seiner Einsamkeit von der Engelsburg ganz gut beobachten konnte.

Aber bald sollte er sich auch dieses Vergnügens beraubt sehen. Eines Abends vernahm er vielen Lärm und ein Hin- und Herlaufen im Castell, und gleich darauf traten zwei ihm wohlbekannte Männer, der Herzog von Gandia und Cäsar Borgia, der schon lange zum Kardinal ernannt worden, mit dem Commandanten bei ihm ein.

Herr! — nahm Signor Pandolfo das Wort — Ihr müßt Eure Wohnung räumen und sie meinem gnädigen Herrn abtreten; ich werde schon sorgen, daß Eure Sachen zu Euch in Eure neue Wohnung gebracht werden.

Beeilt Euch! — unterbrach der Cardinal des Commandanten Rede, sich mit befehlendem Tone an Selim wendend — Euch mißfiel ja die Wohnung, als ich Euch hierher begleitete, vielleicht gefällt Euch die neue jetzt besser. Macht nicht viel Umstände. — Geht! — fuhr er fort, da ihn Selim erstaunt ansah — Geht, Ihr langweilt mich.

Kardinal! — erwiderte Selim, den Pandolfo durch Wort und Blick ohne Weiteres ihm zu folgen vermögen wollte — Ich habe Euch, seit ich auf St. Angelo war, gehaßt — jetzt verachte ich Euch!

Das mir? — rief Borgia, einen Dolch hervorziehend.

Der Herzog von Gandia fiel ihm aber so rasch in die Arme, daß er die That nicht ausführen konnte. Unsinniger! — raunte er ihm zu — Ist jetzt hierzu die Zeit?

Selim war hierbei ruhig und verachtend auf den Kardinal blickend vor ihm stehen geblieben. Erst als Cäsar Borgia den Dolch unmuthig auf den Tisch geworfen hatte, folgte er dem Commandanten.

Gnädiger Herr! — sagte dieser, als sie das Zimmer verlassen hatten — was habt Ihr gewagt?

Was einen alten Krieger nicht verwundern sollte! erwiderte Selim.

Es sind böse Zeiten, in die man sich fügen muß! — sagte Pandolfo, die Achseln zuckend und schritt rasch nach der entgegengesetzten Seite des Castells, wohin ihm der Fürst und Achmed folgten und eine zu einem finstern Gange führende steile Wendeltreppe hinaufsteigen mußten. Hier im obersten Stockwerke öffnete ein Diener die Thüre eines kleinen, schlecht eingerichteten Zimmers, in welchem zwei Bettstellen und ein halbzerbrochener Tisch standen. — Laßt es Euch hier gefallen, gnädiger Herr! — sagte der Commandant — Es war mir unmöglich, Euch eine bessere Wohnung anzuweisen; denn wißt — sprach er, nachdem er dem Diener ein Zeichen gegeben hatte, sich zu entfernen, daß Se. Heiligkeit noch heute Abend mit seiner ganzen Familie und den ihm treu ergebenen Kardinälen auf St. Angelo seine Wohnung nimmt.

Der Papst? fragte Selim erstaunt.

Es kann Euch kein Geheimniß bleiben, darum darf ich wohl reden. Mag überdies St. Peter wissen, wie es in Kurzem um uns stehen wird; morgen erwarten wir König Karl von Frankreich mit seinem Heere vor den Thoren.

Als Freund oder Feind? fragte Achmed, während Selim sich schnell wieder frohen Hoffnungen hingegeben hatte.

Leider als Feind! — erwiderte Pandolfo — Doch verzeiht, man erwartet mich.

Herr! — fiel ihm Selim in die Rede und hielt den Eilenden zurück — werdet Ihr die Engelsburg gegen König Karl vertheidigen?

Sicher so lange, als es der Papst, mein Herr, verlangt.

Dann scheint es mir, ein Kardinal mit seinem rothen Hute macht Euch eher zittern als ein Herr Geharnischter.

Ihr möget Recht haben, Herr! Doch Ihr kennt nicht das Drückende meiner Lage. Schlaft wohl in Eurer Klause!

Dies sagend entfernte er sich.

Selim riß jetzt das Fenster auf und blickte durch das eiserne Gitter hinaus in die dunkle Nacht. — Sieh, Achmed, das heilige Zeichen des Islams! — rief er — Sieh den halben Mond, wie er wächst und majestätisch seine Bahn durchschreitet! Der Untergegangene erhebt sich im neuen Glanze, mir neues Glück verkündend!

Er geht dem neuen Untergange entgegen! murmelte Achmed.

Kleingläubiger! darbt denn das Alter ewig in dem blüthenduftenden Garten der Hoffnung? Oder verläßt sie den Greis, weil sie müde ist, ihn, dem sie so lange zur Seite stand, noch länger zu begleiten? Sieh, an diesem Sinnbilde unserer Fahnen stärkt sich mein Muth und im Glanze seines magischen Lichtes sehe ich den erhabenen Thron Stambuls vor mir. Dieses elende Gemach dünkt mich von ihm erleuchtet ein Prunkzimmer; ich dünke mich wieder Selim, der mächtige Sultan der Osmanen, und so fülle ich meine Schale von neuem aus dem unerschöpflichen Borne der lachenden Hoffnung.

Ihr werdet ihn zwar nie leeren, Herr! aber auch nie Euren Durst aus seiner Quelle stillen. Ach, wie oft hat er Euch schon getäuscht! seufzte Achmed.

Schweig und raube mir meinen letzten, meinen einzigen Trost nicht! — sagte Selim unmuthig — Störe mich nicht und verscheuche nicht meinen Traum, denn mir ist, als stiege auf jenem Lichtstrahl, den der Mond geisterhaft durch dieses Gitter wirft, mein großer Vater zu mir hernieder und winkte mir, ihm nach der Heimat zu folgen.

Des Menschen Heimat ist überall, wo ihn die Erde deckt; ich fürchte fast, nach dieser Heimat hat er Dich gerufen! — sagte Achmed ernst, der vielleicht die Verhältnisse, in welchen sein Gebieter sich befand, nur zu klar überschaute. Durch Selim's Schicksal entmuthigt, glaubte er, jedem Strahl des Glücks folge, ihn schnell verhüllend, eine Unglückwolke und so zitterte der Eine vor dem Glücke und seiner Wandelbarkeit, wenn der Andere, trotz dem, daß es ihn schon so oft hinterging, dem kleinsten Hoffnungstrahl fest vertraute.

Der dreißigste December des eintausend vierhundert vier und neunzigsten Jahres war ein schöner, heiterer Tag, an welchem Selim an dem Fenster seines elenden Zimmers saß und erwartungvoll nach der Straße von Viterbo schaute, von wo er das französische Heer erwartete. Vergebens hatte er den ganzen Tag hier gesessen und geharrt; endlich, als die Sonne sich schon zu neigen begann, sah er plötzlich hinter der fernen Höhe blitzende Helme auftauchen. Bald kamen Reiter und Rosse hervor, einzelne leicht Bewaffnete sprengten der Stadt zu, denen ein Haufe Geharnischter folgte, deren Rüstungen golden im Abendroth erglänzten. Es war ein schöner, feierlicher Anblick, wie das Heer mit aufgerollten Fahnen über die Höhe zog, Rom immer näher kam und im Angesicht der stolzen Stadt sich in Schlachtordnung stellte. — Jetzt wird das Geschütz des Kastells donnern! rief Selim, von dem Anblicke der Kriegscharen begeistert. Aber die Kanonen der Engelsburg schwiegen, nur die päpstlichen Soldaten traten in dichten Reihen hinter die Brustwehr und sahen gewiß mit klopfendem Herzen das stattliche Heer sich nahen.

Morgen sind wir vielleicht Zeugen einer Schlacht, — meinte der Sul-

tan, unverwandt den immer mehr und mehr sich ausbreitenden Kriegerhaufen betrachtend. — Das Heer von Neapel, vereint mit den päpstlichen Soldaten, wird sicher dem französischen entgegenziehen und unter den Mauern der Stadt schlagen.

Glaubt das nicht! — widersprach ihm Achmed — Unterhandeln wird der Papst und kein Treffen wagen. — Er hatte auch diesmal Recht. Schon an der Grenze des Kirchenstaates hatte Alexander dem Könige von Frankreich Gesandte zur Unterhandlung entgegengeschickt, aber hier, wie später in Viterbo, gab König Karl die kurze Antwort, daß er nur mit dem Papste selbst unterhandeln würde. Dies hatte den Papst bewogen, bei Annäherung des feindlichen Heeres mit seinen Angehörigen nach der Engelsburg zu flüchten. Von hieraus waren von neuem dem Könige Abgesandte entgegengeschickt, und in dem Augenblicke, wo Selim die Schlacht erwartete, unterhandelte man.

Noch saß er am Fenster und sah in der Dämmerung die dunklen Massen wie schwarze Wolken am Horizonte hinziehen, als der Commandant Achmed zu sich bescheiden ließ. Sei auf Deiner Hut, mein Gebieter, — bat der Alte — ich fürchte, da man mich von Dir abruft, Dein böser Geist, Lucretia Borgia, erscheint. Dein Schicksal ist seiner Entscheidung nahe, und deshalb bitte ich Dich, sei vorsichtig! — Mit diesen Worten verließ er seinen Herrn, und wie er es gefürchtet, trat Lucretia Borgia gleich darauf ein.

Reizend wie immer, aber dieses Mal anspruchlos gekleidet, nahte sie heute Selim, der von Hoffnung froh gestimmt, sie, trotz dem, daß er sie verachtete, höflich begrüßte.

Dieses Mal, Sultan Selim; — sprach sie ernst — komme ich, mich mit Euch zu versöhnen. Möglich, daß ein finsteres Schicksal über mich gebietet, möglich, daß der morgende Tag kein freudevoller für mich ist, wollte ich wenigstens nicht in Haß und Feindschaft von einem Manne scheiden, der mir einst werth, ja theuer war. Ich habe viel gut zu machen, — fuhr sie fort — und habe doch so wenig Mittel dazu — Worte nur, versöhnliche Worte, welche die Bitte, mir zu verzeihen, aussprechen, sind die einzigen Opfer, die ich zur Sühne bringen kann, und da Ihr mich kennt, werdet Ihr fühlen, wie schwer es meinem Stolze wird, als Büßende vor Euch zu stehen. — Ihre Wangen überflog bei diesen Worten hohe Glut und ihr Blick, sonst kühn und keck, senkte sich. — Selim sagte ihr einige beruhigende Worte, die mehr mit Höflichkeit als Gefühl gesprochen waren. Sie schien sie freundlich zu hören und zog darauf etwas hervor, das sie bis jetzt verborgen hatte. Doch Eins hab' ich, wo ich durch That beweisen kann, daß ich gern wieder gut machen möchte, was ich verschuldet habe, — sagte sie dann. — Nehmet dieses Kästchen zurück. Bei diesen Worten überreichte sie ihm das künstlich mit Elfenbein ausgelegte Kästchen, welches er mit Hast ergriff, es öffnete und ohne einen Dank zu sagen, Madelènens ver-

welkte Rose herausnahm und mehre Mal an seine Lippen drückte. Von Allem getrennt, was ihm einst so theuer gewesen war, mußte ihn dieses liebe Andenken aus vergangener Zeit wehmüthig und doch so freudig durchschauern. Wie mit einem Zauberschlage stand plötzlich Bourgneuf vor ihm, der Sarg, Madelène, den Todtenkranz im Haare, die knieende Fatime, der finstere Ali — alle zogen sie wie traute Freunde an ihm bleich und geisterhaft vorüber, Alle waren von ihm fortgezogen und nur ihre Schatten umschwebten ihn noch.

Was ich Euch wiedergab, Prinz, — unterbrach Lucretia seine Träume — muß großen Werth für Euch haben, und ich freue mich deshalb, daß ich es Euch geben konnte. Habt Ihr doch die welke Rose, indeß ich wenigstens einen kleinen Dank erwartend vor Euch stehe, hundert Mal an Eure Lippen gedrückt!

Ich danke Euch, Signora! — stammelte Selim, legte die Rose wieder in das Kästchen und schien nun aufmerksamer gegen die Dame sein zu wollen, deren Auge auch jetzt noch freundlich auf ihm ruhte.

Es wäre unfein, — sagte sie dann — Euch länger der süßen Erinnerung zu entziehen und Euch nicht ungestört Eueren Träumen zu überlassen. Ich sage Euch daher ein Lebewohl, vielleicht ist dies nicht das letzte. Ich hoffe, Euch morgen wiederzusehen, und statt daß ich Euch heute ein Pfand des Todes brachte, bring' ich Euch vielleicht dann ein Pfand des Lebens, denn nur in Freiheit hat das Leben Werth. Dies sagend, warf sie ihm noch einen schwer zu deutenden Blick zu und entfernte sich schnell.

Ist mir doch Eins wieder geworden, was mir das Schicksal nahm! — rief der Glückliche seinem alten Freunde entgegen, als Achmed sorgenvoll eintrat — Das Kästchen mit der Rose ist wieder in meinen Händen.

Wer brachte es Dir, Herr? fragte Achmed.

Lucretia Borgia.

Lucretia? rief der Erschrockene.

Und noch mehr als dies, mein treuer Achmed. Sie sagte, heute habe sie mir ein Pfand des Todes gebracht, morgen wolle sie mir ein Pfand des Lebens, der Freiheit bringen!

O zeigt das Kästchen! — bat Achmed. — Selim gab es ihm, er öffnete es, nahm die Rose heraus, warf sie aus dem offenen Fenster und ein Wirbelwind ergriff sie, zerstäubte ihre Blätter und trug sie weit weg. —

Unglücklicher! was hast Du gethan? — rief Selim erstaunt und zornig — Wie wagtest Du —

Herr! Gutes kann das Weib Dir nicht bringen; was sie Dir bringt, ist Gift!

Gift! murmelte Selim vor sich hin. Doch das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln im französischen Lager und ein nie gesehenes Schauspiel ließ ihn nicht weiter über Achmed's Worte nachdenken.

Unter der rauschenden Kriegmusik, unter dem Jubelrufe von 20,000

Streitern erleuchtete sich plötzlich das Lager der Franzosen. Ueberall loderten Fackeln, und von diesem flammenden Lichte geleuchtet, setzte sich das Heer in Bewegung und zog der Stadt zu. Es war aus der Ferne wie in der Nähe ein schauerlicher, grauenerregender Anblick. Die von mehren tausend Fackeln beleuchteten Geharnischten, in deren dunklen Rüstungen sich die auflodernden Flammen spiegelten, zogen wie dunkle Riesengestalten, wie finstere Geister lautlos auf ihren schwarzen, gepanzerten Rossen einher, in ihrer Mitte ihren König führend, der, die Lanze auf seinen Schenkel gestützt, von dem glänzenden Adel Frankreichs gefolgt, das gebeugte Rom durchziehend, sich nach dem Palaste St. Marcus begab.

Selim hatte nur den Zug, wie er von dem Lager aus begann, beobachten können, Rom sah er nicht aus seinem Kerker, und so legte er sich, hoffend und doch nicht ohne Sorgen, auf sein Ruhebett, wo ihn ein bunter, aber lieblicher Traum umgaukelte, eine Freude bringende Wirklichkeit aber seinen Traum störte. —

Wacht auf, werther Freund! Mit diesen Worten weckte am andern Morgen eine wohlbekannte Stimme den Sultan und als er die Augen aufschlug, stand der Großprior von Auvergne vor ihm. — Steht auf, schmückt Euch auf's Prächtigste und begleitet mich zu dem mächtigsten Könige der Christenheit, zu Karl dem Achten. Ihr seid frei und sollt mit ihm gen Neapel ziehen!

Frei! — rief Selim — und Ihr bringt mir die Botschaft, nicht Sie?

Wer könnte sie Euch sonst bringen?

Lucretia Borgia! erwiderte Selim.

Blanchefort lächelte. — Wäre sie auch die Botin dieser frohen Botschaft gewesen, sie hätte den Auftrag sicher nur wider Willen übernommen; denn nur gezwungen gibt Euch der Papst frei.

Erzählt uns doch, lieber Herr, wie Alles sich begab! — bat Achmed — Wir lebten so abgeschieden von der Welt, daß, wenn der Commandant uns nicht gestern Einiges vertraut, wir nicht einmal gewußt hätten, daß das gestern Nacht in Rom einrückende Heer das Heer des Königs von Frankreich wäre!

Blanchefort wartete mit seinem Berichte nur so lange, bis Selim angekleidet war, während dem man den Morgentrank und etwas zum Imbis brachte.

Auf das wiederkehrende Glück! rief der Sultan, den Becher ergreifend und wollte ihn in seiner Freude an die Lippen setzen, als Blanchefort den Becher seinen Händen entriß.

Keinen Tropfen, keinen Bissen genießet mehr auf St. Angelo, Herr! — rief er — Geduldet Euch bis Ihr bei mir seid; das wiederkehrende Glück könnte Euch schnell wieder den Rücken wenden.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Sultan auch den Inhalt der aufgefangenen Briefe Bajazet's und sah nun mit Schaudern, was er von dem

Papste zu erwarten gehabt habe. Blanchefort erzählte ihm hierauf, was sich seit dem Einmarsche der Franzosen in Italien zugetragen und wie der König gestern Abend großmüthig dem Papste verziehen und ihm den Frieden bewilligt habe. Unter mehren drückenden Bedingungen für den heiligen Vater sei auch die Freiheit des Sultans eine von denen gewesen, die der Papst ungern erfüllt und nur mit Widerstreben habe er in seine Auslieferung gewilligt.

Auslieferung! unterbrach Achmed Blanchefort's Rede.

Nun ja, den Sultan in des Königs Hände zu liefern, mußte Alexander versprechen! — fuhr Blanchefort verdrießlich fort — Die übrigen Bedingungen betreffen Neapel und manches Andere und haben für den Augenblick für Euch keinen Werth. Kommt, lieber Herr, verlaßt diesen Schreckenort; kommt in mein Haus, bis Ihr wieder Eure ehemalige Wohnung beziehen könnt. Die Pferde stehen schon bereit und für Eure Sachen werde ich schon Sorge tragen lassen.

Auch Achmed trieb und Selim selbst hatte wohl wenig Lust, länger an diesem Orte zu bleiben; jedoch wollte er ihn nicht eher verlassen, als bis er Signor Pandolfo Lebewohl gesagt hatte, denn dieser alte Krieger hatte ihn trotz seiner Ergebung und seiner Furcht vor dem Papst und dessen Familie freundlich behandelt. Der Commandant kam ihm aber zuvor, trat bei ihm ein und übergab ihm im Namen des heiligen Vaters das Schwert Muhameb's wieder, das zu Selim's Glück in Pandolfo's Gewahrsam geblieben war, sonst würde es seiner Diamanten wegen wohl nicht der Habgier der Borgia entgangen sein. Selim dankte ihm herzlich und der alte Krieger wünschte ihm wohl aufrichtig Glück, das Castell verlassen zu können. Bald befand sich der Fürst in Freiheit und stieg in Blanchefort's Wohnung ab.

So lange Selim unter Christen war, hatte er bisher nur mit geistlichen Fürsten zu thun gehabt. Heute sollte er vor den mächtigen König von Frankreich treten. Wie und als was er von ihm empfangen werden solle, blieb ihm im Dunkel; denn selbst der Großprior konnte oder wollte ihn nicht davon unterrichten. So nahte unter mancherlei Zweifeln und Hoffnungen die ersehnte Stunde, wo er sich zu Pferde setzen und mit großem Gefolge und von vielen Kriegern begleitet nach dem Palaste St. Marcus ritt.

Das römische Volk schien erfreut, ihn wieder und frei zu sehen und unter dem Rufe: „Viva la Francia!“ mischte sich auch zuweilen sein Name. Doch erweckte ihm dieser Lärm, dieses Jauchzen und das Klirren der Waffen ein sonderbar ängstliches Gefühl; selbst der frische Morgenwind, der ihn kalt umwehte, war ihm unangenehm, so daß sein Zustand nichts weniger als behaglich war, als er in dem Hofe des Palastes St Marcus abstieg und von Blanchefort begleitet sich zum Könige begab.

Er fand Karl den Achten von seinen Hofleuten und Kriegern umgeben.

Der König trat ihm freundlich entgegen, umarmte und beklagte ihn, daß er so lange in trauriger Gefangenschaft habe schmachten müssen, wobei ihm manches bittere Wort über den heiligen Vater entschlüpfte. Dann reichte er ihm die Hand mit dem Versprechen, nach der Eroberung Neapels ihn mit gewaffneter Hand auf den Thron Muhameds, seines Vaters, zu setzen.

Selim, von diesem freundlichen Entgegenkommen tief und freudig ergriffen, sprach die Gefühle der Dankbarkeit unverholen aus und bezeigte ein festes Vertrauen auf die Worte des Königs. Auch bat er ihn um seinen Schutz, besonders gegen den Papst und daß er ihm erlauben möchte, ihn auf seinem Kriegzuge nach Neapel zu begleiten.

König Karl sagte ihm Alles zu, versprach für seinen Unterhalt als Fürst zu sorgen und beruhigte ihn ganz durch die trostreichen Worte: Ihr seid von diesem Augenblicke an frei, Euer Wille ist ungebunden und ich glaube Euch keinen werthern Gesellschafter geben zu können als den Großprior von Auvergne, der schon in Rhodus, in Frankreich und auch hier so lange um Euch und Euch stets angenehm war.

So endete die Audienz ganz zu Selim's Zufriedenheit, dessen Herz seit langer Zeit zum ersten Mal wieder freudig schlug; er gab sich ganz seiner Hoffnung, ganz seiner Freude hin.

Blanchefort führte ihn nun nach dem Palaste, den er ehemals bewohnt hatte. Bei dem Anblicke dieses prachtvollen Gebäudes gedachte er des ärmlichen Gemaches, das er zuletzt auf St. Angelo bewohnt hatte. Innerlich jauchzend, daß er frei und hier sei, sprengte er in das Portal, sprang vom Rosse, eilte die Marmortreppe hinauf und stand bald vor der Thüre, die ein königlicher Diener ihm öffnete. Aber bei dessen Anblicke war die Saite, die in ihm so freudig geklungen, plötzlich verstimmt. — Ali! war der Trauer erweckende Gedanke, der ihn erfaßte. — „Der treue Ali ist nicht mit mir zurückgekehrt!" seufzte er und mit jedem Schritte, den er vorwärts that, suchte sein Auge Helenen. — Ach, wie sollte er sie hier unter Lebenden finden? Oede erschien ihm nun der Palast, jeder selige Augenblick, den ihm die Erinnerung vorführte, ward zur aufgerissenen Wunde, die von neuem zu bluten begann. Selbst der heutige Tag, der ihm Freiheit und Hoffnung gebracht, hatte ihn nicht glücklicher gestimmt.

Ich fühle nun wohl, Du hast Recht, wenn Du ewig für mich fürchtest, mein treuer Achmed! — sprach er zu diesem, als sie sich allein befanden — Ich habe zu viel verloren, um mich je wieder glücklich fühlen zu können. Thron und Vaterland und Alle, die mir liebend in's Elend folgten, hab' ich verloren. Du allein bist mir geblieben, und wie lange? frage ich mich, sehe ich Dein graues Haar, Dein schon halb erloschenes Auge. Gehst Du von mir, Du, mein Lehrer, dann —

Er preßte den Alten an sich und das Schmerzgefühl raubte Beiden die Worte.

Am andern Tage übernahm Blanchefort auf Selim's Bitten zwei Aufträge, wovon der letzte höchst schwierig war. Er schrieb nemlich, da die Engelsburg Jedem ohne besondere Erlaubniß des Papstes verschlossen war, an Signor Pandolfo und ersuchte ihn, den Sultan zu benachrichtigen, wohin Ali begraben worden sei; dann fügte er diesem Schreiben ein anderes an Lucretia Borgia bei, worin er sie auf die schonendste Weise um Helenens Schicksal befragte.

Signor Pandolfo erwiderte höflich, daß Ali ohne Weiteres in die Tiber geworfen worden sei, die Nichte Sr. Heiligkeit aber nicht für genehm halte, das ihr übergebene Schreiben zu beantworten. Die erste Nachricht betrübte Selim sehr; es hätte ihm Trost gewährt, nach dem Grabe nes treuen Ismaeliten wallfahrten zu können, der jetzt, vielleicht weit fortgetrieben, sein Grab in den Wellen gefunden hatte. Der Gedanke, daß auch Helenen die Fluthen der Tiber zum feuchten Grabe geworden sein könnten, war ihm gräßig und verstimmte ihn ganz, denn zu den Leiden seines Gemüths gesellte sich noch körperliches Unwohlsein und eine gewisse Mattigkeit, die seinen Nerven alle Spannkraft zu nehmen schien. So fühlte er sich in dem Palaste Carraccioli nicht glücklicher als er es in dem Kerker auf St. Angelo gewesen war.

Nach einigen Tagen verließ der Papst die Engelsburg und bezog wieder den Vatican. Blanchefort, den die Schwermuth Selim's jammerte und dem die Ungewißheit über Helenens Schicksal der Wurm zu sein schien, der sichtbar an seinem Körper nagte, beschloß, nun selbst nach dem Vatican zu Lucretia zu gehen, wo sie in dieser stürmischen Zeit wohnte. Er fand kein Hinderniß und wurde vorgelassen.

Großprior! — redete sie ihn an, kaum daß er ein paar Worte zu seiner Entschuldigung sagen konnte — weshalb Ihr hier seid, weiß ich. Ihr wollt Euch selbst die Antwort auf Eueren Brief holen und da thut Ihr recht. Besonders einem Weibe verbietet die Vorsicht, jedem ihr Geheimniß anzuvertrauen; der Buchstabe steht fest, das Wort verfliegt. Ihr wünscht der Griechin Schicksal zu kennen? — Genügt Euch ein sybillischer Ausspruch, so soll er Euch werden; verlangt Ihr mehr, so werd' ich schweigen.

Ich bitte Euch, sprecht, Signora, und ich will versuchen, die geheimnißvollen Worte zu deuten! bat Blanchefort.

Helenens Schicksal, — begann sie nun lächelnd — ist nicht so traurig, als der Sultan es befürchtet, jedoch auch jetzt noch nicht zu beneiden. Ich glaube, er wird sie wiedersehen.

Hier oder jenseits? fragte Blanchefort.

Einer ungläubigen Griechin sind nie die Pforten des Paradieses geöffnet, einem Muselmanne noch weniger; ob sie sich an der Pforte begegnen werden, kann ich nicht wissen, ob sie sich hier treffen könnten, weiß ich nicht!

Erklärt Euch deutlicher, Signora!

Für den klugen Großprior von Auvergne, den Rathgeber König Karl's sprach ich doch deutlich genug?

Darf ich also hoffen?

Hofft nicht zu viel, Prior! Hoffnung ist ein buntes Chamäleon, erscheint in tausend Farben und keine hält Stich.

Signora, — begann jetzt Blanchefort, etwas ungeduldig über die räthselhafte Sprache Lucretia's werdend — hab' ich Einfluß auf König Karl, so könnte ich den Einfluß auch wohl dazu gebrauchen, eine bestimmte Nachricht über Helenen zu erhalten.

Eine Buhlerin wiegt, wenn es nicht die eigene ist, nur leicht im Rathe der Fürsten; König Karl wird sich wenig um sie kümmern.

Buhlerinnen wiegen oft schwer in der Wagschale der Völker, — erwiderte Blanchefort, Betonung auf dieses Wort legend — doch sagt mir nur Eins: lebt Helene, oder wo ist ihr Grab?

Sie lebt!

Sie lebt? und wo?

Wahrscheinlich noch in des Sultans Herzen, wenn er nicht flatterhaft ist wie alle Männer.

Signora! fuhr Blanchefort auf.

Mäßigt Euch! — unterbrach sie ihn, schellte und Cavaliere des Papstes traten ein, denen sie befahl, den Großprior hinunter zu begleiten. Sie verbeugte sich vor ihm mit verstellter Freundlichkeit, ging in ihr Kabinet und ließ ihn allein.

Ungeheuer! murmelte Blanchefort vor sich hin und verließ den Vatican, nicht ohne einen Strahl von Hoffnung, daß Helene noch lebe. Er theilte sie Selim mit, dieser aber meinte, aus den Klauen einer blutdürstigen Tigerin komme ohne Blut kein Opfer. Mit jedem Tage ward er stiller, in sich gekehrter, sein Lebenmuth schwand und mit ihm schien auch die Hoffnung ihn verlassen zu haben.

Schon seit zwei Tagen hatte der Ausmarsch der Vorhut des französischen Heeres Selim's Geist beschäftigt. Das rege Leben in den Straßen Roms, das Geschmetter der Trompeten, die Haufen geharnischter Männer, die er füllher nur einzeln gesehen, gaben seinem flechen Körper neue Spannkraft, und als zög' er zum gewissen Siege, so freudig zog er in den letzten Tagen des Jänner aus den Thoren Roms, froh, dieser Stadt den Rücken zu kehren, in der sein Herz so tief verwundet, seine Hoffnungen so bitter getäuscht worden waren. Ueber das, was ihm dort begegnet war, sinnend ritt er mit Blanchefort, Achmed und einigen Dienern von der Straße ab, das Gewühl der Krieger zu vermeiden. Unter dem Schatten hielten sie unfern der Landstraße an, um die Gensd'armen, die furchtbar in Eisen

gehüllten Männer an sich vorbeiziehen zu lassen und diesen Kern des französischen Heeres genau zu betrachten. Da sahen sie plötzlich von der Seite her Reiter auf sich zu kommen. Der eine, welcher ein getiegertes Pferd ritt, sprengte in gestrecktem Galopp heran, hielt dicht vor Selim das schäumende Roß, sah ihm einen Augenblick starr in's Auge, dann rief er mit höhnischem Lächeln: Sie lebt! und sprengte davon.

Alles dies war nur das Werk eines Augenblickes. Lucretia! rief der Sultan, wandte sein Roß und wollte ihr nach, doch Blanchefort und Achmed hielten ihn zurück.

Wollt Ihr denn absichtlich in die Falle, die sie Euch stellt? — sagte der Großprior — Laßt sie reiten, wohin sie will, führt ihr Roß sie nur weit weg von Euch.

Selim beachtete des Freundes Vorstellung und setzte, nicht ohne von der Erscheinung seines Dämons von neuem beunruhigt zu sein, den Weg nach Terracina fort.

Auch Lucretia jagte unaufhaltsam seitwärts weiter, jedoch nicht nach Rom. Sie hatte sich selbst überzeugen wollen, ob das Gerücht sie wahr berichtet habe, daß der Sultan seine Lebenfrische verloren und sein Antlitz bleich und entstellt sei. Sie sah ihn und glaubte den Tod in seinen hohlliegenden Augen zu erblicken, triumphirte und jagte, nur von wenigen Dienern begleitet, nach einem unweit Rom einsam liegenden Schlosse, welches der Papst zu mancherlei Gebrauch für sie hatte einrichten lassen.

Als sie dort einritt, gab sie dem Kastellan einige Befehle, dann legte sie die männliche Kleidung ab und schmückte sich wie zu einem Feste. Von hundert Kerzen erleuchtet, mit den schönsten Blumen, die ihr lieblich entgegenduftеten, war das Zimmer bekränzt, in das sie jetzt trat; was nur Sinnlichkeit erregen, Lebenlust wecken konnte, einte sich in diesem wie durch Zauberei geschmückten Gemache, wo Lucretia, sich auf ein Ruhebette werfend, an etwas Freudiges zu denken schien, denn ihr Auge war heiter, ihr Mund lächelte.

Lucretia winkte jetzt einer Dienerin, die sich sogleich entfernte. Sie blieb allein, doch nicht lange, denn bald öffneten sich die Flügelthüren und eine hohe verschleierte Gestalt trat langsam ein.

Tritt näher und wirf den Schleier zurück! — befahl die Signora. Die Verschleierte gehorchte und ein bleiches fahles Gesicht, bleich und fahl, als habe ein Todeshauch die Rosen der Wangen verpestet und das Leben erstarrt, blickte zwischen wild herabhängenden Haaren geisterhaft hervor; es war das einst so lieblich blühende Antlitz Helenens. — Aus Deiner Nacht habe ich Dich an das Licht gerufen! — fuhr Lucretia mit einem Gleichmuthe fort, der schneidender war als der schärfste Dolch. Du sollst ihn noch einmal sehen. In Terracina wirst Du ihn finden; Rosse und Diener, Dich dahin zu bringen, stehen bereit.

Die Griechin, mit ihrer Rechten die Augen deckend, die des Sonnen-

lichtes entwöhnt, nicht mehr den Glanz der Kerzen ertragen konnten, mit der linken ihr pochendes Herz zur Ruhe mahnend, schwieg.

Ist in dem feuchten Kerker die Flammengluth Deines Herzens so ganz verloschen, daß es bei der Nachricht: Er lebt, Du sollst ihn wiedersehen! nicht vor Wonne aufjauchzt?

Die Hand des Mädchens sank langsam herab und ihr großes sprechendes Auge blickte schmerzvoll aus seinen tiefen Höhlen auf die Höhnende.

Bist Du stumm geworden oder ist es Trotz, daß Du schweigst?

Helene schüttelte traurig ihr Haupt.

Rede! Was gibt Dir die Kraft, in diesem Augenblicke Deine Wonne zu verbergen?

Das Mädchen schien mit sich zu kämpfen. Ueber ihr bleiches Gesicht zog sich eine blasse Röthe, die wie der aufflackernde Funke vom Windstoß verlöscht, schnell wieder verschwand. Ihr mattes Auge ward lebendiger, lebhafter glühend, ihr Mund zuckte, ihre Linke preßte sie heftiger auf das Herz; so stand sie, den Blick unverwandt auf Lucretia.

Der Trost, rang sich endlich aus ihrer beengten Brust — den die Hölle dem Unglücklichen reicht, kann ihm nur Schmerz, nicht Wonne bringen!

Du hast Recht! — sagte Lucretia rasch — Deine Ahnung trog Dich nicht, Stolze, die Du Dein Schicksal mit einem Muthe trugst, den ich, so sehr ich Dich auch hasse, dennoch bewundern muß. Selim lebt! — aber nur noch für Tage, vielleicht nur noch für Stunden. Madelènens vergiftete Rose preßte er hundert Mal an seine Lippen, und so rächte ich mich und auch Dich. Nun eile, ihm den Abschiedskuß zu bringen; sage ihm, Lucretia —

Sie hielt inne; denn, anfangs unbemerkt, dann langsam, jetzt plötzlich sank die Unglückliche zusammen und lag bewußtlos zu ihren Füßen.

Einen Augenblick sah Lucretia kalt auf die Lebloſe nieder; doch bald — war es ein Funke von Mitleid, war es Grausen, das sie bei ihrem Anblicke ergriff — schellte sie und befahl ihren Zosen, der Unglücklichen beizustehen. Es dauerte lange, bis das Leben die Arme wieder zu neuen Qualen rief, bis sie das halbgebrochene Auge wieder aufschlug und sich nun geisterhaft emporrichtete.

Es thront ein barmherziger Gott über uns! — sprach sie feierlich — er vergiebt dem reuigen Sünder, möge er auch Dir vergeben! — Doch nein, nein! es ist zu furchtbar, zu unmenschlich, was Du thatest. — Er kann, er wird Dir nie vergeben! — Mein Fluch, die Vergeltung mit ihrer Schlangen-Geißel treffe Dich!

Dies aus der Tiefe ihres Herzens aufschreiend stürzte sie hinaus, schwang sich auf das bereit stehende Roß und jagte, das dunkle Haar, das weiße Gewand im Winde flatternd, durch die Sturmnacht davon.

In Terracina, in dessen Umgebung das französische Heer einige Tage rastete, fühlte sich Selim so krank, daß er sein Lager nicht mehr verlassen

konnte. Mit jeder Stunde wurde er matter und unverkennbar zeigten sich jetzt die Spuren von Gift. Der Arzt gab jede Hoffnung auf, ihn zu retten; denn alle angewandten Mittel fruchteten nicht, die Hilfe kam zu spät. Es war ein langsames Gift, dem sein starker Körper lange widerstanden hatte, dem er aber endlich doch unterliegen, unter furchtbaren Schmerzen unterliegen mußte. Achmed zweifelte keinen Augenblick, daß die verhängnißvolle Rose, die ihm Lucretia Borgia gebracht, vergiftet und sie für ihn tödtlich gewesen sei. Blanchefort traf es schwer, daß seine geliebte Madelène, die mit so viel Liebe an Selim gehangen hatte, noch die Ursache seines Todes werden mußte.

Die Schmerzen hatten eines Abends plötzlich nachgelassen und der Arzt meinte, der Augenblick seines Todes nahe. Da hatte Achmed den Muth, ihn mit seinem Zustande bekannt zu machen. Er vernahm es mit Ruhe.

Hätte ich Gift aus einem Becher getrunken, — sprach er — dann wollte ich mit dem Schicksale nicht rechten; aber daß dieser Unhold das theure Andenken an Madelène zu seinem vergifteten Pfeil für mich wählte, das schmerzt mich.

Er drückte hierauf Achmed, drückte Blanchefort die Hand und schloß die Augen. Schon glaubten sie, er beginne den langen Schlummer, als er die Augen wieder aufschlug.

Ob sie wohl noch lebt? Ich möchte sie doch gern noch einmal sehen! sprach er mit gebrochener Stimme und dieser Wunsch mochte so lebhaft in ihm sein, daß sein mattes Auge wieder Leben zu bekommen schien, bis es endlich Ermattung schloß.

Die Sonne war schon gesunken, der matte Schein einer Kerze erhellte das Zimmer nur spärlich und breitete über den Schlafenden ein geisterhaftes Licht, als wenn der Mond seine bleiche Strahlen auf einen Grabstein senkt; Achmed saß zu seinen Füßen, Blanchefort und der Arzt standen neben dem Bette. Da öffnete sich die Thür und Helene trat ein, winkte den Erschrockenen, sich ruhig zu verhalten und schlich leise zu dem Lager des Schlummernden, über den sie sich schmerzvoll lächelnd bog. Da sie jedoch ihn athmen hörte, wurde ihr Lächeln freundlich.

Er schläft nur, — sprach sie mit gedämpfter Stimme — nicht wahr, er ist nicht todt? Nun so will ich warten bis er erwacht, ihm dann Lebewohl sagen und nach Hause gehen.

Die beiden Männer sahen sie staunend an. — War diese bleiche Geistergestalt wirklich Helene, die mit losgebundenem Haare und stierem irren Blicke unverwandt auf den Schlummernden blickte? — Ja, es war die Unglückliche, die jetzt ängstlich sich über den Geliebten bog und immer noch zu fürchten schien, der Tod könne sie um den Liebeblick seines Auges betrügen. Nur wenn sie seinen Athem vernahm, schien sie zufrieden und ruhiger zu sein.

Ihr heißester Wunsch sollte ihr werden. Als sie sich einmal über ihn bog, schlug er die Augen auf. Mein Geliebter! — rief sie, umpfing ihn und preßte ihn heftig an ihre klopfende Brust. — Herr, mein Gott! — betete sie dann — laß mich sterben, in seinen Armen sterben!

Helene! — stammelte Selim — Du lebst? Allah sei gelobt! Ich sterbe nun — gern!

Der Arzt war hinzugetreten. — Ich glaube, der Todeskampf beginnt; reißt die Wahnsinnige von ihm und entfernt sie, entfernt Euch! denn solches Ende ist schrecklich.

Nur mit Gewalt konnte Blanchefort Helenen von dem Sterbenden losreißen.

Selim! — rief sie, noch einmal sich nach ihm wendend — laß mich nicht, halte mich fest!

Aber Selim hörte ihre Stimme nicht mehr, die Todesstunde nahte, das Wiedersehen hatte sie abgekürzt und versüßt; weniger schmerzvoll, als der Arzt gefürchtet, endete er. Achmed, der sein Lager nicht verlassen hatte, drückte seinem Herrn die Augen zu.

So endete Muhamed's Sohn, den Rachgier und Eigennutz in der Blüthe seiner Jahre mordeten. Und doch war ihm wohl; mit dem letzten Zucken des Lebens trennte sich das Unglück von ihm, das ihm bisher so feindlich treu gefolgt war; das Grab endete seinen Schmerz.

So glücklich waren die Zurückgebliebenen nicht, denen zur fernen Qual noch lange ein trübes Leben ward. Blanchefort hatte sie nach Rhodus gebracht, und als er schon längst Großmeister war, konnte er noch lange den vom Weinen erblindeten Greis in seinem Landhause am Meere besuchen. Dort fand er ihn oft am Gestade sitzend und Helene neben ihm, die in ihrem Wahnsinne bewußtlos, blühende Rosen in ihrem Schooße zerpflückte. Gewöhnlich sang sie dazu traurige Lieder und blickte dabei hinüber nach Asiens Küste, als suche sie dort den Geliebten. Auch Blanchefort starb, doch an die Pforte des Landhauses wollte der Tod nicht klopfen. Furchtbare Vergeltung traf das Geschlecht Borgia; Achmed vernahm die Kunde, doch ihn traf das Geschoß des Todes nicht. Zwanzig Jahr beweinte er seinen Herrn, drei Jahre seinen Freund, Monden lang ließ er sich täglich nach Helenens Grabe leiten, bis der zwei und neunzigjährige Greis endlich auch im Grabe die Ruhe fand.

Ach! der Tod erscheint nicht immer dem Menschen in feindlicher Gestalt, oft ist er ihm ein milder Erbarmer; ein langes qualvolles Leben aber ist bitterer als tausendfacher Tod.

Der Zweikampf.

Unfern von Neustadt an der Hard liegt die Burg Spanberg auf hohem, mit Gebüsch und einzelnen Eichen bewachsenen Felsen, an dessen Fuße der Speierbach sich rauschend über Felsstücke herabstürzt, um sich bald in das Bette des majestätischen Rheines zu verlieren. Er bildet hier eine tiefe, von Buchen und Eichen beschattete Schlucht, deren üppiges Grün, wenn die Sonne sich senkt und zu dämmern beginnt, das Wild einladet, hier zu grasen und sich in den kühlen Fluthen zu erquicken. Ungefähr tausend Schritte von der alten nun längst verfallenen Burg bildet sich längs der Schlucht, da wo der Speierbach am wildesten herabstürzt, ein kleines friedliches Thal, das sich sanft die Höhe hinanzieht und von breitästigen Kastanienbäumen beschattet wird.

Unter diesen Bäumen hatte sich ein alter Kriegknecht ein Hüttchen gebaut, um seine Sünden in Abgeschiedenheit von der Welt zu büßen, und seine noch wenigen Tage im frommen Gebete zu verbringen. Der Herr der Burg und die an dem Hardgebirge sich Angesiedelten sorgten für seinen Unterhalt, und glaubten in seinem Gebete und seinen Prophezeihungen sattsame Zahlung für ihre, oft karge Gaben zu erhalten. Es war ein listiger, verschlagener Alter, der den Aberglauben seiner Landsleute wohl zu benutzen verstand.

An einem heißen Nachmittage sah man der Klause gegenüber, auf gebahntem Wege, einen Krieger und eine Dame von einem jungen Knappen, mehrern Frauen und wohlbewaffneten Knechten begleitet, ihre Pferde am Zügel führend, die Höhe herab, grade auf die Einsiedelei zukommen. Der Anführer schien ein vornehmer Herr zu sein; ein schön gestickter dunkelfarbiger Wappenrock barg den stählernen Panzer, ein Strauß Reiherfedern gab seinem Barret ein keckes Ansehen, und sein stolzes Pferd tanzte wiehernd neben ihm her; sein ganzes Ansehen ließ eher glauben, er wolle zum Banket gehen, als daß er sich auf einer langen Reise befinde. Die Dame war in Reisekleidern; ein schwarzes Ueberkleid deckte ihre schlanke Gestalt, und ein Kopfputz von gleicher Farbe mit Straußfedern geschmückt, erhob ihre Schönheit, ohne sie jedoch gegen die Gluth der Sonnenstrahlen zu schützen. Der ihr folgende Knappe, wohl kaum zwanzig Jahre alt,

hatte ein keckes, munteres Ansehen, war sorgfältig und reich gekleidet, und besorgt, die Dame möchte auf dem ungebahnten, steinigten Wege straucheln; er hatte nur Augen für sie. Die Knechte schienen brave Haudegen zu sein.

Als die Reisenden die Höhe herabgeklimmt waren, eilte der Knappe nach der Klause voraus und pochte an. Ehrwürdiger Bruder, macht auf! bat er, sein Ohr an die Thür legend, da Niemand ihm antwortete. So macht doch auf! rief er gleich darauf: eine Dame steht draußen, eine fremde, schöne Dame! — Aber Niemand schien ihn zu hören, viel weniger zu beachten; ungeduldig kehrt er um und band sein Roß an eine junge Birke. Ihr müßt nun heute mit den Gaben unsers Quersackes, und dem Quellwasser, das hier auf dem Felsen sehr sparsam tröpfelt, vorlieb nehmen, edle Frau, sagte er mit fröhlicher Laune: denn den letzten Krug Wein hat der Tölpel von Jaquinot im Vorbeijagen an einer Eiche zerbrochen.

Schweig, unnützer Schwätzer! unterbrach ihn Herr Claude de Batre, einer der berühmtesten Ritter am Hofe Karls des achten von Frankreich. Jaquinot wiegt sechs solche auf wie Du bist.

Das glaube ich, gestrenger Herr! Dem Gewichte nach mögt Ihr Recht haben.

Kein Wort weiter, Constant! unterbrach ihn die Dame, und der ernste Blick schmerzte ihn vielleicht noch mehr als das harte Wort.

Halb brummend, halb singend kehrte er zu seinem scheckigen Rosse zurück, streichelte es, und bald dieses, bald die Dame anblickend, sang er vor sich hin:

Und wär keine Blume auf Erden mehr,
Zög' ich schnell nach dem Paradies,
Und suchte dort sorgsam die Kreuz und die Queer
Die Blume, die Sie mir verhieß.
Ich würde sie finden, ich würde sie brechen,
Und sollte ihr Dorn auch blutig mich stechen.

Es ist verdrießlich, daß der Klaußner nicht zu Hause ist; unterbrach Messire Claude den Gesang.

Und was könnte es Euch nützen? fragte die Dame: warum sind wir überhaupt vom Wege abgegangen?

Es ist ein frommer Mann und mit dem Geiste der Wahrsagung begabt, erwiderte der Ritter: von der Maas bis zum Rheine ist er bekannt, und Jung und Alt wallfahrtet zu seiner Klause.

Also wir sind deshalb den steilen Felsen herabgeklimmt? sagte die Dame lächelnd. — Und warum soll er Euch die Zukunft aufdecken? — Eures Kampfes wegen? — O Herr Claude, ruht das Vertrauen nicht in Eurer Brust, wird der Ausspruch des Einsiedlers Euch wahrlich nicht zum Siege führen.

Wenn Ihr es erlaubt, Dame, so weilen wir hier bis er kommt, sagte

der Ritter, ohne ſich auf weitere Erörterung einzulaſſen. — Bernhard, packe das Maulthier ab, wir wollen hier ausruhen! befahl jetzt der Ritter einem der Diener: und Du Conſtant, breite die Decken aus, daß die Dame bequem ausruhen kann, und ſorge dann für ihren Zelter.

Das mag Jaquinot thun! unterbrach ihn der Knappe.

Bube! rief der Ritter heftig aufſpringend.

Herr Claude, ſagte der Jüngling mit verbiſſener Wuth und errang ſich nur mit Mühe Faſſung: wer meinem Vater ſagen würde, ſein Sohn Conſtant ſei ein Bube, den würde er einen elenden Lügner geſcholten und ihm den Fehdehandſchuh in's Geſicht geworfen haben.

Was kümmert mich Dein Vater, weiß ich doch nicht einmal wer er iſt. Ueberdies, fuhr Conſtant fort: diene ich dieſer Dame als Page ſo freiwillig, wie Ihr Euch ihrem Dienſte als Ritter geweiht habt, deshalb bitte ich mich mit mehr Schonung zu behandeln, Herr Claude! denn was ich bisher aus Rückſicht gegen meine Herrin von Euch erduldet habe, erdulde ich ferner nicht mehr.

Auch ich bitte Euch, Herr Ritter, nahm die Dame ſchnell das Wort: meinen Pagen mit mehr Achtung zu behandeln als bisher. Er iſt aus einem alten Geſchlechte, und mir freiwillig gefolgt.

Euer Wunſch iſt mir Befehl! ſagte Herr Claude zwar galant, aber nicht ohne Bitterkeit: ich werde Euren Schützling ferner nur als ſolchen, nicht als Euren Diener betrachten.

Thut das, Meſſire! ſagte die Dame freundlich, zog den Handſchuh von ihrer Linken, und reichte dem Ritter die Hand zum Kuß. Conſtant machte ſich nun, ein luſtiges Liedchen trällernd, an die Arbeit, breitete koſtbare Decken über die Raſenbank, öffnete den Querſack und holte den letzten Reſt des Vorrathes heraus, eilte mit dem vergoldeten Becher zum ſprudelnden Felsquell, füllte und reichte ihn der Dame knieend, die, nachdem ſie getrunken, das Haupt an den Stamm eines Kaſtanienbaumes gelehnt, von Ritter und Pagen bewacht, ſanft einſchlummerte.

Herr Claude de Batre war wohl am Hofe des Königs von Frankreich der geſchickteſte Herr, eine Lanze zu brechen und Schwert und Streitaxt zu führen; ſeinen Muth hatte er in ſo manchem Zweikampfe, und mehr noch als dies, in der Schlacht von St. Aubin bewieſen. Von mehr als gewöhnlicher Größe, mit außerordentlicher Kraft ausgeſtattet, durch ſtete körperliche Uebung gewandt, war er in allen Turnieren Sieger geblieben und ſein Ruf durch alle Lande erſchollen. Aber ſo ſtark und kraftvoll er den Männern gegenüber auftrat, ſo ſchwach ſtand er neben Adelaide von Monbuſſon, der zwanzigjährigen Witwe eines Grafen aus der Bretagne, der wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Herzog von Orleans nach den Niederlanden hatte flüchten müſſen, und dort geſtorben war. Jung und ſchön war ſie an dem Hofe Anna's von Bretagne trotz ihrer Armuth die Perle, um die alle Ritter warben, jedoch ſchien ſie mit der immer ſteigenden Gunſt

der Königin zufrieden, jedes andere Glück verschmähen zu wollen; man nannte sie deshalb nur am Hofe die stolze Witwe. Da kehrte nach langer Abwesenheit Messire Claude von dem Heere nach dem Hoflager der Königin zurück, sah die junge Witwe, trug im nächsten Turnier ihre Farbe, reichte ihr die Perlenschnur, die er als Preis gewonnen hatte, und weihte sich nun, nach der Sitte der damaligen Zeit, von nun an ganz ihrem Dienste. Aber auch der wirklich schöne, kraftvolle Mann, vermochte nicht durch seine Gestalt, nicht durch seinen Muth ihr Herz zu fesseln, sei es, daß die Anmuth seines Geistes nicht der Anmuth und Kraft seines Körpers glich, sei es, daß die Rückerinnerung an ihre erste unglückliche Ehe sie von jeder ferneren Verbindung abhielt, sie wies seine Bewerbungen zurück. De Batre aber blieb standhaft, trug stets ihre Farbe, zeigte sich überall als ihren dienenden Ritter, und mußte dadurch endlich das Herz der Dame erweicht haben, denn sie gab plötzlich seinen Wünschen Gehör und versprach die Seinige zu werden, wenn er gen Worms zum Reichstage zöge, welchen Kaiser Maximilian der erste dort ausgeschrieben hatte, und jeden der Ritter deutscher Nation, der den Muth habe ihm zu stehen, zum Zweikampfe auf Leben und Tod öffentlich auffordere und besiege; sie wolle ihm dann der Preis des Sieges sein.

Am Hofe Karls des achten ging freilich das Gerücht, dies Alles sei auf Anstiften König Karls geschehen, Kaiser Maximilian, seinen Gegner, und die deutsche Nation durch diesen im Zweikampfe für unüberwindlich gehaltenen Ritter zu kränken, auch vermuthete man noch eine geheime Absicht, welche die strenge tugendhafte Anna von Bretagne bestimmt haben konnte, Adelaide von Monbusson zu diesem Schritte zu bewegen. Daß diese den Ritter nach Worms begleiten wollte, war allen ein Räthsel, und die wohl unterrichteten Hofleute sahen darin nur ein Opfer, das sie der Königin brachte. Zwar fand sie dort mehrere Frauen ihrer Bekanntschaft, die ihren Männern dorthin gefolgt waren, sie konnte sich ihnen anschließen und brauchte sich dort nicht dem Schutze des Ritters anzuvertrauen, aber dem ungeachtet blieb ihre Reise mit Herrn Claude Jedermann räthselhaft.

Als sie ihr erstes Nachtquartier zu Meaux verließen, gesellte sich der junge Constant zu ihnen. Messire Claude war über diesen neuen Reisegefährten nicht wenig erstaunt, den die Dame seines Herzens gar wohl zu kennen schien. Der Sohn eines Edlen aus der Provence, den mir die Königin sendet, sagte die Dame Adelaide. Der Ritter, einen finstern Blick auf den jungen Mann werfend, schwieg, sagte aber doch späterhin seiner Dame: mich dünkt es sonderbar, daß die Königin glaubt, Ihr bedürft eines andern Dieners als mich, und Euch einen solchen jungen Fant sendet, der neben seinem Wehrgehänge das Band einer Laute trägt; ich dächte doch es wäre besser, Euer Page legte die Laute ab. Wir ziehen so ernsten Dingen entgegen, daß uns solch ein Troubadour aus der Provence zur Begleitung nicht ziemt. Constant hatte hierauf zu seinem großen Verdruße, seine Laute

ablegen müssen, aber dem ungeachtet seine provencalen Lieder während des ganzen Weges gesungen.

In dieser Stimmung waren sie bis zur Klause gekommen, dessen Bewohner vielleicht einem Sterbenden die Wallfahrt in jene Welt durch frommen Zuspruch erleichternd, immer noch nicht heimgekehrt war; sie hatten schon lange gewartet, als Adelaide erwachte. Herr Claude gab nun den Befehl, daß die Diener das Nöthige zur weitern Reise ordnen sollten, und die Dame trat in Gedanken versunken abwärts und überdachte mit trauerndem Antlitze ihr Geschick; da trat Constant leise zu ihr und sprach:

Wenn auch schon der letzte Stern uns schwand,
Reicht uns doch die Hoffnung noch die Hand.
Auch den Muthigsten verläßt das Glück,
Darum aufwärts nur den Himmelsblick!

Guter Constant! sagte sie zu ihm, doch die Ankunft des Klausners unterbrach schnell ihre Rede. Gelobt sei Jesus Christus! rief er schon in der Entfernung, seine Hand zum Segen hebend, ihnen zu: willkommen edler Herr, willkommen edle Dame in meiner niedern Klause. Er lös'te bei diesen Worten den Schlüssel von dem Stricke, der sein wollenes Gewand umgab, und lud sie ein, in die Hütte zu treten; Messire Claude folgte, Adelaide blieb zurück.

Ehrwürdiger Herr! nahm der Ritter das Wort, indem er den kleinen, golddurchwirkten Beutel öffnete, der an dem Gefäße seines Schwertes hing, und eine halbe Zechine herausnahm: fändet Ihr Euch wohl bereitwillig für diese kleine Gabe, mir Euren Segen zu meinem Vorhaben zu ertheilen, und mir den Schleier der Zukunft zu heben?

Der Einsiedler, anfangs über diese sonderbare Weise einen Segen zu erhandeln, betroffen, schien die Münze, die in seiner Hand ruhte, zu wägen. Nehmt sie ehrwürdiger Herr! fuhr Herr Claude fort: es ist ächt venetianisches Gepräge, und zur himmlischen Wallfahrt muß man eben so gut den Seckel öffnen, als zur irdischen. Nehmt nur!

Der Herr sei mit Euch, wandelt Ihr auf frommen Wegen! sagte der Klausner, die halbe Zechine einsteckend, dann fragte er ihn: warum soll ich Euch die verschlossene Pforte der Zukunft öffnen, was wollt Ihr dort sehen?

Werde ich in dem Kampfe auf Leben und Tod, dem ich entgegen ziehe, Sieger sein oder unterliegen? fragte nun der Ritter.

Der Bruder Klausner sah ihn starr an, schien seine Gestalt, jedes seiner Glieder zu messen, dann sagte er: werdet Ihr mit einem ebenbürtigen Gegner kämpfen, dann wird Euch sicher der Sieg.

Nichts weiter als dies! rief Herr Claude zufrieden: gegen einen, der ihm nicht ebenbürtig ist, legte Claude de Batre noch nie die Lanze ein.

Als er diesen Namen hörte, beugte sich der Einsiedler vor dem Ritter. Heil meiner Hütte, die heute die Krone französischer Ritterschaft unter ihrem niedern Dache weilen sah; Glück und Segen mögen Euch folgen! —

— Messire Claude, über diese Worte erfreut, öffnete schnell noch einmal seinen Seckel, und noch eine halbe Zechine rollte in des Klausners Hand, der sie diesmal ohne Bedenken annahm.

Der Ritter trat nun mit ihm zur Frau von Monbuisson heraus, die sich mit dem Pagen unterhielt. Entschleiert auch dieser schönen Frau ihre Zukunft: sagte er dem Einsiedler, der, während die Dame es freundlich verbat, sie scharf in's Auge faßte. Edler Herr! sagte er dann: nur für Männer gibt mir der Himmel zuweilen die Gabe der Vorausagung, das Auge der Frauen ist nur selten der Spiegel ihres Herzens, darum kann ich auch nicht aus ihm die Zukunft lesen. Der Herr sei mit Euch!

Ach wäre dies ein Wort, das meine Zukunft enthüllte! sagte Adelaide rasch. Ich danke Euch, ehrwürdiger Bruder. — Aber die Sonne senkt sich schon hinter die Berge, Messire, wandte sie sich dann zu dem Ritter und winkte dem Diener ihren Zelter zu bringen. Ich dächte wir setzten unsere Reise fort.

Wie Ihr befehlt! erwiderte Herr Claude, empfahl sich dem Klausner und setzte, einer Hoffnung reicher, einer Zechine ärmer, seine Reise fort, wo sie dann bald nach Neustadt gelangten und am andern Tage in Frankenthal eintrafen. Hier fand der französische Ritter einen Bekannten, der Worms verlassen hatte und nach Lothringen heimwärts zog. Herrn Claude war es zu wichtig, über Worms Erkundigungen einzuziehen, er blieb deshalb den Abend bei dem Lothringer und zechte mit ihm, worüber Dame Adelaide, die nun ohne ihn den Abend zubrachte, nicht ungehalten war, denn ihr schien das Gespräch mit ihrem Pagen lieber zu sein als das Gespräch des Ritters, der sie nur von seinen Thaten oder seinem verwundeten Herzen unterhielt; beides langweilte sie.

Auch heute hatte der Jüngling durch seine Lieder, die er gar anmuthig vorzutragen verstand, seine Herrin aufgeheitert, und sein Gespräch schien kurz darauf eben so leicht ihren Unmuth zu verscheuchen, wie der Gesang.

Dies führte sie nach dem Hofe zu Paris, auf die Königin und den Herzog von Orleans, nachmaligen König Ludwig den zwölften, der erst seit einigen Jahren seiner Haft entlassen war, und unvermerkt ging das Gespräch auf die Dame selbst über. Aber sagt mir nur, edle Frau, hob plötzlich der Page theilnehmend an: wie kommt es, daß unter allen Männern des Hofes keiner Euer Herz und Eure Hand gewinnen konnte, daß Ihr die schönsten, edelsten Ritter unbeachtet an Euch vorübergehen ließet, und Ihr noch strenger als die Königin über Euer Herz wachtet, denn jedermann weiß doch, daß sie dem Herzoge von Orleans noch gewogen ist. Wie kommt es, daß Ihr endlich mit Messire Claude —

Schweig! unterbrach die Dame ihren geschwätzigen Pagen, stützte ihr Haupt auf den Schwanenarm und verfiel in Nachdenken. Constant sah sie lange unverwandt an, dann seufzte er tief auf und sang mit unterdrückter Stimme:

Senke nicht Dein Haupt, Du holde Rose,
Oeffne Deinen Kelch dem Thränenthaue nicht,
Aus der Zukunft nächtlich dunklem Schoße
Bricht hervor für Dich ein Himmelslicht,
Dir zur Wonne oder Qual, ich weiß es nicht! —
Aber lächeln mußt Du, wenn Dein Herz auch bricht! —

Könntest Du dann lächeln, wenn das Herz Dir bricht? unterbrach Adelaide den Sänger.

Ob ich das könnte? fragt Ihr mich. Ich lächle ja immer, und was in meinem Herzen vorgeht, wißt Ihr nicht — und sollt es auch nie erfahren! setzte er mit einer Art Trotz hinzu!

Die Dame erröthete, nickte ihm freundlich zu und winkte, daß er sich entfernen möchte. Constant gehorchte. Und wenn auch ihr Dorn mich blutig sticht, murmelte er vor sich hin — die Rose verlaß ich dennoch nicht!

Schon seit einigen Monaten waren die Fürsten und Herren deutscher Nation und die Abgeordneten der Städte in Worms versammelt, und noch war kein Entschluß gefaßt. Die wie eine schwere Gewitterwolke heranziehende Macht der Türken und König Karls von Frankreich Einfall in Italien waren, nebst dem Landfrieden die Hauptpunkte, weshalb Maximilian den Reichtag versammelt hatte, und weshalb er, in steter Geldnoth, Hülfe an Geld und Mannschaft von den Ständen verlangte. Wenn auch die Fürsten sich meistens bereitwillig zeigten, so berechneten doch die Städte zu sehr nur ihren, nicht der Nation Vortheil, um nicht jeder Geldbewilligung so viel Hindernisse als möglich in den Weg zu legen. Deshalb vermochte der römische König die verlangte unbedeutende Beisteuer von 100000 fl. Rheinisch nur erst dann nach langen Bitten und Unterhandlungen, von ganz Deutschland zu erlangen, nachdem er auf jede Stellung an Mannschaft Verzicht geleistet hatte.

Ueber die Langsamkeit der Unterhandlung und den Kaufmannsgeist der Städte, denen er durch so manche Privilegien bedeutende Vortheile gewährt hatte, mit Recht aufgebracht, verlebte dieser Fürst, damals in der Blüthe des männlichen Alters, es war im Jahre 1495, sehr langweilige Tage in Worms, und selbst die Anwesenheit seiner jungen Gemahlin Blanca Maria konnte ihm nicht den Aufenthalt angenehm machen, wo er von so wenigen Kriegleuten umgeben, unter friedliebenden Fürsten und Rechtgelehrten, sich an stete Protestationen und Klagen gewöhnen mußte. Der einzige Herzog Albert von Sachsen, sein Statthalter in den Niederlanden, und der neue Herzog Eberhard von Würtemberg, waren seine lieben Gesellen, mit denen der kampflustige Fürst von Krieg und Schlachten reden konnte.

So sich langweilend sah er dem Ende des Reichtages mit Sehnsucht entgegen, aber überall stieß er auch jetzt noch auf Hindernisse; bald zögerten die Stände, den Herzog Albrecht, so wie es König Maximilian ihnen vorgeschlagen hatte, als Obersten-Hauptmann des Bundesheeres zu bestätigen, und feilschten mit ihm um seinen Sold, bald trugen sie neue Beschwerden vor und drangen endlich, und dies wohl mit Recht, auf Feststellung eines allgemeinen Landfriedens in den deutschen Landen, ohne welchen sie nichts zu bewilligen drohten.

Maximilian sah die Nothwendigkeit dieses, das Eigenthum sichernden Friedens wohl ein, aber eben so wenig konnte es ihm entgehen, daß dadurch der Geist des Adels, damals die einzige Stütze kaiserlicher Gewalt, eine andere Richtung bekommen würde, denn die Ritterschaft stand noch allein freiwillig auf und folgte dem Reichsbanner, wenn Fürsten und Städte sich zur thätigen Hülfe nicht eher bereitwillig fanden, als wenn der günstige Augenblick vorüber war und die Hülfe zu spät kam. Zwar schon früher bei den Lebzeiten seines Vaters, Kaiser Friedrich des dritten, mit dem Gange der Reichtage vertraut, konnte ihn diese bedächtige, alles hemmende Langsamkeit nicht verwundern, mußte ihn jedoch zu sehr langweilen, um ihm nicht den Aufenthalt in Worms unerträglich zu machen. Den Blick nach Italien gewendet, führte ihn seine Sehnsucht an der Spitze eines Heeres über die Alpen, den Franzosen entgegen, wo sein kühner, oft tollkühner Geist, sich neue Lorbeeren zu pflücken hoffen konnte.

Eines Tages, als er, seinen Unmuth zu zerstreuen, mit einem kleinen Jagdgefolge auf die Reiherbeize ritt, stieß er auf Herrn Claude, der seiner Dame vorausgeeilt war. Das stattliche Ansehen des Kriegers mochte dem Könige aufgefallen sein, denn nachdem er den Gruß des Ritters, der ihn nicht kannte, freundlich erwidert hatte, hielt er an, sah ihm nach und sandte einen Kämmerer hinter ihm drein, sich nach seinem Stande und Namen zu erkundigen. Er heiße Claude de Batre, sei ein Ritter vom Hofe Karls des achten, und man werde schon weiteres von ihm erfahren; dies war die Antwort, die er dem Kämmerer gab. Als der König sie vernahm, rief er zornig: Hoffärtig wie alle Franzosen! Sicher kommt er nicht in guter Absicht hierher, denn was von dort kommt, ist voller Trug und Falschheit!

Ihr habt schon manche traurige Erfahrung hierüber gemacht, sagte jetzt Herzog Albrecht, der ihm zur Seite ritt: wer entriß Eurem Sohn einen Theil seines Erbes, wer unterstützte die rebellischen Flanderer, als Frankreich? Wer will jetzt in Italien den Glanz der deutschen Kaiserkrone verdunkeln, als eben Frankreich?

Darum möchte ich auch ob Eurer Bedenklichkeiten verzweifeln! unterbrach ihn Kaiser Maximilian. Berathet, statt zu handeln, mit Kaufmannsgeist da, wo man das deutsche Herz in die Wage werfen sollte, das, bei Gott! noch schwerer wiegt als Gold, und feilscht um ein paar tausend Gulden, als ob das heilige römische Reich ein zerrissener Bettelsack sei, aus

dem die letzte Brodrinde gefallen wäre. — Vetter von Sachsen, der alte Sinn geht unter, deutscher Muth erlahmt, und wenn erst der Adel statt des Schwertes den Pflug wird ergreifen müssen, dann kann ein Kaiser wie ein Franziskaner durch Deutschland ziehen und um Gottes Willen sich eine Schaar Reisige zusammen betteln!

Aber der Landfriede, gnädiger Herr, ist ein so heilsames Werk, nahm Herzog Albrecht das Wort, wohl wissend, worauf der Kaiser ziele: ohne ihn blüht kein Handel, und wahrlich der Adel, statt seinem Lehnherrn zu folgen, zieht nur aus zur eigenen Fehde und Wegelagerung.

Ich fühle das, unterbrach ihn der König: deshalb betreibe ich den Landfrieden aus aller Macht; aber lieber Vetter, sprach er mit der lächelnden Miene, wodurch er so gern ein bittres Wort versüßen wollte: trifft auch hier nicht das Sprichwort ein: Kleine Diebe hängt man und große läßt man laufen? Dem Adel untersagt man die Fehden, und die Fürsten Deutschlands mögen Krieg führen mit wem sie wollen.

Ehe noch Herzog Albrecht hierauf antworten konnte, störte die mit ihrem Gefolge sich nahende Frau von Monbusson das ernste Gespräch. Sieh da! sagte Maximilian lachend: eine gute Vorbedeutung; erst der Falke, dann die Taube! Aber wahrlich, die Dame scheint schön zu sein, eine herrliche Gestalt! Sie war ihnen indessen näher gekommen, der König grüßte sie freundlich, wenn auch der Schleier ihn in Zweifel ließ, ob er ein häßliches Bild verberge. Die Frau von Monbusson, welche den König in Brüssel und Gent oftmals gesehen hatte, erkannte ihn sogleich, verneigte sich ehrfurchtvoll und hielt dabei ihren Zelter an, aber schnell trieb sie ihn wieder vorwärts, und jagte an Maximilian und seinem Gefolge vorüber.

Heda, junger Fant! rief jetzt der König Constant zu, der sich verspätet haben mochte und eilig seiner Dame folgend, ohne den König zu beachten, vorbeisprengen wollte, auf den Zuruf Maximilians aber sein Roß anhielt. Wer ist die Dame, die eben hier vorbei zog, und zu deren Gefolge Du zu gehören scheinst?

Die schönste Dame an dem Hofe zu Paris! erwiderte Constant mit Feuer: die Perle der Frauen, um deren Besitz sich die edelsten Ritter willig in Kampf auf Tod und Leben stürzen und freudig ihr Blut vergießen würden. Die Gräfin Monbusson, meine Herrin ist es!

Die Gräfin Monbusson! rief der König lebhaft aus. Erinnert Ihr Euch noch der schönen Dame aus Bretagne, wandte er sich zum Herzoge: die mit ihrem Manne nach Brüssel geflüchtet war und dort so zurückgezogen lebte? Der junge Franzose hat wahrlich Recht, sie die Perle der Frauen zu nennen. Doch wer bist Du, junger Mann? fragte er dann Constant, der ihn mit einer Art Ehrfurcht anblickte. Du bist wahrscheinlich im Dienste der Dame.

Ja Herr!

Dein Name?

Conſtant.

Der Name Deines Vaters? fragte Maximilian, dem der Jüngling zu gefallen ſchien.

Meines Vaters Namen darf ich Euch nicht nennen, erwiderte er und ſeine Wangen erglühten: er iſt zu hoch und zu niedrig für mich.

Du biſt ein ſonderbarer Burſche, erwiderte der König lächelnd; und würdeſt Du mir ein Gleiches antworten, wenn ich nach Deiner Mutter fragte?

Ich würde Euch erwidern, Herr:

Nicht jede Roſ' entfaltete die Sonne,
Auch manche hat die Sturmnacht ſchon zerknickt,
Es folgt der Gram ſo oft der höchſten Wonne,
Der ew'ge Schmerz dem ſel'gen Augenblick!

Doch gehabt Euch wohl, edler Herr, der ſo ſtattlich und königlich auf ſeinem getiegerten Roſſe ſitzt, als wäre er Kaiſer Maximilian ſelbſt. Meine Herrin bedarf meiner, ich muß ihr nach! Er gab ſeinem Roſſe die Sporen und jagte fort.

So Gott mir helfe! ſagte der König ihm nachblickend: das iſt ein Provencale, ſo eine Art Troubadour, wie man ſie dort ſeit René's Zeiten immer noch trifft. Am Ufer der Dürance, da erwärmt noch das Lied den Menſchen, da iſt es glühend wie ihre Sonne, und der Gedanke ſtrömt feurig aus dem Herzen, und geſtaltet ſich zu Wort und Geſang. So war es einſt auch bei uns in dem goldnen Zeitalter Deutſchlands, als das große Geſchlecht der Hohenſtaufen die Leier und das Schwert ehrte, und der Minneſänger, trotz der blutigen Zeit, am Hofe der Fürſten ein geehrter, willkommener Gaſt war. — Jetzt zwängen unſere Meiſterſänger die kargen Gedanken in eintöniges Silbenmaß ein, klappern muß es im Takt, wie eine wohlgeordnete Mühle, der Zuſchnitt iſt ihnen Alles, der Stoff gar wenig, der Gedanke nichts! — Doch wohin führt mich dies — Truchſeß! rief er dem von Waldburg zu: reite zurück, den Fremden nach, ſieh' in welche Herberge ſie einkehren, forſche nach ihrem Thun und Treiben, und wenn ich von der Beize heimkehre, ſage mir Beſcheid. — Und nun, wandte ſich König Max zu ſeinem Gefolge: da ſo Glückliches uns begegnet iſt, ein tüchtiger Ritter, ein ſchönes Weib und ein freundlicher Sänger, müſſen wir einen guten Fang thun, und ſomit luſtig an's Werk! Das Tiegerroß fühlte die Sporen ſeines Herrn, und ſprengte wiehernd mit ihm dem Bruche zu, wo man den Reiher zu finden hoffte.

Schon am Abend erfuhr der König, daß die Gräfin Monbusson mit ihren Frauen bei dem Herrn von Guiche, dem französischen Gesandten, abgestiegen, der Ritter aber in die Herberge zum Einhorn eingezogen sei und sich dort ganz ruhig verhalte. Schnell hatte sich durch ganz Worms die Nachricht von seiner Ankunft verbreitet, und eben so schnell das Gerücht, daß er der unternehmendste, gewandteste Ritter Frankreichs sei, und Jedermann wunderte sich, daß ein solcher Mann, zu einer Zeit, wo sein Herr, an der Spitze eines Heeres, Neapel erobere, gleich einem fahrenden Ritter auf Abenteuer umherziehe.

Aber schon am nächsten Morgen wurde die Absicht, weshalb er nach Worms gekommen, klar. Unter des Ritters Fenster sah man sein schön gemaltes Schild aufgehangen; es war ein Fels, auf welchem eine Lilie mit der Umschrift prangte: Sie steht fest auf Felsengrunde. Zu gleicher Zeit sprengte ein Herold, dem ein Trompeter voraus ritt, unter die gaffende Menge. Dieser stieß drei Mal in die Trompete, und dann rief der Herold mit lauter Stimme: dafern ein deutscher Ritter auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder eine Rittergabe, mit Claude de Batre zu kämpfen Lust hat, will derselbe den Kampf auf jede Weise annehmen! So durchzog er alle Straßen Worms, überall erscholl die Trompete und des Herolds kecke Aufforderung; selbst vor des Königs Herberge blieb er halten, und verkündete dort seine prahlenden Worte.

Das Gott mir helfe! rief Maximilian und unwillkürlich fuhr die Hand nach des Schwertes Griff. Es wird sich doch ein deutsches Herz finden, mannhaft genug, sich dem kecken Franzmanne gegenüberzustellen, eine deutsche Faust, stark genug den Prahlhans in den Sand zu strecken. Er sah sich hierbei in dem Kreise seiner Umgebenen um, blickte an seinem Kanzler vorbei auf die Hofschranzen, und wandte sich dann unmuthig von ihnen ab.

Herzog Albrecht, fragte er noch am nemlichen Tage diesen ritterlichen Fürsten: habt Ihr noch nicht gehört, ob das Schild eines deutschen Edlen neben dieser Felslilie hängt?

Nein, Majestät.

Sie besinnen sich lange die Herren! fuhr der Kaiser fort: gilt es einer Fehde oder Wegelagerung, sind sie schneller bei der Hand. Hier gilt es nicht ihre, nur die Ehre deutscher Nation, und die zu vertheidigen überläßt gern Einer dem Andern.

Ihr urtheilt streng, gnädiger Herr! unterbrach ihn der Herzog.

Streng? sagte der König und sein feuriges Auge schien den Herzog zu messen. Glaubt Ihr, daß, wenn ein deutscher Ritter sein Schild in Paris aufhinge und den Adel Frankreichs zum Kampfe aufforderte, nicht schon zwanzig Schilde neben dem Schilde des Abenteurers hingen?

Ich glaub' es wohl, Majestät! nahm der Herzog das Wort: am Hofe des Königs von Frankreich umgiebt Ritterschaft und Adel den Monarchen,

auf einem Reichstage aber den König der Deutschen nur die Fürsten Deutschlands, ihre Räthe und Höflinge und die friedliebenden Abgeordneten der Städte. Die Kriegleute bleiben da fern, wo die Feder mehr gilt als das Schwert, das Wort mehr als die That.

Das weiß der barmherzige Gott! rief Maximilian unmuthig aus: aber, fuhr er nach kurzem Schweigen fort; sind denn die Fürsten nicht hier? Ist ihnen des deutschen Muthes weniger geworden als dem Adel, und deutsche Ehre weniger werth als mir?

Der Herzog schwieg, seine Stirn umwölkte sich, der König bemerkte es. An-Euch dachte ich in diesem Augenblicke nicht, als ich das harte Wort sprach, Herzog Albrecht, sagte er freundlich. Ihr habt namhaft für mich gekämpft, Leib und Leben, Gut und Blut daran gesetzt, mir zu helfen.

Und um das noch öfter zu können, fiel ihm der Herzog mit Feuer in die Rede: will ich mein Leben nicht auf die Lanzenspitze eines Abenteurers setzen, der ein Gewerbe daraus macht, mit seiner Riesengestalt von Turnier zu Turniere zu ziehen, und wahrlich nicht absichtlos von König Karl hierher geschickt worden ist. — Gnädiger Herr! fuhr er nach einer Pause fort, da der König schwieg und über das Gesagte nachzudenken schien: ein Fürst muß nur mit Geist, Muth und mit seinem edlen Herzen wirken, nicht mit der Faust; das überlasse er den Reisigen und Lanzknechten, sein Leben ist seinem Lande zu theuer, um es unnütz in die Schanze zu schlagen.

So Gott mir helfe, Herzog! fuhr der König aus seinen Sinnen auf: da wäre ja ein Fürst ein elender Wicht, wenn er zur Schlacht zöge und es nicht an Muth dem gemeinsten Knechte gleich thun sollte; wenn ihm das Blut so lauwarm durch die Adern flöße, daß er die liebe Vernunft bei jedem Schwerthiebe, bei jedem Lanzenstoße erst befragen müßte, wie der Schulknabe seinen Meister; wenn er ruhig in der Ferne die Schwerter klirren, die Panzer rasseln hörte, und er mit kaltem Lächeln spräche: laßt Euch nur für mich todtschlagen, Ihr Narren, ein Tropfen von meinem Blute ist tausendmal mehr werth als die Ströme Blutes, die Ihr für mich vergießt! Nein, wahrlich! da dünke ich mich gleich einem geringen Knechte und fechte und kämpfe, denn es gilt mein Land und Gut und meine Ehre! Warum soll ich da weniger thun als ein armer Lanzknecht? — Nein, Herzog! rief er, und seine Hand erfaßte heftig des Herzogs Hand: das sprach mein Sachse Albrecht nicht aus seinem Herzen, darauf kenne ich ihn zu gut. Wenn das Geschütz donnert, der Kampf beginnt, das Handgemenge immer heftiger, der Sieg ungewiß wird —

Ja, dann stürze ich mich auch in die dichtesten Reihen, wenn ich mit meinem Blute den Sieg erkaufen kann, unterbrach ihn der Herzog: für solchen Augenblick muß Fürst und Feldherr das Leben opfern!

Siehst Du, mein alter Waffengesell, sprach Maximilian zufrieden lächelnd: schon bei dem Gedanken bist Du Feuer und Flamme. — Wußt' ich es doch, daß es nicht aus dem Herzen kam, was Du eben sprachst, sagte

er dann ruhiger: Ihr wißt, daß der tolle Muth mich oft zu weit führt, und da wolltet Ihr dem unbändigen Rosse einen Zügel anlegen. Hab' ich nicht Recht?

Und doch muß ich gegen Eure Majestät behaupten, erwiderte der Herzog: ein Fürst darf gegen solchen Abenteurer nicht in die Schranken treten; der Zweck ist zu klein für das gewagte Mittel.

Zu klein die Ehre deutscher Nation? nahm der Kaiser nicht ohne einige Empfindlichkeit das Wort: doch warum streiten wir uns! Es wird sich wohl noch ein wackerer Ritter finden. Ja, Herzog Albrecht, er wird sich finden!

Eben riefen die Trompeten in den Speisesaal, die Flügelthüren öffneten sich, die Hofleute traten ein und störten das Gespräch der Fürsten, das leicht noch eine ernste Wendung hätte nehmen können.

Nicht allein der König, ganz Worms, der ganze Reichstag war durch die stolze Aufforderung des Franzmannes in Bewegung gekommen, der ihm vorangegangene Ruf ließ manchen fürchten, noch mehr die Riesengestalt und die feste Zuversicht, mit der er sich öffentlich zeigte. Die Abgeordneten der Städte sagten öffentlich: Nun werden wir sehen, ob die Herrn vom Adel den feindlichen Kämpfer so schnell aus dem Sattel als unsre mit Gütern beladenen Rosse niederwerfen werden. Die weltlichen Fürsten suchten in ihrem Gefolge vergeblich den Kriegmann, der sich dem Ausforderer entgegen stellen könnte; die geistlichen Fürsten meinten, der König müsse den Kampf untersagen und den Franzosen als einen Reichsfeind verhaften lassen. Maximilian aber verwarf dies, als für die deutsche Nation schimpflich, und erwartete mit Ungeduld den Ritter vor sich zu sehen, der für die Ehre seines Vaterlandes kämpfen würde.

Während Messire Claude ganz Worms in Bewegung setzte, war auch er so wenig ruhig wie seine Dame. Ihm machte der Page Kummer und es gereute ihn, daß er den langweiligen Sänger, wie er ihn nannte, nicht schon in Meaux fortgejagt hatte, denn schon lange glaubte er bemerkt zu haben, daß Dame Adelaide ihren Pagen mit nur zu günstigen Augen anschaue, und zu vertraut gegen ihn, als ihren Diener sei. Jetzt, da er von ihr getrennt, der Page aber um sie war, brach die, aus Stolz bisher zurückgehaltene Eifersucht hervor, ließ ihm keine Ruhe, und so ergriff er jede schickliche Gelegenheit die Frau von Monbusson zu sehen, obgleich es ihm unangenehm sein mußte, das Haus des Herrn von Guiche zu betreten, mit dem er bis jetzt in Feindschaft gelebt hatte. Der Zweikampf störte übrigens seine Ruhe nicht, der Niederbesiegte dachte gar nicht an die Möglichkeit, daß ihn das Glück verlassen könne, nur bei der Dame fürchtete er dessen Unbestand.

Die Frau von Monbusson war von ihrer Jugendfreundin, der Frau von Guiche, herzlich empfangen worden, die nicht wenig verwundert war,

sie so unerwartet in Worms, und mehr noch, in Gesellschaft des Ritters de Batre zu sehen, und kaum befanden sie sich allein, so gaben die theilnehmenden Fragen der Frau von Guiche Adelaiden Gelegenheit, ihren Kummer und ihre Sorgen an der Brust der Freundin auszuschütten

Es wundert mich nicht, sagte sie: daß Du erstaunt bist, mich hier, und in der Gesellschaft jenes Mannes zu sehen, der außer seinem Muthe und seiner Riesengestalt nichts Anziehendes für ein weibliches Herz hat. Stolz auf Siege, ungebildet, sonder Geist, muß er jedem zartfühlenden Wesen zuwider sein.

Und wie konnte die stolze Monbusson sich entschließen? unterbrach sie Frau von Guiche.

Höre mich an, ehe Du mich verdammst. Dir bin ich es schuldig, mein Geheimniß zu vertrauen, nahm Frau von Monbusson das Wort: Du weißt, daß ich eine Verbannte war, daß ich arm bin, und ehe ich nach Paris kam, nur von der Milde meiner Freunde lebte. Durch die Vorsprache der Königin verzieh mir König Karl die Schuld meines Gatten, ich durfte am Hofe erscheinen, und die Wohlthaten der Königin setzten mich in die Lage, dort meinem Stande gemäß aufzutreten und nicht mehr das demüthigende Gefühl zu haben, meinen Freunden zur Last fallen zu müssen. Mehr noch als dies fesselte mich die Neigung, das Zutrauen der Königin, mit dem sie sonst so karg ist, und das sie mir dennoch schenkte. Oft weinte ich mit ihr im Stillen, denn Du weißt, ihr Herz hängt immer noch an Ludwig von Orleans, und sie fühlt sich auf dem Throne Frankreichs nicht glücklicher als ich, die kein Hüttchen das ihre nennen kann, und so wurde ich ihr durch Dankbarkeit und Liebe ganz ergeben. In dieser Zeit bewarben sich viele edle Männer des Hofes um meine Hand, um mein Herz, vielleicht auch nur um meine Gunst, auch Einer den Du errathen magst, den ich Dir aber nicht nennen darf, und dessen Rache mich hierher geschickt hat. Ich wies jeden, auch ihn zurück —

Und ist Dein Herz wirklich so kalt, Adelaide? Ist es jeder Liebe verschlossen? fragte Frau von Guiche.

Jeder? Nein! —

Also doch! sagte Frau von Guiche rasch. — Sollte —

Strenge Deinen Scharfsinn nicht an, mein Geheimniß zu durchschauen, Elisabeth — es ist undurchdringlich, unterbrich mich nicht mehr, ich bitte Dich! — Ich wies alle Bewerbungen zurück, fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, in der sie ihr aufgeregtes Gemüth vergebens zu beruhigen gesucht hatte: theilte der Königin alles mit, was mich betraf, und nur die Bewerbung des Einen, den der Krieg in Italien vom Hofe entfernte, mußte ich ihr verschweigen. — Es mag jetzt wohl ein Monat sein, als die freudige Kunde in Paris erscholl, der König sei in Neapel eingerückt. Alles jubelte, Feste folgten auf Feste und die Königin schien die Beglückteste von allen. An einem dieser Feste winkte sie mir, ihr in ihr Kabinet

zu folgen; dort angelangt, ergriff sie meine Hand, und ihr schönes Auge, ihr freundlicher Blick, dem nichts zu widerstehen vermag, ruhte lange auf mir, ehe sie sprach. — Adelaide, hob sie endlich an: Ich habe Dich lieb, ich nehme Theil an Dir, und ich habe wohl Ansprüche an Deine Dankbarkeit. Wärest Du wohl fähig, mir ein Opfer zu bringen?

Mit Freuden! rief ich, und preßte gerührt ihre schöne Hand an meine Lippen.

Versprich nicht so leichtsinnig, fuhr sie fort: es könnte Dich reuen, und ich wünsche nicht Dich unglücklich zu sehen.

Meine Königin will mein Unglück nicht! rief ich von der leidenschaftlichen Spannung ergriffen, um derentwillen Du mich immer eine Schwärmerin nanntest. Je größer das Opfer, desto größer die Freude, beweisen zu können, wie tief mein Herz von Dankbarkeit durchdrungen ist. — Was ich Dir sage, begann nun die Königin, und ihr Blick wurde ernst, ihre Wange röthete sich unmerklich — geschieht auf Befehl des Königs meines Herrn, der selbst noch im Feldlager warmen Antheil an Dir nimmt. Ich muß seinen Wünschen entgegen kommen, du wirst ihm gehorchen.

Für meine Königin thue ich alles! rief ich außer Fassung.

Für ihn nichts? unterbrach sie mich schnell. — Doch höre! — der König wünscht Dich vermählt, auch mein Wunsch war es längst, denn in Deinen Jahren taugt es nicht so allein zu stehen; er hat für Dich gewählt.

Für mich gewählt? fiel ich ihr mit Heftigkeit in die Rede.

Wundert Dich dies? sagte die Königin, und ihr Auge blickte so ernst auf mich, wie ich sie noch nie gesehen, doch schnell wurden ihre Züge wieder freundlich. — Der König hat einen edlen, reichen, geehrten Mann gewählt, der schon seit einiger Zeit um Dich geworben hat, Herrn Claude de Batre. Bei diesen Worten erbebte ich, Thränen stürzten aus meinen Augen, ich sank zu den Füßen der Königin. Reut Dich Dein Versprechen schon jetzt? sagte sie unmuthig und ließ mich vor sich knieen: reut es Dich des Gewählten oder des Wählers wegen?

Ich verstand ihr, bis in das Tiefste meines Herzens schneidend dringendes Wort, sprang auf, und stolzer als die Fürstin auf mich blickte, trat ich vor sie. Die Königin hat über meine Hand zu befehlen, ich werde gehorchen, sprach ich. Ach Elisabeth! sagte Frau von Monbusson und sank an die Brust der Freundin Das Herz einer Königin ist wahrem Gefühle verschlossen; gewohnt, die Menschen als ihre Diener zu sehen, würdigen sie sie keiner wahren Theilnahme; Mitleid, Wohlwollen, was dem eigenen Interesse schnell geopfert wird, ist alles, was man von ihnen erwarten kann. Mit Geld und einem huldvollen Lächeln glauben sie alles zu bezahlen, Freundschaft kennen sie nicht. Doch ich will fortfahren, will den Wehrmuthbecher ganz leeren, da ich ihn einmal an meine Lippen gesetzt habe. Höre weiter, und das Benehmen der sonst so ernsten Fürstin wird Dir noch räthselhafter werden.

Gieb nicht alle Hoffnung auf, wenn Dir Dein Loos traurig erscheint, sagte sie nach einer Pause; der König hat Deinen Besitz noch an eine Bedingung geknüpft, die Dich vielleicht retten kann. Der Ritter de Batre wird zum Reichtage nach Worms ziehen und wird Dich dahin begleiten, Du kannst bei Deiner Freundin, der Frau von Guiche absteigen. Dort wird er jeden deutschen Ritter zum Zweikampfe auffordern, und Du wirst die Seine als Preis des Sieges.

Ich war zerknirscht, war tief im Innersten meiner Seele betrübt, mein Stolz, mein weibliches Gefühl war verwundet, und doch schwieg ich; mehr mein gegebenes Wort als die Dankbarkeit hielt mich zurück.

Und das zweite Opfer das ich bringen soll? fragte ich nicht ohne Bitterkeit.

Dies wird Dir zu erfüllen leichter werden, erwiderte die Königin lächelnd. Morgen Abend sollst Du es erfahren, nur empfehle ich Dir Verschwiegenheit. Mit diesen Worten entließ sie mich.

Ich durchwachte eine traurige Nacht, verlebte den folgenden Tag unter steter Angst und erwartete mit klopfendem Herzen den Abend. Der Mond, der durch die kleinen Scheiben meines Fensters blickte, schien allein mir Trost bringen zu wolle, denn ich fühlte mich so einsam und verlassen, und es war mir, als ob sich mein Schicksal in dieser Stunde noch entscheiden müßte. Ich konnte nicht länger in meinem Zimmer dauern, es trieb mich hinunter in die Laube meines kleinen Gärtchens, wo wir so oft traulich zusammen saßen. Hier warf ich mich auf die Rasenbank und sah in die leise murmelnden Fluthen der Seine, in deren blauen Wellen der Mond sich spiegelte. Da vernahm ich eintönigen Ruderschlag, hörte das Plätschern der Wellen an dem rauschenden Kahne, und zwischen diesen einzelne Lautentöne, die gar schauerlich durch Rauschen und Plätschern zu mir herübertönten. Bald vernahm ich Gesang, und da der Kahn immer näher kam und der Abendwind mir die Töne zuführte, konnte ich auch die Worte verstehen. Es war eine jugendlich frische Stimme die sang —

Aber horch! unterbrach sie die Frau von Guiche; hörst Du nicht unten Lautentöne?

Es sind die nemlichen, die mir damals klangen. — Frau von Guiche lauschte und vernahm:

Immer nur vorwärts, mein schaukelnder Kahn,
Gleit' über rauschende Wellen,
Blitzschnell eile dem Ufer zu nah'n,
Das dort die Sterne erhellen,
Dort ist die schönste der irdischen Frau'n,
Strahlender, schöner als sie noch zu schau'n.

Was ist ein Glanz, den das Morgenroth bleicht,
Den jede Wolke verhüllet?
Strahl Ihrer Augen, was ist's das Dir gleicht,
Das so mit Sehnsucht erfüllet?

Sonnenlicht, Sternenglanz, Morgenroth,
Neben Dir sind sie erbleichet und todt!

Blume des Edens auf Erden erblüht,
Perle der irdischen Frauen!
Darf ich, wenn dieses Herz auch erglüht,
Darf ich Dich Heilige schauen?
Leben — das darf ich ja nimmer für Dich,
O, so laß mich nur sterben für Dich.

Sonderbar! sagte Frau von Monbusson, als der Sänger schwieg: dies ist das nemliche Lied, das er damals sang. Doch ich will in meiner Erzählung fortfahren. — Ich hatte dem Liede aufmerksam zugehört, begann sie: ohne nur im mindesten zu ahnen, daß ich Unglückliche die Blume des Edens sei, aber bald sollte ich auf wunderbare Art davon überzeugt werden. Der Kahn hielt am Ufer meines Gartens an, und ich sah im Mondschein einen jungen, phantastisch gekleideten Mann allein aussteigen, die Stufen hinaufgehen und forschend im Garten umherblicken. Ich war ungewiß, ob ich mich in der Laube verbergen oder ihm entgegen gehen sollte, denn ich vermuthete fast, daß dieser junge Mann, den ich schon einigemal gesehen zu haben glaubte, mit dem von der Königin von mir geheischten Opfer in Verbindung stehe. Die Angst trieb mich aus der Laube, und kaum erblickte er mich, als er wie gebannt stehen blieb, plötzlich aber mit eiligem Schritte auf mich zutrat und vor mir das Knie beugte.

Mich sendet die Königin, edle Dame, sprach er, mir ein Schreiben überreichend. Weiset Ihr mich nicht zurück, so ist fortan mein ganzes Leben Eurem Dienste geweiht.

Ich wies ihn nicht zurück, befahl ihm, am andern Tage wieder zu kommen, und eilte auf mein Zimmer, den Brief der Königin zu lesen; ich erbrach ihn mit zitternder Hand, Furcht und Neugier trieben mich, ich las:

„Der Jüngling, der Dir dies Schreiben überbringen wird, wünscht sehnlich in Deine Dienste zu treten, und da Du auf Deiner Reise nach Worms einen Pagen bedarfst, er Dir sicher treu, vielleicht nur zu treu dienen wird, so bitte ich Dich liebe Adelaide, ihm zu erlauben, um Dich zu sein. Ich nehme schon seit Jahren viel Theil an diesem jungen Manne, und weiß ihn keiner bessern Obhut anzuvertrauen als der Deinen, oder vielmehr, um aufrichtig zu reden, ich konnte seinen Bitten, in Deiner Nähe zu sein, nicht länger widerstehen. Er ist ein junger Troubadour, der Dich durch seinen Gesang gewiß oft aufheitern wird. Dulde ihn um Dich.“

Ich begriff bei Durchlesung dieses Briefes die Königin nicht, und erst als ich sie am andern Tage sprach, entdeckte sie sich mir, ohne daß mir jedoch alles klar wurde. Auch ich vertraue meiner Freundin das Geheimniß an: Constant, mein Page, ist der Sohn des Herzogs von Orleans, ein

Kind der Liebe aus einer Zeit, wo der Herzog noch fast selbst ein Kind war, seine Mutter war ein armes Fischermädchen aus der Provence, das gleich nach seiner Geburt starb. Der Herzog hatte von diesem Sohne nie etwas erfahren, die Königin aber war zufällig davon unterrichtet worden, hatte sich anfangs in der Stille Constants angenommen, ihn erziehen lassen und erst seit einem Jahre hielt sie es für Pflicht, den Herzog mit der Sache bekannt zu machen. Ihn als seinen Sohn öffentlich anzuerkennen, hielt der Herzog, den Stand der Mutter berücksichtigend, für unthunlich, und da der König etwas von der Sache erfahren, und ihm das Interesse, das die Königin an diesem Sohne der Liebe genommen, unangenehm sein mochte, so übergab sie mir ihren Schützling, der mir seiner Leidenschaftlichkeit wegen viel Sorge, seines edlen Gemüthes, seiner Anhänglichkeit wegen viel Freude macht.

Sei auf Deiner Huth, Adelaide, warnte Frau von Guiche.

Sorge nicht, Elisabeth, erwiderte Frau von Monbuisson: mein Herz — doch still, ich höre Tritte — ja er ist's — o könnte ich mich doch entfernen! Aber es war schon zu spät, Herr Claude trat schon ein und störte das Gespräch der Frauen.

Es war am zweiten Abend, nachdem der Herold stolz durch die Straßen von Worms geritten, als mehre Fürsten und Grafen bei König Maximilian, wo sie während des Mahles wacker bankettirt hatten, eben von der Tafel aufgestanden. König Maximilian hatte sich gezwungen, freundlich zu scheinen, aber jeder, der ihn kannte, sah, daß er heute gegen seine Gewohnheit scheinen wollte was er nicht war. Da trat Konrad Stürzel, einer seiner Räthe, zu ihm und raunte ihm etwas ins Ohr, der König nickte mit dem Kopf und sagte dann zu den Kurfürsten von Trier und Mainz, mit denen er eben im Gespräch begriffen gewesen war: Verzeiht, liebe Herren, daß ich Euch auf einen Augenblick verlassen muß, es sind schon wieder Nachrichten aus Italien eingetroffen, und von daher kommt selten etwas Erfreuliches für Deutschlands Oberhaupt. Dies sagend entfernte er sich.

Hier, Majestät! sprach Konrad Stürzel, ihm in seinem Kabinette ein Schreiben überreichend. Dies kam mit einem Eilboten von dem Kardinal von Gurk. Der König erbrach, durchflog es rasch und legte es dann gleichgültig neben sich. Papst bleibt Papst und wenn ihm auch das Messer an der Kehle steht, sagte er spöttisch: sein Stolz beugt sich nicht. — Nun diesmal mag es gehen, es ist doch zu unserm Vortheile.

Der nemliche Eilbote brachte dies vom Herzoge von Mailand, fuhr der Rath fort, ihm ein anderes Schreiben überreichend, das Maximilian lange sinnend in seiner Hand wog. Wollte fast wetten, ich kenne den In-

halt: leere Worte und kein Geld! Da lies! sprach er, es Konrad gebend, der ihm dagegen ein Schreiben der Republik Venedig einhändigte.

Nimmt es denn kein Ende, Konrad? sagte der König verdrießlich: was wollen die stolzen Herren der Republik wieder? Was aus den Lagunen kommt, riecht mir immer nach Moder. — Maximilian und Venedig werden nie wahre Freunde werden.

Die jetzigen Zeitumstände, Ew. Majestät, nahm achselzuckend der Rath das Wort.

Der König sah ihn scharf an und der kleine Mann schwieg. Konrad, Konrad! sagte dann der König mit dem Finger drohend: Du lernst mir seit kurzem das Gepräge der venetianischen Zechinen zu gut kennen. Lies den Brief vom Herzog Ludwig, und bekümmre Dich nicht um die edle Republik, deren Advokaten von mir mit schlechter Münze bezahlt werden!

Herr Stürzel erbrach und las das Schreiben. Wie Ew. Majestät vermutheten, kein Geld aber viel Worte.

Der König brummte vor sich hin, brach das Schreiben von Venedig auf und gab es seinem Rathe. — 6000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter will die Republik stellen, las dieser.

So Gott mir helfe, wenn da nicht die Hälfte Albanisch Volk ist, leichtes Gesindel das, wenn hundert deutsche Lanzen geschlossen auf sie eindringen, wie Spreu im Winde auseinander stiebt, will ich nicht Maximilian von Oestreich sein.

Die Schaaren der Republik fochten doch sonst immer tapfer, meinte Herr Konrad etwas vorschnell.

Was weißt Du davon? fiel ihm der König verdrießlich in die Rede: und — doch — von heute hast Du die niederländischen Angelegenheiten unter Dir, die italienischen mag statt Deiner Bothmer übernehmen. — Hörst Du?

Herr Konrad verneigte sich und wollte gehen. Höre! rief ihn Maximilian zurück: hängt noch kein deutsches Schild neben dem Schilde des Franzmannes?

Ich sah noch keins, Ew. Majestät!

Rasch griff der König nach seinem Barret und verließ das Gemach mit schnellen Schritten, doch ehe er die Thür zum Gemach öffnete, hielt er an. Am Ende ist es so am Besten! sagte er vor sich hin und trat in den Saal, wo die versammelten Fürsten und Herren schon lange neugierig auf seine Rückkehr gewartet hatten. Alle glaubten, der König müsse die freudigsten Nachrichten aus Italien erhalten haben, denn er ging mit heiterem Gesichte in ihrem Kreise umher, sprach mit diesem und jenem, doch von Italien und den erhaltenen Nachrichten sagte er kein Wort. Als er jetzt zu Herzog Albrecht von Sachsen trat, lächelte er. Nun Herzog, sprach er: hat sich denn noch kein wackerer deutscher Krieger gefunden, der sein Schild neben dem Schilde des Franzmannes aufhängen wird?

Noch keiner! erwiderte der Herzog unmuthig.

Doch, doch! nahm der König ſchnell das Wort: ich habe eben mit ihm geſprochen.

So? meinte Herzog Albrecht verwundert: und wer iſt es, der dies Wagſtück unternehmen will? Der franzöſiſche Ritter iſt, ſo viel ich vernahm, ein tüchtiger Mann, ihm wenige an Stärke und Geſchicklichkeit gleich —

Sorget nicht! unterbrach ihn der König Maximilian: Ich glaube, es iſt ein wackerer Degen, der ſich ihm herzhaft entgegen ſtellen wird, ein ſchlichter Krieger mit deutſcher Fauſt und deutſchem Herzen. Morgen bei Tagesanbruch wird er ſein Schild neben den Felslilien aufhängen laſſen, und auf Leben und Tod mit dem Prahlhans kämpfen. Ich bin gewiß, Ihr werdet nichts an ihm auszuſetzen haben, wenn Ihr auch nicht mit der Perſon zufrieden ſein ſolltet, obgleich er ein wackerer Degen und einer Eurer alten Krieggeſellen iſt.

Darf man ſeinen Namen nicht wiſſen? fragte der Herzog.

Morgen, ſagte Maximilian lächelnd: morgen ſollt Ihr ihn erfahren: heute aber könnt Ihr den Anweſenden dreiſt verkünden, daß ſich endlich ein deutſches Herz gefunden hat, ſich dem Franzmanne gegenüber zu ſtellen.

Der Herzog machte von Maximilians Erlaubniß Gebrauch und ſchnell verbreitete ſich das Gerücht im Saale, daß ſich ein Ritter gefunden, der den Fehdehandſchuh aufzunehmen bereit ſei, der König habe ihn ſo eben geſprochen, wollte jedoch ſeinen Namen heute nicht nennen. Dies bewog den Kurfürſten von Mainz, den zuweilen die Neugierde plagte, ſich hinauszuſchleichen, und unter den ihm ergebenen Dienern des Königs zu forſchen, wer nach Tafel in deſſen Kabinet geweſen ſei, und ſo erfuhr er, daß Niemand dort ausgegangen ſei, als Herr Konrad Stürzel, der vertraute Rath.

Dieſe Nachricht, die dem Kurfürſten faſt unglaublich dünkte, theilte er doch einigen Freunden mit, und ſo gelangte ſie zu Herzog Albrecht, der, ſo wenig er auch glauben konnte, daß der kleine, in Waffen ungeübte Mann der Kämpfer ſein ſollte, der für Deutſchlands Ehre den Fehdehandſchuh angenommen habe, doch nicht umhin konnte den König zu fragen, ob es wahr ſei, daß ſein Rath Konrad Stürzel der Ritter ſei, der den Streit mit dem Franzmanne beſtehen wollte.

König Max lachte hell auf. So Gott mir helfe, Herzog! rief er: wie kommt Ihr zu dieſem Gedanken? Da könnte ſich eben ſo gut Meiſter Baſtian, der Hofnarr, in die Schranken ſtellen, als mein gichtbrüchiger Rath.

Ew. Majeſtät ſagte mir, ſie hätte ſo eben mit ihm geſprochen, fuhr der Herzog faſt unwillig fort: Neugierde trieb einen geiſtlichen Herrn in Euer Vorzimmer, und da erfuhr er, daß nur Konrad Stürzel, ſonſt Niemand bei Euch geweſen ſei.

Der König lächelte, Man hat dem Neugierigen die Wahrheit berichtet, sagte er: und ich Euch dennoch die Wahrheit gesagt.

Staunend sah ihn der Herzog an. — Solltet Ihr! fuhr er plötzlich auf. Doch ein ernstes: Laßt uns von etwas Anderm reden! womit ihn der König unterbrach, gab dem Gespräche schnell eine andere Richtung; auch verließ der König bald darauf den Saal und die Versammlung ging aus einander.

Am andern Morgen hatte Frau von Guiche und Frau von Monbusson, von ihrem Gatten, Constant und einigen Dienern begleitet, ihre Rosse bestiegen, um jenseit des Rheines den freundlichen Rosengarten zu besuchen, als ihnen in der Straße, in welcher die Herberge lag, wo Messire Claude sein Schild aufgehangen hatte, eine Masse Volkes unter lebhaftem Jauchzen entgegen wogte. Anfangs glaubten sie, es gelte Herrn Claude selbst, den der Pöbel für seine Anmaßung bestrafen wollte, sie hielten deshalb die Pferde an, unschlüssig ob sie nicht umkehren und sich nach ihrer Wohnung zurückbegeben sollten, bald aber sahen sie, unter Trompetengeschmetter einen Herold, in der Farbe von Oestreich, der Herberge zuziehen, und dort unter dem Fenster des französischen Ritters halten.

Thue wie ich Dir befahl! sprach jetzt der Herold. Ein königlicher Diener hing nun das Doppelschild von Oestreich und Burgund neben dem Schilde des französischen Ritters auf, und ohne weiter etwas zu verkünden oder den Namen des Ritters zu nennen, ritt der Herold beim Schalle der Trompeten weiter.

Auch die Frauen kehrten in ihre Wohnung zurück, denn der Andrang des Volkes, das sich unter stetem Jauchzen und mit dem Rufe: Es lebe Oestreich und Burgund, es lebe König Maximilian! immer mehr und mehr vor der Herberge versammelte, ließ sie gewaltthätige Auftritte befürchten. Constant aber, neugierig wer der östreichische Ritter sei, der das Wagstück unternehmen wolle, stieg ab, mischte sich unter die Menge und erfuhr zu seinem Erstaunen bald, daß nur König Maximilian das Doppelschild von Oestreich habe aufhängen lassen können, und dieser ritterliche Fürst selbst den Handschuh aufgehoben habe. Mit dieser Nachricht kam er zurück und fand die beiden Frauen noch im Gespräche über die Angelegenheit, denn von dem Augenblicke an, wo Frau von Monbusson das Schild hatte aufhängen sehen, glaubte sie den Retter nahe, der sie von dem lästigen Chevalier befreien sollte. Mit Anstand und Ernst trat jetzt der Page vor sie, beugte sein Knie und sprach: Dame, für Euch hat ein würdiger Held den Fehdehandschuh ergriffen!

Wer ist es? unterbrach ihn Adelaide, von Ahnung erbebend.

Der König der Deutschen selbst! sprach der Page, und so ganz vom

freudigen Gefühl ergriffen, daß der König Max, dieser ritterliche Fürst, den ihm verhaßten de Batre bekämpfen wollte, bemerkte er im ersten Augenblicke nicht, daß seine Herrin laut weinend an die Brust der Freundin sank.

Verlaßt uns einen Augenblick, Constant! bat die Frau von Guiche; der Page gehorchte, verließ aber nur ungern seine Gebieterin in einem Augenblicke, wo sie durch seine Nachricht so tief, so schmerzvoll ergriffen schien; war es Zufall, war es Absicht, er ließ die Thür geöffnet, war es Neugierde oder Theilnahme, er lauschte hier auf jedes Wort, das er im Nebenzimmer vernahm.

Was ist Dir? fragte jetzt Frau von Guiche die immer noch Weinende. Welcher Schmerz ergreift Dich so plötzlich, Adelaide? — Sollte mich meine Ahnung nicht betrogen haben, sollte König Maximilan? — Die Frau von Monbusson schmiegte sich inniger an der Freundin Brust. — Vertraue Dich mir, die Du schon oft einen Blick in Dein sonst so verschlossenes Herz thun ließest! — Adelaide schwieg. — Seit Deiner Rückkehr an den Hof, wo Dich jedermann Deiner Gleichgültigkeit, Deiner Kälte wegen, die nach und nach alle Männer von Dir zurückstieß, bewunderte und zugleich verdammte, glaubte ich Dein Betragen in einer verborgenen Neigung suchen zu müssen, die Dein sonst so weiches, gefühlvolles Herz jedem neuen Eindrucke verschließe. Ich beachtete Dich sorgfältig, und Deine Unruhe, Dein Erröthen bei dem Namen des Königs der Deutschen verriethen Dich mir. — Verbirg Dich nicht länger, entdecke Dich mir. In welchem Verhältnisse stehst Du zu Maximilian?

In welchem Verhältnisse? unterbrach sie Frau von Monbusson, sich ihren Arm entwindend: kannst Du glauben —

Gute Adelaide! fiel ihr Frau von Guiche lächelnd in die Rede. Das Herz ist schwach, die Liebe allmächtig. —

Ich stehe mit dem Könige in keinem Verhältnisse, wenn ich auch dem tapfern, edlen Fürsten Bewunderung zolle, mein Herz für ihn, für den einzigen Mann der Welt nicht gleichgültig schlägt.

Und er? fiel Frau von Guiche ihr rasch in die Rede.

Er weiß, er ahnet es nicht. Glaubst Du, Elisabeth, ich könnte so schwach sein, einem Könige meine thörichten Empfindungen laut werden lassen? Was kann er mir sein, was kann ich ihm sein? Nein, Elisabeth, dazu bin ich zu stolz. In ihm fand ich das Ideal meiner jugendlichen Träume verwirklicht, und wie in jener Zeit, als die Gefühle meines Herzens mir zuerst kund wurden, dies mir selbst geschaffene Bild mit all seinen lieblichen Farben, mit all seinem Schmelz mich wachend und träumend begleitete, so ist, seit ich ihn in Brüssel sah, sein Bild mein treuer Begleiter, mein Schutzgeist gewesen, der mein Herz von den Thorheiten der Eitelkeit, selbst vor den Thorheiten der Liebe bewahrte.

Und hat Dich dies glücklich gemacht?

Ja, Freundin! — das Bild von ihm erhalte ich mir ewig frisch, die Hoffnung, wenn ich auch weiß es ist eine trügerische, zeigt es mir täglich, stündlich in seinen reizenden Farben, so bleibt es wie ich es mir geschaffen habe, und der tiefe Eindruck, den es auf mich machte, ist unauslöschlich. Was bliebe mir, hätte ich ein anderes Ziel der Sehnsucht erreicht? Mit dem Besitze geht die Zaubermacht der Phantasie verloren, der klare, ruhige Blick zeigt mir das, was uns göttlich dünkte, menschlich und schwach, und der süße Zauber ist zerronnen.

Aber auch Deinen Zauber wird die Zeit zerstören, meinte Frau von Guiche; leicht wird der Flügelschlag der Phantasie gelähmt, wenn die Hoffnung sie nicht begleitet.

Adelaide wiegte verneinend das Haupt und ein holdes Lächeln umzog dabei ihren reizenden Mund, als ob er sagen wollte: Sie erlahmet nicht.

Liebe ohne Gegenliebe, fuhr Frau von Guiche fort: ist das Lämpchen der Psyche, in welche die Hoffnung kein Oel mehr träufelt, es verzehrt sich selbst und verlischt. Nur Liebe kann Liebe beleben, nur Gegenliebe die Gluth erhalten.

Du irrst, Elisabeth! sagte Frau von Monbusson mit Feuer. Die Gluth der Liebe will Nahrung, aber ihre heilige Flamme bedarf ihr nicht, die verzehrt sich nicht, geht nicht unter im Genuß und Entsagen, in Freude und Schmerz; ihr bleibt die Hoffnung unzertrennlich zur Seite, denn was sie schöpfen will, schöpft sie aus eigenem Quell. Er weiß es nicht, daß ich ihn liebe, er ahnt es nicht und das eben macht mein Glück, mein einziges Glück.

Und wenn auch ihr Dorn mich blutig sticht, die Rose verlasse ich dennoch nicht! hallte es jetzt im Nebenzimmer.

Mein Gott! rief Frau von Monbusson, während ihre Freundin nach der Thür eilte. — Constant hat uns belauscht, er kennt mein Geheimniß!

Das ist schlimm! erwiderte diese, da sie zurückkehrte, ohne Constant gefunden zu haben. Mich dünkt, auch er nährt hoffnungslose Liebe. Mich dünkt, fuhr Frau von Guiche fort, nachdem sie lange auf Adelaidens Antwort gewartet hatte: auch er überläßt sich seiner Phantasie, seinen unerreichbaren Hoffnungen, und sein Herz wird endlich brechen.

Armer Constant! seufzte Frau von Monbusson.

Warum beklagst Du ihn? fuhr Elisabeth fort: ist er nicht glücklicher als Du? — Du siehst täglich vor seinem Blicke, sein Auge darf sich in Deiner Gegenwart an Deinen holden Zügen weiden, und bist Du fern von ihm, malt die Phantasie Dein Bild mit den lieblichsten Farben, und er haucht seine Empfindungen in Wort und Ton aus. — Oder sollte er sich dabei unglücklich fühlen? — Sollte das unerreichbare Ziel, das, hätte er es erreicht, ihn entzaubern würde, schmerzliche Sehnsucht in ihm erwecken?

Du willst mir wehe thun, Elisabeth, unterbrach sie Frau von Monbusson: laß uns lieber davon schweigen.

Wehe wollte ich Dir nicht thun, aber Dich warnen, erwiderte Frau von Guiche. Adelaide, Du stehst, trotz Deiner Tugend, zwischen zwei feindlichen Dämonen, und ich fürchte, Du unterliegst dem einen. Binde die Flügel Deiner Phantasie, verschließe auch Constant Dein Herz der Theilnahme, dem Mitleid.

Unmuthig erhob sich Frau von Monbusson von ihrem Platze und verließ das Zimmer.

Von einem ihm jetzt unbekannten Gefühle ergriffen, hatte der Page das Haus verlassen, und irrte auf den Straßen und vor den Thoren Worms umher. Adelaide von Monbusson war ihm bis jetzt das Ideal gewesen, dem er seine Lieder, seine Dienste, sein ganzes Leben geweiht hatte; daß sie ihm nicht mehr sein könne, hatte er sich tausendmal gesagt, er hoffte, er erwartete nichts, als daß er sie sehen, ihr folgen, sie anbeten dürfe. Er glaubte ihr Herz der Liebe, sein Herz der Hoffnung verschlossen, doch mit dem Augenblicke, da er aus ihrem Munde selbst erfuhr, daß sie liebe, war sein ganzes Innere plötzlich verändert, und die Eifersucht trieb ihn umher. Aber dieser Zustand währte nicht lange. — Welche Ansprüche habe ich an sie, was kann ich von ihrem Herzen fordern? rief er, als er sich unter eine schattige Ulme warf. Treu, uneigennützig ihr zu dienen, war ja Alles was ich begehrte, mein Wunsch ward erfüllt, nun ist es mir Pflicht, die thörichte Stimme meines Herzens zu unterdrücken, und nur wie zu einer Heiligen mein Auge zu ihr zu erheben. Ja! fuhr er nach kurzem Sinnen auf: ich will ihr zeigen, daß ich ihr mehr opfern kann als mein Leben! Dies sagend sprang er auf, kehrte nach der Stadt zurück und ging unwillkührlich der Wohnung des Königs zu, als die Worte: So eilig, junger Herr? und eine derbe Faust die ihn anpackte, seine raschen Schritte plötzlich hemmten, denn der Klausner vom Speierbach stand hinter ihm und hielt den Eilenden beim Mantel fest. Wohin wollt Ihr denn so raschen Schrittes? fragte er neugierig.

Grüß Euch Gott! erwiderte Constant, der wie aus einem schweren Traum erwacht, jetzt erst nach langem Anstarren den Klausner erkannte und sich von ihm los machen wollte: dieser aber hielt ihn fest. Nun wie steht es mit Eurem Ritter und seiner Dame? begann der Klausner von Neuem, sagt ihm nur, er solle meiner Prophezeihung gedenken, denn kein Ebenbürtiger trat ihm gegenüber.

Ich verstehe Euch nicht! unterbrach ihn Constant.

Glaub' es wohl, junger Mann, den Einsiedler vom Speierbach versteht man oft nicht, und hält doch seine Worte in Ehren. Bringt nur, was ich Euch eben gesagt, zu den Ohren Eures Ritters.

Meines Ritters! fuhr der Page unwillig auf. Da sei Gott für, daß dies mein Ritter und ich sein Knappe wäre. Ich diene nur der Dame!

Glaube wohl, daß der Dienst angenehmer sein mag, meinte der Klaus-

ner, blieb plötzlich stehen und fragte dann: In welcher Herberge wohnt Ihr? Constant gab ihm Bescheid. So sehe ich Euch bald wieder, fuhr der Waldbruder fort, doch jetzt muß ich mich von Euch trennen. Ich muß zu des Königs Majestät; raunte er ihm wichtig aber dennoch leise zu.

Zu König Maximilian wollt Ihr? wiederholte Constant, und diese Nachricht schien ihm plötzlich einen Gedanken, einen Wunsch erweckt zu haben. — O, könnte ich doch auch zu ihm!

Nichts leichteres als das, meinte der Klausner. Der König ist Jedem, auch dem Niedrigsten zugänglich und versagt keinem Gehör. — Kommt mit mir, wenn Ihr Geduld habt im Vorzimmer bis zum Abende zu warten, denn ich sehe dort mehrere Fürsten des Königs Wohnung zuziehen, da giebt es Geschäfte, und an Euch möchte dann die Reihe, vorgelassen zu werden, lange nicht kommen.

Der Page wurde nachdenkend. Gehabt Euch wohl, frommer Bruder! sagte er dann plötzlich, wandte sich und schritt rasch nach seiner Wohnung zurück.

Auch des guten Klausners Geduld wurde in dem Vorzimmer des Königs auf eine harte Probe gestellt, denn sämmtliche in Worms anwesenden Fürsten hatten sich, einer wichtigen Angelegenheit wegen, zu dem Könige begeben. Durch die Nachricht, Maximilian selbst wolle den Kampf mit dem französischen Ritter bestehen, war der ganze Reichstag in Bewegung gekommen; die Fürsten hatten sich noch am nemlichen Morgen versammelt, und einmüthig beschlossen, zu dem Könige zu gehen, um ihn von diesem, ihrer Meinung nach mit seiner Würde nicht übereinstimmenden Schritte abzuhalten.

Maximilian, den Zweck dieser feierlichen Sendung leicht ahnend, empfing sie heute feierlich auf seinem Throne, jedoch mit gewohnter Huld, und fragte die Fürsten dann nach ihrem Begehren. Da trat der Kurfürst von Mainz hervor, und begann im Namen der Versammelten den König anzureden:

Gnädiger Herr und König! Eure Weisheit hat für gut befunden, Euer hoher Muth hat Euch bestimmt, das Schild von Oestreich und Burgund neben dem Schilde des französischen Abenteurers aufzuhängen, der es gewagt hat, durch prahlende Ausforderung deutscher Nation Hohn zu sprechen. So sehr dies auch unsere Herzen mit Bewunderung erfüllt, so bekümmert macht es uns doch, daß der Erste unter uns, der Fürst so vieler Fürsten, der erste König der Christenheit, sich einem Abenteuerer gegenüber stellen und auf Leib und Leben mit ihm kämpfen will. Zu jeder Zeit, wie vielmehr in dieser bedrängten, ist das Leben unsres Königs uns werth und theuer, da wir auf Eure Weisheit, Euren Muth rechnend, einer besseren Zukunft für unser deutsches Vaterland entgegen sehen. Wir, die hier versammelten Fürsten deutscher Nation, die Grafen und Herren und die Abgeordneten der Städte, bitten daher Eure Majestät dringendst, Ihr

wolltet das kühne Vorhaben zu Nutz und Frommen des gemeinsamen Vaterlandes aufgeben, den frechen Franzosen aus Stadt und Land verweisen und, verzeiht, gnädiger Herr, die herrliche Krone, die auf Eurem Haupte strahlt, nicht so tief herabsetzen, indem Ihr mit einem Abenteurer in die Schranken tretet.

Bei diesen Worten erhob sich König Max mit Heftigkeit von seinem Sessel. Der Kurfürst schwieg; der König jedoch, ohne etwas zu sagen, blickte mit einem Lächeln, das Manchem verächtlich dünken mochte, im Kreise der Versammelten umher, setzte sich dann wieder und winkte dem Kurfürsten fortzufahren.

Noch einmal wiederhole ich meine Bitte, noch einmal beschwöre ich im Namen des hartbedrängten Volkes Eure Majestät, fuhr dieser fort, Ihr wollet von einem Vorhaben abstehen, das in der Geschichte deutscher Nation und ihrer Kaiser beispiellos ist.

Der Kurfürst schwieg und trat in die Reihen der Fürsten zurück, von denen mehrere sich dem Könige nahen und wahrscheinlich die Bitte des geistlichen Fürsten unterstützen wollten, doch Maximilian erhob sich und mit ernstem Antlitze begann er:

Ich danke Euch, edle Herren, für die Theilnahme, die Ihr mit so viel Eifer an meiner Person nehmt, ich erkenne und weiß sie zu schätzen, und doch kann ich Euch Euren Wunsch nicht gewähren. Das Schild Maximilians von Oestreich hängt neben dem Schilde des französischen Ritters, und wird dort hängen bleiben, bis Blut es löset. Ich habe den Kampf auf Tod und Leben angenommen und werde ihn als Rittersmann vollführen. — Glaubt Ihr, edle Fürsten Deutschlands, die Ehre der Nation soll Eurem Könige nicht so theuer sein wie dem Kleinsten unter Euch, er solle nicht freudig sein Blut und Leben dafür opfern? Glaubt Ihr, das Blut eines Königs sei zu theuer für den Preis der Ehre? Deutschlands Ehre ist auch die meinige, nichts Edleres habe ich zu vertheidigen als sie, und darum muß auch der Erste unter Euch bereit sein, für dies Heiligthum zu kämpfen, da kein Zweiter, da kein deutscher Mann sich fand, den Fehdehandschuh aufzuheben. — Daß ein solcher Kampf in der Geschichte deutscher Nation, in der Geschichte ihrer Kaiser beispiellos ist, kann mich nicht davon abhalten; beispiellos ist es auch, daß Euer König dies Amt übernehmen mußte. — Nicht freiwillig, nicht aus keckem Uebermuthe oder Kampflust, fuhr er fort und seine Stirn umwölbte sich, habe ich den Fehdehandschuh aufgehoben, den mir mein Bruder von Frankreich, durch jenen riesenhaften Mann hinwerfen ließ. Drei Tage habe ich gewartet, ob einer der Fürsten, Grafen oder Ritter den Kampf annehmen würde; Niemand erschien, triumphirend wäre der Franzose heimwärts gezogen und hätte in seiner Heimath verkündet: Kein deutscher Arm fühlte sich kräftig, kein deutsches Herz muthig genug, sich mir entgegen zu stellen! So mußte der König der Deutschen selbst die Ehre der Nation retten, da keiner seiner Fürsten und Vasallen

es that, so werde ich kämpfen mit Gott und meinem angestammten Muthe und als ein wackrer deutscher Ritter mich in den Schranken zeigen. Ich sprach meinen Willen öffentlich aus, nichts wird ihn ändern! — Er stieg, als er geendet, die Stufen des Thrones herab, der finstre Ernst war von seiner Stirn geschwunden und und er trat freundlich unter die Fürsten, die noch immer mit Bitten in ihn drangen sein Vorhaben aufzugeben; er blieb standhaft und zeigte nun deutlich, daß es ihm unangenehm sei, ferner mit diesen Vorstellungen belästigt zu werden.

Die Fürsten mußten unverrichteter Sache und mit betrübtem Herzen wieder heimkehren, denn so sehr sie auch dem erprobten Muthe, der Stärke und Geschicklichkeit des Königs vertrauten, fürchteten sie doch den riesenhaften Mann, von dem das Gerücht Wunderdinge verbreitet hatte. Alle zagten, nur Maximilian zagte nicht; sich seiner gerechten Sache, seines Muthes bewußt, erschien ihm der zum Kampfe bestimmte Tag als ein Freudentag, und er kehrte nach seinem Gemache zurück, zufrieden, daß er für immer die ihm unangenehme Einmischung der Fürsten beseitigt habe.

Aber er sollte noch nicht jeder Einmischung enthoben sein, denn kaum war er in sein Gemach zurückgekehrt, als ihm gemeldet wurde, der fromme Klausner vom Speierbach, Ambrosius, sei draußen und bitte um Gehör, auch trat Herzog Albrecht von Sachsen in diesem Augenblicke ein.

Majestät! begann der Fürst. Als ich vorher im Kreise der versammelten Fürsten stand, schwieg ich, und überließ es ihnen, ihre Bitten vor dem Throne des Königs auszusprechen. Der Kurfürst von Mainz sprach aus meiner Seele und ich hätte als Reichfürst nichts hinzufügen können; jetzt aber, da Maximilian von Oestreich mich so oft seinen Freund, seinen Waffengefährten genannt, glaube ich ihm noch ein ernstes Wort sagen zu dürfen. Setzt Euren hohen Ruf, das Ansehen, das Euch in der Christenheit gebührt, setzt die Ehre der deutschen Krone nicht so auf's Spiel, daß dies Alles von einem unglücklichen Lanzenstoße abhängt. Erlaubt mir, Euer Wort zu lösen, und statt Eurer den Kampf zu bestehen. Muß es einmal sein, so ist es besser, ein deutscher Fürst spielt das kecke Spiel, als ein deutscher König!

Der Herzog schwieg. Maximilian schien einen Augenblick unschlüssig, wie er ihm antworten sollte, nicht, daß sein Entschluß nicht fest gestanden hätte, nur suchte er Worte, die dem edlen Fürsten nicht wehe thun sollten; seine Leidenschaftlichkeit übermannte ihn jedoch. Dazu hättet Ihr Euch früher erbieten sollen, Herzog Albrecht! erwiderte er mit Heftigkeit, vor drei Tagen war es Zeit, jetzt soll mich keine Macht der Erde hindern, mein Wort selbst zu lösen.

Herzog Albrecht, den König nur zu gut kennend, schwieg, von Maximilians Vorwurfe in seinem Innersten gekränkt, aber zürnte ihm dennoch nicht, der rasch die Thür öffnete und einem Diener befahl, den Klausner hereinzuführen. Kennt Ihr den frommen Mann, Herzog Albrecht?

fragte er dieſen, wahrſcheinlich dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben.

Ich habe mancherlei von ihm gehört, geſehen habe ich ihn nie, erwiderte dieſer.

So bleibt Herzog, bat Maximilian. Ich bin begierig zu erfahren was der fromme Mann will.

In dieſem Augenblicke trat der Klausner ein, ſah den König mit Wohlgefallen an, als ob er ſich ſeiner freue, und neigte ſich, ohne den, den heiligen Männern ſonſt ſo gewöhnlichen Stolz vor dem Könige.

Was bringt Euch her, frommer Bruder? fragte ihn Maximilian.

Großmächtigſter König, Herr aller Deutſchen! hob der Waldbruder an. Das Gerücht drang bis zu meinem Ohre, Ihr wolltet den Kampf mit den franzöſiſchen Ritter Claude de Batre beſtehen. Da befahl mir Gott mich zu Euch zu begeben.

Nun? fragte Maximilian, da der Klausner in ſeiner Rede ſtockte, verdrießlich, daß auch er dieß Kapitel berühre. Was befahl Euch der Herr?

Geh hin zu meinem frommen Knechte Max von Oſtreich, ſprach er, und weihe ſeine Waffen zum Siege! — Ich gehorchte und ſtehe in dieſer Abſicht vor meinem Könige. Meine Hand hat Blinde ſehend gemacht, und mein Gebet ward oft vom allmächtigen Gott erhört, zu deſſen Thrones Stufen es drang. Erlaubt daher —

Bruder Ambroſius, Ihr ſcheint es gut mit mir zu meinen, ſagte der König mitleidig lächelnd. Ihr ſeid ein frommer Mann, wie der Ruf von Euch ſpricht, ſteht nach Euren eigenen Worten in gar genauer Verbindung mit dem lieben Gott, und doch, verzeiht mir guter Bruder, doch vertraue ich meinem Muthe, meinem Arme, meinem Schwerte und dem höchſten Gott auch ohne Fürſprecher ſo viel, daß es keiner Weihe meiner Waffen bedarf, mir den Sieg zu erringen. Hat mein Muth, hat die Kraft meines Armes die Weihe nicht erhalten, ſo möchte wohl das fromme Wort, das Ihr über meine Waffen ſprecht, wenig nützen, und die Hand die Ihr ſegnend auflegt, von geringerer Kraft ſein als die Fauſt, welche die Waffen führen muß.

Der Klausner war bei dieſen Worten nicht im mindeſten betroffen, er neigte ſich tief. Wie Ihr befehlt, Herr und König! ich erfüllte blos das was mir der Herr zu thun eingab; aber dennoch möchte ich gern für Euch und für Deutſchlands Ehre wirken, wie es einem alten Soldatenherzen geziemt.

Waret Ihr früher ein Kriegmann? fragte Maximilian, dem jeder Krieger werth war.

Ja, Ew. Majeſtät! erwiderte der alte Waldbruder und vergaß in dieſem Augenblicke Demuth und Salbung. Ich habe manchen Strauß unter Kaiſer Friedrich glorreichen Andenkens mitgemacht, war mit in

Ungarn und vor Neuß, und selbst unter Herzog Albrecht, der so finster neben Euch steht, focht ich gegen die Friesen.

Und was bewog Euch, das Schwert mit der Kutte zu vertauschen?

Gnädigster Herr, das Kriegleben ist ein gar ungewisses Ding. Ruft die Trommel zu der Fahne, so wirft man Schaufel und Spaten von sich, greift nach dem Schwerte, putzt den Rost von der alten Pickelhaube, zieht sein bestes Wams an, verläßt die Hütte, verkauft für ein Paar Gulden sein ärmliches Leben, und so zieht man freudig, im Geiste schon schwer mit Beute beladen seiner Fahne zu. Dort hofft man Schätze und Ruhm zu erwerben; Wunden werden statt Goldes zu Theil, und den Ruhm behalten die Großen für sich, dem Lanzknecht wird kaum sein Bischen Sold, der auch öfters gar ausbleibt. Dann muß er rauben und plündern, um das Leben zu fristen, das ewige Heil geht darüber verloren, und von dem Irdischen gewinnt man auch nur die Krumen, die von der Großen Tische fallen. Und wie lange dauert auch überdies die Herrlichkeit? Kaum hat man sich an diese wilde Lebensart gewöhnt, so machen die Großen Frieden, man wird heimgeschickt und hat nichts gewonnen, als die Lust zum Nichtsthun. Zu Hause ist einem alles zuwider, der Vater ist älter, die Mutter verdrießlicher geworden, und hat man gar Weib und Kinder, so ist es noch ärger. —

Aber wie kamt Ihr auf den Gedanken ein Klausner zu werden, und eine Lebensweise zu wählen, die der eines Kriegers ganz entgegengesetzt ist? unterbrach ihn der Herzog.

Glaubt nicht, Ihr Herren, daß das Leben Beider so verschieden ist, erwiderte der Waldbruder, der durch Maximilians Herablassung immer treuherziger und redseliger geworden war. Beider Leben hat viel Gleiches: Beide leben auf Unkosten Anderer, Beide scheuen die Arbeit, Beide benutzen listig den Unverstand Anderer zu ihrem Vortheile. Doch verzeihe mir Eure Majestät, daß ich so offen rede, unterbrach er sich selbst, da er wohl fühlen mochte, zu viel gesprochen zu haben, und erlaubt mir eine Bitte zu thun.

Geht morgen zu meinem Seckelmeister, auch ich will zu denen gehören, auf deren Unkosten Ihr lebt, sagte der König lächelnd.

Ich danke, Ew. Majestät, erwiderte der Waldbruder, daß Ihr meiner Armuth eine milde Beisteuer geben wollt; wenn nur nicht in der Hand des Seckelmeisters zu viel kleben bleibt. Doch dies war meine Bitte nicht. Ein junger Fant, der Page einer französischen Dame —

Der Frau von Monbusson! unterbrach ihn der König rasch.

Den Namen der Dame kenne ich nicht, fuhr der Klausner fort, nur so viel weiß ich, daß sie mit dem französischen Klopffechter, den Gott verderben möge, hierher kam. Dieser Page, ein wackrer, feiner, junger Herr wünscht bei Ew. Majestät Gehör zu erlangen.

Er mag kommen, heute Abend um die sechste Stunde, sagte Maximilian nach einigem Bedenken. Bin neugierig, was er von mir will. —

Und nun gehabt Euch wohl, Bruder Ambrosius, und seid gegen den Kurfürsten von Mainz weniger offenherzig als gegen mich, es könne Euch sonst Klause und Heiligkeit kosten. Mit diesen Worten entließ er ihn.

Ein arger Schalk, meinte Herzog Albrecht, der unter dem Mantel der Treuherzigkeit vielleicht arge Tücke verbirgt. Was soll der Page der französischen Dame bei Euch?

Das mag Gott wissen, erwiderte der König, aber gewiß nichts Böses, dafür bürgt mir sein ehrlich Gesicht. Ich sahe ihn schon einmal —

Und auch die Dame? — fragte der Herzog schnell.

Sie sah ich öfters in Brüssel!

Nun dann ist mir das Räthsel gelöst, sagte Herzog Albrecht lächelnd.

Ich glaube kaum, Ihr irrt Euch in ihr, erwiderte Maximilian ernst. Ich sah sie oft an meinem Hofe zu Brüssel, wo sie für die schönste, aber auch die edelste der Frauen galt. Was der Page will, bleibt mir dennoch unerklärlich.

Herzog Albrecht, dem das Wohl des Königs zu sehr am Herzen lag, versuchte nun noch einmal den Zweikampf zu berühren, Maximilian aber bat ihn inständig hierüber zu schweigen, und so konnte der Herzog seinen königlichen Freund nur mit kummervollem Herzen verlassen.

Während Bruder Ambrosius in Vorzimmer mit der Geduld eines Heiligen geharrt und den Pagen nicht vergessen hatte, war dieser, wie von einem Dämon getrieben, seiner Wohnung zugeeilt. Das Geheimniß seiner Herrin belastete ihn schwer, eben so drückend war ihm das Gefühl, er habe gelauscht, und der rege Wunsch, den König zu sprechen, beunruhigte ihn um so mehr, da er sich nicht einmal Rechenschaft geben konnte, was er dort wolle. Dem Könige das Geheimniß der Frau von Monbusson zu vertrauen, das um keinen Preis, und doch wünschte er, Maximilian möge als Ritter seiner Herrin in die Schranken treten, denn er meinte, der Gedanke, er kämpfe für sie, müsse ihn unüberwindlich machen. Daß der König den zudringlichen Fremden hart zurückweisen könne, fiel ihm nicht ein, Constant lebte zu sehr in der Zauberwelt seiner Phantasie, um die wirkliche zu kennen, und die ideale Höhe, auf welche er Frau von Monbusson stellte, ließ ihn glauben, Jedermann müsse sie gleich ihm anbeten. Diese Gedanken, diese Gefühle durchkreuzten sich während des ganzen Tages in ihm, je näher er der Wohnung kam, desto ängstlicher klopfte sein Herz; wie sollte er vor der Herrin erscheinen?

Ich bin ja nicht strafbar, sprach er sich Muth ein, als er die Treppe hinaufschritt. Kann ich mein Ohr schließen, wenn ich ihre Stimme vernehme? Muß ich nicht auf jedes Wort von ihr, auf jeden Athemzug lauschen? Durch diesen Gedanken ermuthigt, ging er nach dem Zimmer, wo er die laute Stimme von Messire Claude vernahm. Dies gab ihm noch

mehr Muth einzutreten, ſtand er doch jetzt ſeiner Herrin nicht allein gegenüber, und ſo läſtig ihm ſonſt des Ritters Gegenwart geweſen war, ſo lieb war ſie ihm jetzt.

Als er eintrat und ſich vor der Dame neigte, überflog ſie eine leichte Röthe, doch ſchien ſie nicht weiter auf ihn zu achten. Fahret fort, Meſſire, ſagte ſie zu dem Ritter, und laßt Euch durch die Gegenwart des Pagen nicht ſtören.

Mithin, holde Dame, knüpfte Herr Claude ſeine Rede wieder an, erwartet Euch der ſchönſte Triumph! Der Sieg über Deutſchlands König iſt die herrlichſte, glänzendſte Mitgabe, die Euch geboten werden kann, und ich freue mich gewiß zu ſein, den mächtigſten Potentaten der Chriſtenheit als Ueberwundnen Euren ſchönen Händen übergeben zu können.

Seid Ihr Eurer Sache ſo gewiß, Herr Ritter? unterbrach ihn Frau von Monbuſſon, und vermochte nicht ihren Unwillen zu verbergen. Der König der Deutſchen iſt ein tapfrer, in Waffen erfahrener Mann, er iſt Ritter und König zugleich. — Ich meine doch —

Fürchtet nichts, Dame, unterbrach ſie Herr Claude, empfindlich über ihr weniges Zutrauen. Noch keiner fürchtete für Claude de Batre, wenn er auf ſeinem Streitroſſe ſaß, noch keiner blieb ihm gegenüber ſattelfeſt, und überdieß, wer für Euch kämpft, Dame! wem Ihr als der herrlichſte Preis der Erde zu Theil werden ſollt, der muß ſich unüberwindlich fühlen.

Herr Ritter, unterbrach jetzt Conſtant das Geſpräch, den die ſtolze Zuverſicht de Batres verdroß. Ich begegnete heute früh den Klausner vom Speierbach, er läßt Euch grüßen und trug mir auf, Euch zu ſagen, Ihr möchtet doch an ſeine Prophezeihung denken, kein Ebenbürtiger träte Euch gegenüber in die Schranken.

Wie vom Donner gerührt ſtand bei dieſen Worten der Ritter vor Conſtant. Bei Gott! ſagte er endlich, daran hatte ich nicht gedacht. Doch! fuhr er plötzlich auf, und ſchritt mit ſtolzer Haltung im Zimmer auf und ab. Was achte ich auf die Worte eines armen Klausners, der für einige Sous Jedem vorausſagt, was er nur wünſcht; Thorheit wäre es, auf ſolch Geſchwätz zu hören.

Nennt dies nicht Thorheit, erwiderte der liſtige Provenzale. Er durchzieht die Stadt und verkündet Jedermann, Gott habe ihm im Traume Euch als Ueberwundenen gezeigt, und ſeinen Worten glaubt Jeder. Als ich ihm begegnete, war er eben auf dem Wege zum Könige, wahrſcheinlich —

Behaltet Eure Berichte für Euch, Herr Conſtant, was kümmert mich das Thun und Treiben des Waldbruders! unterbrach ihn de Batre zornig. Wer wie ich von hundert Turnieren ſiegreich heimzog, wen kein Gegner ſelſt nicht in der Schlacht bügellos machte, was hat der zu befürchten, und träten alle Potentaten der Erde gegen ihn in die Schranken, prophezeihten ihm alle Klausner des deutſchen Reiches auch bittere Schmach!

Aber warum mußten wir denn über unwegſame Felſen hinab nach der

Klause des frommen Mannes klimmen? fragte Constant nicht ohne Tücke. Warum ließet Ihr, Herr Ritter, Euch die Zukunft von dem armen Klausner enthüllen?

Schweig, Constant! befahl die Dame, den Ausbruch des Zornes zu hemmen, den sie eben auf de Batres Gesicht hervorbrechen sah. Wohl Euch, wandte sie sich dann zu diesem, daß das Vertrauen zu Euch stärker ist als Wahnglaube.

Ja, Dame! fiel ihr der Ritter schnell in die Rede. Sorgt nicht für die Zukunft. Der König, mein Herr, der einzige Mann der Christenheit, vor dem ich meine Lanze senke, hat mir einen zu schönen Preis des Sieges gestellt, Ihr selbst habt Euch schon im Voraus für überwunden erklärt, wenn ich als Sieger vor Euch trete, wie wäre es möglich, daß mein Muth, meine Kraft, daß das Glück, dessen ich eigentlich nicht bedarf, mich verlassen könnte, da Euer Bild, Euer Segenruf mich begleitet! Deshalb bitte ich Euch, habt ein festes Vertrauen zu mir, hier beugte er sein Knie, und verehrt Eurem Ritter irgend ein Zeichen Eurer Huld, das er beim Kampfe trage, damit er, dadurch Eurer eingedenk, unüberwindlich werde.

Bedürft Ihr solcher Erinnerung? nahm der Page vorlaut das Wort, als Frau von Monbusson durch diese Bitte verlegen schwieg, und nachdenken mochte wie sie ihre Erfüllung umgehen könne. Ich dächte wer —

Herr Ritter! unterbrach die Dame schnell ihren vorlauten Pagen. Ich bitte Euch, nicht diese anbetende Stellung. Erhebt Euch; ich sehe den Mann lieber stolz vor mir stehen, als demüthig zu meinen Füßen. De Batre erhob sich. Ihr verlangt etwas von mir, das ich Euch abschlagen muß, so sehr es mich auch schmerzt.

Ihr schlagt mir diese Kleinigkeit ab! fuhr der Ritter mit ungewohnter Heftigkeit auf.

Ist es Euch Kleinigkeit, erwiderte Frau von Monbusson empfindlich scheinend, so wird Euch mein Verweigern nicht wehe thun. Aber nicht Mangel an Achtung für Euch ist es, was mich dazu zwingt, ein Gelübde verbietet es mir.

Ein Gelübde? fragte de Batre erstaunt, während Constant seine Freude kaum zu mäßigen wußte, und neugierig war, wie sich seine Herrin aus dieser Verlegenheit ziehen werde.

Ja, ein Gelübde, fuhr Frau von Monbusson fort. Wem ich noch irgend ein Zeichen des Wohlwollens gab, das er zu Schimpf oder Ernst tragen mochte, der war unglücklich, und als mein Gemahl, als Verlobter, mich auf dem Turnier zu Orleans um eine Gabe bat, und ich sie ihm nicht verweigerte, wurde er beim ersten Stechen niedergerannt. Seitdem gelobte ich, niemanden, wer es auch sei ein Zeichen meiner Theilnahme bei solcher Gelegenheit zu geben, und somit müßt Ihr mir verzeihen, Herr Ritter, wenn Ihr Euch mit meinem Bilde, das, wie Ihr mir selbst gesagt, Euch stets begleitet, genügen müßt. —

Herr de Batre schwieg eine Weile, dann faßte er sich und sagte galant. Zwar glaubte ich die schöne schwarz und goldene Feldbinde, an der Ihr in Paris so emsig sticktet, und die eben jetzt über jenem Sessel hängt, würde mir zu Theil werden, da leider schwarz Eure Farbe ist, aber ich will mich bescheiden, will ohne Pfand Eurer Huld in die Schranken treten, und werde ohne diesen Talisman dennoch siegen.

Auf welche Bedingungen hat König Maximilian den Kampf angenommen? fragte Adelaide das Gespräch abzulenken.

Auf Leben und Tod! erwiderte Herr de Batre.

Mein Gott! rief sie aus, und eine hohe Röthe überflog bei diesen Worten ihr holdes Antlitz.

Fürchtet nicht für mich, sagte der Ritter sie beruhigen wollend. Dieser Kampf war unter allen Bedingungen ein Kampf auf Leben und Tod, denn Ihr seid der Preis; Euch verlieren wäre mehr als das Leben. Fürchtet nicht, holde Dame, dieser Arm ist stark und in diesem Herzen lebt Euer Bild; weshalb dürft Ihr noch zagen? — Lebt wohl, Dame meines Herzens, vertrauet meinem Muthe und meiner Kunst die Waffen zu führen, und nun stärke Gott Euer Vertrauen, und bleibt meiner Liebe eingedenk! — Adelaide reichte ihm die Hand zum Kusse und er empfahl sich zu ihrer und Constants Freude.

Als er sich entfernt hatte, blieben Beide eine Zeitlang stumm. Der Page stand schuldbewußt und fern von seiner Gebieterin, diese hatte sich in das Fenster gesetzt, war in tiefe Gedanken versunken, die wohl nicht auf den Pagen gerichtet sein mochten, und schien auf nichts um sich her zu achten. So hatte sie eine Weile gesessen, als Constant, so sehr er auch ihre Vorwürfe fürchten mußte, doch endlich ungeduldig wurde, und die Ungewißheit, ob sie ihm zürne, nicht länger ertragen konnte. Er nahm die an der Wand hängende Laute seiner Herrin und griff einige Akkorde. Frau von Monbusson erwachte aus ihren Träumen, fuhr auf und sah den Pagen in bittender Stellung vor sich stehen. Einige Augenblicke war sie ungewiß was sie sagen sollte, bald aber faßte sie sich. Constant, sprach sie, mehr Ernst als gewöhnlich in ihren Ton legend. Hast Du diesen Morgen gelauscht?

Nein, Herrin! erwiderte er ruhig. Und doch! — Höre ich den Ton Eurer Stimme, so bin ich festgebannt.

Laß das, unterbrach ihn Frau von Monbusson, und antworte mir lieber mit Offenheit. Hast Du gehört, was ich Frau von Guiche vertraute?

Ich habe es gehört, Herrin! sagte er, das Haupt beugend, und die Hand auf sein klopfendes Herz legend. Aber was ich vernommen habe ruht, wenn es mich auch schmerzt, in meiner Brust verschlossen, keine Macht der Erde soll es mir entlocken.

„Was Du vernahmst, verwahre es treu, sagte nach einigem Zögern

Adelaide erröthend; erwähne gegen Niemand, nicht gegen mich das kleinste Wort.

Nicht gegen Euch? sagte er wehmuthvoll. Das wäre hart, ein schmerzvolles Geheimniß zu bewahren, und nicht einmal des Vertrauens werth zu sein.

Constant! zürnte Frau von Monbusson.

Ja Herrin, hart wäre es! sagte er mit Heftigkeit. — Doch es ist ja nicht das Erstemal, daß ich am Ziele meiner Hoffnungen stehe, sprach er nach kurzem Schweigen, während Adelaidens Auge theilnehmend auf ihm ruhte. Es ist mir in diesem Augenblicke, als stände ich wieder vor dem Lustschlosse des Herzogs von Orleans. Aus meinem einsamen Häuschen am brausenden Meere führte mich mein Pflegevater, auf nie betretenen Straßen, in eine neue, für mich gar sonderbare Welt, die nicht im mindesten der Welt glich, die ich mir in meiner Einsamkeit aus den Minneliedern unsrer Troubadours gebildet hatte. Staunend, aber nicht erfreut, folgte ich meinem Führer bis in Gegenden, wo kein Oelbaum grünte, keine Feige mich erquickte, kein Mandelbaum mit seinen rosigen Blüthen mein Auge erfreute. So gelangten wir bis an einen Hügel, auf welchem ein prachtvolles Schloß stand. Dort sind wir am Ziele, sagte, nach dem Schlosse zeigend, mein Pflegevater mit tiefbewegter Stimme. Constant, dort oben auf dem Schlosse findest Du ein Gut, was Du lange vermißt, wonach Du Dich so lange gesehnt hast, Du findest dort Deinen Vater. Bei diesen Worten trieb ich mein Maulthier an und jagte, unbekümmert den alten Pflegevater zurückzulassen, mit verhängtem Zügel die Höhe hinauf. Aber schneller als mein träges Thier war der Flug meiner Phantasie. Du darfst an der Vaterbrust ruhen, du darfst einen Mann Vater nennen, bist nicht mehr eine verstoßene Waise ohne Mutterbrust, ohne Vaterherz, an denen Du Dich ausweinen kannst, dies waren meine Gedanken, meine Hoffnungen. Mit ihnen betrat ich das Schloß, betrat ein Zimmer mit köstlichen Gemälden behangen, in das man mich führte, und mich lange harren und fast vor Sehnsucht vergehen ließ. Endlich öffnete sich die Thür! — o! Ihr wißt das Weitere, Herrin. — Ich fand einen Vater, aber kein Vaterherz, ein Geheimniß mußte ich in meiner Brust verschließen, das damals alles Glück, alle Hoffnung meines Lebens vereinte. — So ergeht es mir auch jetzt. Ich muß ein Geheimniß bewahren, daß alle thörichten Hoffnungen meines Lebens endet, das ich mit mir schleppen muß wie eine ewige Last, die ich nie abschütteln darf.

Armer Constant! sagte Frau von Monbusson sich vergessend.

Ich dünkte mich reich, wenigstens in meinen Phantasien, fuhr er fort. Jetzt bin ich so arm, daß mir schon die Gabe genügen muß, welche das Mitleid reicht, und dennoch danke ich Euch dafür, Herrin, es ist doch etwas das mir blieb, wenn auch nur wenig. — Aber ich bin ein thörichter Knabe,

jammere um den Verlust eines unerreichbaren Gutes und habe doch hundertmal gesungen:

Und wenn mich ihr Dorn auch blutig sticht,
Die Rose verlasse ich dennoch nicht!

Darum Muth! — Herrin! sagte er dann vor ihr niederknieend. Nehmt Euer hartes Wort zurück; gern will ich Euer Geheimniß in meiner schmerzvollen Brust verschließen, aber schenkt mir nur Euer Vertrauen, ich mißbrauche es wahrlich nicht. Ich muß wirken und schaffen für Euch, dies ist ja der Zweck meines ganzen Lebens. Gebt mir hierzu Gelegenheit.

Frau von Monbusson befahl ihm aufzustehen, er gehorchte. Verlaß mich, nach einer Stunde kehre zurück, sagte sie ernst.

Herrin! sagte Constant fast außer sich. Ist das Alles, was Ihr mir zu sagen habt?

Gehorche! befahl sie.

Der Page warf einen durchdringenden trotzigen Blick auf seine Gebieterin. Ihr übt Eure Zaubermacht auf schonungslose Weise, sprach er, und er würde vielleicht in seiner aufgeregten Stimmung sein ganzes Herz ihr ausgeschüttet haben, hätte es nicht leise an die Thür geklopft, und wäre nicht Bruder Ambrosius hereingetreten.

Gelobt sei Jesus Christus! Der Herr segne die Bewohner dieses Hauses! sprach er mit Salbung.

Ich danke Euch, ehrwürdger Bruder, erwiderte diese Dame, welcher diese Störung sehr gelegen zu kommen schien.

Ich freue mich Euch hier zu sehen, fuhr der Klausner fort, obgleich mein Besuch so eigentlich nicht Euch, sondern Eurem Pagen galt. Ziehet Euer bestes Wamms an, junger Herr, wandte er sich zu diesem, schmückt Euch mit einer wohlgefalteten Krause, hängt Euer schönstes Wehrgehenk um, denn in der sechsten Stunde wird Euch das Glück vor König Maximilian zu stehen, der Eure Bitte gewährt und Euch um diese Zeit Gehör geben will.

Bruder Ambrosius! rief Constant außer sich vor Freude, und preßte, ganz die Gegenwart seiner Gebieterin vergessend, den Waldbruder stürmisch an sich. Dank, tausend Dank! Eure Botschaft giebt mir neue Thatkraft, neues Leben! Ja, ich will handeln, und sollte ich darüber all mein Glück verscherzen.

Constant! drohte Frau von Monbusson.

Diesmal muß ich ungehorsam sein; vergebt! erwiderte er auf diese Drohung.

Constant! bat Adelaide.

Ich schließe mein Ohr den Zaubertönen! rief er mit Hast. Ihr befahlt mir, Euch zu verlassen, ich gehorche! Dies sagend eilte er fort.

Ein sonderbarer, aber recht liebenswürdiger junger Mann, sagte der Waldbruder zu Frau von Monbusson, die dem Pagen, wahrscheinlich ihn

zurückzuhalten, bis zur Thür des Zimmers rasch gefolgt war, plötzlich aber stehen blieb und gedankenvoll nach ihrem Sitze zurückging. Etwas heftig, leidenschaftlich, und trügt mich meine Menschenkenntniß nicht, sehr zärtlichen Gemüthes, fuhr der Klausner fort. Es scheint, Ihr habt einen treuen Diener an ihm, sein Auge blickt nur auf Euch, Eure Befehle zu erwarten. — Doch, Dame, es scheint, Ihr hört nicht auf mich, Eure Gedanken folgen vielleicht dem Diener nach dem königlichen Hoflager. Bin ich Euch lästig, so gehe ich, und nur mein Segen bleibt zurück. Er neigte sich. Der Herr beschütze Euch! sprach er.

Das möge er, ich bedarf seines Schutzes, unterbrach ihn Frau von Monbusson, die diese Worte gehört haben mußte und jetzt nach ihm aufblickte.

O, wer wie Ihr den tapfersten Ritter der Erde zu seinem Schutze hat, der bedarf wohl eigentlich keines andern Schutzes, sagte der Waldbruder spottend.

Guter Bruder, unterbrach ihn die Dame, Ihr irrt.

Wohl möglich, nahm Ambrosius das Wort. Maximilian von Oestreich ist ein streitbarer, tapferer Herr, legt seine Lanze ein trotz dem Besten, tummelt sein Roß wie Keiner, und ist im Schwertkampfe Meister; so könnte es wohl leicht sein, daß Herr de Batre, trotz seiner prahlenden Ausforderung in den Sand gestreckt würde, es könnte nicht allein sein, es wird gewiß geschehen.

Meint Ihr? fuhr Frau von Monbusson rasch auf, kaum ihre Freude verbergend. Habt Ihr solch Vertrauen zu der Tapferkeit Eures Königs?

Ja wahrlich, gnädige Frau, das habe ich und mit mir ganz Deutschland! rief der Klausner, Kutte und Stand vergessend, feurig aus. Ihr solltet ihn kennen, ihn so von Angesicht sehen, wie ich ihn noch vor einer Stunde sah. Ein Fürst braucht sonst nur halbweges ein Mensch zu sein, so staunt ihn die Menge an, als sei er etwas Außerordentliches, König Max aber, und stäk' er in dem leinenen Kittel eines Lanzknechtes, hätte er statt seiner Krone nur den Eisenhut auf dem Kopfe, blieb immer noch ein König, so majestätisch ist seine Gestalt, so mild und königlich ist sein feuriger Blick. Sähet Ihr ihn nur in Kampf und Schlacht, wie furchtbar, und doch wie menschlich. Seit Kaiser Rudolf, dem Ahnherrn des Geschlechtes der Habsburger, gab es kein so ritterliches Oberhaupt der Deutschen, und nach ihm wird auch wohl keines wieder auf dem deutschen Throne sitzen. — Doch verzeiht, daß ich Euch mit Dingen belästige, die Euch nur unangenehm sein müssen.

Mein guter Bruder! fahrt nur fort, bat Frau von Monbusson, der seine Rede gar nicht unangenehm zu sein schien.

Ei, wie könnte ich so ungalant gegen eine Dame sein, da mein König der Gegner Eures Ritters ist! — Traut dem alten Kriegmann so viel Klugheit zu, Jedermann lieber etwas Angenehmes als Unangenehmes zu sagen, lieber vom Himmel als von der Hölle zu reden. Ueberdies wüßte ich kein

Wort hinzuzusetzen; ein ritterlicher Fürst ist mir das höchste der Welt, ein menschlicher Herr das Edelste der Erde.

Bei diesen Worten griff Frau von Monbusson in ihre kleine gestickte Tasche, holte ein Beutelchen heraus und reichte dem Klausner eine Gabe. Ich bin nicht reich, sprach sie, deshalb nehmt diese Kleinigkeit, ich gebe sie mit gutem Herzen.

Der Klausner, dem jede Gabe willkommen war, nahm sie dankbar an, und wollte der Frau von Monbusson zeigen, daß sie doppelten Werth für ihn habe. Dame! sagte er geheimnißvoll, und sein Auge blickte listig auf sie, es suchte zu erforschen, ob seine Worte ihre Wirkung nicht verfehlten. Zum Dank für Eure Milde will ich Euch etwas offenbaren, was Euch nützlich sein kann. Euer Ritter spielt, sei er Ueberwundener oder Sieger, ein gefährliches Spiel. Im ersten Falle dürfte ihn wohl Maximilians Lanzenstoß so derb getroffen haben, daß er das Aufstehen vergäße; im andern Falle würde wohl Herr de Batre, trotz freien Geleites, trotz seiner Bedeckung, und gewiß gegen des Königs Willen, nicht mit heiler Haut aus Worms ziehen; das Volk, das seinen König liebt, fast verehrt, schlüge ihn todt! — Nun Ade, holde Frau, Gottes Segen für Eure Gabe, und nehmt diesen von mir geweihten Rosenkranz zum Dank von mir an, er hilft für mancherlei. Er neigte und entfernte sich.

Der gute Bruder hatte bei Frau von Monbusson sein Ziel verfehlt. Er hoffte, sie solle dem Ritter seine Warnung mittheilen und dies seinen Muth schwächen, somit glaubte er für König Max, den er, als ein alter Kriegsmann, über Alles werth hielt, am besten gewirkt zu haben; dies war auch die Ursache, weshalb er den Ritter durch den Pagen an seine Prophezeihung hatte erinnern lassen. Hätte der König seine Dienstfertigkeit erfahren, er würde sie ihm schlecht gelohnt haben.

Während der Klausner, ohne es zu wollen, der Frau von Monbusson durch die Beschreibung König Maximilians eine hohe Freude bereitet, und sie in eine höchst aufgeregte Stimmung versetzt hatte, war der geschäftige Page mit einem kecken Raube auf dem Wege zum Könige. Aber noch hatte die sechste Stunde nicht geschlagen und er mußte noch auf den Straßen umher irren, sinnend, was er eigentlich dem Könige sagen wollte; sein Ziel stand klar vor ihm, wie er es aber erreichen sollte, war ihm noch dunkel. Er mochte sich noch so oft sagen, ein König sei nichts mehr als ein anderer Mensch, und einem Sänger gegenüber oft nur ein sehr gewöhnlicher Mensch, so überfiel ihn doch eine Art Scheu, wenn ihn seine Phantasie in Maximilians Gemach führte, und er sich dem Könige gegenüber dachte, der ihn vielleicht seiner Keckheit wegen unfreundlich zurückweisen könnte. Mancherlei Vorsätze wurden in ihm rege, mancherlei

schöne Worte, mit denen er sich im Stillen vorgesehen, und als die Glocke vom Domthurme die sechste Stunde verkündete und ihn seine Schritte zu beeilen mahnte, war er noch so unentschlossen und ungewiß als vorher, und mit hochklopfendem Herzen trat er in das Vorzimmer.

Man hatte ihn ungehindert eingelassen. Von einer Menge Diener, die sich heimlich in das Ohr flüsterten, begafft, stand er in einem Erkerfenster, dachte nur an den nahen, entscheidenden Augenblick und bemerkte kaum die Höflinge, die an einem langen Tische saßen, und mit dem Brettspiel die Langeweile zu verscheuchen suchten. Heda, junger Mann! rief ihm der eine zu, der eben sein Spiel verloren hatte, und winkte ihm näher zu treten, Ihr seid im Dienste der Frau von Monbusson?

Ja, Herr!

Sie ist die Dame des Abenteurers, der an die deutsche Ritterschaft eine so kecke Ausforderung ergehen ließ!

Das weiß ich nicht! erwiderte Constant kurz.

Was wollt Ihr bei dem Könige? fragte jener weiter, und eben nicht im freundlichsten Tone.

Lieber Herr! erwiderte der Page, den diese Fragen verdrossen. Ihr seid nicht mein Beichtiger, deshalb erlaubt. —

Was verbirgst Du so sorgfältig unter Deinem Mantel? fiel ihm aufspringend der Höfling plötzlich in die Rede.

Einen Talisman, erwiderte Constant lächelnd, der Euren Herrn unüberwindlich machen soll.

Bursche! fuhr ein alter Kriegmann auf, der bisher still hinter dem Tische gesessen hatte. Scher Dich mit Deinem Talisman zum Henker, solche Gaukelpossen bedarf König Maximilian nicht, um einen französischen Prahlhans bügellos zu machen. Spare diese Thorheiten für Deinen Ritter auf, der mag ihrer eher bedürfen.

Herr, erwiderte der Page und ging auf den Alten zu. — Ihr habt mich zwar auf eine nicht freundliche Weise angeredet, und doch hat es mich freut, denn Ihr habt Liebe und Vertrauen zu Eurem Herrn, und das ist ein gar gutes Ding. Es war übrigens nur ein Scherz, was ich vorhin sagte, ein Troubadour aus der Provence verabscheut dergleichen Gaukelpossen. Eine Blume seiner Schönen, eine Schleife von ihrem Busen, das ist der Talisman, der ihn bezaubern, ihn unüberwindlich machen kann, nicht Amulete oder gefeierte Dinge.

Bist Du ein Troubadour, so singe uns ein Lied, ich liebe den Gesang und Du gefällst mir, sagte der alte Kriegmann, während die Hofleute und selbst die Diener neugierig um den Pagen einen Kreis schlossen. Der König ist ausgeritten, bis er heimkehrt werden wir vielleicht noch lange warten müssen, deshalb singe uns ein Lied.

Von welchem Inhalt wünscht Ihr es? fragte Constant.

Singe uns ein Lied zum Lobe unseres Königs, bat der Alte.

Er steht dem Könige Karl von Frankreich feindlich gegenüber, erwiderte Constant bescheiden, und so darf ich wohl kein Lied zu seinem Lobe singen, obgleich er ein so ritterlicher Fürst, und ich in seinem Vorzimmer und unter seinen Dienern stehe. Ein Liebeslied will ich Euch wohl singen, wenn Ihr nur eine Laute bei der Hand habt, denn ohne Begleitung ist das Lied wie der Donner ohne Echo.

Man brachte ihm bald eine Laute, denn an König Maximilians Hofe stand Dichtkunst und Gesang in hohen Ehren. Der Page ergriff sie rasch. Nun sollt Ihr etwas aus meinem Herzen und dabei des edlen Arnold von Maraviglia Wahlspruch hören, der auch der meinige ist und bleiben wird. Er sang:

Schweig' mein Herz, ruf' nicht ihr Bild zurück,
Töne nicht so heiter liebe Laute,
Denn die Holde, der ich mich vertraute,
Labt mich nicht mit einem Himmelsblick.
All mein Fleh'n, mein Sehnen war vergebens,
Dennoch bleibt der Wahlspruch meines Lebens:
Gott meine Seele, dem König mein Blut,
Ihr dieses Herz, mir die Ehre, dies heilige Gut!

Während er diese Strophe sang, hatte sich die Thür zum Gemache des Königs leise geöffnet, und Maximilian trat, von dem Troubadour nicht bemerkt, heraus, winkte den Hofleuten ruhig zu bleiben, und Constant, zu sehr im Gefühle seines Liedes versunken, bemerkte ihr Aufstehen nicht, oder glaubte vielleicht, es wäre sein Lied, das diese Bewegung unter ihnen verursachte. Er fuhr ungestört fort:

Sollt' ich auch vergehen in Liebesschmerz,
Sollt' auch mein Gesang nur klagend tönen,
Müßt' ich flieh'n die Schönste aller Schönen,
Bräch' auch Gram mein tiefgekränktes Herz,
Und erreicht' ich nie das Ziel des Strebens,
Dennoch blieb der Wahlspruch meines Lebens:
Gott meine Seele, dem König mein Blut,
Ihr dieses Herz, mir die Ehre, dies heilige Gut!

Seht Ihr, Herr! sagte er nun als er die Laute weggelegt, so sind wir Provenzalen, Gott, dem Könige und unsrer Dame treu, treuer aber noch der Ehre. Für Gott und unsern Glauben zu sterben ist uns Pflicht, für den König Blut und Leben zu opfern, das thun wir freudig, bricht das Herz in Liebes- und Todespein für unsere Dame, jauchzen wir jubelnd im Todesschmerze auf und dünken uns glücklich. Aber für unsere Ehre zu sterben — ja, Ihr Herren, wie erkläre ich Euch das — das befiehlt nicht die Pflicht, es ist kein Todesschmerz und kein Glück, es ist ein ernster, fester Wille, der mit uns so innig verwebt ist, als ob es nicht anders sein könne; ich glaube, Gott, König und selbst die Dame unsers Herzens könnten wir lassen, forderte es die Ehre, sie geht uns über Alles.

König Maximilian zog sich jetzt, ohne von dem Pagen der reizenden

TAYLOR INST. OXFORD

Frau von Monbusson bemerkt zu werden, in sein Gemach zurück, und kaum hatte Constant für sein Lied den Dank, der jetzt gegen ihn ganz freundlich gestimmten Hofleute empfangen, als der Befehl kam, ihn zum Könige zu führen. Wird mir doch sonderbar zu Muthe, sagte er, als er dies vernahm, habe ich mich doch auf diesen Augenblick so sehr gefreut, und da er erscheint, überfällt mich —

Geht nur junger Mann, fiel ihm der alte Krieger traulich in die Rede, faßt ein Herz, verliert den Muth nicht.

Alter Herr! erwiderte Constant lächelnd. Den Muth verliere ich nie, wohl aber ist die Keckheit hin, mit der ich vor den König zu treten gedachte. — Nun es sei! Er grüßte die Höflinge freundlich, schritt mit klopfendem Herzen durch mehrere Zimmer, jetzt öffnete sich eine Thür, er trat ein und stand vor König Maximilian.

Was ist Euer Begehr? redete ihn der König freundlich an.

Mein Begehr, Majestät, stammelte Constant, und die Verlegenheit, mit der er eingetreten war, hatte ihn noch nicht verlassen. Ich begehre nichts für mich, nur wünschte ich —

Und was wünscht Ihr?

Majestät! habt Geduld mit mir, sagte der Page treuherzig, ich kann nicht sogleich Worte finden, meinen Wunsch Euch vorzutragen. Beträfe er nur mich, würde ich mich kühn dem Könige nahen und mit Zuversicht sprechen: Herr gewährt mir meine Bitte, aber so —

Nun redet deutlicher, faßt Zutrauen zu mir, aber faßt Euch kurz, sagte der König mit Milde, da Constant wieder stockte, endlich ein Päckchen aus seinem Wamms zog, es küßte und es knieend dem König überreichte.

Maximilian ward neugierig, er nahm das Päckchen, entfaltete es und eine schwarze und goldne Feldbinde rollte herab. Wer schickt mir das? fragte er verwundert.

Diese Feldbinde möge den Harnisch des edlen Königs der Deutschen in dem Kampfe mit dem französischen Ritter schmücken; eine schöne Hand webte sie —

Wer schickt sie mir? fragte Maximilian ungeduldig werdend.

Der Page erröthete. Wer sie Euch sendet, Majestät, fragt Ihr mich? Die Schönste, die Edelste der Christenheit, die Rose der Frauen, strahlend wie diese rothe, keusch wie diese weiße Blume — hat sie gestickt.

Wer, wer? fragte der König immer ungeduldiger werdend.

Die Frau von Monbusson, erwiderte nach langem Kampfe Constant hoch erröthend.

Sie schickt sit mir? rief der König mehr verwundert als erfreut.

Nein, Herr! sagte Constant schnell und fast durch Maximilians Gleichmuth gekränkt. Sie hat sie nur gestickt, und ich glaubte nicht gegen ihren Wunsch gehandelt zu haben, als ich sie nahm und Euch in der Hoffnung brachte, es müßte ein Talisman sein, der Euch unüberwindlich

machte, das selbst einem König — werth sein müßte. — Ich habe mich geirrt, verzeihe mir die Majestät meine Keckheit. — Ich bitte, gebt mir die Feldbinde wieder, sagte er dann, und verzeiht. Er streckte hierbei, immer noch knieend seine Rechte nach dem Kleinod aus, das aber der König auf einen Tisch neben sich legte.

Steht auf, junger Mann! befahl dieser mit ernstem Blicke, steht auf! Uebrigens verstehe ich Euch nicht, Euer Benehmen ist mir räthselhaft. Spräche nicht aus Eurem Auge, aus Eurem ganzen Wesen ein edler Sinn, ich müßte glauben, Euch hätte ein eigennütziger Zweck zu dieser zweideutigen Handlung verführt.

Glaubt das nicht, Herr! rief der Jüngling aufspringend, und erniedrigt mich nicht so tief einer unüberlegten Handlung wegen, die mir zu thun schwer, sehr schwer wurde. Gebt mir die Feldbinde zurück und verzeiht. —

Maximilian sah mit durchdringendem Blicke in des Pagen Auge, der immer noch bittend an ihn aufsah Schon streckte er die Hand nach der Feldbinde, sie ihm wiederzugeben, doch zog er sie schnell zurück. Um Eurer selbst willen wünschte ich den wahren Zusammenhang der Sache zu kennen, sagte er dann freundlicher. Ein Mann, der in seinem Wahlspruche Seele, Herz und Leib Gott, dem Könige und seiner Dame weiht, Alles freudig opfert, und nur die Ehre, das dem Menschen theuerste Gut, für sich behält, wie kann der, ohne seinen Wahlspruch zu vergessen, so handeln wie Ihr? Ihr begeht einen Betrug und so fehlt Ihr gegen Gott, Ihr wollt mich unüberwindlich machen, so fehlt Ihr an der Treue gegen Euren König, der mich weder hier noch irgendwo als Sieger zu sehen wünscht, Ihr setzt die Ehre Eurer Herrin auf's Spiel und Eure eigene. Wie soll ich dies deuten?

Beschämt, in seinem Innern zerknirscht, stand der Jüngling vor dem Könige, das Gefühl seines Unrechts erhöhte noch seine Beschämung. Endlich nach langem Schweigen, während dessen ihn der König mit Wohlgefallen beobachtete, faßte er Muth und überwand das drückende Gefühl, das ihn niederbeugte. Gnädigster Herr, sprach er, einen Schritt dem König näher tretend, beurtheilt mich nicht streng, hört mich gnädig an; ich will Euch die Wahrheit sagen, so wahr mir Gott helfe und mich als einen redlichen Mann sterben lassen mag —

Sprich! unterbrach König Maximilan des Jünglings Betheurung, indem er sich auf einen Sessel niederließ. Sprich ohne Scheu, was Du mir auch sagen könntest, soll als Dein Geheimniß sicher bei mir ruhen.

Nach dem Willen der Königin, wol mehr noch König Karls von Frankreich, meines gnädigen Herrn, begann nun der Page, mußte Frau von Monbuffon dem Ritter Claude de Batre das Versprechen geben, ihm als Gattin die Hand zu reichen, wenn er im Zweikampfe zu Worms siegend

die Bahn verließe. Wider ihren Willen gab sie ihr Wort, denn sie haßt den Ritter, deshalb wünscht sie ihn von Eurer Hand überwunden —

Weißt Du das aus ihrem Munde? unterbrach ihn der König.

Ja, Herr!

So fahre fort.

Sie hatte schon früher zu Paris die Feldbinde gewirkt, und da es die Farben von Oestreich sind, so glaube ich —

Was glaubtest Du? Nur weiter!

Sie würde mir nicht zürnen, wenn ich sie Maximilian von Oestreich mit der Bitte überreichte, sie am Tage des Kampfes ihr zur Ehre und Liebe zu tragen — und ihr Ritter zu sein.

Was veranlaßte Dich zu diesem Glauben? fragte der König den Schweigenden, der statt Antwort, sein Haupt neigend, die rechte Hand auf das Herz legte.

Der König verstand, was er damit sagen wollte, und sprach lächelnd. Ein edler Ritter trägt an solchem entscheidenden Tage nur die Farbe seiner Dame. Wird Frau von Monbusson die Dame Maximilians von Oestreich sein wollen?

Die tugendhafte Frau wird, so glaube ich, sich geehrt fühlen, daß der Erste der Könige sie zu seiner Dame erwählt, erwiderte Constant. Ich glaube es, Majestät.

Sag Deiner Herrin, der Frau von Monbusson, nahm nun der König das Wort, mit Gott und meinem Schwerte hoffte ich sie von dem Ritter zu befreien, den ihr mein Bruder von Frankreich zum Gemahl bestimmt hat, sage ihr, Maximilian von Oestreich wolle am Tage des Kampfes sie zu seiner Dame wählen, ihr Ritter sein, und ihre Farbe, die auch die seinige ist, tragen.

Lohn's Euch Gott, Herr! rief Constant, der aus Freude den König kaum hatte aussprechen lassen können, und den mit diesen Worten Maximilians eine Centnerlast vom Herzen gefallen war; lohne es Euch Gott und die heilige Jungfrau!

Du scheinst ein treuer Diener Deiner Herrin zu sein, begann der König mit besonderem Wohlgefallen, den Troubadour immer fester ins Auge fassend. Du sprichst mit vielem Feuer von der Dame, deren Schönheit ich oft in Brüssel bewunderte. Welchen Lohn erwartest Du von ihr?

Ich? — keinen, Majestät! — Ein armer Troubadour, fuhr er fort, und seine Rede wurde immer lebendiger, der Ton seiner Stimme bewegter, ein armer Troubadour darf nur die Rose betrachten und anstaunen, sie darf für ihn nur im Liede, nur in der Phantasie blühen, nur träumend darf er sie sein nennen, aber nie die Hand nach ihr strecken. Sie steht zu hoch für ihn; und obgleich dornenlos, würde der Freche, wollte er nach ihr greifen, die Hand sich blutig stechen. Nur wie die Heilige, vor deren Bild er kniet, von deren himmlischem Antlitz sein Herz erfüllt ist, zu der

er mit Inbrunst betet, so fern, so unerreichbar steht auch sie vor ihm; die Sehnsucht treibt ihn zu ihr hin, doch der Heiligenschein, der sie umstrahlt, weiset ihn streng zurück.

Du bist ein sonderbarer Mensch, sagte der König, da Constant, nur an Adelaiden denkend, mit verklärtem Blicke aufwärts sah. Du gefällst mir, Du scheinst einer von denen Schwärmern zu sein, die sich in die Flammen stürzen, und vor Schmerz und Wonne zugleich aufschreien. — Du liebst Deine Herrin.

Gnädigster Herr! sagte der Page hocherröthend, und der gehobene Blick senkte sich tief. Wie könnte ich es wagen, die Herrliche zu lieben? — Anbetung ist die Gluth, die mich durchströmt, nur im Gefühle meiner Niedrigkeit wage ich nach ihr aufzublicken, und der freudige Gedanke für sie sterben zu können, erhält mir das Leben. — Daß Eure Majestät diese Feldbinde tragen, sie zu Ihrer Dame erwählen wollen, fuhr er fort, nachdem er versucht hatte, seine glühenden Empfindungen zu dämpfen, das macht mich ja glücklich, da ich weiß, es wird sie — Darf ich ihr die beruhigende Nachricht bringen, lenkte er schnell ein, sein Knie vor dem Könige beugend, so erlaubt, daß ich mich entfernen und zu ihr eilen darf.

Geh' mit Gott! sprach Maximilian. Ich wünsche Dir Gutes, denn Du scheinst ein braver Jüngling zu sein. Aber eben deshalb rathe ich Dir, vertausche die Laute bald mit dem Schwerte, zieh in den Krieg und ringe nach einem erreichbaren Ziele: in die Nähe der Frau von Monbusson taugst Du nicht. — Kann ich Dir mit irgend etwas Freude machen, so nenne es mir, steht es in meiner Macht, so thue ich es gern.

Reicht mir Eure ritterliche Rechte, daß ich sie küssen darf, bat Constant, und der König reichte ihm mit Wohlwollen seine Hand, auf welche der Page, sie mit Wohlgefallen betrachtend, seine Lippen feurig preßte. Du führst das Scepter wie das Schwert gleich gut, Du spendest Milde aus, dem Fürsten wie dem armen Troubadour, sprach er, die Hand noch immer in tiefer Bewegung betrachtend, möge Gott Dir Kraft verleihen, den Frechen in den Sand zu strecken, und Deinen Heldenruhm noch mehr zu verherrlichen! Noch einmal drückte er sie an seine Lippen, erhob sich, sein Blick überflog noch einmal die königliche Gestalt Maximilians, dann sagte er rasch: Gehörte ich nicht König Karl von Frankreich an, keinen andern Herrn würde ich mir wählen, als Maximilian von Oestreich! er verneigte sich ehrerbietig und verließ dann das königliche Gemach.

Als habe er seiner Herrin die freudigste Botschaft zu verkündigen, so schnell eilte Constant nach Hause, triumphirend, daß sein Wunsch erfüllt, seine Hoffnung erhöht war. Der Gedanke, er könne durch das ohne Adelaidens Wissen Geschehene ihre Gunst verscherzt haben, fiel ihm nicht ein; rasch sprang er die Treppe hinauf, aber an der halb offenen Thüre blieb

sein Fuß wie gebannt. Starr sah er durch die Oeffnung, sein Blick wurde immer lebendiger, sein Auge glühender, ein wehmüthiges Lächeln umschwebte jetzt seinen Mund und der Anblick Adelaidens hielt ihn hier festgebannt. Von dem letzten Schimmer der Abendröthe wie mit einem Heiligenscheine umgeben, saß sie am Erkerfenster, ihr Haupt auf den blendend weißen Arm gestützt, während die andere Hand auf der in ihrem Schooße liegenden Laute ruhte. Jetzt seufzte sie tief auf, hob den gesenkten Blick, griff einige Töne, sprang auf und legte die Laute rasch, fast mit Unwillen weg. Constant ward durch diese heftige Bewegung aus seinen Träumen geweckt, er sah eine Thräne in dem Auge seiner Gebieterin, und nichts hielt ihn mehr zurück. Herrin! rief er, in der Meinung ihr sichern Trost zu bringen, die über sein plötzliches ungestümes Eintreten erschrocken zusammenfuhr. Herrin, weinet nicht, der Retter naht! Bald werden die Trompeten schmettern, die Kämpfer in die Schranken zu rufen und Euer Ritter wird siegen, denn er trägt einen Talisman, der ihn unüberwindlich machen muß — er trägt die Farben seiner Dame, trägt die von Euch gewirkte Feldbinde, und sein Gegner liegt sicher vor ihm im Staube!

Diese Adelaiden noch unverständlichen Worte, hatte Constant mit solcher Hast, mit solcher Leidenschaft ausgesprochen, daß die Dame erstaunt, fast erschrocken auf ihn blickte. Was ist Dir, Constant? sagte sie endlich. Was sollen diese mir räthselhaften Worte bedeuten? — Wo ist die Feldbinde, die über diesen Sessel hing? fragte sie jetzt ängstlich, da ihr sie suchender Blick nur die leere Stelle traf. Wie kam sie in die Hände des Ritters Claude?

O, sie kam nicht in seine Hände! rief Constant triumphirend. Er ist nicht Euer Ritter, soll nicht Euer Ritter sein; da bewahre mich Gott, daß ich solchen Gedanken nur fassen, geschweige ihn je Euren Ritter nennen könnte. — Ein anderer ist es! —

Und wer? fragte Adelaide immer gespannter.

Ein Mann, Eurer werth, der einzige, den ich, wenn auch mit blutendem Herzen, Eure Farbe tragen sehen kann, ohne daß meine Hand nach dem Schwerte zuckt.

Laß diese Thorheit und sag mir kurz, von wem sprichst Du?

Vom Könige der Deutschen, von Maximilian von Oestreich!

Unglücklicher, was hast Du begonnen! rief Frau von Monbusson, und ihr zürnendes Auge traf den Pagen, der mit verklärtem Antlitze vor ihr stand. —

Dame! sprach er jetzt, da Frau von Monbusson, ohne ihm weitere Vorwürfe zu machen, in Verzweiflung auf und abschritt, und die hellen Thränen in ihrem Auge perlten. — Ich fühle in diesem Augenblicke, daß Ihr vielleicht Recht haben könnt auf mich zu zürnen, ich handelte ohne Euren Befehl und that schon deshalb Unrecht — aber ich mußte! — Erlaubt, fuhr er fort, da Frau von Monbusson nicht auf ihn zu achten schien und

seine Leidenschaft immer mehr hervorbrach. Erlaubt, daß ich zum erstenmale mein Herz vor Euch ausschütten, laut sprechen darf.

Schweig! befahl Adelaide ihr Gesicht abwendend. Schweig, Unglücklicher!

Ich schweigen? Könnt Ihr der Saite gebieten zu schweigen, wenn die Töne schon durch die Lüfte schwirren? — Könnt Ihr dem Munde gebieten zu verstummen, wenn das lang verschlossene Herz sich gewaltsam geöffnet hat? Nein, wahrlich nein! Ich muß reden, und sollte ich auch von Eurem Angesicht scheiden müssen; ich muß in dieser entscheidenden Stunde reden, denn in jeder andern fehlte mir der Muth dazu!

Halb unwillig, doch von Mitleid, vielleicht selbst von Neugierde verlockt, gab ihm Frau von Monbusson ein Zeichen der Einwilligung, setzte sich auf einen Sessel, sah unverwandt nach der Stelle, wo die Feldbinde gehangen hatte, und mochte wohl in diesem Augenblicke mehr an jene, als an den Pagen denken.

Von dem Tage, an dem ich Euch das erstemal sah, begann dieser mit freudiger Ergebung, gleich einem Märtyrer, der seinen Tod furchtlos erwartet, fühlte ich, daß Ihr es wäret, die mir in meinen wachen Träumen schon so lange vorgeschwebt, die mein Lied begeistert, meiner Laute die schmelzenden Töne entlockt hatte, ich fühlte, daß meine Seele, so lange ich athmen würde, an Euch festgebunden sei. Ich bat die Königin mich in Eure Nähe zu bringen — warum sie mir meine Bitte gern gewährte, wißt Ihr — und als ich in meinem Kahne nach Eurer Wohnung an der Seine fuhr, mich Euch als Euren Pagen vorzustellen, da weihte ich mich Euch feierlich durch's ganze Leben.

Daß ich mit dieser Weihe mein Herz dem Grame übergebe, daß es früh brechen würde, fühlte ich wohl, und doch jauchzte ich freudig auf, doch gelobte ich zu tragen, zu dulden, jeder Hoffnung zu entsagen, wenn es nur zu Eurem Wohle sei, und ich habe redlich mein Gelübde erfüllt. Ich glaubte Euer Herz jeder fremden Neigung verschlossen, und habe dennoch keine Hoffnung genährt, wie hätte ich das auch gekonnt; doch träumte ich mich glücklich, und zerflossen die Träume auch bald, so legte ich muthig die Hand auf mein klopfendes Herz und suchte es zu beruhigen. — Ich vernahm, fuhr er mit gepreßter Stimme fort — daß Ihr liebtet, und grub freiwillig und schnell auch den schwachsten Schimmer von Hoffnung, jeder Lebensfreude ihr Grab, und habe keine Thränen darum geweint, ich habe es mit freudigem Herzen gethan. Muthig habe ich begonnen, und da ich geendet, glücklich geendet habe, bin ich freudig wie ein Kind, das, ohne es zu ahnen, daß sie ihm den Tod bringe, sich über die Natter freut, und dann lächelnd an seine Brust legt. — Ich ahnete es wohl und jauchze doch!

Constant! unterbrach ihn Frau von Monbusson, die obgleich zürnend, ihn doch mit Theilnahme angehört hatte. Der Zufall hatte Dir das Geheimniß meines Herzens verrathen, Du hast es gemißbraucht, und hast, ich

will es glauben, daß Du es nicht gewollt, meine Ehre, meinen unbescholtenen Ruf auf's Spiel gesetzt. Wäre der König der Deutschen nicht ein so ehrenwerther Mann, so wüßte morgen ganz Worms, daß ich ihn habe zu meinem Ritter werben lassen, und mit Makel bedeckte solches Gerücht meine Tugend! Wie konnte die Pflicht des Dieners, wie das Zartgefühl des Troubadours, das Ehrgefühl des Sohnes, wenn auch unehelichen Sohnes Ludwig von Orleans, sich — und mich so vergessen? — Noch Niemand, dem ich wohl wollte, hat mein Herz so tief verwundet als Du.

Das wollte ich nicht! unterbrach Constant kaum hörbar die Dame, denn er wagte nicht Haupt, nicht Blick, nicht Stimme zu seiner Vertheidigung zu erheben; gebeugt, seinen Fehl tief fühlend, kniete er vor seiner Gebieterin, deren Herz wohl zu Verzeihung geneigt gewesen wäre, hätte nicht Pflichtgefühl es verschließen müssen.

Constant! sprach sie dann und auch in ihr Auge drang eine Thräne, das für den Jüngling so furchtbare Wort: Wir müssen uns trennen! Du selbst hast das Band zerrissen, das Dich an mich knüpfte, Deine thörichte Leidenschaft hat mein Wohlwollen unterdrückt, Du mußt schon heute von mir! — Ziehe in Frieden, meine guten Wünsche werden Dich begleiten, setzte sie sanfter hinzu. — Ich zürne Dir nicht mehr Constant, fuhr sie immer wehmüthiger werdend fort, da sein stummer Schmerz sie noch mehr rührte als es die glühendsten Worte gekonnt hätten. Es wird mir schwer, Dich von mir zu schicken, es schmerzt mich, aber ich muß! — Lebe wohl!

Lebt wohl! rang sich aus seiner tief bewegten Brust, doch wagte sein Auge immer noch nicht nach ihr aufzublicken, immer noch vor ihr knieend, schien er wie sein thränengetrübter Blick an den Boden gefesselt zu sein. Endlich fand sein Schmerz Worte. Stern meines Lebens, du sinkst, Sonne meines Glückes, du gehst für mich unter! sprach er dumpf vor sich hin. Wie ein Wanderer in ewiger Nacht wandle ich fortan meine Pilgerfahrt, für mich ist nur der Tod noch Leben!

Nicht diese Schwärmerei, Constant, sprach Adelaide, sage mir ein männliches Lebewohl. Wir sehen uns ja vielleicht bald wieder!

Bei diesen Worten erhob er sich mit Heftigkeit, bald aber ward er ruhig und sein Auge sah wehmüthig auf die Dame. Vielleicht? wiederholte er dann schmerzvoll lächelnd — O! was soll mir diese ärmliche, tröstende Hoffnung eines Bettlers. — Lebt wohl!

Laß die Hoffnung, laß den Muth nicht sinken! sprach Frau von Monbuffon mit dem Zauber, dem er nicht wiederstehen konnte, und reichte ihm die Hand zum Kusse, und als er sich beugte, die bebende an seine Lippen zu pressen, zog Mitleid, Theilnahme — wer kennt alle die Triebfedern, die das weibliche Herz oft so heftig bewegen — auch sie zu ihm herab, und ihre Rosenlippen berührten leis und zart des Jünglings glühende Stirn.

Nun bei Gott, ich komme, so wie ich sehe, sehr zur ungelegenen Zeit,

Dame! rief in diesem Augenblicke die rauhe Stimme Claudes de Batre. Bei St. Georg, das hätte ich von der stolzen Witwe nicht erwartet. Lohnet Ihr so süß ein Minnelied, so will ich schnell das Schwert wegwerfen und die Laute ergreifen.

Frau von Monbusson sowohl als der Page waren bei diesen Worten des, durch die halb offen gebliebene Thür unbeachtet hineingetretenen Ritters, anfangs überrascht und erschrocken, schnell faßte sich jedoch Constant, schneller noch die Dame. Ich lohnte kein Minnelied, sondern vormalige treue Dienste, sagte sie mit Ruhe, ich gab dem Pilger einen Gotteslohn mit auf seine Wallfahrt.

Auf seine Wallfahrt? fragte mit immer noch trotzigem Tone der Ritter.

Ja, Herr Claude! erwiderte die Dame. Constant verläßt noch heute meine Dienste und zieht heim, oder wohin es ihm sonst gefällt.

So! — noch heute? meinte Herr Claude. Nun seine Entfernung allein könnte auch, wenigstens für die Zukunft mir die Versicherung geben —

Herr Ritter! unterbrach ihn Frau von Monbusson schnell und trat ihm stolz entgegen. Denkt nicht zu voreilig an die Zukunft, in die ich etwa verflochten sein könnte; sollte sie Euch aber auch im Ganzen bedenklich erscheinen, so hängt es ja nur allein an Euch ab, sie Euch anders und ganz nach Eurem Willen zu gestalten.

Der gute Ritter, der wohl immer seinen Feinden gegenüber ein stolzes Herz, einen kecken Muth zeigte, war einer schönen Frau gegenüber, hier und da eine üble Laune abgerechnet, die er nicht immer verbergen konnte, ein schwacher Held. In Allem, wo er nicht mit dem Schwerte drein schlagen konnte, schien seine Männlichkeit von ihm gewichen, um so mehr der Frau von Monbusson gegenüber, obgleich ihre Engelsanftmuth es zuweilen duldete, daß er seine natürliche Rohheit ungestraft zeigen durfte. Dame! sagte er im unterwürfigen Tone, Euch wollte ich nicht kränken, da sei Gott vor; verzeiht mir was ich sagte. Aber dennoch kann ich meine Freude nicht bergen, endlich diesen Narren von Euch entfernt zu sehen.

Ritter Claude! trat mit anscheinender Ruhe Constant hervor. Wer gibt Euch ein Recht mich zu schelten?

Ohne auf ihn zu achten oder ihn einer Antwort zu würdigen, drehte ihm der Ritter den Rücken zu, und wollte eben das Gespräch mit Frau von Monbusson fortsetzen, als Constant noch einmal begann:

Ritter Claude, steht mir Rede! Ich frage Euch zum zweitenmale, wer Euch das Recht gibt, mich im Angesichte dieser Dame zu beschimpfen?

Schweig! fuhr ihn der Ritter zornig an, und packe Dich!

Ohne auf den bittenden Blick Adelaidens zu achten, ohne die drohende Stellung des Ritters zu fürchten, blieb Constant ruhig auf seinem Platze und ging nicht; es schien, die Plumpheit Claudes habe sein Blut ge-

kühlt. Mit stolzem Blicke den Ritter messend, sagte er dann furchtlos. Ihr heißt mich gehen, häuft Beleidigung auf Beleidigung, hofft, der Troubadour werde nach seiner Laute greifen, gehorchen und in einem schmelzenden Liede seinen Unmuth aushauchen; er greift nach dem Schwerte! —

Constant! unterbrach ihn Frau von Monbusson. Ich bitte Dich, geh! —

Verzeiht, gnädige Frau! erwiderte er, sich bescheiden vor ihr neigend, verzeiht, daß ich diesmal nicht gehorche. Ihr habt mich Eurer Dienste entlassen, und so erkenne ich keine andere Gebieterin als meine Ehre:

Gott meine Seele, dem König mein Blut,
Der Dame mein Herz, mir der Ehre heiliges Gut,

Das ist mein Wahlspruch und wird es bleiben, so lange ich athme. Seht nicht so spöttisch auf mich, gestrenger Herr Ritter Goliath, wandte er sich rasch und mit Heftigkeit gegen Herrn Claude. Ihr glaubt wohl unter dem Panzer allein könne ein muthiges Herz schlagen, auch unter diesem Wammse schlägt es!

Constant! bat Frau von Monbusson noch einmal. Er aber, nicht auf den bittenden Ton ihrer Stimme hörend, taub für Alles, fuhr gegen den Ritter gewendet fort. Mein alter Pflegevater, Messire Enguerrand Cussi, der vielleicht nicht in so viel Turnieren als Ihr Sieger war, aber der Erste auf den Mauern von Pontoise stand, hat mich Schwert und Lanze führen, mein Roß tummeln gelehrt. Mein Bolzen aber, der trifft so sicher wie die Schleuder Davids des Prahlers Goliath Stirn, jedem der es wagt meiner zu spotten. Deshalb, hier liegt mein Handschuh, hebt ihn auf!

Statt ihn aufzuheben schleuderte ihn Herr Claude verächtlich mit dem Fuße weit weg. Constant aber, ohne etwas zu erwidern, hob ihn auf, neigte sich ehrfurchtvoll vor Adelaiden. Lebt wohl! sagte er mit gepreßter Stimme zu ihr. Lebt wohl, gütige Herrin! — Ihr zahlt mir wahrlich Eure Schuld! wandte er sich dann zum Ritter und verließ das Gemach.

Herr Claude de Batre! nahm jetzt Frau von Monbusson schnell das Wort, ehe der Ritter noch irgend eine Entschuldigung vorbringen konnte. Ihr habt gegen den Anstand und mich gröblich gefehlt, Euch in meiner Gegenwart betragen, wie ich es nicht von der Galanterie eines französischen Ritters erwarten konnte; solches unfeinen Benehmens nicht gewohnt, muß ich Euch bitten mich zu verlassen.

Dame! erwiderte der Ritter, ungewiß, ob er den Zürnenden oder den Demüthigen spielen sollte. Ihr rechnet mir die Züchtigung eines vorlauten Burschen sehr hoch an. Daß dies in Eurer Gegenwart geschah, ist mir unangenehm, wie sollte ich aber anders? Ich komme hierher Euch zu bitten, am Tage des Zweikampfes andere Farben zu Eurem Anzuge zu wählen, da schwarz und der goldene Gürtel, der Euren schönen Leib umschließt, die Farben meines Gegners. Ich wollte Euch bitten, mir die Farbe

zu sagen, die Ihr statt dessen tragen würdet, um sie zu der meinigen zu machen, und statt dessen —

Tragt welche Farbe Ihr wollt, Herr Ritter! unterbarch ihn Adelaide kalt.

Wie? fuhr Claude auf.

Ja, Herr Ritter, tragt welche Farbe Ihr wollt, mir gleichviel! — Dies sagend verbeugte sie sich und ließ ihn allein.

Wie vom Donner gerührt stand der riesenhafte Mann da, den Blick auf die Thür geheftet, die sich hinter ihr schloß. War das Adelaide von Monbusson, die den girrenden Tauber küßte? Ha! wo ich dich finde, Knabe! rief er dann mit donnernder Stimme, will ich dich unter meinen Füßen zermalmen, daß keine Spur von dir bleibt! Immer auf diese Weise vor sich hin fluchend, verließ er tobend das Gemach.

Die Sonne stand hoch und vergoldete den Saum des Odenwaldes, der, ein dunkler Riese mit goldenem Diadem, in ihren Strahlen erglühte, die ganze Natur war durch einen warmen Gewitterregen erquickt, der die durstigen Felder getränkt und Wiese und Baum mit neuem üppigen Grün überzogen hatte. Die Vögel flogen lustig singend von Zweig zu Zweig, und die am Abende noch fast verschmachteten Blumen boten freudig ihre Kelche den Strahlen der Morgensonne dar, um mit ihrem krystallenen Thau, wie funkelnde Brillante in dem einfachen Haar der bescheidenen Jungfrau, die Flur mit buntem Farbenspiel zu schmücken. Ein balsamischer Duft verbreitete sich unter den alten Ulmen des Rosengartens, durch deren dichtbelaubte Zweige der Sonne Erstlingstrahlen blitzten. Es war ein herrlicher Sommermorgen, den die Städter auf ihrem Lager noch verschliefen, oder an ihrer Arbeit unter Schweiß statt Thautropfen verbrachten.

Nur einzelne Landleute, Lebenmittel nach Worms tragend, zogen hier und da dem Rheine zu, und grüßten ehrfurchtvoll einen frommen Mann, der, seinen Rosenkranz in der Hand, schweigend unter den Ulmen wandelnd, sein Morgengebet verrichtete. Es war der Bruder Ambrosius vom Speierbache, der hier in aller Frühe die Einsamkeit suchte, und in tiefe Betrachtungen versunken zu sein schien. Obgleich seine Finger an den Perlen des Rosenkranzes auf und abliefen, konnte doch der aufmerksame Beobachter leicht sehen, daß seine Gedanken mehr der Welt als dem Himmel angehörten. Was ihn so absonderlich beschäftigte, mußte ihm sehr wichtig sein, denn obgleich er jedem Vorübergehenden auf sein: Gelobt sei Jesus Christus! ein eintöniges: In Ewigkeit! erwiderte, obgleich seine Lippen sich ohne Aufhören bewegten, so dachte er gewiß nicht an Gruß noch Gebet, denn sein Auge blitzte manchmal gar listig auf, sein Mund

verzog sich zum grinsenden Lächeln, und das wohlgefällige Nicken seines kahlen Scheitels zeugte zu sehr von Selbstzufriedenheit, als daß er an sein Ave maria hätte denken sollen.

Jetzt verließ er den breiten Weg, schlug einen Fußpfad ein und wanderte der großen Eiche zu, an deren Fuße sich ein murmelnder Bach schlängelte, und wo wohl an Sonn- und Festtagen schon so manches liebende Paar traulich mochte gekoset haben. Wahrscheinlich trieb ihn das immer stärkere Wogen der nach der Stadt Ziehenden zu diesem einsamen Plätzchen, oder er wollte den Fußpfad verfolgen, der zu der Kapelle führte. Aber auch hier sollte er nicht allein sein, denn als er die Augen aufschlug, sah er einen Schlafenden regunglos unter dem Baume liegen, er wollte an ihm vorübergehen, aber die Kette seiner Gedanken war nun einmal zerrissen, und sein Auge blieb auf den Schläfer gerichtet.

Als er vor ihm stand, stutzte er nicht wenig, einen Bekannten zu finden. Heda, Freund Troubadour! rief er hell lachend. Hat Euch der Böse hierher gebannt? — Trieft wie eine ersäufte Maus, und habt trotz dem Bade einen Schlaf, als wäret Ihr auf dem weichsten Flaume trocken gebettet. Heda! wacht auf! Constant, von dieser Anrede erwacht, sprang auf, rieb sich die Augen und starrte den Klausner verwundert an. Nun ermuntert Euch nur! fuhr dieser fort. Seht nur, wie die Saiten Eurer Laute schlaff herabhängen, versucht einen Ton zu greifen, und sie ist gewiß verstimmt.

Wie ich! murmelte der Troubadour unmuthig vor sich hin. Wie mein Herz sind auch ihre Saiten zerrissen! —

Helf Euch Gott, Herr Page! fiel ihm der Alte in die Rede, wickelte seinen Rosenkranz zusammen, und befestigte ihn wieder an dem Knotengürtel. Mit einem zerrissenen Herzen schläft es sich nicht so fest unter Donner und Blitz, im Sturm und Regen.

Ich schlief nicht, ich träumte nur —

Nun das muß ich gestehen! hob Bruder Ambrosius lachend an. Schnarchtet so laut, daß Ihr alle Sangvögel auf der grünen Eiche zum Schweigen gebracht habt, und ich es schon auf hundert Schritte von hier hörte, meinend, daß es ein Dachs sei, der knurrend sein Loch grübe. Nein, solchen Schlaf gebe Gott jedem Gerechten. Aber sagt, junger Herr, wie wollt Ihr zur Stadt kommen? Euer Wamms ist durchnäßt, Euer Mantel sieht aus, als hätten die Raben sich ein Nest darin gebaut. — Was ist Euch so eigentlich begegnet? Ihr schaut finster vor Euch hin, seht selbst auf den alten Klausner unwirsch, der Euch doch die Audienz bei des Königs Majestät auswirkte.

O! hättet Ihr es nie gethan, hätte ich nie das königliche Gemach betreten! rief Constant schmerzvoll.

Drückt Euch der Schuh da, Freund? erwiderte der Klausner. Habt wohl im Vorzimmer viel Langeweile gehabt, die Hofleute haben Euch wohl

angestarrt, und die junge Dienerschaft Euch weidlich geneckt? Ja das geht nicht anders am Hofe, da muß man duldsam scheinen wie ein Lamm, und demüthig wie ein Bettelmönch mit leerem Sacke. Aber vertraut mir, was Euch begegnet ist, zuweilen weiß ich guten Rath, beichtet mir nur! Constant aber schien auf die treuherzige Rede des Alten wenig zu achten, schüttelte statt Antwort seine immer noch triefenden Locken und schwieg. — So kommt wenigstens mit mir zu dem Meßner der kleinen Kapelle im Birkenwäldchen, welche die jungen Frauen so gern besuchen, dort könnt Ihr Euch am warmen Heerde die Kleider trocknen, und dann zurück zur Frau von Monbusson gehen, die über Euer Ausbleiben nicht wenig in Sorge gewesen sein wird! — Zur Frau von Monbusson? wiederholte Constant halb wehmüthig. — Nun ja, zu ihr! sprach der Klausner, ergriff seine Hand und zog ihn mit sich fort. Kommt nur, junger Herr, ich habe nicht lange Zeit! — Constant folgte ihm mechanisch, aber ehe sie noch die Kapelle erreichten, hatte der schlaue Waldbruder den Schlüssel zu des Pazen Herzen gefunden, der überdies wohl das Bedürfniß fühlen mochte, seinen Kummer Jemandem mitzutheilen.

Da stehen die Sachen für Euch immer noch nicht schlecht, meinte der Klausner, nachdem er Constant ganz ruhig angehört hatte. So wenig ich mich auch auf Liebe und dergleichen verstehe, so sollte ich doch meinen, Ihr hättet bei der Sache eher gewonnen als verloren. Was den groben Rittersmann betrifft, so schiebt Eure Rache bis nach dem Zweikampfe auf, jetzt wäre es Thorheit und hoffentlich wird König Max sie für Euch mit übernehmen. — Doch kommt Zeit, kommt Rath! — Jetzt laßt uns zu dem Meßner gehen, ich habe mit ihm zu sprechen und habe Eile, kommt, und habt Ihr noch keine Herberge aufgesucht, so geht mit mir, ich theile meine Zelle, welche die guten Klosterbrüder mir eingeräumt haben, willig mit Euch, und es soll Euch dort nicht schlecht behagen. Kommt nur.

Bald langten sie bei der Kapelle an, wo ein tüchtiges Feuer den Durchnäßten trocknete, während Klausner und Meßner vor der Kapelle auf und abgingen und mancherlei zu verhandeln haben mochten.

Constant, der, seit ihn Frau von Monbusson entlassen hatte, trotz Sturm und Wetter im Freien umher geschwärmt war, und noch an keine Herberge gedacht hatte, folgte späterhin dem Waldbruder in die Zelle des Franziskanerklosters, wurde dort von einem dienenden Bruder mit allem Nöthigen reichlich versorgt, und bald von dem Einsiedler verlassen.

Der Klausner nahm seinen Weg nach der Wohnung der Frau von Monbusson, da er aber vor der Herberge des Ritters Claude vorüber mußte, so konnte er dem Gelüste nicht widerstehen, den kecken Ritter zu besuchen und den Abergläubigen zu ängstigen. Er fand ihn mitten unter seinen Waffen mit einem Waffenschmidt beschäftigt, der Stück vor Stück gehörig untersuchen mußte, und den er jedoch mißtrauisch beobachtete. Eben wiegte er sein breites Schwert, das ein Scharnachthal in der Schlacht

bei Granson nicht zu leicht befunden haben würde, in seiner starken Faust und besah Spitze und Schneide, als das „Gelobt sei Jesus Christus!" des Bruders ihn in seiner Untersuchung störte. Der Klausner schien ihm eben nicht willkommen zu sein, er erwiderte dessen Gruß nur kalt, und bot ihm auch keinen Sessel an. Ambrosius schien auch keinen Wunsch zu haben, hier lange zu verweilen, blieb schweigend neben dem Ritter stehen und besah aufmerksam die Waffen. — Endlich brach Claude das Schweigen. Was führt Euch zu mir, ehrwürdiger Bruder? fragte er rasch.

Ein Traum, Herr! erwiderte der Klausner. Doch laßt Euch durch mich nicht stören, ich habe Zeit, ich bete indessen einige Aves, und diesem Ehrenmanne, Meister Wolf dem Waffenschmidt, sind seine Stunden köstlich, denn in seiner Werkstatt glüht der Heerd wie eine Hölle, und auf zehn Ambosen tanzen die Hämmer vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Eben sah ich den Waffenschmidt des Königs bei ihm eintreten, Diener trugen eine schwarze Rüstung, ich glaube —

Ei so muß ich eilen nach Hause zu kommen, unterbrach ihn der Waffenschmidt. Verzeiht Herr Ritter, ein anderes Mal bin ich wieder zu Euren Diensten! Dies sagend verließ er schnell das Zimmer.

Traut dem nicht, gestrenger Herr, begann jetzt der Klausner, so wenig wie dem großen Turnierschwerte, das Ihr in Eurer Hand wiegt, beide habe ich im Traum gesehen.

Wie so? fragte der Ritter gespannt.

Ich träumte — es mochte um die vierte Stunde des Morgens sein, daß ich mit Euch in einer großen Rüstkammer stand, und Ihr mich batet, Euch ein Schwert auszusuchen, das ich Euch weihen solle. Als ich nun nach einem greife, das mir recht blank und scharf dünkt, tritt ein Mann vor mich, in dem ich jetzt den Waffenschmidt Meister Wolf erkenne, der schiebt mich bei Seite, nimmt ein großes breites Schwert, wie es die Eidgenossen zu tragen pflegen, und dem, das Ihr noch in der Hand haltet, ganz ähnlich, gibt es Euch und spricht: Ich muß es besser verstehen als der Pfaff! Ihr nahmt es, er ging — ich blieb, und kaum, daß Ihr es in der Faust wiegtet, als es lichterloh brannte, Ihr es weit weg warft und zu Boden sankt. Ich wachte vor Schreck auf und eilte hierher um zu sehen, ob Euch vielleicht ein Unglück begegnet sei, und finde den Mann und das Schwert, was mir gar sonderbar dünkt. Aber Gottlob! Euch finde ich munter und frisch, wohlgemuth und vergnügt, gebe Euch deshalb meinen Segen und verlasse Euch beruhigt.

Verweilt nur noch einen Augenblick! bat jetzt Herr Claude, der, wie der listige Bruder wohl vorausgesehen hatte, durch die Mittheilung des Traumes, den Ambrosius wohl nie geträumt haben mochte, unruhig geworden war. Verweilt einen Augenblick und stärkt Euch durch ein Glas guten Rheinweines. —

Danke Euch Herr! erwiderte der Klausner, muß heute fasten, kein

Tropfen darf meinen trocknen Gaumen netzen, kein Krümlein Brod meine Lippen berühren. — Nehmt das Schwert nicht; hütet Euch vor dem Waffenschmidt! und während der Ritter noch sinnend auf das Schwert sah, schlich er zur Thür hinaus.

Bin ich nicht ein Thor, sprach er auf der Gasse, als er nach der Wohnung der Frau von Monbusson ging, daß ich dergleichen kleinliche Mittel anwende, das Selbstvertrauen des kecken Prahlhanses zu schwächen. Kann ich nicht dem Muthe, der Gewandheit des Königs vertrauen, und Gott die gerechte Sache anheimstellen? — Nun! ihm ergeben mit Leib und Seele thue ich nach Kräften. Wüßte er es, er würde mir es schlecht lohnen!

Es mochte wohl um die fünfte Stunde des Nachmittags sein, als zwei verschleierte Frauen, von einem Diener in der Entfernung gefolgt, an der nemlichen Eiche vorbeigingen, unter welcher der Klausner am Morgen Constant schlafend gefunden hatte. Auch sie nahmen ihren Weg nach St. Anna's Kapelle, wo sie der Meßner schon zu erwarten schien, denn er saß, die Schlüssel in der Hand, vor seinem Häuschen, und kaum daß er sie gewahrte, als er die mit schönem Schnitzwerk verzierte Thür der Kapelle aufschloß, schnell noch Einiges ordnete, und die Frauen einzutreten bat.

Die Eine nahte sich dem Altare, knieete nieder und verrichtete ihr Gebet, die Andere blieb unfern der Thüre stehen. Dem Diener öffnete der Meßner sein Haus, dort die Rückkehr der Gebieterin abzuwarten, er selbst schritt auf und ab, als müsse er eines noch Kommenden harren.

Es war eine heilige Stille rings umher, die nur das Rauschen des Abendwindes in den Birkenzweigen, oder das Aufflattern eines Rebhuhnes unterbrach, und welche der Meßner sorgfältig bewachte, denn er blieb, die Hände gefaltet, vor der Thür stehen, spähte rechts und links, und winkte jedem zufällig Vorübergehenden sich zu entfernen, vermuthlich damit nichts die Andacht der Frauen stören möge. Aber dennoch ward die einsame Stille bald unterbrochen. Ein stattlicher Mann in Jagdkleidung kam, als habe er sich verirrt, auf einem ungebahnten Wege der Kapelle zu, winkte dem Meßner, der ihn wohl kennen mochte, ruhig zu bleiben, und setzte sich dann auf die Rasenbank vor dem Häuschen, ohne die Andacht der Frauen zu stören.

Die vor dem Altare Knieende erhob sich jetzt, winkte der Andern ihr zu folgen, drückte dem Meßner eine kleine Gabe in die Hand und wollte sich eben entfernen, als sie den Jägersmann auf sich zukommen sah, ein lauter Schrei ihr entfuhr, und sie wie gebannt an dem Eingange der Kapelle stehen blieb.

Verzeiht, edle Frau von Monbusson! redete sie der Jäger an, wäh-

rend sie ihrer Dienerin ein Zeichen gab, sich entfernt zu halten. Verzeiht, daß ich den so günstigen Zufall, Euch hier zu finden, benutze, um Aufschluß über eine Sache zu erhalten, die für mich viel Werth hat. Habt die Güte einen Augenblick zu verweilen.

Sire! erwiderte die Dame sich tief verneigend. Ihr habt hier zu befehlen.

Euer Page, begann nun König Max, denn er war es, für den der Waldbruder, ohne der Frau von Monbusson Wissen dieses Zusammentreffen veranstaltet hatte. Euer Page hat mir gestern eine von Euren schönen Händen gestickte Feldbinde gebracht. Er hat dies, wie er mir selbst sagte, nicht in Eurem Auftrage gethan —

Nein, Sire! unterbrach Adelaide des Königs Rede mit Hast. Ich gab ihm keinen Auftrag dazu —

Das bin ich überzeugt, fuhr der König fort. Dazu hatte ich schon in Brüssel Gelegenheit Euren strengen und tugendhaften Wandel kennen zu lernen. Der Page versicherte mir zwar, Ihr würdet ihm nicht zürnen, daß er so eigenwillig und keck —

Ich habe ihn deshalb aus meinem Dienste entlassen! unterbrach sie hocherröthend den König.

Das thut mir leid, es schien mir ein braver Bursche und Euch treu ergeben zu sein, noch mehr leid aber thut es mir und schmerzt mich, daß Ihr seine Handlung nicht gut heißt. Ich würde mich geschmeichelt fühlen, könnte ich an solchem Tage ein Zeichen der Gunst von Euch, schöne Frau, tragen. Mit Freuden würde ich für diesen Tag Euer Ritter gewesen sein, wenn auch Pflicht und Neigung mich für die übrigen Tage zum Ritter meiner Gattin Bona von Mailand gemacht hätten. Da ich nun so wenig als König wie als Ritter ein Zeichen der Huld tragen mag, das ich der Voreiligkeit eines Dieners, nicht dem Wohlwollen der Dame zu danken habe, so erlaubt, daß ich Euch dies Feldzeichen von Oestreich zurückschicken darf.

Behaltet es, Sire! sagte Frau von Monbusson von dem Augenblicke überrascht, behaltet es! — Doch thut damit nach Eurem Gefallen, Herr! setzte sie schnell und beschämt über das was sie gesprochen hatte hinzu.

Der König bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er mit zutraulich herzlichem Tone. — Ich freute mich als mir Euer Page dies Zeichen Eurer Huld brachte, ich fühlte mich geehrt, geschmeichelt, gern war ich Euer Ritter, da ich weiß, Euer Schicksal hängt von diesem Zweikampfe ab. — Es schmerzt mich die Feldbinde Euch zurückschicken zu müssen.

Behaltet sie, Sire! wiederholte mit bebender Stimme Adelaide. Auch ich sehe sie gern in Eurer Hand und bitte Eure Majestät, doch nur an diesem Tage, mein Ritter zu sein.

Ich werde es mit Freuden! erwiderte der König mit der ihm angeborenen Galanterie. Für Deutschlands Ehre, meinen Ruhm und Euer Heil

werde ich kämpfen, und wenn ich auch nicht mehr Euer Ritter sein darf, werde ich doch Euer Beschützer, Euer Verehrer bleiben.

Dies letzte Wort ergriff Frau von Monbuffon auf sonderbare Weise, ihr Muth erwachte. Sire! sprach sie, ich fürchte Ihr mißkennt mich, deutet meine Worte anders —

Fürchtet nichts, erwiderte Maximilan. Ich stelle weibliche Tugend zu hoch um sie nicht zu verehren, ich kenne die edle Frau von Monbuffon zu gut, um sie nicht in jedem Verhältnisse hochachten zu müssen. — Ich weiß, setzte er betonend hinzu, daß eine Krone auf ihrem Haupte bei ihr zu keiner größeren Erwartung berechtigt; mein königlicher Bruder hat es bewiesen. — Und nun, edle Frau, da ich weiß, daß es nicht gegen Euren Willen ist, was Euer Diener that, so will ich Euch nicht länger lästig fallen und mich entfernen; sorgt nicht, daß Maximilian von Oestreich Euch je verkennen würde. Doch kein Ritter geht von seiner Dame ohne Gabe, deshalb bitte ich, und ich glaube meine Bitte ist bescheiden, schlagt nur für einen Augenblick Euren dichten Schleier zurück, der mir ganz Euer holdes Angesicht verbirgt. Es könnte ja sein, setzte er lächelnd hinzu, daß ich mich in der Person geirrt, und mich Gott weiß wem zum Dienste geweiht hätte.

Frau von Monbuffon zögerte einen Augenblick, dann warf sie den Schleier zurück, ließ ihn jedoch schnell wieder fallen und Maximilian erblickte die wohlbekannten herrlichen, regelmäßigen Züge, die eine Purpurröthe überfloß.

Ich danke Euch, Dame! sprach jetzt der König, noch den Blick auf den neidischen Schleier geheftet. Lebt wohl, habt Vertrauen zu meinem Muthe, und verzweifelt nicht an Eurem Geschicke.

Er neigte sich verbindlich und wollte sich entfernen, da sagte Adelaide mit kaum hörbarer Stimme, indem sie eine Schleife von ihrem Busen nähm. Jeder Ritter muß ein Pfand der Treue aus der Hand seiner Dame empfangen, nehmt diese Schleife, Sire! — Sie ist schwarz, mithin nicht der Freude, nicht der Hoffnung geweiht, darum darf ich sie Euch mit Zuversicht geben, denn Hoffnung und Glück werden, müssen mir stets fern bleiben. Dies sagend, wandte sie sich schnell, winkte ihrer Dienerin und eilte, als folge ihr ein Verbrechen, den Weg nach Worms zurück.

König Maximilian stand noch eine Weile sinnend, den Blick auf die Schleife geheftet. Sie hat Recht, die edle Frau, sprach er dann vor sich hin, nicht Glück, nicht Hoffnung kann ich ihr geben, nichts ihr zollen als meine Hochachtung. Nun die soll ihr bleiben, treu will ich das stumme Pfand ihrer Neigung bewahren, und der holden, züchtigen Spenderin gedenken so lange ich lebe.

Er hat redlich Wort gehalten; noch bis in die Jahre des Alters hat er in Inspruck die Schleife unter seinen Kleinodien verwahrt, und Adelaidens mit Achtung und Liebe gedacht.

Der zum Zweikampf bestimmte Tag nahte. Ganz Worms war in Bewegung, von nah und fern strömten Ritter, Bürger und Landleute herbei, das nie erhörte Schauspiel, den Zweikampf eines ritterlichen Königs zu sehen. Schon waren die Schranken aufgerichtet, der Marktplatz, wo der Kampf gehalten werden sollte, mit fußhohem Sande befahren, ein prachtvoller Altan für die Königin und ihren Hofstaat gebaut, und alle nothwendigen Vorkehrungen getroffen, diesen Tag so herrlich als möglich zu machen.

Es war zwar kein Freudentag den man erwartete. So sehr auch Deutschland dem Muthe und der Mannheit seines Königs vertraute, so trat doch das bange Gefühl in jedwede Brust, das so wandelbare Glück könne sich zu dem fremden Rittersmanne wenden. Dieser Gedanke schlug jede Freude nieder, und vielleicht war Maximilian der Einzige, der mit vollem Vertrauen dem Tage entgegen sah, und selbst der Vorfall mit der Feldbinde hatte wo möglich seinen ritterlichen Geist noch mehr entflammt. Zwar mußten ihm an dem Tage vor dem Kampfe die Fürsten mit einem Handschlage versprechen, daß, im Fall das Glück ihm abhold sei, sie den französischen Ritter mit gesammter Hand gegen das Volk schützen, und ihn bis an die Grenze Frankreichs geleiten wollten, diese Vorsicht entsprang aber mehr seinem edlen Herzen, als der Besorgniß, das Glück könne ihm wirklich treulos werden.

Während dieser Zeit hatte Herr Claude wohl sehr oft den französischen Abgesandten besucht, Frau von Monbusson aber seit jener für ihn demüthigenden Scene nicht wieder gesehen. Auch Constant war still in seiner Zelle geblieben und hatte sie mit keinem Tritte verlassen. Am Vorabende des Kampfes gab er jedoch ein Zeichen seines Daseins; er sandte Herrn Claude de Batre einen Absagebrief, folgenden sonderbaren Inhalts:

„Messire!

Da wir uns in einem Land befinden, wo jeder Streit, jede Beleidigung, nicht immer im Zweikampfe, wo dem Stärkeren der Sieg gewiß ist, sondern in blutiger Fehde abgemacht wird, so sende ich Euch nach deutscher Sitte diesen Absagebrief. Wo und wie ich Euch nach drei Tagen finde, fordre ich von Euch blutige Rechenschaft wegen des, mir im Beisein der Frau von Monbusson, meiner Herrin, angethanen Schimpfs. Rettet Euch Euer Glück von dem Schwerte des deutschen Königs, soll es Euch nicht von meinem Bolzen retten. Also auf Tod und Leben.

Constant."

Der hochfahrende Mann war über die Keckheit des Knaben, wie er ihn nannte, entrüstet. Gott möge mich verdammen! rief er, das Schreiben zerreißend, wenn ich den Buben dafür nicht züchtigen will, daß er ewig Claude de Batres gedenken soll.

Niemand war aber wohl während dieser Tage in einer bewegteren Stimmung, als Adelaide von Monbusson. Ihren Grundsätzen nach hatte

sie dem Könige zu offen ihr Herz gezeigt, sie glaubte Unrecht gethan zu haben, als sie sich vor ihm entschleierte, und doch freute sie sich, daß der Mann ihrer stillen Neigung es wissen konnte, daß er ihr nicht gleichgültig sei, es freute sie, daß Er ihr Theilnahme, Achtung bewiesen, daß der erste Schritt gethan sei, obgleich sie den zweiten um alles in der Welt nicht hätte thun mögen.

Am peinlichsten war es ihr, daß sie dem Gebrauche gemäß, bei dem feierlichen Kampfe gegenwärtig sein mußte. Jeder blutige Kampf war ihr ein Gräul, wie viel mehr mußte es ihr dieser sein, wo ihr Herz so sehr im Spiele, sie gewissermaßen der Preis des Sieges war. Sonderbar mußte es ihr sein, als Dame beider Kämpfer dem blutigen Schauspiele beizuwohnen, wo keiner sich öffentlich zu ihrem Ritter bekennen durfte; der König aus Schonung für sie, vielleicht auch seiner Gemahlin wegen, der Ritter, weil zufällig ihre Farbe die Farbe seines Gegners war, die er um nichts in der Welt getragen hätte.

Am Abende, als ihre Freundin, die Frau von Guiche, sie eben verlassen hatte, trat Herr von Guiche in ihr Gemach, der ganz in seine Geschäfte vertieft, sich sonst wenig um seinen schönen Gast bekümmert hatte. Ich komme, begann er mit steifem Ceremoniel, als Abgesandter des Ritters de Batre, den Ihr, holde Frau in einem Anfalle von übler Laune so hart behandelt habt. Morgen ist der Tag des Kampfes, der entscheiden wird, ob Frankreichs Ritterschaft den Sieg über die deutsche davon trägt oder ihr unterliegen wird. Der Umstand, daß König Maximilian selbst den romantischen Einfall gehabt hat, statt eines tüchtigen Haudegens den Fehdehandschuh aufzunehmen, giebt der Sache einen noch höheren politischen Werth; für Euch aber werthe Dame ist dieser Tag entscheidend, an ihn ist Euer künftiges Loos geknüpft. Herr Claude de Batre wünscht daher Euch noch einmal zu sprechen, ehe er in die Schranken tritt —

Er mag kommen! fiel Adelaide dem Herrn von Guiche schnell in die Rede.

Und hofft, fuhr jener fort, daß Ihr ihm, wie es Sitte ist, ein Zeichen Eurer Gunst geben möget, das ihn, nach dem Glauben der alten Ritterschaft, stärken und unüberwindlich machen soll.

Wie wäre dies möglich? fragte Frau von Monbusson lächelnd.

Das weiß ich freilich nicht, erwiderte der Hofmann, und mir dünkt dergleichen mehr ein alter Gebrauch, ein Opfer der Eitelkeit zu sein, als daß eine solche Gabe irgend eine geheime Kraft haben könnte; doch hierüber zu urtheilen liegt mir nicht ob, ich richte meinen Auftrag aus, und bitte Frau von Monbusson den Ritter zu beglücken.

Herr von Guiche! nahm diese jetzt das Wort. Ich zog auf Befehl der Königin hierher; was ich that, geschah, ich gestehe es jetzt offen, wider meinen Willen, nur aus Dankbarkeit für meine Wohlthäterin, mein Herz — blieb außer dem Spiele. Ich versprach dem Ritter meine Hand, wenn

er als Sieger vom Kampfplatz träte, und ich halte mein Wort, sollte auch mein Herz brechen. Ihm aber einen Beweis meiner Gunst zu geben? Nein, werther Herr, das thue ich nicht, ich würde ihn täuschen und das will ich nicht.

Und wenn er überwunden den Kampfplatz verließe? fragte Herr von Guiche, ohne weiter ihre Antwort zu berücksichtigen.

So hätte Gott mich meines Wortes, meines Eides entbunden.

Liebe Dame! nahm der Herr von Guiche das Wort und rückte seinen Stuhl dem ihren näher. Ich fürchte, es ist der Wille der Königin, mithin hier auch der Wille des Königs, daß Ihr in jedem Falle Herrn Claude Eure Hand reicht. Ich bin von Allem unterrichtet, setzte er, immer leiser redend, sich immer schüchterner umsehend, ob ihn nicht Jemand belausche, hinzu, weiß weshalb die Königin Euch zu sehen wünscht, weshalb es der König wünschen muß. Ich will Euch vertrauen, daß ich geheime Befehle —

Was für Befehle? fuhr Frau von Monbusson auf.

Erlaubt, daß ich schweige und Euch Mäßigung anrathe. Der Königin Wille ist unabänderlich. Tragt morgen andere Farben, nennt sie dem Ritter, gebt ihm ein Pfand Eurer Neigung, und erfüllt so seinen gerechten Wunsch.

Nein! erwiderte nach reiflichem Nachdenken die Dame, das kann ich nicht thun!

Ihr verschlimmert Eure Lage.

Bin ich doch im deutschen Lande, wo die Unschuld schon einen Arm finden wird, der sie schützt.

Und sollte es der eines Königs sein, nicht wahr? fiel ihr der Abgesandte Karls des Achten schnell in die Rede, neigte und empfahl sich, und ließ Adelaide von Schaam erglüht allein.

Die Fürsten und Großen deutscher Nation waren jetzt in dem Thronsaale des Königs versammelt, um vor dem Augenblicke des Kampfes ihren Herrn noch einmal zu begrüßen, ihm noch einmal Glück zu wünschen und ihre Theilnahme zu bezeugen. Von allen deutschen Ländern waren kampflustige Ritter herbeigezogen, die gern statt ihres Fürsten in die Schranken getreten wären, allein sie kamen zu spät, der Erste deutscher Nation sollte heute auch die deutsche Ehre retten.

Eine drückende Stille herrschte in der Versammlung, hier bangte die Freundschaft für den Freund, da der Diener für seinen gütigen Herrn, und wo kein persönliches Interesse obwaltete, der Deutsche für den Deutschen. Jeder fühlte, daß der König bei seinem ritterlichen Unternehmen Alles verlieren und wenig gewinnen konnte, der Ruhm war das Einzige was ihm blieb, und den die bedächtigen Fürsten nicht mit ihm theilten.

Die elfte Stunde war die zum Kampfe bestimmte. Schon wogte die Menge nach dem Marktplatze, schon waren die Fenster aller Häuser besetzt, die Dächer fast abgedeckt, und jeder Ziegel schien Leben bekommen zu haben. Die Glocke der Domuhr hatte schon zehn geschlagen, die Kampfrichter zogen feierlich unter Trompetenschall ein, und die Grieswärtel, die Schranken bewachend, hatten schon vollauf zu thun, das andrängende Volk zurückzuweisen. Wie es still in dem königlichen Saale war, so war hier ein Jubel und Lärmen der Menge, die fest auf ihren Maximilian vertrauend, schon im Siegestaumel jauchzte.

Die Fürsten waren nicht von gleichem Vertrauen beseelt, in der Brust der meisten wohnte eine düstere Ahnung und alle sahen erwartungvoll nach der Flügelthüre, die aus dem königlichen Gemache führte. Jetzt öffnete sie sich, aber nur Herzog Albrecht von Sachsen trat heraus und nahm ernst und schweigend unter den Fürsten Platz. Aber bald sollten sie nicht länger harren; noch einmal thaten sich die Flügelthüren auf und Maximilian trat in den Saal. Es war ein freudiger, herrlicher Anblick, den Fürsten in der vollen Kraft männlichen Alters eintreten zu sehen. Er war ganz einfach gewappnet, eine schwarz angelaufene Rüstung, wie er sie zur Schlacht zu tragen pflegte, deckte seinen kräftigen Körper, ein schweres Schlachtschwert, den meisten der Anwesenden wohl zu schwer, hing an einfach ledernem Wehrgehenke, über das die schwarz und golden gewirkte Feldbinde der Frau von Monbusson, der einzige Schmuck des Königs, geworfen war. Sein Haupt war unbedeckt, und sein gelbes Haar rollte über Helmkragen und Panzer herab. Zwei junge Edelknechte, einer in der Farbe von Oestreich, der andere in der von Burgund, trugen Streitaxt und Helm, an welchem neben den gelb und schwarzen Federn fast unbemerkt die schwarze Schleife Adelaidens flatterte. So trat König Maximilian in den Kreis seiner Fürsten heiter und zufrieden, als gälte es heute den Reigen mit einer schönen Frau aufzuführen.

Ihr lieben Herren und Freunde! sprach er jetzt, an den Fuß des Thrones tretend. Ich freue mich, Euch hier um mich versammelt zu sehen. Die Stunde naht, die entscheiden wird, ob französische Prahlerei oder deutsche Kraft den Sieg davon tragen soll, und ich sehe ihr mit freudiger Zuversicht entgegen, denn wer für seine Ehre, für die Ehre seines Landes streitet, wer für gerechte Sache das Schwert zieht, mit dem ist Gott! darum, Ihr lieben Herrn, laßt die finstern, Unglück weissagenden Gesichter, seht fröhlich auf die kommende Stunde, seht zutrauenvoll auf mich. Noch ist der Arm, der den Löwen bändigte, kräftig genug, einen französischen Bären zu zerdrücken, noch schlägt das Herz eben so muthig unter dem Panzer, als es in so mancher Schlacht schlug, der Muth, die Kraft ist noch nicht von mir gewichen, und das Vertrauen, ein kräftiger Freund in der Noth, ruht fest in meiner Brust. Darum ziehet getrost zum Kampfplatze, wo der Ruhm deutscher Nation verherrlicht, der Ruhm Eures Königs für

die Nachwelt aufgezeichnet werden soll. — Mit mir ist Gott, in mir ein deutsches muthiges Herz, unter mir ein Streitroß, das mich schon in so manchem Kampfe dem Siege entgegen trug, und um mich sehe ich meine Freunde, meine Fürsten, und was bedarf ich mehr um des Sieges gewiß zu sein? —

Er nahm bei diesen Worten den Helm aus der Hand des Edelknechts, setzte ihn auf sein Haupt, und stand dem Krieggott gleich verherrlicht und kraftvoll da. — Ziehet hin, fuhr er dann fort, bald folge ich Euch! Er trat dann in den Kreis, reichte diesem die Hand, sprach mit jenem einige freundliche Worte, dann sagte er zu den Versammelten: Nun mit Gott sehen wir uns heute hier zum Banket wieder! grüßte noch einmal freundlich und verließ den Saal.

Die Fürsten zogen nun mit ihrem Gefolge nach dem Marktplatze, wo sie kaum durch das herbeiströmende Volk sich einen Weg bahnen konnten, um die für sie bestimmten Sitze einzunehmen. Wie das Summen eines ausfliegenden Bienenschwarmes, oder vielmehr wie das Rollen eines fernen Donners, hallte das Gemurmel des ungeduldigen Volkes, das dicht zusammengedrängt hinter den Reihen der königlichen Hellebardiere und Lanzknechte, vom Marktplatze bis in die entferntesten Straßen wogte. Auf dem mit kostbaren Decken behangen Altane für die fremden Gesandten und sonstige Anwesende, saß mit ängstlich klopfendem Herzen Adelaide von Manbusson, an der Seite der Frau von Guiche; das Auge auf den Boden geheftet, wagte sie nicht aufzublicken, fürchtend, jeder der sie sähe, könne bis in die Tiefe ihres Herzens schauen und ihr Geheimniß errathen. Jetzt aber hob sie doch von Neugierde getrieben den Blick, und ihr Auge traf Constant, der, um sich dem Volke unkenntlich zu machen, in dem Anzuge eines deutschen Edelknechtes ihr gegenüber sein Auge glühend auf sie geheftet, auf einer Erhöhung von Bretern stand. Auch zeigte sich ihr jetzt eine Bewegung unter dem Volke, jeder suchte einem Herbeikommenden Platz zu machen, und auch hier fand sie einen Bekannten, den Einsiedler vom Speierbach, der sich nach dem Eingange der Schranken drängte, und dort endlich angelangt, Posto faßte.

Mit dem ersten Schlage der Domuhr vernahm man aus der Ferne Trompetenschall. Aller Augen waren nach der Gegend gerichtet, jedermann glaubte es sei König Max, und als das Geschmetter näher kam wollte schon das Volk seinen Jubel anstimmen, aber plötzlich verstummte es, und ein leises Murmeln, das von Minute zu Minute stärker wurde, empfing Herrn Claude de Batre, der mit geöffnetem Visir, in glänzender Rüstung, von allen anwesenden französischen Edlen, selbst von Herrn von Guiche begleitet, auf prachtvollem andalusischen Rosse einherritt. Sechs Trompeter zogen ihm voran, eine Menge reich gekleideter Diener folgte ihm, so daß die Pracht, mit welcher er aufzog, einen Augenblick das Zeichen des Mißfallens verstummen ließ. Als er sich nun den Schranken

nahte, traf sein Auge den Bruder Ambrosius, der ihm freundlich grüßend zurief: Schade nur Herr Ritter, daß Ihr Eurem Gegner nicht ebenbürtig seid. Schon wollte der durch diese Worte Entrüstete sein Roß wenden, und auf den Waldbruder eindringen, aber schnell besann er sich eines Besseren, denn jede Beleidigung des heiligen Mannes hätte sicher die Wuth des Volkes gegen ihn noch mehr entflammt. Er that als bemerke er ihn nicht, ritt in die Schranken ein, grüßte die Frauen, neigte seine Lanze tief vor der Königin, und ritt nun auf den, ihm von den Kampfrichtern angewiesenen Platz.

Kurze Zeit darauf — doch etwas mußte Herr Claude wohl warten — zog auch König Maximilian daher. Ohne Prunk, nur von zwei Edelknechten zu Fuß begleitet, wie ein schlichter Rittersmann, nahte er sich den Schranken, grüßte freundlich rechts und links die jubelnde Menge, und Heiterkeit umfloß sein offenes, wahrhaft königliches Antlitz. So gelangte er an den Eingang der Schranken, wo Bruder Ambrosius noch auf seinem Posten stand, und die Hand segnend nach ihm ausstreckend, feierlich sprach: Der Herr segne und beschütze Dich, König der Deutschen, die Stärke Deines Armes gleiche der Stärke Deines Muthes, gebrauche ihn zur Ehre deutscher Nation!

Du hast Recht, Waldbruder! erwiderte der Kaiser huldvoll. Deutschlands Ehre wird durch mich nicht untergehen. Dies sagend, gab er seinem großen friesischen Rappen die Sporen, der ihn, unter dem lauten Jubelrufe des Volkes, mit einem Bogensatze in die Schranken trug.

Jetzt gab Veit von Wolkenstein, der oberste der Kampfrichter, das Zeichen, daß Alles still sein solle, und las mit lauter Stimme die Kampfbedingungen. Der Kampf geschah mit spitzer Lanze und scharfem Schwerte, auf ritterliches ehrliches Gefängniß und müsse es sein, auf Leben und Tod. Dann verkündete ein Herold, der durch die Straßen ritt, dem Sieger Sicherheit an Leib und Leben und frei Geleit aus der Stadt, ermahnte die Bürger dieses Befehles ihres Königs eingedenk zu sein, und zeigte auf die königlichen und fürstlichen Schaaren, die in der Entfernung aufgestellt waren, diesen Befehl zu vollführen.

Die Kämpfer hielten jetzt einander gegenüber. Todtenstille herrschte, man hätte meinen sollen, Worms sei ausgestorben und doch waren Tausende hier versammelt. Da begrüßte der König noch einmal freundlich seine Gemahlin, grüßte durch Senken der Lanze Frau von Monbusson, deren Auge ihn eben traf, ohne daß irgend Jemand errathen konnte, wem diese Huldigung eigentlich gelte, dann schloß er das Visir und sein wieherndes Roß erwartete mit Ungeduld, gleich ihm, das wohlbekannte Zeichen.

Es erschallte. Zum zweitenmale schmetterten die Trompeten, und ängstlich, erwartungsvoll sah das Volk auf seinen König. Da legten die Kämpfer die Lanzen ein, bald gab der dritte Ruf des Zeichen zum Angriff,

nun drückten die Streiter feſt die Lanzen an ihre ehernen Panzer, daß kein Fähnlein ſich bewegte, und rannten in vollem Jagen gegen einander an. Die Lanzen trafen, glitſchten ab, und keiner wankte im Sattel. Da ſprangen ſie von ihren Roſſen, zogen ihre Schwerter und ein furchtbarer Schwertkampf begann. Beide gleich gewandt, Beide gleich ſtark, folgte Hieb auf Hieb, Stoß auf Stoß. Bei jedem furchtbaren Streiche, den Maximilian führte, ſchrie das Volk freudig auf, jeder, der ihn traf, ließ es angſtvoll verſtummen; ſo dauerte der Kampf mit abwechſelndem Vortheil. Bleich ſah die Königin, faſt ihrer Sinne nicht mächtig Adelaide dem furchtbaren Schauſpiele zu, während Bruder Ambroſius bald für den König ſein Gebet zum Himmel aufſteigen ließ, bald, von ſeiner Kriegluſt verführt, mitten im Murmeln des Gebets ausrief: „Nur drauf, drauf wackrer Kämpfer, gib ihm den Gnadenſtoß!“ Der Troubadour, von dieſem Schauſpiele ergriffen, ſang leiſe eine Romanze vor ſich hin, und ſein glühendes Auge ſah jetzt mehr auf den König als auf Adelaide.

Jetzt — es war ein fürchterlicher Hieb, den Meſſire Claude führte, und der von dem Schilde von Oeſtreich abglitſchend, den linken Arm des Königs traf — jetzt ſah man das erſte Blut quillen, es floß über des Königs Armſchienen herab, und ein wildes Geſchrei erſchallte rings um die Schranken. Doch der König — ſo ſagt die alte Chronik — als er dies empfunden, ward er erſt recht muthig, und begunnte, als wenn er zeither mit ſeinem Gegner nur geſpielt hätte, mit ſtarken Stößen und Streichen ſeinem Widerpart ſo heftig zuzuſetzen, daß ſelbiger dieſelben nit alle verſetzen und ausnehmen konnte.

Auch Claude blutete ſchon aus mancher Wunde, doch kämpfte er noch ritterlich und unverzagt, aber ein Stoß, der ihn unter dem Herzen traf, warf ihn zu Boden, er gab ſich überwunden und ſagte zu, ſich an des Königs Hoflager gefangen zu ſtellen.

Laut begrüßte Trompetenſchall und der Jubel des Volkes den königlichen Sieger, der, ohne an ſeine Wunden zu denken, die nöthigen Befehle gab für Herrn Claude de Batre zu ſorgen und ihn in ſeine Herberge zu ſchaffen, dann begrüßte er ſeine Gemahlin, blickte hinauf nach Adelaide, deren Herz vor Freude laut ſchlug, und ritt, von der jauchzenden Menge begleitet, ſo gleichgültig der Pfalz zu, als kehre er von der Reiherbeize heim.

In der Wohnung des Herrn von Guiche herrſchte am Abende dieſes Tages eine ungewohnte Stille, der Frau von Guiche erlaubte es der Nationalſtolz nicht, ſich über den Ausgang des Kampfes zu freuen, die Frau von Monbuſſon unterdrückte jeden Ausbruch der Freude, und ihr ſtand die Unterredung mit Herrn von Guiche noch in zu gutem Andenken, als

daß sie nicht vorsichtig hätte sein sollen. Sie suchte die Einsamkeit, um sich ganz ihren Gedanken zu überlassen, ganz ihr Glück zu fühlen. So viel hatte sie nicht erwartet als sie in Worms einzog, nicht erwarten können, daß sie durch den Mann ihrer stillen Liebe von dem lästigen Bewerber befreit, ihrer Verpflichtungen gegen die Königin entbunden werden sollte. Sie fühlte sich nun frei wie der Vogel, der seinem Käfige entschlüpft, von Zweig zu Zweig flatternd, die Wonne der Freiheit genießt, sie träumte sich — doch jeder Traum verschwand nur zu schnell, war er auch noch so süß, denn sie gedachte an ihre Worte als sie dem König die schwarze Schleife gab: Nicht Hoffnung, nicht Freude kann mir werden! Zuweilen trat auch Constant in dem Bilde vor sie, es war eine freundliche Erscheinung, ein jugendlicher Knappe, der bescheiden im Hintergrunde neben dem stattlichen Ritter stand; die Erinnerung an ihn that ihr wohl, sie hätte ihn selbst gern in ihre Träume verflochten, aber sein Erscheinen war so flüchtig, so schnell vorübergehend, daß die Phantasie ihn nie festzuhalten vermochte.

In dieser Stimmung fand sie Bruder Ambrosius, der durch seine Theilnahme an König Maximilian ihr werth geworden war. Gnädige Frau! begann er, ich komme im Auftrage des Königs — Erröthet nicht, ich kenne Euer Geheimniß. Er läßt Euch durch mich um eine Gabe bitten.

Sein Wunsch ist mir Befehl, erwiderte die Dame sich verneigend.

Ihr möchtet Eurem Pagen verzeihen, und ihm erlauben, wieder in Eurer Nähe zu sein.

Wenn es der König wünscht, so ist es mir Pflicht —

Halt Dame! fiel ihr der Waldbruder, schnell aus der Rolle des Abgesandten in die des derben Kriegmannes fallend in die Rede. Es muß Euer freier Wille sein, sonst prophezeihe ich Euch, Freund Constant kehrt nicht zurück, so fest ihn auch, Gott weiß welch' Zauberwerk an Euch fesselt. Sein Stolz ist, glaub ich, stärker, als seine Thorheit, und eine Gabe des Mitleids möchte er leicht verschmähen. Auch läßt Euch der König Schutz, gegen wen es auch sei, anbieten.

Ich danke dem edlen Fürst dafür, und hoffe des Schutzes nicht zu bedürfen, erwiderte Frau von Monbusson, die jedoch recht gut wußte, daß sie wohl des Schutzes bedürfen könnte. Constant sagt, fuhr sie dann fort, daß ich mich freuen würde, ihn, wenn ich von hier zurück nach Paris zöge, und das wird bald sein, in meinem Gefolge zu sehen, um ihn der Königin übergeben zu können.

Bruder Ambrosius schüttelte bedenklich den Kopf. Dame! Ihr seid sehr karg mit Eurer Gabe, sagte er halb verdrießlich. Doch ich kenne die Gründe nicht, die Euch zwingen so zu handeln, und schweige deshalb. Habt Ihr sonst etwas an den König gelangen zu lassen, so werdet Ihr einen treuen, verschwiegenen Boten an mir finden.

Ich wüßte nicht, was ich dem Könige wissen lassen sollte, erwiderte

Adelaide erröthend. Bittet ihn, fuhr sie jedoch nach einer Weile fort, daß er stets meiner mit Huld gedenke.

Auch hier schüttelte Ambrosius wieder unzufrieden den Kopf, ihm, der das Gemüth einer edlen Frau so wenig kannte, war dies Alles zu wenig, und paßte nicht in seinen Plan, denn sein Eigennutz war eben so groß als seine Gutmüthigkeit. Er mußte ohne andern Bescheid sich entfernen.

Noch am nemlichen Abende, während auf allen Höhen der ganzen Umgegend Freudenfeuer brannten, der ärmste Bettler seinen letzten Heller nahm, einen Becher auf das Wohl seines Königs zu leeren, und Trompeten- und Paukenschall, Zimbeln und Geigen in allen Straßen die Freude verkündeten, machte Adelaide Herrn von Guiche mit ihrem Vorsatze bekannt, in wenigen Tagen die Rückreise nach Paris anzutreten. Die Zusammenkunft mit dem Könige bei der Kapelle hatte ihr die Schwäche ihres Herzens entdeckt, sie fürchtete, bei längerem Verweilen könnte sie vielleicht zu einem Schritte verleitet werden, den sie zu bereuen habe, und so schwer es ihr auch wurde, den Ort zu verlassen, wo der Mann ihres Herzens weilte, so befahl ihre Vernunft, und dieser gehorchte sie stets. Ein zweiter Grund war wohl, sich von der Zudringlichkeit, vielleicht gar von der lästigen Begleitung des Herrn Claude zu befreien. Würden ihn auch seine Wunden nicht so lange zurückhalten, so durfte er doch der vierzehntägigen Haft wegen, in die er verfallen war, Worms in dieser Zeit nicht verlassen; sie gewann einen Vorsprung, hoffte vor ihm Paris zu erreichen, und dann durch freiwillige Verbannung vom Hofe, den Unwillen der Königin abzuwenden.

Wie erstaunte sie nicht, als ihr der Herr von Guiche auf die ihm gegebene Nachricht von ihrer Abreise unumwunden sagte, daß er den Befehl habe, sie nicht ohne Herrn Claude de Batre, und nur als dessen Gattin zurückkehren zu lassen. Er stellte ihr mit den lebhaftesten Farben ihre Verpflichtung gegen die Königin vor, und wie sie nur auf diese Weise dem Herzen Anna's von Bretagne die Ruhe wiedergeben könne; er bat, er beschwor sie, ihn nicht zu Maßregeln zu zwingen, die ihm so unangenehm sein müßten, und setzte endlich hinzu, er hoffe, daß sie sich nicht so weit vergessen werde, den Beistand des deutschen Königs anzuflehen.

Frau von Monbusson war über dieses Alles wie vom Donner gerührt, das hatte sie nicht erwarten können, diese Behandlung von Seiten der Königin nicht verdient. In Paris hatte Dankbarkeit und eine Art Schwärmerei, mit der sie an ihrer königlichen Freundin hing, sie wohl zu dem furchtbaren Opfer bewegen können, ihre Hand einem Manne, der ihr zuwider war, zu versprechen. Jetzt aber, wo diese Schwärmerei sehr abgekühlt war, wo sie König Maximilian gesehen, gesprochen, in ein Verhältniß, wenn auch in ein zartes, mit ihm getreten war, wo sie ihres Versprechens entbunden, sich frei dünkte, da wäre es ihr unmöglich gewesen, sich auf so grausame Weise zu opfern. Sie war jedoch so sehr von dem über-

rascht, was sie eben von Herrn von Guiche gehört hatte, daß sie sich anfangs nicht zu fassen wußte, endlich jedoch die beste Partie ergriff, schwieg, und jeder bestimmten Antwort auswich. Ihr hatte der Abend die Freude des Tages sehr verbittert.

Nach manchen Vorkehrungen, die Adelaide im Hause treffen sah, wurde es ihr nun klar, daß ihr zur Rettung aus dieser Verlegenheit nichts übrig blieb, als den Schutz Maximilians anzunehmen; so schwer es ihr auch wurde, mußte sie sich doch sagen, daß ihr kein anderes Mittel zu Gebote stand. Wie gern hätte sie den guten Waldbruder dazu gebraucht, wie gern seinen Rath, seinen Beistand benutzt, aber schon waren drei Tage verflossen, und Ambrosius hatte sich nicht blicken lassen. Sie glaubte ihn durch das strenge Zurückweisen seines freundlichen Anerbietens beleidigt zu haben, und da es ihr nicht einfiel, daß man ihm den Zutritt zu ihr verweigern könne, so hoffte sie noch von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde auf ihn, aber der vierte Tag ging vorüber, und weder er noch Constant ließen sich blicken. Desto öfter erhielt sie Nachricht vom Befinden Herrn Claude de Batres, dessen Wunden nur unbedeutend, und den der Stoß unter dem Herzen augenblicklich mehr betäubt als verwundet hatte, so daß er nach ausgestandener Haft, die er in seiner Herberge auf königliche Kosten hielt, sich zur Rückreise anschicken zu können glaubte.

Diese Nachrichten schlugen ihre Hoffnungen noch mehr darnieder, sie kannte den festen Charakter Anna's von Bretagne, und mußte daher Alles fürchten. Mit diesen Gedanken beschäftigt, saß sie an einem Abende in ihrem einsamen Stübchen, dessen Fenster in ein kleines Würzgärtchen gingen, als sie in der Ferne einige Lautentöne vernahm; sie kamen näher, Adelaide glaubte diese Töne zu kennen und irrte sich nicht, denn jenseits der das Gärtchen umschließenden Mauer vernahm sie die Stimme Constants. Er sang:

Wach auf! wach auf! Dein Retter naht,
Es naht Dein treuer Knappe;
Auf dunkelm, ungebahnten Pfad
Scharrt schon der muth'ge Rappe.
Komm nur herab, komm schwinge Dich
Auf's wilde Roß, es harrt auf mich,
Vertraue meinem Worte:
Fort, fort von diesem Orte!

Wach auf! wach auf! Du edle Maid,
Wach auf aus Deinem Schlummer,
Zur Seite steht Dir Herzeleid
Und in der Ferne Kummer.
Komm nur herab und folge mir,
Trau meinem Wort, nur fort von hier!
Ich bin kein läst'ger Freier,
Ich bin ja Dein Getreuer!

Und folgst Du Deinem Knappen nicht,
So rette Dich Dein Ritter.
Des Starken Kraft gar leicht zerbricht
Des Kerkers festes Gitter,
Dann bist Du frei. — Wenn auch Dein Herz
Vergeht und bricht in Liebesschmerz —
Aus diesen starken Ketten
Kann ich Dich nicht erretten.

Gib Antwort mir und schweige nicht,
Ich kann, ich muß Dich schützen,
Für Dich zu sterben ist mir Pflicht! —

Er hielt an. Frau von Monbusson, die im Nebenzimmer ein Geräusch vernahm, griff schnell zu ihrer Laute und sang als Antwort:

Geh' heim! — Gott wird mich schützen!

schloß das Fenster, und kaum hatte sie sich wieder niedergesetzt, als Herr und Frau von Guiche eintraten, und sich unter nichtigem Vorwande, so spät noch ihr lästig zu fallen, entschuldigten. Adelaide schien das Auffallende dieses Besuches nicht zu bemerken, sprach über gleichgültige Dinge und verrieth weder durch Blick noch Wort, wie sehr sie wünsche allein zu sein. Herr von Guiche verließ sie mit seiner Gattin wieder, ohne sich über den Zweck des Besuches näher zu erklären, der kein anderer war, als den Sänger, von dem sie leicht vermuthen konnte, daß es Constant sei, durch ihre Gegenwart zu stören.

Als Frau von Monbusson am andern Morgen das Haus allein verlassen und zur Messe gehen wollte, verweigerte es ihr der Thürsteher mit dem Bedeuten, er habe ausdrücklichen Befehl von seinem Herrn, sie nicht herauszulassen. Auf ihre desfallsigen Vorstellungen bei Herrn von Guiche sagte ihr dieser unumwunden, daß sie bis zur Genesung des Ritters de Batre sich diese Einschränkung gefallen lassen müsse. Der Ritter habe sie hierher begleitet, er müsse sie auch der Königin wieder übergeben, wenn sie es nicht für angemessener hielte, ihr Versprechen zu erfüllen, wodurch alle Irrungen mit einemmale beseitigt sein würden. Adelaide, deren Stolz zu tief beleidigt war, erwiderte hierauf nichts, schwieg, entfernte sich, und der Wunsch, daß ihr Page noch einmal aus eigenem Antriebe für sie handeln möchte, stieg jetzt lebhaft in ihr auf.

Dieser Wunsch sollte nicht lange unbefriedigt bleiben. Ein königlicher Kämmerer traf noch am nemlichen Tage bei dem französischen Abgesandten ein; kurze Zeit darauf erschien Herr von Guiche bei Adelaiden, und sagte ihr mit einem Tone, der eben nicht der Ton feiner Galanterie war, daß König Maximilian sie in seinen besondern Schutz genommen habe, sie mithin sein Haus verlassen könne wenn sie wolle, was er jedoch bald zu thun sie ersuche, da er sie, die solch ein Mittel ergriffen habe, sich dem Willen ihres Souverains zu entziehen, nicht mehr für eine Französin erkennen könne.

Adelaide, durch diese Anrede überrascht und heftig erschüttert, wußte anfangs nichts zu erwidern, doch bald errang sie sich Fassung und versicherte dem Herrn von Guiche, daß König Maximilian ohne ihr Zuthun sich ihrer annehme, daß sie ihm zwar dankbar dafür sei, aber deshalb keinen Augenblick aufgehört habe mit ganzer Seele Französin und ihrer Königin treu ergebene Dienerin zu sein. Dies zu beweisen würde sie, sobald sie das Nöthige zu ihrer Abreise geordnet habe, den Weg nach Paris, aber ohne Herrn de Batre antreten.

Herr von Guiche stellte dies in ihren Willen und entfernte sich; auch Frau von Guiche schien ihre Jugendfreundin vergessen zu haben, und ließ sich den ganzen Tag über nicht sehen, nur Bruder Ambrosius hatte sich, trotz der höhnenden Gesichter der Dienerschaft, den Weg bis zu ihr gebahnt, und erschien ihr in diesem Augenblicke als ein willkommner Freund. Er benachrichtigte sie, daß König Maximilian durch ihn von dem widerrechtlichen Benehmen des Herrn von Guiche gegen sie unterrichtet, sogleich die nöthige Anordnung getroffen habe, und daß ihr völlige Freiheit würde, nach Gefallen zu handeln, wie sie wolle. Auch sagte er ihr, daß Constant, der sein Leben gegen einen Rosenkranz verwetten wollte, daß sie sobald als möglich Worms verlassen würde, Alles zu ihrer Abreise anordne, worüber Frau von Monbusson sehr erfreut zu sein schien.

Der Waldbruder, das Zartgefühl eines weiblichen Herzens wenig kennend, mochte wohl in die Aufrichtigkeit dieser Freude einige Zweifel setzen und blickte sie, indem sie dies sagte, mit seinen listigen Augen forschend an. Wünscht ihr denn nicht Eurem königlichen Freunde Lebewohl zu sagen? fragte er jetzt, da die Dame in Gedanken versunken ihn kaum zu bemerken schien. Ich glaube doch, es wäre Eure Pflicht. Frau von Monbusson hatte dies nicht gehört und schwieg noch immer sinnend, so daß der Klausner seine Frage wiederholen mußte, die sie sonderbarerweise jetzt eben an sich selbst gethan hatte. Sie erröthete, daß der Alte ihre Gedanken errathen habe. Ich glaube wohl, daß es meine Pflicht wäre, dem Könige meinen Dank abzustatten, sagte sie schnell, allein der Anstand verbietet mir es selbst zu thun. Ich bitte deshalb Euch frommer Bruder, übernehmt es für mich, sagt dem Könige, daß ich seine Güte, daß ich den Tag des Turniers nie vergessen, daß mein Herz ewig — ewig dankbar für ihn schlagen würde.

Ambrosius lächelte von neuem. Ihr kasteiet Euch unnützerweise, Dame! sagte er treuherzig. Wozu dies? Oder hättet Ihr wirklich Eurem Ritter nichts weiteres zu sagen, wünschtet Ihr wirklich nichts weiter aus seinem Munde zu vernehmen?

Ich wünsche nichts von ihm und — hat Constant Alles angeordnet, so reise ich morgen.

Kopfschüttelnd verließ sie der Klausner, ihm war Adelaidens Benehmen sonderbar und dieser schnelle Entschluß, das Verweigern, den König noch einmal zu sehen, unerklärbar. Er begab sich indessen zu Constant,

um ihm Nachricht von ihrem Entschlusse zu bringen und ihm seine Zweifel mitzutheilen.

Habe ich es Euch nicht gesagt, sie würde nicht in Worms verweilen? rief dieser freudig aus. Ich bin mit Allem fertig, nur mit Messire Claude noch nicht!

Spart dies bis zu anderer Zeit! unterbrach ihn Ambrosius. Dem verwundeten Feinde nicht einmal ein hartes Wort!

So werde ich morgen früh mit den Rossen vor ihrer Wohnung halten, wenn Ihr mir keinen andern Befehl von ihr bringt, guter Bruder, erwiderte nach kurzem Besinnen der Page. Herrn Claude werde ich schon an einem andern Orte treffen!

Wollt Ihr nicht selbst die Befehle Eurer Herrin einholen? fragte ihn der Klausner.

Nein! antwortete Constant trotzig. Sie wollte mich nur, wenn sie von hier zöge, in ihrem Gefolge sehen, so mag ich auch jenes Haus nicht wieder betreten, aus dem ich verwiesen wurde.

Sonderbare Menschen! murmelte der Klausner vor sich hin, als er allein seine Straße weiter ging. Kasteien und geißeln sich trotz der frömmsten Nonne, verschließen sich selbst den Himmel, und jammern doch an der verschlossenen Pforte, daß sie ihnen nicht geöffnet sei!

Kaum graute der Morgen als der Page schon mit den Rossen vor der Wohnung des Herrn von Guiche hielt und ungeduldig erwartete, daß das Haus sich öffnen sollte. Er hatte für Alles gesorgt, den Zelter aus Limoisin, den seine Herrin am liebsten zu reiten pflegte, aus Herrn Claude de Batres Stall gezogen, wo er bisher verpflegt worden war, ohne daß es ihm Jemand verwehrt hatte, auch hatte er Maulthiere für Adelaidens Frauen gekauft, seinen Klepper stattlich ausgeschmückt, und für zwei tüchtige Knechte, die gern Herrn de Batre den Dienst aufgekündigt, und ihm gefolgt waren, ein Paar gute Rosse in aller Eile gekauft. Ihn selbst erblickte man nicht mehr in seiner phantastischen Kleidung; ein leichter Panzer deckte seine Brust, eine Stahlhaube sein lockiges Haupt, und außer dem Schwerte hing noch seine Lieblingswaffe, die Armbrust über der Schulter. Er sah jetzt mehr einem jungen Kriegmanne als einem Troubadour ähnlich.

So erwartete er mit Ungeduld, daß das Haus geöffnet würde, aber es schien alles darin ausgestorben zu sein, und schon zeigte der Schlag der Domuhr die fünfte Stunde, als er, immer noch in seinem Unmuthe, sich bald seinen Träumen, bald seiner Ungeduld überlassend, auf einem Eckſteine saß, von wo ihn jetzt ein freundliches Guten Morgen Herr Constant! aufjagte, denn, als er aufblickte, hielt Bruder Ambrosius, die Kapuze

tief über das Gesicht gezogen, auf einem stattlichen Grauchen vor ihm. Guten Morgen Herr Constant! wiederholte er. Hier seht Ihr einen neuen Reisegefährten, der Euch eine Strecke begleiten wird, wenn Ihr ihn nicht von Euch treibt.

Mit nichten! sagte der Page ihm freundlich die Hand reichend: Ihr habt mir so viel Liebes und Gutes bewiesen, daß Eure Gegenwart mir nur Freude machen kann. Ziehet Ihr mit uns, so begleitet uns ja der Segen des Herrn. Aber seht nur, schon halte ich wohl eine Stunde vor dem verwünschten Hause, und Niemand öffnet es mir.

Nun habt Ihr denn schon nach ächter Troubadourweise mit einem Liedchen Eure Herrin geweckt, oder nach Art vorlauter Pagen einen wüthenden Lärm gemacht, daß das ganze Haus aufgewacht ist? fragte der Klausner.

Keines von beiden!

Ja dann wundert es mich nicht. Dies sagend faßte er den schweren messingenen Klopfer und schlug so gewaltig an die Thür, daß sie bald geöffnet ward und dem harrenden Constant die Nachricht wurde, Frau von Monbuffon sei zur Abreise bereit und werde bald erscheinen.

Mehr Ruhe, junger Herr, und etwas Geduld, sagte nach einer Weile der Klausner zu dem Troubadour, der bald sein Roß streichelte, bald ein Liedchen brummend, unruhig auf und abschritt. Mit beiden geht es gar leicht durch die Welt, selbst im Kriege sind sie dem Feldobersten eine schöne Gottesgabe. Zum Beispiel als ich in Reuß lag, Herzog Carl der Kühne mit mächtiger Rüstung davor stand — doch Ihr hört nicht auf mich, starrt unverwandt nach der Thüre. — Nun sie wird sich öffnen und die sehnlich Erwartete heraustreten.

So geschah es auch, denn kaum hatte der Klausner dies gesprochen, als sie sich wirklich öffnete, und Frau von Monbuffon, von Frau von Guiche und ihren Dienerinnen begleitet, heraustrat.

Frau von Guiche hatte, am vergangenen Abende, nach dem Willen ihres Gatten, noch einmal versucht, ihre Freundin zu bewegen, nur unter Begleitung des Ritters de Barre ihre Rückreise anzutreten, sie hatte hierbei die zartesten und stärksten Saiten des weiblichen Herzens berührt, aber Adelaide unbeweglich gefunden, die, das eigene Herz nur zu gut kennend, mehr dessen Schwäche als die Macht Anna's von Bretagne fürchtete. Frau von Guiche ließ alle Hoffnung sinken, gestand, daß sie eben so wie Adelaide gehandelt haben würde, und war von diesem Augenblicke an wieder die theilnehmende Freundin, der jedoch Frau von Monbuffon ihr Herz nicht mehr aufschloß.

Als Adelaide sich nicht ohne Rührung und einem gewissen bangen Gefühl von Frau von Guiche getrennt hatte, sagte sie freundlich zu Constant und dem Klausner: Seid mir willkommen meine werthen Reisegefährten! schwang sich dann auf ihr Roß, ihr kleines Gefolge that ein Glei-

ches, und der Klausner, der sich noch ziemlich behend auf seinen Grauen geschwungen hatte, führte nun den Zug an.

Der Weg brachte sie vor der Wohnung Maximilians vorüber. Mit klopfendem Herzen warf Adelaide einen verstohlenen Blick nach dem breiten Erker, wo der König wohl zuweilen zu sitzen pflegte; heute aber war er leer. Ob ihr dies lieb war, ob es sie schmerzte, wußte sie selbst nicht; nur fühlte sie ihre stille Trauer dadurch noch vermehrt. So zogen sie weiter und bald lag Worms ihnen im Rücken.

Constant, der in einiger Entfernung hinter seiner Herrin ritt, hatte bis jetzt kein Wort gesprochen, er wollte ihr ernstes Sinnen nicht stören, obgleich die Freude, sich wieder in ihrer Nähe, vielleicht auch sie von Worms entfernt zu sehen, tausend Worte auf seine Lippen drängte. Endlich mußte er sich durch ein Lied, das er vor sich hinmurmelte, Luft schaffen; dies weckte Frau von Monbusson aus ihren Träumen, sie wandte sich nach ihm zurück, winkte ihm näher zu kommen und begann ein Gespräch, das, wenn auch über gleichgültige Gegenstände, doch den guten Constant in Entzücken versetzte. Aber jedesmal, wenn seine innere verhaltene Gluth losbrechen wollte, wies sie ein strenger Blick Adelaidens in ihre Schranken zurück.

Bruder Ambrosius hingegen schien sich um alles dies wenig zu kümmern, er überließ seinem Thiere die Zügel, nahm den Rosenkranz zur Hand und betete, Gott weiß wie viele Gebete, denn ohne nur einmal rückwärts zu schauen, trieben seine Fersen das faule Thier ununterbrochen an, während seine Hände eben so geschäftig an dem Rosenkranze auf und abliefen, und seine Lippen unverständliche Worte murmelten.

So waren sie wohl schon eine gute Strecke fortgezogen, die Sonne stand bereits hoch und die Hitze war drückend, da hielt der Klausner plötzlich in einem Buchenwalde an, da, wo man in einiger Entfernung einen rieselden Quell durch üppige Wiesen sich schlängeln sah. Hier, meinte der Alte, müßte es gut ruhen sein, um Roß und Reiter durch einen kühlen Trunk zu stärken. Wann es Euch genehm ist, edle Frau, so weilen wir hier einige Zeit, lassen die Rosse da unten tränken, und einer Eurer Reisigen ist wohl so gut und gönnt meinem Thiere auch einen erquickenden Trunk. Die Dame hatte nichts dagegen einzuwenden und stieg ab, die Diener führten die Pferde zu dem Quell, und sie selbst nahm Platz unter einem schattigen Baume, wo der geschäftige, für Alles sorgende Constant, schnell das Frühstück auf dem Rasen auftragen ließ.

Doch wollte es heute der Dame nicht munden, auch Constant leerte den Becher heute nicht so oft, wie er sonst bei fröhlicher Laune wohl zu thun pflegte, wenn er Adelaiden gegenüber durch phantastische Bilder doppelt belebt war. Er sowohl als Frau von Monbusson fühlten sich beklommen, ihr Gemüth war in dem ängstlichen Zustande wie der Körper wohl zu sein pflegt, wenn eine schwüle Gewitterluft die Brust beengt. Nur der Klausner hatte heute keinen Fasttag, der Hirschrücken schmeckte ihm vortrefflich,

und er füllte seinen hörnernen Becher im reichlichen Maaße, aus der mit Liebfrauenmilch gefüllten Kürbisflasche, und dieser Labetrunk setzte ihn in gar fröhliche Stimmung.

Die Zofen der Damen hatten sich indessen in einiger Entfernung gleichfalls ein schattiges Plätzchen ausgesucht, Constant stand unter einem seiner Herrin gegenüber befindlichen Baume, stimmte seine in Worms erkaufte Laute, und der Waldbruder leerte eben wieder den bis zum Rande gefüllten Becher, als der Schall eines Hifthorns die Stille unterbrach; zu gleicher Zeit sah man einen Reiher vorüberziehen, dem ein Falke die Höhe abzugewinnen suchte.

Ein herrliches Thier! Seht nur wie schnell, wie hoch sich der Falk hebt! rief Constant aus, zu dem in diesem Augenblicke Bruder Ambrosius trat und ihm ins Ohr raunte: Junger Herr! geht mit den Frauen hinunter, wo die Rosse am Quell weiden, hier seid Ihr nichts nütz. Constant sah ihn verwundert an, denn er konnte nicht begreifen, weshalb er seine Herrin verlassen sollte, aber bald ward es ihm klar, warum man ihn entfernen wolle, denn er sah einen Jägersmann, in dem er bald König Maximilian erkannte, aus dem Walde auf sie zu jagen. Entfernt Euch doch! wiederholte der Klausner, aber Constant blieb, als sei er an seine Buche gebannt.

Indessen war der König näher gekommen, hatte sein Roß einem Diener gegeben und nahte der Frau von Monbusson, die ihn sogleich erkannt hatte, und mit klopfendem Herzen auf sich zukommen sah. Was er hier wolle, war der einzige Gedanke, der sie beschäftigte, sie fürchtete einen Augenblick, aber je näher der König kam, je deutlicher sein edles offenes Antlitz sich ihr zeigte, desto beruhigter ward sie.

Ich komme, Frau von Monbusson! begann Maximilian, Euch Lebewohl zu sagen. Ich konnte Euch nicht ohne Abschied von dannen ziehen sehen, meine Achtung für Euch ist zu groß, und ich kenne zu gut die Pflicht des Ritters gegen seine Dame, als daß ich nicht den Augenblick benutzen sollte, den mir, ich gestehe es Euch, nicht der Zufall bereitet hat, sondern den ich selbst aufgesucht habe. Ich komme mit einer Bitte zu Euch, die Ihr mir nicht falsch auslegen müßt, denn sie kommt, bei Gott! aus einem Euch wohlwollenden Herzen.

Frau von Monbusson verneigte sich verbindlich und war froh, daß der herabgelassene Schleier dem Könige ihre Verlegenheit verbarg. Und was ist Euer Begehren gnädiger Herr? fragte sie dann mit bebender Stimme.

Kehrt nicht nach Frankreich, nicht an den Hof Anna's von Bretagne zurück, Ihr geht in Euer Verderben! sagte Maximilian, und herzliche Theilnahme sprach sich dabei deutlich aus. Ich kenne alle Verhältnisse Eurer Lage, kenne die Königin nur zu gut, um nicht die Gewißheit zu haben, daß sie Euch nie vergeben wird. Bleibt in Deutschland, wo ich

Euer treuer Freund sein und bleiben werde, bestimmt selbst Eurem Aufenthalt; so weit meine Macht reicht, soll Euch Schutz und Alles werden, was Euch zu bieten in meiner Macht steht. Die Königin, meine Gemahlin vereint ihre Bitte mit der meinigen. Geht nicht nach Frankreich zurück.

Frau von Monbusson war von diesem Antrage zu sehr überrascht, um sogleich Worte zur Antwort zu finden. Es that ihrem Herzen wohl, daß der einzige Mann, für den es noch liebend geschlagen hatte, so viel Theilnahme an ihrem Schicksale zeigte, aber sie fühlte auch zugleich, wie sehr sie in diesem Augenblicke ihr Herz schweigen lassen müsse.

Ihr scheint der Redlichkeit meiner Bitte zu mißtrauen? fuhr Maximilian fort, da Adelaide immer noch nicht geantwortet hatte. Nehmt mein königliches Wort, und das brach Maximilian von Oestreich noch nie, ich sehe Euch nicht eher wieder, als bis Ihr es selbst begehrt.

Gnädiger Herr! begann nach langem Zögern die Dame. Das Herz sehnt sich nach dem Vaterlande, dort ist mir nichts fremd und hier wäre ich es Allem. Ueberdies ruft mich meine Pflicht dahin zurück, sie ist die laute Stimme, der ich immer folgte, sie ist meine Gebieterin! Ich gehe zurück nach Paris, aber tief fühle ich die Güte Eurer Majestät, tief und ewig. So lange ich athme wird die Erinnerung mich beglücken, wird mir das Andenken an meinen Ritter theuer sein. —

Ich habe in diesem Augenblicke vielleicht zu viel gesagt, fuhr sie nach kurzer Pause und am ganzen Körper bebend fort, doch es ist der Augenblick ewiger Trennung und so sei's. Lebt wohl, gnädiger Herr! und ist Eure Achtung für mich so groß als Ihr sagt, so verlaßt mich sogleich, verlaßt mich ohne mir ferner noch ein Wort zu sagen, jedes Wort von Euch, wäre es freundlich, wäre es bitter, würde mir schmerzvoll sein.

Der König stand einen Augenblick unschlüssig, dann winkte er, daß man ihm sein Roß bringe. Lebe wohl, holde geknickte Rose! sagte er mit Rührung und schwang sich auf sein Roß, Gott sei mit Dir! und als er sich jetzt wandte, Adelaide unwillkürlich den Schleier zurückgeworfen hatte, stürzte des Königs Leibfalke, einen blutenden Reiher in den Klauen, zu seines Herren Füßen, so daß das Roß Maximilians sich bäumend wandte und er die holde Frau hocherröthend vor sich sah. Lebt wohl! rief er noch einmal und sprengte davon. Anfangs war der Blick der Frau von Monbusson auf den zu ihren Füßen blutenden Reiher, den der Falkenier in der Eile zurückgelassen hatte, gerichtet, das Bild des vom Falken Zerrissenen schien sie lebhaft zu beschäftigen, bald aber folgte ihr Auge dem Dahinsprengenden.

Constant hatte indessen neben Bruder Ambrosius, den Blick auf Frau von Monbusson und den König gerichtet, dagestanden, und von dem Klausner festgehalten, seinen Platz nicht verlassen können, der König hatte ihn wahrscheinlich nicht bemerkt, Adelaide seiner nicht gedacht. Jetzt, da ihn die derbe Faust des Klausners los ließ, hielt ihn der traurige Blick

der Dame zurück, die unverwandt dem Könige nachsah. Er bemerkte die Thräne in ihrem Auge, sah den Seufzer, der ihre Brust hob, und wagte es nicht sie in dieser Stimmung zu stören. Als aber der König ihrem Blicke entschwunden war, sie das Auge gen Himmel hob, ihre Hände sich falteten, und sie dann wie von einer schweren Last befreit, aufathmete, da nahte er sich ihr, beugte sein Knie und — Ewig bis zum Tode sei Dir Heiligen in Demuth mein Leben geweiht, mit unaussprechlicher Rührung sagend, ergriff er ihre Hand und preßte sie an seine Lippen.

Die kleine Karavane, den Waldbruder an der Spitze, hatte so eben Neustadt um die Mittagstunde verlassen, um über Kaiserslautern ihren Weg fortzusetzen, als sich Frau von Monbusson plötzlich unwohl fühlte, und die Einladung des Einsiedlers in seiner Klause zu rasten, annehmen mußte. Sie trieben die Rosse an, und bald gelangten sie an den Fuß des Spanberges, wo Ambrosius, so gut es sich thun ließ, ein Lager für die Kranke bereitete, die sich sehr matt und angegriffen fühlte. Anfangs fürchtete Constant Adelaide habe Gift bekommen, der Klausner aber, nicht ganz unerfahren in der Heilkunde, fand keine Symptome, die ihn dies hätten fürchten lassen sollen. Er hatte auch Recht. Die Begebenheiten der letzten Tage, das unverhoffte Erscheinen Maximilians, selbst der sterbende Reiher, in dem sie eine Warnung des Himmels erblickte, hatten ihr Gemüth aufgeregt, und auf ihren zarten Körper gewirkt, so daß sie sich mehr schwach als krank fühlte, und der Klausner bald fand, daß Ruhe ihr das beste Heilmittel sein würde. Er besorgte daher aus der Umgegend die nöthigen Lebensmittel, der Ritter von Spanberg schickte alles was zur Bequemlichkeit der Frauen nothwendig war, hinunter, da Frau von Monbusson es verweigert hatte, sich auf die Burg bringen zu lassen, und die Kranke nahm nun mit ihren beiden Frauen alleinigen Besitz von der Einsiedelei, während die Landleute aus der Umgegend in größter Schnelligkeit eine Hütte von frischen Buchenzweigen baueten, in welcher Ambrosius und Constant ihren Wohnsitz aufschlugen. Da man in der heiligen Klause Frau von Monbusson für sicher genug hielt, so wurden die beiden Knechte mit den Rossen nach Neustadt gesandt, und nur das Grauchen des frommen Mannes blieb in seinem gewohnten Stalle von Baumrinde, und weidete wie sonst auf der Wiese am Speierbache.

Schon nach einigen Tagen fühlte sich die Kranke gestärkt, und obgleich Constant, der sie während dieser ganzen Zeit nicht gesehen hatte, auf die Abreise drang, behauptete doch der Bruder Ambrosius, sie sei noch zu schwach sich auf den Weg zu begeben. Bei Adelaiden schien die Sehnsucht nach ihrem Mutterlande sich vermindert zu haben, sie trat, vielleicht auch ihre körperliche Schwäche fühlend, der Meinung des Klausners bei, und

als sie Constant zum erstenmale wieder sah, und er sie dringend bat, hier ja nicht länger zu verweilen, gestand sie ihm unverholen, daß der Gedanke, vor der Königin zu erscheinen ihr jetzt schrecklich sei, und eine düstre Ahnung sie von Paris zurück halte. Constant sprach ihr Muth ein; je näher jedoch der endlich bestimmte Tag der Abreise kam, desto ängstlicher, desto ungewisser wurde sie.

Endlich erschien er. Die Rosse standen gesattelt und gepackt, selbst das fromme Thier des Klausners war zur Reise bereitet, denn der gutmüthige Alte wollte seine Freunde bis an die lothringische Grenze geleiten, und Frau von Monbusson, die mit schwerem Herzen der Hütte Lebewohl gesagt, war im Begriff ihr Roß zu besteigen, als eine unerwartete Erscheinung sie hinderte. Der Ritter de Batre, von einem Knechte, die Constant zum Schutze seiner Herrin geworben, von allem benachrichtigt, hatte sich, trotz dem daß er sich noch schwach fühlte, mit seinem Gefolge und den Leuten des Herrn von Guiche und mehreren französischen Edlen, die sich ihm angeschlossen hatten, eiligst auf den Weg nach Neustadt gemacht, wo er eben zur rechten Zeit eintraf, um sich Frau von Monbusson zum lästigen Begleiter aufdringen zu können.

Diese war nicht wenig erstaunt, den ihr so widerlichen Mann, und sich in seiner Gesellschaft zu sehen. Sie dankte ihm höflich für seine Bemühung, versicherte ihm, als er darauf nicht zu achten schien, daß sie lieber in Deutschland zurückbleiben, als ihm folgen würde, aber nichts brachte den Ritter von seinem Vorsatze ab. Anfangs hatte er der Dame seinen Wunsch mit der Unterwürfigkeit und Courtoisie vorgetragen, mit welcher er sich stets gegen sie benommen hatte, jetzt aber, nachdem Frau von Monbusson auf alles dies wenig achtete, trat Hohn und Uebermuth an die Stelle französischer Höflichkeit. Verzeiht Dame, sagte er lachend, daß ich mich Euch als Begleiter aufdringen muß; nur kurz ist noch der Weg, den Ihr auf deutschem Boden, und unter dem Schutze Eures mächtigen königlichen Freundes zu ziehen habt, auf dem weit längeren Wege nach Paris ist es mir doppelte Pflicht Euer Begleiter zu sein, und ich muß Euch daher bitten, mir es auch hier zu erlauben. Wahrlich es ziemt der Dame des Ritters de Batre nicht, mit einem Narren von Einsiedler und einem vorlauten Lautenspieler der Hauptstadt Frankreichs ertgegen zu ziehen.

Frau von Monbusson setzte diesem Hohn edlen Stolz und Ruhe entgegen. Der Ritter de Batre aber sagte ihr unumwunden, daß nichts ihn abhalten würde, sie zu begleiten, und sollte er sie mit Gewalt von hier führen. Ich bin durch Euer Wort und des Königs Befehl Euer Verlobter; war mir das Glück auch einen Augenblick zuwider, und seid Ihr auch streng genommen dadurch Eurer Zusage entbunden, so wäre es doch unedel von Euch, eines unglücklichen Schwerkstoßes wegen, mich dem Hohn und dem Gespötte des ganzen Hofes, dem Gespötte von ganz Frankreich Preis zu geben. Ich will daher ertrotzen, was ich nicht erbitten kann.

Sattelt das edle Thier, das mit seinem widrigen Geschrei mich so unhöflich unterbricht, sattelt es ab! befahl er jetzt den Seinen. Bruder Ambrosius, der fromme Waldbruder, mag mit ihm zurück nach Worms zum Reichstage reiten, wenn es ihm beliebt, was kümmert das mich, nur uns soll er nicht ein lästiger Begleiter sein. Dem Rosse des Lautenspielers haut die Flechsen ab, fuhr er fort, mag sich der junge Fant seines Flügelrosses bedienen, um zurück an die Ufer der Durance zu kommen, mir gleichviel, uns soll weder sein Gesang noch die Melodie des Grauschimmels weiter stören. Waldbruder und Troubadour mögen dem Himmel danken, daß ich Ihnen meinen Zorn nicht bitter empfinden lasse!

Aber während der hochfahrende Ritter also sprach, war Bruder Ambrosius als ein alter Kriegmann, schon längst auf Rettung bedacht gewesen, und eine Höhe hinaufgeklimmt, wo er schnell einen bereit stehenden Haufen Reisig zum Nothsignal anzündete, überzeugt, daß ihm von der Burg und dem Landvolke Hülfe kommen würde. Constant aber hatte sich, wie der listige Fuchs in seinen Bau, in die Klause zurückgezogen, lugte durch einen halb offenen Laden, beobachtete und vernahm jedes Wort, jede Bewegung des stolzen Ritters.

Jetzt trat dieser noch einmal zu Frau von Monbusson, die sich unfern der Hütte auf eine Rasenbank gesetzt hatte. Sein Gefolge hielt in einiger Entfernung, die französischen Edlen, die ihn begleitet hatten einen Kreis gebildet, berathschlagten sich und schienen mit dem Betragen ihres Anführers nicht ganz zufrieden, der jetzt die Dame ersuchte, ihr Roß zu besteigen, und ihn nicht in die Nothwendigkeit zu versetzen, sie mit starken Armen auf das seine zu heben; Frau von Monbusson verweigerte es standhaft. Da winkte der Ritter einigen seiner Leute, und er selbst schickte sich an, vom Rosse zu steigen. In diesem Augenblicke trat Constant aus der Klause. Ritter de Batre! rief er ihm zu, ich habe Euch Fehde angekündigt und stehe nun kampfgerüstet zum Schutze dieser Dame hier, wagt nicht sie anzurühren!

Knabe! rief der Ritter, mit Verachtung auf den Jüngling blickend, der dem Anscheine nach wehrlos ihm gegenüber an der Thür der Klause stand, gab seinem Pferde die Sporen und jagte mit gezogenem Schwerte auf ihn zu. Knabe! rief er noch einmal, da nimm Deine Züchtigung! Doch kaum hatte er dies Wort gesprochen, als ein Bolzen von Constants Armbrust ihn zwischen Helm und Panzer traf und der riesenhafte Mann von seinem Rosse taumelte.

Dies Alles war das Werk eines Augenblicks, und ehe noch die Freunde des Ritters und sein Gefolge herbeieilten, hatte der behende Troubadour seine Armbrust wieder gespannt und schon die Felsen, wohin ihm kein Gewaffneter, weder zu Roß noch zu Fuß folgen konnte, mit flüchtigem Fuße erklimmt. Edle Frau! rief er von da herab der Frau von Monbusson zu, die vor Schreck ohnmächtig ihren Frauen in die Arme gesunken war.

Ermuthigt Euch! Sammelt Eure Kräfte, kommt schnell hier herauf, ich sehe schon Rettung sich nahen! Aber Adelaide hörte ihn nicht, das Entsetzen hatte ihr die Sinne benommen, sie lag leblos.

Da trat der Klausner, der dies blutige Schauspiel wohl nicht erwartet hatte, in den Kreis der Gewaffneten. Zieht Euch zurück Ihr Herren, eilig zurück! sprach er. Seht von nah und fern kommen die Landleute herbei, bald wird der Ritter von Spanberg mit seinen Reisigen zu unserer Hülfe erscheinen, und rückt der Haufe von Neustadt heran, den König Maximilian gestern zum Schutz der Dame sandte, so seid Ihr verloren. Hierauf untersuchte er die Wunde des Ritters. Messire! sagte er, wendet Eure Seele zu Gott, vor dessen Throne Ihr bald stehen werdet, Euer Stündlein wird bald schlagen, denn Euer Sand ist verronnen und keine Hülfe mehr möglich.

Deshalb wünschte ich auch mit meinem Feinde versöhnt von dieser Welt zu scheiden, erwiderte der Ritter mit matter Stimme: Ruft ihn herbei, daß ein freundliches Wort von ihm mir meinen Heimgang erleichtere.

Ist das Eure wahre reine Absicht und keine Tücke dahinter verborgen? fragte der Klausner mißtrauisch. Der Ritter nickte bejahend. Da ging der Klausner, nachdem er erst noch für die Ohnmächtige Sorge getragen hatte nach der Stelle, wo Constant mit gespannter Armbrust, schon von einer Menge bewaffneter Landleute umgeben, auf einer Felsspitze stand, und rief ihm zu herabzukommen, um dem Sterbenden den letzten Trost zu reichen. Der gutmüthige Provenzale säumte keinen Augenblick, sah er doch in der Ferne die Reisigen von Spanberg heranziehen, begleiteten ihn doch die wackern Landbewohner. Ohne Mißtrauen nahte er dem Ritter, der ihm seine Linke zur Versöhnung entgegenstreckte, aber während Constant sie ergriff, faßte die Rechte rasch nach dem Dolche; mit aller Kraft die ihm noch blieb, zog de Batre den Jüngling zu sich nieder, und führte einen tödtlichen Staß nach ihm. Glücklicherweise entging der Troubadour durch eine schnelle Biegung dem hämischen Streiche und der Dolch drang nur, ihn leicht verwundend, in die Hüfte. Da jagte er, über diese Unthat ergrimmt, ehe Jemand zu des Ritters Hülfe herbeieilen konnte, ihm den Bolzen durchs Hirn.

In diesem entscheidenden Augenblicke kamen von allen Seiten Reisige und Landvolk herbei und stellten sich zum Schutz des Pagen auf, während die Franzosen ihren Ritter zu rächen die Waffen zogen. Der Waldbruder, das Krucifix in der Hand, trat aber schnell in ihre Mitte vor Constant auf welchen die Begleitung des französischen Ritters eindrang und rief mit donnernder Stimme: Haltet Friede, ehret die Todten, ehret die vielleicht Sterbende! Kein Blut fließe mehr an diesem Orte des Friedens! — Ihr Herren von Frankreich nehmet den Todten, ziehet mit ihm heim, und hofft nicht, ihn rächen zu können. Schaut um Euch und seht die zum Streite

bereit Stehenden. Ihr aber meine Freunde ehret den Ort Eurer frommen Andacht, laßt die Schwerter in den Scheiden ruhn.

Jedermann gehorchte den Worten des Waldbruders. Die Fremden erkannten die Gefahr und als mehrere Landleute sich nun erboten, den Todten nach Pirmasens zu tragen, zogen die Franzosen mit dem Leichnam des einst so gefürchteten Rittermannes friedlich ihrer Heimath zu, die Reisigen und das Landvolk gingen aus einander, nur Bruder Ambrosius und Constant blieben bei der immer noch Ohnmächtigen zurück.

Erst nach manchen Bemühungen war es dem Klausner gelungen, sie ins Leben zurückzurufen. Wie aus einem schweren Traum erwacht, blickte Frau von Monbusson um sich her, und sah Constant vor sich knieen. Mit einer Art Abscheu wandte sie sich von ihm, als sie aber das Blut aus seiner sich wieder öffnenden Wunde quellen, als sie sein thränenfeuchtes Auge, den bittenden Blick sah, den er nach ihr aufschlug, als die laute Freude auf seinem Antlitze sich aussprach, sie wieder zum Leben erwacht zu sehen, da konnte sie ihm nicht mehr zürnen, und mit freundlichem Lächeln bat sie ihn aufzustehen.

In der Brust des Jünglings stürmten in diesem Augenblicke mancherlei Empfindungen. Er wollte sie eben in glühende Worte ausströmen, als Frau von Monbusson ihn und den Einsiedler bat, sie auf einen Augenblick zu verlassen. Beide gehorchten, erwartungvoll, was sie beginnen würde. Lange sollten sie nicht in Zweifel sein, denn bald trat sie aus der Hütte zu ihnen. Lieber Constant, treuer Freund, sprach sie mit Engelmilde, wir müssen uns trennen! — Fortan muß ich einsam auf dieser Welt stehen, ohne Freund, ohne Beistand; nicht Vaterland, nicht Freund, nichts darf mir bleiben. — Ziehet heimwärts, sagt der Königin, daß ich den Schritt, den ich thue, mit Freuden gethan, daß ich mich ihrer Wohlthaten dankbar erinnere, ihr verzeihe, und sie in mein Gebet einschließen werde, so lange ich athme. Euch aber Constant, sage ich ein schmerzliches Lebewohl. Dank für Eure Treue, Dank für die Anhänglichkeit die Ihr bewiesen; möge Euch ein treues Herz mit treuer Liebe lohnen, wie Ihr es um mich verdient habt. — Kein Wort guter Constant, keine Thräne. Der Himmel befiehlt die Trennung, gehorcht ohne Murren. — Euch guter Bruder bitte ich, mich nach irgend einem stillen Asyle zu geleiten, wo ein gebrochenes weibliches Herz, bis der Tod es ganz zerdrückt, Ruhe und Trost finden kann. Ich habe mich von Allem, was mich auf Erden band, freiwillig losgerissen, ich will mich auch dem Himmel weihn. Führt mich in seine irdischen Hallen, begleitet mich in friedliche Mauern.

Habt Ihr auch reiflich Alles erwogen? fragte der Waldbruder gerührt und überrascht, während Constant kaum seinen Sinnen trauend, das Auge

unverwandt auf ſie geheftet hatte. Habt Ihr auch Alles reiflich erwogen?

Alles! erwiderte ſie mit feſter Stimme.

Auch, daß ein treues Herz brechen muß, wenn Ihr auf Eurem Entſchluſſe beharrt? rief Conſtant, ſeiner nicht mehr mächtig.

Auch das guter Conſtant. Euer Herz wird nicht brechen, Euren Schmerz werdet Ihr in Worte aushauchen, Ihr werdet Euch, wie es ſich für den Sohn eines edlen Vaters ziemt, mit dem Schwerte in der Hand in Gefahr und Tod ſtürzen, und ich werde Euch dann nur noch eine freundliche Erinnerung bleiben, deren Bild Euch zu Thaten befeuern mag, bis der Tod Euch abruft und das Bild verlöſcht.

Noch eine Bitte habe ich an Euch zu thun, Conſtant, fuhr ſie fort, es iſt die letzte! Bringt der fromme Bruder die Nachricht, daß ſich des Kloſters Pforte hinter mir geſchloſſen hat, ſo zieht nach Worms, ſagt ihm — Sie hielt inne, Thränen entſtürzten ihren Augen, ſagt ihm, — ich würde ihn nie, nie vergeſſen! — Mein Roß! rief ſie dann plötzlich und mit ängſtlicher Haſt, führt mein Roß herbei, daß ich die Stunden des ewigen Scheidens von Liebe und Leben, von Freund und Freude kürze. — Gott mit Euch! Dies ſagend ſchwang ſie ſich auf ihr Roß, als ob ſie vor einem Feinde flöhe, und als Conſtant mit dem Tone der Verzweiflung ſie fragte: Darf ich Euch nicht bis zum Kloſter folgen? rief ſie vom ſchmerzlichen Gefühle durchdrungen: Nein! Wenn Ihr mich wahrhaft geliebt habt, nein!

Sie folgte dem Waldbruder nach Speier, dort verlebte ſie in einſamer Zelle die traurigen Tage freudeloſer Jugend. Die Zeit milderte ihren Schmerz, die Erinnerung an den Mann ihrer Liebe konnte ſie nicht ſchwächen, die Erinnerung an den treuen Jüngling war ihr auch noch ſpäterhin wohlthuend. Als ihr die Kunde wurde, er ſei in der Schlacht von Ravenna gefallen, weihte ſie ihm eine ſtille Thräne, doch freute ſie ſich, daß ſein Herz ſo bald die Ruhe gefunden hatte, nach der ſie ſich vergeblich ſehnte. Erſt ein Jahr vor Kaiſer Maximilians Hintritt reichte ſie ihr der Tod, der auch ihren letzten Freund, den Waldbruder, ſchon vor ihr abgerufen hatte.

Die Reise in die sächsische Schweiz.

An einem freundlichen Morgen ging der Aſſeſſor Werner auf der Terraſſe an der Elbe zu Dresden ſpazieren. Zwei Blondinen, die er am vorigen Abend im Schauſpiel geſehen, hatten ſein ſinnliches zu reizbares Gemüth aufgeregt und beſchäftigten noch jetzt ſeine Phantaſie. Er kannte ſie nicht, und hatte auch nicht erfahren können, wer ſie waren; ſie mußten fremd ſein. Mit dieſen Schönheiten wanderte er in langen Schritten die Terraſſe auf und ab, und ſah weder die ſchöne Gegend, noch die ſchönen Frauen, die lächelnd an ihm vorüber gingen, da er, nur mit ſich beſchäftigt, geſticulirend und ſprechend nichts um ſich her bemerkte.

Endlich ſtörte ihn ein Schlag auf die Schulter in ſeinen Verzückungen; er ſah ſich um, und der Rath Blank ſtand hinter ihm. Weg waren die Schönen mit ihren blonden Locken, er ſank in des Freundes Arm und zog ihn mit ſich nach ſeiner Wohnung fort.

Seit Jahren hatten ſich die Freunde nicht geſehen; ſeit ihren Univerſitätjahren zwar nur wenig in Berührung zu einander, hatten doch die Zeiten der frohen Jugend ſie, trotz der ganz entgegengeſetzten Charaktere, innig und feſt verbunden, und herzlich war des Aſſeſſors Freude, als er ſeinen ehemaligen Mentor wieder in ſeine Arme ſchloß.

Die Frage, wie kommſt Du hierher? war zu natürlich, um nicht die erſte zu ſein und da der Rath blos Neugierde vorgab, das Meißner Hochgebirge zu bereiſen, um ſein an die Flächen der Mark gewöhntes Auge durch dieſen romantiſchen Anblick zu ergötzen, ſo war der Aſſeſſor ſogleich erbötig, ihn dahin zu begleiten.

Doch wie eine ſtrafende Mahnerin trat bei dieſem Verſprechen das Bild der holden Blondinen vor ihn. Nein, rief er plötzlich aus. Ich kann nicht, mich feſſelt etwas an Dresden — ſchiebe Deine Reiſe auf, erſt muß ich Gewißheit haben — dann! dann!

Der Rath Blank lachte laut auf. Wahrhaftig, Du biſt noch der Alte! rief er aus, immer noch, wie es ſcheint, der Sklave des Augenblicks, der Sklave Deiner Sinne und Deiner Eitelkeit. Der Aſſeſſor ging während deſſen mit großen Schritten auf und ab. Hätteſt Du es geſehn, geſehn dies holde Schweſterpaar, rief er aus, ſchön, blendend weiß, die Fülle der

Locken, wie ein leichter Flor die Feuergluth des blauen Auges mindernd, Du würdest gleich mir an Dresden gebannt sein, und Dich nicht nach den nackten Felsen der Bastei sehnen.

Der Rath lächelte, und lachte laut auf, da ihm sein exaltirter Freund nicht die mindeste Auskunft geben konnte, wer denn die gefeierten Schönen und wo sie wären, die ihn, den Flüchtigen, so magisch an sich gekettet hätten. Doch gab er nach und ließ sich bereden noch zwei Tage in Dresden zu verweilen, ehe er seinen Pilgerstab ergreifen und ins Gebirge wandern wollte.

In dem besuchtesten Hotel wurde gespeist, und die Hoffnung, die Frauen dort zu finden, begleitete den Assessor. Aber vergebens! Man schlenderte hinaus ins Linl'sche Bad; dort, wo die schöne Welt sich so gern zusammenfindet, hoffte man die Schönsten der Schönen zu treffen. — Auch vergebens! Der Kaffee war getrunken, die Zeit des Schauspiels nahte, die Hoffnung schwand; da wanderte vor ihnen ein ältlicher Herr mit zwei elegant gekleideten Damen, deren graciöse Gestalten, die eine junonisch, die andere nymphenhaft, war; blonde Locken blickten unter dem Strohhute vor, und das grüne Band der Hutschleifen flatterte als Flagge in dem Abendwinde. Sie sind's! rief Werner und zog seinen Freund mit sich fort. Schnell nahten sie, schnell eilten sie an ihnen vorüber; der überglückliche Assessor schaute unbescheiden den Damen unter den Hut ins Engelantlitz — und — hilf Himmel! — Zwei hagere verblühte Frauen, die den Frühling mit starken Farben aufgetragen hatten, schauten ihnen mit freundlich lächelnden grauen Augen ins forschende Antlitz. Wüthend verbiß der Assessor seinen Aerger, hell auf lachte der Rath. Dies also die Schönen? rief dieser im Fortgehen aus, ohne weiter auf diese entblätterten Blüthen zu achten, dies also die holden Blondinen, die Dich Glücklichen mit ihren Karmin-Rosen so fest halten? Jetzt wundert's mich nicht, seit ich die Engel sah, daß Du, an sie denkend, fast Alles auf der Terrasse umliefest, und Dir Jedermann wie einem Trunkenen aus dem Wege ging. —

Schweig! rief der Assessor noch wüthend: diese Megären. —

Meine Herren! unterbrach der kleine Mann, welcher die beiden Grazien begleitet hatte, diese Exclamation. Es scheint, die Damen, die ich die Ehre habe zu führen, erregen Ihre Aufmerksamkeit; dürfte ich bitten, mich wissen zu lassen, wodurch sie dies Glück verdienen?

Der Assessor wollte schon mit seinem heftigen unzarten Wesen dem alten Herrn antworten; aber der Rath nahm schnell das Wort, und wußte der Sache eine so feine Wendung zu geben, daß das Männchen, besänftigt scheinend, sie wieder verließ.

Das Schauspiel im Bade gab dem guten Werner nur eine getäuschte Hoffnung mehr. Die Blondinen waren nicht zu schauen; unmuthig gingen sie in die Stadt zurück und beschlossen, nicht mehr mit Harren und Hoffen ihre Zeit nutzlos zu verbringen, sondern morgen schon die Reise in das

Hochland zu Fuß anzutreten. Die Tornister wurden gepackt und Donna Albina in zwei Exemplaren in die Tasche gesteckt.

Zwei mehr entgegengesetzte Charaktere, als die beiden Freunde, welche mit einander die Reise beginnen wollten, hatten sich wohl selten auf ihrem Lebenspfade begegnet; sie gaben von neuem den Beweis, wie freundlich das Entgegengesetzte sich einen kann. Der Rath, einige Jahre älter, als sein Freund, war, seinem schnell Alles ergreifenden Herzen mißtrauend, im Umgang mit Frauen bedächtig und vorsichtig. Alle geistig und körperlich anatomisch betrachtend, fand er in keiner das Ideal wieder, welches er sich ausgebildet hatte. Für Hunderte war er in Flammen gerathen, aber keine hatte noch das süße Wort: ich liebe! von seinen Lippen vernommen. Der Assessor hingegen, eines jener verunglückten genialen Wesen, bei deren Bildung die Natur launisch auf halbem Wege wieder umgekehrt war, hatte Talent zu Allem und zu Nichts. — Der heiße, glühende Wille zwang ihn, despotisch, Alles zu ergreifen, und die Langeweile entriß es ihm im andern Augenblicke. Musik, Poesie, Malerei, sprach ihn an, Alles trieb er bis zum Mittelmäßigen; Lichtfunken blitzten überall, zündeten aber niemals. Dabei war er eitel auf seine innere Liebenswürdigkeit, wie ein funfzehnjähriges Mädchen auf ihre Rosenblüthe, sinnlich, im höchsten Grade leichtsinnig, und im glücklichen Wahn, kein Herz könne seinem erbärmlich schwachen Herzen widerstehen. Konnte er am Sylvesterabend seine Liebeleien nur nach Wochen datiren, so war dies ein Mißjahr seiner Empfindungen. Mit der neuen Aurora blühte ihm auch eine neue Liebe, und selbst die Horen brachten ihm die neue Göttin zur Huldigung dar.

Es war ein heiterer schöner Septembermorgen, als die Freunde zu Fuß ihre Reise antraten. Pillnitz war die erste Station ihres Magens; der Borsberg sollte die erste des Anschauens sein. Sie saßen in der Schenkstube am Fenster, das nach der Landstraße zeigte, und frühstückten mit dem größten Appetit, den die entschwundenen Blondinen dem guten Assessor nicht mit entführt hatten, als ein Wagen vorbeirollte und der ewig Bewegliche Messer und Gabel wegwarf, das Glas Liqueur umstieß und aufspringend laut ausrief: Blank! dort fahren sie hin! Dieser hatte kaum so viel Zeit, die Fenster aufzureißen und noch in der Ferne eine blonde Locke zu bemerken, mit welcher der Morgenwind spielte.

Lieber Freund, sagte er zu dem schon mit dem Tornister beschäftigten Assessor, wenn es nur nicht wieder die Grazien von gestern sind? Mein Gott! unterbrach der Assessor den Zweifelnden, ich habe sie ganz deutlich gesehen: auf dieser Seite saß die mit dem kleinen Mund der Anadyomene, auf der andern jene mit dem großen Juno-Auge. — Komm nur! komm! Kein Sträuben half, der gute Rath mußte Frühstück, Borsberg und Alles im Stich lassen, und dem Erglühten auf dem Wege nach der Bastei folgen.

Noch sahen sie von fern den Wagen rollen, hinter welchem die Fußgänger bescheiden trabten. Der Weg bog sich, jetzt sollte er ihren Augen

verschwinden; da wehte hoch flatternd ein weißes Tuch aus dem Wagen, der kühle Ost nahm es auf seine Schwingen, führte es einem gierigen Dornenstrauche zu, der es mit zackigen Fingern fest an sich hielt. Sieh, lieber Blank? sagte der Ueberglückliche, welch gutes Zeichen zu unserer Reise, die weiße Flagge weht uns entgegen? Er nahm vorsichtig das Tuch vom Dornenstrauch; es war vom feinsten Battist, auf allen vier Ecken sauber gestickt, und in einem mächtigen Füllhorn standen die Buchstaben A. R. Alles formt sich glücklich! rief der Assessor aus und drückte das Tuch an sein ewig klopfendes Herz. Das ominöse v. ist nicht hier, keine Ahnentafel, kein Stammbaum tritt hier meiner Sehnsucht in den Weg; und sieh nur dieses elegante Tuch, mit einer halben Flasche Eau de Cologne getränkt, zeugt es nicht von Wohlstand und feinem Ton? Sieh nur diese Lyra mit Rosen umwunden, hier dieses Vergißmeinnicht-Bouquet, dort die passiflora und das Füllhorn mit Epheu umrankt, und in diesem Füllhorn die Buchstaben A. R. Amanda, Adelgunde, Adele; gewiß, Adele muß sie heißen — Adele!

Ich bitte Dich um Gotteswillen! rief jetzt der Rath, lauf nicht so, lieber Werner; ich kann nicht mehr. Schwinge Dich lieber auf die Flügel der Sehnsucht, schwebe so allein fort und laß mich hier zurück, oder laß uns fein ruhig und vernünftig unsern Weg gehen.

Du bist noch immer der Alte, seufzte der Assessor, überlegst, wo ich fühle, grübelst, wo ich handle, und schleichst, wo ich fliege.

Lächelnd fragte jetzt der Schleichende den Fliegenden: Welcher von beiden Schönen, der mit dem Juno-Auge, oder mit dem Anadyomenen-Mund gehört denn eigentlich Dein Herz?

Wie vom Donner gerührt blieb der Assessor plötzlich stehen. Diese unbescheidene Frage hatte er sich selbst noch nicht aufgeworfen. Nun? fragte der Rath, es scheint, Du willst erst eine Prüfung mit Deinem Herzen vornehmen? Nun sprich! die Juno oder die Venus?

Beide! rief der Assessor ärgerlich, Beide verweben sich so innig in mir, daß es mir jetzt noch unmöglich ist, sie zu trennen. Beide stehen hier mit unauslöschbaren Zügen gemalt.

Wohl bekomme es Dir! sagte der Rath lächelnd, Du bist ein großherziger Mensch, der zwei Göttinnen auf einmal in seinem Herzen den Platz gönnen kann.

In diesem Augenblick rollte ein Wagen hinter ihnen. Verdammt, daß Deine ökonomische Genialität mich zur Fußreise verdammt hat, rief der Assessor unmuthig aus, da schleichen wir hier wie die Schnecken nach der ersehnten Bastei, und die schöne Zeit, die wir an ihrer Seite wonnig verleben könnten, bringen wir hier mit langweiligen Raisonnements zu.

Der Wagen kam näher. In kurzem phlegmatischen Trabe zogen ein Paar unglückliche Gäule einen fest von allen Seiten verschlossenen Miethwagen neben ihnen vorbei. Das leere Plätzchen hinten, das kein Koffer

einwohn, lächelte dem Assessor freundlich entgegen, und lud ihn zur Fahrt nach der Bastei; denn wohin führte wohl sonst der Weg. Ein Blick auf seinen Freund — ein Blick nach dem leeren Bret und der Sehnsuchtvolle saß mit seinem Tornister und seinem Knotenstock als blinder Passagier hinten darauf, und schwebte so dem ersehnten Ziele entgegen.

Da stand nun der arme Rath Blank auf der Landstraße von seinem Begleiter verlassen und des Weges ganz unkundig, den zwar auch der gute Assessor nicht ganz zu kennen geschienen hatte. Er ging auf gut Glück den Weg fort, kam nach Lohmen, nahm daselbst einen Führer und wanderte nun der Bastei zu. Sie näherten sich endlich diesem ersehnten Ort. Auf einem freien Platze hielten Wagen und Diener, eine harmonische Musik tönte ihnen entgegen; dichte Baumgruppen verbargen dem Auge jede Aussicht. — Der Rath schritt den Tönen der Musik nach, und stand plötzlich auf der Bastei, ehe er es noch ahnen konnte.

Der überraschendste Anblick zeigte sich seinem Auge. Vor sich die majestätische Elbe, die durch Felsen und freundliche Wiesenpartien dem hohen Lilienstein vorbeiströmend der Bastei entgegenwogt; neben sich die steilen Felswände, aus deren Schluchten die dunkeln Edeltannen sich hervordrängten. Die Bastei selbst mit ihren traulichen Plätzchen, ihren bretternen Häusern und den freundlichen Gruppen von Alt und Jung; alles dieses überraschte ihn, sein Auge schweifte umher und sog mit Begierde die Schönheiten ein, welche die Natur, diese ewig neu erschaffende Mutter, ihm hier in noch nie gesehenen Formen und Bildern zeigte. Da schwebte sein Blick nach der Ruine von Alt-Rathen und hob sich an der Felswand empor nach einem Vorsprung dieser Massen, auf dem eine Gruppe lieblicher lebender Figuren sich bewegte. Er stieg die Stufen herab, um zu diesen holden Gestalten zu klimmen und auch von hier aus, wo zwei Felsen durch eine wandelbare Knüppelbrücke verbunden waren, den Anblick der Natur und wohl auch den der schönen Frauen zu genießen. Erst jetzt suchte sein spähendes Auge seinen treulosen Freund, den er dort unter den Frauen gewiß zu finden hoffte; statt seiner aber fand er am Fuße des Felsens das kleine Männchen wieder, das er im Link'schen Bade an der Seite der beiden Verblühten gesehn, und das sie so keck zur Rede gestellt hatte. Er mußte an ihm vorbei. Doch der kleine Mann kam ihm entgegen, erkannte ihn wieder, erneute sehr gesprächig die so sonderbar gemachte Bekanntschaft, und warnte, die Teufelsbrücke zu betreten, die, vom zartesten Fuß berührt, sich demüthig beuge. Er lud ihn so dringend ein, an seiner Seite Platz zu nehmen, und hier die Rückkehr der Gesellschaft abzuwarten, daß er sich wider Willen gehorsam neben den kleinen Mann setzte, der es dankbar zu erkennen schien und ihn zutraulich nach seinem Namen fragte.

Sie wollen gewiß, mein bester Herr Rath! fuhr er nach erhaltener Antwort fort, das Hochland sehen? Da haben wir nun gleiche Absicht; auch ich will Schandau, den Kuhstall, die Winterberge, das Prebischthor, kurz Alles beschauen, wohin man zu Wagen oder mit der Sänfte kommen kann. Es freut mich daher ungemein, einen so angenehmen Reisegefährten gefunden zu haben. Sind Sie zu Wagen hier?

Zu Fuß, antwortete der Rath verdrießlich, und muß auch.

Bitte inständigst einen Platz in meinem Wagen anzunehmen, unterbrach er diesen. Ein Theil meiner Familie ist gerade zu nach Schandau gefahren; diese haben noch zwei leere Plätze im Wagen, und bis dahin wird sich auch noch bei uns ein Plätzchen für Sie finden — à propos speisen Sie mit uns. — Sie müssen sonst mit einem sehr frugalen Mahle vorlieb nehmen. — Ich habe eine Trüffelpastete und ganz vortrefflichen Champagner mit, ohne Umstände. Der Rath saß wie auf Kohlen; der kleine Mann bat so zudringlich, gutmüthig, daß ihm nicht zu widerstehen war, und knüpfte das Gespräch so sorgfältig wieder an, wenn Blank's Aufmerksamkeit nach den lieblichen Stimmen, die von oben herab tönten, gerichtet war, daß er von ihm nicht loskommen konnte. Mit wem hab' ich denn die Ehre, eine so schnelle Bekanntschaft zu machen, sagte endlich der Rath und konnte seine Ungeduld nicht verbergen.

Ich bin, entgegnete der Kleine mit dem freundlichsten Tone, der Commerzienrath Grau aus Leipzig, und reise mit meinen beiden Schwestern.

Sie Zaghafter! unterbrach ihn ein Herr, der eben die Felswand herabstieg, während drei holde weibliche Gestalten an ihnen vorüberschwebten. Was haben Sie für einen herrlichen Anblick entbehrt!

Nein! nein! sagte das Männchen. Ich bin viel zu sehr vom Schwindel befallen, ich danke für das Vergnügen — doch, sagte er, Blank's Hand ergreifend, kommen Sie, ich sehe schon da oben meinen Johann mit der Pastete, und der Esel setzt sie in die liebe Sonne; kommen Sie nur geschwind, sonst sind wir um das Gelee betrogen. Der Commerzienrath, seine Pastete unverwandt anschauend, eilte mit Blitzesschnelle die Stufen hinauf; der Rath folgte, die voranschwebenden Grazien nicht aus dem Auge verlierend.

Als sie oben angekommen waren, die Pastete in Sicherheit gebracht und für den Rath ein Gedeck besorgt war, zog der kleine joviale Mann Blank bei Seite und sagte ihm mit freundlichem Tone: Bester Herr Rath, ich habe eine sonderbare Bitte an Sie, die Sie mir verzeihen und nicht abschlagen müssen Erlauben Sie, daß ich Sie meiner Gesellschaft, in die ich Sie sogleich einführen werde, als Rath Schwarz vorstellen darf; Ihnen kann der Name gleich sein, und mir erzeigen Sie eine große Gefälligkeit, es betrifft nur einen Scherz.

Der Kommerzienrath bat wieder so gutmüthig, daß Blank auch jetzt

nachgeben, und sich zum Mohren taufen lassen mußte. Der Kleine führte ihn nun zu den drei Damen, die an ihm vorüber geschwebt waren und jetzt auf einer Rasenbank saßen, und stellte ihn diesen als Rath Schwarz vor, von denen er zwei als seine Nichten, Marie und Agathe, die dritte aber, als eine ihrer Freundinnen, die lebhafte Blanche, vorstellte. —

Der Rath war bei dem Anblick dieser Huldinnen betroffen. Er erkannte sogleich in Marien die Anadyomene, in Agathen die Juno — aber wer war diese Blanche, deren weißer blendender Teint, deren große sprechende dunkelblaue Augen, welche unter der Fülle der kastanienbraunen Locken hervorstrahlten, ihn entzückten, war es Pallas, die so bedeutungvoll, so forschend ihn anblickte; oder war es die jugendliche Hebe, die ihr Auge jungfräulich niederschlug, da er mit glühendem Blicke sie beschaute? Sein Auge schweifte von Marien zu Agathen, von den braunen Locken der Hebe zu den goldnen des heiligen Schwesterpaares, während der kleine Mann mit gefälligem Lächeln sein Erstaunen sah, und in seiner Seele das, was in ihr vorging, zu lesen schien.

Man setzte sich. Die Schwestern nahmen den Rath in die Mitte, Blanche saß ihm gegenüber; der Assessor erschien immer noch nicht. Armer Unglücklicher! dachte der Rath, hättest du doch das weise Wort chi va piano va sano beherzigt! Du eiltest dem Himmel entgegen, und weiß Gott in welcher Hölle du jetzt schmachtest; während ich hier im Kreise der Göttinnen meine Trüffeln verzehre und mich in Champagner, noch mehr in ihren Blicken berausche. Armer Werner, säßest du hier an meiner Stelle, du würdest nicht, so wie ich, unentschlossen den Apfel in deiner Hand wiegen und sinnend nachdenken, welcher der drei Göttinnen du ihn als Preis reichen solltest — du hättest ihn längst in drei Theile geschnitten, jeder ein Drittel gegeben und alle drei in dein großes Herz geschlossen, während ich, überall angezogen, keinen festen Standpunkt erreichen kann!

Heiterkeit und Frohsinn belebten die Gesellschaft. Der Champagner des kleinen Mannes hob diese Laune noch mehr. — Lebendiger wurde Blanche; wie der Champagner schäumte ihr sprudelnder Witz. — Sanfter schlug Marie ihre Augen nieder, aber lieblicher noch lächelte der holde Mund; und Juno Agathens großes Veilchen-Auge schaute lebendiger und feuriger umher. Der gute Rath, der schon wieder angefangen hatte zu anatomiren, zu berechnen, um das beste Facit für sich zu ziehen, verlor den Faden des Calculs, hob sich mit den Blitzfunken Blanchens in die Luft, wogte sich auf Mariens Rosenlippen und schwebte auf Agathens Himmelblick ins Land der Sehnsucht und der Träume.

Die Gesellschaft stand auf. Kommt, Kinder! sagte der kleine Onkel, wir wollen anspannen lassen, damit die Tanten nicht so lange auf uns warten müssen. Der Herr Rath Schwarz begleitet uns, wir müssen schon ein wenig zusammenrücken. Ihr drei setzt Euch in den Fond — ich und unser Gast rückwärts, so wird es wohl gehen. Die scheinbare Protestation

des Raths wurde glücklicher Weise nicht angenommen, man setzte sich ein, und von allen Gegenständen, an denen sie vorbeischwebten, sah der gute Rath nichts. Er sah nur sein holdes vis à vis.

Der Assessor überließ sich indessen auf dem Bret des alten Miethwagens seinen süßen Träumen. Wie er das Herz der beiden Blondinen bestürmen, wie er es erobern, was er ihnen sagen wollte, überlegte er als kluger Feldherr. Er ordnete sich schon Verhältnisse, die er herbeiführen würde, wobei er seinen Witz anbringen und ihnen eine Schmeichelei sagen könne, und beschlossen ward auf diesem schaukelnden Sitze, daß noch heute einer von Beiden seine Liebe mit glühenden Farben geschildert werden müßte. Seine Phantasie wurde rege, er durchlebte den Mittag, den Abend an ihrer Seite, er kletterte mit ihnen über Felsen und Klippen, belauschte ihre Graziengestalt, den freundlichen, schmachtenden Blick ihrer Augen, und kein Stoß, kein Rütteln störte ihn, er hörte nur den sanften Ton ihrer Stimme. Er wußte zauberisch das Bild Beider in Eins zu verschlingen und wieder zu trennen, Keiner gab er ausschließende Gewalt, Jeder räumte er einen Platz in seinem Herzen ein. Jetzt tönte das süße Geständniß der Liebe von ihren Lippen, jetzt nahte der heißersehnte Augenblick — er sank zu ihren Füßen, schwur ewige Treue, ewige Liebe — sie bog sich herab — es war diesmal Anadyomene mit ihrem lieblichen Mund — er drückte den ersten Kuß auf ihre Purpurlippen, er fühlte den sanften elastischen Druck dieser Göttlichen sich auf den seinigen pressen; aber auch einen derben Peitschenhieb, der über seinem Castorhut donnerte und statt vor seiner Göttin, lag er erschrocken mitten im Weg.

Mein Gott! — Kutscher! — Halt! schrie eine kreischende Stimme aus dem Wagen, während der Assessor aufsprang, seinen Knotenstock ergriff und fluchend auf den Kutscher eindrang. Doch eine Dame, die sich ihm entgegenstürzte, brach die Wellen seines Zorns. Er faßte sich schnell, das Gefühl des unschicklichen Verhältnisses, in das er sich gesetzt hatte, beschämte ihn; er verneigte sich vor der Herausteigenden, welcher noch eine Andere folgte, und stand — vor den blonden Schönen des Linkschen Bades.

Er stammelte seine Entschuldigung, die von den Damen mit beifälligem Lächeln angenommen wurde, versicherte, daß nur ein unüberlegter Scherz, um früher als sein Freund auf die Bastei zu kommen, ihn auf ihren Wagen geführt hätte.

Auf die Bastei? fragte die eine der Blondinen.

Ja, meine Verehrteste, auf die Bastei, wohin ich eher als mein Freund zu gelangen wünschte, mich auf Ihren Wagen schwang und so mit Hülfe Ihrer flüchtigen Pferde bald einzutreffen gedenke.

Mein Herr! — sagte nun die Nemliche, da bedaure ich. Unsere Fahrt geht gar nicht über die Bastei, wir wollen auf dem kürzesten Weg nach Schandau, und führt Ihr Weg Sie gleichfalls dahin, so bitte ich, einen Platz, statt hinten auf dem Wagen, in selbigem zu nehmen. Denn nach der Bastei möchten Sie wohl jetzt zu spät kommen. Wir sind schon lange durch Borsdorf, und ehe Sie den Weg wieder zurück machen können, finden Sie Ihren Freund und Niemand mehr dort. Ist es Ihnen gefällig, so bitt' ich, nur einzusteigen.

Schon durch Borsdorf? rief der erstaunte Assessor, das ist schrecklich! — Aber was sollte er thun? — Nach der Bastei zurück? dort kam er zu spät — war es die Absicht der Blondinen, nach Dresden zurückzukehren, so waren sie schon unterweges, ehe er ankam; fuhren sie nach Schandau, so begegnete er ihnen, mußte umkehren und wie am Morgen zu Fuß nachlaufen. In diesem Fall hatte er doch wenigstens die Aussicht, sie in Schandau zu sehen, wenn er mit den Alten dort eintraf — und weshalb sollte er diesen Weg allein zu Fuß machen? Einmal hatte er sein Glück verträumt, es war auf diesem Wege für ihn unwiederbringlich verloren, deshalb ergriff er die klügste Partie, setzte sich zu den Damen in den Wagen, hoffte, vielleicht durch ein komisches Abenteuer sich doch in Etwas für das verunglückte, sentimentale zu entschädigen und nahm seinen Platz den holden Verblühten gegenüber. — Ach! hätte er ahnen können, wo sein Freund in diesem Augenblick gesessen, er wäre außer sich gewesen.

Nun hatte er Zeit und Muße genug, die Damen zu beobachten. Auf beide hatte die Zeit gleich tiefe Furchen gepflügt. Zwar blühten noch Lilien und Rosen auf diesem unfruchtbaren Boden; es waren aber nur künstliche Blumen, die jeder Regentropfen wegwischen konnte. Die zur Rechten war mager zum Erbarmen; die schmalen Lippen, die sie ohne Unterlaß zu dem Fluß ihrer sonoren Rede in Bewegung setzte, zeigten zwei Reihen der schönsten elfenbeinernen Zähne, das Meisterwerk des berühmtesten Leipziger Zahnarztes; desto neidischer verbarg ein Flortuch, wo nichts mehr zu verbergen war. Die zur Linken, minder hager, aber auch minder redselig, saß in behaglicher Ruhe ihm gegenüber; nur ein schmachtendes Auge, das unter ergrauten Augenwimpern hervorblickte, sprach beredt und deutlich, und mit noch mehr deutungreichem Ausdruck, als die beweglichen Lippen ihrer Nachbarin.

Der arme Assessor! Hier stürmten Lippen, dort glühende Blicke auf ihn ein — wohin sich wenden? —

Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, wo der Feigste die Augen schließt, und mit Todesangst sich verzweifelnd in den Abgrund stürzt; so auch der arme Assessor. Aus dem geträumten Himmel sah er sich in die Hölle versetzt; statt zweier Raphaelschen Madonnen saßen zwei thörichte Jungfrauen ihm gegenüber, denen das Lebenöl ausgegangen zu sein schien, und bei denen es nur des kleinsten Windstoßes bedurfte, um ihr Lämpchen

ganz auszulöschen. Was blieb ihm noch übrig, als die komische Seite dieses Abenteuers aufzugreifen und einer von den Beiden aus Verzweiflung die Cour zu machen. Aber welcher? hierüber blieb er lange ungewiß. Die Stumme trug endlich den Sieg über die Magere davon; hier bedurfte es ja nur einer lebhaften Phantasie, welche die verfehlten Blondinen herbeizuhexen konnte. An sie denkend, drangen die Sehnsuchtblicke von selbst nach der schmachtenden Sennora; kein Ton, kein süßes Wort brauchte seinem Munde zu entströmen.

Das Spiel begann; von der Redseligkeit der Dame zur Rechten zwar oft unterbrochen, begegneten sich ihre zärtlichen Blicke und drangen, ehe sie noch Schandau erreicht hatten, ins unbewachte Herz der überglücklichen Witwe.

Hätte der Rath Blank Zeit gehabt, über das Schicksal seines Freundes nachzudenken, so hätte es ihm ängstlich sein müssen, auf dem ganzen Wege bis Schandau keine Spur von ihm zu finden; aber er dachte nicht an ihn. Drei Grazien gegenüber vergißt man sich selbst so leicht, wie viel mehr einen treulosen Freund; so auch der Rath. Während des ganzen Weges hatte er nur immer das Schwesterpaar angeschaut, wohl noch mehr die braungelockte Blanche, die dann züchtiglich ihr großes dunkelblaues Auge niederschlug und verlegen vor sich hin sah, während Marie und Agathe scherzten und den Blicken des Rathes unbefangen begegneten, der wohl jetzt schon den Apfel nicht mehr getheilt, sondern ihn Blanchen allein gegeben haben würde. Niemand schien freundlicher, als der Kommerzienrath, der, in eine Ecke gedrückt, schweigend dem Allen zusah, und mit innigem Wohlgefallen dieses neue Spiel zu beobachten schien.

Sie kamen nach Schandau und stiegen im Bade ab. Hier war die erste Frage des Raths, ob nicht ein junger Mann zu Fuß angekommen sei, der sich Werner nenne. Niemand wußte von einem solchen Fußgänger. Ein junger Herr sei mit zwei alten Damen den Nachmittag hier eingetroffen, schien aber der Sohn von einer der Damen zu sein, war die Antwort.

Sind die Damen blond? fragte der kleine Mann.

Ja, blond! antwortete der Kellner lächelnd.

So sind es die Tanten! rief der Kleine. Aber wie die zum Sohn kommen mögen, mag Gott wissen. Die Eine ist eine ehrbare, kinderlose Witwe, die Andere noch verheirathet, doch ohne Segen. — Nun wir werden ja wohl Licht bekommen. Wo sind die Damen?

Sie trinken Thee! Wollen Sie mir gefälligst hier diesen Weg folgen, er führt Sie sicher hin.

Wie wäre es, Kinder? rief der Kleine, und schnell sprang Marie

voraus, Agathe folgte, der kleine Mann sah sich fragend nach dem Rath um. Dieser wartete auf Blanchen, die noch etwas aus dem Wagen holte, und folgte mit ihr in einiger Entfernung.

Da saß nun der arme Assessor auf einem schattigen, sentimentalen Plätzchen neben seinen Dulcineen, fuhr erschrocken auf, als der glückliche Rath, von den drei Grazien umgeben, vor ihn trat, und rief in dem Gefühl seines Unmuths aus: O Glück, Glück! was bist Du für ein undankbares, flatterhaftes Weib; schleichend erreicht Dich der Zaudernde, während Du dem Eilenden entfliehst! Doch noch ehe der kleine Mann ihn um eine Erklärung dieser Phrase bitten konnte, hatte er selbst, undankbar wie das Glück, die Tanten verlassen, stand zwischen den Blondinen, und schien emsig das Versäumte nachholen zu wollen. Als aber der Kommerzienrath Blank den Tanten als Rath Schwarz vorstellte, brach er schnell das Gespräch ab und wollte eben seine Verwunderung über die Metamorphose aussprechen, als ein Wink des Neugetauften ihn beruhigte, und ihn wieder zu seiner Anadyomene zurückführte. Auch die Schwestern mußten die Revue passiren. Hier Frau von Schmerlenbach auf Voigtsgrün und Reiberscheid, diese Madame Gutmuß, würdige Witwe des vor zehn Jahren verstorbenen Ober-Accise-Inspectors Gutmuß, meine theuern Schwestern, die ihren werthen Bruder seit dreißig Jahren vergebens gequält haben, sich ins Joch der heiligen Ehe zu spannen, der aber glücklich der Versuchung widerstand und im Kreise seiner Nichten und seines fröhlichen Mündels sich so glücklich fühlt, als er es nur in dem Kreise seiner Kinder hätte sein können. Denn der Ehestand, so fuhr er fort, sich zu den beiden Schwestern wendend, ist doch nur ein Wehestand, nicht wahr?

Mit nichten! sagte die Witwe, warf einen glühenden, einladenden Blick auf den Assessor, der um Marien schwärmte und ihrer nicht im mindesten achtete. Ich war so glücklich während der kurzen Zeit meiner Ehe.

Kurze Zeit? fiel ihr der kleine Mann ins Wort. Haben wir nicht Deine silberne Hochzeit gefeiert?

Lieber Bruder, sagte Madame Gutmuß ganz empfindlich, Deine Indelicatesse läßt Dich oft Dinge sagen —

Die wahr sind, fiel der Kommerzienrath ins Wort, der überhaupt der Peiniger seiner theuern Schwestern zu sein schien.

Aber diesem Peiniger hätte jedoch die gepreßte Witwe wohl noch eher verziehn, als dem Assessor, der mit Maria im lebhaften, jedoch leisen Gespräch begriffen war. In den wenigen Augenblicken, welche dieses Gespräch gedauert, wußte Marie schon, daß er sie im Schauspiel gesehen, von ihren Reizen bezaubert, sie überall vergebens aufgesucht, selbst daß er die Tanten im Link'schen Bade für sie gehalten, ihrentwegen als blinder Passagier hinten aufgesessen und im Moment der höchsten Wonne durch einen Peitschenhieb niedergeschmettert worden sei. Alles dies, und die heiligste Versicherung, daß sein Schicksal unauflösbar an das Ihrige gefesselt,

und er jetzt, wo er an ihrer Seite stehe, der glücklichste Mensch unter der Sonne sei, strömte wie ein geöffnetes Wasser-Reservoir aus seinem Munde, so daß die betroffene Marie, immer zurückweichend, am Ende ganz aus dem Kreise herausgetrieben, allein mit ihm unter einem Apfelbaum sich befand.

Ihr Thee wird ganz kalt! rief jetzt Tante Witwe, kommen Sie doch, bester Herr Assessor, und setzen sich. Er hörte nicht, wohl aber Anadyomene, die sich verbeugte und zum Tische trat, wo der Assessor den Thee wie Gift hinunterschlürfte.

Es wurde nun der Reiseplan zum folgenden Tage verabredet, und da der Assessor von Neuem, rücksichtslos seiner früheren Verbindung im Wagen, sich ausschließend mit Marien unterhielt, der Rath still bescheiden, aber innig mit Blanchen sprach, und der kleine Mann die Tanten mit seinen Witzeleien eben nicht sehr zu belustigen schien, brachen diese schnell auf, schützten Müdigkeit vor — und kaum daß die Sonne sich hinter die Berge senkte, verbarg ein neidisches Zimmer die Sonnen des Tages.

Die beiden Freunde, von innerer Unruhe getrieben, suchten wieder das Freie. Bruder, rief der Assessor dem ernsten Blank entgegen! Sie liebt mich, ich bin es gewiß. Ich habe es ihr gesagt, feurig und glühend habe ich ihr gestanden, daß ich sie liebe, sie hat mich erhört.

Angehört? unterbrach ihn der Rath.

Ein sonderbarer Witz, sagte der Assessor empfindlich. Ich habe ihr Alles geschildert, fuhr er fort, da der Rath geduldig schwieg, wie ich sie aufgesucht, wie bei Tag und Nacht nur ihr Bild vor mir geschwebt. O Du kennst mich! Wenn ich ergreifen will, so sind meine Worte Pfeile, die nie ihr Ziel verfehlen.

Und sie? unterbrach ihn der Rath von Neuem.

Sah mich freundlich an, und hörte lächelnd zu.

Werner! rief der Rath lachend, Du bist doch noch immer der Alte, liebst nur Dich, und betrachtest die Frauen nur als den Altar, worauf Du Deiner Eigenliebe ein Opfer bringst, läßt Dich von Deinem überspannten Gefühl hinreißen und ich wette, morgen bietest Du der blonden Marie Dein Herz und Deine Hand.

Und die braungelockte Blanche? rief der Assessor lachelnd.

Da bewahre mich Gott! Sie gefällt mir, sie ist schön, hat Verstand und Bildung; ich finde sie liebenswürdig, reizend, verführerisch; aber ehe das Wort: ich liebe Dich! von meinen Lippen tönte, ehe ich sie mir am Altar als die Meinige denken könnte, müßte ich reiflicher mit mir überlegen und mit mir selbst einig geworden sein, ob ich überhaupt für das eheliche Leben passe; und ob —

Du großer barmherziger Gott! rief der Assessor ungeduldig aus; Du stehst vor dem Tempel der Liebe und zitterst die Schwelle zu betreten; Hymen leuchtet Dir mit seiner Fackel entgegen, und Du überlegst, ob die

Strahlen seiner Flammen Deinen Augen schaden könnten. Wo Du handeln solltest, berechnest Du, wo Du genießen solltest, fragst Du nach dem Preise — Du kommst mir vor wie ein Hungriger, der vor einer wohlbesetzten Tafel steht, und aus Furcht, sich den Magen zu verderben, nicht zulangt und verhungert.

Und Du, erwiderte der Rath, wie der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier. Tausendmal hast Du Dich verliebt, hundertmal Dich versprochen, und eben so oft war Deine Neigung eine unglückliche Ephemere.

Und, lieber Freund, rief der Assessor lachend, wir gingen Beide auf verschiedenen Wegen und kamen doch an Ein Ziel; oder vielmehr erreichten gar keins. Ich schweifte schmetterlingartig daran vorbei, Du schlichest schneckenartig und gelangtest nie bis dahin. Ist das nicht gleich? Du verrechnest Dich, weil Du zu oft die Rechnung durchgehst, ich, weil ich sie mit einem Blicke schließe. Ich habe Marien in fünf Minuten gesagt, was ich fühle; Blanche wird in fünf Wochen noch nicht wissen, was Du von ihr willst.

Davor bewahre mich auch Gott, sagte der Rath, besonders jetzt, da ich doppelte Ursache habe, auf meiner Hut zu sein.

Und warum jetzt mehr als sonst? fragte der Assessor.

Darüber laß uns schweigen. Deine Unbesonnenheit zwingt mich, dies Geheimniß für mich zu bewahren. Nur das kann ich Dir anvertrauen, daß meine Pflicht gebietet, mein Herz frei zu erhalten und mich Blanchen nicht weiter zu nähern.

Werner lachte laut auf. Närrischer Mensch! rief er aus: Du willst Dich Blanchen nicht weiter nähern? Glaubst Du denn, daß Dein ehrerbietiges Schweigen, Deine bescheidene Aufmerksamkeit nicht eben so deutlich sprechen, als meine galoppirenden Worte. Gesteh es mir, Du liebst jetzt schon die göttliche Blanche!

Der Rath stand schnell auf, ging schweigend zurück, und brach so das Gespräch ab. Es war ihm unangenehm, sich getroffen zu fühlen; der Assessor folgte lachend.

Der Morgen graute. Der Rath trat ans Fenster und schaute hinaus in die frische Morgenluft, während der Assessor ruhig in seinem Bette schlief und schnarchte. Er eilte ins Freie, kletterte den steilen Berg hinauf und sah den Aufgang der trüben Sonne, die für heute kein schönes Wetter zu verkünden schien. Nach der Seite der Stadt setzte er seine Wallfahrt, fort, stieg nicht ohne Gefahr nach der Elbseite durch die Bergschluchten hinab, und wendete sich nun wieder dem Bade auf gebahntem Wege zu. Als er sich eben um die Ecke des Berges biegen wollte, hörte er weibliche

Stimmen; sein Name tönte ihm entgegen; sein Fuß verweilte, er lauschte. Ich Unglückliche! rief eine Stimme pathetisch aus, um mich bekümmert sich Niemand. Die holdlächelnde Marie verfolgt der Assessor, und in den Fesseln der reizenden Blanche schmachtet der überglückliche Rath. Ich stehe allein.

Ich überlasse Dir gern meinen Sonderling, erwiderte ein freundliches Stimmchen; nimm den abenteuerlichen Mann, der mich kaum eine Minute gesehen hat, und mir schon sein Herz und seine Hand auf eine Art anträgt, die mich für seinen Verstand bange macht. Nimm ihn, ich tret' ihn Dir ab!

Es gilt! sagte die Erste, ich bin es zufrieden. Ein solches Wesen ist immer brauchbar genug, sich einen Tag mit ihm zu amüsiren. Jede Narrheit hat ihre pikante Seite, die Seinige ist leicht aufzugreifen. Aber was sagst Du, Blanche? trittst Du mir Deinen Verehrer auch ab?

Auch hier kannst Du das Necken nicht lassen, tönte es melodisch, und der Rath erkannte sogleich Blanchens Stimme. Du weißt, daß ich mein Herz verschließen muß, was könnte es mir helfen, wenn er mir, ich ihm gefiele. Du weißt ja selbst, daß ich so gut wie verlobt bin!

Verlobt! schrie der Rath außer sich. Ein lauter Schrei, gleich als sei es das Echo, ertönte. Als der Erschrockene um die Felswand trat, waren die Grazien verschwunden, und nur ein Handschuh, den er schnell aufhob, beurkundete die schnelle Flucht.

Verlobt also! rief der Rath außer sich. Also nach so langem Suchen und Harren, nachdem ich nun endlich ein Mädchen gefunden hätte, das ganz meinem Ideal entspräche, ist sie die Verlobte eines Andern. So neckt mich das Schicksal, und treibt mich gewaltsam nach dem verdammten Erzgebirge und nach der ausgesuchten Braut! Verlobt! rief er noch einmal und schlug mit der flachen Hand vor die Stirn. — Nun gut — mein Weg führt mich nach Dresden zurück. Wandere wer Lust hat mit dieser Verlobten, ich setze den Kelch von meinen Lippen ab, ehe er mich berauschend niederwirft. Noch ist es Zeit!

Er ging zurück. Noch konnte er durch das Gebüsch die weißen Kleider schimmern sehen; es zog ihn unwiderstehlich hinter ihnen her, aber fest in dem Entschluß, zu fliehen, stürzte er in sein Zimmer. Der gute Assessor schlief noch. Er rüttelte ihn und weckte ihn endlich auf. Mein Gott! rief er, so mache doch, steh' auf und zieh Dich an, damit wir bei Zeiten nach Dresden kommen.

Nach Dresden? sagte der Assessor und rieb sich die Augen.

Nun ja, nach Dresden; hier bleib ich keine Stunde länger.

Bist Du toll? rief nun der Assessor und sprang aus dem Bette. Ich soll nach Dresden gehen, wenn hier die holde lächelnde Marie weilt? Geh, wohin Du willst, ich bleibe!

Nun wohl! sagte der Rath verdrießlich, dann geh' ich allein zurück,

und reise morgen nach Dresden ab. Er packte seinen Reisebündel. Lebe wohl, wir sehen uns mithin so bald nicht wieder.

Höre, lieber Blank! sagte der Assessor gutmüthig. So rasch und kurz trennen wir uns nicht. Sag mir nur erst, warum Du weg willst; ist Dein Grund vernünftig, dann folge ich Dir vielleicht; doch nur vielleicht.

Blanche ist verlobt! rief der Rath nach innerm Kampfe.

Und weiter nichts, sagte der Assessor lachend, das ist ja ganz vortrefflich, das macht die Sache erst recht pikant. Tritt in die Schranken, brich eine Lanze mit dem Glücklichen, heb' ihn aus dem Sattel uns empfange den Dank aus den Händen Deiner Dame; weiter bedarf es hier nichts. Wer freilich bei dem kleinsten Hinderniß muthlos die Flucht ergreift, dem grünt der Lorber so wenig wie die Myrthe.

Wer freilich, wie Du, unterbrach ihn der Rath verdrießlich, sich aus einem Dutzend Körben nichts macht, der wagt jedes Spiel.

Körbe? guter Blank, die sind nicht mehr an der Tagesordnung. Seit die Damen sie selbst flechten und stricken, sind sie sparsam damit geworden, und theilen sie solche auch aus, so sind sie zu niedlich, um nicht aus schönen Händen noch einen gewissen Werth zu haben. Fürchte Dich nicht! Bleibe auf dem Kampfplatze, folge meinem Beispiele, laß den heutigen Tag über unser Schicksal entscheiden. Auf dem langen Weg, den wir vor uns haben, führt der Zufall tausend glückliche Momente herbei. Ich bin Dir in meinem Leben schon oft gefolgt, folge mir nur heute.

Lieber Werner! sagte der Rath schon gefaßter, Du tummelst Dich bei solchen Gelegenheiten auf einem Kampfplatze, den Du schon oft betratst. Dir ist eine Niederlage nichts Neues, mir wäre sie schimpflich. Und überlege ich Alles so recht, denke ich an Blanchens Betragen gegen mich, denk ich an ihren sprudelnden Witz, an die Lebendigkeit ihrer Augen, so fürcht' ich —

Fürchte nichts, unterbrach ihn der Assessor. Ist Agathe nicht da? geht es mit der Verlobten nicht, so mache dieser die Cour. Im Grunde sind sie sich Alle gleich, Alle aus gleichem Stoffe gewoben. Jede läßt sich und willig fangen, stellt man bei Jeder nur die Schlingen anders, die Lockspeise ist überall gleich: hänge geschmeichelte Eitelkeit ein, und die Drossel ist gefangen.

Ja wohl sind sie Alle gleich! sagte der Rath seufzend, die Braunen wie die Blonden. Bei jenen ist Alles auflackerndes Feuer, ihr scharfer Witz ist Laune, nicht Gemüth, ihre Empfindlichkeit zündet so schnell wie ihre Reizbarkeit, und das Feuer ihrer Augen zieht seine Gluth mehr aus dem Verstand als aus dem Herzen. Gefährlicher aber sind mir die blonden Madonnen, die still und verborgen, der Vestalin gleich, auf dem Altar ihres Herzens das ewige Feuer erhalten, was die Phantasie so sorgsam anschürt, und was das scheinbare Phlegma nur halb verbirgt. Der ruhig

scheinende aber glühende Blick ihres Auges seufzt: Ewig! Der Flammenblick der Brünetten ruft: Alles!

Nein, guter Blank, rief der Assessor aus, da hätte ich mich gewiß in meinem Leben nie in eine Blondine verliebt, und mein Herz nur den Brünetten geschenkt; denn das Wort Ewig ist mir bei der Liebe ein langweiliges, fatales Wort. Alles! aber steht mit großen Buchstaben in meinem Herzen, wo ich für Alles, aber nicht für Ewig Platz habe. Doch horch, was plätschert so? — Sieh wie es regnet. Nun, bei solchem Regenguße wirst Du doch Deine Flucht nicht beginnen wollen?

Der Wegweiser trat ein und berichtete, daß wohl für heute kein gutes Wetter zu hoffen sei; schon der trübe Aufgang der Sonne habe Regen prophezeiht. Auch der kleine Mann erschien, und es wurde nach mancher Berathung beschlossen, ruhig das Wetter hier abzuwarten.

Der Mittag nahte, noch regnete es. Nun so müssen wir heute hier im Bade uns so gut zu unterhalten suchen, als möglich, sagte der Kommerzienrath. Wir wollen uns der übrigen Gesellschaft anschließen, und vergnügt so wird der Tag auch wohl vorübergehen und morgen ergreifen wir den Wanderstab und beginnen unsre Fahrt.

Der Rath mußte sich nun entschließen zu bleiben, und es schien als ob ihm der Regen gleich einem Schicksal-Engel, der ihn wider Willen an die schon Verlobte band, nicht unangenehm sei, doch nahm er sich fest vor, standhaft jedem Eindruck sein Herz zu verschließen.

Während des ganzen Vormittags hatten sich die Frauen nicht blicken lassen. Vergebens war der Assessor spähend herumgeschlichen. Der Mittag nahte endlich, sie traten in den Saal. Wie der Falke auf die Taube, so stürzte Werner auf Marien: diese verbeugte sich ernst, und hatte sie gestern bei dem Flusse seiner Rede lächelnd geschwiegen, so unterbrachen heute kurz absprechende Worte seine Phrasen; ein So? Nein! — ich wüßte nicht! — hemmten den Strom, und der gute Mann stand wie versteinert da, als er die Holdlächelnde von Gestern kalt und fast unwillig vor sich stehen sah; aber so etwas überraschte ihn nur auf Augenblicke. Seine Partie war schnell ergriffen. Ein, zwei Stürme höchstens wagte er noch; dann zog mit Meister Reineckens Trostspruch von dannen und vergaß ganz den Rath, den er seinem Freunde gegeben hatte, Agathen den Hof zu machen. Er eilte schnell zu dieser, und ehe man sich setzte, lag schon sein Herz der Juno zu Füßen, die es zwar nicht von sich stieß, es aber nur als Spielwerk aufnahm, um sich damit zu belustigen.

Der Rath hingegen vermied sorgfältig Blanchens dunkelblaues Auge, und unterhielt angelegentlich die gute Tante. Seine Vorsorge war überflüssig, denn Blanchens Blicke vermieden die seinigen noch mehr. Sein unvorsichtiger Ausruf, der die drei Mädchen am Morgen von der Rasen-

bank gescheucht, hatte den Lauscher verrathen. Das Gefühl, ihre Verhältnisse und ihr Herz vor ihm aufgedeckt zu haben, mußte ihr zu peinlich sein, um sie nicht ihm gegenüber verlegen zu stellen. Sein bescheidenes Zurücktreten war ihr deshalb höchst willkommen; sie ging mit Marien in ein entferntes Fenster, und nur hier und da hoben sich die blauen Augensterne nach ihm auf.

Man setzte sich. Der Rath führte die Tanten, und nahm seinen Platz zwischen ihnen. Der Assessor führte Agathen, der kleine Mann ergriff Blanchens Hand und führte sie neben den Assessor, so daß die verlassene Marie neben der magern Tante ihr Plätzchen einnehmen mußte, und Blanche dem Rath gegenüber zu sitzen kam. Der kleine Mann hatte die köstlichste Laune, der Rath war von der größten Aufmerksamkeit gegen die Tanten; der Assessor, entzückt von dem Witz seiner blonden Nachbarin, hatte nur Augen für sie und strafte mit schneidender Kälte die stolze Marie, die dem Himmel dankte, daß sie ungestört essen konnte. Die Tanten, besonders die magere, schienen sehr mit ihrer Unterhaltung zufrieden; nur schoß manchmal Tante Witwe auf Agathen einen wüthenden Blick, wenn das Gespräch mit ihrem Nachbar zu laut wurde. Auch den Assessor traf zuweilen ein schmachtender Blick, der die schönen Momente im Wagen zurückrufen sollte, aber vergebens! Der Schmetterling schaukelte sich auf seiner frischen Rose und achtete ihrer nicht.

Der Kommerzienrath beobachtete Alles; ihm entgingen deshalb die Blicke nicht, die unwillkürlich sich trafen, doch schnell sich wieder senkten, wenn der Rath und Blanche zugleich ihre Augen aufschlugen. — Ihm entging gleichfalls die Ungewißheit nicht, mit welcher die Witwe bald den Rath, bald den Assessor anschaute, und: Wohin sollst du dich wenden, o du gepreßtes Herz! zweifelnd auszurufen schien; doch däuchte ihm, daß sie sich mehr nach dem flatterhaften Gegenüber, als nach dem bescheidenen Nachbar gezogen fühlte. Alte Frauen, wenn Asmodi sie packt und quält, laufen am liebsten auf ihren Stelzen den buntesten, flüchtigsten Schmetterlingen nach.

Alles blieb in diesen gespannten Verhältnissen. Endlich ergriff der kleine Mann sein Glas und trank zweideutig lächelnd Blanchen die Gesundheit zu: „Allen bald Verlobten!“ Eine hohe Gluth färbte ihre Wangen. Der Rath goß zitternd den Tanten die Gläser voll. Nun, bester Herr Rath! sagte der Kleine, wollen sie denn die Gesundheit nicht mittrinken? In Ihren Jahren muß das Klirren der Gläser bei dieser Gesundheit, sitzt man im Kreise holder Jungfrauen und Witwen, setzte er ironisch hinzu, das Glockengeläute sein, das zum Altare ruft. Kommen Sie, stoßen Sie hier mit meinem züchtig erröthenden Mündel an; Sie sehen, meine Gesundheit galt ihr.

Und uns! flüsterte der entzückte Assessor Agathen zu.

Uns? fragte die Lachende.

Ja uns, meine Schöne, erwiderte er mit keckem Muth, denn was könnten Sie wohl zu mir sagen, holde Blauäugige, wenn ich jetzt als Amor zu ihnen träte?

Hebe Dich weg, Satan und plage mich nimmer! sagte schnell und mit Pathos die neckende Agathe, wendete sich zu dem Rath und sagte zu diesem: Noch haben Sie ja die Gesundheit unserer bald Verlobten nicht getrunken; nur frisch, Sie wagen nichts dabei.

Das weiß Gott! dachte der Rath. Seufzend hob er sich vom Stuhl, nahm sein Glas, streckte es zitternd Blanchen entgegen, die ein Gleiches that. Leise nur berührten sich die Gläser, leise nur berührte ihr Blick sein Auge, aber heftig war die Berührung in ihrem Innern. Es schien, als würde dieser Klang, den Ton ihres Herzens weckend, für sie zum Grabgeläute.

Und Sie wollen nicht mit mir anstoßen? hub der Assessor halb empfindlich an, und sah empfindsam Agathen in ihr schönes Auge. Mit mir wollen Sie die Gesundheit nicht trinken?

Ich bin nicht verlobt, und habe auch keine Sehnsucht es zu sein, entgegnete sie.

In keinem Fall? fragte Werner gereizt.

Wenigstens in keinem, der sich mir jetzt darbietet, sagte Agathe ernst und stand auf, da die Tanten das Zeichen zum Aufbruch gaben.

Du bist ein Thor! sagte der Assessor am Abend zu seinem Freunde. Plagst Dich da zwischen den beiden alten Kastellen, so daß Du Deine ganze Operationslinie verlierst, schlägst mädchenhaft die Augen vor der Braungelockten nieder, und bist blind für ihre schmachtenden Blicke, die Dir zurufen: Erlöse mich von allem Uebel! Da mach' ich es klüger, Agathe ist mein! Ich begreife auch nicht, wo ich gestern die Augen hatte, daß mich der küßliche Mund der heiligen Madonna so anzog. Viel lebhafter, viel interessanter ist die Schwester; sie geht weit tiefer in mein Gespräch, in meine Empfindungen ein, und ich wette, ich ziehe als Bräutigam in die Residenz ein. Wenn Du als armer Schmachtender vor der Thür Deines Glückes noch um ein sparsames Almosen bettelst, bin ich im Besitze meines Glücks. Ich wette!

Wie hoch! rief der kleine Mann, der aus dem Gebüsch trat. Ich weiß zwar nicht, warum Sie wetten wollen. Aber ich setze 10 Bouteillen Champagner und trete auf Ihre Seite, Herr Rath.

Es gilt! rief der Assessor. Wenn Sie verloren haben, sollen Sie die Wette schon erfahren. Man plauderte noch und ging endlich nach dem Salon, wo man die Gesellschaft bei dem Pfänderspiel fand.

Der gute Werner unterhielt seine Nachbarin wieder so angelegentlichst, daß er sogleich ein Pfand geben mußte. Ein genialer Lichtfunke stieg in ihm auf; er nahm aus seinem Busen das Tuch, das er dem Dornstrauch

abgewommen hatte, gab es als Pfand und blickte zugleich sehnsuchtvoll auf Agathens schwebende Lippen.

Das Spiel war bald geendet, die Pfänder sollten ausgelöst werden. Dem kleinen Mann, welcher sie nun zu sich genommen hatte, sagte nun der Assessor leise ins Ohr: Ergreifen Sie das Pfand, das ich gegeben habe, so wenden Sie doch ja die Frage an mich. Der Kommerzienrath versprach es.

Die Pfänder wurden nun ausgelöst. Man lachte, schäkerte, ein Jeder suchte eine komische Auflösung, um die Gesellschaft zu unterhalten. Jetzt fragte der kleine Mann, sich an den Assessor wendend: Was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand habe?

Der, dem es gehört, soll dem, der es gegeben, drei Küsse reichen!

Der Kommerzienrath hob nun das Schnupftuch in die Höhe und entfaltete es. A. G., rief er aus, in ein Füllhorn gestickt. Der Assessor reichte schon Agathen die Hand, da stand Tante Witwe schamhaft auf. Es ist das meine, lispelte sie, die Augen niederschlagend. Wie können Sie auch, bester Herr Assessor, dergleichen sonderbare Auflösungen geben; doch ich will das Spiel nicht verderben. Sie trat auf ihn zu, spitzte die welken Lippen, und wohl oder übel; — der glückliche Werner schloß die Augen und verschluckte das Gift, das er sich selbst bereitet hatte.

Sie haben Glück! sagte nun Agathe zu dem Unglücklichen, der sich wieder an ihre Seite gesetzt hatte. Sie nahten als Amor, und kein: Hebe Dich weg, Satan! stieß sie zurück, Sie wurden erhört.

Das ist grausam! unterbrach sie Werner, noch meiner zu spotten; da ich für Sie nur leide; denn ich glaubte, es wäre Ihr Tuch.

Für diese Aufmerksamkeit, Herr Assessor, behalte ich mir den Dank noch vor.

Ihre Hand darauf, rief der Entzückte.

Ich halte Wort auch ohne Handschlag, sagte sie und stand auf, da das Spiel geendet war, und konnte sich des Lachens nicht enthalten, daß der Zufall, welcher sie beim Wegfahren der Tante Tuch, statt des ihrigen nehmen lassen, diese Scene herbeigeführt hatte.

Meinen Dank, daß Sie mir mein Tuch so sorgfältig an einem werthen Ort aufbewahrt haben, bleibe ich Ihnen noch schuldig, sagte gleich darauf die Frau Ober-Accise-Inspectorin zu dem an ihr vorübereilenden Werner.

Bitte unterthänigst, sagte der Forteilende und stürzte auf sein Zimmer. Hier setzte er sich hin und schrieb, legte das Geschriebene zierlich zusammen und eilte hinunter, hinter der Gesellschaft her, die spazieren gegangen war. Er fand sie an einem schattigen Plätzchen im traulichen Gespräch. Agathe saß bei der Tante Witwe und schien mit dieser etwas sehr ernst zu besprechen. Deine Klette, rief Marie ihrer Schwester zu, als sich der Assessor nahte, sich neben Agathen setzte, das Arbeitkörbchen, das an

ihrem Arm hing, ergriff, und damit spielend, ohne daß es bemerkt wurde, das Blatt hineinsteckte.

Der Rath trat jetzt auch in den Kreis. Es schien als habe das Pfänderspiel Blanchen und ihn genähert. Sie vermieden sich nicht mehr und der kleine Mann, dem nichts entging, bemerkte manche glühende Blicke, die recht lang und innig sich in einander verschmolzen. Auf dem Rückwege hatte Blank sogar den Muth, ihr den Arm zu bieten; aber der Kleine war gottlos genug, sie nicht einen Augenblick zu verlassen, und sich ewig in ihr Gespräch zu mischen.

Nach dem Abendessen wurde der Assessor unruhig, und Agathe fand ihn unleidlicher als je. Er sagte ihr geheimnißvolle Worte, die sie nicht verstand, deren Sinn, so weit sie errathen konnte, auf Vertraulichkeit deutete; und als er endlich die sonderbare Frage that, also wirklich? kann ich mich darauf verlassen? so antworte sie, um ihn nur los zu werden: Ja! ja! und verließ den Zudringlichen.

Der Mond strahlte mit seinem Silberschein auf die blonden Locken der Tante Gutmuß, die sie eben auf den Nachttisch legen wollte; da störte sie ein fataler Husten in dieser Operation; sie ließ die goldenen fahren, griff nach dem Arbeitbeutel, um einen Citronen-Bonbon herauszuholen, und erstaunte nicht wenig, ein ganz eigenes Bonbon zu finden, was wohl mehr das Herz als die Brust restauriren konnte. Sie hielt ein niedlich zusammengelegtes Papier in der Hand, entfaltete es nicht ohne Herzklopfen und las:

Himmlische!

Sie haben sich den Dank vorbehalten, den Sie mir schuldig zu sein glaubten. Ach! wenn Sie wirklich das empfinden, was Ihr schönes Auge mir sagt und mein klopfendes Herz ahnet, so reichen Sie ihn mir noch heute. Nach Tische erwartet Sie im Garten unsern Luther's Büste mit unaussprechlicher Sehnsucht ein treues Herz, um Ihnen zu sagen, wie unaussprechlich es liebt.

Werner.

Goßer Gott! rief die Tante Witwe, nahm schnell einen Bonbon zur Vorsorge aus dem Arbeitbeutel, warf den Shawl um, setzte den Strohhut auf. Großer Gott, wenn ich die Schäferstunde versäumt, vielleicht mein Glück auf ewig verscherzt hätte! Sie eilte die Treppe hinunter, schlich durch den Garten, schlüpfte in den Gang, wand sich durch Krümmungen nach dem bestimmten Plätzchen — Dein! rief sie aus. Mein! rief der Assessor. Die Glücklichen lagen Brust an Brust.

Hatte etwa eine eckige Partie den Armen verwundet oder vermißte er bei der Umarmung die gehörige Elasticität, kurz er fuhr erschrocken zurück, und Tante Gutmuß, vom Mondlicht zauberisch bestrahlt, stand vor ihm holdlächelnd, ihn zur Wiederholung des süßen Kusses mit durstigen

Lippen einladend; und hinter ihm schallte ein lachendes: Ei, ei! Der kleine Mann und Agathe standen als Zuschauer da.

Ihr Ritter, die Ihr je auf Amors Bahn ein Abenteuer bestanden, kühn und keck, werft Eure Siegeskränze auf den Unglücklichen und bedeckt ihn, daß er vor Scham nicht vergehe; und du, göttliche Frechheit, wirf einen deiner Lichtfunken in sein Gehirn, daß dein edelster Sohn nicht zu Schanden werde!

Haben Sie denn kein Eau de Cologne bei der Hand? rief der Assessor der Rose entgegen und drückte noch einmal den Dornstrauch an sein klopfendes Herz.

Mein Gott, die Frau Tante wird wieder ohnmächtig. Geschwind, meine Beste! raunte er der Tante ins Ohr. Ach Gott! stöhnte diese, und drückte sich fest an ihn. Agathe nahm ihr Flacon, hielt es ihr vor; es half nichts; Tante Amanda wollte sich nicht erholen, sie schien sich zu behaglich in dieser Lage zu befinden. Endlich nachdem der Assessor unruhig zu werden schien, kam sie aus ihrer süßen Ohnmacht ins Leben zurück, klagte über Schwindel, der sie hier befallen und wo eine hülfreiche Hand sie sorgsam unterstützt habe. Ach sind Sie es, lieber Herr Assessor? rief sie nun, ich danke Ihnen tausendmal.

Nun laß das nur, sagte der Kleine. Die Abendluft könnte Dir schaden. Er bot ihr den Arm. Der Assessor folgte mit Agathen.

O ich Unglücklicher! rief dieser aus. Sie, meine Holde, erwartete ich hier.

Mich? sagte Agathe kalt.

Ich hatte, erwiderte der Assessor —

Ein Billet in mein Arbeitkörbchen gesteckt, unterbrach ihn die Blondine. Ich bitte, mich künftig damit zu verschonen, Sie verschwenden Ihre Zeit und Mühe nur vergebens. Sie verbeugte sich, ließ ihn stehen und ging in das Haus.

Verdammter Streich! rief er aus. Wie kam nur mein Billet in die Hände der Tante? Niemand hätte ihm die Frage besser beantworten können, als der kleine Mann, dem nichts entgangen war. Er hatte den Gefangenen seiner Haft entledigt, das Billet gelesen und es in den Arbeitbeutel der Tante gesteckt.

Die Blondinen schienen nun für ihn verloren. Nach der Braunen wendete sich sein kühner Sinn. Er verschlief sein Unglück und erwachte mit dem Vorsatz, dem Rath zu zeigen, wie man einer Verlobten die Cour machen müsse.

Die Wagen fuhren vor. Der Kommerzienrrth, Blank, die Tante Schmerlenbach und Blanche stiegen in den einen, der Assessor mit seinen drei Gefeierten in den andern. Es gehört wahrlich nicht wenig Muth

dazu, sich zwischen drei Damen zu setzen, wovon man seit acht und vierzig Stunden zweien sein Herz angetragen und die dritte zärtlich in seine Arme geschlossen hat. Doch des Assessors eiserne Stirn blieb ruhig; er scherzte mit Agathen und Marien, als ob nichts vorgefallen sei, bekümmerte sich nicht im mindesten um die Tante, und schien Kuß und Umarmung vergessen zu haben.

Die Fahrt ging durch den reizenden Kirnisch-Grund und stiegen an dem Wasserfall des Beuthen-Wassers aus. Zwei Sänften mit stämmigen Trägern wurden gemiethet; die alten Damen setzten sich hinein, die Jungen, den kleinen Mann an ihrer Spitze, folgten; die Führer gingen als Cicerone vorauf und ermangelten nicht, redselig über Alles zu sprechen. Seinem Vorsatz getreu, verließ der Assessor Blanchen keinen Augenblick. Der Rath zu stolz, ihm deshalb Vorwürfe zu machen, wurde verdrießlich, Blanche einsilbig, antwortete endlich gar nicht mehr, und schützte Kopfweh vor; den kleinen Mann belustigte das neckende Spiel und die blonden Schönen waren froh, daß sie sich selbst überlassen blieben, und den Zudringlichen wenigstens für jetzt los waren. Nur Tante Gutmuß konnte die Gedankenstriche in dem Concept ihrer Liebe gar nicht deuten; denn nach jeder glücklichen Katastrophe trat immer ein langweiliger Stillstand ein. Mußte sie nicht nach dem Rendezvous von gestern Abend ein ganz anderes Benehmen erwarten? mußte der Assessor nicht ihr unzertrennlicher Begleiter sein? — Doch dieser schlich mit Blanchen hinter der Sänfte drein, und bekümmerte sich nicht um sie; er hatte sie nicht einmal nach ihrem Befinden gefragt.

Endlich gelangten sie in eine niedliche Tannenanlage. Die Führer liefen voraus, und in der Ferne tönten nun Harfentöne und ein melodischer Gesang. Noch einige Schritte, und die schöne Halle, die den unästhetischen Namen des Kuhstalls führt, lag mit ihrer malerischen Aussicht vor ihnen. Selbst der Assessor vergaß, in dem Anschauen des herrlichen Anblicks versunken, sein liebes Ich und fühlte die Schönheit der reizenden Natur. Die Gesellschaft frühstückte hier, der Assessor bestürmte die arme Blanche, die mit kalter Ruhe, doch höflich ihn zurückwies; der Rath war in Verzweiflung, und der kleine Mann unterhielt sich angelegentlich mit den Senftenträgern.

Die Wallfahrt wurde nun wieder angetreten; man eilte den kleinen Winterberg zu. Die Fußgänger folgten den Sänften.

Mein bester Herr Assessor, mein bester Herr Assessor, tönte es auf einmal aus der hintersten Sänfte. Dame Gutmuß war es, die mit helltönender Stimme dreimal bester Herr Assessor rufen mußte, ehe es dieser Verstockte hören wollte. Endlich da ihm Alles entgegenrief, mußte er nach der Sänfte hintraben.

Haben Sie denn kein Eau de Cologne bei sich, mein bester Herr Werner, sagte mit schmelzendem Tone die Witwe. Ich weiß nicht, mir

wird wieder so sonderbar zu Muthe. Ist es die Pastete, wovon ich vielleicht zu viel gegessen habe, oder ist es wieder ein kleiner Schwindel, der mich befällt, ich weiß es selbst nicht!

Der Assessor reichte ihr mit gärmlicher Miene sein Flacon. Haben Sie die Güte, rief nun Frau von Schmerlenbach, auch mir! Der Arme trabte auch zu dieser. Doch diese Dame, vergnügt, Jemanden bei sich zu sehen, mit dem sie plauden konnte, ließ ihrer Zunge freien Lauf, gerieth in Entzücken über die herrlichen Punkte, die vor ihnen lagen, schilderte mit solcher Lebendigkeit die göttliche Aussicht auf dem Kuhstall und zauberte den armen Assessor so fest an ihre Sänfte, daß nur der helle Ruf der Dame Gutmuß im Stande war, ihn loszureißen. Geschwind Ihr Flacon, rief diese; geschwind, bester Herr Assessor! Er wendete sich; aber wer schilderte sein Erstaunen, als er keine der holden Fußgängerinnen mehr erblickte; sie waren verschwunden.

Wo sind die Andern geblieben, rief er verdrießlich, indem er zurückblickte und der armen Dame das Flacon an ihr klopfendes Herz, statt unter die Nase hielt.

Sie werden den Fußsteig gegangen sein, sagte einer der Träger.

Und wo finden wir sie wieder?

Auf dem kleinen Winterberg vermuthlich, antworte dieser phlegmatisch und setzte die Sänfte nieder, während die andern Träger mit der magern Tante lustig vorangingen.

Nun macht nur, ihr lieben Leutchen, sagte Tante Amande, es ist schon vorüber, nur vorwärts. Die Träger packten an, und es ging rasch vorwärts. Der Assessor trabte verzweiflungvoll nebenher, sah rechts und links nach den Andern, und sah immer nichts. Da strauchelte einer der Träger, setzte unter fürchterlichem Fluchen die Sänfte nieder, und wimmerte. Der arme Mensch hatte sich den Fuß verrenkt und konnte nicht auftreten. Man versuchte Alles, nichts half, die Zeit ging verloren, und die erste Sänfte war schon aus dem Gesicht. Der Träger sagte ganz bestimmt, daß es ihm unmöglich sei, weiter zu gehen, er könne keinen Schritt auftreten. Das war ein fataler Streich!

Mitten im Walde mit einer alten Dame allein, die nicht gehen kann, oder nicht gehen will, das ist kein beneidenswerthes Abenteuer. Doch es blieb nichts weiter übrig, als, der Assessor mußte die gute Tante am Arm und der noch rüstige Träger die Sänfte auf den Nacken nehmen; der lahme blieb liegen, und so wanderte man dem kleinen Winterberg zu. Kaum waren sie aber eine halbe Stunde gegangen, als sie beständig steigen mußten und der Berg immer steiler und steiler wurde. Die Tante konnte nicht mehr, setzte sich auf einen Baumstamm und erklärte verzweiflungvoll, daß sie keinen Schritt weiter gehen werde.

Es sind nur noch wenige Minuten, so sind wir oben, sagte der Träger, aber auch dieser Trost konnte ihre erschöpften Lebengeister nicht stärken

Sie blieb ruhig sitzen und erwartete mit Geduld ihr Schicksal, das ihr an der Seite des Assessors nicht traurig zu sein schien. Dieser war aber in Verzweiflung; Blanche, Marie und Agathe, Alle schwebten immer ferner von ihm, und hier hielt ihn seine unglückliche Amanda und bannte ihn, als sei sie sein böser Geist, an den Baumstamm.

Ach gestern Abend! hob sie an, als ihr zärtlicher, lockender Brief mich in ihre Arme führte, da war es anders.

Ja, rief der Assessor, und griff verzweiflungvoll nach dem Trageband, das ihm der Träger mit bedeutungvoller Pantomime vorhielt. Er warf es um, bat Amanden einzusteigen, die es nur ungern zu thun schien, und versicherte in der höchsten Wuth, eine süßere Bürde habe er noch nie getragen.

Aber sein Rettungengel war nicht mehr fern. Ein Träger der Tante Schmerlenbach kam ihnen entgegen. Diese hatte halten lassen und erwartete sorgsam und ängstlich die Schwester, und rettete so den Assessor von einem wahrscheinlichen Blutsturz. Dieser übergab seine Last dem Bereitwilligen, drückte ihm ein Trinkgeld in die Hand, und stürzte durch Moos und Gestrippe auf gerademe Wege dem Winterhäuschen zu, das auf der Höhe vor ihm lag.

Nicht Amandens Zuruf, nicht der der Schmerlenbach, der ihn im Vorbeilaufen aufhalten wollte, störte ihn in seiner Flucht; er klimmte von Felsen zu Felsen, stand oben, sah Niemand, stürzte in das Winterhäuschen, und fand — seinen Freund mit Blanchen Hand in Hand in tiefem Gespräch, ihn nicht bemerkend.

Blank! rief der Erschöpfte, Du allein hier! Blank? tönten dem Echo gleich die Purpurlippen der hocherröthenden Blanche und ihr Auge sah fragend den Rath an, der das seine verlegen niederschlug. Der Assessor bemerkte von Allem nichts, und gab durch die Erzählung seines Unfalls den Erschrockenen die Geistesgegenwart wieder, die sein Ausruf ihnen benommen. Erst jetzt bemerkten sie, daß sie allein zurückgeblieben waren, und der kleine Mann mit den Schwestern sie verlassen habe.

Lassen Sie uns nun die Tanten hier abwarten, sagte Blanche in höchster Verlegenheit. Doch der Assessor versicherte, ehe er sich noch einmal an die Alten bannen ließe, liefe er aufs Gerathewohl in den Wald hinein, nicht einen Augenblick bleibe er länger hier. Er wollte einen hier zurückgelassenen Führer mitnehmen; doch da dieser versicherte, er müsse die Sänften abwarten, ließ er sich den Weg beschreiben und stürzte fort. Blanche und der Rath, die nicht aufs Gerathewohl in dieser Wildniß folgen wollten, mußten ruhig die Tanten hier erwarten.

Während den Assessor das Unglück betroffen hatte, waren die Fußgänger auf einem Nebenpfade vorangezogen. Der Kommerzienrath mit den Nichten konnten die Zeit nicht erwarten, bis sie das Winterhäuschen erreichten und eilten voran, während der Rath mit Blanchen folgte. Die Zudringlichkeit des Assessors hatte diesen gelehrt, seine Zeit besser zu benutzen; auch Blanche schien dem Himmel zu danken, daß sie ihren Begleiter gewechselt hatte. Oft war er unterwegs genöthigt, ihr die Hand zu reichen, unwillkührlich mochte er sie zu fest halten; er glaubte dann einen leisen Druck zu fühlen, den er zu erwidern sich verpflichtet hielt. Dankbar blickte sie ihn an, wenn er sie sorgsam über die Felsstücke geleitete, ihre Blicke begegneten sich dann oft; die Einsamkeit, das schauerliche Dunkel des Waldes machten sie zutraulich. Als sie auf dem kleinen Winterberge zu dem übrigen Theil der Gesellschaft stießen, waren sie sich um Vieles näher gekommen, der Rath hatte ganz seinen Vorsatz, die Verlobte zu fliehen, und sie es so ganz vergessen, daß der Wunsch ihrer Mutter über sie bestimmt hatte, so daß die Uebrigen ihre Wanderung fortsetzten, und der Assessor die Verlassenen im Häuschen überraschen konnte.

Endlich kamen die Tanten an. Für Blank viel zu früh, gegen den Blanche seit der Flucht des unglücklichen Assessors viel zutraulicher und herzlicher geworden war, als früher. Der Führer mußte nun das Amt des Trägers übernehmen, und so zog die Karavane dem großen Winterberg zu, wo sie Alles in schönster Ordnung zum Diner bereitet fanden, nur den Assessor nicht. Eine Gesellschaft munterer junger Leute beiderlei Geschlechts, die unter Anführung einer alten Dame, und unter Singen und Jauchzen so eben den Winterberg verließ, wurde gebeten, wenn sie dem irrenden Ritter irgendwo begegnete, ihn mit zum Prebischthor oder nach Hirmischkretschen zu nehmen, wo er auf sie warten möchte. Die Gesellschaft versprach es, zog singend ab, und die Tanten brummend ein.

Ueber den kleinen Mann strömte die Fluth ihrer Vorwürfe, daß er sie so schändlich verlassen habe, doch bot er freundlich einer Jeden ein Glas Cardinal, setzte Ruhe ihrem Zorn, Witz ihren Bitterkeiten entgegen, und schon bei dem zweiten Glase hatte Dame Schmerlenbach ihren Aerger vergessen, Donna Gutmuß aber noch nicht ihren Schmetterling, der jetzt, vielleicht zwischen Klippen und Felsen irrend, mit hungrigem Magen und durstigen Lippen sich nach ihr sehnte.

Alle ergötzte die weite herrliche Aussicht, nur Amanda nicht, die leise vor sich sang: Er fliehet fort, es ist um mich geschehn Ihr Auge suchte nur nach ihm, ach, wo sollte sie ihn wieder finden!

Man blieb länger hier, als man gewollt und erwartete den Verlornen vergebens! er kam nicht, und man mußte ohne ihn den Wanderstab ergreifen. Der Zug ging nach dem Prebischthore. Blank und Blanche folgten. Leise berührte diese die Verhältnisse ihres Begleiters, der, wahrscheinlich durch des Assessors Betragen aufgeweckt, diesmal offener und zutrau-

licher gegen Blanche sich benahm, als er es noch je gegen ein weibliches Wesen gethan hatte. Sie erfuhr nach und nach, daß er der Rath Blank, seine Mutter Wittwe sei, in Frankfurt an der Oder wohne; und sogar, daß er nach Sachsen gereist sei, um die Bekanntschaft eines Mädchens zu machen, das seine Mutter für ihn gewählt habe. Diese Verbindung sei ihm von Anfang unangenehm gewesen, er habe diese Reise nur seiner alten guten Mutter zu Liebe unternommen; jetzt aber segne er sein Geschick, denn nur durch diese Reise habe er sein Ideal erblickt, habe er sie gesehen.

Und ihre Braut? unterbrach ihn Blanche.

Nichts mehr von dieser. — War sie mir gleichgültig, so ist sie mir nun unausstehlich und verhaßt.

Kennen Sie sie denn? fragte Blanche theilnehmend. Wie heißt sie?

Auguste Wallbeck! Sie soll hübsch sein, liebenswürdig, verständig; aber ich glaube dem Allen nicht. Ein Mädchen, das zugiebt, daß man sie einem, ihr fremden Manne anträgt, muß gemüthlos und speculativ, kann nicht herzlich sein!

Urtheilen Sie nicht zu streng, unterbrach ihn Blanche ernst. Vielleicht verdient Auguste Wallbeck Ihr Urtheil nicht.

Der kleine Mann trat in diesem Augenblick zu ihnen, störte ihr Gespräch, und blieb bis zum Prebischthor ihr beständiger Begleiter. Blanche schien verstimmt. Alle freuten sich des herrlichen Blicks ins Böhmerland hinein, Alles ängstigte sich um den Assessor, der auch hier nicht gefunden wurde. Nur Blanche nahm keinen Theil an Allem, sie schien ernst, in sich gekehrt, setzte sich auf ein einsames Plätzchen, und sah hinunter ins weit geöffnete Thal.

Habe ich Ihnen durch irgend etwas wehe gethan? fragte der Rath sich ihr nähernd.

Nein! antwortete sie freundlich. Nein! doch überlassen Sie mich nur einen Augenblick mir selbst.

Er trat bescheiden zurück.

Tante Amanda war in der peinlichsten Unruhe. Wie eine Glucke, die ihr Küchlein verloren, trippelte sie umher, fragte bald den Wirth, bald das dienende Mädchen, ob nicht ein junger, schöner Mann hier gewesen sei, mit schwarzen Augen und schwarzen Haaren, erhielt aber nirgends befriedigende Antwort. In der lustigen Gesellschaft, die eben von dannen gezogen, wären mehrere mit schwarzen Haaren gewesen, dies war Alles, was sie erfahren konnte. Sie war außer sich, und selbst der kleine Mann nicht ohne Unruhe. Doch war ja der Assessor Mann genug, sich allein durch die Welt zu finden.

Man brach nach Hirmiskretschen auf. Die Blondinen schäkerten. Blanchens düstere Ruhe schien sie zu belustigen, den Kommerzienrath hingegen zu beängstigen. Blanche war mit ihnen vorangegangen, der Rath

folgte, wagte einige Mal, ſich ihr zu nähern; ſie blieb aber im Kreiſe ihrer Freundinnen einſilbig und gedankenvoll.

Jetzt gelangten ſie auf den Punkt, wo man, rückwärts ſchauend, den Prebiſchkegel erblicken kann. Der Führer machte hierauf aufmerkſam. Alle wendeten um, und traten der Eine da, der Andere dorthin, den rechten Standpunkt zu finden; nur Blanche blieb gedankenvoll ſtehen. Da ſchaute der Rath nach ihr, er ſah die Liebliche ſinnend in ihrer ganzen Schönheit vor ſich. ſein Herz wurde überwältigt, er nahte und ſagte mit dem innigſten Ton: Fräulein! nur um einige Minuten Gehör bitt' ich Sie, weiſen Sie meinen Wunſch nicht zurück, das Glück meines Lebens hängt an der Gewährung!

Die Andern nahten, ehe noch Blanche antworten konnte. Doch ſie waren noch nicht lange dem Dörfchen zugegangen, als das Band von ihrem Schuh locker wurde, und ſie zurückbleiben mußte, es feſter zu binden. Der Rath verſtand dieſe Antwort auf ſeine Bitte, er blieb nach und nach hinter den Trägern zurück, die recht auftreten mußten, um dem kleinen Mann folgen zu können, der wacker voranſchritt.

Blanche glühte wie ein Burgunder Röschen, als ſie ſich in bedeutender Entfernung von den Andern mit dem Rath allein ſah.

Halten Sie mich nicht für leichtſinnig, hub dieſer an und ergriff ihre Hand, die ſie ihm nicht entzog, wenn ich ſchon heute der Entſcheidung meines Schickſals entgegengehe. Ich fühle es wohl, Sie müſſen mich verkennen; ich kenne mich doch ſelbſt nicht wieder. Daß ich Sie liebe, fuhr er nach einer Pauſe fort, mußte Ihnen mein Benehmen ſagen, meine Lippen brauchen es nicht zu wiederholen, daß ich Sie glühend liebe, zeige Ihnen der Muth, den ich habe, es ihnen zu geſtehen. Daß ich ohne Sie, ohne Ihren Beſitz nicht glücklich ſein kann, ſind Sie überzeugt, das ſagt mir der herzliche Blick, dem ich jetzt begegne. Sein Sie wahr, ſein Sie offen. Entſcheiden Sie in dieſem heiligen Augenblick, hier, umgeben von der ſchönen, hohen Natur. Sprechen Sie das Wort, das mich zum glücklichſten Menſchen machen kann.

Herr Rath! ſagte Blanche nach einigem Nachdenken, vergeſſen Sie ſo ſchnell die Wünſche Ihrer guten Mutter?

Sie will mein Glück! entgegnete dieſer, und nur in Ihnen kann ich es finden.

Ich kenne Auguſte Wallbeck, ich kenne ſie genau. Sie iſt meine beſte Freundin. Ich bin überzeugt, daß, kennten Sie ſie näher, Sie gewiß manches Gute in ihr finden würden, was Sie an mir jetzt vermiſſen werden. Ich bin überzeugt, bei genauerer Bekanntſchaft, ſetzte ſie erröthend hinzu, wird ſie Ihnen ein höheres Intereſſe einflößen, als ich es jetzt vermag.

Nein! Nein! rief der Rath.

Urtheilen Sie nicht zu früh, ſagte Blanche. Hören Sie mich! Ehe

Sie nicht Auguste Wallbeck näher kennen gelernt, ihr mit Offenheit, was Sie für diese Auguste fühlen, gesagt, und sich dann und Ihre Neigung zu mir geprüft haben, ehe — erhalten Sie keine Antwort auf Ihre Frage.

Wie ungerecht! wie grausam! rief der Rath. Wo ich meinen Himmel sehe, soll ich ihn noch vergleichen, soll ich wählen. Nein, bei Gott! ich schwöre es Ihnen hier feierlich, und wäre sie ein Engel, nie wird Auguste Wallbeck die —

Die kleine, niedliche Hand der zitternden Blanche schloß seine Lippen, und drückte das entscheidende Wort zurück in seinen Kerker. Schweigen Sie! rief sie aus. Hörte ich noch einmal diesen Schwur, wir wären auf ewig getrennt! Sie eilte fort. Noch einmal wollte Blank beginnen, doch sie gebot so streng zu schweigen, daß er gehorchend folgte. Als Sie zu den übrigen traten, hatten sie die Rollen gewechselt. Der Rath war still und ernst, Blanche ruhig und heiter.

Unter mancherlei Gefühlen durchwandelte die Gesellschaft das reizende Hirniskretschen und gelangte an die Elbe, wo ein Schiff sie erwartete, das sie nach Schandau zurückbringen sollte. Die Tante Witwe aber hätte unter keinen Umständen das Schiff betreten, ohne nicht überall nach ihrem Flüchtling umzuschauen. Blank mußte sie in das Wirthshaus an der Elbe führen, wo ihnen Gesang und Jubel entgegenschallte. Sie öffneten die Thür eines Zimmers und fanden hier die Gesellschaft, welche sie auf dem Winterberg getroffen hatten, an einem runden Tisch sitzend, zwei Bowlen Punsch vor sich. Schöner, schöner, schöner grüner Jungfernkranz, tönte es ihnen entgegen, und, o schmerzvoller Anblick! der Entflohene stand mit dem Rücken gegen die Thür, nach einem vorgebogenen Köpfchen sich beugend, in dessen blonde Locken er einen Blumenkranz mit den Worten: der Schönsten, wand, und zum Dank um einen Kuß bat, der dem überall Unglücklichen aber verweigert wurde, als der Ausruf: Heiliger Gott! was muß ich erblicken: der hinter ihm erscholl, und den ein allgemeines Gelächter der Gesellschaft begleitete, ihn in seinen Entzückungen störte. — Er sah sich um, und sein Schutzgeist, seine Amanda, stand hinter ihm.

Endlich! rief sie aus, und Alles war still und lauschte. Endlich haben wir Sie wieder gefunden, ach! meine Angst war unbeschreiblich und —

Die meine nicht! unterbrach sie der Assessor und war blind für die mahnenden Winke, die ihm der Rath gab, der ihn schnell unter den Arm nahm, ihm etwas ins Ohr raunte, und nach einer flüchtigen Verbeugung gegen die Gesellschaft sich mit ihm und der Tante entfernte.

Als sie aus dem Hause traten und dem Schiffe zueilten, tönte aus allen Fenstern in vollem Chor: Schöner, schöner, schöner grüner Jungfernkranz, und eine kleine Blondine rief, indem sie schalkhaft den Blumen-

kranz hinabwarf: Geben Sie ihn der Schönsten, die Ihnen näher ist, als ich.

In welche ungesittete Gesellschaft hat Dich Dein Leichtsinn geführt? sagte nun der Rath sehr ernst.

In angenehme, erwiderte der Assessor gleichgültig, wo man so wenig Körbe wie Sänften zu tragen nöthig hat.

Der kleine Mann empfing den Flüchtling lachend. Das Schiff stieß ab, und noch lange tönte der Jungfernkranz ihnen nach.

Auf dem Schiffe, in dessen Mitte eine mächtige Punschbowle prangte, sah Alles gar sonderbar aus. Vier Gleichgültige, zwei Ernste, zwei Unglückliche, ein Verdrießlicher und zwei Arbeitende, schwammen in dieser Gondel die Elbe hinab. Tante Schmerlenbach, Agathe, Marie und der Steuermann waren die Gleichgültigen; der kleine Mann und Blanche die Ernsten, der Rath und Amanda die Unglücklichen, Werner der Verdrießliche, und die andern Schiffer die Arbeitenden. Alle tranken fleißig, und suchten durch den glühenden Punsch, der sogar auch den Arbeitenden gereicht wurde, ihre Laune zu verbessern. Endlich ermannte sich der Kleine, er faßte das Glas, hob es in die Höhe. Unsere alte Gesundheit, rief er, Allen baldig Verlobten!

Da stand Blanche auf und trat mit freundlichem Blick vor den Rath. Dann müssen Sie, Herr Rath, hob sie an, die Gesundheit von Auguste Wallbeck trinken. Alle waren erstaunt; die Mädchen fuhren fast laut auf, nur Werner nicht, dieser horchte aufmerksam zu. Nun, Herr Rath! sagte Blanche lächelnd. Dieser setzte das Glas nieder, und sagte finster: Diese Gesundheit trink ich nie!

Nie? rief Blanche.

Ist die Auguste nicht Deine zugedachte Braut, lieber Bruder, rief der Assessor plötzlich aufspringend aus.

Nie wird sie die Meine! — rief Blank, ohne auf den Assessor zu hören.

Dann nehm ich sie! rief dieser aus. Sie hören, meine Damen, er will sie nicht. Morgen reise ich hin.

Sie möchten sich einen Korb holen, sagte Blanche halb unwillig.

Schadet nichts, erwiderte er mit Humor. Bei meiner bedeutenden Sammlung macht ein Exemplar mehr oder weniger gar nichts aus. Ich reise hin, gestehe ihr meine Liebe, sie widersteht nicht, wird mein — und

Giebt Ihnen einen Korb, unterbrach ihn Blanche.

Woher wissen Sie das so genau, sagte der Assessor beleidigt.

Weil ich es Ihnen selbst sage, weil Auguste Wallbeck hier vor Ihnen steht. — Sie nahte Blanken. Wollen Sie meine Gesundheit nicht trinken, lieber Blank? sagte sie mit weichem Ton.

Ob er sie trank? —

Der Mond beſchien ein glückliches Paar. Sie ruhten Arm in Arm. Der Aſſeſſor, den eine ſolche Scene jedesmal zum Mitſpielen einlud, ſah ſehnſuchtvoll im Kreiſe umher. Juno's Auge ſchwieg, Madonna ſenkte den Blick, Tante Schmerlenbach rauſchte toſend an ihm vorbei, nur Amanda verſtand ſeine Sehnſucht, ſie nahte ihm. — Da ſprang er neben das Steuerruder. Seine drohende Stellung, ſein verzweiflungvoller Blick gaben die Gewißheit, daß er lieber über Bord ſpringen würde, als noch einmal ſein Hoffnungſchiff an dieſe ſchroffen, eckigen Klippen ſchleudern zu laſſen; ihn ſchauderte vor dieſem Göttergenuß.

Da Sie meine gute Schweſter Amande ſo kalt von ſich ſtoßen, mein lieber Aſſeſſor, ſo haben Sie wahrſcheinlich Ihre Wette und die zehn Bouteillen verloren, ſagte der kleine Mann, denn wenn Sie nicht zurückfahren, und von dort, wo das luſtige Liedchen noch hinter uns drein tönt, eine Jungfrau zum Altar führen wollen, möchten Sie wohl gleich mir ohne bräutliche Ketten nach Dresden zurückkehren, denn die Jungfrauen hier ſcheinen am Mondlicht mehr Behagen zu finden, als an Hymens Fackel.

Sobald ſie nur ein Irrlicht iſt. Ja! rief vorſchnell Agathe.

Ein Irrlicht? unterbrach ſie raſch der Aſſeſſor, ſah ernſt vor ſich in die Fluth und ſchwieg.

Wir wollen gegenſeitig abrechnen, ſagte nun der Kleine. Zahlen Sie, beſter Aſſeſſor, die Wette, die ich ehrlich gewonnen habe, ſuchen Sie unter den Töchtern des Landes ein Bräutchen; ich komme dann zur Hochzeit und bringe zwanzig Bouteillen mit.

Ohne auf dieſe Rede zu achten, erhob ſich der Aſſeſſor von ſeinem Sitz und näherte ſich Agathen. Sie haben mich vorher mit einem Irrlicht verglichen, mein Fräulein, ſagte er ernſt, das bin ich nicht und trete gegen Jeden in die Schranken, der dies behaupten will.

Herr Aſſeſſor! Herr Aſſeſſor! ſagte Marie mit dem Finger drohend, ich glaube kaum, daß Sie in die Schranken eingelaſſen würden.

Hier ſtehe ich vor Ihnen, Fräulein Agathe, fuhr er in ernſtem, gemüthlichem Tone fort, ohne ſich durch Marie unterbrechen zu laſſen, und fordere Sie zum Richter auf über mich. Erlauben Sie nur, daß ich mich binnen einem Jahre vor Ihren Richterſtuhl ſtellen darf. Hier mein Freund Blank, hier Fräulein Blanche, dann gewiß ſeine Gattin, ſollen als Zeugen neben mir ſtehen. Ein glückliches Verhältniß hat mich und ihn in die Reſidenz verſetzt, ſie können, ſie werden mich dort beobachten — und bin ich dann kein Irrlicht —

So ſag ich frei und frank, daß Sie ein Narr erſter Größe ſind, fiel Agathe ihm ſchnell in die Rede.

Fräulein, antwortete der Aſſeſſor, ohne Empfindlichkeit, daß Sie ſcherzen, hab ich verdient, ich meine es ernſtlich; bin ich dann kein Irrlicht — dann, — Sie mögen allein ſtehen, oder an der Hand eines Gatten,

dann werde Ihnen die Freude, das Irrlicht zum ruhigen Flämmchen umgeschaffen zu haben.

Topp! sagte der Kleine, dann zahle ich die Wette auch. Wir bekommen eine hübsche Partie Champagner zusammen. — Also heute über's Jahr ist Kriegrath, und ich dächte, Agathe, bis dahin, blos um unparteiisch urtheilen zu können, richtetest Du die Sache so ein, daß Du ohne ehelichen Beistand den Richterstuhl besteigen könntest.

Thue das, Agathe, sagte Blanche zu der Erröthenden, und lispelte ihr leise Worte ins Ohr. Sie schwieg, der Assessor setzte sich wieder neben den Steuermann.

Der kleine Mann, der Hebel aller dieser Begebenheiten, war nun ganz ausgelassen vor Freude. Von dem Augenblicke an, daß Blank ihm auf der Bastei seinen Namen gesagt, und er ihn für den bestimmten Bräutigam von Augusten erkannt hatte, war von ihm diese kleine Mystification ausgedacht, und ohne Beihülfe vollbracht worden. Selbst Auguste, die in diesem Familiencirkel ihres blendenden Teints wegen Blanche genannt wurde, erhielt erst auf dem Winterberge Licht durch den Ausruf des Assessors:

Dieser verließ nach einigem Nachdenken seinen Nachbar, den Steuermann, und setzte sich neben seine Amanda. Tantchen! sagte er in seinem alten gutmüthig jovialen Ton: Sie waren doch die Gütigste unter Allen. Sie haben mich überall Verstoßenen innig an Ihr Herz gedrückt und mir wohl gewollt; Gott vergelt' es Ihnen, wenn ich es auch nicht kann!

Des Herrn Wille geschehe! sagte nun der Kleine, und das gefüllte Glas in der Hand, rief er aus: Also über's Jahr sehen wir uns wieder!

Das Carnaval.

Fortsetzung der Reise in die sächsische Schweiz.

In dem Hause der Geheimeräthin König war Alles in Bewegung, in sofern man ein geregeltes Treiben und eine genau berechnete Beschäftigung so nennen darf. Neue Vorhänge wurden aufgehangen, dem Tapezier mit umständlicher Genauigkeit die Idee zum projectirten Faltenwurf aus einander gesetzt und dabei doch nicht vergessen, die scharfen Augen auf die Jungfer zu richten, die, von einem Stuhl nach dem andern hüpfend und trällernd, die Ueberzüge abzog und sich über die schön gestickten Thiere und Landschaften freute, welche sich hier ihrem neugierigen Auge enthüllten. Kaninchen und Löwen, Ananas und Feigen, Rosen und Vergißmeinnicht, Alles prangte hier, von der fleißigen Nadel täuschend geformt, in den grellsten Farben; jetzt band sie den grauen Ueberzug von einem Sessel ab und lachte laut auf.

Nun, was giebt's wieder? fragte die Hausfrau verdrießlich, während der Tapezier, auch hinblickend, einen Haufen Stecknadeln herabfallen ließ.

Ja sehn Sie nur! sagte die immer noch lachende Lina, das Feuer, was aus dem Berge brennt!

Es ist der Besuv! unterbrach sie die Geheimeräthin belehrend.

Wer könnte sich denn auf den Sessel setzen? fragte die Zofe immer noch lachend.

Elias! meinte der Tapezier, lachte über seinen eigenen Witz und ließ hierbei die gelbseidenen Gardinen herunterfallen, die im Herabgleiten eine schöne Tasse von Sever Porzellan mitnahmen; sie lag in Scherben auf dem Boden.

Da haben wir es! rief die Geheimeräthin, das kommt von den witzigen Bemerkungen. Mache Sie Ihre Arbeit künftig nur fein still; und Sie, lieber Meister, sind wohl so gut und kommen morgen wieder, heute müssen wir aufhören — Morgen! morgen.

Der Tapezier empfahl sich brummend. — Immer noch innerlich lachend, suchte Lina die Scherben auf, und die Hausfrau ging schweigend in ihr Cabinet.

Sie war eine ganz sonderbare Dame, freundlich und gut, verständig und brav, gesellig und wohlthätig; kurz, alle Tugenden einer Hausfrau

schienen sich in ihr vereint zu haben und, einen ziemlichen Grad von Eigensinn abgerechnet, war sie die beste, verständigste Frau von der Welt.

Jeder Mensch hat, wie Achilles, wenigstens einen verwundbaren Fleck; so auch die gute Dame. Sie glaubte nemlich an Ahnungen, an glückliche und an unglückliche Tage, und konnte sich schon am Morgen für den ganzen Tag einschließen und für Jedermann unsichtbar werden, sobald ihr das kleinste Unglück widerfuhr, woraus sie schließen zu können glaubte, der Tag wäre ein Unglücktag. Dies war die Ursache, warum sie den Tapezier fortschickte, das Gastzimmer verschloß, die zerbrochenen Scherben der Mundtasse, dieses letzten Geschenks ihres verstorbenen Gatten, gleich einem Heiligthum in den Reliquienkasten verschloß und diesen Tag als einen Unglücktag im Kalender bezeichnete; ein Baumstrahl, der im ganzen Hause eine heilige Stille hervorbrachte und es Allen, auch den nächsten Verwandten verschloß.

Glücklich war es für die gute Frau, daß die von Leipzig erwarteten Gäste erst übermorgen ankommen und sie noch den morgenden, vielleicht glücklichern Tag vor sich hatte, um Alles in Ordnung zu bringen. Sie freute sich zwar recht sehr, die Töchter ihres verstorbenen Bruders bei sich zu sehen, fürchtete aber doch die Störung, welche deren Aufenthalt während des ganzen Carnavals in ihrem häuslichen Thun und Treiben verursachen könnte; wobei ihr einziger Trost noch der war, daß ihr jüngerer Bruder, der Commerzienrath Grau, mit ihren beiden ihr ganz unähnlichen Schwestern, der Frau von Schmerlenbach und der verwitweten Frau Ober-Accise-Inspector Gutmuß, bei dem Rath Blank absteigen und dieser sie ewig neckende und doch von ihr geliebte Bruder sein launiges Wesen nicht so ganz unmittelbar in dem Bereich ihrer Häuslichkeit treiben konnte. Marie und Agathe, ihre beiden Nichten, liebte sie herzlich, ihnen war ihr bedeutendes Vermögen dereinst zugedacht und ob sie gleich die stille Marie bei weitem Agathen vorzog, so entzog sie doch der muntern Schwester ihre Liebe nicht.

Nur dieses Mal freute sie sich nicht besonders auf ihre Ankunft. Marie hatte ihr ein Tagebuch überschickt, welches sie im vergangenen Sommer während ihrer Reise in die sächsische Schweiz geführt hatte. Aus diesem wurde sie mit einem sonderbaren Verhältnisse bekannt, in welchem Agathe zu einem gewissen Assessor Werner stand, welcher in der Residenz wohnte. Die Geheimeräthin hatte sich sogleich nach diesem Herrn Werner bei Alt und Jung erkundigt und zu ihrem Schrecken nicht viel Lobenswerthes von ihm vernommen. Von Blume zu Blume solle er flattern, alle Tage sich verlieben, alle Monate versprechen und alle Jahre tiefer in Schulden kommen. Zwar setzten einige freundliche Mütterchen hinzu: Sie wissen es wohl, liebe Geheimeräthin, wie es geht. Alles wird übertrieben, hier und da hat man vielleicht sein Netz nach ihm ausgeworfen, er ist entschlüpft und nun schreit man Ach und Weh über ihn und sagt ihm alles

Böse nach. Ueberdies soll er auch seit einiger Zeit weit vernünftiger geworden sein, und am Ende ist die Hälfte von dem kaum wahr, was man von ihm spricht. Ach! ist doch schon die Hälfte genug, erwiderte dann die Geheimeräthin: und fest wurde es beschlossen, dem Assessor für immer und besonders während der Anwesenheit der Nichten ihr Haus zu verschließen.

Desto sehnsuchtvoller aber erwartete der gute Assessor Werner die Ankunft des Commerzienraths Grau und seiner Nichten. Er wußte zwar nichts Bestimmtes über ihre Ankunft, und sein Freund, der Rath Blank, beobachtete hierüber ein unverbrüchliches Stillschweigen. Seit Monaten hatte er nun schon das Leben eines Novizen gelebt: tausendmal vom Satan gelockt, der ihm in der Gestalt von Brünetten und Blondinen, von Rheinwein und Champagner, von Juden und Christen erschienen war, hatte er bis jetzt zwar nicht allen Anfechtungen widerstanden, doch immer, hier durch Zufall, dort aus eigner Kraft sich vor einem gänzlichen Falle geschützt und so sah er mit keckem Muthe der Entscheidung entgegen.

War auch das Prüfungjahr, diese harte Bedingung, die ihm der kleine Onkel, der Commerzienrath Grau, zum Noviciat auberaumt hatte, noch nicht verflossen, so hoffte er doch — der alte Adam hatte ihn noch nicht verlassen — daß Agathe seiner Liebenswürdigkeit so lange nicht würde widerstehen können. Der diesjährige Carnaval, der sehr brillant zu werden schien und zu welchem Agathe, so wie er hoffte, sicher zu ihrer Freundin, der Räthin Blank, kommen würde, konnte ihm ja tausend Gelegenheiten bieten, dies so lange Jahr abzukürzen und mit diesem unerschütterlichen Selbstvertrauen ging er der süßen Hoffnung entgegen, Agathen hier zu sehen und ihre gewiß nur scheinbare Kälte zu besiegen.

Sein Freund, der Rath Blank und seine junge Gattin hatten ihm bisher durch Wort und That treulich in seinem harten Kampfe beigestanden, den er manchmal wirklich mit festem Willen gekämpft hatte, der aber seiner ewig geschäftigen Phantasie nun bald lästig und mühsam zu werden begann. Der Rath, welcher ihn genau kannte, fürchtete deshalb; doch Blanche — diesen lieblichen Namen hatte sie in ihr eheliches Leben mit hinüber genommen — Blanche fürchtete nicht. Sie hatte in Agathens Herz einen tiefern Blick gethan, als alle Andere. Sie hatte bemerkt, daß der Assessor der Freundin lange nicht so gleichgültig sei, als sie es gern vor ihnen hätte scheinen mögen und aus mehrern unwillkürlichen Aeußerungen Agathens glaubte sie schließen zu können, daß ihre Phantasie, diese so geschäftige Liebebotin, sie oft unwillkürlich in eine von ihr selbst, mit glänzenden Farben ausgeschmückte Zukunft führte. Neigt sich unser Herz erst sehnsuchtvoll nach einem Gegenstand, so ist nichts Gefälligeres gegen uns, als wir selbst. Wir schmücken dann freigebig unsere Träume mit allen Lieblingbildern aus, und was bei unserm Morgentraume nie gelingt, die Bilder, nach welchen wir uns sehnen, herbei zu zaubern und fest-

zuhalten, das gewährt uns die Phantaſie ſo willig bei unſern wachen Träumen.

Uebrigens gehört auch wohl unter die ſonderbaren Launen der Frauen, beſonders der verheiratheten, die Sucht, die Bildung junger Männer zu übernehmen; ein Amt, das wir Männer im Gegenſatz mit Frauen nie für ein wünſchenswerthes halten. Hat ein junger Mann nur irgend eine pikante Seite, ſei es Schönheit, ſei es irgend ein Talent, vielleicht nur ein Witzfunken, der im Dunkel einer langwierigen Unterhaltung elektriſch hervorleuchtet, hat er übrigens auch tauſend Fehler und Mängel, iſt er roh und unfein, ſagt er ſelbſt mit naiv plumper Offenheit derbe Wahrheiten, mangelt ihm ganz die feine Bildung, welche ſonſt die Frauen als eine nothwendige Bedingung der Liebenswürdigkeit verlangen, ſo unternimmt doch die zarte weibliche Hand es gern, den jungen Bären tanzen zu lehren. Wie ein Dannecker aus dem rohen Marmor ſeine Pſyche mit ſchöpferiſcher Hand formt, ſo wähnt die weibliche Eitelkeit, auch aus dieſem Sandſteine ein Ideal zu bilden.

Iſt der Jüngling überdies noch in irgend einer Art genial, hat er nur den leiſeſten Anſtrich von Künſtlertalent, und wo gäb' es jetzt einen jungen Mann, der nicht eine Art Virtuoſität zu beſitzen glaubte, iſt auch das rein Moraliſche ſeine Schattenpartie, ſo ſtrömen die heiligen Frauen herbei, um dieſe Seele vom Verderben zu retten. Aber nur zu oft ſtürzen ſie mit ihr in die Gluth, und glücklich, wenn nur vergebene Müh der undankbare Lohn iſt, den ſie ernten.

Dieſen Trieb, den Aſſeſſor zum ſoliden Manne zu bilden, glaubte Blanche auch in Agathen bemerkt zu haben und ſie war faſt überzeugt, daß Liebe einen eben ſo großen Antheil an dieſem Unternehmen habe, als Eitelkeit.

Der Rath hingegen, ſo ſehr er auch durch Jugendfreundſchaft an den Aſſeſſor gekettet war, fürchtete, wo Blanche hoffte, und blieb vor der Sache ernſt ſtehen, über welche ſie lächelnd hinweg hüpfte. Er hatte ſeinen Freund ſeit der Reiſe in die ſächſiſche Schweiz wie ein treuer Mentor bewacht, ihn oft mit freundlicher Warnung von einem Abgrunde hinweggeriſſen, der ſich ihm, dem Bedächtigen, wohl tiefer und gefährlicher zeigte, als er wirklich war. Doch ſchien jetzt eben in dem entſcheidenden Moment alle ſeine Mühe vergebens, ſeine bangen Ahnungen in Erfüllung zu gehen und die höchſte Zeit zu ſein, daß Agathe als ſchützender Engel ſelbſt erſchien. Von Sachſen war ein neuer Stern in die Reſidenz eingezogen. Die Tochter eines reichen Beamten aus der Gegend von Torgau war zu ihren Verwandten gekommen, um die Freuden des Carnavals zu genießen. Sie war ſchön, ſehr ſchön, eine jener imponirenden Figuren, die, wo ſie auch auftreten, mit allmächtigem Zauber Alles an ſich ziehen, und, wenn auch nicht immer einen bleibenden, doch gewiß einen mächtigen Eindruck auf das Heer der jungen eitlen Herren machen, die jedem auffallend hübſchen Ge-

ſicht, beſonders wenn es ihnen aus der Fremde entgegenleuchtet, ihre Huldigung nicht verſagen können. Auch Roſalie trat in voller Glorie auf. Alles ſtrömte, an ihrem Altare zu opfern und Werner war unter dem Heer ihrer Anbeter nicht der letzte. Nicht ſein Herz, ſeine Eitelkeit trieb ihn mit den Andern in die Schranken und er umflatterte als ächter Schmetterling dieſe provenzale Roſe, welche, zu Blanks Schreck, ſeit einiger Zeit ihr Netz beſonders nach dem Aſſeſſor ausgeworfen zu haben ſchien.

Wie gern hätte dieſer ſeinem Freunde einen Wink gegeben, daß der entſcheidende Augenblick nahe ſei, und Agathe in dieſen Tagen eintreffen würde, aber er durfte es nicht, der kleine Commerzienrath hatte es ausdrücklich verboten und deshalb auch die Einrichtung ſo getroffen, daß die beiden Schweſtern bei der Tante König, er aber mit den beiden Blaßblonden bei dem Rath Blank wohnte.

Er mußte ſich daher in die Launen des Onkels fügen und den Freund ſeinem eignen, wahrſcheinlich traurigen Schickſale und den Myſtificationen des Kleinen überlaſſen, der nun, mit den beiden alten Damen eingetroffen, Alles mit ſeinem Humor einleitete. Dem armen Aſſeſſor waren ſchwere Prüfungen zugedacht.

Bei der Geheimeräthin König hatte ſich indeß auch Alles in gehöriger Ordnung geſtaltet. Der geſtrige Tag war kein ominöſer geweſen, die Gardinen hingen in voller Pracht, die Zimmer waren geordnet und die beiden Nichten aus Leipzig herzlich empfangen worden.

Fritz! rief am ſpäten Abend der überglückliche Aſſeſſor ſeinem Dienſtbaren entgegen. Fritz! Thee! Er warf ſich noch im völligen Anzug auf das Canapee, ſchloß ſeine Augen, lag in tiefer Apathie, ſprang plötzlich auf, warf den neuen Frack von ſich, verwünſchte die künſtliche Form des engliſchen Knotens, der wahrſcheinlich den ſublimſten aller Gedanken ſchon in der Geburt erſtickte, warf ſich in ſeinen ruſſiſchen Schlafrock und eilte nach ſeinem Schreibtiſch. Dort lag ein ſeit mehreren Wochen angefangenes, aber noch nicht beendigtes Gedicht an Agathen; er ergriff, überlas es und herrlich, herrlich! ausrufend, nahm er die gefällige Feder in die Hand und hauchte die Gluth ſeiner Gedanken auf das Papier. Aus einem Theecirkel zurückgekehrt, wo Roſalie mit ihren Talenten brillirt, mit dem Feuerblicke ihrer Augen ſeine Sinnlichkeit entzündet und mit dem Zauber einiger freundlichen, lockenden Worte ihm, ſo wie er glaubte, ein liebendes Herz geöffnet hatte; war es ein Wunder, daß er von ihrem lieblichen Bilde erfüllt, in ſeinen Träumereien Agathen vergaß. Der Thee kam, er ſah ihn nicht, Fritz räuſperte ſich, er hörte es nicht. In Entzücken verſunken, ſchrieb er immer auf das ſchöne Velinpapier mit goldnem Rande, las das Geſchriebene, ſchrieb von Neuem, bis er nach einer Stunde geendet zu

haben schien, und ohne Thee, ohne Rum, noch immer wie ein Santon in Verzuckungen auf seinem Sopha — einschlief, von dem ihn sein Fritz nur mit Mühe in's Bett brachte; so sanft, so fest, so sorgenlos war er eingeschlummert.

Es war sehr spät am Tage, als er erwachte. Er sprang auf und fand in seinem Zimmer den Rath Blank an seinem Schreibtische stehen, der kopfschüttelnd das gestern Abend Geschriebene las; Werner fuhr auf ihn zu.

Laß nur, sagte Blank gelassen, laß nur! ich will es schon an die Adresse befördern, doch vorher erst die Befehle meiner gestrengen Hausfrau an Dich ausrichten. Diese läßt Dich für heute Mittag zu Tisch einladen, wo Du ein Paar höchst interessante, Dir nicht gleichgültige Damen bei uns finden wirst.

Damen? höchst interessante Damen? unterbrach ihn der Assessor.

Nun ja, Du wirst sie kennen lernen.

Gewiß! doch gieb mir das Gedicht.

Erlaube, daß ich es erst lese, sagte Blank.

Es hilft nichts! rief er dem sich Sträubenden zu, setze Dich nur ruhig auf das Canapee, trink Deinen Kaffee, er soll niederschlagen, und höre mir zu, was Du gestern Abend um 12 Uhr — so besagt die Unterschrift — geschrieben hast.

Er las:

In des Lebens ersten Blüthenzeiten
Griff der Sänger mit gar keckem Muth
Hoch begeistert in die goldnen Saiten
Seiner Harfe, und mit Flammengluth
Schwebte seine Phantasie auf ihren Tönen,
Sein Ideal zu singen, zu verschönen.

Und er malte sich ein hold Gebilde;
Reizend, herrlich stand es vor ihm da.
Blau das Auge, strahlend sanft und milde
Wenn es freundlich auf den Sänger sah.
Goldne Locken wallten rollend nieder,
Ueppig war der Bau der zarten Glieder.

Ich gestehe, das Bild Deiner Phantasie gleicht trefflich Agathen, unterbrach Blank sich selbst, ich kenne keine reizendere Blondine, als sie. Nun Gott gelobt, an sie, an die reizende blonde Agathe ist das Gedicht, was Dich wahrscheinlich um Deinen Schlaf gebracht hat.

Der Assessor schwieg, Blank las weiter:

Da erblickt er auf der Bahn des Lebens
Dich, du himmlisch freundlich zarte Maid,
Und er fühlte, daß ihm nur vergebens
Phantasie die matten Farben leiht,
Denn was ihm aus deinem Auge strahlte,
Nie die Gluth der Phantasie ihm malte.

Golden nicht das Haar, nicht blau die Augen,
Und doch schön wie ein Madonnenbild,
Wagt er, sich in ihren Strahl zu tauchen,
Denn er fühlt die Ahnung nun erfüllt.
Was im Traum nur geistig ihn umschwebte,
Sieht er, wie ein Engel es belebte.

Und sein Ideal ist ihm entschwunden,
Seit er Dich, Du lieblich Holde, sah:
Was er ahnete, hat er gefunden,
Und es steht verschönet vor ihm da.
Was der Dichtung Schwingen nie errungen,
Ist der Wirklichkeit in Dir gelungen.

Blank legte das Gedicht auf den Tisch und sah auf den Assessor, der, immer noch im Kampfe mit sich selbst, den rechten Ton suchte, mit welchem er dem Freunde entgegentreten sollte. Werner! sagte er nun nicht ohne Rührung, hofft Du auf diesem Wege der Liebe Glück zu finden? mit diesem Unsinn, lieber, leichtsinniger Freund, schreibst Du ja selbst Deinem Herzen das Todesurtheil. Sag mir, wenn Rosalie, denn an sie ist das Gedicht wahrscheinlich gerichtet, wenn sie es bekommen hätte, was hofftest Du? Sollte sie schweigen und, verzeih mir, Deine Narrheit belachen, sollte sie — Deine Thorheit erwidern und von diesem Unsinn sich ergriffen fühlen? gleich Dir, einem Eindruck des Augenblicks sich hingebend, diesem Flüchtigen das Glück ihres ganzen Lebens anvertrauen?

Blank! Du nimmst einmal wieder die Dichterphantasie, die Töne der Lyra für die Stimme des ernsten Innern, unterbrach ihn der Assessor. Diese Aetherische ist mir die Psyche mit Schmetterlingsflügeln; ihre ernstere Schwester erhebt sich mit ihrem schweren Gefieder nicht über diese irdische Fläche.

Ohne Anregung, Werner, ohne Ziel, und wäre es auch nur ein selbstgeschaffenes phantastisches, entgegnete Blank, erhebt sich die Schmetterlingspsyche nie. Mir aber scheint es, als ob Deine Ernstere sich bei dem Anblicke jeder Graziengestalt, welche Dir auf Deinem Lebenwege entgegentritt, entpuppte und schnell als Schmetterling davon flöge.

Da hast Du Recht! Du ernster Stoiker, Anregung bedarf die Seele zu Allem, und das Wechseln der Flügel ist leicht, antworte Werner lachend. Den 17. Julius 1822 wanderten wir von Dresden aus; Du so frei wie der Vogel, der zum ersten Mal seinem Neste entflieht, und den 19. desselben Monats auf der berühmten Luftfahrt von Hirnskretschen nach Schandau, schwamm der bedächtige, Alles ruhig überlegende, Alles kritisirende Rath Blank, nicht allein auf den Wellen der Elbe, nein sein Liebchen im Arme schwamm er in einem Meere von Wonne. Ich dächte, das wäre für einen Professor der Vernunft etwas rasch und tief sich in Amors Netz geworfen, und Deine ernste Raupenpsyche, lieber Blank, hatte sich sehr schnell zum Schmetterlinge entpuppt; war das Glück Dir hold und bekam Dir

die Metamorphoſe, danke Gott dafür und hoffe, daß Andere aus dem Glückrade auch nicht immer Nieten ziehen werden.

In etwas verlegen ſtand nun freilich der Rath vor dem triumphirenden Sünder, der nun mit einem Mal ſeinen Feind in die Flucht geſchlagen zu haben glaubte, doch er irrte ſich. Wie der Heilige den Satan, der ihn durch Trug und Schein zum Abgrunde führen will, durch ein einziges Wort verſcheucht, ſo war das ernſte „Agathe!“ was Blank jetzt ausſprach, hinreichend, den guten Aſſeſſor aus ſeinem Siegestraum zu wecken.

Agathe! ſprach er unwillkührlich leiſe nach und drückte dem Rath ſchweigend die Hand.

Werner! ſagte dieſer nun mit Innigkeit, ziehe keine Parallele mit Deinem Handeln und dem meinigen. Ich war frei, als ich Blanchen ſah, nur der Wunſch meiner Mutter ſchien meiner aufkeimenden Neigung entgegen zu treten, ich kämpfte vergebens, der Augenblick raubte mir mein Geſtändniß, durch eine unwiderſtehliche Macht öffnete ſich mein Herz. Ich hatte nichts zu vergeſſen, als ich das Bild meiner Blanche in mein Herz aufnahm. Du aber liebſt Roſalie und vergißt im nemlichen Augenblicke Agathe und Deine Pflicht. Werner! noch iſt es Zeit! laß Roſalie! gönne Andern das Glück, in ihren Feſſeln zu ſchmachten und bringe auf Koſten Deines beſſern Ichs, auf Koſten Deines Glücks, Deiner Eitelkeit nicht ein ſolches Opfer.

Leb wohl, beherzige, was ich Dir ſage. Es naht für Dich eine ſchwere Prüfungzeit! Er entfernte ſich ſchnell und ließ den Aſſeſſor in einer ſonderbaren Stimmung allein.

Dieſer ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. Er dachte erſt über Blank's Worte nach, und der Gedanke, der plötzlich vor ihn trat, Agathe, Marie wären die intereſſanten Damen, die er heute Mittag ſehen würde, gab ſeinem Vorſatze eine noch feſtere Richtung. Die holde blonde Agathe ſtand wieder mit allem Zauber vor ihm, und winkte ihn zurück. Ja! ja! rief er aus: Du nur biſt mein Schutzgeiſt, um Dich habe ich mit mir ſelbſt gekämpft ſeit einem halben Jahre. Durch Deinen Anblick geſtärkt, ſchreite ich der andern Hälfte der Prüfungzeit kühn entgegen. Er trat an den Tiſch und griff nach dem Gedichte, um dieſes Opfer einer falſchen Göttin dem Tode zu weihen.

Könnteſt es wohl noch einmal bei einer andern Gelegenheit gebrauchen, flüſterte ihm Asmodi in's Ohr, zerreiß es nicht, es iſt gar zu ſchön — und die Hand hielt mit ihrer raſchen Bewegung ein und ſtreckte ſich nur langſam nach dieſem Phantaſiekinde von geſtern Abend. Er durchlas es noch einmal. Es wäre doch ſchade! rief er aus und legte es in das Fach des Schreibtiſches, wo die Bruchſtücke ſeiner Muſe ruhten, ein wahres Reſervoir von Gedanken und Empfindungen, welches er gelegentlich öffnete und woraus er, wie der Schneider von ſeinen Reſtern, bei vorkommenden Fällen Gebrauch machte.

Ruhe sanft, du Schmerzenkind! bis zum Tage einer seligen Auferstehung, sagte er nun. Es werden mir doch noch mehr Jungfrauen mit schwarzem Haar auf meinem Lebenwege begegnen!

Es geht schon stark auf 2 Uhr, unterbrach der hereintretende Fritz diesen Monolog, wollen Sie sich nicht anziehen, der Herr Rath hat mir im Weggehen befohlen, Sie zu erinnern, ja nicht zu spät zu Tische zu kommen, Punkt 2 Uhr.

Ein stummes Kopfnicken setzte den gewandten Kammerdiener in Bewegung, während der Assessor noch immer vor dem Schreibtische stand und mit sich zu kämpfen schien. Täuschte ich mich, so dachte er jetzt, wär es Agathe nicht, die ich heute bei dem Rath finde, käm sie vielleicht gar nicht zum Carnaval, fürchtend, meinen Bewerbungen nicht widerstehen zu können, müßte ich wie ein Karthäuser, diese Zeit der Last und Freude unter Fasten und Beten zubringen? Nein! rief er plötzlich laut auf und griff nach dem Gedicht, indem Fritz den blauen Frack vom Stuhle wieder wegnahm und ihn fragte: den schwarzen also befehlen Sie?

Den schwarzen, entwortete der Assessor unwillkürlich, legte das Gedicht wieder in's Reservoir und sang mit Pathos:

Mourir gaiement pour la gloire et l'amour,
C'est le devoir d'un vaillant troubadour!

Die Toilette begann und wurde mit der größten Sorgfalt und Bedachtsamkeit beendet. Schon schlug die Glocke zwei, als er, noch einen gefälligen Blick in den Spiegel werfend, seiner Hoffnung entgegeneilte. Ob er die einladende Droschke nehmen, ob er zu Fuße gehen sollte, dies überlegte er in der Hausthür. Amodi entschied für das Letztere; er war zu elegant gekleidet. Zwar verbarg der Carbonarimantel Alles, aber auch dieser mit seinem rothprahlenden Futter war wohl eine Fußwanderung werth, und so führte ihn der kleine Hinkende, dieses Teufelchen der frivolen Liebe und der Eitelkeit, Werner's wahrer spiritus familiaris, über das holprige Trottoir hinweg.

Aber kaum hatte er um die erste Straßenecke gebogen, als er nur wenige Schritte vor sich eine graziöse weibliche Gestalt im weißen Pelz, mit Zobel reich besetzt, gehen sah. Unwillkürlich bog sich sein Kopf vorwärts, seine Füße wurden schneller, sie schienen die Schritte mit doppeltem Maße zu messen, und nicht lange, so streifte er an dem braunen Zobel vorüber und schaute — o Schicksal des Menschen, wie gleichst Du dem Winde! —

Unter einem schwarzen Sammthute blickten ihn ein paar hell leuchtende dunkle Augen an, und das Lachen eines rosigen Mundes gab ihm die Hoffnung, das sein gestammeltes: Wie glücklich bin ich, mein Fräulein, Sie hier zu finden? nicht ohne freundliche Antwort bleiben würde. Aber er täuschte sich schon wieder — Rosalie war es zwar, aber sie verneigte sich schweigend und wanderte weiter.

Einmal von ihren feurigen Augen bestrahlt, einmal in ihren Zauberkreis gebannt, von allen seligen Erinnerungen des vergangenen Abends umgaukelt, wie hätte ein Mann wie der Assessor, weichen können. Er bat um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen, bot ihr den Arm an, den sie aber mit einer stummen Pantomine, so wie seine Begleitung zu verbitten schien. Vergebens! er schien es nicht zu verstehen, folgte an ihrer Seite und fühlte sich nun höchst unglücklich, daß er sein Gedicht nicht bei sich habe. Welch eine herrliche Gelegenheit wäre dies gewesen, es ihr zu überreichen.

Aber nach manchem Kreuz- und Quergang blieb Rosalie vor einem Hause stehen, verbeugte sich wieder schweigend und trat in das Haus; der Assessor folgte. Mein Fräulein! rief er aus und hielt die Erschrockene fest; gestern schien der Himmel mir aus diesen Augen, gestern tönte mir die Melodie der Sphären von diesen Lippen, und heute schweigen sie und sagen mir kein freundliches Wort?

Nun, verlangen Sie ein Wort, erwiderte Rosalie lachend, so werd' es Ihnen: Ich empfehle mich! Sie benutzte den Moment, in welchem er in Ekstase ihre Hand hatte fahren lassen und ging die Treppe hinauf. Aber auch hier folgte der Assessor. Sie blieb nun vor einer Thür stehen und sagte lächelnd: Sie scheinen hier gleich mir eingeladen zu sein; wenn dies der Fall ist, so wird es mich sehr freuen, mit Ihnen in die Gesellschaft einzutreten. Sie bot ihm ihren Arm; der Assessor, halb in Verlegenheit, glaubte ihn annehmen zu müssen, ein Bedienter öffnete die Flügelthür und sie traten in dem nemlichen Augenblicke ein, als zwei junge Damen, so wie es schien, in die Nebenstube flüchteten.

Eine Matrone, das einzige menschliche Wesen in dem Zimmer, welche auf einem Sopha saß, stand auf, trat ihnen entgegen, begrüßte Rosalien recht herzlich, bat, nicht ohne einige Verlegenheit, den Assessor Platz zu nehmen und sah Rosalien fragend an. Diese lächelte, küßte der Alten flüchtig die Hand und wollte eben durch die Seitenthür entschlüpfen, als diese ihr in fast ernstem Tone zurief: Rosalie! haben Sie doch die Güte, mir erst Ihren Begleiter vorzustellen.

Herr Assessor Werner! der —

Assessor Werner! rief die alte Dame und ihr Gesicht nahm einen solchen Ernst an, daß der gute Mann sich weitweg wünschte, während Rosalie sich schnell entfernte.

Wie hab' ich die Ehre? fuhr die alte Dame in einem Tone fort, der für den guten Werner eben nicht aufmunternd war. —

Ich traf Fräulein Rosalie allein auf der Straße in einem Gewühle von Menschen an, ich hielt es für Pflicht —

Sie bis an mein Haus zu begleiten, unterbrach ihn die Dame, das an stark betonend, dies sind' ich in der Ordnung. Nun?

Ich führte sie die Treppe hinauf, die Thür öffnete sich, ich sah auf dem

Sopha eine liebe freundliche Matrone sitzen, der ich mein Compliment zu machen für schicklich hielt.

Und — half die Dame dem Stockenden ein.

Und bin hier! sagte der Assessor mit einer Art Verzweiflung und sprang von seinem Stuhle auf.

Dies hab' ich das Vergnügen zu sehen, sagte mit Heftigkeit die Dame, die, von des Assessors plötzlichem Aufspringen erschrocken, gleichfalls aufgestanden war.

Stumm standen beide ein Weilchen sich gegenüber, der Assessor wie auf Kohlen, da er überdies noch aus dem nächsten Zimmer, dessen Thür nur angelehnt zu sein schien, ein unterdrücktes Lachen hören konnte.

Endlich unterbrach die Dame diese stumme Scene indem sie schellte. Ein Bedienter trat ein. Anrichten! rief sie verdrießlich und beantwortete die stumme Frage des Bedienten wegen eines Couverts mit einem lauten Nein! Der Assessor, wohl fühlend, daß er den peinlichen Zustand nur durch ein plötzliches Entfernen endigen könne, that, was er längst hätte thun sollen, er empfahl sich, stotterte nichtssagende Entschuldigungen und diese so confus, so gedehnt, daß die gute alte Dame, wahrscheinlich von der dampfenden Suppe zur Eile gemahnt, ihn im bittern Tone unterbrach: Herr Assessor Werner! hob sie an, nehmen Sie von einer alten Frau den guten Rath an, künftig keine fremde Dame nach fremden Häusern zu begleiten, wenn man sich um die Hand eines achtungwerthen Mädchens, wie Agathe Grau, bewirbt.

Agathe! rief der Assessor, kennen Sie den Engel?

Ob ich den Engel oder das Mädchen kenne, kann Ihnen gleichviel sein.

Nein! nein! rief er heftig aus. Kennen Sie Agathen, so müssen Sie auch überzeugt sein, daß der, welcher ihr Bild einmal in seinem Herzen trug, es für Ewigkeit festhält, daß, wer Agathen einmal liebte, für Ewigkeit liebt. Ja Verehrte! fuhr er fort, ergriff unwillkürlich die Hand der Tante und zog sie wider ihren Willen auf das Sopha. Die Dame, die ich hierher führte —

Kenn' ich, fiel die Matrone plötzlich ein und stand mit sehr bestimmter Gesticulation auf. Ich glaube, es ist Essenzeit, darum wünsche ich Ihnen guten Appetit. Sie verbeugte sich. Der Assessor verbeugte sich gleichfalls. Sie ging nach dem Tische, er nach der Thür — und — o es war zum Verzweifeln — auf der Treppe hörte er noch ein schallendes Gelächter ihm folgen.

Rosalie! Rosalie! hab' ich das um Dich verdient! rief er unten im Hausflur aus und stampfte den unschuldigen Fußboden, daß er dröhnte. Meinen Thee, meinen Schlaf, mein blondes Ideal, Alles hab' ich Dir Brünetten geopfert. Alles, Alles! auch meine Agathe? Nein, bei Gott! die nicht, Du warst nur die heilige Cäcilie, vor welcher der Künstler mit

Entzücken steht, sie bewundert und durch Worte oder den Pinsel seine Empfindung wiedergeben will, aber schnell nach dem Augenblick der Entzückung reuig und innig zu seiner blonden raphaelischen Madonna zurückkehrt und schnell die Heilige neben der Göttlichen vergißt. Dich opfert' ich nicht, Agathe! Aber woher wußte die Alte, daß ich um Agathen werbe? fragte er nun ruhiger. Großer Gott! die ganze Stadt bekümmert sich um mich, wer nur eine heirathslustige Tochter hat, beäugelt mein Thun und Treiben. Darum ist es mir kein Wunder, daß auch diese brummige Alte meine Verhältnisse kennt. Doch nun hin zu Agathen! rief er. Bei diesen Worten stürzte er aus dem Hause; es trieb ihn nach der ganz am andern Ende der Stadt gelegenen Wohnung Blank's, wo man seiner wartete. Er sprang in eine vorbeifahrende Droschke und versprach dem Kutscher doppeltes Trinkgeld für doppelte Schnelle. Aber trotz der unzähligen Peitschenhiebe hielt das arme Pferd nicht gleichen Schritt mit seiner Sehnsucht und erst ein Viertel nach 3 Uhr hielt die Droschke vor Blank's Hause. Auf der Treppe, die er hinaufstürzte, trat ihm der alte Bediente des Commerzienraths entgegen, den er von Schaudau her noch recht gut kannte. Ist der Herr hier? fragte er den Alten hastig. Ja! Herr Assessor! antwortete dieser ganz einfältig, und die Damen? — sitzen oben am Tisch und warten auf Sie. In zwei Sprüngen war der Assessor die Treppe hinauf und stürzte in das Zimmer. Agathe! rief er aus und prallte erstaunt zurück, denn nur die blonden Tanten, und besonders Tantchen Gutmuß traten ihm mit freundlichem Willkommen entgegen; keine Agathe! keine Mariel keine Juno! keine Anadyomene!

Nun willkommen mein lieber Assessor! sagte der kleine Mann, nachdem er den letzten Bissen einer Entenbrust ruhig verzehrt hatte. „Willkommen in der Residenz! Ei, ei, mein guter Freund, so lange auf sich warten zu lassen, die Cotelets en papillotte sind ganz kalt geworden. Nun setzen Sie sich nur zwischen die Damen, die haben recht sehnsuchtsvoll auf Sie gewartet, besonders hier unsere Wittwe.

Wie ein Sünder zum Hochgericht, so folgte der arme Assessor dieser Einladung und nahm seinen Platz zwischen den Tanten, wobei ihn Frau von Schmerlenbach höchst gleichgültig, Madame Gutmuß aber höchst freundlich empfing. Sein Auge ruhte fragend auf dem Rath, der vor sich hinsah und diese Frage nicht zu bemerken schien.

Sie suchen etwas, mein lieber Herr Werner, unterbrach der kleine Mann die Stille, was Sie suchen, ist nicht hier. Nicht Blanchens Bitten, nicht Blank's herzliche Briefe konnten Agathe und Marie bewegen, mit uns zu ihrer Freundin zu kommen. Sie sind zu einer Tante gereist; Sie sehen, liebster Freund, der Tanten gibt es in meiner Familie gar mancherlei. Das weiß Gott! seufzte der Assessor im Stillen. — Und so müssen Sie nun dieses Mal mit uns zufrieden sein und auf meine Nichte verzichten, die, unter uns gesagt, Ihnen durch ihre Gegenwart das Probe-

sehr nicht gar zu schwer oder gar zu leicht machen wollte, doch hüten Sie sich! Sie hat statt ihrer eine Freundin hergeschickt, die Sie beobachten, streng beobachten wird. Doch wozu wollt' ich wohl einem so tapfern Helden, der jedem Feinde kühn unter die Augen treten kann, durch Drohungen bange machen. Angestoßen, lieber Herr Assessor, nicht gleich so verzweifelt! Allen Frauen und Jungfrauen, denen noch die Rosen auf den Wangen blühen!

Gilt das Rosalien?, dachte der Assessor, indem er unmuthig anstieß, weiß der unausstehliche Spaßmacher dies auch schon?

Nun? sagte Tante Gutmuß, mein lieber Herr Werner, stoßen Sie denn nicht auch mit mir an, es galt den Frauen so gut, wie den Jungfrauen.

Du hast Recht! fiel ihr der Commerzienrath in die Rede, Dir gebührt die Gesundheit am meisten, Deine Rosen pflückt nur der Sensenmann, jeder jugendliche Morgen frischt ihre Blüthe von neuem auf.

Laß das, lieber Bruder! sagte die Tante sehr empfindlich, stieß mit Werner an, und ein Blick fuhr über das Kelchglas hinweg, der dem Assessor deutlich sagen sollte: Ich bin Ihnen doch noch gut! aber ein solcher Blick konnte ihn über die getäuschte Hoffnung nicht trösten.

Werner war in Verzweiflung. War es Wehmuth, war es Schmerz, der ihn ergriff; war es Liebe oder Eitelkeit, die sich gekränkt fühlte. Er glaubte sich so nahe dem Ziel und fühlte sich auf eine so kalte Weise davon hinweggeschleudert. Er war nicht Herr seines Unmuths. Rosalie war rein vergessen, er dachte nicht mehr an die alte Matrone, die ihm so kalt so feindselig, fast unhöflich die Thür gewiesen, und recht hämisch ihm noch den Namen Agathe zum Zehrpfennig auf seine Wanderung mitgegeben hatte, er dachte nur an seine Agathe! Die beleidigte Eitelkeit schwieg, der Schmerz, den sie in ihm aufgeregt hatte, war verschwunden, nur Agathe, das liebe, freundliche holde Mädchen stand vor ihm, und er blickte sehnend nach ihr hin. Vielleicht fühlte er in diesem Augenblicke zum ersten Mal daß er sie, nur sie liebe, und der feste heilige Vorsatz stieg immer ernster in ihm auf, sie zu verdienen.

Hätte Agathe jetzt in sein Herz sehen können, ich glaube, sie hätte zutrauungsvoll die Prüfungszeit abgekürzt.

Der Mittag verging sehr eintönig. Blank und seine Gattin hatten Mitleid mit dem Assessor, und hätten sie nur gewußt, von welchem Abenteuer er so eben gekommen sei. Tante Gutmuß schien gleiche Empfindungen mit ihm zu theilen, sie sah den in Gedanken Versunkenen so innig, so herzlich an, daß man glauben mußte, diesen schmachtenden Blick begleite ein schmelzender Seufzer. Frau von Schmerlenbach hingegen aß für zwei und es half ihr doch nichts. Die scharfen Partien ihres schlanken Körpers drängten sich trotz dem immer noch naseweis hervor, und keine kräftige Bouillon, kein Rostbeef gab ihr die so sehnlich gewünschte Fülle,

die ihrem Magen allein zu Theil ward. So redselig sie auch übrigens war, öffnete sich doch während der Tafel der Mund zu keinem Laute, ihr gesegneter Appetit gab diesem Stoff genug zur Bewegung. Der kleine Mann wurde auch stiller wie gewöhnlich, er schien die Krisis ruhig abwarten zu wollen, und nur kleine Sternschnuppen sanken manchmal bald nach diesem, bald nach jenem, am meisten auf die gute Tante Gutmuß herab.

Es war schon spät, als man aufstand. Die Zeit des Schauspiels nahte. Auch für Werner war ein Billet besorgt worden. Er wollte sich entschuldigen, sehnte sich nach Hause, um in der Stille der Einsamkeit seine sich immer noch durchkreuzenden Gefühle zu ordnen, es half nichts, er mußte folgen. Glücklicher war Tante Gutmuß, welche, Kopfschmerzen vorschützend, zu Hause zu bleiben sich bestimmte. Alles Zureden, die Versicherung, daß Preziosa ein allerliebstes Stück sei, half nichts; sie blieb.

Eben als Alles im Begriff war, in den Wagen zu steigen, drückte sie trotz ihres Kopfwehs Wernern ein Billet in die Hand, lispelte ihm leise in's Ohr: lesen Sie es heimlich, und trat schnell zurück in's Zimmer. Nun von daher soll mir der Versucher nicht nahen, dachte dieser lächelnd, indem er das Billet ruhig einsteckte. Du sollst mir meinen festen Vorsatz nicht wankend machen, der nun unerschütterlich in mir steht und ohne es zu lesen — er hatte hier auch wohl nicht Zeit, nicht Gelegenheit — setzte er sich zu den Andern in den Wagen.

Doch kaum im Schauspielhause angekommen, blieb er etwas zurück, holte das Billet aus seiner Tasche, neugierig war der angehende Stoiker doch noch, und las:

Lieber Herr Assessor!

Trotz der wenig verbindlichen Art, mit welcher Sie mich heute empfangen haben, trotz so mancher nicht erfreulichen Erinnerung an unsere Reise durch die sächsische Schweiz ist mein Attachement an Sie noch nicht verschwunden. Ich glaube Ihnen hiervon den sichersten Beweis geben zu können, wenn ich Sie ersuche, sich während des Schauspiels wegzuschleichen und, aber ja so heimlich als möglich, zu mir hierher zu kommen. Was Sie hier erwartet, wird Sie auf den rechten Pfad der Liebe leiten, und Ihnen einen neuen Beweis geben, wie herzlich lieb ich Sie habe. Die ewigen Rosen, die mir blühen sollen, werden diesen Pfad schmücken und mich an meinem malitiösen Bruder rächen.

Kommen Sie bald, aber ja verstohlen, damit unser Geheimniß nicht laut werde, zu Ihrer Sie immer noch liebenden

Amande Gutmuß.

Das fehlt mir noch! rief Werner in höchster Bosheit aus und stieß einem armen Marqueur, der mit seinen Spitzbergen von Eis hinter ihm wegchassirte, so ehrenfest, daß Vanille und Zitronen, Himbeer und Ananas,

Alles durch einander auf den Präsentirteller floß. Indem er nun mit gutmüthiger Freigebigkeit den Schaden ersetzte, konnte er sich bei dem Gedanken, daß er wohl jetzt zum ersten Mal die Thorheiten Anderer und nicht seine eigenen bezahlt habe, des Lachens nicht enthalten. Er legte sein Billet zusammen, steckte es ein und sagte still vor sich, auf seine Loge zusteuernd: Warte bis an den jüngsten Tag, holdes Prezisschen, ich komme wahrhaftig nicht, Deine ewigen Rosen zu pflücken!

Der Logenschließer öffnete die Thür. Blank, der auf der hintersten Bank saß, nöthigte ihn, sich neben den kleinen Mann zu setzen. Die Introduction hatte schon begonnen, er nahm mit möglichster Stille seinen Platz ein, hörte nur das halbleise: Köstlich! des Commerzienraths, fühlte nur den Druck seiner Hand, der wahrscheinlich ein Ausladen seiner musikalischen Empfindung sein sollte, und als der Vorhang aufrollte und er sich nun etwas freier rühren und regen konnte, schaute er sich um, und — gerechter Gott! neben ihm saß — Rosalie und vor dieser die alte grämliche Matrone, im innigsten Gespräch mit Blanchen, ihrer Nachbarin, begriffen. Er mußte grüßen, Rosalie dankte verbindlich; doch aus ihren schwarzen Feueraugen strahlte ein Etwas, was der gute Assessor nicht so ganz zu deuten verstand; war es Spott oder Theilnahme, lag etwas Freundliches oder Feindliches darin.

Kennen Sie die Dame, welche neben Ihnen sitzt und welche Sie eben so verbindlich grüßten? fragte jetzt der kleine Mann.

Ich habe das Glück.

Wer ist sie?

Fräulein Rosalie Bremer aus Sachsen.

Ah, ist sie schon hier? Mein Gesicht wird doch mit jedem Tage schlechter, erkannte ich doch nicht einmal diese glühenden Augen. Sehen Sie ja nicht zu tief hinein, lieber Assessor, Sie sind sonst verloren! Er nickte Rosalien freundlich zu, die ihm, wie einem alten Bekannten, dankte.

In diesem Augenblicke sah auch die alte Matrone sich um und erblickte Werner, der nicht umhin konnte, sich zu verbeugen; sie dankte kaum und fuhr in ihrem Gespräche mit Blanchen noch emsiger fort. Nun saß der arme Werner wie auf Kohlen. Daß sein Abenteuer von heute Mittag dem Commerzienrath und Blanchen kund werden würde, war ihm nur zu gewiß, daß die gute alte Dame schon jetzt von ihm erzählte und ihn eben nicht christlich mitzunehmen schien, sah er deutlich, und während des ganzen ersten Acts wagte es der Unglückliche nicht einmal, seiner Nachbarin in's Flammenauge zu sehen, vielweniger ein Wort mit ihr zu sprechen. Doch als der Vorhang fiel und Rosalie selbst mit ihrer melodischen Stimme über das Stück und die herrliche Musik von Maria Weber mit ihm ganz unbefangen zu sprechen begann, da kehrte ihm der Muth zurück, er wurde lebhaft, vergaß seine Noth und seine Angst, und als sie ihm sogar sagte, daß sie es sehr gut wisse, daß auch er Dichter sei, als sie ihn bat, ihr doch

gelegentlich einige seiner Gedichte, die gewiß vortrefflich sein müßten, mitzutheilen, da galoppirte die Eitelkeit mit der Vernunft wieder auf alten bekannten Wegen davon und nahm alle guten Vorsätze mit sich fort.

Noch gestern, als ich aus der Gesellschaft kam, wo ich so glücklich war, Sie zu sehen, hob er an, fühlte ich mich von einer herrlichen Brünetten so begeistert, daß ich, der ich mir sonst mein Ideal nur blond denken konnte, nur von blonden Schönen die Saiten meiner Lyra stimmen ließ, zum ersten Male eine Brünette besang und leise, aber innig, nicht ohne gehörige Bedeutung auf jedes Wort zu legen, das auf Rosalien Bezug haben könnte, fing er an, das Gedicht zu declamiren, über welches Blank am Morgen sein Anathema ausgesprochen hatte. Als er eben an der Stelle war:

Und sein Ideal ist ihm entschwunden,
Seit er Dich, Du lieblich Holde, sah.

tippte ihm der malitiöse Blank heimlich auf die Schulter. Gestört war der innige Ton, der Blick, der in diesem Moment Rosalien traf; er sah sich wüthend um, und begegnete den freundlichen Augen des kleinen Mannes, der ihn mit gottloser Gutmüthigkeit bat, doch fortzufahren und sich nicht stören zu lassen. Mir ist kein Wort entgangen, das Gedicht ist wunderschön, Sie tragen es, so leise Sie auch sprechen, recht lebhaft und innig vor; man sollte glauben, Sie hätten es für die Dame gedichtet, der Sie es recitirten. Seit er Dich, Du lieblich Holde sah, da waren Sie ja wohl stehen geblieben?

Zum Glück rollte der Vorhang auf, zog die Aufmerksamkeit Aller nach der Bühne und gab dem Assessor Zeit, sich zu sammeln. Alles ging gut. Preziosa sang ihr:

Einsam bin ich, nicht alleine.

Werner warf einen Seitenblick auf Rosalie, sie schien entzückt, schien ganz auf den innigen Tönen dieses Liedes zu entschweben, er sah dreister in ihr Auge, das nur nach der Bühne gerichtet schien und aus dem ein herzliches tiefes Gemüth strahlte, er sah — und der kleine Mann hatte recht — zu lang in dieses holde Auge, um nicht sich selbst zu vergessen und auf diesem Blicke in das Reich der Träume fortzuschweben, als Rosalie ihn leise, aber mit völligem Gleichmuthe fragte: Wer war denn die Brünette, die Ihr blondes Ideal zu einem braunen umschaffen konnte?

Wer sie war? wiederholte der Assessor halb vor sich, doch schnell sagte er halblaut: Das waren Sie mein Fräulein, Sie waren das Ideal meiner Phantasie.

Und das Ideal Ihres Herzens? unterbrach ihn Rosalie lächelnd.

Ist ein lieblich blondes Mädchen, das einzige, welches ich Ihnen zur Seite zu stellen wage.

Und die mit dem Golde ihrer blonden Locken, mit dem Madonnenblicke aus ihrem blauen Auge das arme, verlassene Kind Ihrer Phantasie

so überstrahlt, daß Ihnen nur schöne Worte für dieses übrig bleiben, wenn Empfindungen aus der Tiefe des Herzens der Göttlichen entgegenströmen.

Der Assessor schwieg.

Wagt es Petrus nicht, seine Herrin zu verläugnen?

Nein! rief der Assessor bestimmt, aber so laut aus, daß aus allen Nebenlogen Ruhe! erscholl. Rosalie schlug erröthend in höchster Verlegenheit die Augen nieder, der Assessor erwachte aus seinem Traume und der kleine Mann fragte ihn ironisch lächelnd: Wo waren sie wohl eben? während die grämliche Matrone einen zermalmenden Blick nach ihm schoß.

Während der ganzen Vorstellung war nun Alles still, Rosalie sprach kein Wort, der Assessor wagte nicht, nach ihr zu blicken. Doch ehe noch das Stück ganz beendet war, empfahl sich, eine böse störende Gewohnheit, die Alte. Rosalie folgte, ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen; nur an der Logenthür glaubte er einen verstohlenen zu bemerken. Auch seine Gesellschaft brach jetzt auf. Wider Willen mußte der Assessor mit in den Wagen, um noch heutigen Abend einen Ananaspunsch, dessen Bereitung der Commerzienrath trefflich zu verstehen versicherte, in ihrer Gesellschaft zu trinken. Erst hier gedachte er der ewig blühenden Rose, die ihn daheim mit ihren Dornen erwartet hatte. Wär' es ihm noch möglich gewesen, zu entfliehen, so hätte ihn dieser Gedanke gewiß, trotz Punsch, trotz Zureden, von dannen getrieben, so aber hielt schon der Wagen vor dem Hause, man stieg aus.

In dem Zimmer fanden sie Tante Amanden auf dem Canapee, noch an dem Kopfschmerz leidend, in graziöser Stellung ruhen. Alle bedauerten sie, Alle nahmen herzlichen Antheil an ihrem Unwohlsein; auch Werner mußte in dieses allgemeine Lamentoso mit einstimmen, und als die Uebrigen, der Eine hier, der Andere dorthin sich entfernt hatte, ihre Shawls, Hüte, Mäntel, Gott weiß was Alles abzulegen, stand der unglückliche Assessor noch vor der Tante, die, er wußte selbst nicht wie, seine Hand ergriffen hatte und ihn neben sich auf das Canapee zum Sitzen nöthigte.

Sie haben meine Einladung verschmäht, sagte sie in sanftem herzlichen Tone, das thut mir leid. Ich meinte es gut mit Ihnen und gestehe es offen, ich bin Ihnen noch gut, trotz mancher Ihrer Thorheiten. Mein Herz verdiente wohl nicht, daß Sie mich heute Abend so allein ließen, denn nur einer Dame, die man verachtet, kann ein vaillant chevalier ein tête à tête ausschlagen. Doch ich vergebe Ihnen, nur geloben Sie Besserung. Morgen Abend 7 Uhr erwarte ich Sie hier; die Andern sind ausgebeten, ich bleibe Allein zu Hause. Lieber Assessor, fuhr sie fort und ergriff wieder seine Hand, die sie nicht ohne Rührung an ihr Herz drückte, wir sind nicht immer Herr unserer Empfindungen, das fühl' ich auch jetzt, indem ich Sie dringend bitte, ja morgen Abend zu mir zu kommen. Es würde mich sehr unglücklich machen, erfüllten Sie meine Bitte nicht. Auch Sie,

setzte sie mit einem gewissen Ernst hinzu, welcher dem noch ganz confusen Assessor doch ein Lächeln abnöthigte; auch Sie gingen ihrem Glücke aus dem Wege.

Nun? noch im Mantel lieber Werner? sagte der kleine Mann, der eben hinzutrat und wahrscheinlich gelauscht hatte. Es scheint fast, meine gute Schwester habe Ihnen einen kleinen Sermon gehalten, so ehrbar und verlegen sehen Sie aus; folgen Sie ihr nur in Allem, sie meint es gut, nur zu gut mit Ihnen.

Herr Commerzienrath! unterbrach ihn der Assessor empfindlich, es scheint Ihnen ein großes Vergnügen zu machen, Ihrer Laune die Zügel schießen zu lassen, wenn wir uns auf dem Lebenwege begegnen.

Bewahre Freundchen! erwiderte schnell der Kleine; ich betrachte Sie mit zu aufmerksamen Blicken, um meine Laune en carrière vor Ihnen vorbeijagen zu lassen; ich liebe meine Nichte zu innig, setzte er mit sehr ernstem Tone hinzu, um Ihre gegenseitigen Verhältnisse leicht zu nehmen. Auch ich bin Ihnen gut, denn interessirte ich mich nicht für Sie, mein lieber Assessor, so würde mein Einfluß auf meine Nichte und die Verhältnisse, die mich Vaterstelle bei ihr vertreten lassen, und sie ganz von mir abhängig machen, wohl längst die lockere Verbindung aufgelöst haben, die Sie, lieber Freund, an uns kettet, und in welche Agathe auch nicht im mindesten sich verpflichtend eingegangen ist. Dies ein für allemal als Antwort, wenn Sie meine joviale Laune für etwas anders nehmen, als was sie ist, gutmüthiger Frohsinn! Und nun, liebe Schwester, fuhr er fort, sich zur Tante wendend, nun komm, laß Deine imaginairen Kopfschmerzen ruhen, trink mit uns ein Glas Punsch und singe, Dich tröstend, mein Lieblinglied: Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond.

Die Tante mußte das Canapee verlassen. Man setzte sich, die Gläser klangen und der joviale Mann, unterstützt von seinem Ananaspunsch, that sein Möglichstes, die Gemüther heiter und fröhlich zu stimmen. Es gelang ihm fast bei Allen. Tante Schmerlenbach's Worte rauschten wie ihr Namenbruder dahin und selbst der Assessor, dem der Wein nie seine wohlthätige Wirkung versagte, stimmte in den fröhlichen Ton mit ein.

Noch einmal versuchte Tante Gutmuß, den ihr immer ausweichenden Assessor zu einem heimlichen Gespräch zu vermögen; vergebens, nur die flüchtigen Worte: Kommen Sie ja morgen Abend! konnte sie ihm noch beim Abschied zuflüstern.

Die grämliche Dame, welche dem Assessor in ihrem Hause und im Schauspiele so feindlich entgegengetreten war, war keine andere, als die Geheimeräthin König, in deren Wohnung sein Unglücksstern ihn an Ro-

saliens Seite geführt hatte. Die Damen, welche er bei seinem Eintreten entschlüpfen sah, waren Agathe und Marie, die seine Stimme erkannt und sich noch zu rechter Zeit geflüchtet hatten. Gleich nach seinem Abtreten hatte Agathe ein scharfes Examen ausstehen müssen, und ihre Verhältnisse zu dem Assessor, welche die Tante bis hierher noch gar nicht berührt hatte, gaben den Stoff zu der Mittagunterhaltung, welche der Armen eben nicht erfreulich sein konnte, da sie durch des Assessors Betragen gegen Rosalien überdies nicht froh gestimmt war.

Die Tante begann, nach Art der alten Frauen, ihren Sermon vom Ei an; von ihrer eigenen Verlobung, von den glücklichen Zeiten ihres Brautstandes holte sie die Moral herbei, verlor sich aber so schnell in diese Rückerinnerung, daß sie, ihr eignes süßes Glück noch einmal genießend, den bittern Kern fast mit verschluckt hätte, den sie Agathen zugedacht.

Nichts tritt lebendiger in den Tagen der Ruhe vor uns, als die Tage der Unruhe. Im Alter, wo ein stets gleichmäßiges Einerlei uns zum Bedürfniß geworden ist, ergreift uns doch oft der Rückblick in die Jugendzeit so magisch, daß das matte Klopfen unsers stillen Herzens lebendiger und stärker wird, wir treten so gern, so freundlich in den Zauberkreis der Jugend zurück, überhüpfen so leicht die schwülen Sommertage und wandeln in unserm Spätherbste an dem Wanderstabe der Erinnerung fröhlich und munter noch einmal unter den Rosen und Myrthen der Frühlingwelt, die wir uns nur vom schönsten Morgenroth bestrahlt und vom Thau der Wonne erquickt, freundlich ausmalen. Jeden Sturm, der die kaum Entfalteten hin und her wogte, jeden Wurm, der heimtückisch die Knospe zernagte, jeden giftigen Thau, der die Blüthe befiel, sehen wir nicht mehr. Vergessenheit hat ihn aus dem Zauberkreise verbannt und nur die hellen, lieblichen Farben, die uns klar und verschönt die entschwundenen Momente dieses lieblichen Blumengartens des Lebens wieder geben, nur sie führt die Erinnerung zurück.

Auch die gute alte Tante vergaß über ihren sittsamen, bescheidenen, schon längst in Gott ruhenden Bräutigam den stürmischen Assessor. Sie malte so zart das sanfte Aufkeimen ihrer ersten Empfindungen, das zaghaft bescheidene Annähern des Geliebten. Sie malte so lebendig die herrlichsten Momente der Jungfrau, wenn ihr ganzes Wesen sich endlich in eine Hoffnung auflöst und sich der Liebe so ganz hingiebt; sie trat so weich, so rührend in die ernstere Zeit des ehelichen Lebens über und weihte dem Andenken des treuen Gatten eine so herzliche Thräne, daß unbemerkt Zorn und Bitterkeit, Furcht und Angst sich bei Allen in Liebe auflöste und die Jungfrauen nicht mehr die Thränen bergen konnten, welche die innigen Worte der Tante ihnen entlockten.

Eine heilige Stille trat nun ein. Agathe sank der Tante um den Hals und weinte bitterlich. Sie fühlte die Sehnsucht nach dieser Blüthenwelt mächtig in sich aufgeregt, sie fühlte aber auch, daß Werners unzarter

Haß die Lieblichgarten zerknicken, ein solches Paradies zertrümmern könne. Und als nun die Tante, die immer noch von der süßen Vergangenheit ergriffen war, sie ernst aber liebreich fragte: Liebst Du ihn denn wirklich? Als Agathe, hoch erglüht in ihrem Innern erst die Antwort suchen, die geheime Pforte ihres Herzens sich jetzt erst selbst öffnen mußte, rief Marie vorschnell: Ja, Sie liebt ihn und kämpft nur noch gegen sich selbst.

Thu das immer, mein Kind! sagte diese gerührt; kein Kampf gegen unser eignes lieb'ergriffenes Herz schadet. Ist er Deiner werth, ist seine Liebe rein, so erhält sie den Sieg gewiß; und verdient er Dich nicht, was ich fast fürchten muß, so ist Dein Schmerz alsdann ruhiger und Du bist vorbereitet auf das Entsagen.

Ohne Dich verdammen zu wollen, fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher Agathe stumm vor sich niederblickte, bist Du mir doch ein Räthsel. Was kann Dich an einen Menschen fesseln, der mit einem unbegrenzten Leichtsinne von Blume zu Blume schwärmt und Dich nur zu seinem Lieblinge erkor, weil seine Eitelkeit durch Dein zurückhaltendes Wesen gereizt wurde, in welches Du einen magnetischen Zauber gelegt haben mußt und er nun zeigen will, daß er auch lieben könne, wenn er nur wolle; nicht daß die Liebe sein Inneres heilig ergriffen habe. Denk an sein Benehmen gegen Rosalien!

Da entschuldigte ich ihn, fiel gutmüthig Marie der Tante in's Wort. Sieh nur Rosalie an, liebe Tante, und denke, daß sie ihm gefallen sollte und es auch wollte, daß sie es dem Onkel versprechen mußte, ihn in ihr Netz zu locken, und daß es mir scheint, setzte sie schälkernd hinzu, Sie sei eine Meisterin in der Kunst, Männer zu fesseln.

Rosalie wollte sich vertheidigen, doch die Tante griff dictatorisch das verlorene Wort wieder auf und sagte, indem sie die Serviette zusammenlegte und aufstand: Diesen Humor meines Bruders, der die ernstesten Sachen nur immer launig nimmt, lieb' ich nicht, mir sind diese Proben und diese Mystificationen zuwider. Des Menschen Schicksal steht unabänderlich in dem ernsten Buche der Vorsehung eingetragen, wage man nie, dieses zu versuchen. Das Höchste, was ich dem Schicksale entgegenzusetzen für erlaubt halte, ist, den Zeichen einer bösen Stunde aus dem Wege zu gehen und so sich dem Sturme zu entziehen, der über uns dahin rauscht. Dasselbe rathe ich auch Dir, liebe Agathe, vermeide alle Mystificationen, geh offen und gerade Deinen Weg, laß den Versucher nie die Pforten der Erkenntniß Dir öffnen, er täuscht Dich! Berücksichtige das ganze Leben des Assessors, das eine Folgereihe thörichter, leidenschaftlicher Handlungen ist und wähne nicht, durch Liebreiz und Gemüth auf ihn zu wirken und seine Lebensansichten zu veredeln. Mit einem Worte, vergiß einen Menschen, den ich näher kennen zu lernen, nicht einmal der Mühe werth halte!

Mit dieser Empfindung war die Tante, der Einladung ihres Bruders zufolge, in die Komödie gefahren und hatte, eben auch durch diesen veran-

laßt, Agathe und Marie zu Hause gelassen. Daß des Assessors Benehmen gegen Rosalie während des Schauspiels, das Gedicht, sein Ausruf, ihre Stimmung nicht verbessert hatte, war zu erwarten.

Am andern Abend waren die Kopfschmerzen der Tante Gutmuth noch nicht vorüber, und obgleich die Geheimeräthin König sie inständigst um ihren Besuch hatte bitten lassen, blieb sie doch allein zu Hause, saß auf ihrem Sopha und erwartete sehnsuchtvoll ihren Flatterhaften. Aber es schlug sieben, es schlug acht, Niemand erschien; sie wanderte unmuthig aus einem Zimmer in das andere, setzte sich, stand auf, setzte sich wieder, nahm ihre Arbeit, klingelte und bestellte Thee, zwei Tassen! rief sie dem Bedienten nach, denn noch war die Hoffnung nicht ganz entschwunden. Kaum, daß sie die Tasse an ihre sehnsuchtvollen Lippen gesetzt hatte, klingelts Jemand. Er ist's! rief sie aus, schenkte schnell die zweite Tasse ein, legte das größte Stück Mandeltorte, auf welchem das schönste Eingemachte prangte, daneben, und wie Harmonikatöne hallten ihr die männlichen Tritte, die ihr aus dem Vorzimmer entgegenschallten. Sie sprang auf, ihm entgegen. Lüstig grinzend wie ein Fuchs, wenn er vor der offenen Thür eines Gänsestalls steht und eben den entscheidenden Sprung wagen will, stand der kleine Mann vor ihr, legte sein Gesicht schnell wieder in die gewohnten Falten und sagte ganz trocken sein: Guten Abend, liebe Schwester!

Du? rief die Tante gedehnt und eben nicht im freundlichsten Tone aus und sah den Kleinen starr an.

Ich! antwortete dieser in eben dem Tone. Doch warum wunderst Dich das? Ich komme von der Schwester, Dir Gesellschaft zu leisten, doch wie? was seh' ich? zwei Tassen? bist Du nicht allein, wer ist denn noch hier? Speisst Du Verstack mit mir?

Hell tönnte in diesem Augenblick die Klingel, die arme Tante glaubte vor Verzweiflung und Angst zu vergehen, es schellte noch einmal. Der Bediente hört wohl nicht? sagte der Kleine und ging nach der Thür. Schnell trank die Unglückliche die zweite Tasse Thee, diese Verrätherin ihrer Erwartung, die sie vorsorglich für den Assessor eingeschenkt hatte, hinunter. Nun kommt er, grosser Gott! rief sie verzweifelnd aus, als der Commerzienrath wieder eintrat und zu ihrem Troste versicherte, es sei der Briefträger gewesen, und Heinrich wahrscheinlich taub. Er habe ihn schnell abgefertigt.

Nun, liebe Schwester! fuhr er fort, sich zutraulich zu ihr setzend, nun wollen wir heute Abend einmal recht mit einander plaudern, schenk' mir aber auch eine Tasse Thee ein. Sie ergriff verlegen die Tasse, die sie eben geleert hatte.

Wer hat denn daraus schon getrunken? fragte er lachend, wahrhaftig Du hast noch Gesellschaft hier! er nahm das Licht und suchte durch alle Zimmer. Nun, fuhr er fort, da mußt Du Dir mit einem Geist ein Rendez-vous gegeben haben, denn hier ist Jemand gewesen und doch find' ich Niemand; hast Du vielleicht heute Abend den zweiten Act des nächtlichen Abenteuers von Schandau geben wollen, so thut es mir leid, wenn ich ohne Einlaßkarte einen Zuschauer abgegeben habe; dann dank' ich für Thee, für Alles, und will Dir armen Wittwe Deine Schäferstunde nicht stören. Ohne die Antwort der Tante abzuwarten, ergriff er seinen Hut und wanderte wieder fort.

Lange sah ihm diese schweigend nach. Endlich brach ihr Unmuth in Worte aus. Das wird Dir nie vergeben, Herr Bruder! rief sie im Zorn. Du hast gestern gelauscht, als ich den Assessor bat, hierher zu kommen, aber wart', ich werde mich rächen für die heutige Störung und für die ewigen Rosen von gestern, mein Vorsatz steht nun fest, alle Deine List, mein guter Bruder, soll vor Weiberlist zu Schanden werden. Du sollst der gutmüthigen Schwester Amanda gedenken.

Auch der Assessor saß diesen Abend nicht im Elysium, wie überhaupt keiner. Bei der Geheimeräthin König, die ihrer Verhältnisse wegen ein großes Wort in allen Familienangelegenheiten mitzusprechen hatte und welche selbst der Commerzienrath scheute, wurde eben über den Armen ein Familienrath gehalten, wobei sich zwischen Bruder und Schwester ein Streit erhoben hatte. Die Geheimeräthin verlangte offenes Handeln, der Commerzienrath aber wollte ihn immer noch auf die Probe stellen, ihn mystificiren und neben der guten Absicht, das Glück Agathens sicher zu stellen, sich auch amüsiren. Auf seiner Seite war Tante Schmerlenbach eine treue Alliirte, deren Strom der Rede Keiner widerstehen konnte, und die sanfte Marie, die eine kleine Bitterkeit gegen den Assessor nicht zu unterdrücken vermochte; wahrscheinlich vergab sie ihm sein schnelles Abspringen in Schandau nicht ganz, so gleichgültig es ihr auch im Grunde sein mußte. Auf die Seite der Geheimeräthin trat Blanche und rieth zum Frieden, doch nicht aus dem Grund wie jene, die Sache nemlich kurz abzubrechen; sie dauerte der Assessor, für den sie sich wirklich interessirte, denn da sie ihn hatte näher kennen lernen und ihn deßhalb für besser hielt, als es wohl die Andern Ursach haben mochten, war sie ungleich nachsichtiger gegen seine Fehler. Agathe saß schweigend da, und suchte und haschte vergebens nach ihrer frohen Laune, die seit ihrem Hiersein ganz verschwunden war. Sie war mit Allem, selbst mit ihrem eignen Herzen unzufrieden, das immer gegen ihre Vernunft die Vertheidigung des Assessors übernahm; sein Betragen gegen Rosalien konnte sie ihm nicht vergeben, ob sie gleich kaum die Hälfte davon wußte.

Der Commerzienrath ließ sich aber von seinem Entschlusse nicht abbringen, so lange als möglich dem Assessor Agathens Hiersein zu verheimlichen, ihn auf der Redoute von übermorgen zu necken, auf die Probe zu stellen, und ihn unter Qualen in das Himmelreich einziehen zu lassen. Die Geheimeräthin, welche dies zwar nicht hindern konnte, entsagte jedoch feierlich aller Theilnahme und Mitwirkung, und verbat sich sehr strenge, daß ihr Haus auf irgend eine Weise zu dem Schauplatz solcher Thorheiten benutzt würde; sie verbat sich dies so ernstlich, daß, sie zu beruhigen, der Commerzienrath ihr das Versprechen gab, hierin ihren Willen zu folgen, obgleich er dadurch manchen seiner Pläne abändern mußte.

Während man hiermit dem Assessor unbarmherzig umging, Alles gegen ihn cabalirte, nur Blanche ein freundlich Wörtchen für ihn sprach und selbst Tante Gutmuß daheim, über seinen Ungehorsam ergrimmt gegen ihr eignes Herz ihn verdammte; saß dieser einsam auf seinem Zimmer, überdachte sein Thun und Treiben und that — ein seltner Fall — einen tiefen Blick in sein Inneres. Agathe zu erringen, koste es auch, was es wolle, koste es ihm auch das schwerste Opfer, war sein fester Vorsatz; und wenn er so recht ernstlich seine Empfindungen für dieses Mädchen gegen seine früheren Neigungen abwog, so mußte er sich selbst gestehen, daß ihm ein ernstes, heiliges Band an sie knüpfe, Rosaliens Erscheinung schwebte ohne Lockung an ihm vorüber und selbst Agathens Nichterscheinen in der gefährlichen Krisis während des Carnavals machte ihn nicht wanken. Trotz ihrer Abwesenheit und trotz Rosaliens Feuerblick legte er sich mit den besten, treuesten Vorsätzen zu Bett.

Aber wie oft war dies nicht schon geschehen, wie oft hatte der Abendstern dem reuigen Bußfertigen beleuchtet und die Morgensonne doch wieder den Pfad des Sünders beschienen. Aber heute war es anders, sein fester Wille war nicht mit den Sternen untergegangen, und Blank's Billet, der ihn zum Mittag einlud, traf ihn noch in derselben Stimmung. Er zog sich an, wanderte hin zu seinem Freunde, mit dem festen Vorsatz, der Klugheit gemäß gegen die beiden Tanten ausgezeichnet artig und zuvorkommend zu sein und den Neckereien des Onkels nur Würde und Ruhe entgegenzusetzen. So gerüstet, wanderte er nach Blank's Wohnung.

Eine niedliche Zofe, so wie es schien, fremd in diesem Hause, begegnete ihm in der Hausthür, machte ihm eine anständige Verbeugung und fragte im fremden Dialekt, ob die Frau Räthin Blank hier wohne.

Wahrscheinlich aus Sachsen? sagte der Assessor ohne auf die Frage des niedlichen Mädchens zu antworten.

Zu dienen! entgegnete sie. Wohnt Frau Räthin Blank hier?

Ja, mein schönes Kind! sagte Werner und strich die sanft errötheuden Wangen des Mädchens. Wollen Sie zu ihr?

Mein Fräulein schickt mich mit einem Billet hierher.

Ihr Fräulein? darf man fragen, wer diese ist?

Fräulein Agathe Swan aus Leipzig, zu diesem; erwiderte die Kleine, eine leichte Verbeugung machend.

Wie ein Blitz fuhr dies dem Assessor durch Mark und Bein, doch schnell faßte er sich. O geben sie mir nur das Billet; mein allerliebstes Kind, ich werde es richtig besorgen, sprach er schnell, ich gehe eben hinauf zur Frau Räthin, geben Sie. —

Wenn Sie die Güte haben wollen, sagte die reizende Iris und gab dem Assessor das Billet, der es mit funkelndem Auge betrachtete.

Das also die Züge Ihrer schönen Hand. Sie ist hier und bleibt vor mir verborgen? dachte er seufzend, noch immer die Adresse besehend. Wo wohnt Ihr Fräulein? rief er endlich, sich nach der Zofe wendend, doch die Flüchtige war verschwunden. Er stürzte auf die Straße, nirgends war sie mehr zu sehen. Ich Thor! rief er aus, nun weiß ich so viel, wie vorher, o ich Unvorsichtiger! Da stand er nun, das niedlich zusammengefaltete unversiegelte Billet in der Hand? Was sollte er thun? Uebergieb es ungeöffnet, sagte sein besseres Ich. Oeffne es und lies! flüsterte ihm Asmodi wieder zu, vielleicht erfährst Du ihres Herzens wahre Empfindung. Asmodi siegte, er öffnete mit dem Schmerzensruf: O mich zu täuschen! das Billet und las:

Liebe Blanche!

Da ich zu dem morgenden Geburttage der Tante die Arbeit noch beendigen muß, so ersuche ich Dich, mir zu erlauben, heute Abend zu Dir zu kommen. Ich weiß zwar, Ihr seid nicht zu Hause, aber das schadet nicht; gönne mir nur ein Plätzchen in Deinem Cabinet, die Arbeit wird mich in meiner Einsamkeit schon unterhalten. Marie mag sehen, wie sie allein mit der misanthropischen Tante fertig werden kann. Deines Erlaubniß gewiß bedarf ich keiner Antwort.

Agathe.

Hab' ich mich! rief der Assessor triumphirend aus und küßte wohl tausend Mal den geliebten Namen. Doch Ruhe, nur Ruhe, nicht zu früh Victoria geschossen! fuhr er fort, und da, o listige Verstellung, du höllisches Talent, was mir nur in so geringem Grade zu Theil wurde, unterstütze mich nun dieses Mal! Er steckte das Billet ein und wanderte triumphirend die Treppe hinauf.

Auch der Gleichgültigste mußte eine Veränderung an ihm bemerken. Dieses freundliche zuvorkommende Wesen, die Gutmüthigkeit, womit er der Neckerei des kleinen Mannes gar nicht aus dem Wege ging, sondern sie vielmehr lächelnd duldete, die Gelassenheit, mit welcher er die Sticheleien der Tante Schmerlenbach anhörte, welche ihm versicherte, daß Agathens Liebe eben nicht groß sein könne, da sie nicht einmal hierher gekommen sei, und ihn hämisch bat, doch alle Hoffnung schwinden zu lassen,

und sich nach einem andern Mädchen umzusehen. Alles dies mußte auffallen; der Commerzienrath dachte hin und her, vergebens, er konnte den Grund davon nicht auffinden. Selbst Blanche erstaunte über das vernünftige Betragen ihres Schützlings, nur Tante Gutmuß lächelte wohlgefällig und sprach fast kein Wort.

So verstrich der Mittag. Nach dem Essen wurde noch von der morgenden Redoute gesprochen, wohin zu gehen Alle sich vornahmen; man trennte sich bald, da Blank und die Uebrigen ausgebeten waren.

Als Werner wieder zu Hause angelangt war, ging er unruhig auf seinem Zimmer auf und ab. Agathe, nach welcher er sich so lange gesehnt, die er so lange vergebens erwartet hatte, sie sollte er heute noch sehen. Konnte das Schicksal ihm eine schönere Gelegenheit bieten, so ganz seinen innigsten Wünschen gemäß ihn zum ersehnten Ziele zu führen? Was er ihr sagen wollte, wie er sich zu benehmen habe, überdachte er reiflich, er dachte sich so ganz in dieses herrliche têtes à têtes hinein, daß er so laut zu sprechen und zu gesticuliren begann, daß sein treuer Fritz sich nach seinem Befinden zu erkundigen, ängstlich ins Zimmer trat. Doch statt Antwort sah der Assessor nach der Uhr, schon war ein Viertel vor sieben; er nahm Carbonari und Hut und, wie der Held zum gewissen Siege, flog er hin nach Blank's Wohnung.

Dort fand er Alles still, wie ausgestorben. Er schellte, Niemand öffnete, er schellte wieder, Alles noch still, da faßte er die Klinke, die Thür zum Vorsaal war offen. Er nahte sich der Stubenthür, auch diese widerstand nicht, er öffnete sie, schlich leise durch das erste, zweite Zimmer dem schwachen Licht einer Sinombrelampe entgegen und sah — doch zum Sehen war sein Gefühl zu übermannt, er stürzte hin zu ihren Füßen. Agathe! rief er aus: mit einem Herzen voll Liebe, mit einem Herzen voll Treue lieg' ich hier, Geliebte, und erwarte mein Geschick! er bedeckte ihre weiche, liebe Hand mit tausend Küssen, die, sich nicht entziehend, seinen Druck sanft und innig erwiderte. Er schwamm in einem Meere von Wonne. Liebes, theures Mädchen! rief er in einem momentanen Schweigen, schieben Sie mein Glück nicht länger auf, kürzen Sie das ewige, unglückliche Jahr, überzeugen Sie sich von meiner Liebe! Seine Hand hielt noch krampfhaft die ihrige.

Sprechen Sie, reden Sie! rief er im höchsten Affecte und preßte die glühende Lippe auf die Zitternde.

Mein guter Werner! lispelte nun die Dame auf dem Sopha, und der gute Werner, wie vom Donner gerührt, wollte aufspringen, doch die zarte Hand hielt ihn fest.

Mein guter Werner! wiederholte noch einmal Amanda, denn sie war die holde Schöne, die im Mondlicht der Sinombrelampe ihren Amoroso in dem stillen Cabinette erwartete. Setzen Sie sich und hören Sie mich ruhig an!

Wie das Opferlamm zur Schlachtbank, so folgte der unglückliche Getäuschte dieser Ladung. Er setzte sich, halb Verzweiflung, halb Scham, neben die ewig Rosige, die, seine Hand noch immer festhaltend, ihn nicht entschlüpfen lassen wollte und freundlich anhub:

Sie sitzen verlegen neben mir, ich nicht minder neben Ihnen. — Die Liebe zu Ihnen, die ihr unzartes Betragen nicht hat verlöschen können, bringt mich in diese ängstliche Situation, die bei unsern lebhaften Gefühlen wohl peinlich und gefährlich genannt werden könnte. Aber, Gott und meiner Vernunft sei es gedankt, seitdem ich sah, daß Sie, lieber Schmetterling, an meinen ewigen Rosen — wie mein malitiöser Bruder zu sagen beliebte — vorüberflattern, seitdem ich in Ihnen nur meinen künftigen Neffen erblickte, hat meine Schwachheit, die ich nur in diesem Halbdunkel zu gestehen wage, sich in mütterliche Zuneigung verwandelt, und ich breite jetzt meine Flügel eben so zärtlich über Sie aus, wie einst, in jenem Augenblicke der Täuschung in Schandau, meine Arme nach Ihnen.

Ruhig, ruhig nur, mein lieber Assessor, sagte sie zu dem Zurückrutschenden, dem eine Bewegung ihrer Arme diese Vorsicht anrieth. Hören Sie mich nur einen Augenblick gelassen an und Sie werden dann nicht mehr so ängstlich an der Seite der nur zu gutmüthigen Tante Amanda sitzen. Das Billet mit Agathens Unterschrift schrieb ich, die Zofe, die es Ihnen gab, war die meinige. Ich mußte Sie allein sprechen, auf meine Bitten kamen Sie nicht, also mußte ich zu dieser List schreiten, wie ein Arzt, der seinen Patienten täuschen muß, Agathe ist hier!

Sie ist hier? rief der Assessor aufspringend, doch Tante Gutmuß zog ihn schnell wieder auf das Canapee zurück. Ja, sie ist hier und wohnt bei der Geheimeräthin König, ihrer Tante, der nemlichen grämlichen Matrone, in deren Zimmer Sie mit Rosalien ungebeten eintraten.

O ich Unglücklicher, rief der Assessor und schug mit der flachen Hand sich vor die Stirn, und die Damen, welche entschlüpften?

Waren Agathe und Marie.

Und meine Thorheit, meine Unvorsichtigkeit mit Rosalien —

Ist Agathen wohl bekannt! aber hören Sie, die Sachen stehen nicht so schlimm, als Sie wohl meinen. Alles hat sich zwar gegen Sie verschworen und an der Spitze des Complots steht mein lieber Bruder. Rosalie soll die Armide sein, welche den Rinaldo in ihre Netze zieht, die morgende Redoute —

Da schellte es im Vorsaale. Um Gottes willen, geschwind hinter die Gardine, lieber Werner! rief die Tante in höchster Angst; ich ahne, es ist mein Bruder, geschwind! Der Assessor, wohl oder übel, trat in das Fenster, die Tante zog die Gardine zu und der kleine Mann trat ein.

Sag' mir nur, hob dieser schon von weitem an, was ist das für eine sonderbare Wirthschaft? kein Domestik im Hause, der Vorsaal offen, Du allein hier?

Ich habe die Leute ins Schauspiel gehen lassen, ich bedarf keiner Bedienung. Ruhe ist mir am nöthigsten, antwortete die Tante, ihren Kopf auf den Arm stützend und in der nachlässigsten Stellung auf das Kanapee gestreckt. Ich freue mich aber recht sehr, daß Du kommst und mich doch nicht ganz in meiner Einsamkeit verlassen willst. Setze Dich doch, lieber Bruder und plaudere ein wenig mit mir, und erzähle mir, aber recht genau, wer Alles in der Gesellschaft war.

Der Commerzienrath sah sie mit durchdringendem, forschendem Blick an, doch, wenn die Frauen uns überlisten wollen, so haben sie mächtige Gewalt über sich; nichts bringt sie aus der Fassung, auch die Tante ließ sich nicht irre machen. Nun, so setze Dich doch! sagte sie nochmals, und erzähle mir von Agathen und was Ihr morgen so eigentlich auf der Redoute vorhabt. Bis dahin wird wohl mein Kopfweh vorüber sein, und da ich doch hoffentlich auch eine Rolle dabei übernehmen soll, so muß ich genau wissen, was ich zu thun habe.

Doch der kleine Mann war noch nicht in gehöriger Ruhe, um zum Erzählen und Stillsitzen kommen zu können; er durchstrich unter mancherlei Vorwand die Zimmer, und obgleich er den Schein zu vermeiden suchte, sah doch die Tante ganz deutlich, daß er etwas suche, denn bald leuchtete er hier, bald dorthin. Da er aber nichts fand, kehrte er wieder zurück und setzte sich ruhig nieder.

Nun, hob diese an, was habt Ihr denn eigentlich morgen vor?

Viel und nichts! antwortete der Commerzienrath und sein Auge schien nach der Gardine gebannt, hinter welcher der arme Assessor in der tödtlichsten Angst und Langeweile stand. Der Tante wurde es unter diesen Umständen sehr schwer, ihre Unruhe zu verbergen; doch der Commerzienrath wendete bald den Blick gleichgültig vom Fenster nach ihr hin und fuhr fort:

Ob Du gleich immer die Partei des Assessors nimmst und Deine thörichte Neigung für ihn leider noch nicht aufgehört — die Tante legte ihn schnell die Hand auf den Mund, doch ohne den Kleinen zum Schweigen bringen zu können. — Ob ich gleich weiß, fuhr er fort, daß Du im Complott gegen Agathe bist und den jungen Sausewind gern für Dich fangen möchtest;

Bruder! unterbrach ihn die Tante.

Nun? fiel der Kleine ihn in die Rede, hast Du mir es nicht selbst noch vor wenig Tagen gestanden, daß Du ihn zum Sterben liebst und Alles aufbieten würdest, um zu seinem Besitze zu gelangen?

Bruder! rief nun die Tante mit lauter Stimme, indem sie vom Canapee aufsprang, wie kannst Du dergleichen Unwahrheiten sagen, wenn das nun Jemand, wenn das der Assessor hörte?

Um das zu können, müßte er ja hier in der Stube irgendwo verborgen sein?

Ja! wie kannst Du nur reden, erzähle nur weiter.

Etwa dort hinter der Gardine? fuhr der Commerzienrath fort, indem er eine Bewegung machte, als ob er aufstehen wollte, um nach dem Fenster zu gehen, in welchem der Assessor stand.

Die Tante zog ihn in ihrer Todesangst zu sich auf das Canapee nieder. Nun, so erzähle doch! sagte sie mit zitternder Stimme. Sie hatte jetzt die Contenance ganz verloren.

Nun sieh, hob der Kleine an, obgleich ich keine Ursache habe, Dir zu trauen, will ich Dir doch offenherzig Alles erzählen: Aus der Heirath mit dem Assessor und Agathen wird nichts.

Nichts! rief die Tante lebhaft aus.

Freue Dich nur nicht zu früh, Du bekommst ihn doch nicht, höre lieber ruhig zu. Nach allen eingegangenen Nachrichten ist der Assessor ein Taugenichts, an dem alle Hoffnung verloren ist. Er ist ein Spielball in der Hand des Augenblicks, ein solcher schwacher Mensch, daß, trotz seines gethanen Versprechens, er sich in dieser Zeit wohl schon hundert Mal wieder verliebt und tausend Thorheiten begangen hat. Wüßtest Du nur die saubere Geschichte mit — doch, was ist denn dort hinter dem Vorhang, sind Katzen hier im Zimmer, da bewegt sich ja etwas?

Nichts! nichts! sagte Tante Gutmuß in Todesangst. Gewiß ist keine Katze hier im Hause, fahre nur fort, lieber Bruder.

Nun, da gar keine Hoffnung ist, daß er ein solcher Mann werden kann, sehe ich die Sache als ganz abgebrochen an. Doch unser Späßchen wollen wir noch mit ihm treiben. Rosalie, die mit ihrem Bruder als Zigeuner auf die Redoute gehen wird —

In welcher Farbe? fiel Tante Gutmuß schnell ein.

Daß Ihr Weiber doch auch immer gleich nach Allem fragt, so wie es den Anzug betrifft, ich glaube schwarz und roth, doch stehe ich nicht dafür, daß es so ist. Nun, unterbrich mich nur nicht wieder, denn ich kann nicht lange hier bleiben. Sie soll sich auf der Redoute ihm nähern, — seine Maske wollen wir schon erfahren — ihn necken; er wird sie gewiß bald erkennen, ihr, wie nicht anders zu vermuthen, die Cour machen; sie wird sie annehmen und es so geschickt einzuleiten wissen, daß wir alle davon Zeugen sind; ihn entlarven, auslachen und so eine Gelegenheit finden, seiner los zu werden.

Und Agathe?

Dankt Gott, diesen Zudringlichen los zu werden.

Aber, welche Rolle wird sie wohlgen auf der Redoute übernehmen?

Der Commerzienrath sah sie mit großen fragenden Augen an und sein Blick richtete sich unwillkürlich nach dem Vorhang; doch da er die Verlegenheit der Tante bemerkte, lenkte er schnell ein: Marie wird mit Blanche und dem Rath als Schweizer dort sein, Agathe wünscht mit Dir als Fledermaus herumschwirren zu können, und meine Maske verrath' ich nicht.

Deine? unterbrach ihn Tante Gutmuß lachend; glaubst Du, wer Dich kennt, der würde Deine kleine runde Figur nicht unter Tausenden herausfinden, wenn Du Dich auch noch so vermummst?

Nun, wir wollen sehen! entgegnete der Kleine, indem er Hut und Stock ergriff, bei welcher Bewegung das verlegene Gesicht der Tante sich wieder ganz aufheiterte.

Du willst schon wieder fort? sagte sie freundlich.

Wünschest Du vielleicht, daß ich bleibe? antwortete der Kleine, so kann ich wohl aus Gefälligkeit für Dich Dir so lange Gesellschaft leisten, bis die Andern zurückkommen, ich versäume nichts; die Gesellschaft dort langweilt mich überdies, es sind lauter alte Damen, die sich der Stadtneuigkeiten, welche sie die ganze Woche über aufgesammelt haben, entledigen. Ueber den armen Assessor geht es fürchterlich her! Er that, als ob er wieder Platz nehmen wollte.

Da stellte sich aber plötzlich die Migräne der armen Tante wieder ein. Geh nur, bat sie, was solltest Du auch bei mir machen, mein Kopf schmerzt mich gar zu sehr, ich werde mich gleich zu Bett legen müssen.

Allein? fragte der Commerzienrath lächelnd.

I nun, es ist ja Niemand zu Hause, antwortete Tante Gutmuß verdrießlich.

Nun, so schlafe wohl, sagte der Kleine, amüsire Dich gut und plaudere nicht zu viel.

Die Tante sah ihn verwundert an. Ohne daß Beide ein Wort sprachen, leuchtete sie ihm bis auf die Treppe und dankte Gott, da sie hörte, daß sich die Hausthür hinter ihm schloß.

Als sie zurück ins Zimmer trat, fiel ihr vor Schreck der Wachsstock fast aus der Hand, da sie den Assessor mitten in der Stube in wüthender Stellung fand. Sich wie ein Besessener geberdend, schlug er mit der geballten Faust vor die Stirn und rief in höchster Ekstase: das mir, mir! Agathe! Agathe! Dich soll ich verlieren? Gebrandmarkt, verhöhnt soll ich werden, zerrissen von den giftigen Zähnen alter Kaffeeschwestern. Nein! nein! so weit soll es mit mir nicht kommen: Herr Commerzienrath, wir sprechen uns!

Gerechter Gott! rief die Tante, eilte auf ihn zu und schloß ihn in ihre Arme.

Ja, Agathe! rief er in völliger Ekstase aus, und drückte, unbewußt was er that, die arme Tante mit Heftigkeit an seine klopfende Brust; ja, Agathe, mein wirst Du oder ich der Hölle!

Lieber, bester Assessor! lispelte mit dem wenigen Athem, der ihr noch blieb, die arme Gedrückte, beruhigen Sie sich, es kann noch Alles gut werden, nur Ruhe!

Ruhe? rief er aus; Ruhe? und sah mit diesem Ausruf nach der Schönen herab, die in seinen Armen lag. Sie sind es? schrie er wüthend

auf und wollte die Arme von sich schleudern, doch diese klammerte sich immer fester an ihn an, um den Wüthenden zu beruhigen, der, einen wilden Blick auf sie werfend, plötzlich hell auf zu lachen anfing.

Großer Gott! rief die Tante, ihn loslassend! Der Assessor lachte immer fort und immer stärker. Mein Gott, lieber Werner, was ist Ihnen? sagte die Geängstigte und suchte in ihrer Toilette, wahrscheinlich nach einem niederschlagenden Pulver.

Tantchen! beruhigen Sie sich, sagte immer noch lachend der Assessor und führte die Zitternde vor den Spiegel. Sehen Sie sich nur an!

Die Tante sah in den Spiegel und fuhr mit einem Schrei zurück. Ihre ächten Wiener-Seidenlocken hingen an des Assessors Rockknopf. Die Haube hatte sich bei der zärtlichen Umarmung ganz verschoben, saß nur noch auf einem Ohr, und zeigte die silbernen Reste der ehemals goldenen Locken; die eine Wange glühte zwar noch im schönsten Roth, die andere aber hatte mit ihren Rosen die weiße Weste des Assessors geschmückt. Schnell verließ sie das Zimmer; kehrte jedoch bald zurück, die bleiche Wange war schnell wieder zur purpurnen geworden, die Fülle der seidenen Locken rollte wieder unter dem niedlichen Spitzenhäubchen hervor. Mit jugendlicher Schüchternheit, den Blick gesenkt, lispelte sie dem Assessor stammelnd entgegen: Was müssen Sie von mir denken, mein Guter?

Mein Gott! entgegnete dieser, dem nur noch die lustige Partie der vergangenen Stunde vorschwebte und dem die ernstere längst schon verschwunden war; es ist ja Alles wieder so schön geordnet, Sie sehen wieder so liebenswürdig aus —

Nein! nein! lispelte Tante Gutmuß, das meine ich nicht. Was müssen Sie von mir denken, nach dem, was mein Bruder in Ihrer Gegenwart von meinem Herzen gesagt hat?

Daß Sie mir gut sind! Erinnern Sie sich noch, Tantchen, wie ich Ihnen auf der Elbe sagte, daß Sie doch die Beste von Allen wären, und es gut mit mir meinten?

Ach wohl, lieber Assessor, und mit diesen herzlichen Worten haben Sie sich auch an mir eine ewige Freundin erworben. Ich bin Ihnen gut und bleibe es auch! Und deshalb, lieber Assessor, verzeihen Sie mir meine Offenheit, ich halte sie aber unter solchen Umständen für Pflicht. Sie rückte ihm näher und ihr freundliches Gesicht wurde ernsthafter, sie hob feierlich an: Sie lieben Agathe, das weiß Niemand besser als ich, Ihr Herz ist diesem guten Mädchen allein zugethan; aber, lieber Werner, wenn Sie den Schein nicht mehr meiden, wie bisher, wenn Sie sich ferner immer noch von dem Augenblicke hinreißen lassen und jedem hübschen Gesichte huldigend entgegen kommen, so werden Sie nie Agathe erringen. Gehen Sie in sich, werden Sie dem äußern Benehmen nach solider, verdienen sie künftig nicht mehr, solche Wahrheiten hinter der Gardine hören zu müssen, wie vorhin. Aendern Sie sich, zügeln Sie Ihren leichten Sinn,

den diejenigen, die Ihnen nicht wohlwollen, für Leichtsinn ausschreien. Es bedarf ja nur eines festen Entschlusses hierzu. Sie sind so ein lieber junger Mann und würden gewiß allen Frauen und Mädchen gefallen, wenn Sie nicht Allen gefallen wollten; sie begehren nach Allem, darüber wird Ihnen Nichts! Glauben Sie meinen Worten und meiner Erfahrung ich meine es gut mit Ihnen. Der Mann, der sich mit Körben beladen einer Jungfrau naht, bringt seinen Absagebrief schon mit, wer unserm Geschlechte nicht manchmal die Würde des Mannes fühlen lassen kann, den achten wir nicht und können ihn nie lieben. Folgen Sie meinem gutgemeinten Rath, fuhr sie fort und ergriff seine Hand, Niemand wünscht Ihr Glück so innig, als Tante Amanda, deren Herz, trotz seiner kleinen Schwächen, immer ein gutes, treues Herz für seine Freunde bleibt.

Der Assessor hatte still zugehört, und seinen Blick starr auf den Teppich geheftet. Sonderbar! Sonderbar! noch nie hatten ihn Ermahnungen so ergriffen, als die gutgemeinten Worte der Tante; er fühlte sich durchdrungen, er sah sie mit einem so herzlichen Blicke an, der beinahe das Lehrgebäude bei ihr selbst umgeworfen hätte.

Ja! rief er aus, ich will Ihnen folgen, will die Thorheiten lassen, will meiner Eitelkeit Valet sagen; und bin ich glücklich in den Armen meiner Agathe, dann sei mein Glück Ihr schönster Lohn! In völliger Rührung und Ueberspannung, doch gewiß gut gemeint, umschlang er sie, drückte sie innig an sich und ein herzlicher Kuß preßte sich auf ihre Lippen, den diese sich wohl ein wenig zu lange zu eigen gemacht haben mochte; denn als sich die Lippen trennten, stand Tante Schmerlenbach und der kleine Mann vor ihnen und lachten hell auf.

Wie der Blitz zwei in einander verschlungene Eichen, die eine da, die andre dorthin schleudert, so fuhren Beide aus einander. Der Assessor stürzte an ihnen vorbei, durch die Zimmer zum Hause hinaus, doch Tante Gutmuß stand gelassen vom Sopha auf und sagte mit ruhiger Freundlichkeit: Lacht so viel Ihr wollt, ich freue mich dieses Augenblicks, er war einer der schönsten meines Lebens!

Glaub' es! sagte der Kleine.

Die Umarmung nahm kein Ende, meinte Frau von Schmerlenbach.

Sie wird auch endlose Folgen haben, entgegnete Amanda.

Das wolle Gott verhüten, rief lachend der Commerzienrath.

Er wolle es nicht verhüten, sagte die Gekränkte mit Stolz, nahm das Licht und ging zu Bette.

Am andern Tage war Alles in entgegengesetzter Stimmung. Bei der Geheimeräthin saßen Agathe, Marie, Rosalie und Blanche, und arbeiteten an dem Maskenanzuge für den heutigen Abend. Werner's Aben-

teuer mit der Tante Gutmuß verschwieg Blanche und machte überdies noch Vorstellungen gegen die Mystificationen, die dem armen Assessor auf der Redoute zugedacht waren, aber Rosalie und Marie behaupteten eifrig er verdiene sie und Agathe schwieg. Er dauerte sie zwar, doch trotz der tröstenden Worte, welche sie durch die halboffene Thür gehört hatte, als der Assessor das unglückliche tête à tête mit Tante König hatte, blieb sie immer noch ungewiß über seinen Charakter. Sie wünschte ihn zu prüfen und hoffte vielleicht dadurch die Gewißheit zu erhalten, daß er sie wahrhaft liebe und Gegenliebe verdiene, zitterte jedoch immer noch, das Glück ihres ganzen Lebens an einen so lockern Faden zu knüpfen. Ihre Vernunft kämpfte wacker mit ihrem Herzen, doch schien dieses den Sieg davon zu tragen.

In Blank's Hause war die Stille eingetreten, die nach einem Gewitter zu sein pflegt. Tante Gutmuß war einsilbig, befand sich wirklich nicht wohl, und weder Frau von Schmerlenbach noch der Kleine wagten, ihre Witzpfeile in das Gift von gestern Abend zu tauchen, Blanden trieben Geschäfte aus dem Hause; so lebte hier Alles still dem Abende entgegen.

Eben so still war es bei dem Assessor. Dieser saß nach einer halbdurchwachten Nacht auf seinem Canapee, den Kopf in den Arm gestützt, und sann in einer Art Abspannung seinen Verhältnissen nach. Sein Stolz war erwacht, er fühlte nun tief, daß er sich selbst nicht auf den ehrenvollen Platz gestellt, den ihm seine Lage angewiesen habe; er zürnte nur mit sich und fühlte es bitter, daß der Schein seines Betragens ihn auch jetzt noch der Laune und dem Witze jedes Lachlustigen Preis geben könnte.

Sein Entschluß stand nun fest. Er wollte sich aus diesem Chaos herausreißen, wollte, nur seinem liebenden Herzen folgend, seinen Frohsinn zügeln und Herr des momentanen Eindrucks bleiben, deshalb schwankte er auch, ob er auf die Redoute gehen und von den Nachrichten, die er hinter der Gardine gehört hatte, Gebrauch machen, oder ob er zu Hause bleiben und allen Neckereien ruhig aus dem Wege gehen solle.

Sein Stolz befahl das Erstere, seine Eitelkeit das Letztere, und auch jetzt noch siegte diese. Asmodi war noch nicht ganz aus seinem Zauberkreise vertrieben; er reizte und trieb ihn an, sich für die gestern erlittene Schmach zu rächen, und hierzu sagte ja sein Stolz kein unbedingtes Nein!

So nahte der Abend. Erst spät ging der Assessor auf die Redoute, und gleich beim Eintritt stieß er auf die Schweizerfamilie. Er erkannte bald Marien und Blanchen, die Dritte aber war ihm unkenntlicher, doch bald sah er in der schlanken Bernerin Frau von Schmerlenbach, die mit ihrer graziösen Gestalt zum Malen schön war, nur daß man die vorzüglichste Nationalschönheit an ihr vermissen mußte. Obgleich nun die niedliche Larve täuschte und dem Ganzen ein jugendliches Ansehen gab, war der Assessor doch malitiös genug, ihr im Vorbeigehen den guten Rath zu

geben, die Maske ja nicht abzunehmen, der Frühling habe dem unnützlichen Winter nur seine schönen Farben geliehen. Blanche nahm sich als Schweizerbub stattlich aus. Er selbst war in einem zeisiggrünen Domino, den er überdies noch von Blanc geborgt hatte, mithin gar nicht im Incognito.

Nicht lange, so trat ihm das Zigeunerpaar entgegen. Schon an den schönen schwarzen Locken, die üppig unter dem roth gewundenen Tuch über die Stirn herabrollten, erkannte er Rosalien, ob sie gleich ihre Stimme sehr geschickt zu verstellen wußte. Von dem Zigeuner, ihrem Begleiter, nahm er keine Notiz und warf sich so schnell wie möglich wieder ins Gedränge; denn alles Zusammentreffen mit diesen Zigeunern wollte er vermeiden, und sein Auge suchte nur die beiden Fledermäuse, die ihm Tante Gutmuß und Agathen verbargen.

Aber Hunderte dieser Nachtvögel schwärmten in allen Farben umher, zehnmal hatte er, von der Figur getäuscht, schon diese und jene angeredet, immer vergebens, es waren nie die Rechten, oder wollten es nicht sein, und er mußte zur List seine Zuflucht nehmen. Er verließ den Saal, trat in eine Loge und aus dem Hintergrunde derselben beobachtete er ungesehen die Schweizerfamilie und die Zigeuner, die sich oft fanden, einige Worte mit einander wechselten, sich aber schnell wieder trennten. Bald aber gewahrte er zwei Chauve souris, die sich ihr manchmal anschlossen und von ihnen gekannt zu sein schienen.

Die Figuren paßten so ziemlich zu Agathen und Tante Gutmuß und er merkte sich genau ihre Kleidung.

So schwer es ihm auch wurde, diese Masken unter den vielen, ihnen gleichen, wieder herauszufinden, so gelang es ihm doch endlich. Er nahte sich ihnen und lispelte der Tante einen freundlichen guten Abend ins Ohr. Diese nickte dankend, der Assessor bat nun die Andere um ihre Hand; sie reichte sie ihm, er zeichnete G. A. hinein, die Maske schüttelte. Er verlangte die Hand der Tante, sie verweigerte sie und reichte ihm heimlich lachend den im Flormantel geschlagenen Arm, seine Chiffer darauf zu schreiben. Er schrieb gleichfalls A. G. und die Maske nickte bejahend.

Ist Ihre Nachbarin nicht Agathe? fragte er die Tante leise; sie nickte bejahend. Warum hüllt sich die Schönheit ins Gewand der Nacht? fragte er nun, sich nach der sich immer noch Verstellenden wendend.

Weil sie nicht die Schönheit ist! entgegnete die Chauve souris.

Sie sind zu bescheiden, Maske, und nur die Bescheidenheit kann eine solche reizende Gestalt, wie die Ihrige unter dieser ungünstigen Kleidung, das holdlächelnde Gesicht unter dieser grinsenden Maske verbergen.

Bescheidenheit wäre Dir, Zeisiggrüner, wohl zu empfehlen? entgegnete die Maske.

Will der Herr sich von mir prophezeien lassen? unterbrach in diesem Augenblick die hinzutretende Zigeunerin die Unterredung, so geb' Er mir seine Hand, es trifft gewiß Alles ein, was ich ihm sage.

Werner gab die Hand, er war neugierig zu hören, was ihm Roſalie in Agathens Gegenwart wohl ſagen könnte.

Dieſe Linien hier, hob die Zigeunerin an, deuten auf Unbeſtand, nehme ſich der Herr in Acht, daß ihm der Flatterſinn nicht die Braut entführt; dieſe hier, o weh! deutet auf Betrug. Er iſt in ſchlimme Hände gerathen. — Das weiß Gott! entfuhr dem Aſſeſſor. — Doch halt' er ſich nur brav, lauf' er nicht allen Mädchen nach, hüte er ſich vor den Witwen und beſonders vor dieſer, auf die eine Fledermaus zeigend, die dicht neben ihn getreten war.

Nun, meine ſchöne, aber feindliche Prophetin, ſagte jetzt der Aſſeſſor, ich pfuſche auch in Dein Handwerk; reich mir Deine Hand, ich prophezeie Dir auch ganz umſonſt.

Recht gern! ſagte die Zigeunerin und zog den Handſchuh aus. Indem der Aſſeſſor die niedliche, weiche, weiße Hand in der ſeinigen fühlte, war ihm die Gabe der Prophezeiung faſt genommen, die ſchwarzäugige Roſalie ſtand vor ihm, das wußte er, er fühlte die ſanfte Wärme ihrer Hand. Doch das war der erſte Kampf mit dem hinkenden Kleinen, aus welchem er als Sieger hervortrat. Er beſah die Niedliche — einen kleinen Druck konnt' er ſich ja wohl erlauben — und ſagte lächelnd: Dieſe Linie, Du Schwarzgelockte, zeigt mir, daß Du eine Jungfrau biſt. — Getroffen! rief die Zigeunerin. Dieſe aber, die ihr ſo hämiſch ausweicht und ſich dort ſo ſchnell verliert, ſagt mir auch, daß Du es ewig bleiben wirſt; denn hier dieſe und dieſe, die mir Deine Gefallſucht, Dein Necken, Dein Miſchen in fremde Angelegenheiten, Dein unausſtehliches Necken zeigen, ſind ein ſo feſter Damm, der Dich ewig von Männerliebe trennen wird. Man wird mit Dir liebeln und Dich verlaſſen, fangen wirſt Du keinen.

Hell lachte die eine Fledermaus, während die andre ihren Handſchuh auszog und ihre eben ſo ſchöne, eben ſo weiche Hand dem Aſſeſſor reichte und ihn bat, auch ihr zu prophezeien. Als er ſich nun, als könne er die Lineamente nicht gehörig unterſcheiden, zu ihr herabbog, berührte er ſie mit ſeinen Lippen, drückte ſie ſanft und ſagte: Auch Du biſt Jungfrau, ſchöne Maske, doch dies Zeichen, das bei der Zigeunerin in krummen Schlangenlinien ſich wand, ſchwebt hier in den ſanfteſten Wellenlinien dahin. Wen Du mit dieſer lieblichen Hand beglückſt, dem zauberſt Du die Erde zum Paradies und reichſt ihm das höchſte irdiſche Glück. Nur wenig Monden — hier ſteht es in dieſer kurzen Linie, die jene mit dieſer verbindet — nur wenige Monden noch, ſo iſt die jungfräuliche Linie verſchwunden und Du trittſt an Hymens Hand in ein neues Leben ein.

Danke ſchönſtens! ſagte die Fledermaus, verbeugte ſich und ging mit der andern Chauve souris von dannen. Auch die Zigeuner verloren ſich unter der Menge und ließen den Aſſeſſor allein ſtehen.

Dieſer hatte ſehr liſtig den beiden Fledermäuſen ein Zeichen gemacht,

an welchem er auch bald die eine wieder erkannte, die allein am Ende des Saales saß.

Du kannst ja herrlich prophezeien, lieber Junge, rief sie ihm entgegen, komm, setze Dich zu mir, prophezeie mir auch etwas.

Warum, liebe Tante, sagte der Assessor leise, verändern Sie Ihre Stimme so sonderbar?

Lassen Sie nur, das muß so sein, das ist Maskenton. Haben Sie meinen Bruder noch nicht aufgefunden?

In welcher Maske ist er hier?

Weiß ich's?

Träf ich nur den unausstehlichen Witzling, ich fände gewiß Gelegenheit, mich an seiner kleinen Person zu rächen.

Thun Sie das, lieber Assessor und übernehmen Sie meine Rache mit. Doch, haben Sie Rosalien schon gefunden?

Schon längst! O wie glücklich, daß ich hinter der Gardine stand und Alles hörte. Man will mich zum Besten haben, doch ich kehre die Spitze um. Rosalie soll ihr Lachen bei der Geheimeräthin König theuer büßen.

Da thaten Sie Unrecht, lieber Werner, wenn Sie das Mädchen etwas entgelten ließen; im Vertrauen gesagt, seit heute früh weiß ich gewiß, sie liebt Sie!

Mich?

Ja, lieber Assessor, wer könnte Ihnen auch widerstehen! Sie liebt Sie innig und wahr, sie hat es mir vertraut!

Sie hat es Ihnen selbst vertraut?

Es ist zu weitläufig, es Ihnen zu erzählen, wie sich dies so sonderbar fügte, doch thun Sie ihr nicht weh, sie verdient ihr Mitleid, das arme liebekranke Mädchen. Sehen Sie, dort kommt sie mit ihrem Bruder.

Der Assessor kämpfte mit sich, sollte er aufstehen, sollte er sie vermeiden. Sie liebe ihn, hatte Tante Gutmuß so eben gesagt; so gleichgültig es ihm auch in diesem Augenblicke war, wo die Nähe Agathens mit schirmendem Fittiche ihn umwehte, so konnte er doch nicht fliehen. Welcher Mann kann hier den Stein auf den Armen werfen? Welcher kann einem schönen Mädchen aus dem Wege gehen, von dem er weiß, es nahe ihm liebend? — Er blieb.

Es war ein einsames Plätzchen, auf welchem die Fledermaus und der Zeisiggrüne mit noch einigen Masken saß, nur für eine war höchstens noch Platz. Die Fledermaus zog die Flügel ein, rückte zu und nöthigte die Zigeunerin zum Sitzen; ihr Begleiter entfernte sich. Sie nahm das Anerbieten an. Dem Assessor wurde es doch unheimlich. Neben sich dicht, so dicht, daß er die Schläge ihres Pulses zu fühlen glaubte, ein liebliches Wesen, das ihn liebte, dessen Besitz er noch gestern vielleicht nicht für Königreiche vertauscht hätte, dies war fast zu viel für einen angehenden Kar-

thäuser. Aber Agathe im Herzen, Agathe, diese liebliche Gestalt nur vor Augen, deren Grazie, deren freundliches Lächeln, deren freundlichen Liebesblick er, trotz Maske und Fledermaus lebendig und mit den lieblichsten Farben geschmückt, erblickt zu haben glaubte, fühlte er kaum den sanften Druck des Armes, mit dem die Zigeunerin ihn jetzt, wahrscheinlich ohne ihren Willen, aus seinen Träumereien weckte. Selbst als sich nun die Zigeunerin zu ihm wandte und ihn fragte, weshalb er ihr so viel Bittres prophezeit habe, sie glaube nicht, dies um ihn verdient zu haben, blieb er seinem Vorsatze getreu und machte nur mit kaltem, höflichem Tone witzige Entschuldigungen.

So seid Ihr Männer, sagte nun die Zigeunerin fast beleidigt, heute sagt Ihr uns die schönsten, lieblichsten Worte und morgen reicht Ihr uns Wermuth, statt Honig. Vorgestern sagten Sie in irgend einem Abendcirkel einem armen Landmädchen so viel Schönes, und doch wollte ich wetten, reichte sie Ihnen heute die Hand, sie prophezeiten ihr alles bittre Unglück.

Zwischen Vorgestern und Heute liegt so manche Stunde, meine empfindliche Zigeunerdame, so manche Stunde, die dem leichten Sinn des Mannes Zeit zur Ueberlegung und Kraft zu einem festen Entschlusse reichen könnte, antwortete der Assessor, und überdies traue ich diesem reizenden Mädchen vom Lande zu viel Tact zu, um nicht die Worte der geselligen Welt von der Sprache des Herzens unterscheiden zu können.

Maske, Sie sprachen so eben von einem festen Entschlusse, unterbrach ihn die Zigeunerin, darf ich fragen, welchen festen Entschluß Sie für ihre kurze Ewigkeiten faßten?

Treu zu sein meiner ersten Liebe.

Der ersten? unterbrach die Fledermaus diese rhetorische Exclamation.

Der Assessor war in seinem Pathos gestört und über das Benehmen der sonst gutmüthigen Tante ganz verwundert. Doch faßte er sich schnell, da beide Masken schwiegen und ihm Zeit ließen, sich zu sammeln.

Ja, der ersten, fuhr er fort, denn mit dem Augenblicke, daß ich mein geliebtes Mädchen sah, schloß ich sie treu in mein Herz und fühlte nun erst, was wahre Liebe sei. Alle früheren Neigungen waren nur leicht, wie flüchtiger Champagnerrausch, und deshalb kann ich auch die Liebe, die mir jetzt im Herzen glüht, mit Recht meine erste nennen.

Er hob bei dieser pathetischen Phrase, mit sich zufrieden, sein Haupt und ihm gegenüber stand im Kreise der Schweizerfamilie die bezeichnete Fledermaus und sah forschend nach ihm.

Das war ja Agathe! Nichts hielt ihn mehr, er sprang auf und eilte hin zu ihr. O, wie lange habe ich Sie gesucht! rief er ihr entgegen.

Mich? sagte verwundert die Chauve souris. Sie schienen aber dort neben ihrer Zigeunerin nichts, gar nichts zu suchen, Sie schienen schon Alles dort gefunden zu haben.

O, sein Sie nicht so grausam!

Grausam! wie so?

Quälen Sie mich nicht länger mit Ihren Zweifeln, hören Sie auf, mich auf die Probe zu stellen.

Ich verstehe Sie nicht!

Sie wollen mich nicht verstehen!

Wohl möglich, daß ich die Sprache der lockern grünen Zeisige nicht verstehe.

Agathe! rief er empfindlich.

Agathe! rief lachend die Maske.

Bergen Sie sich nicht länger, ich weiß, Sie sind es! rief der Assessor.

Wer soll ich sein?

Agathe Grau!

Sie irren.

Ich irre nicht? Sehen Sie mich nur einmal versöhnt an, lassen Sie nur einmal den Strahl aus Ihrem blauen Auge mich treffen. Nehmen Sie nur für einen Moment die neidische Maske ab.

Dieser Wunsch sei Ihnen gewährt, sagte die Fledermaus, zog die Maske, jedoch nur wenig herab, und ein paar schwarze feurige Augen leuchteten wie Blitze dem erschrockenen Assessor entgegen, und waren auch wie ein Blitz ihm wieder entschwunden.

Längst hatten die Schweizer und die Chauve souris im Gedränge der Andern sich verloren, als der Assessor noch bewegungslos da stand und nicht der Stöße achtete, die ihm, dem Stillstehenden, hier in dem dichten Gedränge im vollsten Maße zu Theil wurden. Wie bezaubert stand er da. Das war nicht Agathens Blick! rief er aus, indem er die Tante suchte, die noch ganz ruhig mit der Zigeunerin auf der nemlichen Stelle saß, wo er sie verlassen hatte. Sein Platz war noch leer, er eilte hin. Fräulein Rosalie, sagte er, noch ganz aufgeregt, leise zu der Zigeunerin: eine Bitte gewähren sie mir.

Erst gewähren Sie mir die meinige, unterbrach ihn die Maske.

Und welche? fragte der Assessor.

Sagen Sie mir hier, in Gegenwart dieser verehrten Fledermaus, daß Sie mich lieben.

Nie! rief der exaltirte Assessor.

Sie sind sehr offenherzig, Maske und sehr ungalant, Sie sollten es mir ja nur sagen, es ist ja nicht nöthig, daß Sie es wirklich sind. Ich dächte, das wäre Ihnen schon so geläufig, daß es Ihnen jetzt nicht mehr die mindeste Mühe kosten könnte.

Nie! nie! das theure Wort Liebe soll nie durch mich wieder entheiligt werden. Ueberdies, mein Fräulein, bin ich jetzt eben nicht aufgelegt, zu scherzen.

Also, grüne Maske, mir bleibt trotz Ihrer Farbe keine Hoffnung?

Keine! sagte der Assessor fast unartig.

Nun, ſo ſagen ſie mir Ihre Bitte.

Zeigen Sie mir Agathe. Die Chauve souris iſt es nicht, die mit der Tante vorher Arm in Arm ging, zeigen Sie mir Agathe, haben Sie Mitleiden mit einem Getäuſchten.

Mehr, als Sie mit mir, ſagte die Zigeunerin nicht ohne Rührung. Ich will es, doch unter einer Bedingung.

O, jeder Bedingung unterwerfe ich mich.

Daß Sie, wenn ich ſie Ihnen zeige, erſt nach fünf Minuten von ihrem Sitz aufſtehen wollen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort darauf.

Ich ſollte nicht hin zu Ihr? ſollte auf meinen Sitz gebannt bleiben?

Ja! nur unter der Bedingung! — Jetzt iſt Sie ganz in Ihrer Nähe.

Nun ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, nicht von meinem Sitze zu weichen und zu wanken.

Hier ſteht Sie vor Ihnen! ſagte die Zigeunerin, indem ſie aufſtand; nahm ſchnell die Maske ab, und zwiſchen den rabenſchwarzen Locken ſchaute Agathens himmelblaues Auge freundlich hervor, ein liebliches Lächeln entſchwebte ihrem roſigen Munde. Sie drängte ſich unter die andern Masken und verſchwand.

Der Aſſeſſor ſprang auf; doch ſeines Worts gedenkend, ſank er wieder auf ſeinen Sitz zurück. Agathe! rief er ſo laut, daß alle Masken nach ihm ſahen.

Still, um Gottes willen ſtille! ſagte die Fledermaus. Nur fünf Minuten Geduld, dann finden wir ſie bald wieder.

Wären nicht fünf Minuten für mich eine Ewigkeit? Doch, Tantchen, wir ſind ſchändlich betrogen! der ſaubere Commerzienrath — wäre es nicht Ihr Bruder.

Geniren Sie ſich meinetwegen nicht, lieber Aſſeſſor, ſagte die zärtliche Chauve souris, laſſen Sie Ihrem Unwillen nur freien Lauf, deſto ſchneller vergeht die Zeit des Banns.

Ja, hätte ich jetzt dieſen kleinen Teufel ſo vor mir, könnt' ich ihn ins Auge faſſen, rief nun der Aſſeſſor, den Hals drehte ich ihm um, daß kein Champagner, Tokaier, keine Paſteten und kein Caviar mehr hinunter und keine malitiöſen Worte mehr heraufſpazieren könnten; dieſem kleinen ausgeſtopften epikuräiſchen Satan, ich drehte ihm den Hals um.

Thun Sie das! ſagte ruhig aufſtehend die Chauve souris, indem ſie die Maske abnahm; thun Sie das, lieber Aſſeſſor, und vor ihm ſtand der kleine Commerzienrath, nicht die Tante.

Er ſprang wüthend auf. Ihr Ehrenwort, Herr Aſſeſſor! und gebannt war der Arme, die Fledermaus fortgeflogen.

Zerknirſcht nahm er die Uhr aus der Taſche. Zwei Minuten ſind vorüber, noch drei warte ich, dann —

Als er ſich ſeines Arreſtes entledigt glaubte, ſprang er auf und durchſchweifte den ganzen Saal. Alle Rippenſtöße, die er vorhin im Still-

stehen erhalten hatte, theilte er wieder im Drängen und im Laufen doppelt aus, doch all sein Thun und Treiben war vergebens. Nirgends ein Mitglied der Schweizerfamilie, keine Zigeunerin, keine passende Fledermaus. Er war in Verzweiflung! Eine Stunde hatte er sich so herumgetrieben und nichts gefunden. Da verließ er, Alles verwünschend, den Saal, und fuhr nach Hause.

Hier empfing ihn sein Fritz und sein Kanapee, Beide waren diese Stimmung an ihm schon gewohnt, das Eine empfing ihn nachgebend, der Andre machte schnell Thee; aber dieses Mal war der Schmerz von dauernder Art. Nicht die Feder, nicht das geduldige Papier, auf welches er sonst so schnell ihn aushauchte, konnte ihm heute Linderung reichen, er sprach nicht, er schrieb nicht, er sah stier vor sich hin, der Thee wurde kalt und immer noch saß er stumm. Fritz sah zuweilen ängstlich zur Thür herein, diese stille Wuth war ihm neu und deshalb bedenklich.

Endlich formte sich sein Schmerz in Worte. Schändlich, schändlich! rief er aus, mich so zu höhnen, und am meisten Du, alte Verliebte, Du mit Deinem silbergoldenen gemalten Lockenkopf, die Du Dich an mich schmiegtest, als meintest Du es mit mir so treu und redlich! mit Deinen — i nun, immer noch passablen Armen — Dich über mich breitetest, wie die Glucke über das Küchelchen, die Du mich stundenlang hinter die Gardine steckte, damit ich lauschen und mich recht hintergehen lassen mußte. Du, die mit Deinem gutmüthigen, heuchlerischen Ton mir einen Kuß auf Deine welken Lippen ablocktest und mich dem Hohngelächter der Zuschauer Preis gabst. Ha! rief er aufspringend aus, den Kuß vergebe Dir Gott, ich kann es nie!

Fritz trat herein, zufrieden, den alten gewohnten Paroxysmus bei seinem guten Herrn eintreten zu sehen, er näherte sich ihm und rief ihm mit Lady Macbeth entgegen: zu Bette! zu Bette!

Aber heute war der Dämon mit keinem Shakspeareschen Plagiat zu beschwören; er wies ihm die Thür. Der treue Diener wankte schlaftrunken hinaus. Der Assessor fuhr fort:

Und Du, gleißnerischer Alter, der Du mir mit höhnischem Teufelslächeln Dein Faunengesicht zeigtest und in dem nemlichen Augenblicke wie eine wahre Fledermaus davon flogst, so daß mir auch jetzt noch Deine Fratze erscheinen muß und mich wie ein Todtenschädel hämisch angrinst, daß ich kein anderes liebliches Bild vor den Spiegel meiner Phantasie führen kann, als Dein verzerrtes, Du bist der Urquell aller dieser Mystificationen! Aber laß nur den Tag erscheinen, dann sollst Du Dich wie eine ächte Fledermaus vor meinem Sonnenlicht verbergen und mir nicht wieder unter die Augen zu treten wagen.

Und auch Du! rief er aus, sein Ton wurde weicher und Fritz seufzte draußen ein inniges: Gottlob!

Und auch Du, Agathe, die ich liebte, wie noch keine, die mich Fluch-

tigen an ihren Madonnenblick, an das ſüße Lächeln ihres Purpurmundes feſt bannte und dem Schmetterlinge die Flügel lähmte, auch Du ſchauteſt mich mit Deinen blauen Madonnenaugen zwiſchen den düſtern Wolken ſchwarzer falſcher Locken an, wie die Sonne durch Wolken von Nebel, würde Oſſian ſagen, auch Du höhnteſt mich! — Verdient' ich das um Dich? — Nein! rief er plötzlich aus, das verdient' ich nicht, Agathe! Ich war Dir treu und liebte Dich innig, daß Du mich verkannteſt, thut mir weh. Aber, ſagte er nach einem Weilchen; bin ich nicht ſelbſt ſchuld? Wer kann in mein Inneres ſchauen? Wer kann die heilige Liebe meines Herzens erblicken, wenn mein unſtätes Treiben, wenn mein leichter Sinn mich ewig auf Abwege führt? Darum, Werner, rief er aufſpringend aus, nimm die Pille, verſchlucke ſie, ſie beſchleunige deine Radikalkur.

Die eigne Bußpredigt hoffte er zu verſchlafen, wenn er es nur gekonnt hätte, aber es gelang ihm diesmal nicht. Er ſchlief nicht, er wachte nicht, es waren nicht Träume, Kinder des Schlafs, es waren die Bilder eines dunkeln Bewußtſeins, die ihn umgaukelten und die ihm bald Engelgeſtalten, bald Fratzengebilde und Fledermäuſe, bald Zigeunerinnen vorhielten, die ihn unaufhörlich umſchwirrten, an welche ſeine Phantaſie ihre Erinnerungen knüpfte und ſie zu Begebenheiten ausſpann. So fand ihn der Morgen, ſo fand ihn, bei ſeinem Frühſtücke ſitzend, der Rath Blank.

Dieſer hatte ſich auf eine fürchterliche Exploſion gefaßt gemacht und war deshalb höchſt verwundert, ſeinen Guten Morgen, lieber Werner! herzlich erwidert zu ſehen. Nimm Platz! entgegnete der Aſſeſſor, es iſt mir lieb, Dich hier zu ſehen, ich habe viel und mancherlei mit Dir zu reden.

Auch ich mit Dir! ſagte der Rath, legte Mantel und Hut ab, trat vor ihn hin und hob mit wohlſtudirter Rede an:

Lieber Werner! Dein leichtſinniges Benehmen, Deine Thorheiten, die Du täglich begehſt —

Geben Niemandem ein Recht, mit mir ſein Spiel zu treiben, ſelbſt meinen innigſten Freunden nicht, unterbrach ihn der Aſſeſſor mit Ruhe und Freundlichkeit.

Aber, lieber Werner! fuhr der Rath fort.

Lieber Blank! ſagte dieſer, ſetze Dich, ſteig von dem Katheder herab, auf den Du eben geſtiegen warſt, um mir eine Bußpredigt zu halten, und überlaß mir dieſes Amt; der Sermon, den ich mir jetzt ſelbſt ſpreche, dringt tiefer und wirkt dauernder, als alle Eure ſchönen Worte, wobei Ihr doch immer nur die Fehler aufſucht, die Ihr zufällig ſelbſt nicht habt und die eignen, wenn ſie auch meine Cardinalſünden wären, ſchweigend übergeht. Setze Dich ruhig hier neben mich, und für die tauſend Male, daß ich Dich angehört habe, höre mich nur dieſes eine einzige Mal ruhig an.

Ich habe gefehlt! meine lebenvige Phantasie hat mich oft zu rasch ergriffen, mein Leichtsinn ist ihr zu rasch gefolgt; meinem sinnlichen Gemüthe habe ich mein geistiges untergeordnet, hieraus entsprang die Quelle aller meiner Thorheiten. Das sehe ich ein, dies muß geändert werden und es wird! Wer giebt Euch aber das Recht, meine Schwächen, meine Thorheiten zu Eurem Zeitvertreibe zu benutzen? Räumt Dir die Freundschaft dieses Recht ein, oder befahl sie nicht Dir vielmehr, den Freund zu warnen! Wer gab dem Commerzienrath Grau das Recht, mir Fallen zu stellen, in denen ich mich fangen mußte?

Dein Wunsch, Agathe zu besitzen, seine väterliche Liebe zu diesem Mädchen!

Da hast Du Recht! sagte Werner nach einer Pause, während welcher er nachdenkend geworden war, nur finde ich die Art und Weise nicht die humanste, nicht die anständigste. Wer gab aber der verwitweten Frau Ober-Accise-Inspectorin Gutmuß das Recht, setzte er mit Bitterkeit hinzu, mit mir ihr Spiel zu treiben, und dabei noch für ihre welken Lippen die ihr so seltene Frucht eines Kusses zu pflücken? Den Kuß, Blank, den Kuß vergebe ich ihr nie!

Und daran thust Du sehr Unrecht. Du hast wohl keine treuere Freundin auf der Welt, als eben sie, erwiderte Blank. Krank liegt sie zu Hause darnieder und grämt sich über Alles, was Dir begegnet ist. Sie selbst war durch den Commerzienrath betrogen, der Dich recht gut hinter der Gardine bemerkt hatte, und Krankheit hielt sie ab, auf die Redoute zu gehen, ein Zufall, den der Kleine so trefflich benutzte. Nein, Werner! der armen Tante thust Du Unrecht.

Das ist mir lieb! ich hätte sonst wahrlich an der Menschheit verzweifeln müssen.

Aber wie konnte ein zartfühlendes Mädchen, fuhr er fort, wie konnte Agathe sich zu diesem unfeinen Scherz hingeben. Mich zu prüfen? — Warum gab sie mich nicht gleich auf, da sie mich nicht liebt.

Weißt Du das so gewiß?

Ich muß es glauben.

Wenn ich Dir aber das Gegentheil versichere.

Könntest Du mir diese Gewißheit geben, so machtest Du mich zum Glücklichsten der Erde.

So sei glücklich, mein lieber, leichtsinniger Freund, sagte Blank, während Werner gerührt in seine Arme sank, aber nun bitte ich Dich, sei vernünftig.

Laß uns davon schweigen, unterbrach ihn der Assessor und ging einige Mal sinnend in der Stube auf und ab; da Alles mich verlassen hat, Gott gedankt, nur Agathe nicht, hob er endlich an, so muß ich mir wohl selbst genügen, denn seit ich weiß, sie liebt mich, fürchte ich nicht Onkel, nicht

Tante, und fürchte mich selbst nicht mehr. Mit dem Worte, guter Blank, welches Du mir eben gesagt, ist das Zutrauen in mich zurückgekehrt!

Blank hatte zwar noch Manches mit ihm zu sprechen, Werner wollte aber jetzt nichts mehr hören. Ich traue in dieser Angelegenheit Keinem mehr, selbst Dir nicht, deshalb schweige, sagte er nicht ohne Bitterkeit.

Blank ging, zufrieden, ihn so gestimmt zu sehen. Der Assessor überlegte noch einige Zeit, was er nun wohl zu thun habe, und als er mit sich einig geworden war, kleidete er sich an, ging, seinen Entschluß zu vollführen, und mit diesem Gange sollte eine neue Laufbahn, eine neue Periode seines Lebens sich ihm öffnen.

Er eilte in Blank's Wohnung, dort fand er den Commerzienrath nicht zu Hause, die Tanten nicht zu sprechen, Tante Gutmuß überdies im Bette und Mariens Pflege übergeben. Sie ließ ihm durch die kleine Iris, die sie schon einmal mit ihrem falschen Billet an ihn abgeschickt hatte, herzlich grüßen und ihm sagen: sie hoffe, daß ihr Unwohlsein nicht von Bedeutung sei. Trotz des freundlichen, einnehmenden Lächelns der kleinen Soubrette fand sie der Assessor nicht halb so hübsch mehr, als vorgestern, und kein freundliches Wort, keine wohlwollende Pantomime belohnte die Kleine. Auch Blank war nicht zu Hause, die einzige Blanche war ihm sichtbar.

Ihr schüttete er sein Herz aus. Auch sie gab ihm die Versicherung, daß Agathe ihn liebe, daß der Onkel ihm wohlwolle, daß er Niemanden in der Familie gegen sich habe, als die Tante Schmerlenbach und daß selbst die Geheimerätin König sich fügen würde, wenn sie nur erst ein sicheres Unterpfand seines verständigen Betragens hätte. Sie versprach, Alles für ihn zu thun, nur mußte er ihr auch versprechen, die Bitterkeit über die Begebenheiten der vergangenen Tage zu vergessen und in dem Cirkel der Familie freundlich und ohne Groll aufzutreten.

Von hier eilte er zur Geheimerätin König. Der höchste Kampf mit sich selbst hatte ihn nur vermocht, nicht in aller Frühe schon nach ihrer Wohnung, nicht zu Agathen zu eilen. Daß Niemand zu Hause sei, war die Nachricht, die ihm der Bediente mit kurzen Worten und verdrießlichem Gesichte brachte. Verzweiflungsvoll kehrte er zu Blank zurück. Der Commerzienrath sei noch nicht zu Haus, Frau Räthin ausgegangen! hieß es da. Nun wanderte er Straße auf, Straße ab; noch einmal versuchte er bei der Tante König sein Heil, wieder vergebens. Er eilte von einer Restauration, von einem Caffeehaus zum andern, nirgends fand er Ruhe und Rast.

Um 4 Uhr Nachmittags begann er noch einmal die Tour, ein gleiches Schicksal, wie am Morgen.

Ja! rief er endlich verzweifelnd aus. Nun sehe ich wohl, daß der heutige Tag nur eine bittre Fortsetzung des gestrigen ist; daß ich heute wieder der Stoff ihrer Belustigung sein soll, nur auf eine andere Art.

Doch, spielt die Farce nur ohne mich. Hilft nicht Ruhe, nicht Gelassenheit, nicht Vernunft, so mag mich ein verzweifelter Streich zum Ziel führen, und wenn sich auch Alles gegen mich verschwört, was kann mir dies schaden, liebt mich nur Agathe, so trotz ich Allen. Liebt sie mich nicht, dann hat das Spiel bald ein Ende und ich muß dann freilich nach Muth haschen, dies zu ertragen.

Während der arme Assessor vergebens an allen Thüren angeklopft und Niemand ihm aufgemacht, hatte zwischen dem kleinen Mann und der Tante König eine lange, ernste Unterredung Statt gefunden. Der Commerzienrath war eben von dem Präsidenten gekommen, in dessen Collegio Werner angestellt war. Dieser hatte nicht allein die Kenntnisse des Assessors, sondern auch seinen Fleiß, besonders in der letzten Zeit, sehr gelobt und ihm die Versicherung gegeben, daß er in seinem Dienstgeschäft ein solider, höchst achtungsvoller Mann sei, er theilte das seiner Schwester mit, doch diese meinte, das häusliche Verhältniß und das dienstliche wären himmelweit von einander unterschieden und der beste Geschäftmann wäre oft ein unerträglicher Eheherr. Der Commerzienrath wollte aber auch aus dem Benehmen der vorigen Tage den Schluß ziehen, der Assessor sei auf gutem Wege, die Tante versicherte das Gegentheil. Den schönsten Beweis für seine Behauptung fand der Kleine in der zärtlichen Umarmung, worin er ihn mit Tante Amanda gefunden hatte, diese Scene war aber der strengen Matrone vorzüglich ein Gräuel, und den Tadel, der eigentlich ihre Schwester traf, warf sie dem armen Assessor in die Schale seiner Schuld.

Nur innige Liebe, meinte der Bruder, könne einen so sinnlichen Menschen, wie der Assessor sei, so weich, so gemüthlich stimmen, daß er dankbar eine alte Dame umarme, denn nur dem Wohlwollen, das sie ihm gezeigt, dem Beistande, den sie ihm versprochen, könne die Tante den Kuß verdanken.

Die Matrone aber meinte, ein leichtsinniger Mensch, wie der Assessor, mache sich leicht ein Vergnügen daraus, eine alte Thörin zu foppen, und —setzte sie ernst hinzu — jeder Kuß, sei er Alt oder Jung gegeben, war in meiner —Küssenzeit, fiel ihr der Commerzienrath in die Rede — laß die Possen, fuhr sie verdrießlich auf, kurz, ein Kuß war zu meiner Zeit immer eine Sünde.

Dann seh ich Dich schon lichterloh in der Hölle brennen, sagte der Kleine, sprang auf und schellte. Der Bediente trat ein. Ruf' er mir Agathe, sagte er zu diesem — denn, liebe Schwester, wir heirathen ihn nicht. Ich nicht, weil mich doch kein Priester mit ihm trauen würde; Du nicht, weil Du Deiner Behauptung nach dann nie aus dem Fegfeuer kommst, mithin mag Agathe entscheiden. Liebt sie ihn, hofft sie den Wilden zu zähmen, den Flüchtigen zu fesseln, dann dächt' ich, liebe Schwester, wir ließen dem Schicksale auch etwas zu thun übrig, und glaubten nicht besser ordnen zu können, wie dies Allgewaltige.

Aber trotz Agathens offenem Geständniß, sie sei ihm nicht abgeneigt, trotz ihrer Versicherung, daß sie glaube, seit gestern wohl die Gewißheit zu haben, daß er treu und redlich gegen sie gesinnt sei und daß sie nicht mehr an seiner Liebe zweifeln könne, beharrte die Tante auf ihrer Meinung, besonders wollte sie heute sich zu nichts Bestimmtem entschließen, da schon so manche Unglückssymptome diesen Tag ihr verdächtig gemacht hätten.

Sie hatte nemlich beim Frühstück den Henkel ihrer Mundtasse abgebrochen, der Commerzienrath hatte in dem Eifer des Gespräches einen Blumentopf umgestoßen, der auf der Erde stand, dies wäre ohne des Bruders, ohne Agathens Gegenwart schon hinreichend gewesen, sich und ihre Umgebung in Bann zu thun; und so bedurfte es nur noch der geringsten Kleinigkeit, um diesen Tag im Kalender schwarz zu zeichnen. Wie konnte daher der Commerzienrath verlangen, daß sie sich an einem solchen Tage über eine so wichtige Angelegenheit, als das zeitliche Glück ihrer Nichte war, entscheiden sollte! Der gute Mann mußte unverrichteter Sache nach Hause gehen, und in der Hoffnung, die eigensinnige Matrone morgen, als an einem glücklicheren Tage, anders zu stimmen, vermied er heute jede Unterredung mit dem Assessor.

Schon war es ziemlich dunkel, und der löblichen herkömmlichen Gewohnheit nach, brannten noch keine Laternen auf der Straße, als der Assessor, statt seines feintuchenen Carbonarimantels, den Livreemantel seines Fritz umthat, dessen Treffenhut aufsetzte und mit einer langen Invitationkarte zum Spiel, Thee und Souper bei der verwitweten wirklichen Frau Geheimen Ober-Finanz-Räthin Schäfer in der Hand, seine Wohnung verließ; sein Grazioso folgte ihm. An der Straßenecke des Hauses der Geheimeräthin erhielt er die Weisung, seiner zu warten.

Mit keckem Muthe war der Assessor über die Straßen gewandert, wer hätte ihn auch in der Dämmerung und in dieser Verkleidung erkennen sollen; als er aber vor das Haus der Geheimeräthin trat, wo so eben der naseweise Laternenputzer die Laterne anstecke, und ihr heller Schein ihm so recht grell ins Gesicht schien, da stutzte er doch einen Augenblick und besah den mächtigen in hundert Falten mit grell gelbem Vorstoß besetzten Kragen seines Mantels. Der Mantel, der Hut drückte ihn, er fühlte eine Beklommenheit, doch die Liebe, diesmal wirklich die Liebe und nicht die Thorheit siegte, er trat ein, stieg nun heute zum dritten Mal die Treppe hinauf und, indem er die Klingel zog, seufzte er tief: O, möge mich dieses Mal kein einsilbiger, mürrischer Petrus wieder schnöde von meiner Himmelpforte abweisen! und sieh da, kaum hatte er ausgedacht, so trat ein niedliches Leipziger Stubenmädchen heraus, öffnete die Gitterthür, machte

einen freundlichen Knix und fragte in ihrem singenden Provinzialton: Was ist Ihnen gefällig, mein Guter?

Noch einmal versuchte es Asmodi. Er legte in den fragenden Blick des Mädchens eine so beredt bejahende Antwort, im Fall eine freundliche Bitte an sie ergehen könnte; aus dem freundlichen Lächeln ihres Mundes schwangen sich kleine, lockende Teufelchen auf ihren beflügelnden Worten ihm entgegen. Aber diesmal vergebens, der Assessor reichte ihr schweigend das Billet und widerstand der Versuchung, nur daß sein Blick wohl etwas zu genau die niedliche kleine Taille der Zofe bewunderte, und er nicht umhin konnte, da sie über den Fußteppich der Entree stolperte, den feinen Schnitt ihres Beines, so weit er sichtbar wurde, etwas zu neugierig zu beobachten.

Aber kaum trat die Zofe ins Zimmer, so folgte der Assessor; kaum sah er sie durch die halbgeöffnete Thür links in ein Zimmer gehen, so eilte er ihr nach, wendete sich rechts, traf trotz der Dunkelheit glücklicher Weise schnell eine Thür, öffnete sie, huschte hinein und lauschte.

Ich weiß gar nicht, wie ich zu der Ehre komme, hörte er nun die Geheimeräthin in der geöffneten Thür gegenüber sagen. Ich kenne gar keine Geheime Ober-Finanzräthin Schäfer, selbst der Name ist mir unbekannt. Es ist wahrscheinlich ein Mißverständniß! Sage nur, daß ich es recht sehr bedauerte, nicht die Ehre haben zu können, da ich schon engagirt wäre. Hörst Du, Sophie!

Die Thüre schloß sich. Die Zofe trippelte durch das dunkle Zimmer, das ihn von der Stube der Geheimeräthin trennte, kehrte schnell wieder, und er hörte sie die Botschaft bringen: der Bediente sei schon wieder fort!

Bis hierher war er nun gekommen; aber nun, wie weiter? — Er nahm für's erste den ominösen Mantel ab, suchte sich in etwas in dem Zimmer zu orientiren, tappte umher, fand endlich einen Stuhl, auf den er seine Bürde ablegen konnte und stellte sich an die angelehnte Thür, um von da zu observiren. Alles blieb still, für den Assessor das Fürchterlichste, was ihm begegnen konnte; seine Unruhe, seine Langeweile stieg aufs Höchste und mit ihr schwand sein Muth, denn er war eigentlich ohne einen recht festen Plan hierher gekommen. Agathe zu sprechen, die Sache in dieser Unterredung auf irgend eine Art zu beenden, das war sein Vorsatz, aber über das Wie? hatte er noch nicht nachgedacht, nur daß er sich durch die ihm verschlossenen Thüren schleichen mußte, das hatte er sich vorgenommen und ausgeführt.

Eine halbe Stunde war vergangen, Alles blieb noch still; es däuchte ihm zwar, als höre er ein leises Murmeln im Zimmer gegenüber, als ob Jemand vorläse, er glaubte Agathens Stimme zu erkennen; doch, wie wenig er die noch kannte, hätte ihm seine Täuschung auf der Maskerade hinlänglich sagen können, aber all dies Lauschen, Harren und Hoffen verminderte seine langweilige Situation nicht im geringsten.

Endlich ward es draußen lebhaft, die Thür nach dem Vorsaal ging auf und das alte, grämliche, feindliche Gesicht des alten Thomas trat zu seinem Schrecken mit einer Menge kleiner Flaschen und Schachteln in der Hand ein; wahrscheinlich war er in der Apotheke gewesen. Mit vieler Vorsicht ging er nach dem Zimmer der Geheimeräthin, öffnete dies, doch indem er sich wendete, um die Thür zu schließen, ließ er vermuthlich etwas fallen, denn es klirrte und deutlich vernahm der Assessor die Worte der Matrone: Ein Unglücktag, ihr Kinder! gewiß ein Unglücktag! Die Thür ging zu, und es wurde wieder still; doch plötzlich öffnete sie sich, die Geheimeräthin trat rasch heraus, hinter ihr Agathe, der alte Thomas folgte Beiden. In jenem Zimmer ist er sicher, brummte dieser. Nun, so will ich selbst gehen und suchen, sagte die Geheimeräthin. Wie das kalte Fieber durchschauerte es bei diesen Worten den Assessor, er schlich mit Siebenmeilenschritten über den Teppich hinweg, nach der andern Seite des Zimmers, hier fand er eine offne Thür und huschte eben hinein, als man mit Licht in das Zimmer trat, das er verlassen hatte.

Nur eine kurze Zeit verweilte man in dem anstoßenden, jetzt nahte sich das Licht der Thür, es warf seinen Schein in das Zimmer, worin er war und er konnte die Gegenstände unterscheiden. Der Glückliche befand sich im Paradiese, seine Angst verschwand, im Schauer der Wonne, der ihn durchbebte, vergaß er seine peinliche Lage.

Da trat, einen Wachsstock in der Hand, Agathe ein und erblickte ihn. Ein lauter Schrei, der Wachsstock entfällt ihr, sie flieht, der Assessor folgt, nimmt den Waschtisch mit, der polternd und prasselnd hinter ihm drein stürzt. Er kommt zur Besinnung und hält mit Verfolgen inne, im Zimmer der Geheimeräthin wird die Klingel heftig gezogen, er sieht den alten Thomas ängstlich hinein stürzen und schleicht wieder an sein Observatorium, der halb geöffneten Thür des vorderen Zimmers.

Schließ' er das Haus zu, Thomas! rief die Matrone dem alten Diener entgegen, laß er Niemand mehr aus noch ein; auch die Hofthür riegle er zu. Zuerst aber hier den Saal. Es ist ein Unglücktag, Thomas, darum Alles zu Bette, zu Bette! — Nur geschwind, geschwind! Sie ging in ihr Zimmer zurück und der Assessor hörte das Schloß des Saals schließen; er war gefangen.

Noch vor wenigen Tagen wäre diese Situation für ihn die interessanteste gewesen, die er sich hätte denken können. Von dem Drachen, der den Schatz so feindlich vor ihm bewachte, selbst in dem Innersten der Höhle eingeschlossen, von der neidischen Tante selbst in das Schlafzimmer seiner Geliebten eingesperrt zu werden, welches Abenteuer könnte ihm köstlicher, willkommener gewesen sein. Doch heute war es ihm nicht so. Wie werde ich wieder hinaus kommen, ohne Agathens Ruf zu schaden, was wird sie sagen, wie mir zürnen? das waren die Gedanken, die sich jetzt einzig bei ihm durchkreuzten. Er fühlte sich in der peinlichsten Lage und in angst-

voller Erwartung, wie sich der Knoten lösen würde. Da hörte er die Leipziger Schöne von der andern Seite des Schlafzimmers sich nahen, hörte, wie sie unter Brummen und Schelten den hingeworfenen Tisch wieder aufrichtete, die Scherben zusammen las, alles dies vernahm er in der höchsten Furcht, daß ein einziger Blick der Zofe in das Nebenzimmer dringen möchte, doch sie ging und mit ihr dieser Kelch vorüber. Aber von der andern Seite erhob sich ein neues Ungewitter, das Zimmer der Geheimeräthin öffnete sich, und er hörte sie mit starkem, sehr verdrießlichem Tone sagen: Liebes Kind! Du weißt, daß ich von meinen Gewohnheiten nicht abgehe. Geh in Deine Stube und gleich zu Bette, mein Mädchen bleibt bei mir und ich schließe meine Thür zu!

Aber, liebe Tante! sagte die arme Agathe in ihrer Herzensangst.

Aber, liebe Nichte, befolge meinen Willen. Gute Nacht! die Thür schloß sich und Agathe stand allein, das Licht in der Hand, in dem verschlossenen Saal.

Einige Minuten blieb sie nachdenkend an der Thür stehen, der Assessor wagte nicht, sich zu regen, da erschien die Zofe wieder im Schlafzimmer. Agathe hörte es, die Noth des Augenblicks bestimmte schnell ihren Entschluß. Sie schritt, ein Licht in der Hand, durch das Zimmer, in welchem der Assessor mit seiner Armensündermiene stand, winkte ihm ernst, aber nicht unfreundlich, stehen zu bleiben, ging in das Schlafzimmer und befahl dem Mädchen, sich zu entfernen, bis sie rufen würde.

Der Assessor war wie versteinert, er hatte nicht erwartet, daß sie, ohne ihm ein strafendes oder ein tröstendes Wort zu sagen, wie ein Geist an ihm vorüber schweben würde und fürchtete in jedem Augenblick, die Thür des Schlafzimmers hinter Agathen verriegelt und sich, verlassen von Allen, in diesem ungeheizten Zimmer, in dieser stürmischen, kalten Nacht eingeschlossen zu sehen, statt dessen trat Agathe freundlich und liebreich zu ihm, und nöthigte ihn höflich, Platz zu nehmen.

Sie setzte sich auf das Sopha und wies ihm an dem andern Ende desselben einen Platz an. Er wollte eine Entschuldigung stammeln, sie bat zu schweigen, und ohne Empfindlichkeit oder Mißfallen zu äußern, sagte sie mit anscheinender Ruhe:

Herr Assessor! sehr unüberlegt ist der Schritt, der Sie hierher geführt hat; Sie haben ihn gethan, ohne nur im mindesten an seine möglichen Folgen zu denken, und wären deshalb nicht zu entschuldigen, hätte Ihnen der Scherz, den wir uns auf der Redoute erlaubt haben, nicht in etwas ein Recht gegeben, ihn zu erwidern. Sie haben dieses Recht auf eine Art benutzt, die für mich sehr unangenehme Folgen haben kann. Ich fordre Sie daher auf, ein Mittel aufzufinden, Ihren unüberlegten Schritt unschädlich zu machen und sich aus der unangenehmen Lage auf eine Art zu ziehen, die Ihrer und meiner Ehre angemessen ist.

Sie schwieg. Fräulein Agathe! rief der Assessor.

Erlauben Sie, unterbrach sie ihn: nur Antwort auf mein Frage, nur über das, was ich Ihnen sagte, verlange ich Antwort; alles Andere ist hier an unrechter Stelle.

Was ich thun soll, darüber erwarte ich Ihre Befehle, mein Fräulein, sagte der Assessor; was es auch sei, ich thue es bei Gott!

Nun, wenn ich befehlen darf, unterbrach Agathe ihn lächelnd, so ist mein erstes gebietendes Wort, daß Sie ohne meine Erlaubniß Ihren Platz nicht verlassen.

Die Achtung, Fräulein, die Liebe, die ich für Sie fühle, würden mich auch ohne Ihren Befehl fest auf meinen Platz gebannt haben, antwortete er.

Nun gut, sagte Agathe, aber sinnen Sie nur nach, wie Sie wieder aus dem Hause kommen. Alle Thüren sind verschlossen, der alte Thomas hat die Schlüssel, auf keine Weise öffnet er ohne Erlaubniß der Tante, und wie würde diese, die überdies so sehr gegen Sie eingenommen ist, aufgebracht werden, erführe sie —

Was schadete dies? unterbrach sie der Assessor, von Ihrer Unschuld muß sie überzeugt sein, und ob sie mich haßt oder nicht, ist ja gleichviel.

Nein! sagte wohl etwas zu schnell das Fräulein, dies ist mir nicht gleichviel.

Nicht? rief der Assessor, und hätte seinen Bannkreis fast überschritten.

Agathe schlug die Augen nieder und erröthete.

Agathe! sagte Werner nun lebhaft. Um mich aus der qualvollen Ungewißheit zu reißen, mein Glück oder mein Unglück mit hinweg zu tragen, kam ich hierher. Der Himmel begünstigte mein Vorhaben und brachte mich allein, abgeschieden von Allem, was uns stören könnte, Ihnen gegenüber. Ich muß den Augenblick benutzen, er kehrt vielleicht nie wieder. Daß ich Sie liebe, Agathe, zeigt Ihnen gewiß mein Benehmen; ich bin mir ja selbst ein Räthsel, da ich, gleich einem geduldigen Knaben, mich hier durch Ihren Blick, durch ein einziges Wort auf diesen kleinen Fleck, Ihnen so nahe bannen lassen kann. Liebte ich Sie nicht wahr, wär' ich nicht durch Sie schon damals, als ich Sie in Schandau zum ersten Male sah, ein anderer Mensch geworden, mich hielte nicht Ihr Verbot, nicht die Berücksichtigung der Folgen gebannt, ich stürzte zu Ihren Füßen.

Er mochte eine Bewegung machen, welche Agathen ängstigte. Werner! bat sie bewegt, bleiben Sie!

Fürchten Sie nichts, fuhr dieser fort, mich bannt mein Herz noch mehr als mein Wort. Aber meine Sprache ist frei, das Geständniß meiner Liebe darf zu Ihnen sich schwingen und darf Sie bitten, wenn ich auch entfernt von Ihnen zagen muß. Verweigern Sie es nicht länger, mir offen zu sagen, ob ich Gegenliebe hoffen darf.

Herr Assessor! stammelte Agathe.

Liebe Agathe! sagte in höchster Rührung der junge Mann. Entscheiden Sie, lassen Sie den vom Schicksale mir geschenkten Augenblick nicht so an mir vorüber gehen, geben Sie ihm Leben durch das Geständniß Ihrer Liebe.

Werner! unterbrach ihn die Jungfrau im bittend herzlichen Ton.

Reden Sie! rief er erglüht, und der Zauberkreis war überschritten; unwillkürlich nahte er sich ihr, sie bemerkte es nicht. Nur ein tröstendes Wort, gutes Mädchen, fuhr er fort, da sie immer noch mit niedergesenktem Blicke schweigend da saß. Nur ein tröstendes Wort, Agathe! rief er aus, saß an ihrer Seite und ergriff ihre Hand, sie sträubte sich nicht.

Hoffen Sie Alles nur von sich selbst, lieber Werner! erwiderte endlich die Geängstigte, Sie allein sind der Schöpfer Ihres Glücks, wenn nemlich meine Hand es Ihnen reichen kann.

Und Sie lieben mich wirklich, Agathe? rief der Entzückte und schlang seinen Arm um ihren Leib.

Ich lie — Ein fürchterliches Schellen unterbrach das heilige, beglükkende Wort. Agathe sprang auf, das Schellen wurde heftiger, man pochte an die Hausthür. Die Saalthür wurde geöffnet, kaum daß Agathe Zeit hatte, ihr Licht auszulöschen und Thomas trat ein. Was ist denn das für ein Lärm? brummte er vor sich hin, herein kommt doch Niemand! Er öffnete das Fenster. Wer ist denn unten?

Ich bin es, Thomas! rief der Commerzienrath Grau, so mache doch auf.

Heute nicht, Herr Commerzienrath! rief mit ganz bestimmtem Tone der gewissenhafte Castellan, heute liegt schon Alles zu Bette. Es ist heute bei uns ein Unglücktag und dann muß Jeder zur Ruhe und alle Thüren sind geschlossen.

Um desto eher muß ich hinein! rief der Ungeduldige, mache nur auf!

Ohne besondere Erlaubniß meiner Herrschaft darf ich nicht.

Nun, so wecke meinethalben Deine Herrschaft, die mit den Hühnern zu Bette geht, aber hinein muß ich. Thomas entfernte sich.

Großer Gott! rief nun Agathe, da Alles still wurde, nun kommt der Onkel, wie soll das werden?

Gott weiß es! sagte der Assessor, doch werde es wie es will, weiß ich doch, Sie lieben mich, Agathe, und das genügt zu meinem Glück.

Wie ein Wüthender donnerte indeß der kleine Mann immer noch an die Thür; die ganze Nachbarschaft, die in diesem stillen Hause solchen Lärm nicht gewohnt war, wurde lebendig. Agathe zitterte. Jetzt hörten sie Thomas brummend hinunter gehen und die Thür öffnen.

Beruhigen Sie sich, Agathe, sagte der Assessor, ich schleiche, während der Onkel oben ist, hinaus. Aber auch diese Hoffnung verschwand, denn hinter dem Eintretenden schloß Thomas die Hausthüre wieder zu. Der Commerzienrath trat in das vordere Zimmer, die Tante kam ihm dort

scheltend entgegen. Großer Gott! rief sie, was für ein Lärm, wie in Sodom und Gomorra. Sag mir, was willst Du noch so spät?

Wo ist Agathe? rief der Kleine.

Zu Bette! sagte die Tante.

Zu Bette? war doch noch Licht in ihrer Stube, als ich kam, es verlosch im nemlichen Augenblick.

Agathe zitterte wie Espenlaub.

Nun, sage mir nur, was soll dies Alles? fragte die Tante noch einmal.

Der Assessor ist in Deinem Hause, ich weiß es durch seinen betrunkenen Bedienten, den ich mit Hut und Mantel an der Straßenecke fand und dessen gelähmte Zunge ich leicht zu lösen verstand. Der Assessor ist verkleidet in Deinem Hause, und das ist doch des Spaßes zu viel.

Großer Gott! der Assessor in meinem Hause, und verkleidet! rief die Tante, während eben der Assessor ein Fenster öffnete, seinen Hut und Mantel hinaus warf, der zitternden Agathe einen flüchtigen Kuß auf die Lippen drückte und, für Sie, Agathe, in den Tod! setze ihr zuflüsternd zum Fenster hinaus sprang.

Laß uns nur suchen, rief jetzt der Kleine, wir finden ihn gewiß, in dem Mantel seines Bedienten hat er sich hier eingeschlichen.

Großer Gott! rief die Tante nochmals.

Hülfe! Hülfe! schrie Agathe. Auf einem Stuhle fanden sie Onkel und Tante leblos bei dem geöffneten Fenster liegen. Nur mit Mühe brachten sie die Ohnmächtige zum Leben zurück. Doch kaum hatte sie die Augen aufgeschlagen, kaum ihr Bewußtsein wieder erhalten, als sie nach dem Fenster stürzte und hinaus sah.

Recht, Kind! sagte die Tante, recht so, frische Luft ist das Beste für Ohnmächtige! und wirklich gestärkt und heiter blickte Agathe die Tante an, die mit sorgsamem Blick sie betrachtete. Der unter dem Fenster angebaute Keller hatte ihre Lebensgeister und ihren Muth wieder zurück gebracht und ihr die Hoffnung gegeben, Werner könne den Sprung glücklich vollführt haben.

Agathe! sagte der Kleine, da die Tante sich einen Augenblick entfernt hatte, hier ist etwas vorgegangen. Sei offen gegen mich. Was ist es — wo ist der Assessor?

Weinend sank Agathe ihm um den Hals.

Nur ruhig, gutes Kind; doch sag, wo ist er, sprich, reiß mich aus der Unruhe.

Agathe wies schweigend auf das offene Fenster.

Da hinaus? Agathe nickte, die Tante trat ein.

Wir müssen doch nun wohl nach dem Assessor suchen, sagte der Kleine, dem der Angstschweiß auf die Stirn getreten war. Thomas leuchtete, er entfernte sich mit diesem in das Nebenzimmer.

Kind! Du zitterst ja noch, als hättest Du das Fieber, sagte ängstlich

die Geheimeräthin, hat just der Thomas das Liqueurfläschchen fallen lassen müssen, beruhige Dich doch, sie streichelte Agathen, redete ihr freundlich zu, diese aber weinte noch immer und küßte der Tante mit stürmischer Heftigkeit die Hand. Kind! Kind! rief ängstlich die alte gute Frau, was ist Dir? was ist vorgefallen? ich hole ein niederschlagendes Pulver. Sie eilte eben in ihr Zimmer, als der Commerzienrath allein zurückkehrte und mit ernstem Ton Agathen fragte: Nun sag, was ist vorgefallen, schweig nicht länger. Deine Ehre liegt mir zu nahe am Herzen, als daß ich nur einen Augenblick hier im Zweifel bleiben dürfte.

Onkel! sagte Agathe mit Würde, der Wächter meiner Ehre bin ich selbst, dafür trag keine Sorge. Was vorgefallen ist, sollst Du morgen erfahren, es ist bei Gott nichts, worüber Du Ursache hast, Dich zu ängstigen. Heute laß mich, heute gönne mir Ruhe. Sie küßte seine Hand, und nahm geduldig das Pulver, das ihr die Tante reichte. Der Kleine streichelte versöhnt ihr die Locken von der Stirn und küßte sie; Sophie brachte sie zu Bette.

Das kommt nun von Deinem unnützen Gepolter und Lärm, sagte die Matrone verdrießlich. Ich wußte es wohl, daß es ein Unglückstag war, deshalb verschloß ich mich, ging mit den Meinen hübsch zur Ruh und schützte mein Haus vor Unglück und Gefahr.

Das weiß Gott! brummte der Kleine vor sich, Du sperrst den Fuchs in den Hühnerstall. Gute Nacht! Er wanderte davon und Alles ward wieder ruhig.

Dem Assessor war sein ziemlich vorsichtig berechneter Sprung ganz gut bekommen. Ein Blick aus dem Fenster hatte ihm den Kellerhals gezeigt; er sprang hinab, kam glücklich auf die Beine, dann, ohne von irgend einem Vorbeigehenden bemerkt zu werden, auf die Straße und eilte spornstreichs nach Hause.

Hier fühlte er sich von seinem Sprunge nicht halb so erschüttert, als von der Ueberzeugung, Agathe liebe ihn; dieses von ihr nur halb ausgesprochene Wort schien sein ganzes Inneres umgestaltet zu haben, und ließ ihn selbst den Verrath und die Trunkenheit seines Dieners vergessen. Er ging ruhig auf und ab, Agathens Bild begleitete ihn lächelnd auf diesen kurzen Wanderungen und keine überspannte Idee, kein aufbrausendes Gefühl, so leicht auffladernd, so schnell verlöschend, störte ferner die freundliche Erscheinung des liebenden Mädchens. So heiter, so beruhigt und glücklich fand ihn auch noch am Morgen ein kleines Billet von Blank, das ihn zu Mittag einlud, jedoch mit der Bitte, nicht so spät wie das letzte Mal zu kommen.

Ich habe mit Willen, so schloß die Einladung, Dich, ohne daß es selbst Blanche weiß, zu uns geladen. Dein Benehmen von gestern Abend verlangt von Deiner Seite Entschuldigungen, denen man aus dem Wege

gehen würde, wenn man sie voraussähe. Dein Geniestreich hat bei dem ernsteren Theil der Familie Deine Sache sehr verschlimmert, wenn er Dir auch nicht in Agathens Herzen geschadet haben sollte. Ich gebe Dir das letzte Mittel an die Hand, das in meiner Macht steht, es wieder gut zu machen; benutze den Augenblick, er ist entscheidend, denn ich fürchte, morgen reist der Onkel mit Agathen ab. Wapne Dich mit Klugheit, besonders mit Geduld — ich fürchte, ich fürchte!

Ich fürchte nicht! rief der Assessor ruhig lächelnd. Liebt mich Agathe, so bin ich meines Glücks gewiß und tritt es auch noch in weite Ferne, ich verfolge und erhasche es gewiß, denn ich finde Muth in mir, es zu verdienen.

Er wanderte zum Thore hinaus, wollte sich in der freien Natur zu dem Kampfe, den er bestehen sollte, stärken, wollte unter dem reinen blauen Himmel eines schönen Wintertages die letzten Schlacken abwerfen, die sein besseres Ich noch umgaben, und muthig, als ginge es zum gewissen Siege, kehrte er nach der Stadt zurück, und stand mit dem Glockenschlage zwei vor Blank's Wohnung.

Wenn der Mensch den Riegel faßt, der die Pforte der Zukunft schließt, wenn er sie öffnen, wenn er hinein schauen und wie in einen magischen Spiegel die frohen oder trüben Tage der Zukunft sehen darf, dann zittert seine Hand, dann wankt sein Tritt und der Muthigste hebt nur bebend das Auge nach dem enthüllten Bilde. So auch der Assessor. Mit ängstlicher Beklemmung weilte er unten im Hause, er suchte sich zu fassen, doch immer ängstlicher und ängstlicher wurde er mit jeder vorüberschwebenden Minute, sein Muth sank gänzlich. Den Frechen, Selbstsüchtigen, Eitlen hatte die Liebe zum ängstlichzagenden gestaltet; und als der alte Bediente des Commerzienraths ihm entgegen kam, ihn bat, einzutreten und ihm sagte, daß der Herr Rath auf ihn zu warten schiene, so schlich er die Stufen, wie ein armer Sünder die Sprossen der Leiter, hinauf.

Als er aber erst oben auf dem Vorsaale stand, sprang er schnell auf die Thür zu; eine Art verzweifelten Muthes überwältigte sein Zagen, und trat mit Heftigkeit in das Zimmer, wo er hinter einem langen gedeckten Tisch den kleinen Mann ganz allein erblickte, wie er eben eine Reihe Champagnerflaschen ordnete.

Als ob der Geist dieser 20 Bouteillen in Feuer aufgelöst, ihn wie ein Blitzstrahl durchzuckte, so traf ein Gedanke Werners erregtes Gemüth. Er sprang in drei Sätzen um den Tisch, fiel dem Kleinen um den Hals, und drückte ihn mit Heftigkeit an sich. Lieber, guter, bester Commerzienrath! rief er aus, wie dank' ich Ihnen!

Wofür? fragte der Kleine ganz kurz, sich seiner Umarmung erwehrend.

Sie zahlen Ihre Wette. Sie sind versöhnt, ich glücklich. Da öffnete sich die Thür, Agathe und Rosalie traten Hand in Hand herein, ihnen

folgte die Geheimeräthin König, Frau von Schmerlenbach und die andern Glieder der Familie, nur Tante Gutmuß nicht, die ein wirkliches Unwohlsein das Bette zu hüten zwang.

Sie haben nun die Wahl, können wir galanter sein? rief der Kleine, sich zwischen Agathen und Rosalien stellend und beide dem Assessor zuführend, der übermannt von Gefühl, schweigend, aber innig Agathens Hand ergriff, sie an seine Lippen drückte, während Rosalie mit Pathos, neben ihm stehend declamirte:

Und sein Ideal ist ihm entschwunden,
Seit er Dich, Du lieblich Holde, sah;
Was er ahnete, hat er gefunden,
Und es steht verschönet vor ihm da.
Was der Schmetterling sich nie errungen,
Ist der zarten Liebe nun gelungen.

Bravo! rief der Kleine, gut parodirt!

Herr Assessor! unterbrach diesen die Geheimeräthin, danken Sie es meinem Bruder, an ihm haben Sie einen treuen Fürsprecher gehabt. Er glaubt Ihr Herz zu kennen und hofft, daß eine Frau wie Agathe die Thorheit in Vernunft, die Eitelkeit in richtiges Selbstvertrauen, die Eigenliebe in Liebe verwandeln könne. Machen Sie seinen Glauben nicht zu Schanden, machen Sie Agathen glücklich und ich will glauben, daß ich mich in dem gestrigen Unglücktage geirrt und er durch ihren braven Sprung zu einem glücklichen geworden sei.

Agathe sank bei diesen Worten in Werner's Arm und duldete, daß er den neuen Bund mit einem innigen Kuß besiegelte. Alles nahm herzlichen Antheil an ihrem Glück, nur Tante Schmerlenbach wollte ihren Lippen und ihrer Galle doch auch etwas zu gut thun, ließ weise Lehren aus ihrem Munde strömend sich ergießen, und vielleicht wäre Suppe und Alles kalt geworden, wenn der Commerzienrath nicht mit einem Witzworte die Rede beendet hätte.

Man setzte sich und eine Flasche Champagner schäumte nach der andern. Die Geheimeräthin war mit der Aufmerksamkeit sehr zufrieden, die ihr Nachbar, der Assessor, ihr bewies, der trotz dem, daß Agathe zu seiner Linken saß, sie nicht zu übersehen schien. Der Kleine aber war ausgelassen, er stand auf und nahm ein volles Glas. Wir müssen eilen, das Leben zu genießen! rief er aus, die Jahre werden jetzt so kurz, nach Agathens Kalender dauern sie nur vom Juli bis zum Februar, darum dächt' ich, wir setzten auch heute den Termin an, wenn wir uns alle in Sachsen wieder finden; ein halbes Jahr nach Deiner Rechnung ist doch genug?

Agathe erröthete. Nun denn! rief er aus, den 16. Mai lassen wir in Schandau das junge Ehepaar leben, wie jetzt die Verlobten.

Ein rauschendes Hoch schmetterte durch den Saal, als die Thür sich öffnete und Tante Amanda im eleganten Morgenanzuge, auf ihre Zofe

geſtützt, hereinwankte und zu den Verlobten trat, die ihr ſchnell entgegeneilten.

Ich konnte nicht im Bette bleiben, ſagte ſie mit bebender Stimme, mich trieb es her, Euch meinen Segen zu geben. Seid glücklich, meine Kinder, und Sie, lieber Aſſeſſor, vergeſſen Sie nie, was ſie auf dem Schiffe ſagten! Tantchen, Tantchen, Sie waren doch die Gütigſte gegen mich! Ich bin es im Leben, ich will es auch noch nach meinem Tode bleiben. Nun, lebt wohl und behaltet Euch innig, herzlich lieb! Sie wollte ſich entfernen, da ſank der Aſſeſſor gerührt ihr um den Hals, während Agathe ihre Hand küßte. Auch der Kleine nahte. Schweſter! rief er, Du haſt heute Deine ewigen Roſen vergeſſen, aber die Blüthen, die Dein gutes, braves Herz ſich pflückt, duften und glänzen wahrlich für die Ewigkeit.

Amen! ſagte die Ermattete und wies die Verlobten von ſich, die ſie zurückgeleiten wollten.

Als nun Alles gerührt und ſchweigend da ſaß, das Bild der kranken gutmüthigen Tante Alle ernſt geſtimmt hatte, nahm der Kleine noch einmal das volle Glas zur Hand und rief mit inniger Rührung:

Allen Sündern ſoll vergeben
Und die Hölle nicht mehr ſein.

Agathens leiſer Händedruck vergab dem Sünder, ihr Kuß öffnete ihm den Himmel.

Schloss Rödelheim.

Während Churfürst Friedrich von der Pfalz in Prag Hof hielt und ein Heer zusammenzog, die ungewisse böhmische Krone zu behaupten, hatte er seine Erblande, die schöne Pfalz, der eigenen Vertheidigung überlassen. Ein drohendes Ungewitter zog sich über ihr zusammen. Ambrosius Spinola, der Eroberer von Ostende, rückte aus den Niederlanden mit seinen alten spanischen Regimentern längs dem Rheine heran, während das Heer der Union, unter dem Oberbefehle des Markgrafen von Ansbach, zur Vertheidigung der Pfalz sich bei Oppenheim lagerte. War auch das Heer der Uniirten, besonders an Reiterei, den Spanischen überlegen, so bestand es doch nur aus neu geworbenem Volke, da jenes aus den alten krieggewohnten Schaaren Spaniens zusammengesetzt war, und einen Mann an der Spitze hatte, der damals für den größten Feldherrn Europa's galt.

Ambrosius Spinola, der dritte Sohn Philipps Spinola, Marchese von Venafro, aus einem der vornehmsten genuesischen Geschlechter, hatte von früher Jugend an sich ganz den Wissenschaften widmend, keine Neigung gefühlt, die Bahn seiner älteren Brüder zu betreten, von denen der Aelteste in den niederländischen Kriegen als spanischer General blieb, der Andere aber die Flotte dieser Macht an den Küsten der Niederlande befehligte. Ambrosius lebte ruhig ohne Ehrgeiz in Genua, und verwaltete das große Vermögen seines Vaters. Schon war er 30 Jahre alt, als es in dem letzten Jahre des 16ten Jahrhunderts seinem Bruder gelang, den schlummernden Funken in ihm zu wecken, und ihn zu bestimmen, dem Könige von Spanien seine Dienste anzubieten. Er that es, und schon hierbei zeigte sich sein Genius, besonders der umsichtige Blick und die feste Beharrlichkeit, dieser Grundzug seines Charakters. Er erbot sich, auf eigne Kosten 10000 Mann, theils Fußvolk, theils Reiterei, zu werben, sie mit dem dazu gehörigen Geschütz zu versehen und nach den Niederlanden zu führen, jedoch nur unter der Bedingung, daß dieses Volk unter seinem Befehl bleibe, der Sold von ihm ausgezahlt werde, und er offene Anweisung auf alle königlichen Cassen habe, sich die disfalsigen Vorschüsse zurück-

zahlen zu lassen. Das Geld, was die Werbung ihm gekostet, könne ihm Spanien in liegenden Gründen bezahlen.

Ganz in dem Geiste des 15ten Jahrhunderts sammelte er als Condottiere die alten Soldaten, die sich häufig in Italien zerstreut fanden. Mehr Vertrauen in den Reichthum Spinola's setzend, als in die oft leeren Cassen der Vicekönige, ging die Werbung rasch von Statten, die Regimenter waren schnell vollzählig, und er zog mit ihnen über die Alpen den Niederlanden zu. Hier zeigte er bald sein Feldherrntalent, und schon im zweiten Jahre nach seiner Ankunft übergab ihm der Erzherzog Albrecht den Befehl über das Heer und die Führung der Belagerung von Ostende, vor welcher Stadt der Erzherzog zwei Jahre vergeblich gelagert hatte.

Obgleich Spinola den gewandten Moritz von Oranien gegen sich hatte, überwand er doch alle Hindernisse, eroberte, freilich erst nach beinahe zwei Jahren und nach einem furchtbaren Opfer von Menschen und Geld, Ostende, und hinderte die Fortschritte des kühnen Oraniens, der an ihm einen würdigen Gegner fand. Nur die Verluste zur See, die Spanien erlitt, zwangen den König, Spinola nach dem Haag zu senden, um dort einen 12jährigen Waffenstillstand abzuschließen.

Noch war ein Jahr bis zum Ablauf desselben übrig, als Spinola den Befehl erhielt, in die Pfalz zu rücken. Schnell waren alle nöthigen Anstalten getroffen, und statt ihm den Uebergang über den Rhein bei Coblenz zu verwehren, verschanzten sich die uniirten Fürsten bei Oppenheim, und erwarteten, wohin sich der spanische Feldherr wenden würde. Leicht wurde es diesem, den unentschlossenen Markgrafen zu hintergehen, selbst als Prinz Heinrich von Oranien mit englischen Hülfsvölkern zu den Unirten stieß, verloren sie einen Ort nach dem andern, und endlich durch ihre Nachlässigkeit die ganze Pfalz auf dem linken Rheinufer. Die Schlacht am weißen Berge bei Prag machte die Fürsten noch unschlüssiger, sie unterhandelten, thaten nichts, die Pfalz zu retten, und die Spanier konnten ungehindert in diesem unglücklichen Lande nach Gefallen hausen und Winterquartiere beziehen. Spinola nahm sein Hauptquartier in Kreuznach.

Unsern Frankfurt liegt auf einer kleinen Insel, welche die Nidda bildet, das Städtchen Rödelheim mit einem bedeutenden Schlosse, das Graf Friedrich von Solms, der damalige Besitzer, stark befestigen und mit allem zur Vertheidigung Nöthigen hatte versehen lassen. Durch den Anmarsch der Spanier bewogen, verließ er jedoch seine feste Burg und ging nach Nürnberg, um weit genug von dem Kriegschauplatze zu sein. Die Vertheidigung des Schlosses übergab er seinem Hauptmann Hans Sperreuter, den er schon seit dem Waffenstillstande der Holländer mit den Spaniern in seine Dienste genommen hatte. Sohn eines armen Seilers aus Rödelheim, war dieser

nach den Niederlanden gezogen, und hatte sich dort von der untersten Stufe bis zum Hauptmanne geschwungen, jedoch als der Waffenstillstand den Krieg in den Niederlanden beendete, war er nach seiner Vaterstadt zu seinem Weibe zurückgekehrt, das er seit zehn Jahren nicht gesehen, und seiner Aeußerung nach ziemlich verändert wiedergefunden hatte. Hier auf einen Krieg hoffend, lebte er anfangs in Unthätigkeit ein verdrießliches Leben, bis der Graf von Solms Gefallen an ihm fand, ihn zu sich auf das Schloß nahm, und ihm die Aufsicht über seinen Marstall, Küche und Keller gab. So wurde der Hauptmann einer Fahne Musketiere plötzlich eine Art Hofmarschall an diesem kleinen Hofe, wo er bald durch Aufsicht und Ordnung die zerrütteten Finanzen des jungen Grafen auf einen guten Fuß brachte, und in Rödelheim durch des Grafen Auszeichnung in großem Ansehen stand, durch sein treuherziges, freundliches Benehmen aber sich die Liebe Aller erwarb. Es ging ihm in seiner neuen Laufbahn recht wohl. Essen, Trinken hatte er für sich und die Seinigen vollauf, alle Jahre brachte ihm der Graf von der Frankfurter Messe Tuch zu einem neuen Rock und Zeug zum Kleide für sein Weib und seine Tochter Felicitas mit, das einzige Kind, das er hatte; auch empfing er noch überdies einen Gehalt von 30 Gulden Rheinisch, so daß er das im niederländischen Kriege ersparte Sümmchen nicht angreifen, sondern es eher noch vermehren konnte, da ein Verwandter seiner Frau in der Handelstadt Frankfurt von einem armen ein reicher Mann geworden war, und seine Verwandten zuweilen mit ganz anständigen Geschenken unterstützte, besonders seit sich der Hauptmann nach langem Weigern entschlossen hatte, eine alte mürrische Muhme seiner Frau zu sich zu nehmen.

Dem Grafen Friedrich, der nur selten in seiner Residenz sich aufhielt, war es gleichgültig, ob einige Laib Brod mehr verzehrt, und einige Tonnen Bier mehr getrunken wurden, deshalb gestattete er ihm auch, einen alten Krieggenossen, seinen Rüstmeister Peter Drilling mit auf das Schloß zu bringen, der bald vom Aufseher über die Arbeiter bis zum Kastellan stieg. Trotz seines einen Auges hatte er ein Auge auf Alles, lebte, so brummig sein Aeußeres auch war, mit Allen im guten Frieden, nur nicht mit Jungfer Ursula, der alten Muhme, die ihm, obgleich schielend, bei jeder Gelegenheit den Verlust seines Auges vorwarf, das er doch auf rühmliche Weise bei der Belagerung von Ostende verloren hatte.

So lebte Hans Sperreuter ein ganz gemächliches sorgenfreies Leben auf dem Schlosse Rödelheim, und hätte ihm nicht oftmals Peter Drilling die schönen Zeiten ihres Waffenruhms zurückgerufen, der alte Kriegsmann würde sich so an das einförmige Leben gewöhnt haben, daß er Krieg und alles wilde Treiben darüber vergessen hätte, denn ihm behagte es, in Abwesenheit des Grafen gebieten zu können und Niemand über sich zu wissen. Mit seiner Frau, die ein sanftes Geschöpf war, lebte er trotz der Abnahme der Schönheit zufrieden, sah in Felicitas sie von Neuem wieder aufblühen,

und seine Kompagnie, wenn sie vor Prinz Moritz aufmarschirt war hatte ihn nicht so erfreut, wie der Anblick dieses Mädchens, die auch schön, lieb und gut, nur nicht so still und in sich gekehrt wie die Mutter, sondern für eine sittsame Jungfrau wohl etwas zu lebhaft war.

Aber jedes irdische Glück ist wandelbar und alles unter dem Monde vergänglich; dies erfuhr auch Hauptmann Sperreuter, denn seine treue Ehehälfte legte sich auf das Siechbette und starb, und da seine Muhme Ursula immer etwas mit der Tochter zu schelten hatte, so mußte er endlich den Bitten des Mädchens nachgeben, sie auf einige Zeit zu dem reichen Verwandten nach Frankfurt zu schicken, der in der Eschenheimer Straße ein recht hübsches Haus bewohnte, wo die lebenlustige Dirne mehr Gelegenheit hatte, ihren Sonntagstaat anzuziehen, zu sehen und gesehen zu werden. Die Trennung von dem Mädchen wurde ihm recht schwer und Rödelheim zur Einöde.

Aber bald gab es ein anderes Leben. In dieser Zeit zog Ambrosius Spinola aus den Niederlanden herauf und die Uniirten heran. Graf Friedrich verließ Rödelheim, ernannte seinen Hofmarschall zum Hauptmann und Kommandanten von Stadt und Schloß, und ließ ihm auch alle Mittel zurück, die kleine Besatzung bis auf 50 Mann zu verstärken.

Seit diesem Tage war der alte Soldatengeist wieder in den Hauptmann und seinen Rüstmeister gefahren. Die alten Rüstungen wurden hervorgeholt, geputzt, und Niemand sah den Hauptmann mehr ohne Degen über den Schloßhof gehen. Peter Drilling lag den ganzen Tag in der Rüstkammer, suchte aus, ordnete, setzte in Stand, kurz war ganz in seinem Elemente, denn es galt ja seinem Erbfeinde, dem Spanier. Auch zur Werbung wurde geschritten. Die 4 Konstabler zur Bedienung der 12 Geschütze wurden mit noch 5 vermehrt, sechs Invaliden von der 15 Mann starken Besatzung verabschiedet, und in der Wetteran und im Hessischen geworben, wobei Peter Drilling hauptsächlich im Auge hatte, einen tüchtigen Trommelschläger zu finden, der das Kalbfell brav rühren und tüchtigen Lärm machen könnte, denn ein guter Trommelschläger dünkte ihm der erste Musikus der Welt und für jeden Krieghaufen ein unentbehrliches Stück.

So wurde von den beiden alten Krieggesellen Tag und Nacht mit Thätigkeit gearbeitet und geordnet, der nöthige Proviant herbeigeschafft, daß die Besatzung auf ein halbes Jahr im Ueberflusse zu leben hatte, und überhaupt so für die Vertheidigung gesorgt, als ob die Wohlfahrt der protestantischen Kirche und des ganzen Deutschlands vom Schlosse Rödelheim abhinge. Bei jedem, was sie unternahmen, war Ostende ihr Vorbild, wie der tapfere Befehlhaber Daniel von Marquette dort gehandelt, so wollten sie hier auch thun. Einen treueren, thätigeren Kommandanten hätte Graf Friedrich auf sein Schloß nicht setzen können, aber auch keinen Stolzeren, denn er dünkte sich Oberbefehlhaber der Kriegvölker Graf Friedrich von

Solms, die freilich mit Einschluß seiner und Drillings, der vom Rüstmeister zum Lieutenant sich aufgeschwungen hatte, nur aus 61 Mann bestanden.

Die Spanier, im Besitz der ganzen Pfalz auf dem linken Rheinufer, richteten nun ihre Augen auch auf das rechte Ufer, wo sie das reiche Frankfurt lockte, und die Besitzungen der Wetterauischen Grafen, die, fast alle protestantischen Glaubens, der Union angehangen hatten, eine gute Beute zu sein schienen. Auch der Landgraf von Hessen-Kassel hatte nach ihrer Meinung eine Züchtigung verdient, und so beschlossen sie den Uebergang. Frankfurt, damals eine bedeutend feste Stadt, war jedoch ihr Hauptaugenmerk. Mit Gewalt es zu nehmen, dünkte selbst Spinola gefährlich, und so beschloß er um so mehr den Weg der Unterhandlung einzuschlagen, da überdies jetzt das lockere Band der Union seiner Auflösung nahe zu sein schien, und er überzeugt war, daß Kaufleute lieber einen kleinen Verlust tragen, als Alles opfern würden. Er schickte deshalb den Grafen von Isenburg, der seines benachbarten Landes wegen, manche Verbindungen in der Stadt hatte, mit der Weisung dahin ab, wenn er auch nicht den Rath bewegen könne, spanische Besatzungen einzunehmen, die Stadt wenigstens zu vermögen eine bedeutende Summe, als Kriegcontribution zu zahlen.

Unter den Umgebungen Spinola's befand sich ein junger Mann, Franz von Sluys, ein Niederländer, der Rittmeister einer brabanter Fahne und fast immer um die Person des Generals war. Schon seit des Mannes frühester Jugend hatte Ambrosius Spinola sich seiner angenommen, ihn erziehen lassen, und mit fast väterlicher Liebe behandelt. Ein dumpfes Gerücht, als sei er sein Sohn, hatte sich in Brüssel verbreitet, allein das Gerücht hatte hier, wie so oft, gelogen, denn die Abkunft des jungen Mannes war selbst Spinola ein Geheimniß. Nach dem Tode seines geliebten Bruders Friedrich, der in einem Seetreffen gegen die Holländer vor Ostende geblieben war, hatte ihm ein angesehener Handwerkmann aus Sluys den damals zehnjährigen Knaben mit einem Briefe seines Bruders gebracht, der den im Testamente ansehnlich Bedachten empfahl. Mit gewissenhafter Treue hatte Spinola den Wunsch des Verstorbenen erfüllt, ihn, als sei er einer seiner Verwandten, erziehen lassen, und ihn dann zu sich genommen. Die äußere Bildung sowohl, als die Geistesanlagen des jungen Mannes konnten Spinola erfreuen, und die treue Ergebenheit, mit welcher er an seinem Wohlthäter hing, lohnte diesem die Sorge für die Erziehung. Es war ein schöner junger Mann voll Geist und Leben, unternehmend und gewandt, wie es Spinola an einem Kriegmanne liebte, so daß er ihn schon zu manchem wichtigen Geschäfte gebraucht hatte, und ihn auch jetzt dem Grafen Isenburg mit nach Frankfurt gab, da er der Meinung war, ein

junger, schöner gewandter Mann könne bei dergleichen Unterhandlungen zuweilen von gutem Nutzen sein.

Während seine Krieggesellen sich noch mit dem Ritter Vere, der die englischen Hülfsvölker in der Pfalz befehligte, und mit dem wackeren Obersten Obentraut, dem General der Pfälzer, herumtummelten, saß Franz von Stitys ruhig in Frankfurt in der Eschenheimerstraße, wo der Graf von Isenburg sein Quartier genommen hatte, und lugte hinüber nach dem hübschen Bürgermädchen, das, die Spindel in der Hand, fittig auf ihren Faden, oft auch verstohlen nach ihm aufblickte. Unter allen den Jungfrauen, die er in der Kirche, wohin er zwar als Katholik nur verstohlen schleichen durfte, oder bei manchem Banket zu sehen bekam, fand er keine schöner, keine lockender, als das Mädchen gegenüber, deren Wuchs schlank und doch üppig, deren Mund wie eine aufgesprungene Kirsche, deren lebendige Augen ihm zwei funkelnde Sterne zu sein schienen. Sie war ihm nicht abhold, dies zeigte sich deutlich darin, daß sie die bunten Vorhänge ihres Fensters nicht herabließ, sich, wenn er zu Hause war, nur selten von dem Fenster entfernte, und wenn sie ausging und die Hausthüre hinter sich schloß, jedesmal verstohlen nach ihm aufblickte.

Wenn die Liebe reden will, braucht sie nicht immer Worte, das Auge ist der geschäftigste Bote, und seine stumme Sprache versteht ein Jeder, dessen Herz feurig und jugendlich im Busen schlägt. Auch Franz und Felicitas, denn dies war die fleißige Spinnerin am Fenster, verstanden sich, ohne je ein Wort gewechselt zu haben; sein erstes freundliches Zunicken, das sie nicht zu bemerken schien, aber gar wohl bemerkte, sagte ihr: ich gefalle ihm, und der freundliche Blick, mit dem sie, das Gesangbuch in der Hand, nach ihm aufsah, als sie später hinter ihrer Muhme in die Kirche ging, sagte ihm: Sie mag mich wohl leiden. So drang die Gewißheit gegenseitiger Neigung bald in Beider Herzen, und der Wunsch, sich zu nähern, war so natürlich, daß es nur einer Gelegenheit bedurfte, sich zu verständigen.

Einem jungen Krieger fehlt es gewöhnlich nicht an Unternehmunggeist zu dergleichen, und was dem Mädchen vielleicht an Muth mangelt, ersetzt die List bei ihr und wenn Beides nicht hinreicht, so ist die Liebe selbst eine so gutmüthige Kupplerin, daß sie bald eine freundliche Gelegenheit herbeiführt. Auch die Beiden schien sie begünstigen zu wollen, denn ein Diener Franzens und die Magd der Muhme, denen die Schicklichkeit nicht so enge Grenzen setzte, fanden Gefallen an einander, und so war die Leiter angelegt, auf der ihre Wünsche sich begegnen konnten. Ein Briefchen des jungen Niederländers war der erste Pfeil, der abgeschossen wurde, er traf, blieb aber ohne Beantwortung; ein zweites wurde durch die züchtige Bitte, sie mit einem dritten zu verschonen, beantwortet, das dritte dennoch angenommen, am Fenster, so daß er es sehen konnte, an die Lippen gedrückt,

und so war der Liebebund, wenn auch schweigend, zwischen Beiden geschlossen.

Zum Glück für die Liebenden waren die ehrwürdigen Herren vom Rathe nicht so geneigt, die Vorschläge anzuhören, die ihnen der Marchese Spinola durch den Grafen Isenburg machen ließ, als es Felicitas war, die Bitte um eine Unterredung, die ihr die Magd vortrug, zu gewähren, aber statt einer geheimen Zusammenkunft, wie es Franz erwartet hatte, ließ sie ihm wissen, daß, wenn morgen, am Sonntage, ein schöner Tag sei, die Muhme mit ihr nach dem Holzhäuser Hofe gehen würde, er möchte die Gelegenheit wahrnehmen, sie dort zu sehen.

Diese Nachricht machte dem spanischen Rittmeister eben nicht viel Freude. Es war ihm Pflicht, öffentlich den äußeren Anstand genau zu beobachten, und seiner Würde nichts zu vergeben; das Mädchen und ihre Muhme, wenn sie auch zu den wohlhabenden Bürgern der Stadt sich zählen konnten, gehörten doch nicht zu den Angesehenen, denn bei keinem Bankett, bei keiner Festlichkeit hatte er sie noch getroffen, und überdies legte ihm die Gegenwart der Muhme einen verdrießlichen Zwang auf. Als er aber am Nachmittage das Mädchen, mit Sorgfalt geschmückt, im vollen Glanze ihrer jugendlichen Schönheit, gleich einer eben aus der Knospenhülle aufgesprungenen Rose, aus der Thür treten und einen sprechenden Blick nach seinem Fenster werfen sah, da widerstand er nicht länger, er ließ sein schönstes Roß satteln, befahl aber dem Diener, der sein Liebebote war, seinem Klepper ein Hintereisen abreißen zu lassen und ihm auf seinem Ritte zu folgen, schmückte sich auf das Beste, und in einer Stunde trabte er dem Holzhäuser Hofe zu.

Der Umstand, daß seines Dieners Gaul ein Eisen verloren hatte, gab ihm Gelegenheit, hier anzuhalten und nach einem Schmidt zu fragen. Bei dieser Gelegenheit wurde der junge Mann in ein kleines reinliches Stübchen geführt, wo er seine schöne, bei seinem Anblicke hocherröthende Nachbarin, mit ihrer Muhme und der Wirthin an dem Tische fand, die sich wegen allerlei Einkäufen berechneten. Die Muhme erwiderte unfreundlich seinen Gruß, desto freundlicher, wenn auch nur verstohlen, dankte Felicitas, und ehe jene ihre Rechnung geschlossen, der Schmidt ein Eisen aufgeschlagen, hatte er einen glücklichen Augenblick benutzt, in größter Hast des Mädchens Hand zu drücken und ihren Gegendruck zu entnehmen.

Sobald die Alte ihr Geschäft beendet und sich zum Fortgehen angeschickt hatte, suchte der Rittmeister Gelegenheit, sie zu unterhalten, bekümmerte sich nur so viel um das Mädchen, als es nothwendig war, sein Spiel zu verbergen, und wußte die Muhme so zu fesseln, daß sie gewiß länger blieb, als sie anfangs wollte, und es nicht unfreundlich zu bemerken schien, als Franz sie ein Stück Weges begleitete. — Eine jede Aufmerksamkeit verfehlt bei alten Frauen ihre Wirkung nur selten, es thut dem Alter wohl, wenn die Jugend so rücksichtvoll ihm seine Zeit widmet. Auch die

Muhme schien an dem Gespräche des jungen Kriegmannes Behagen gefunden zu haben, und dankte ihm freundlich für seine Begleitung, als er sich vor dem Thore auf sein Roß schwang und davon sprengte.

Felicitas sagte sie dann, und das freundliche Gesicht der Alten ward plötzlich ernst. Dies ist auch eine von den Wespen, die den Honig naschen mögen, wo sie ihn finden. Dir galt jedes artige Wort, das er mir sagte, ich wußte es wohl, er kennt das alte Sprichwort und hielt mich für blind genug, ihn nicht zu durchschauen; da irrt der junge Herr, ich habe ihn, und ich glaube auch Dich, längst durchschaut. Hülte Dich, oder Du wanderst zurück nach Rödelheim! So brummend kamen sie nach Hause. Schon am andern Tage nahm die argwöhnische Alte Felicitas zu sich in ein Hinterstübchen, ihr dadurch jede Gelegenheit abschneidend, den Niederländer zu sehen.

Aber die gute wohlmeinende Muhme betrog sich und wurde betrogen. Seit Felicitas ihren Geliebten nicht mehr am Fenster sehen konnte, sann sie auf Mittel, die Alte zu überlisten, und wer kann ein Mädchen hüten, dessen Scharfsinn die Liebe noch stählt. Jeder Augenblick, der sich darbot, sich heimlich zu sehen, wurde benutzt, und inniger und näher brachte ein solcher kurzer Moment die Geliebten, als taglanges Sitzen am Fenster, wo nicht Herz an Herz ruhen, nicht Lippe an Lippe gepreßt werden konnte, wo nur die Blicke sich begegneten und die Sehnsucht auf Phantasieflügeln das Glück herbeizaubern mußte.

Während Jungfer Felicitas nun Tag und Nacht sann, wie sie ihre Muhme betrüge, was ihr zuweilen gelang, oft aber mißglückte, saßen der Hauptmann Sperreuter, sein Lieutenant und zuweilen auch der Korporal, der Konstabler der von Frankfurt herübergekommen war, und als ein Reichsstädter sich klüger dünkte als die alten Kriegleute, zusammen und berathschlagten, was bei obwaltenden bedenklichen Umständen zu thun sei. Keine Vorschrift wurde vergessen, Alles, bis auf das Kleinste, wo möglich wie in Ostende ausgeführt, Kundschafter gingen über den Rhein, oft nach Kreuznach, und selbst mit dem Rathe von Frankfurt, hatte sich der Hauptmann in einen Briefwechsel eingelassen und gebeten, ihm als befreundete Macht doch ja von Allem Nachricht zu geben, was den gemeinschaftlichen Feind beträfe. Hauptmann und Lieutenant waren ziemlich einstimmig, nur der Korporal machte zuweilen bittere Bemerkungen. Zum Beispiel, als eines Tages das Kapitel der Verproviantirung des Schlosses zur Sprache kam, und Hauptmann Sperreuter mit Selbstzufriedenheit den Bestand der Vorräthe vorlegte, nach welchem die Besatzung des Schlosses, nebst allen seinen sonstigen Bewohnern, bei reichlichen Portionen 6 Monate hinlänglich versorgt waren, fragte der Vorlaute: Gestrenger Hauptmann,

häuft Ihr diese Vorräthe für die Spanier oder für uns auf? Glaubt Ihr, das Schloß würde 6 Monate dem Feinde widerstehen können? Nicht 6 Wochen, kaum 6 Tage.

Geht zu Euren Arbeitern, die im Pulverthurme Patronen machen! befahl der Hauptmann, von dieser Bemerkung beleidigt. Sorgt dafür, für die Vertheidigung laßt mich sorgen! Als der Constabler sich entfernt hatte, saßen die beiden Krieggesellen noch eine Weile sinnend und schweigend einander gegenüber, bis der Hauptmann endlich begann! Bei Ostende und seinen braven Vertheidigern! rief er, auf den Tisch schlagend, zornig aus. Der naseweise Herr Constabler aus Frankfurt wird nie wieder zum Kriegrathe gezogen, wir wollen ohne ihn schon delibriren. Wagt es der Narr, dem Hauptmann Sperreuter zu sagen, das Schloß, das er vertheidigte, könne sich nicht sechs Tage halten. Elender Wicht, wärest du mit bei Ostende gewesen, und hättest du gesehen, was eine Handvoll Menschen gegen die Uebermacht vermag, du würdest anders sprechen.

Aber werther Herr, unterbrach ihn Peter Drilling, so ganz Unrecht hat der Mann nicht. Seht, als wir vorhin so still einander gegenüber saßen, dachte ich reiflich darüber nach, und da fand ich, daß es wohl unmöglich sei, uns sechs Monate lang hier zu vertheidigen.

Bedenkt Ostende! fuhr der Hauptmann auf.

Ja, lieber Herr, das habe ich eben bedacht, fuhr Jener fort. Dort hatten wir Wall, Graben, Bastionen, halbe Monde, bedeckte Wege, Gott weiß, was Alles in Hülle und Fülle, die See war uns offen, wurde ein Geschütz unbrauchbar, brachten die Holländer zwei Andere dafür, wurden zehn Mann verwundet, gleich landete frische Mannschaft, wurde ein Werk genommen, gleich wurde ein Anderes dahinter aufgeführt. Das ging Alles gar gut. Aber hier? Wer bringt uns hier Waffen, Pulver und Mannschaft? Auf jeder Bastei stehen zwei halbe Karthaunen, auf jedem Thurme ein Falkonetlein, rückt der Feind mit Ernst heran und schießt uns eine Bastei nieder, was bleibt uns dann, als das Schloß mit seinem Graben und seinen Mauern. Ja eine Feldschlange verspotten die Mauern, eine Kugel aus einer halben Karthaune mögen sie sich zur Noth auch noch abschütteln, aber wenn sie von ganzen Karthaunen und von Steinmörsern beschossen werden sollten, dann gute Nacht, Hauptmann, dann stürzt das alte Nest zusammen, besonders wenn die Feinde wissen, wie es auf der Südseite zusammengeflickt ist, dann heißt es: Chamade geschlagen.

Sprecht nicht so einfältig, Peter Drilling! unterbrach ihn der Hauptmann zornig. In der Schule, wo wir gelernt haben, sprach man wahrlich nicht vom Schlagen der Chamade, wenn der Feind noch nicht einmal vor dem Thore stand. Schämt Euch; solche Reden erlaube ich ferner nicht mehr. Geht lieber hinunter und gebt Achtung, daß die Rottmeister die Neugeworbenen fleißig einüben, damit wir mit Ehren bestehen, wenn die Donnerbüchsen knallen.

Auch Peter Drilling ging brummend und kopfschüttelnd von dannen, und so blieb der Präsident des Kriegrathes allein auf seinem Sessel sitzen und dachte nun ernst über Alles nach. So ganz konnte er wedet dem Constabler noch seinem Lieutenant Unrecht geben. Rödelheim war kein Ostende, sein Graf nicht die hochmögenden Herren, und er selbst mochte sich wohl bei allem Selbstgefühl nicht Herrn Daniel von Marquette gleichstellen. Nun! rief er. Nicht alle Menschen können Könige, nicht alle Schlösser uneinnehmbare Festungen sein. Man thut auf dem Platze, wo man steht, seine Schuldigkeit, mehr vermag der Mensch nicht, und so kann ich meinen Posten 6 Tage oder 6 Wochen behaupten, ehrenvoll will ich ihn verlassen, oder zu Grunde gehen! Dieser Gedanke, dem er freudig nachging, setzte ihn in fröhliche Laune. Mit der Menge des Proviants, meinte er, hat der Constabler Recht. Statt täglich die Mundportionen zu kaufen, soll die Hälfte des Magazins geleert, und heute gleich der Anfang gemacht werden. Er gab den Befehl, daß die Constablers mit ihrer Arbeit aufhören sollten, und schickte ihnen zur Vesper ein Tönnchen Höchster Bier, seinen Lieutenant aber ließ er zu sich entbieten, der ihn bei einem Kruge echten Hofheimer fand. — Nichts für ungut, Herr Kriegkamerad! rief er ihm entgegen und reichte ihm zur Versöhnung die Hand, die Jener auch treuherzig schüttelte, denn die Liebe zum Hauptmann stand fest in seinem Herzen. Beim Becher, den sie fleißig leerten, kam das Gespräch, obgleich der Hauptmann es zu vermeiden suchte, auf die Vertheidigung des Schlosses, und mit jedem geleerten Becher wurde es lebhafter.

Hauptmann! begann endlich Peter Drilling. Wenn die Spanier es ernstlich meinen und ihnen etwas daran liegt, dies Schloß zu nehmen, so können wir uns kaum 14 Tage, höchstens 3 Wochen halten, und wir haben dann gewiß als brave Männer unsere Schuldigkeit gethan. Ich glaube aber, sollten uns die stolzen Herren einen Besuch machen, so werden sie uns auffordern, uns im Vorbeigehen einige Kugeln nachschicken, und so unsern Muth auf die Probe stellen. Sehen sie, daß sie eine harte Nuß zu knacken haben, so ziehen sie ab, denn das Schloß kann keinen großen Werth für sie haben.

Das ist auch meine Meinung, sagte der Hauptmann, und schenkte seines Freundes Becher wieder voll.

Sollten sie es aber ernstlich meinen, so halten wir uns wie wackere Männer, und dann hätte ich etwas Absonderliches im Sinne.

Theilt es mir mit, Kamerad, sagte der Hauptmann, ich bin begierig.

Gibt es eine wirkliche Belagerung, so eine recht ernstlich gemeinte, wie die von Ostende, so müssen wir uns vertheidigen, daß die Welt eben so von uns spricht, als von den Holländern —

Das ist mein fester Wille! fiel ihm der Hauptmann in die Rede.

Nun seht! fuhr der Andere fort, haben wir Alles gethan, ist unser Geschütz zum Schweigen gebracht, die Bastei zusammengeschossen, wackeln

die alten Mauern und stürzen wie die Kartenhäuser zusammen, ist eine tüchtige Bresche geschossen, so stellt ihr Euch mit der ganzen Besatzung dahinter und wehrt Euch als Verzweifelte, ich schleiche indessen in den Keller —

In den Keller! rief der Hauptmann verwundert.

Nun ja in den Keller! Ein Mann mehr oder weniger macht oben nicht viel aus, da unten aber ist er viel werth. Da sitze ich nun unten mit brennender Lunte, vorsichtig zwar, daß nicht zur Unzeit ein Unglück geschieht, auf einer leeren Tonne, beichte Gott meine Sünden, bete noch ein Vaterunser und erwarte so mein Stündlein. Alles habe ich vorher geordnet, unter jedem Thurme stehen die Pulvertonnen bereit, denn, Gott sei Dank, Pulver haben wir ganz Frankfurt in die Luft zu sprengen, und wenn ich dann die beutegierigen Spanier in den Keller stürzen sehe, wohin sie ihr Plünderungsinstinkt gemeinlich zuerst führt, und ich nun weiß, daß es da oben mit meinem guten Hauptmann Sperteuter und seiner Besatzung aus ist, da klopfe ich meine Lunte ab, zünde an und Heisi! geht's in die Luft!

Und die armen Frauen? unterbrach ihn der Hauptmann.

Die Frauen? Besser todt, als entehrt, murmelte der Alte vor sich hin und goß einen Becher mit Wein hinunter. — Die Frauen? fuhr er dann fort. Großer Gott, wer ist denn im Schlosse? lauter alte Hexen, die gewiß in jeglicher Walpurgisnacht eine Luftfahrt versucht haben, was ist an ihnen gelegen? Jungfer Felicitas ist in Frankfurt — und die alte Mühme? Dürft' ich, so setzte ich sie selbst auf ein Pulverfaß, daß sie recht ordentlich nach allen vier Winden zerstöbe. Wenn das keine Hexe ist, will ich des Teufels sein.

Der Hauptmann mochte wohl die Apologie der Jungfer Ursula überhört haben, denn er erwiderte nichts darauf, sondern schien über den Vorschlag nachzudenken. Die Sache wäre freilich so übel nicht, meinte er endlich. Es wäre eine ehrenvolle Art, vom Schauplatze abzutreten, und so mit einem Male, mit der ganzen Armada des Grafen von Solms-Rödelheim in die Luft zu fliegen, aber was wird der Herr sagen, wenn er die Zerstörung seines Schlosses vernimmt?

Laßt ihn sagen, was er will, erwiderte lachend Peter Drilling. Was kümmert uns das. Weiß Gott, wo nach solcher Himmelfahrt unsere Ohren liegen mögen — spricht nur die Welt von unserer That.

Und das viele Menschenblut, sagte kopfschüttelnd der Hauptmann, um unseres Ruhmes willen vielleicht tausend Menschen opfern!

Tausend? — und wären es zehntausend! fiel ihm der Lieutenant heftig in die Rede. Sind die Spanier auch Menschen, haben sie ein menschliches Herz in ihrer ausgedörrten Brust? Kennen sie Mitleid, wissen sie, was es heißt, rechtlich, menschlich zu handeln? — Tiger sind es, Unmenschen, die Gott nur duldet, die Welt zu strafen. Seht! rief er, sprang

auf, und sein Auge glühte wild, könnte ich eine Tonne zimmern, zehntausendmal größer als das Heidelberger Faß, daß alle Spanier, Alt und Jung, darauf Platz hätten, könnte ich sie mit Pulver füllen, und hätte ich Gewalt, sie alle darauf zu schichten, wie die Holländer ihre Heringe, so thäte ich es, stellte den Spinola oben auf den satanischen Haufen, sänge mein: Herr Gott dich loben wir, und zündete so kaltblütig das Pulver an, als wenn ich das Feuer anzünde, mir meinen Morgenbrei zu kochen.

Mensch! fuhr der Hauptmann auf. Bist Du rasend?

Und wenn dann die ganze Nation zertrümmert, zerfetzt umherläg', fuhr er unbekümmert fort, fühlte ich mich gestärkt, wie nach einer guten That, denn ich hätte die Welt wie von der spanischen Pestilenz befreit.

Peter Drilling! rief noch einmal der Hauptmann, und schüttelte den Alten gar unsanft, doch dieser, zu sehr in seinem Werke vertieft, hörte, immer weiter redend, nicht darauf.

Dann schlich ich mich um die Mitternachtstunde wieder hin, wo die furchtbare Explosion geschehen, und hätte meine Freude daran, wenn die verdammten Seelen ängstlich auf dem großen Todtenacker umherliefen und ihre Gebeine suchten, der ein falsches Bein, jener eines Andern Kopf, dieser einen fremden Arm erfaßte, und der Teufel, während sie suchten, wie der Falke auf ein Volk zersprengter Rebhühner herabstieße, und Einen nach dem Andern holte, sich wenig kümmernd, ob er sein rechtes Gebein habe oder nicht. Das wäre mir ein Gaudium!

Hört einmal, Lieutenant Peter Drilling, sagte der Hauptmann sehr ernst und erhob sich aus seinem Lehnstuhle. Habt Ihr vielleicht einen Anfall vom hitzigen Fieber, oder seid Ihr sonst in einen Paroxismus gefallen, denn solche unchristliche, gottlose Worte möchte ich sagen, hörte ich noch nie aus Eurem Munde.

Nun ja, Hauptmann! erwiderte Peter Drilling, tief Athem holend. Ihr mögt Recht haben, Euch über mein Geschwätz zu verwundern, aber was in mir kocht und tobt, muß sich manchmal Bahn brechen. Seid nicht ungehalten, wenn ich vergaß, daß ich in Eurer Gesellschaft und Euer Gast war.

Ei böse bin ich Euch nicht, erwiderte der Gutmüthige, aber erstaunt, erschrocken, ich kann noch nicht begreifen, wie ein guter Christ solche diabolische Gedanken fassen kann, das kommt aber von Eurem vielen Lesen und Schreiben, da mögt Ihr manchmal auf Dinge stoßen —

Statt Antwort reichte ihm Drilling die Hand, und sein Blick sprach den Wunsch aus, daß er schweigen möchte.

Der Hauptmann verstand ihn, ergriff die zinnerne Kanne, wollte die Becher voll schenken, da er aber alles leer fand, nahm er die Kellerschlüssel und entfernte sich; bald kam er wieder. Habt Ihr mir doch den Gang nach dem Keller ordentlich verleitet, sprach er, die Kanne auf den Tisch stellend. Ueberall sah ich Euch beim Scheine meiner Laterne, die bren-

nende Lunte in der Hand auf einer Tonne sitzend, und nahte mich ordentlich mit Vorsicht dem Hochheimer Mutterfäßchen, das ich anzapfte. Aber laßt das traurige Gesicht! Seht, ich habe vom Aeltesten gebracht, besser wir trinken den alten Firnewein, als die Spanier; kommt, stoßt an, auf gut Glück!

Auf gut Glück! wiederholte Peter Drilling mechanisch.

Kann uns noch manche Freude in der Welt blühen, und bis jetzt ging es uns ja noch ganz gut, fuhr der Hauptmann fort. Ich bin wieder, was ich vor eilf Jahren war; damals hatte ich viele Herren, jetzt nur einen, damals nur den Schlüssel zu meinem Mantelsack, jetzt zum gut besetzten Weinkeller des Grafen; Ihr seid vom Rüstmeister zum Lieutenant gestiegen —

Das hab' ich Euch zu danken, unterbrach ihn Drilling.

Laßt das gut sein, wir waren Freunde, als wir noch im Range weit von einander standen, wollen es auch hier in Freude und Noth stets bleiben und guten Muthes in die Zukunft blicken. Da habe ich nun freilich viel vor Euch voraus, ich habe ein Kind, ein hübsches, lebendiges Mädchen, die mir jeden Tag den Schwiegersohn in das Haus führen kann. Ja wahrlich, alter Krieggesell, Vaterfreuden sind doch das Herrlichste auf der Welt, und mit meinem Weibe, obgleich ich sie alt und kränklich wiederfand, habe ich doch recht vergnügte Tage durchlebt; Gott schenke ihr das ewige Leben! — Aber was ist Euch? Sehe ich ja dicke Tränen in Euren Augen, habe ich eine schmerzhafte Saite berührt, ohne es zu wissen, so verzeiht —

Laßt es nur gut sein, Hauptmann, sagte der Alte, und suchte vergeblich nach Fassung. Jeder Mensch hat seinen verwundbaren Fleck — auch ich.

Der Hauptmann schwieg, aber es gelang weder ihm noch dem Weine, den Traurigen wieder aufzuheitern. Der Mann, der alle Spanier, Jung und Alt, auf die Pulvertonne setzen und sie mit kaltem Blute in die Luft sprengen wollte, war weichherzig geworden.

Während der Vater mit einer Art Wohlbehagen an den Augenblick dachte, wo ihm seine Felicitas den Eidam ins Haus führen würde, war diese auch gewissermaßen damit beschäftigt. Sie hatte schon häufig Gelegenheit gehabt, ihren Geliebten heimlich zu sehen und zu sprechen, doch immer nur in Gegenwart der Magd, die wohl so viel Takt und Erfahrung hatte, sie zuweilen, wenn auch nur auf Augenblicke, allein zu lassen, die dann der Rittmeister weislich benutzte. Aber die Liebe ist ein Nimmersatt, je mehr man ihr bietet, je mehr verlangt sie, und so bat er eines Tages seine geliebte Felicitas im zärtlichsten Briefchen, ihm endlich einmal eine

unbewachte Unterredung zu schenken. Auf das Briefchen, das der treue Diener seiner Schönen zur Besorgung übergeben hatte, kam bald befriedigende Antwort. Die zehnte Stunde, wo Vetter und Muhme schon im Schlafe ruhten, war zur längst ersehnten, des Vetters kleine Schreibstube unten im Hause zum Orte bestimmt, wo sie ohne Zeugen sich sprechen und Plane für die Zukunft verabreden wollten. Tausendmal drückte van Slupys das Briefchen an seine Lippen, es waren ja die ersten Zeilen, die er von der Hand der Geliebten erhielt, sorgsam hob er es als ein köstliches Kleinod auf, und kein Tag im Leben war ihm noch so lang geworden, als der heutige. Endlich nahte der ersehnte Augenblick, die Lichter in dem Hause gegenüber verloschen, und noch ehe es zehn schlug, glimmte drüben keine Kerze mehr. Jetzt schlug die Stunde des Glückes, er eilte hinunter, fand die Hausthür nur angelehnt, schob sie vielleicht ein wenig zu ungestüm zurück, der matte Schein einer Lampe zeigte ihm eine halb geöffnete Thür, er stürzte hinein, die Lampe verlosch und Felicitas lag in seinen Armen.

Schon einigemale, wenn auch nur auf Augenblicke, hatte sie früher in seinen Armen gelegen, und so bemerkte er wohl, daß er sich auf unangenehme Weise getäuscht habe. Er ließ seine Beute schnell los, tappte im dunkeln Zimmer nach der Thür umher, konnte aber den Ausgang nicht finden. Doch bald ward er aus dieser Verlegenheit gerissen, um in eine noch größere zu kommen, die Thür öffnete sich, der Hausherr trat mit einer Kerze herein, begrüßte ihn freundlich, und ohne ihm etwas Unangenehmes zu sagen, leuchtete er ihm aus dem Zimmer zur Hausthüre hinaus, die sich schnell hinter ihm schloß.

Erbittert stand der Rittmeister auf der Straße und schaute ingrimmig nach dem ruhigen Hause, das wie ausgestorben schien, trat unmuthig in sein Zimmer, und es schauderte ihn, dachte er, daß er mit Inbrunst die alte Muhme an sein Herz gedrückt hatte, denn sie stand vor ihm, als der Hausherr mit der Kerze eintrat. Die Sache war ihm unangenehm, er fühlte wahre Neigung für das Mädchen, und mußte sich sagen, daß er sie durch seine Unvorsichtigkeit in große Verlegenheit gebracht habe. Er sann auf Mittel wieder gut zu machen, aber was konnte er thun, er mußte sich, vielleicht das erste Mal in seinem Leben, sorgenvoll zur Ruhe legen. Als er nach einer fast schlaflosen Nacht spät erwachte, stand sein Diener schon vor dem Bette und begrüßte ihn mit der Trauernachricht, daß seine Schöne schon in aller Frühe das Haus habe verlassen müssen, und auch Jungfer Felicitas wahrscheinlich noch heute zu ihrem Vater nach Rüdelheim gebracht werden würde. Dies war dem Rittmeister ein Donnerschlag, er sprang auf, zog sich in aller Eile an, und sann, wie er das hintertreiben könne, fand aber kein passendes Mittel, denn Gewalt konnte und durfte er nicht anwenden. Als er, darüber unmuthig, das Fenster aufriß, um noch einmal hinüber nach dem Orte zu sehen, wo so oft seine geliebte Felicitas

gesessen, traf sein Blick auf ein altes griesgrämiges Gesicht, das ihn höhnisch lächelnd angrinste und ihn scharf ins Auge faßte. Es war ein alter Kriegmann mit spitzem Gesicht und langem Knebelbarte, Niemand anders, als Peter Drilling, den der Hauptmann auf die Mahnung seines Verwandten abgeschickt hatte, die Sünderin nach Rödelheim zurückzuführen. Bald sah er auch den Alten, Jungfer Felicitas am Arme, aus dem Hause treten, während sich Jener den Bewohnern des Hauses empfahl, hatte das Mädchen Zeit, mit einem traurigen Blicke dem Geliebten Lebewohl zu sagen.

Dieser traurige Blick entflammte ihn. Sollte er sein Roß besteigen, dem Kriegmann folgen und sie ihm entreißen? Ehe der Alte Rödelheim erreichte, konnte er ihn längst eingeholt haben, doch war keine Zeit zu verlieren. Gedacht, gethan; er befahl das Roß vorzuführen, und obgleich er sich fragen mußte, was er, wenn auch die Sache gelänge, mit dem Mädchen anfangen wolle, hielt ihn dies nicht zurück, und der Unbesonnene sprengte zum Thore hinaus.

Aber hatte er gehofft, den alten holländischen Rüstmeister unvorbereitet zu finden, so irrte er. Schon in der Ferne erblickte er eine alte, von zwei wohlbeleibten Pferden gezogene Karosse, und neben und hinter ihr vier stattliche Reiter, die mit gezogenen Schwertern den Wagen begleiteten, überdies sah er noch Herrn Drilling, eine lange Pistole in der Hand, in dem Wagen neben Jungfrau Felicitas sitzen, der fest entschlossen schien, die ihm Anvertraute mit Gefahr seines Lebens heimzuführen. Der Rittmeister, diesem Zuge in einiger Entfernung folgend, konnte aus den Vorbereitungen schließen, daß er kein leichtes Spiel haben würde, und bei ruhiger Ueberlegung mußte ihm die Thorheit seines Unternehmens einleuchten; er ritt daher bis dicht vor Rödelheim dem Zuge nach, und als er die Karosse und seine Felicitas über die Zugbrücke in das Schloß einziehen sah, warf er noch einen sehnsuchtvollen Blick auf die alten Mauern, wandte sein Roß und kehrte, den Pfeil im Herzen, nach Frankfurt zurück.

Die Bewillkommung, mit der Felicitas von allen Seiten empfangen wurde, war eben nicht geeignet, ihr die Thränen zu trocken, die über die frischen Wangen wie Thautropfen über ein Rosenblatt rollten, vorzüglich hielt ihr Muhme Ursula anfangs einen strengen Sermon, weniger hart war der Vater gegen sie, den zwar der Brief des Frankfurter Verwandten in Harnisch gebracht, der aber bis zu ihrer Ankunft sich sattsam abgekühlt hatte. Niemand aber schien über den ganzen Vorfall aufgebrachter, als Peter Drilling, dem der Anblick eines spanischen Kriegers von Neuem seinen Haß aufgeregt hatte, und der hierdurch, während er neben dem Mädchen im Wagen saß, das Phantasiestück von gestern mit allen Pulvertonnen

sich zurückgerufen hatte. Nun ist Felicitas im Schlosse, hatte er still für sich geseufzt, wie wird es nun mit der Explosion? Auch fürchtete er, und wohl nicht ganz mit Unrecht, Felicitas könnte der Magnet sein, der die Spanier nach Rödelheim ziehe, die Sache war ihm deshalb doppelt unangenehm, und er ließ dies dem Mädchen zuweilen empfinden, deren Thränen den Vater oft weichherzig, öfter noch ungeduldig machten.

Das arme Mädchen fand keine Brust, an der es seinen Kummer ausschütten konnte. Da erschien ihr plötzlich ein Freund in der Noth, den sie wohl nicht erwarten konnte; die Muhme Ursula, diese ewige Antipodin des wackern Lieutenants Drilling. Sie näherte sich jetzt Felicitas, beklagte sie, daß man sie hier so streng bewache, und von einer kleinen Herzenangelegenheit so viel Geschrei erhebe, hörte aufmerksam den Erzählungen des Mädchens zu, das sich ihr ganz anvertraute, und war selbst auf Felicitas Bitten so gefällig, auf den Thurm zu steigen, um zu sehen, ob der Ritter nicht nahe. Jungfrauen in einem gewissen Alter sind bei jeder Liebeangelegenheit entweder unbarmherzige Sittenrichterinnen, oder sie mischen sich darein und nehmen sie in Schutz; ohne auf irgend eine Weise die Hände mit im Spiele zu haben, können sie so etwas nicht mit ansehen; auch Ursula mußte in dieser Sache thätig eingreifen. Hätte der Lieutenant Drilling Felicitas entschuldigt, so würde sie gewiß mit Argusaugen das Mädchen bewacht haben, so aber trat sie auf ihre Seite und ward heimliche Verbindete.

Schon am andern Tage, als Ursula aus einem kleinen Fenster des Thurmes nach Frankfurt hinlugte, sah sie einen Reiter auf kastanienbraunem Rosse, von einem Diener gefolgt, dem Schlosse zureiten; er hielt in einiger Entfernung still, dann ließ er seinen Knecht zurück, nahte allein und umritt immer näher und näher das Schloß. Nach Felicitas Beschreibung mußte es der Rittmeister sein, und so nahm Ursula das weiße linnene Tuch von ihrem Halse, und winkte dem eben Vorbeireitenden so anhaltend, daß er es bemerken mußte, seinen Hut zog und freundlich grüßte. Dies wiederholte sich drei Tage und wurde jedesmal treulich Felicitas berichtet, die es schmerzvoll beklagte, daß sie das Zimmer nicht verlassen, nach dem Thurme eilen und dort den Geliebten begrüßen durfte. Am vierten Tage schlich sie, trotz des Verbotes, mit der Muhme dahin, lugte und harrte, aber immer vergebens, kein Reiter erschien, traurig kehrte sie zurück, wagte es am folgenden Tage noch einmal, aber auch heute erschien Niemand, und Ursula hielt der Weinenden eine lange Rede über den Unbestand der Männer, die Felicitas mit Kopfschütteln und einem tiefen Seufzer beantwortete.

Die Union hat sich aufgelöst, die Stadt Frankfurt unterhandelt in Wien, ging deßhalb auf keinen Vorschlag des Grafen von Isenburg ein, und so hatte dieser, da seine Anwesenheit dort unnütz war, den Befehl erhalten, die Stadt zu verlassen. Dies war der Grund, warum der Rittmeister sich nicht mehr bei Rödelheim sehen ließ, denn er hatte dem Grafen nach Creuznach folgen müssen. Hier fand er mancherlei Vorbereitung zum nahen Uebergange über den Rhein; der Graf Isenburg zog bei Bingen mehrere Regimenter zusammen, um von hier seine Operationen zu beginnen. Der Marchese Spinola mochte hierbei wohl die Absicht haben, sich in der Nähe von Frankfurt festzusetzen, um die Stadt desto eher zur Zahlung von Contributiongeldern zu zwingen, und überhaupt tiefer in das Herz von Deutschland einzudringen.

Kaum hatte van Sluys dies erfahren, als er zum Marchese eilte, und ihn um die Erlaubniß bat, den Grafen auf seinem Zuge begleiten zu dürfen. Spinola besann sich einen Augenblick, dann sagte er freundlich: Zieh' mit Gott an der Spitze Deiner Fahne über den Rhein, ich werde bald folgen. Van Sluys wollte sich schnell entfernen, das Nöthige zu besorgen, der Marchese rief ihn jedoch zurück, schloß ein kleines Kästchen auf, aus dem er einen versiegelten Brief nahm. Van Sluys, sagte er, Du warst bisher über Deine Geburt im Dunkel, Du kennst Deine Eltern nicht, und hast Niemand auf der Welt, dem Du angehörst.

Als Euch, mein gnädiger Herr! rief der junge Mann, mit tiefer Rührung die Hand des Marchese küssend. Und habe ich da nicht genug?

Für Dein Glück, ja; für Dein Herz wohl nicht, erwiderte Spinola. Elternlos zu sein, ist hart, und ich habe Dich oft deshalb bedauert.

Wem der Marchese Spinola ein gütiger Vater ist, der ist wahrlich nicht beklagenswerth, — Doch nein, Herr, ich muß aufrichtig sein! — Oft habe ich an meine Eltern gedacht, Tag und Nacht mich mit ihnen beschäftigt, und mich überfiel jedesmal eine Traurigkeit, dachte ich, daß ich so allein auf der Welt stände, und selbst der Gedanke an Euch, edler Mann, konnte meinen Kummer nicht ganz lindern.

Wann ist der Tag Deiner Geburt? fragte Spinola.

So viel ich weiß, der 12. Januar. —

Vielleicht wird er Dir und auch mir zu einem Tage der Freude. Er bedachte sich einen Augenblick bei diesen Worten, dann legte er das versiegelte Schreiben, welches er in der Hand hielt, wieder in das Kästchen, und schloß es vorsichtig zu. Sage mir, begann er nun plötzlich, dem Gespräche eine andre Wendung gebend: Hast Du während Deines Aufenthalts in Frankfurt vielleicht Gelegenheit gehabt, das Schloß Rödelheim zu sehen?

Aus der Ferne, erwiderte der Rittmeister, durch die Frage fürchtend, Spinola kenne sein Liebeabenteuer.

Hast Du Niemand aus der Stadt oder dem Schlosse zufällig kennen gelernt?

Van Sluys stockte mit der Antwort, endlich erwiderte er: Ja, Herr, die Tochter des Hauptmanns Sperrenter.

Nun die Bekanntschaft würde wohl wenig nützen können, denn wenn sie schön war, so bist Du gewiß so galant gewesen, sie von ihrer Schönheit zu unterhalten, war sie häßlich, so hast Du wenig oder gar nichts mit ihr gesprochen. — Nein Franzesco, ich meine, ob Du Niemand dort kennen gelernt hast, der Dir vom Schlosse, seiner Lage, den Mitteln zu seiner Vertheidigung und dergleichen interessanten Sachen hätte Auskunft geben können.

Nein, Herr, erwiderte van Sluys, eine Centnerlast war ihm abgenommen, und er konnte mit leichtem Herzen das Zimmer verlassen, als eben der Graf von Isenburg angemeldet wurde.

Ich komme Ew. Excellenz weitere Befehle zu vernehmen, begann dieser. Alles ist zum Aufbruche bereit, die zur Brücke nöthigen Schiffe liegen bei Bingen, und ich erwarte nur, daß Ihr mir den Tag des Ueberganges bestimmt.

Morgen, übermorgen, wenn Ihr wollt, je eher, je besser, erwiderte der Marchese. Der Zug soll den deutschen Fürsten, die es wagten, sich gegen ihr Oberhaupt, den Kaiser, zu verbinden, zeigen, daß Spanien wenigstens nicht gewohnt ist dergleichen ungestraft zu dulden. Wegen der Pfalz allein, Graf Isenburg, verließ ich die Niederlande nicht und zog hierher; der Waffenstillstand mit den Holländern ist in acht Monaten zu Ende, und wir müssen uns in dem protestantischen Deutschland festzusetzen suchen, daß es dem Oranier keine Hülfe schicken kann. — Graf Isenburg sah finster vor sich hin. — Ihr seid doch eine sonderbare Nation, fuhr Spinola fort, dem der finstere Blick des Grafen nicht entgangen war. An hundert Herren vertheilt, habt Ihr doch einen gewissen Nationalstolz, der sich jeden Augenblick beleidigt fühlt; glaubt, Ihr seid ein Volk, und Sitte und Religion trennt Euch doch so gewaltig. Ihr zieht in den Krieg für jede Krone, wenn sie Euch bezahlt, verwüstet Euer Vaterland mit eigner Faust, und seid doch stolz, Deutsche zu sein, wenn Ihr auch für fremden Sold gegen Euer Land streitet. Sprecht von Euren Gewohnheiten, von der Anhänglichkeit an die Sitten der Altvordern, und kleidet Euch spanisch, sprecht nicht zwanzig Worte deutsch, ohne ein spanisches mit eingeflochten zu haben, seid das Nachbild aller Nationen, und doch stolz, daß ihr Deutsche seid. — Verzeiht mir, Graf, daß ich Euch mit diesen Worten vielleicht verwunde, sie sind nicht böse gemeint, Ihr wißt, ich ehre Eure Nation, liebe sie als Soldat und werde es nie vergessen, daß, als mir alle Regimenter den Gehorsam versagten, das Fort auf dem Sandhügel zu stürmen, zwei deutsche Regimenter es waren, die allein dem Rufe ihres Feldherrn folgend, stürmten, siegten und mir so den Weg zur Eroberung von Ostende bahnten. Ja, ich liebe die Deutschen, und wären sie wirklich eine Nation, beherrschte sie ein Haupt, so möchte wohl schwerlich ein fremder Kriegerhaufen

ihre Fluren durchſtreifen. — Zieht über den Rhein, fuhr er dann einleuchtend fort, beſetzt anfangs nur die wenigen Beſitzungen des Churfürſten von der Pfalz, dann rückt Frankfurt näher, laßt denen Grafen zu Solms das Vergeltungrecht empfinden, beſetzt ihr Schloß Rödelheim und ſetzt Euch ſo bei Frankfurt feſt, daß wir die Handelherren zwingen, Contribution zu zahlen; dann ſtreift gegen Friedberg, brandſchatzt im Heſſiſchen, jedoch entfernt Euch dabei nicht zu weit vom Rheine. Ich habe Euch zu dieſem Unternehmen gewählt, weil Ihr ein Deutſcher ſeid und mit Eurem Vaterlande menſchlich verfahren werdet, denn Ihr wißt, ich verlange ſtrenge Mannzucht und will den Krieg nicht als einen Verheerungkrieg führen. Was ſich freiwillig unterwirft, muß mild behandelt werden, ſelbſt den, der als tapfrer Kriegmann ſich vertheidigt, muß man ſeines Muthes wegen ehren und ihn mit Großmuth behandeln. — Kennt Ihr das Schloß Rödelheim?

Ja Exellenz.

Iſt es ſtark beſetzt?

Ein alter niederländiſcher Hauptmann ſteht mit 50 Mann darin. Ich glaube nicht, daß er einen Schuß thun läßt.

Hofft nicht zu viel, meinte Spinola. Wer aus der Schule des Oraniers kommt, der iſt nicht ſo ſchnell mit der Uebergabe bei der Hand. — Habt Ihr vielleicht Verbindung im Schloſſe?

Ich glaube mich auf einen Mann verlaſſen zu dürfen, der dort einen Poſten hat, wo er uns nützlich ſein kann.

So benutzt ihn, und ſchont weniger das Geld, als die Menſchen; Geld findet man überall, tapfere Kriegleute nicht. Hierauf gab Spinola dem Grafen noch einige Inſtruktionen, und der Uebergang ward auf den folgenden Tag beſchloſſen.

Hauptmann Sperreuter ſaß eben mit ſeinem Lieutenant im ernſten Geſpräch vertieft, als ein Eilbote von dem Kaſtenvoigte aus Wiesbaden mit einem Schreiben eintrat, worin dieſer den Hauptmann benachrichtigte, daß die Spanier dieſſeits Bingen eine Schiffbrücke geſchlagen und über den Rhein geſetzt hätten; dem Gerüchte nach gelte es der Wetterau und Frankfurt.

Da haben wir's, ſagte der Hauptmann, das Ungewitter zieht heran, und an uns gewiß nicht vorbei. Nun, wie Gott will!

Hm! brummte Peter Drilling, nahm ſein Käppchen vom Scheitel und murmelte vor ſich hin.

Ihr betet wohl gar? fragte Sperreuter, der ſeinen Waffengefährten verwundert angeſehen hatte.

Ja, Hauptmann, das thut ich, doch glaube ich kaum, daß mein Gebet

erhört werden wird, denn es war kein frommes Gebet. Ich bat Gott, meinen Wunsch zu erfüllen, mich mit den Spaniern in die Luft sprengen zu können.

Ihr seid ein sonderbarer Mensch! versetzte der Hauptmann. Wenn andere Leute beten, fluchet Ihr, wenn Andere fluchen möchten, betet Ihr. Der Lieutenant lächelte. Laßt uns lieber jetzt an unsere Vertheidigung denken.

Und hauptsächlich an Jungfer Felicitas, die muß aus dem Schlosse! fiel ihm Drilling mit Hast in die Rede Wo die Spanier hausen, darf kein ehrbares Weib, keine sittsame Jungfrau weilen. Deshalb muß sie fort.

Aber wohin werther Kamerad?

Nach Frankfurt oder wohin Ihr wollt, aber nur fort von hier; folgt meinem Rathe, Hauptmann. Die Spanier, dieses kanibalische Volk, könnten Euch wahrlich eine Wunde schlagen, die nie heilt. Ihr lächelt! Nun versucht's! Ich habe eine bittere Erfahrung gemacht; hier haben sie mich getroffen! rief er, mit der Hand heftig an sein Herz klopfend, hier mich verwundet, und es heilt nie!

Wie so, Freund? fragte der Hauptmann theilnehmend.

Nun, Euch zur Warnung will ich sprechen, noch habe ich mein Leid Niemand anvertraut; hört, und mein unversöhnlicher Haß gegen die Spanier wird Euch nicht mehr wundern. Noch in meinen kräftigsten Jahren liebte ich ein Mädchen. — Ja — Eure Felicitas ist eine schmucke Dirne, das Mädchen aber, das ich liebte, war doch noch ein Engel gegen sie. Ich warb um ihre Hand, sie ward mir, und kaum 4 Monate verheirathet, muß ich zu Schiff, um nach Ostende zu gehen; mein junges Weib folgte mir. Ein Sturm zerstreute das Geschwader, unser Schiff fiel den Spaniern in die Hände wir wurden gefangen — mein Weib habe ich nie wiedergesehen! — Er hielt inne und suchte die Thräne zu verbergen, die sich unwillkührlich hervordrängte, und erst als der Hauptmann ihn bat, fortzufahren, erzählte er weiter: Die Gefangenen wurden an das Land gesetzt, und man ging unmenschlich mit uns um, doch das kümmerte mich wenig, ich dachte nur an mein Weib und an ihr Schicksal, erkundigte mich bei Allen, bei Freund und Feind nach ihr, und erfuhr endlich von einem flandrischen Soldaten, der mit zu Schiffe gewesen war, daß eine junge hübsche Frau bei der Wegnahme unsers Schiffes einem spanischen Offizier zu Theil geworden sei. Ich konnte nun leicht ihr Schicksal ahnen, die Verzweiflung ergriff mich, ich schwor den Spaniern ewige Rache, wagte es in der Nacht, mit Gewalt mir durch die Wachen Bahn zu machen, entrann glücklich, bestieg ein Boot und kam nach Ostende wo ich unter einem andern Namen Dienste bei Euch nahm.

Und Euer Weib? fragte der Hauptmann theilnehmend.

Ich habe nicht weiter von ihr gehört, sagte der Unglückliche, und zeigte mit der Hand auf den Boden. Da unten wird sie wohl ruhen.

Und warum verändert Ihr Euren Namen?

Wie könnt Ihr doch so sonderbar fragen! erwiderte Peter Drilling. Fiele ich den Spaniern wieder in die Hände und sie fänden meinen Namen in der Liste der desertirten Gefangenen, so stürbe ich am Galgen, und die Freude wollte ich ihnen nicht gönnen, ich sehne mich nach einem ehrenvollen Tode. Aber laßt ruhen, was hinter uns ist, denkt nur an die Gegenwart, schickt Felicitas fort, und wissen wir die erst in Sicherheit, dann wollen wir auch mit ruhigem Herzen an die Arbeit gehen.

Der Hauptmann war ganz der Meinung seines Lieutenants, schrieb sogleich an seinen Verwandten in Frankfurt, berichtete ihm den Uebergang der Spanier bei Bingen, theilte die Besorgniß mit, daß der Feind Rödelheim angreifen würde, und bat dringend, bis das Gewitter vorüber sei, seine Tochter bei sich aufzunehmen. Ein Bote wurde sogleich nach Frankfurt mit dem Briefe gesendet, und, der Gewährung seiner Bitte gewiß, der Muhme Ursula der Auftrag gegeben, Kleidung und Wäsche für die Tochter einzupacken, die sich zur Abreise bereit halten sollte.

Niemand war hierüber erfreuter, als Felicitas, denn erst vor wenigen Augenblicken hatte Ursula sie mit der Nachricht entzückt, daß, wenn sie sich nicht irre, sie den Rittmeister wieder auf seinem kastanienbraunen Rosse, das Schloß umreitend, gesehen. Sie habe ihm zwar nicht winken können, da Lieutenant Drilling eben auf der Bastei gestanden und den Reiter beobachtet habe; sie wolle aber Alles darauf verwetten, daß es der Geliebte gewesen sei. Um wie viel mehr mußte Felicitas jetzt die Nachricht erfreuen, wieder nach dem schönen Frankfurt zurückzukehren, da sie den Geliebten dort wußte; mit welcher Eile packte sie ihre schönsten Sachen ein, und mochte wohl bei jedem Stücke denken, wie sie sich für ihn damit schmücken wolle.

Aber zu Aller Schrecken brachte der Bote eine Antwort des Frankfurter Vetters zurück, die eben nicht tröstlich war. Er dankte zwar dem Hauptmann in den höflichsten Ausdrücken für das Zutrauen, ihm im Augenblicke der Gefahr sein Kind anvertrauen zu wollen, schlug es aber rund ab, da seit gestern Abend der nemliche spanische Offizier, der ihnen schon einmal so viel Unruhe verursacht, wieder sein Quartier gegenüber bezogen habe, und seine Frau so wenig als er sich noch einmal die Last aufbürden wollten, eine junge leichtsinnige Dirne zu bewachen.

Der Vater war bei dieser Nachricht wie vom Donner gerührt; er sah schon im Geiste sein Kind eine Beute der Spanier, jammerte und klagte, als ob schon das Unglück eingetreten sein, während Peter Drilling unruhig auf und abging, über etwas nachzudenken schien, und nur zuweilen einen wüthenden Blick auf die hämisch grinsende Ursula warf. Sie kehrte sich wenig an diese zornigen Blicke, sondern nahm das Wort. Ihr werthen

Herren scheint mir bei dieser Nachricht etwas den Kopf verloren zu haben, sagte sie. Ist dem so, und wollt Ihr mir erlauben, Euch nur ein Weilchen den meinigen zu borgen, so möchtet Ihr nicht übel dabei fahren. Ist es mir erlaubt, einen guten Rath zu ertheilen?

Redet nur, sagte der geängstete Vater, während Peter Drilling vor sich hinbrummte: Es möchte wohl der Rath Ahitophels sein!

Alles kömmt darauf an, im Fall eines Unglücks Felicitas zu retten, begann nun die Alte, und hierzu bietet sich ein ganz leichtes, einfaches Mittel. Der spanische Offizier, der ihr in Frankfurt nachgelaufen ist, soll, so wie ich vernommen habe, bei dem General Spinola sehr gut angeschrieben stehen.

Von wem habt Ihr dies vernommen, Jungfer Ursula? fragte der Lieutenant, aufmerksam geworden.

Das kümmere Euch nicht, erwiderte sie. — Den Spanier also in Eure Gewalt zu bekommen, muß Euer Hauptaugenmerk sein, vielleicht entgeht Ihr dadurch sogar der Belagerung, im schlimmsten Falle würde er sein Liebchen gewiß schützen.

Ja, schützen, fiel ihr Peter Drilling in die Rede, wie der Stoßvogel die Taube. — Doch fahrt nur fort.

Wenn wir nun Felicitas vermöchten, ihn hierher zu locken. Fändet Ihr ihn im Schlosse so könntet Ihr ihn auch, wie ich glaube, nach Kriegsgebrauch als Spion festnehmen, und Ihr hättet auf jeden Fall eine Geißel.

Was meint Ihr, Lieutenant? meinte jetzt der Hauptmann, dem der Vorschlag nicht zu mißfallen schien.

Laßt sie abtreten, erwiderte dieser, denn es ziemt sich nicht, daß dergleichen Frauenzimmer einem Kriegrathe zweier Offiziere beiwohnen. Ursula mußte sich wider Willen entfernen. — Ihr verlangt meine Meinung, begann er nun. Leider ist sie von der Art, daß ich mich darüber ärgere, denn die Alte hat Recht. Haben wir den Spanier in unserer Gewalt, und dies könnte wohl geschehen, ohne den Krieggebrauch zu verletzen, so haben wir ein Pfand für Felicitas Sicherheit. Lieber sähe ich freilich, Ihr wüßtet einen Ort, wo Ihr sie hinschaffen könntet.

Ja, wüßte ich nur einen! fuhr der Hauptmann verdrießlich auf. — Nach Wiesbaden, dahin ist die Straße nicht mehr sicher; nach Homburg zu meinem Freunde dem Pfarrer! Du lieber Gott, ein protestantisches Pfarrhaus ist für die Spanier ein Freudenhaus, da ist sie noch weniger sicher, als hier. Mich dünkt der Vorschlag Ursula's wohl annehmbar.

Hätte sie ihn nur nicht gethan! brummte Peter Drilling vor sich hin.

Ei, werther Krieggenosse, wer wird doch in seinem Hasse so halsstarrig sein, und weil Ihr die Muhme nicht leiden könnt, auch ihren Rath verachten.

Ein böses Weib gibt immer nur bösen Rath; doch Hauptmann, da

ich keinen bessern weiß, mich auch vielleicht Parteilichkeit ungerecht macht, so habe ich nichts dawider. Befolgt ihn, versucht's, ob Ihr den Spanier in Eurer Tochter Liebenetz fangen könnt, aber was Ihr thun wollt, thut rasch, damit wir mit Ernst an unsre Vertheidigung denken können. Welchen Posten werdet Ihr mir dabei anvertrauen?

Ich behalte mir die Ost- und Westthürme vor, Ihr übernehmt die von Süd und Nord, erwiderte der Hauptmann.

Da seid Ihr ungerecht, Hauptmann, sagte Drilling mit barschem Tone; da übernehmt Ihr den schwächsten Theil und der gewiß angegriffen wird, ich dächte, Ihr theiltet anders.

Nun wie Ihr meint; so nehme ich den Südthurm, und Ihr den nach Westen dafür.

Topp! rief der Lieutenant freudig; so habe ich es mir gewünscht! Und was hat der Korporal und der Constabler zu thun?

Er besorgt das Geschütz.

Unter meiner besondern Aufsicht, bitte ich, Hauptmann, unterbrach ihn Drilling. Ich traue dem Reichsbürger nicht.

Auch ich nicht! meinte der Hauptmann.

So schickt ihn fort, bei Zeiten fort! Herr Sperreuter wollte sich jedoch hierbei nicht übereilen, und so blieb vor der Hand der Constabler auf seinem Posten. Ein Jeder ging nun an seine Arbeit, die beiden Krieglente nach ihren Thürmen, Muhme Ursula, die des Vaters Einwilligung zur Ausführung ihres Vorschlags erhalten, zu Felicitas.

Ohne diese mit der wahren Absicht bekannt zu machen, beredete Ursula mit leichter Mühe das Mädchen, an Herrn van Sluys zu schreiben und ihn einzuladen, wo möglich noch diesen Abend nach Schloß Rödelheim zu kommen, wo ihn unter der hohen Buche auf der Frankfurter Straße eine treue Freundin erwarten und ihn sicher in den kleinen Garten der Bastei führen würde. Was heiße, jugendliche Liebe nur Zärtliches fühlen kann, sprach sich in Felicitas Briefchen aus, das Ursula durch einen Boten alsbald nach Frankfurt besorgte. Mit Ungeduld erwartete Felicitas die Rückkehr des Boten, erst gegen Abend erschien er. Van Sluys, durch das verunglückte Abenteuer in Frankfurt nicht vorsichtiger geworden, versprach zu kommen, traf auch um die bestimmte Stunde ein, und wurde von Ursula, die ihn erwartet hatte, durch ein offenes Pförtchen in den kleinen Würzgarten der Südbastei geführt.

Diesmal ruhte wirklich die geliebte Felicitas an seiner Brust, sein treues Herz schlug ihr freudig entgegen, und wenn auch die Gegenwart Ursula's Beide ihre Empfindungen nicht frei aussprechen ließ, fühlten sie sich doch unendlich glücklich, denn sie liebten sich wahrhaft. Aber das Glück war nur von kurzer Dauer, ein Geräusch störte sie; in der Dämmerung sah der Rittmeister Bewaffnete auf sich zukommen. Falschel rief er, die Geliebte von sich stoßend. So hintergeht man mich von Neuem! Er zog

ſein Schwert, ſuchte das Pförtchen zu gewinnen, fand es aber verſchloſſen; da warf ſich Felicitas an ſeinen Hals, betheuerte ihre Unſchuld, beſchwor ihn, ſich nicht tollkühn gegen die Uebermacht zu ſetzen, hielt ſeinen Arm zurück, als er auf den Erſten, der ſich ihm nahte, einen Streich führen wollte, und ſo ward er ſchnell entwaffnet und nach dem untern Stock in ein anſtändiges Gefängniß gebracht, wo, wie es ſchien, ihm nichts fehlen ſollte, als die köſtliche Freiheit.

Die Arretirung des ſpaniſchen Rittmeiſters hatte bei den das Schloß bewohnenden Hauptperſonen eine ganz verſchiedene Wirkung hervorgebracht. Felicitas weinte, Urſula, die Alle betrogen zu haben glaubte, lachte, der Hauptmann ſchritt gedankenvoll in ſeinem Zimmer auf und ab, und ſann, ob man nach dem Krieggebrauche recht oder unrecht gehandelt habe, Peter Drilling, zufrieden, einen Spanier in ſeinem Gewahrſam zu wiſſen, kümmerte ſich wenig um das Recht oder Unrecht, ſondern überlegte nur, wie man die Sache am Beſten benutzen könne. Der Gefangene hingegen war wüthend, daß er ſich ſo unvorſichtig in die Falle hatte locken laſſen, wüthend, daß das Mädchen, an dem er mit ſo vieler Liebe hing, ihn ſo tückiſch betrogen habe; doppelt ſchmerzte ihn ſein Unglück, da er in geheimen Aufträgen von dem Grafen von Iſenburg nach Frankfurt geſchickt worden war, er überdies ohne Begleitung die Stadt verlaſſen hatte, mithin Niemand ſein Schickſal ahnen konnte. Er glaubte deshalb Alles an ſeine Befreiung ſetzen zu müſſen, und ließ durch den Diener, der ihm ſeinen Nachttrunk brachte, bitten, daß der Hauptmann oder ſonſt ein Offizier der Beſatzung noch heute zu ihm kommen möchte, da er mit ihm zu ſprechen habe.

Der Hauptmann, noch voller Unruhe und ſeines Kindes wegen gegen den Gefangenen aufgebracht, ſchickte den Lieutnant, und van Sluys ſah nun das nemliche ernſte Geſicht mit dem Knebelbarte, das ihn ſchon in Frankfurt ſo widrig angeblickt hatte, bei ſich eintreten.

Grüß Euch Gott, junger Herr! redete ihn Drilling noch ziemlich freundlich an. Was iſt Euer Begehr?

Ihr habt mich, begann der Gefangene, auf eine widerrechtliche Weiſe durch eine feile Dirne hierher locken laſſen —

Halt, junger Mann, unterbrach ihn Peter Drilling. Ich bitte mit mehr Achtung von Jungfer Felicitas zu ſprechen, ſie war bisher eine ehrenwerthe Dirne, ehe die tolle Liebe zu Euch ihr den Kopf verrückt hat.

Mir gleichviel! ſagte der Rittmeiſter ziemlich unwirſch. Doch zur Sache. Was verlangt ihr Löſegeld?

Um Löſegeld handelt es ſich hier nicht, erwiderte Drilling kalt.

Um was ſonſt?

Das werdet Ihr schon zu seiner Zeit erfahren.

Ich warne Euch! fuhr van Sluys heftig auf. Der Marchese Spinola nimmt Theil an meinem Schicksale.

Das wissen wir.

Und es könnte Euch leicht gereuen und Rache an Euch genommen werden!

Darauf sind wir gefaßt. Auch ohne Euch zöge der saubere Graf von Isenburg, unser guter Nachbar, nicht an Rödelheim vorbei, ohne sein Müthchen an dem Schlosse des Grafen von Solms gekühlt zu haben. Deshalb fürchten wir nicht, daß uns Euretwegen besonderer Schade zugefügt werde, wohl aber sollt Ihr uns ein Schutz für Jungfer Felicitas sein, denn habt Ihr auch Grund, auf uns zu zürnen, die wir Euch in die Falle lockten, so habt Ihr doch keinen, es dem Mädchen entgelten zu lassen, die in ihrer Liebestollheit an Euch schrieb, aber dabei wahrlich nicht glaubte, Euch uns in die Hände zu liefern.

Ihr bringt mir wenigstens einen Trost —

Das freut mich, fuhr Drilling fort. Trost einem Gefangenen zu bringen, ist Christenpflicht, ich war auch gefangen. — Doch weg, weg mit dieser Erinnerung.

Wer seid Ihr, sonderbarer Mann, der mich zuweilen so feindlich abstößt und dennoch mich anzieht? fragte van Sluys mit Theilnahme.

Von Abstoßen und Anziehen verstehe ich zwar nichts; wer ich bin, will ich Euch aber sagen. Ich heiße — oder bin vielmehr Peter Drilling, Lieutnant in Diensten des Grafen Friedrich von Solms.

Und dientet früher?

Den Generalstaaten. In Ostende stand ich schon Eurem General gegenüber. Doch wer seid Ihr?

Ich bin Rittmeister im Dienste des Erzherzogs und heiße Franz von Sluys.

Hm! brummte der Alte vor sich hin, also eigentlich kein Spanier —

Spanier mit Leib und Seele! fiel ihm van Sluys in die Rede. — Drilling sah ihn bei diesen Worten durchbohrend an. — Aber sagt mir nur, fuhr der Gefangene fort, hofft Ihr Euch denn wirklich in diesem Schlosse zu halten, alter Mann?

Mit Gott und mit dem Muthe, der auch das Alter nicht verläßt! erwiderte Drilling mit ruhigem Selbstvertrauen.

Hofft der ganzen spanischen Armade zu widerstehen?

Warum nicht? so lange es geht. Stürzen die alten Mauern, so begraben sie mich und Euch, Alt und Jung, Alles durch einander, und dann ist doch die Ehre, wenn auch nicht das Leben gerettet.

Ihr dauert mich —

Ihr dauert mich? Sonderbar! Weshalb? — Warum ich zu bedauern

bin, das kennt Ihr nicht, und ſonſt ergeht es mir ſo wohl, daß ich Eures Mitleids wahrlich nicht bedarf.

Euer Schickſal wird hart ſein, und das thut mir leid. Trotz Eures unfreundlichen Weſens will ich Euch wohl, und weiß nicht, warum.

Und trotz Eurer gleißneriſchen Worte haſſe ich Euch.

Und weshalb? fragte der Rittmeiſter verwundert.

Weil Ihr Spanien anhängt und darum ſo gut als ein Spanier ſeid. Doch Herr, lenkte der Alte plötzlich ein, was ſteht ſonſt noch zu Euren Dienſten? Sagt es kurz, meine Zeit iſt koſtbar, ich muß noch die Runde gehen.

Ich biete Euch jedes billige Löſegeld, das Ihr fordern könnt, ſagte jetzt van Sluys, und verſpreche Euch, wenn ich überzeugt bin, daß Felicitas an meinem Unfalle unſchuldig iſt, ihretwegen Alles zu thun, um den Kriegzug von Rödelheim abzuwenden.

Herr Rittmeiſter! nahm der Alte mitleidig lächelnd das Wort. In dem Heere des Prinzen Moritz von Oranien konnte ein Rittmeiſter nicht mehr thun, als ſeine Kornette gut führen; ob Spinola Euch zum Kriegsrathe rufen läßt, weiß ich zwar nicht, doch bezweifle ich es. Uebrigens könnt Ihr meinen Worten glauben, daß Felicitas unſchuldig iſt, und ſollte Gott über uns verhängen, und der Spanier in dies alte ehrwürdige Schloß bringen, ſo ſchützt als ein Ehrenmann das Mädchen, als ein Ehrenmann, meine ich, Ihr werdet mich ja wohl verſtehen? Nun, gute Nacht! Euer Lager wird nicht hart, der Nachttrunk nicht ſchlecht ſein. Bei dieſen Worten grüßte er van Sluys und verließ ihn.

Während der Lieutnant bei dem Gefangenen war, ſaß Muhme Urſula vor dem Bette der weinenden Felicitas. Anfangs zürnte das Mädchen auf ſie, die ſie zum Schreiben des Briefes verlockt hatte, und es gehörte Urſula's Suada dazu, ſie zu überreden, auch ſie ſei getäuſcht worden, und alle Schuld mußte der hämiſche Peter Drilling tragen. Jetzt ſuchte ſie mit mancherlei Troſtgründen die Arme zu beruhigen. Iſt er doch unter einem Dache mit Dir, ganz nahe Deinem Stübchen, ſprach ſie. Wenn man von dem langen Gange bei des Grafen Rüſtkammer durch die offene Halle geht, ſtößt man gleich auf die eiſerne Thür, die ſein Gefängniß verſchließt.

Der Arme! ſeufzte Felicitas. Wie wird er auf mich zürnen.

Es geht ihm da unten ganz wohl, wie ich vernommen habe. Ein gutes Bett, die freundliche Ausſicht nach dem Schloßgarten und der Brücke, ein weicher Lehnſtuhl, gute Speiſen, alter Wein und ſeine Felicitas in der Nähe —

Wie könnt Ihr mit meinem Leiden noch Scherz treiben, Muhme! unterbrach ſie das Mädchen unwillig.

Warum nicht, Kind! Morgen Abend ſollſt Du ihn ſehen, ſprechen —

Ja, ſehen, ſprechen! rief das Mädchen und erhob ſich ſo ſchnell von dem Lager, als ob der morgende Abend ſie ſchon zu ihm riefe.

Laß mich dafür sorgen, Du sollst ihn morgen und alle Abende sehen. Doch in meinem Beisein, setzte sie mit Ehrbarkeit hinzu, und schenkte mit diesem Versprechen dem Mädchen süßen Schlaf und liebliche Träume.

Dem guten Peter Drilling wollte das Trostsprechen bei seinem Hauptmann nicht so wohl gelingen, als der Muhme bei Felicitas. Herrn Sperreuter war erst jetzt eingefallen, daß er den Fuchs in den Taubenschlag eingesperrt, und es den Liebenden vielleicht recht bequem eingerichtet habe; auch fürchtete er immer noch, daß des Rittmeisters Gefangennehmung die Spanier vor Rödelheim ziehen könne, und er wäre dann aus Privatabsichten schuld, daß seinem gütigen Herrn das Schloß verheert und bedeutender Schade zugefügt würde. Der Lieutnant, der eigentlich wohl in seinem Herzen die Spanier herbeiwünschte, um ihnen wieder einmal feindlich gegenüber stehen zu können, übrigens dem Grafen Solms sich weiter nicht besonders verpflichtet glaubte, theilte die Furcht des Hauptmanns nicht. Was aber die beiden Verliebten beträfe, meinte er, dafür sollte man ihn nur sorgen lassen, er wollte sie schon wahren. Der gute Mann, der ein solches Amt wohl noch nie verwaltet haben mochte, wußte gewiß nicht, wie schwierig es ist.

Auch Ursula hatte die Erfüllung ihres Versprechens für eben so leicht gehalten, als Peter Drilling das Amt eines Wächters. Alle Schlüssel, mit Ausnahme der Thor- und Pfortenschlüssel, auch die zur Wirthschaft gehörigen, hingen in einem Schranke in der Stube des Hauptmanns, und der Schlüssel dazu wurde ihr nicht verweigert, da sie oft in dem Keller und den Vorrathsgewölben zu thun hatte. Es konnte ihr deshalb nicht schwer werden, Abends, wenn alle Schlüssel abgeliefert waren, eine Gelegenheit zu finden, den Schrank zu öffnen, dann brauchte sie nur den Schlüssel herauszunehmen, und konnte ungehindert den Gefangenen zu der Geliebten führen. Wie erstaunte sie aber, als sie am andern Morgen eine griesgrämige Schildwache in der Halle vor dem Gefängnisse auf- und abschreiten sah, die eben nicht geneigt schien, sich in freundschaftliche Unterhandlungen einzulassen. Aber dies schreckte die alte Jungfrau nicht ab, sie grüßte den Mann freundlich, that, als ob sie etwas vergessen habe, kehrte um, kam bald mit einem großen Bunde Schlüssel wieder, öffnete eine Kellerthür und stieg hinab. Sie blieb dort nicht lange und kam mit einem Krug Wein zurück. Ohne ein Wort zu sagen, reichte sie dem Kriegmanne die zinnerne Kanne, und welcher alte Soldat könnte einen Trunk Wein ausschlagen? So war die erste Annäherung geschehen. Abends um die neunte Stunde, da der nemliche Soldat den Posten wieder bezogen hatte, trieb sie dasselbe Spiel, nur setzte sie schweigend die volle Kanne neben ihn und winkte ihm, zuzulangen. Auch diesmal verschmähte der Soldat den Abendtrunk nicht. In einer Stunde war die Kanne leer, und die Schildwache saß schnarchend auf einem Steine, denn wahrscheinlich hatte Ursula etwas Betäubendes in den Wein gemischt. Jetzt erschien sie, schloß das

Gefängniß auf, und führte den Rittmeister mit aller Vorsicht zu Felicitas.

Nur eine halbe Stunde konnte sie den Liebenden gönnen, denn zur elften Stunde bezog ein anderer Mann den Posten, und das Gefängniß mußte wieder geschlossen sein, aber sie war hinreichend, van Sluys von Felicitas Unschuld zu überzeugen und sich gegenseitig ewige Treue zu schwören. Küsse besiegelten den für die Ewigkeit geschlossenen Bund, und als die Stunde der Trennung schlug, hatte Ursula volle Mühe, sie zum Abschied zu bewegen. Was Ihr Euch noch zu sagen habt, verspart auf morgen Abend, tröstete sie, und diese freudige Aussicht vermochte endlich den Rittmeister, für heute Lebewohl zu sagen. Noch schlief die Schildwache, und als Ursula den Rittmeister wieder eingeschlossen, hatte sie Noth, den Schlafenden aufzurütteln. Endlich gelang es ihr, der Erwachte versprach, in der Hoffnung eines nochmaligen Schlaftrunkes, morgen wieder die Wache zu beziehen, und so ging Alles für heute gut ab.

Die Nachricht, daß die Spanier Wiesbaden und Idstein besetzt hatten, und allem Vermuthen nach gegen Frankfurt rücken würden, beunruhigte die ganze Gegend, nur Frankfurt nicht, da man die Stärke des isenburgischen Heerhaufens, der nur aus 5000 Mann bestand, genau kannte und mithin nichts zu befürchten hatte. Hauptmann Sperreuter aber glaubte des Besuches der Spanier gewiß zu sein, besonders da er am Nachmittage erfuhr, daß sie in dem mainzischen Städtchen Epstein eingerückt wären und dort gute Mannzucht hielten. Nun sie mögen kommen, sagte er zu seinem Lieutnant, der eben die vier berittenen Mann auf Kundschaft ausgeschickt hatte. Wir sind bereit, und es fehlt uns zur Vertheidigung nichts —

Als die Pulvertonnen unter die Thürme bringen zu lassen, fiel ihm Drilling in die Rede.

Seid ihr toll? rief der Hauptmann heftig. Vergeßt Ihr, daß mein Kind im Schlosse ist?

Schickt sie fort, Herr, rieth nochmals der Lieutnant, heute ist es noch Zeit, vielleicht morgen nicht mehr.

Aber Sperreuter wußte nicht wohin mit ihr, und so blieb Felicitas, und hätte auch jetzt um Alles in der Welt Rödelheim nicht verlassen mögen, denn die Hoffnung, heute Abend wieder in des Geliebten Armen zu ruhen, machte ihr das Schloß zum Feenpalast.

Der so sehnlich herbeigewünschte Abend erschien, die nemliche Schildwache schritt um die nemliche Stunde in der Halle auf und ab, und es bedurfte heute nur des reinen Weines, um ihr die Augen zu schließen, als Ursula kam, den Rittmeister aus dem Gefängnisse in die Arme der geliebten Felicitas zu führen. Wahrscheinlich mit Wein oder Geld bestochen,

that der Söldner, als ob er schliefe, und kümmerte sich um den Gefangenen nicht, der mit Ursula davon eilte.

Straff ging, als die Beiden fort waren, die Schildwache auf und ab, zuweilen unbesorgt der noch nicht leeren Kanne zusprechend, als sie ein Geräusch vernahm, und gleich darauf der Lieutnant mit einigen Mann die Runde gehend, in die Halle trat. Weder die Weinkanne, noch die nur angelehnte Gefängnißthür entging dem Aufmerksamen, die Schildwache wurde sogleich arretirt, und nach einem scharfen Examen gestand der halb Trunkene Alles, versicherte jedoch, nicht zu wissen, wohin die Jungfer den Gefangenen geführt habe, vor seiner Ablösung würden sie aber sicher zurückkommen.

Aus dem Schlosse konnte Ursula den Spanier nicht führen, dazu waren alle Vorsichtmaßregeln zu gut getroffen, also zu Jungfer Felicitas mußte ihn die Kupplerin bringen. — Was war nun zu thun? Wollte er hinauf und sie dort überraschen, so gab es Lärm, und der Ruf des Mädchens erhielt einen Makel, überdies gingen mehre Wege hinauf, wie leicht konnte er nicht den verfehlen, auf dem sie ihren Rückweg beginnen würden, und Ursula auf der That zu ertappen, war ihm zu wünschenswerth. Auch hatte die Glocke schon drei Viertel auf elf geschlagen, und sie mußten, der Aussage der Schildwache nach, ohnedies gleich kommen; er beschloß daher, sie hier zu erwarten, ließ einige Mann sich für jeden Fall bereit halten, die neue Schildwache mußte auch den Schlafenden spielen, er selbst setzte sich, das Laternchen unter dem Mantel, in das Gefängniß und erwartete seine Feindin.

Sie trat auch bald unbesorgt mit dem Gefangenen ein, dessen Dank ihr in reichem Maaße wurde, und als sie ihm gute Nacht sagte und sich wandte, ihn zu verlassen, erblickte sie Peter Drilling ruhig auf einem Sessel sitzend, that einen lauten Schrei, war aber dennoch besonnen genug, schnell das Lämpchen ihrer Laterne auszulöschen. Der Lieutnant aber zog die seine unter dem Mantel hervor, leuchtete ihr unter die Augen, erfaßte sie wohl unsanft am Arme, und ehe noch van Sluys etwas zu ihrer Hülfe thun konnte, schob er sie hinaus und verschloß schnell das Gefängniß.

Ehrbare Jungfrau, Muster der Sittsamkeit, Spiegel der Tugend, schielendes Weib! redete sie Peter Drilling eben nicht im sanftesten Tone an. Lohnt Ihr so die Wohlthat, die man Euch Heimathlosen erzeigte, daß man Euch aufnahm, Obdach, Speise, Trank reichte, und vom Hungertode rettete? Ehrlose Kupplerin, hätte ich über Dich zu gebieten, so baumeltest Du morgen am Galgen!

Ehrenwerther, fester, mannhafter Peter Drilling! begann jetzt bei dem ersten freien Athemzuge, den ihr des Lieutnants derbe Faust zu thun erlaubte, Ursula kreischend. Muster aller Rittmeister, einäugiger Büttel, den Gott für seine Sünden zeichnete, bist Du etwa so aufgebracht gegen

die zarte Neigung des Herzens, weil Dich die Spanier zum Hahnrei machten?

Weib! rief der Alte, ſich vergeſſend. Welcher Satan hat Dir das entdeckt?

Der Satan waret Ihr, als Ihr Euer Herz dem Hauptmann ausſchüttetet, ich lauſchte, hörte es und hatte recht meine Freude daran, daß es Euch ſo ergangen war. Nun will ich es ausposaunen durch das ganze Schloß, von allen vier Thürmen will ich es herunterſchreien, und alle Morgen eine friſche Feder dem Haushahn ausrupfen, und ſie an Euren Hut ſtecken.

Thut das, ſagte Drilling jetzt mit Ruhe, da er wohl ſein Unrecht fühlen mochte, ſo vor dem Kriegvolke die Alte mit Worten gemißhandelt zu haben. Was ein böſes Weib ſpricht, verhallt im Winde. — Kommt nun zu Eurem Richter, dem Hauptmann, er mag über Euch verfügen.

Biſt Du ſchon mürbe, hartherzige Seele? ließ Urſula ihrer Wuth freien Lauf. Haben die Worte einer Jungfrau Deinen frechen Muth ſo bald gebeugt, ſtolzer Rüſtmeiſter von Oſtende? Führe mich hin, wohin Du willſt, nur daß ich Dich nicht mehr ſehe und Dein einäugiges Geſicht, Dich, dem ich alles Böſe wünſche, was auf der Welt und in der Hölle iſt, dem ich jede Freude vergiften möchte, ſo wie jeden Tropfen Wein!

Sprecht nur weiter, Jungfer Urſula, der Weg bis zum Hauptmann iſt noch weit, ſagte der Lieutnant mit Gleichmuth.

Aber Urſula ſprach kein Wort mehr und folgte ihm zum Hauptmann, der ſchon in ſüßer Ruhe lag und nicht wenig über das Vorgefallene erſtaunt war. Ohne Urſula Vorwürfe zu machen, ließ er ſie in Gewahrſam bringen, und überlegte dann mit ſeinem Lieutnant, was mit ihr anzufangen ſei.

Macht mit ihr, was Ihr wollt, Herr, erwiderte dieſer; ich ließe einen Galgen aufrichten und ſie daran hängen.

Dafür bewahre mich Gott! ſagte Sperreuter. Aber fort muß ſie, morgen mit dem Früheſten. Der Vetter in Frankfurt mag ſehen, wie er mit ihr fährt. Wollte er meine Felicitas nicht, mag er nun ſeine Urſula wieder aufnehmen.

Am früheſten Morgen wurden ihre Sachen gepackt, der alte Wagen angeſpannt, den Urſula beſteigen mußte, um eben nicht in ein Himmelreich einzuziehen. Sie trennte ſich auf dem Schloſſe von Niemand ungern, nur dem Korporal der Konſtabler weihte ſie eine ſtille Thräne, denn mit ihm hatte ſie in trauten Verhältniſſen geſtanden, und er war es auch wohl geweſen, der ſie, des Gefangenen wegen, zur Theilnahme an Felicitas Schickſale bewogen hatte.

Kaum war die Zugbrücke hinter dem alten Wagen wieder aufgezogen worden, als plötzlich eine neue Erscheinung ganz Rödelheim in Bewegung setzte. Ein Trompeter sprengte aus einem kleinen Gebüsche dem Schlosse zu, und ließ seinen schmetternden Ruf erschallen. Ein spanischer Trompeter! rief Lieutnant Drilling, der auf der Bastei stand, um Ursula abfahren zu sehen. Nun geht es los! In diesem Augenblicke kam auch der Hauptmann, und rief schon von Weitem: Nehmt einige Mann, geht hinaus und fragt, was er will! Der Lieutnant gehorchte, nahte sich mit militärischem Anstande dem Trompeter und nahm das Schreiben, das dieser ihm überreichte. Dann ließ er den Spanier absitzen, ihm die Augen verbinden und in's Schloß führen, wo er in einem Zimmer, das die Aussicht nach dem inneren Hofe hatte, gut bewirthet wurde.

Der Hauptmann erbrach im Beisein seines Lieutnants das Schreiben. Es war von dem Grafen von Isenburg, und enthielt die Aufforderung, das Schloß dem heranrückenden Heerhaufen sogleich zu übergeben, wobei der Kommandant sich gute Bedingungen versprechen könne, in dem Falle aber, daß man thöricht genug wäre, Widerstand zu leisten, so würde das Schloß angezündet werden, und die Besatzung über die Klinge springen müssen. Zwei Stunden gebe er dem Kommandanten Bedenkzeit.

Zwei Minuten sind hinreichend, sagte der Hauptmann mit der ihm eigenen Ruhe. Habt die Güte, Euch zu setzen, Herr Drilling, und meine Antwort niederzuschreiben.

Excellenz! diktirte Herr Sperreuter. Mir ward von meinem Herrn, dem Grafen Friedrich von Solms, aufgetragen, sein Residenzschloß Rödelheim zu vertheidigen, nicht es zu übergeben, und somit muß ich, den Befehlen meines Herrn folgend, Euren Angriff abwarten. —

Als er dies unterzeichnet hatte, faltete er die Hände. Wie Du willst, mein Gott, so geschehe mir, ich that meine Pflicht! sprach er mit festem Vertrauen auf die Vorsehung.

Sorgt nicht, Hauptmann, sagte Peter Drilling, während er den Brief faltete. Gott ist Freund der tapfern Kriegleute, nur die Feigen, und auch die Unmenschlichen, setzte er hinzu, sind dem Teufel verfallen. Ihr habt in diesem Briefe gesprochen, wie es einem wackern Kommandanten geziemt; was auch daraus entstehen mag, Euch trifft hier und dort keine Schuld!

Der Trompeter ritt nun mit dieser Antwort zurück, und Sperreuter versammelte die Besatzung, theilte ihr die Aufforderung und seine Antwort mit, und ermahnte sie, treu und muthig bei ihm auszuhalten, was sie ihm auch versprachen.

Indessen dies auf dem Schlosse vorgegangen war, hatte Felicitas von ihrem Geliebten süß geträumt, und wachte, nichts Trauriges ahnend, eben auf, als der Trompeter abritt. Sie hörte im Schlosse ungewöhnlichen Lärm, sprang rasch von ihrem Lager auf, kleidete sich an und eilte zu Ursula. Wie erstaunte sie, als sie das kleine Zimmer leer, die Truhen auf, und den

Schrank, worin ihre Kleider gehangen hatten, ausgeleert fand. Im ersten Augenblick glaubte sie der Feind sei im Schlosse, und habe bei der Muhme mit der Plünderung angefangen, als sie jedoch den wahren Hergang der Sache erfuhr, und daß der Vater die gute Ursula so hartherzig verstoßen habe, weinte sie bitterlich, sah nun alle ihre schönen Träume mit einem Male verronnen, und es kümmerte sie wenig, als sie nach einigen Stunden von mehren Seiten her Haufen Kriegvolk dem Schloß zuziehen sah.

Es war der Graf Isenburg, der mit einem spanischen Regimente und 200 Reitern Rödelheim umschloß, es noch einmal auffordern, und da nochmals die nemliche Antwort erfolgte, in einiger Entfernung ein Lager aufschlagen ließ, ohne jedoch etwas Feindseliges zu unternehmen. Posten wurden in Kanonenschußweite ausgestellt, und am Nachmittage kamen einzelne Reiter näher, die Lage des Schlosses auszukundschaften. Wollen wir die alten Büchsen brummen lassen, und so die neugierigen Herren zurückweisen? fragte Drilling den Hauptmann.

Nein befahl dieser, das wollen wir nicht. Laßt sie reiten und schauen, was sie von dort aus beobachten können, kann uns nichts schaden. Ich möchte nicht gern den ersten Schuß thun.

Viel zu viel Umstände, meinte der Lieutnant und schwieg.

Jetzt ritten die Reiter wieder nach dem Lager zurück, wo Alles ruhig blieb, nur hörte man das Jauchzen und Lärmen der Soldaten; und Felicitas, die Alles aus ihrem Stübchen mit ansehen konnte, wurde ganz ängstlich, und das sonst so kühne Mädchen ward verzagt.

Die Nacht verging ruhig, nicht ein Schuß fiel, kein Feind nahte sich dem Walle, Pulver und Kugeln lagen bereit, sie zu empfangen, und die Hälfte der Besatzung, zu der sich noch die zurückgebliebene Dienerschaft nebst einigen Bürgern und Landleuten gesellt hatte, blieb die Nacht unter dem Gewehr. Man hörte wohl die Bewegung im Lager der Feinde, auch konnte man nach Mitternacht deutlich das Rasseln von Wagen vernehmen, woraus der Hauptmann schließen wollte, die Feinde hielten es nicht der Mühe werth, vor dem Schlosse ihre Zeit zu verlieren, und zögen ab; Peter Drilling aber war nicht der Meinung, sondern ging nach dem südlichen Thurme, auf der Seite, sagte er, wäre es nicht geheuer.

Noch war es Nacht, nur ein matter Schimmer des Tages breitete sich im Osten aus, als ein dumpf dröhnender Morgengruß die Schloßbewohner weckte, und die Kugel einer ganzen Karthaune pfeifend über das Schloß hinfuhr. Drilling nahm bei diesem Gruß den Hut ab. Ich danke Euch, Ihr Herren, für den Willkommen! Könnt Ihr nicht besser treffen, so schießt, so viel Ihr wollt; laßt es nur Tag werden, so wollen wir Euch schon antworten.

Dieser eine Schuß hatte alle Bewohner des Schlosses in Bewegung gesetzt; Jeder eilte auf seinen Posten, die Weiber in das ihnen angewiesene

Kellergeschoß, Felicitas mußte auch hinunter und in den nördlichen Thurm, weit von ihrem Geliebten wandern.

Mitten unter diesem Hin- und Herlaufen stand Hauptmann Sperreuter ruhig auf der Südbastion und erwartete den anbrechenden Tag. Bereitet Alles vor, befahl er dem Korporal der Konstabler, daß die ganze Karthaune hierher gebracht werden kann, nehmt alle Pferde, alle Mannschaft zu Hülfe, denn ich glaube, der Feind ist nicht schlecht unterrichtet, und auf dieser Seite des Schlosses geschieht der Angriff. Der Korporal ging und Drilling nahte sich dem Hauptmann. Werther, lieber Herr, raunte er ihm zu, als Ihr eben mit dem Frankfurter spracht, beobachtete ich sein diabolisches Gesicht, und es verzog sich so grinsend, daß wahrlich der Teufel selbst nicht teuflischer hätte lächeln können. Setzt ihn gefangen, dem Mensch traue ich nicht, umsonst hat er sich nicht hier in das alte Schloß eingesperrt.

Erst Beweise, ehe man verdammt, erwiderte der Hauptmann. Laßt uns ein wachsames Auge auf ihn haben. Drilling brummte statt Antwort vor sich hin, und zählte die Kugeln der Geschütze auf den Kugelhaufen.

Indessen war der Tag angebrochen, und man sah außer dem Lager, das schon gestern bei Hausen aufgeschlagen war, noch ein anderes in dem Holze, durch welches der Weg nach Frankfurt führt, besonders bemerkte man hier viel Reiterei und mehre Geschütze. Jetzt war es wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Feind ernstliche Absichten habe, und diese Seite, als die schwächste, angreifen werde. Hier war die Nidda am seichtesten, die Bastei am kleinsten, und der den Kugeln ausgesetzte Theil des Schlosses bedurfte am meisten der Reparatur; doch war im Ganzen das Schloß ziemlich fest und einer muthigen Vertheidigung werth. Es lag mit dem Städtchen auf einer Insel der Nidda, und war von diesem noch durch einen breiten Wall und Graben getrennt; das Städtchen war übrigens ohne Vertheidigung, nur die hölzerne Brücke über den Fluß aus Vorsorge abgetragen.

Sperreuter ließ nun seine einzige Karthaune nicht ohne viele Mühe auf die Südbastion bringen, und während der Feind heftig aus seinem Geschütz, jedoch in bedeutender Entfernung, schoß und nur einmal den Thurm traf, wurde statt einer halben die ganze Karthaune aufgestellt. Nun zeigt Euer Geschick, Herr Korporal! befahl der Hauptmann. Richtet gut, dorthin, wo die beiden Stücke am Wege stehen, und nun brennt in Gottes Namen los!

Das Geschütz krachte, daß die Fenster im Schlosse sprangen, und hoch über den Wald weg flog die Kugel.

Das war zu viel Pulver, meinte der Konstabler, lud das Geschütz von Neuem und brannte wieder los, die Kugel erreichte ihr Ziel nicht.

Der Hauptmann schüttelte verdrießlich den Kopf. Ihr habt kein

Glück oder kein Geschick, sagte er. Versucht es doch einmal, Lieutnant Drilling, ein alter Rüstmeister ist sonst in Bedienung des Geschützes nicht unerfahren. Dieser, der jede Bewegung, jeden Handgriff des Korporals beobachtet hatte, wog jetzt bedachtsam das Pulver, ließ dann das Geschütz laden, zielte, die Kugel schlug dicht vor den feindlichen Stücken ein, und setzte jedoch ohne Schaden zu thun, über sie weg. Es war ein wenig zu kurz, bemerkte der Hauptmann, und, glaube ich, die Entfernung ist zu groß, um mit Vortheil feuern zu können, wir wollen unser Pulver zu sicheren Schüssen versparen. Er sah ruhig zu, als der Feind die Bastion ohne Wirkung beschoß, und traf auch hier und da eine Kugel, so verursachte sie doch nur geringen Schaden, der überdies gleich wieder ausgebessert ward. So ging es den ganzen Tag; aller halbe Stunden ungefähr fiel ein Schuß, und der Feind schien gleichfalls das Pulver zu schonen.

Felicitas, dies sonst so kecke und unternehmende Mädchen, bebte bei dem Kanonendonner wie ein Espenlaub in ihrem Kellerstübchen. Bei jedem Schusse glaubte sie, das Schloß müsse zusammenstürzen, und sie war nur froh, daß nicht mehr von der Bastion geschossen wurde, denn der Knall und das dumpfe Dröhnen nahmen ihr alle Besinnung; ihr einziger Trost war, daß der Geliebte in einem dem Feuer nicht ausgesetzten Thurme, und folglich, ihrer Meinung nach, außer Gefahr sei. Uebrigens war Alles im Schlosse in Lust und Freude, und der Hauptmann, nun wohl einsehend, sein Proviant reiche für zehn Belagerungen, ließ sämmtlicher Mannschaft doppelte Portionen Fleisch, und Jedem überdies täglich zwei Maas Bier und ein Maas Wein reichen, so daß man mehr fröhliche als traurige Gesichter fand.

Peter Drilling aber, während man oben zechte und jubelte, hatte mit einem alten Diener des Grafen, der stets mit besonderer Freundschaft an ihm gehangen, ein ganz anderes, ernsteres Geschäft. Dem Maulwurfe gleich arbeitete er mit seinem Gehülfen unter der Erde, und sein Projekt noch nicht aufgebend, ward ein Tönnchen Pulver nach dem andern aus dem feuerfesten Magazine in die abgesonderten Keller unter die Thürme gerollt. Niemand durfte es wissen, denn obgleich die Anwesenheit der Felicitas ihn in seinem Plane irre machte, glaubte er doch Alles dazu vorbereiten zu müssen; doch den Hauptmann, seines Kindes wegen, nicht vor der Zeit zu ängstigen, betrieb er dies Alles insgeheim, und nur dann, wenn seine Gegenwart oben im Schlosse nicht nothwendig war.

Während der Nacht war den Vertheidigern die Gefahr näher gerückt; die Spanier hatten ihr Geschütz um Vieles weiter heran gebracht, und von einem heftigen Nordostwinde begünstigt, der im Schlosse die Arbeit nicht hören ließ, mit ausgefüllten Schanzkörben eine Brustwehr erbaut, hinter welche sie sechs Geschütze aufgefahren hatten; von hier aus beschossen sie am andern Morgen das Schloß heftig, aber immer noch ohne Erfolg. Lieutnant Drilling versuchte seine Geschicklichkeit auch heute und that man-

chen guten Schuß, aber von beiden Seiten wurde das Pulver nutzlos verschwendet, und schon am Nachmittage das Schießen ganz eingestellt. Das Schloß war nur an einer Ecke beschädigt, wo ein Quader herausgeschossen war, der Wall aber wurde nicht getroffen, und an den Thürmen prallten die Kugeln ab, ohne Schaden zu thun.

An diesem Abende erschien plötzlich wieder ein Trompeter vor dem Schlosse und überbrachte ein Schreiben des Grafen von Isenburg, über dessen Inhalt der Hauptmann nicht wenig erstaunte, da er nur glauben konnte, es enthalte eine neue Aufforderung. Es betraf den Gefangenen. Der spanische General verlangte mit drohenden Worten seine Auslieferung, erbot sich, wenn zu gleicher Zeit das Schloß übergeben würde, 2000 Fl. Lösegeld für den Rittmeister zu zahlen, im Weigerungfalle aber das Schloß zu zerstören und die Besatzung niederhauen zu lassen. Auch schloß der Graf mit der Drohung, in diesem Falle die Verwandte des Kommandanten, die in seine Gewalt gefallen sei, im Angesichte des Schlosses aufknüpfen zu lassen.

Thut das, thut es nur, Graf Isenburg! rief Peter Drilling, als er dies las, so erhält sie ihren verdienten Lohn. — Doch Hauptmann, fuhr er plötzlich auf, die hängen sie nicht, die gebrauchen sie zum Spioniren; durch sie wissen sie des Schlosses schwächsten Punkt, denn oft haben wir Unvorsichtige in ihrer Gegenwart von dergleichen Dingen gesprochen. Gebt Achtung, die alte Hexe rührt uns einen bösen Brei ein.

Wohl möglich! meinte Herr Sperrenter, doch hielt ihn die Furcht vor der Rache Ursula's nicht ab, darüber nachzudenken, was er dem Grafen antworten solle.

Gebt den Gefangenen nicht frei, Eure Tochter ist sonst verloren, rieth der Lieutnant.

Im Grunde ist Euer Rath sonderbar, sagte der Hauptmann. Ich soll mein Kind einem feindlichen Offizier anvertrauen, der ihr schon lange nachgestellt hat, soll sie ihm anvertrauen, daß er ihr Beschützer wird und mir die Jungfrau wieder überliefert. Und wenn ich nun unter den Trümmern des Schlosses begraben werde, was dann?

Und was soll denn aus ihr werden ohne ihn? entgegnete Drilling. Hier könnt Ihr nur unter zwei Uebeln das kleinste wählen! —

Der Hauptmann sank in tiefes Sinnen, dann sagte er plötzlich: Das Mädchen macht mir mehr Sorge, als die ganze Vertheidigung. — Habt die Güte, darauf zu sehen, daß es dem Trompeter an nichts fehle, er mag sich noch ein Weilchen gedulden! Er entfernte sich rasch, ohne, wie er es sonst wohl zu halten pflegte, seinem Lieutnant anzuvertrauen, was er thun wolle.

Mit schnellen Schritten ging der Hauptmann durch die hohe Waffenhalle, schüttelte hier traurig sein greises Haupt, da er die alten Rüstungen der Grafen zu Solms so verwüstet hängen sah. Was wird aus Euch werden? dachte er. Werdet ihr unter dem Schutte dieses Hauses begraben, oder prunkt und wappnet sich ein feindlicher Kriegmann mit euch, die Brüder des protestantischen Glaubens zu bekriegen? — Nun, wie Gott will! sprach er, und so oft er dies sprach, kehrte immer Trost und Muth bei ihm ein. Als er jetzt in die Vorhalle des Gefängnisses trat, ließ er seine Begleiter zurück, und ging zu van Sluys, der nicht wenig überrascht war, den ihm fremden Kriegmann bei sich eintreten sehen.

Herr! redete ihn dieser an, ich bin Hauptmann Sperreuter, Kommandant dieses Schlosses und Felicitas Vater. Obgleich Ihr gefangen seid, bin ich doch in schlimmerer Lage als Ihr, der Feind steht vor Rödelheim, wie der Kanonendonner es Euch verkündet haben wird, und ich übergebe das Schloß unter keiner Bedingung, mithin werde ich mit meinem Kinde unter seinen Trümmern begraben, was wohl das Gnädigste wäre, das der Himmel über mich verhängen könnte; oder die Spanier nehmen es mit Sturm, dann wißt Ihr selbst, wie die Kriegfurie hauset, und was Felicitas zu erwarten hat. Für diesen Fall, wenn Ihr nemlich das Mädchen wahrhaft liebt, wie sie mir gesagt, übergebe ich sie Euch, schützt sie und versprecht mir mit Hand und Mund, sie nach Frankfurt zu ihren Verwandten zu bringen, deren Wohnung Ihr kennt.

Van Sluys war bei dem Anblicke des ehrwürdigen Mannes, auf dessen Gesicht sich der Kummer und die Ergebung zugleich aussprach, gerührt. Gern würde ich Euch mit Handschlag und Eid die Versicherung geben, Euer Kind mit meinem Leben zu schützen, sprach er, wenn Ihr selbst es mir nicht unmöglich gemacht hättet. Ich bin gefangen, kann die Thüre meines Kerkers nicht sprengen, wenn der Augenblick der Gefahr da ist, und oft, Ihr wißt es, naht er schnell und unvorhergesehen. Wäre ich frei! —

Der Graf von Isenburg verlangt Eure Freiheit. Ein Trompeter brachte mir ein Schreiben von ihm. Habt Ihr vielleicht Eurem General etwas wissen zu lassen, was Euch allein betrifft, habt Ihr Bedürfnisse, die man Euch senden soll, so kann der Trompeter es besorgen, nur muß Euer Schreiben offen sein.

Ich werde von Eurer Güte Gebrauch machen, erwiderte van Sluys, und hier habt Ihr meine Hand, hier mein Wort, das ich noch nie brach: Was ich für Felicitas thun kann, thue ich mit Freuden. Ja, ich gestehe es Euch, ich liebe Eure Tochter, ich liebe sie von ganzem Herzen, und schon deshalb werde ich Alles für sie thun, was ich vermag. — Doch Vater meiner Felicitas, begann er nach einer Pause. Ihr versichertet vorhin, unter keiner Bedingung das Schloß zu übergeben. Von wo kann Euch Entsatz kommen? Welches Heer steht dem Heere Spinola's noch gegen-

über? Und Ostende hat Euch gezeigt, daß der Mann auch beendet, was er einmal begonnen hat. Was kann es Euch, was Eurem Herrn nützen, wenn sein Schloß ein Trümmerhaufen wird? Ich habe vielleicht so viel Einfluß bei dem Marchese, um zu bewirken, daß Euch eine ehrenvolle Kapitulation zugestanden, Eurem Herrn nur geringer Schade geschehen wird. Darf ich deshalb an den Feldherrn schreiben?

Nein, Herr! begann der Alte. Auch ich beende, so gut wie jener große Kriegmann, was ich begonnen habe. Ich will Deutschland ein Beispiel geben, wie sich mein Vaterland, wie sich meine Glaubensbrüder gegen das spanische Joch sträuben, gegen fremde Macht vertheidigen sollen, und und wenn nur Einige mir folgen, hat mein Samenkorn, ob auch in die Schutthaufen dieses Schlosses gesäet, reichliche Früchte getragen. Ueberdies, wie würde Spinola den spanischen Kommandanten von Rödelheim empfangen, wenn er das Schloß mit seinen von der Nidda umgebenen Bastionen dem Feinde überlieferte, der ihm kaum einen Stein verrückte? Ließe er ihn nicht aufhenken? — Van Sluys zuckte statt der Antwort mit den Achseln. Glaubt Ihr, ein deutsches Herz dürfe weniger muthvoll schlagen, als ein Spanisches?

Hierauf konnte nun freilich der Rittmeister nichts entgegnen, konnte nur nochmals den Vater über Felicitas zu beruhigen suchen, und so trennten sie sich, Beide mit einander zufrieden. Der Alte hatte van Sluys Achtung eingeflößt, dieser dem Hauptmann gefallen, und er konnte es sich gar freundlich denken, wenn ihm Felicitas diesen Mann als Eidam zuführe.

Peter Drilling schüttelte bedenklich den Kopf, als er erfuhr, Herr Sperreuter sei bei dem Gefangenen gewesen. So viel Respect er auch vor seinem Hauptmann, besonders noch aus früherer Zeit hatte, so war er doch zu sehr daran gewöhnt, daß ihn dieser bei allen Gelegenheiten um Rath fragte, wenn er ihn auch nicht immer befolgte, daß es ihn verdroß, wenn es nicht geschah; deshalb war er jetzt ein wenig brummig, hörte jedoch aufmerksam zu und ließ sich alles genau erzählen, was der Gefangene gesprochen habe.

Hauptmann, sagte er, da dieser seinen Bericht beendet hatte. Glaubt Ihr wirklich, der Spanier meine es redlich mit Eurem Kinde und liebe sie in Zucht und Ehren, so laßt Euch ja auf kein Lösegeld ein, behaltet ihn hier, und meint er es wirklich so, so gebt ihm in Gottes Namen Euer Kind; ein Priester wird sich wohl finden, den Segen über sie zu sprechen, und dann seid Ihr aller Sorgen quitt. Laßt Euch aber nicht durch schöne Worte hinter das Licht führen, und bleibt standhaft in derbe Vertheidigun des Schlosses.

Eben brachte man dem Hauptmann das Schreiben des Gefangenen an den Grafen von Isenburg, das nur die wenigen Worte enthielt: Ich werde hier freundlich und menschlich behandelt, ich bitte deshalb Ew.

Gnaden, gegen dies Schloß und seine Bewohner zu seiner Zeit mild zu verfahren.

Hm! meinte Drilling. Die Worte gefallen mir, so spricht nur ein Biedermann. Doch was wollt Ihr dem Grafen antworten?

Ich will nichts von der Uebergabe wissen, und der Rittmeister wird jetzt nicht ausgelöset.

Brav, Hauptmann! sagte Drilling. Gern will ich ein höfliches Schreiben mit dieser Antwort aufsetzen. Er ging, kurz darauf ritt der Trompeter wieder von dannen, und der Feind machte nun aus seinen sechs Geschützen ein mörderisches Feuer.

Bisher war dies ohne Wirkung gewesen, die Spanier schossen gemeiniglich zu hoch, und die Ziegel des Schlosses litten mehr als die Menschen; heute aber sollte das erste Blut fließen. Die Kugel einer halben Karthaune traf einen Bürger aus dem Städtchen, der zur Vertheidigung auf das Schloß gekommen war, und schmetterte ihn zu Boden.

Welch herrlicher Tod! rief Peter Drilling, der neben dem Getroffenen stand, freudig aus. Möchte doch jeden ehrlichen Mann des Klapperbeins Sense so mit einem Hiebe niedermähen. Bat mich der Todte doch eben, ihm einen Trunk Wein reichen zu lassen, und indem er den Wein in Gedanken schon hinunterschlürft, trifft ihn die Kugel, ausgeblasen ist das Lebenlicht, ohne Schmerz und Pein, ohne Reue und Buße, ohne Furcht vor der Hölle. Das ist ein echter Soldatentodt, möge er auch mir so werden. Aber das heischt Revange, Constabler, brennt los! Zwar ist Euer Korporal nicht da, vielleicht geht's aber desto besser. Es begann nun von der Bastei ein solch mörderisches Feuer wie noch nie, und mit freudigem Herzen zeigte Drilling dem herbeieilenden Hauptmann, wie trefflich seine Constabler schössen, wie die feindliche Brustwehr auseinander stiebe und ein Geschütz zum Schweigen gebracht war.

Am fünften Tage ihres Hierseins fingen die Spanier die Belagerung ernstlicher an; sie begannen die Laufgräben, und trotz dem Feuer der Belagerten ging ihre Arbeit von Statten, sie konnten schon in der Nacht eine Batterie errichten, die am Morgen mit bedeutender Wirkung schoß, doch gelang es ihnen nicht, das Feuer der Belagerten zum Schweigen zu bringen. In der darauf folgenden Nacht hatten sie eine zweite Batterie errichtet, die sie mit vier Geschützen besetzten, und womit sie die Bastion beschossen. Die Karthaune der Südbastion ward bald unbrauchbar, Brustwehr und Wall stürzten ein, und nur in der Nacht gelang es dem Hauptmann, das Geschütz wegbringen zu lassen und nur noch vom Ostthurme wurde gefeuert. Am Morgen beschossen die Spanier hauptsächlich diesen und das Schloß, und bald lag ein Theil des Flügels in Trümmern, der

die Aussicht nach Frankfurt hatte. Jetzt ließ der Graf von Isenburg noch einmal den Hauptmann auffordern, noch einmal verweigerte er die Uebergabe. Zu Aller Verwunderung hörte, trotz dieser abschlägigen Antwort, das Feuer der Feinde auf, und während der ganzen Nacht geschah kein Schuß. Da kam am andern Morgen der nemliche Trompeter wieder, der nun schon einige Male den Weg gemacht hatte, und brachte ein Schreiben heute nicht von dem Grafen von Isenburg, sondern von dem Marchese Spinola selbst, mit der Aufforderung: Der Kommandant oder sonst ein Offizier möge sich in das Hauptquartier nach Hausen bemühen, dort mit ihm zu unterhandeln.

Ich darf als Kommandant das Schloß nicht verlassen, sagte der Hauptmann nach Durchlesung dieses Schreibens. Aber so wenig ich auch zum Unterhandeln Lust habe, so erfordert es doch die Höflichkeit gegen einen so großen Feldherrn, als Ambrosius Spinola, seinen Wünschen zu willfahren. Ich dächte, werther Waffengenosse, Ihr machtet Euch auf den Weg und hörtet, was der General von mir will.

Ich? fragte Peter Drilling erstaunt.

Ja, Ihr zieht Euer bestes Wamms an, nehmt mein gesticktes Wehrgehenk, besteigt mein altes dänisches Roß, und reitet hinaus, vielleicht ist es zu unser Aller Heil.

Wenn Ihr befehlt, so muß ich gehorchen, doch thue ich es ungern, erwiderte der Lieutenant, zog sich so stattlich als möglich an, wollte jedoch des Hauptmanns Wehrgehenk nicht annehmen, denn sein Hirschledernes, meinte er, das er in Schlacht und Kampf getragen, wäre wahrlich gut genug zu solchem Gang. Er bestieg den alten Rappen und ritt übler Laune mit dem Trompeter nach Hausen.

Mich, den Lieutenant Peter Drilling, sendet mein Hauptmann, zu vernehmen, was Ew. Exellenz von uns will, redete er hier den General an.

Spinola maß von oben bis unten die lange, hagere, auffallende Gestalt des Mannes, sein Auge ruhte auf dem blassen Gesichte des Einäugigen, der furchtlos vor ihm stand. Ihr dientet schon früher, Lieutenant, sagte jetzt der Marchese, ich sehe es an Eurem militärischen Anstande.

Ja, Herr, ich und mein Hauptmann dienten unter Moritz von Oranien, im Regimente Hemskerk.

So standet Ihr mit in Ostende?

Zu dienen, Herr, da schoß ein Lump von Wallonen mir das rechte Auge aus.

Ihr habt Euch in Ostende brav gewehrt!

Und wollen es auch in Rödelheim. — Spinola lächelte. — Exellenz! fuhr Peter Drilling fort, dessen Stolz sich durch das Lächeln gekränkt fühlte. Ein Jeder thut das Seinige nach Kräften. Ein Oberst, der mit seinem Regimente Schanze auf Schanze nimmt und den Feind vor sich

her treibt, thut oft so viel, als der Feldherr, der mit seinem Heere von Sieg zu Sieg geht. Rödelheim ist kein Ostende, doch werden wir es vertheidigen, so lange wir können.

Das ist Tollkühnheit und einer strengen Ahndung werth, sagte der General. Wißt Ihr, was Krieggebrauch ist? 6000 Mann stehen vor dem Neste, das ich, wenn ich Freude daran hätte, in 24 Stunden in einen Schutthaufen verwandeln könnte. Dies mit 50 Mann vertheidigen zu wollen, ist Raserei, und Ihr verdient Alle den Galgen.

Eine tapfere Vertheidigung verdient Achtung, selbst vom Feinde, das habt Ihr schon oft bewiesen, Herr General, erwiderte Peter Drilling mit heiterem Lächeln, und der Hauptmann und ich hoffen, daß wir uns Eure Achtung erwerben wollen. Ueberdies, Exellenz, ist es im Kriege ein eigenes Ding, der Eine sucht das Glück hier, der Andere da, dem Einen ist es nur um Titel, Rang und Gut im Leben zu thun, dem Andern genügt ein ehrenvoller Tod. Wie, wenn wir nun den Entschluß gefaßt hätten, uns nicht zu ergeben, und lieber mit Fleisch und Bein gen Himmel zu fliegen, was kümmerten uns da die 6000 Mann, die zum Theil die Luftfahrt mitmachen müßten, was kümmerten uns Eure Galgen?

Wäret Ihr wirklich zu solch tollem Unternehmen entschlossen? fragte Spinola gleichgültig.

Es könnte sein, Exellenz; und so hätte der gefangene Rittmeister eine lustige Brautfahrt.

Brautfahrt? wiederholte Spinola verwundert. Wie meint Ihr das?

Je nun, der junge Herr liebt unsers Kommandanten Tochter, Jungfer Felicitas, und da sie Beide zugleich gen Himmel führen, so nenne ich das ihre Brautfahrt. Oft, Exellenz, wäre eine solche Brautfahrt besser, als wenn man vor den Altar tritt.

Nun verstehe ich Euch, Lieutenant, doch zur Sache. Aus mancherlei Gründen wünschte ich das Schloß zu schonen.

So zieht ab, Exellenz.

Verträge sich das mit meiner Ehre, könnte es vielleicht sein, sagte Spinola, die Sache gleichgültig nehmend. Da dies aber nicht sein kann, ich Rödelheim in Besitz nehmen muß, und es doch aus Gründen gern schonen möchte, bewillige ich Euch die vortheilhaftesten Bedingungen. Ihr übergebt das Schloß, ich werde es nur einen Tag besetzen lassen, dann ziehe Euer Hauptmann wieder ein und bleibe im Namen seines Herrn Befehlhaber. Stadt und Schloß zahlt eine geringe Kontribution, und wir ziehen weiter.

Ich werde es meinem Hauptmann berichten, Herr General, erwiderte der Alte, doch glaube ich kaum, daß er die Bedingungen annimmt, so ehrenvoll und fast gnädig sie auch sind. Es ist ein alter fester Mann, der bei aller Sanftmuth ein wenig halsstarrig ist und den einmal gefaßten Entschluß nicht gern ändert. Ueberdies, wer gibt uns Bürgschaft?

Mein Wort!

Euer Wort, Exellenz, war, so viel ich vernommen, stets ein wichtiges festes Wort, dem man eher sein Geld anvertraute, als der Krone Spanien. — Ob das hier genügen kann? — Doch darüber entscheide mein Hauptmann.

Lieutenant Drilling! nahm jetzt Spinola das Wort und klopfte den Alten traulich auf die Schulter. Ihr scheint mir ein erfahrener Kriegmann zu sein, und so werdet Ihr leicht einsehen, daß das Schloß sich nicht drei Tage mehr halten kann. Deshalb ist es Eure Pflicht, dem Hauptmann Vorstellungen zu machen, thut es, tausend Gulden sind Euer Lohn.

Herr! sagte der Alte und sein Auge glühte. Stehe ich denn so erbärmlich vor Euch, daß Ihr mir einen solchen entehrenden Antrag machen könnt?

Nur gemach, Alter, unterbrach ihn Spinola, ihm die Hand reichend, nichts weiter davon. — Ich wünschte, daß Ihr den Gefangenen losgäbet, begann er ein anderes Gespräch.

Auch das wird nicht geschehen können. Der Gefangene hat auf dem Schlosse ein Amt übernommen, weshalb wir ihn nicht entlassen können.

Ein Amt? fragte Spinola verwundert. Darf man wissen, welches?

Das Mädchen zu beschützen, wenn Eure Völker eindringen sollten, erwiderte Drilling.

Bedarf sie bei Eurer Brautfahrt des Schutzes? fragte Spinola lächelnd.

Die Himmelfahrt ist mein Werk, der Hauptmann weiß nichts davon.

Spinola bedachte sich bei diesen Worten, ob er den Lieutenant, der ein entschlossener, gefährlicher Mann zu sein schien, zurückbehalten solle oder nicht; doch hielt er es für Pflicht, dem Manne, dem er sicheres Geleit versprochen, sein Wort nicht zu brechen, er entließ ihn, ohne wegen der Uebergabe und des Gefangenen weiter in ihn zu dringen. Wahrlich, sagte er an dem nemlichen Tage zu dem Grafen von Isenburg, wenn jedes Schlößchen der Wetterau uns so viel Zeit und Pulver kosten sollte, so wäre es besser, wir gingen wieder über den Rhein zurück.

Der Lieutenant rapportirte treulich seinem Hauptmann jedes Wort, das er mit dem General gesprochen hatte, nur verschwieg er ihm die Braut- oder vielmehr die Himmelfahrt, denn seine freiherzige Offenheit gegen Spinola in diesem Punkte war eine Kriegslist gewesen, da er hoffte, diesen dadurch vielleicht zur Aufhebung der Belagerung zu vermögen. Doch weit entfernt, diese aufzuheben, rückten die Spanier mit ihren Arbeiten immer näher, legten die Batterien weiter vor und begannen ein anhaltendes Feuer, wodurch der südliche Theil des Schlosses ganz, doch nicht so zusam-

menstürzte, daß er den Graben gefüllt und die Nidda gehemmt hätte, die fast noch die einzige Schutzwehr des Schlosses war.

Hauptmann Sperreuter verlor jedoch den Muth nicht, ließ bei Tag und Nacht hinter dem Schutthaufen von den Trümmern eine Vertheidigung errichten, und obgleich ihm die von Spinola gemachten Anträge fast annehmbar dünkten, so hatte er in eine ausgezeichnete Vertheidigung, von der die ganze Welt sprechen sollte, und von der er selbst vielleicht schon zu viel gesprochen hatte, zu sehr sein Glück gesetzt, um dies aufgeben zu können. Selbst Felicitas wurde im Drange der Sorgen und Arbeit oft vergessen, und nur am anderen Tage, da das mörderische Feuer der Feinde den Thurm sehr beschädigt hatte, und dieser den Einsturz drohte, er auf manchem Gesichte seiner Mannschaft nicht mehr die Zuversicht und den Muth zu erblicken glaubte, mochte wohl der Gedanke, die Sache könne unglücklich ablaufen, in ihm aufsteigen, dabei dachte er an sein Kind und ging zu ihr, auf alle Fälle das Nöthige mit ihr zu verabreden.

Felicitas, sprach er, Du weißt wo mein Gebetbuch in der Stube liegt, darunter verwahre ich den Schlüssel zu dem Gefängnisse des Rittmeisters. So wie Du hörst, der Feind rücke zum Sturme an, sei es bei Tage oder Nacht, eilst Du hinunter, öffnest das Gefängniß und stellst Dich unter den Schutz des Mannes, der mir ein Biedermann zu sein scheint. Aber gieb mir Dein Wort, den Schlüssel nicht eher von dort wegzunehmen, bis die Gefahr da ist, mein Fluch würde Dich treffen, mißbrauchtest Du mein Vertrauen. Felicitas versprach es, und hatte auch den Willen, Wort zu halten, aber mit jeder schwindenden Stunde wurde die Eva immer lüsterner nach dem verbotenen Apfel, und der Gedanke, daß es nur eines Entschlusses vor ihr bedürfe, den Geliebten zu sehen, bestimmte sie endlich, den Befehl des Vaters zu umgehen. Ein armer elternloser Knabe, den der Hauptmann auf das Schloß genommen und für den sie liebevoll gesorgt hatte, war während der Belagerung eine Art Diener der furchtsamen Frauen geworden, und hatte besondere Sorgfalt für sie gezeigt, ihn schickte sie, als es finster ward, in des Vaters Stube, den Schlüssel zu holen; hatte sie doch nur versprochen, dies nicht selbst zu thun, und machte sich dann in der Stille mit ihrem kleinen Vertrauten auf den Weg. Sie mußten unter Kanonendonner durch manchen finsteren Gang, Treppe auf, Treppe ab, ehe sie in die Rüstkammer kamen, hie aber fuhr eine Kugel plötzlich durch das Fenster, riß eine aufgehangene Rüstung herab, die prasselnd niederfiel, und ein Stück Mauer stürzte vor ihnen nieder.

Aller Muth des Mädchens war dahin; im Gefühle ihrer Schuld floh sie, den Knaben hinter sich, wie ein schüchternes Reh in ihr Kellergeschoß zurück, und schnell mußte der Schlüssel wieder an seinen Ort getragen werden. Die Kugel hatte sie wahrscheinlich von einer Thorheit gerettet.

Acht Tage war nun schon das Schloß belagert worden, die Feinde waren bis nahe an den Graben vorgerückt, Alles war in Rödelheim in

banger Erwartung als plötzlich des Nachts das Feuern aufhörte, man einen bedeutenden Lärm in den Laufgräben vernahm, und am Morgen kein Geschütz mehr in den Batterien zu sehen war, jedoch hielt das spanische Kriegsvolk noch die Laufgräben besetzt. Freude war auf allen Gesichtern. Nun hätten wir uns die Mühe ersparen können, sagte der Lieutenant zu seinem Gehülfen, es hat uns manchen vergeblichen Schweißtropfen gekostet, die Fässer hinzurollen! Der Hauptmann war zwar erfreut, aber seine Freude war durch den Anblick des in Trümmern liegenden Schloßflügels und durch eine düstere Ahnung getrübt. So lange ich noch die Spieße in den Laufgräben sehe, sagte er, so lange kann ich mich nicht recht freuen. Auch Peter Drilling wurde bedenklich, die Mehrzahl der Besatzung nahm wenigen Theil an der frohen Aussicht, nun wahrscheinlich bald der Gefahr entgangen zu sein, denn schon waren zehn wackere Mann auf der Nordbastei begraben worden, auch der Korporal ging so höhnisch lachend umher, als ob er mit dem Teufel um die Wette grinste. Dies gefiel dem Lieutenant nicht, er fürchtete in der Nacht irgend einen bösen Anschlag, und beschloß alle nur mögliche Vorsicht anzuwenden. Als er aber auf die höchste Spitze eines der Thürme ging, von wo man weit umher sehen konnte, und von hier dem Abzug mehrerer Regimenter auf dem Wege nach Homburg gewahrte, da zweifelte er nicht länger an der Retirade des Feindes, und war seines Hauptmanns und Felicitas wegen darüber von Herzen froh, für ihn hätte der Feind in Gottes Namen eindringen können, er hätte mit Freuden die Himmelfahrt begonnen, um nur bald bei seiner lieben Anna zu sein, denn daß diese ihr Schicksal nicht überlebt habe, dessen war er gewiß.

Auch bis zu den Frauen war die frohe Botschaft gedrungen, und der Vater selbst hatte Felicitas davon unterrichtet, in der die sonderbare Lust von Neuem rege ward, dem Geliebten die freudige Nachricht zu bringen, als ob ihm der Abzug der Spanier Freude verursachen könne. Sie vermochte der Sehnsucht nicht zu widerstehen, und befahl ihrem treuen Knappen, sobald der Schließer dem Gefangenen das Essen gebracht und den Schlüssel wieder an den gehörigen Ort gelegt habe, sich in des Vaters Stube zu schleichen, ihn zu entwenden und ihr zu bringen. Sie hatte beschlossen, hinüberzugehen, während der Vater mit dem Lieutenant bei Tische saß, hatte ihre Furcht vergessen, das jungfräuliche Gefühl ward von dem heißen Wunsche übertäubt, und kurz vorher, ehe die Glocke zwölf schlug, schwebte sie leise mit ihrem kleinen Diener durch Gänge und Zimmer, und gelangte, von Niemand bemerkt, in die Rüstkammer. Aber als ob dies für sie stets der Ort des Schreckens sein sollte, so vernahm sie bei ihrem Eintritte einen furchtbaren Lärm, sie stürzte an's Fenster, sah die Spanier aus den Laufgräben springen und zu Fuß und zu Roß nach der Zugbrücke eilen, die, als ob hülfreiche Freunde nahten, niederfiel, sie einzulassen. Der Schreck nahm ihr glücklicherweise die Besinnung nicht ganz.

Da nimm geſchwind! rief ſie, eine Rüſtung ergreifend, die ſie theils dem Knaben aufluth, theils ſelbſt trug. Komm, folge mir! Sie verließ die Rüſtkammer, eilte in die Halle, wo ſie den Feind über die Brücke eindringen ſah, und im Innern des Schloßhofes Waffengeklirr hörte. Mit bebender Hand verſuchte ſie das große Schloß der eiſernen Thüre zu öffnen, es gelang, und mit dem Schrei: Rette mich, rette den Vater! ſank ſie leblos in van Sluys Arme.

Dieſer legte die Ohnmächtige ſchnell auf ſein Ruhebett, ergriff Schwert und Helm, ſchloß das Gefängniß hinter ſich und ſtürzte hin, wo er den Lärm vernahm. Da ſtieß er auf Peter Drilling, der, eine Laterne in der Hand, die Kellerthüre aufzuſchließen im Begriff war. Raſender! rief er, ihm den Schlüſſel entwindend, den er durch eine Lucke in den Graben ſchleuderte. Was willſt Du beginnen?

Starr ſah ihn der Lieutenant an, er ſchien durch des Rittmeiſters plötzliches Erſcheinen überraſcht, betäubt zu ſein, doch nun zog er das Schwert. Wenn auch nicht Tauſende, ſo ſoll doch wenigſtens Einer mir vorangehen! rief er, auf van Sluys eindringend, der Mühe hatte, ſich gegen die Streiche des alten Mannes zu decken, der immer wüthender ward, je ruhiger der Spanier ſeine Angriffe abwehrte, ohne auf ihn einzudringen. Schon wurden die Hiebe des Alten matter, ſchon mochte er ſelbſt fühlen, daß er in ungleichem Kampfe begriffen war, da ſah er den Korporal der Konſtabler mit einigen Mann athemlos auf ſich zukommen. Stoßt ihn nieder! rief er, doch ſtatt den Rittmeiſter niederzuſtoßen, fiel der Korporal dem Ermatteten in die Arme, und Peter Drilling wurde entwaffnet. Judas! rief er dem höhniſch lächelnden Konſtabler zu, und ſah mit Verachtung auf den Nichtswürdigen, indeß der Rittmeiſter ihn bat, zu folgen, da er zur Rettung des Hauptmanns hinauf eilen müſſe.

Es braucht keine Eile, Herr, ſagte der Konſtabler. Blut iſt wenig gefloſſen, der Hauptmann hat einige leichte Wunden, und ſonſt iſt oben nichts mehr zu thun, das Schloß iſt in Eurer Gewalt.

Folgt mir nur, bat der Rittmeiſter den Verſtummten, der zähneknirſchend die Fauſt ballte und Luſt zu haben ſchien, ſeine Wuth an dem Konſtabler auszulaſſen; endlich gab er den Bitten van Sluys nach, der mit ihm nun nach dem Thurme zu Felicitas ging. Er fand ſie erwacht. Mein Vater! rief ſie, wo iſt mein Vater?

Er lebt, kommt, wir wollen zu ihm! ſagte van Sluys, ihr den Arm bietend, ſie aber ſtürzte fort, er, für ſie bangend, ihr nach, und Peter Drilling blieb allein zurück.

Schickſal! rief er, mit dem Fuße den Boden ſtampfend. Vermaledeites Schickſal, das mich mit tückiſcher Gewalt an einem Leben feſthält, welches ich ſo gern abſchütteln möchte, denn es läßt mich mit Schande in die Grube ſinken. — Anna, Anna, rief er ſchmerzvoll. Jetzt wäre ich bei Dir, hätte der Spanier mich nicht in meinem Todeslaufe aufgehalten, die

That wäre geschehen und Gott hätte sie mir sicher vergeben. Aber ist es nicht jeden Augenblick noch Zeit, der Welt Valet zu sagen, eine Kugel vor den Kopf, ein scharfes Eisen in das gequälte Herz, so ist es auch geschehen! — Aber nein, das ist Selbstmord, kein Soldatentod, und den vergibt Gott nicht. — O, kein Schwert, keine Waffe mehr, meinem Grimme ein Opfer zu suchen! fuhr er wüthend auf. Doch halt, dort ist ja die Rüstkammer, dort finde ich, was ich brauche! Er eilte hin, ergriff in blinder Wuth eine stumpfe Partisane und stürzte die Treppe hinauf. Das Schicksal führte ihm den Korporal entgegen, der eben mit einigen silbernen Pokalen auf der Flucht war. Halt! donnerte er ihm zu. Steh' Nichtswürdiger, und wehre Dich! Der Konstabler warf seine Beute weg und zog das Schwert; ohne auf dieses zu achten, schlug der Alte auf ihn ein, fühlte nicht die Wunde im linken Arme, nicht das Blut, das von seinem gespalteten Schädel rann, er hieb unaufhaltsam auf seinen Feind, bis ein furchtbarer Schlag des stumpfen Eisens den Konstabler zu Boden warf; der Kopf war zerschmettert, er befand sich nicht mehr unter den Lebenden.

Wieder ein Todter, sagte Peter Drilling, nun ruhig auf den Sterbenden blickend, und ich bin es noch nicht, ich fühle mein Herz noch schlagen, fühle immer noch die Begierde, in dem Blute der Spanier meinen Schmerz zu kühlen, und es will mir Keiner den Reisepaß zu meiner Anna geben. — Vielleicht — doch es wird mir so dunkel vor dem Gesicht — mir ist, als wäre es mit mir bald zu Ende. Dies sagend sank er neben dem Konstabler nieder und schloß die Augen.

Peter Drillings List, durch sein treuherziges Geständniß, das Schloß in die Luft zu sprengen, hatte Spinola bewogen, ein anderes Mittel als Gewalt anzuwenden, denn ihn schauderte vor dem Gedanken, daß sein Franziskus ein Opfer jenes tollkühnen Entschlusses werden sollte. Er benutzte das Verständniß, das der Graf von Isenburg schon lange mit dem Korporal der Konstabler gehabt, und das durch Ursula später unterhalten wurde, die Besatzung mit glänzenden Versprechungen, und wenn sie sich nicht fügen wollte, mit furchtbaren Drohungen dahin zu bewegen, das Schloß zu übergeben. Der Korporal leitete das Ganze, es war ihm leicht, bald einen Theil der Besatzung zu verführen und ihn auf seine Seite zu bringen. Durch Ursula, die alle Gelegenheiten kannte, erhielt er jeden Abend seine Verhaltungsbefehle, und so ward der Ueberfall bei hellem Tage verabredet. Blos die mit dem Korporal Verbündeten standen an diesem Tage auf dem Posten, und während der Hauptmann und die Uebrigen bei Tische saßen und nur von dem Abzuge der Feinde sprachen, besetzte der Korporal mit den Meuterern die Zugbrücke, um sie bei Annäherung der Spanier fallen zu lassen. Alles gelang nach Wunsch, der Feind brach aus

den Laufgräben hervor, keine Schildwache machte Lärm, die Zugbrücke sank, die Spanier drangen ein, zu spät sammelte der Hauptmann seine Getreuen und setzte sich zur Wehre. Verwundet wurde er bald überwältigt, und da Lieutenant Drilling, der tapfer an seiner Seite gefochten, sah, daß keine Rettung mehr war, verließ er den Kampfplatz, sein Werk zu vollenden. Aber der Korporal, besonders darauf angewiesen, sich des Lieutenants zu versichern, hatte ihn nicht aus den Augen gelassen, ihm nähern konnte er sich freilich nicht, denn der alte Kriegmann hatte so wacker um sich gehauen, daß es nicht rathsam war, ihm beizukommen. Jetzt vermißte ihn der Verräther, eilte ihm nach und fand ihn im Kampfe mit van Sluys.

Die Spanier waren nun Meister des Schlosses. Den verwundeten Lieutenant hatte man gefunden, ihn wieder zum Leben und hinauf gebracht, auch ihn verbunden. Spinola ritt mit dem Grafen von Isenburg ein, neugierig, das Schloß und seinen Kommandanten, auch wohl van Sluys zu sehen. Schon am Morgen war der strenge Befehl gegeben worden, bei der Einnahme des Schlosses nicht zu plündern und Niemand Leid zuzufügen, die Gegenwart der Generale ließ diesen Befehl pünktlich befolgen.

Du bist hier in ein Liebeabenteuer verwickelt? redete der Marchese den Rittmeister ziemlich ernst an, als sie sich allein befanden. Dies hat Dich, wie ich vermuthe, in die Gefangenschaft gebracht, so hast Du für Deine Thorheit, und mit Recht gebüßt. Wo ist das Mädchen? Was ist aus ihr geworden?

Van Sluys war bei dieser Anrede anfangs verlegen, doch bald auf des Generals Gewogenheit vertrauend, faßte er den Entschluß, ihm offen sein Herz auszuschütten. Er versicherte ihm nun, daß er das Mädchen treu und wahrhaft liebe, daß er — hier stockte er.

Daß Du eine Thorheit mit einer größeren gut machen willst, fiel ihm Spinola in die Rede. Du willst das Mädchen ehelichen? Was soll aber dem Kriegmanne ein Weib? es hängt sich bleiern an jede seiner Unternehmungen und hält ihn von jedem kühneren Auffluge ab. Ueberdies, Franziskus, mußt Du erst den Tag erwarten, der Dir Licht über Dich selbst gibt, Du möchtest leicht so hoch stehen, daß Dir Deine Felicitas nicht Felicitas sein könnte; bis dahin schweigen wir von der Sache. Führe mich zu dem alten Kommandanten, der, wie ich höre, verwundet ist, ich will ihm einigen Trost bringen.

Als Spinola in das Stübchen des Hauptmanns trat, zeigte sich ihm ein auffallendes Gemälde. Hauptmann Sperreuter, in die Hand und den Schenkel verwundet, lag auf seinem Ruhebette, vor ihm kniete die weinende Felicitas. Auf dem Lehnstuhl neben dem Bette saß der Einäugige, dessen fehlendes Auge die Binde, womit die Wunde seines gespaltenen Schädels verbunden war, sattsam deckte, den linken Arm trug er in der Binde. Das lange hagere Gesicht war bleich und fahl, und sein sonst glühendes Auge sah nur matt unter den Brauen hervor. Bei Spinola's

Eintritt versuchte er aufzustehen, zu matt, sank er jedoch wieder in den Sessel zurück.

Bleibt sitzen, rief ihm der Marchese zu, von dem grausenhaften Anblick der Todtengestalt ergriffen. Bleibt ruhig, Lieutenant!

Excellenz, begann er jedoch mit leiser Stimme: Der Tod hat mit mir gespielt, wie die Katze mit der gefangenen Maus, er hat mich gepackt, unsanft gerüttelt und mich wieder losgelassen.

Ist das der Kommandant des Schlosses? wandte sich Spinola rasch zu dem Hauptmann.

Er war es! erwiderte Sperreuter.

Und dies junge Mädchen Eure Tochter Felicitas?

Bei diesen Worten sah die immer noch Knieende auf, erblickte Spinola, erblickte den Geliebten, sprang auf, und ohne sich um die Zeugen zu kümmern, sank sie an seine Brust.

Felicitas! zürnte der Vater; aber sie hörte nicht auf das zürnende Wort, sie weinte an der Brust des Geliebten, und Schmerz und Wonne durchschauerte sie.

Hauptmann! begann der Marchese, warf noch einen Blick auf das Mädchen, und schien sich dann nicht weiter um sie und Franziskus zu kümmern. Ihr habt Euch bei der Vertheidigung dieses Schlosses nicht wie ein verständiger, wohl aber wie ein tapferer Kriegmann benommen, deshalb ehre ich Euch und zürne nicht. So wie Ihr Euren Gefangenen freundlich behandelt habt, sollt auch Ihr und Euer alter Krieggesell von Ostende behandelt werden. Ihr könnt bis auf Weiteres in dem Schlosse bleiben, zu dessen Kommandanten ich vor der Hand diesen jungen Mann ernenne, von dem ich aus mancherlei Gründen überzeugt bin, daß er für Euch Sorge tragen wird. — Schnell waren bei diesen Worten Felicitas Thränen getrocknet. — Nur verlange ich, fuhr Spinola fort, daß Ihr Euch für einige Zeit von Eurer Tochter trennt, es dürfte nicht gut sein, die Beiden zusammen zu lassen; thut mir deshalb Eure Wünsche kund. Nun gehabt Euch wohl. — Und Ihr, alter Mann, der diesen Verliebten zu ihrer Brautfahrt die Fackel zünden wollte, seid Ihr nun von Eurer Raserei geheilt?

Drilling lächelte bitter und schwieg. Da reichte ihm, sein Unrecht fühlend, der edle Spinola freundlich die Hand. Es gehe Euch wohl, alter Kriegmann! sprach er und entfernte sich, van Sluys mußte ihm folgen.

Diesmal schlug es der Vetter in Frankfurt nicht ab, Felicitas zu sich sich zu nehmen, obgleich Ursula, als sie den Tod des Korporals vernommen, wieder bei ihm eingezogen war. Felicitas ging zu ihrem großen Kummer am folgenden Tage dahin ab, und nahm die trübe Aussicht mit, recht lange den Geliebten nicht zu sehen, der seinem General das Wort geben mußte,

ſich vor der Hand von ihr entfernt zu halten; ſo blieben ihr nur ſeine Briefe, welche alle Tage ein Bote brachte, und die ſie mit Erlaubniß des Vaters beantworten durfte.

Jedem, der die Verhältniſſe kannte, war es ein Räthſel, was den Marcheſe vermochte, den Rittmeiſter zum Befehlhaber von Rödelheim zu ernennen, und ihn nicht wie ſonſt um ſeine Perſon zu behalten; Jeder ſuchte hierin einen beſondern Grund. Die Urſache war ganz einfach; Spinola hatte für den Hauptmann und Peter Drilling Wohlwollen gefaßt, wollte ſie gut behandelt wiſſen, und Niemand konnte er ſie wohl ſicherer anvertrauen, als van Sluys; übrigens wußte er, daß er ſeinen Pflegbefohlnen dadurch glücklich machen würde, und da keine Unternehmung von Wichtigkeit im Werke war, ſo glaubte er gegen den jungen Mann gefällig ſein zu können. Vielleicht hatte ihn auch Felicitas Anblick dazu geſtimmt, denn nachdem er ſie geſehen, fand er es weit weniger befremdend, daß van Sluys mit ſo viel Liebe an dem Mädchen hing.

Das ſpaniſche Heer rückte nun in die Wetterau und gegen Friedberg vor, van Sluys blieb mit 200 Brabantern in Rödelheim zurück. Alle Diener des Grafen durften bleiben, und der Feind hatte ſich mit der geringen Kontribution von 6000 Gulden begnügt. Außer dem eingeſchoſſenen Flügel blieb Alles im Stande, und nur wenig war entwendet worden, die zerſtörte Baſtei ward ſchnell wieder aufgebaut, der Thurm ausgebeſſert, ſo war Alles wie früher, nur das Vorrathhaus und die Keller wurden ſchneller leer als ſonſt. Dem Hauptmann, den van Sluys mit wahrer kindlicher Liebe pflegte, ging es beſſer, und er konnte ſchon ſein Lager verlaſſen; auch Peter Drillings Wunden heilten, nur ſchmerzte ihn die Kopfwunde noch bedeutend.

Beide Freunde ertrugen ihr Schickſal auf ganz verſchiedene Weiſe. Der Hauptmann war gelaſſen, der Gedanke, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, beruhigte ihn, und da er ſah, daß der Schade, der ſeinem Herrn geſchehen, noch zu ertragen war, van Sluys auch des Grafen Intereſſe, vielleicht mehr als er ſollte, wahrnahm, ſo ergab er ſich in Geduld und dankte Gott, daß kein größeres Unglück entſtanden ſei.

Auf den Lieutnant aber hatte die Begebenheit einen ſchmerzhafteren Eindruck gemacht. Ohne es ſich geſtehen zu wollen, hatte er, ſeit ſeine liebe Anna von ihm geriſſen wurde, den Tod geſucht; ſein Muth, mit dem er ſich freiwillig in die Gefahr ſtürzte, war mehr Verzweiflung, und Beide neben einander geſtellt, war der ruhige Sperreuter vielleicht muthigeren Herzens, als der wilde, jede Gefahr aufſuchende Peter Drilling. Faſt in jedem Gefechte verwundet, konnte er den Tod nicht finden, und der Wunſch zu ſterben, um bei ſeiner Anna zu ſein, hatte faſt eben ſo viel zu dem Entſchluſſe, das Schloß in die Luft zu ſprengen, beigetragen, als ſein Haß gegen die Spanier. Seit der Einnahme des Schloſſes aber hatte ſich der Gedanke bei ihm feſtgeſetzt, der Tod treibe ſein Spiel mit ihm und er

solle nicht sterben. Er verschloß diesen quälenden Gedanken fest in sich, verließ sein Zimmer nicht, trat, damit er keinen Spanier sehe, nie an's Fenster, war stets einsilbig und wortkarg, und nur wenn er mit dem alten Diener, der ihm bei den Pulverfässern geholfen hatte, allein blieb, wurde er redselig und zutrauensvoll. Gegen van Sluys benahm er sich zurückhaltend und kalt, so daß fast ein feindseliges Verhältniß zwischen Beiden Statt fand. Der alte Mann hatte nur noch einen Wunsch, den Wunsch zu sterben.

So vergingen Wochen; Felicitas schrieb und empfing täglich Briefe, und war von des Geliebten Treue fest überzeugt; der Hauptmann wurde mit jedem Tage ruhiger und fand sich in sein Schicksal, besonders da ihm Graf Friedrich zu Solms eine gnädige Antwort auf seinen Bericht hatte zukommen lassen. Nur Peter Drilling wurde immer finsterer und verschlossener, und der Wundarzt meinte, sein Gehirn müsse durch die Wunde gelitten haben; er sprach jetzt nur von seiner Anna, sah sie im Wachen und Träumen, und jeden Abend, wenn er sich zur Ruhe legte, bat er Gott um einen ewigen Schlaf.

Unter diesen Umständen nahte der zwölfte Januar, dieser für van Sluys so entscheidende Tag. Ein Festmahl sollte ihn verherrlichen, und aus allen benachbarten Garnisonen wurden die spanischen Offiziere, auch Hauptmann Sperreuter und sein Lieutnant dazu eingeladen. Der Hauptmann, obgleich sein Herz blutete, dachte er an den schönen alten Wein, der beim Banket getrunken werden würde, glaubte es nicht abschlagen zu dürfen, der Lieutnant aber, der eher mit Satan und seinen Gesellen an einem Tische hätte sitzen mögen, als mit den Spaniern, schlug es rund ab, überdies schmerzte ihn auch heute sein Kopf so sehr, daß es ihm fast unmöglich gewesen wäre.

Mit mehr Ungeduld, als er seine Gäste erwartete, hatte der Rittmeister an diesem Tage auf ein Schreiben Spinola's gehofft, aber ein Gast kam nach dem Andern, und kein Bote des Marchese. Immer nur an die Entscheidung seines Schicksals denkend, setzte er sich zur Tafel, und war heute so wenig wie Hauptmann Sperreuter der Vergnügtesten einer. Schon begann es zu dämmern, und noch war kein Bote gekommen, da hörte man plötzlich die Zugbrücke niederrasseln, der Marchese selbst ritt ein.

Van Sluys eilte ihm entgegen, ließ bald darauf seinen Gästen sagen, daß sie verzeihen möchten, wenn des Generals Gegenwart ihn entfernt halte, und da Spinola eben kein Freund von Zechgelagen war, enbeten sie bald ihr Mahl und ritten fort. Der Marchese blieb mit dem Rittmeister auf seinem Zimmer, und Niemand wurde zu ihnen gelassen.

Während des Bankets hatte Peter Drilling in seinem Stübchen allein gesessen und hörte mit Ingrimm den Jubel und das Klirren der Pokale im jenseitigen Flügel. Leben und nichts als Leben! rief er, dort zechen sie von meines Herrn Wein, und meines Freundes Tochter wird vielleicht

auch bald ihr Opfer. Hm! sagte er endlich und erfaßte den noch immer verbundenen Kopf. Ha, da durchzuckt mich ein Gedanke, nicht schmerzvoll wie das Zucken in meinem Hirn, nein, freudevoll wie die Erwartung frohen Wiedersehens! — Ja, so ist meinem Freunde und mir geholfen, und ich brauche meinen alten schweren Kopf nicht länger zu tragen, und zwinge den Tod, wie der Beschwörer den Geist, mir zu erscheinen. So geschehe es!

Er setzte sich an den kleinen Tisch, wo er zu schreiben pflegte, schrieb noch Einiges, dann suchte er unter seinem Rüstzeuge einen alten verrosteten Dolch hervor, putzte und schärfte ihn, brummte und sang dabei, daß man schwerlich hätte errathen können, ob er singe oder bete, und als es im jenseitigen Flügel still wurde, legte er sich auf sein Ruhebett und schloß die Augen. Der Hauptmann kam, er schlug die Augen auf, reichte ihm die Hand und sagte ihm ein wehmüthiges: Gute Nacht, Freund! Der alte Diener kam auch und fragte, ob er noch etwas bedürfe. Schlaf, Andreas, erwiderte er, und recht langen Schlaf! Dann schlief er auch wirklich ein bis Mitternacht, wo ihn der dumpfe Schall der Glocke weckte. Er stand auf, zündete Licht an, steckte den Dolch in den Gürtel, nahm das Lämpchen, und schlich, eine Geistergestalt, langsam durch den hohen Gang, wo die Ahnherren des Schlosses abgebildet hingen. Jetzt stand er vor dem Zimmer, das van Sluys bewohnte, er wollte die Thür öffnen und fand sie verschlossen. Hm, brummte er, der Marder kennt alle Schliche, wenn er auf Raub ausgeht. Er kehrte wieder um, öffnete die Thür eines kleinen Corridors, und ging hier durch mehrere Zimmer in das Schlafgemach des Rittmeisters.

Ein Nachtlämpchen brannte noch auf dem Tische und verbreitete ein schauerliches Halbdunkel. Drilling schlich sich zum Bett und fand den Rittmeister sanft schlafend, unbesorgt des Schicksals, daß ihm bevorstand. Ein Stoß, dachte in diesem Augenblicke der Lieutnant, Felicitas ist außer Gefahr, und Dir schließt eine mitleidige Kugel das Ruheplätzchen auf, wo die Wunde des Kopfes nicht mehr brennt, die Wunde des Herzens nicht mehr schmerzt. Jetzt spotte ich Deines zaubernden Spieles, hämischer Tod, jetzt halte ich Dich fest und beschwöre Dich mit diesem Dolche! — Aber er schläft so sanft, ihm müssen sie kein Weib gestohlen haben, sonst schlummerte er nicht so ruhig, er muß kein böser Mensch sein, sonst ruhte er nicht so sanft. Soll ich den Wehrlosen im Schlafe morden? Mich schaudert bei diesem Gedanken! In seinem Entschlusse wankend wandte er den Blick von der ruhig athmenden Brust des Schläfers, und er fiel auf ein offenes Schreiben, das auf dem Nachttische neben der Lampe lag, sein Auge mußte darin etwas erblicken, was seine Aufmerksamkeit erregte, er nahm und durchflog es, und je weiter er las, desto stärker bebte seine Hand, desto häufiger rollte die Thräne die welken Backen herab. Jetzt faltete er die Hände, wollte beten, doch seine Knie wankten, er sank neben dem Bette nieder.

Van Sluys erwachte von dem Gepolter, sprang auf, klingelte und erschrack bei dem Anblicke des Mannes, der, den Dolch noch in der Hand, sich nur mühsam aufzurichten versuchte. Schnell faßte der Rittmeister nach seinem Schwerte. Laßt es in seiner Scheide, sagte Drilling, ich erwarte ruhig mein Schicksal und den Tod, nur nicht den Tod von Eurer Hand. Van Sluys, bei des Mannes verstörtem Ansehen immer noch fürchtend, riegelte die Thür auf und ließ Diener und Wachen herein. Bringt den Mann in Gewahrsam! befahl er, doch geschehe ihm kein Leid. Ohne Murren, heiteren Antlitzes, als solle er zum Festmahle gehen, folgte Drilling der Wache, wandte sich aber noch einmal zu van Sluys, drückte ihm die Hand, und über das Todtengesicht verbreitete sich ein so schmerzlicher und doch freudiger Ausdruck, daß der Rittmeister, davon ergriffen, ihm sagte: Ihr dauert mich, Unglücklicher.

Gott lohne Dich Deines Mitleids wegen! erwiderte der Lieutnant, warf noch einen freundlichen Blick auf van Sluys und folgte seinen Führern

Als am andern Morgen van Sluys dem General das Vorgefallene meldete, ward dieser, der eben nicht von der besten Laune zu sein schien, gegen seine Gewohnheit aufgebracht. Meine Nachsicht hat ein Ende! sagte er. Der tolle Mensch könnte in seinem Wahnsinn das Schrecklichste vollbringen; das Kriegrecht mag über ihn sprechen!

Dann, gnädiger Herr, bitte ich wenigstens, laßt mich nicht einer seiner Richter sein, sprach van Sluys. Mein Gefühl sträubt sich, das Todesurtheil über einen Mann zu sprechen, der meinetwegen den Tod leiden soll.

Weichherzigkeit ziemt dem Soldaten nur bis auf einen gewissen Grad, unterbrach ihn Spinola; ich kenne und übe Mitleid, aber dieser tolle Mensch verdient es nicht. Doch Dein Wunsch werde erfüllt, Du sollst nicht Richter, aber Vollstrecker des Urtheils sein.

Van Sluys kannte die Festigkeit Spinola's zu gut, um noch etwas einzuwenden, er schwieg. — Am nämlichen Morgen versammelte sich das Krieggericht, Peter Drilling läugnete nicht, daß er, in der Absicht ihn zu ermorden, sich in des Rittmeisters Schlafgemach geschlichen habe, und man sprach das Todesurtheil über ihn, das am selbigen Tage vollzogen werden sollte.

Mit heiterm Lächeln hörte er das Urtheil, mit heiterm Lächeln empfing er den Hauptmann und den alten Diener, denen es vergönnt war, ihn noch einmal zu sehen. Beklagt mich nicht, Ihr Freunde! sagte er, denn mir ist wohl, wohler, als es mir seit vielen Jahren war. Mein Kopf ist leicht, die Wunde brennt nicht mehr, und meine Gedanken, die seit einiger Zeit düster und irre umherschweiften, sind heiter und geordnet. Mein Herz schlägt ruhig und Gott hat mein Gebet so gnädig erhört, als ich Sünder es wohl nicht verdiente. Ich finde den Tod, ohne eine blutige That be-

gangen zu haben. — Hauptmann! wandte er sich zu diesem. Seit dem Tage, wo ich unter Eure Fahne trat, habe ich ihn gesucht und nicht gefunden, Wunden genug, aber kein Ende meiner Qual, darum ist mir so wohl am Ziele, denn bald bin ich bei ihr. Lebt wohl, Dank Euch für Eure Freundschaft, sie hat mir mein trauriges Leben oft erheitert. — Dir, mein guter Andreas, danke ich auch jetzt noch, daß Du mir so treulich die Pulverfässer zu unserer Himmelfahrt rollen halfst. Wir gehen nicht zusammen, wie wir hofften, ich gehe Dir voran, will Dir aber da oben einen guten Empfang bereiten. Auf baldiges Wiedersehen, treue Seele! — Aber nun sendet mir den Prediger, daß ich ihm meine Sünden beichten kann; ich habe zwar lange schon mit Gott abgeschlossen, aber es gehört sich nun einmal so, darum will ich es auch thun. Lebt wohl! Wenn ihr es knallen hört, denkt, nun ist er bei ihr.

Unter Thränen trennten sich die Freunde, er blieb heiter, drückte Jedem die Hand, trat an's Fenster und blickte noch einmal in die goldene Sonne. Dem Prediger beichtete er mit wenigen Worten, sagte, daß Gott ihm verzeihen möge, wenn er ein Geheimniß mit hinübernähme, er thäte es aber, um Niemand zu schaden. Und als er auch diese fromme Handlung beendet, und die Wache hereintrat, ihn abzuholen, folgte er, seine letzten Kräfte sammelnd, mit festem Schritte und männlicher Haltung nach der Südbastion, wo die Mannschaft zur Exekution schon bereit stand.

Furchtlos kniete er nieder, und als man ihm die Augen verbinden wollte, sagte er schmerzend: Was wollt Ihr Euch mit diesem einen Auge bemühen, laßt mich den Tod getrost kommen sehen! Da trat van Sluys vor, das ihm so schmerzliche Kommandowort zu sprechen. Bei seinem Anblicke erschrack Drilling, erhob sich, und sein Muth schien gebrochen. Ihr wollt das Todeswort aussprechen? rief er ihm entgegen. Dazu seid Ihr zu edel, das wäre eine kleinliche Rache, überlaßt das einem Andern.

So schmerzlich mir es ist, so muß ich es auf bestimmten Befehl des Generals, erwiderte van Sluys.

Ich habe noch keinen Spanier um eine Gnade gebeten, sagte jetzt der Delinquent, und es ist hart, daß ich es noch in dem letzten Augenblicke soll; aber geht zu dem Marchese, bittet ihn in meinem Namen, einen Andern zu schicken, der mir die Lebenslampe ausblasen läßt. — Ihr zögert? Was ist der Krone Spanien daran gelegen, ob ich einige Minuten früher niederstürze — Geht!

Der Rittmeister, zwar den Zorn Spinola's fürchtend, ging, kam aber mit der Nachricht wieder, der General wolle den einmal gegebenen Befehl nicht ändern.

Purpurröthe überflog bei diesen Worten das bleiche Gesicht Drillings, als ob alles Blut des siechen Körpers sich da hinauf zusammengedrängt hätte. Nun so muß ich! rief er. Sagt dem General, ich habe ihm ein Geheimniß zu entdecken, das er mir danken und das ihn zwingen würde,

seinen Befehl zurückzunehmen. Glaubt nicht, ich suchte Aufschub, um noch einige Athemzüge mehr zu thun, sie heben meine Brust nicht freudig, und mir wird erst da unten wohl.

Niemand hätte es wohl gewagt, noch einmal den General in dieser Sache zu behelligen; van Sluys, von Mitleid ergriffen, that es, und diesmal war Spinola's Antwort befriedigend. Er hatte befohlen, den Delinquenten zu ihm zu bringen. Dieser war so abgespannt, daß man ihn bis ins Zimmer des Generals führen mußte, dort aber angelangt, raffte er sich zusammen, um nicht gebeugt vor dem Spanier zu stehen.

Als Spinola auf sein Begehren die Umstehenden entlassen hatte, fragte er: Was habt Ihr mir zu sagen? Hofft nicht mich zu täuschen und vielleicht Gnade zu erhalten.

Dafür bewahre mich Gott, Excellenz! sagte Drilling fast lachend, Kennt Ihr meinen Namen?

Was kümmert mich der? erwiderte Spinola ungeduldig.

Ich heiße Franz Berloon, sagte der Alte mit Ruhe, und nun habt den Muth, Marchese, mich durch Rittmeister van Sluys niederschießen zu lassen. Durch jeden Andern in Gottes Namen.

Mann! rief Spinola. Woher weißt Du? —

Als ich den Schlafenden ruhig entschlummert fand, wankte mein Entschluß und ich wendete mein Auge von ihm, da fiel es auf den Brief Eures Bruders, den Gott verdammen — nein, dem der barmherzige Gott vergeben möge, der mich abhielt, der Mörder meines Sohnes zu werden.

Und warum entdeckter Ihr Euch nicht gleich?

Mich treibt die Sehnsucht nach oben zu meinem Weibe, hier unten habe ich lange genug gelitten. Sollte ich den Sohn seinen erschossenen Vater beweinen lassen? — Nein, Herr, dazu liebe ich das Kind meiner Anna zu sehr, wenn es auch ein Spanier ist. Ich unterdrückte das Vatergefühl, band meine Zunge, hielt die Thräne zurück, o! es war der schwerste Kampf in meinem elenden Leben. Als ich ihn aber bereit sah, Vatermörder zu werden, da brach es hervor; und ich mußte betteln, daß Ihr mir einen andern Henker sandtet als den eignen Sohn; jetzt, Excellenz, bitte ich Euch, verschweigt ihm, daß ich sein Vater bin, mag er Franz Berloon in allen Welttheilen suchen, nur wisse er nicht, daß ich es bin. Beordert einen Andern, seid mild und schickt mich bald zu meinem Weibe.

Wie könnt Ihr glauben, sagte der General, daß ich so blutgierig wäre, Franziskus Vater niederschießen zu lassen; Ihr habt Pardon!

Bei diesen Worten faßte der Alte rasch nach seinem Schädel, und stand vor Spinola, wie Einer, der plötzlich in tiefes Nachdenken versunken ist. So hast Du doch wieder Dein hämisches Spiel mit mir getrieben? sagte er dumpf vor sich hin, hast Deinen klappernden Arm wieder einmal nach mir gestreckt, ziehst ihn hohnlachend zurück und rollst mir von Neuem den schweren Schädel auf den Rumpf! Soll ich denn nie sterben, wie der

ewige Jude? — Habe ich doch meinen Herrn nie gelästert und bin ihm und meinem Weibe treu geblieben, warum soll ich denn ewig mit dem schweren Kopfe und dem zerrissenen Herzen wie ein Verdammter, ein Spiel des Todes, umher wandeln? — Spinola schellte. — Ist denn keine Himmelspforte für mich offen? fuhr er fort, nach einem Sessel wankend. Nun, so will ich mich hinsetzen vor die Thüre, und geduldig warten, bis sie sich öffnen wird.

Bringt den Kranken zu Bett! befahl Spinola den Eintretenden. Die Exekution findet nicht Statt! Er winkte van Sluys, ihm in sein Kabinet zu folgen; den Ermatteten brachten die Soldaten in sein Stübchen und legten ihn dort auf sein Ruhebett.

Der verhängnißvolle Brief, den Spinola am vergangenen Abende in Franzens Gegenwart erbrochen hatte, war Beiden nicht freudigen Inhaltes gewesen, denn sie waren in ihren Erwartungen getäuscht worden. Spinola hatte immer gehofft, van Sluys wäre der natürliche Sohn seines Bruders, auch Franz glaubte dasselbe, und nun war er der Sohn eines gemeinen Soldaten, dessen schönes Weib, von ihrem Manne getrennt, die Beute des Admirals wurde, der die Macht des Siegers mißbrauchend die Arme unglücklich machte. Fünf Monate nach diesem Unfalle gebar sie einen Sohn und starb vor Gram, das Kind ihres geliebten Mannes Spinola empfehlend. Dieser suchte auf edle Weise seinen Fehler gut zu machen, sorgte väterlich für den Knaben, verschrieb ihm, da er kinderlos war, eine bedeutende Summe, und wohl wissend, wie leicht im Kriege der Tod mit seiner Sense alle menschlichen Pläne durchschneiden kann, schrieb er an seinen geliebten Bruder Ambrosius, empfahl ihm für diesen Fall den Knaben und fügte den Brief bei, den er ihm erst an seinem 24. Geburttage, dessen Datum er bezeichnete, übergeben sollte. Die Absicht des Admirals hierbei war wohl, seinen Bruder glaubend zu machen, der Knabe wäre sein Sohn, und ihn dadurch zu vermögen, sich seiner mit besonderer Sorgfalt anzunehmen, was ihm auch gelang.

Der Brief enthielt die näheren Umstände und den Namen des Vaters und der Mutter, und dieser Name, der dem Lieutnant in die Augen fiel, führte die Katastrophe herbei. Van Sluys, der von dem Orte, wo er geboren, so genannt war, fühlte sich in seiner getäuschten Hoffnung weniger betrübt als der Marchese, denn der Worte Spinola's gedenkend, war nun die Kluft geschlossen, die ihn von Felicitas getrennt hatte; nur an sie denkend war er ruhig eingeschlafen, und träumte gewiß von ihr, als sein Vater mit dem gezückten Dolche an das Bett trat.

Als ihn jetzt Spinola von dem Vorgefallenen unterrichtete und er erfuhr, daß Peter Drilling Franz Verloon und sein Vater sei, durch-

schauerten ihn mancherlei Gefühle. Er konnte sich nicht recht freuen, in dem Manne, der ihm immer feindlich gegenüber gestanden, den er in der Absicht, ihn zu morden, den gezückten Dolch in der Hand, an seinem Bette gefunden hatte, seinen Vater zu erkennen, ihn schauderte bei dem Gedanken, daß er ihn statt eines Spinola Vater nennen sollte. Dachte er aber wieder, wie muthig, wie bieder und kraftvoll der Mann gehandelt, wie ruhig er dem Tode entgegengegangen war, dachte er, daß er nun nicht mehr eine Waise sei, dem Mitleid Fremder überlassen, da fühlte er sich zu dem Alten hingezogen, da dankte er Gott, daß der Mann ihm so nahe stand, den in späten Jahren die Sehnsucht nach seiner Mutter fast zur gräßlichsten That verleitet hätte. Er wollte zu ihm, aber Spinola hielt ihn zurück. Dein Anblick könnte ihm leicht den Kopf ganz verwirren, sagte er, warte es ab, bis es der Arzt erlaubt, den ich bei ihm lassen werde. Auch sei überzeugt, Franziskus, daß ich Dir immer ein gütiger Vater sein werde, bist Du auch nicht der Sohn meines Bruders. In andere Verhältnisse versetzt, magst Du nun nach eigenem Willen handeln, Du hast Kraft und Mittel dazu, und so entbinde ich Dich Deines Versprechens, Felicitas nicht zu sehen. Bleibe als Befehlhaber zu Rödelheim, der Ehrgeiz ruft Dich nicht zum Heere, dort fände er jetzt nur wenig Nahrung; wenn ich aber wieder nach den Niederlanden ziehe, dann höre auf meinen Ruf und folge mir. Lebe wohl, werde glücklicher als Deine Eltern! Noch in der nemlichen Stunde verließ Spinola das Schloß.

Durch die Hülfe des Arztes, durch Felicitas Pflege genas der Alte, doch blieb er immer noch schwach. Die leiseste Erschütterung verursachte ihm Schmerzen am Kopfe, die mindeste Gemüthbewegung hatte Einfluß auf seinen Geist, der sich dann immer mit dem Tode und seiner Anna beschäftigte. Er war in ruhigen Stunden herzlich gegen den Sohn, und dessen Liebe zu Felicitas machte ihn besonders glücklich. Am Tage ihrer Verbindung, ehe sie zur Trauung gingen, sagte er zum Hauptmann: Freund, unser Bund war fest, er begann am ersten Tage, an dem ich Euch sah, er wird dauern, bis Einer von uns dem Andern die Augen zudrückt, und dann lebt er im Bunde unserer Kinder fort. Gebe ihnen nur Gott längeres Glück, als er mir gab.

Als sie in die Schloßkapelle traten, trübte jedoch ein Vorfall, an den Keiner gedacht, die Freude des Tages. So wie der Alte den Feldkaplan, einen Kapuziner, am Altare stehen sah, wandte er sich plötzlich, verließ die Kapelle, und kein Bitten seiner Kinder, keine Vorstellung seines Freundes konnte ihn vermögen, der Trauhandlung beizuwohnen, die nun ohne ihn geschehen mußte. Man fand ihn trauernd auf seinem Bette sitzen, und den ganzen Tag, an dem er das Zimmer nicht verließ, sprach er mit seiner

Anna und betete, daß Gott den Sohn des Glaubens wegen nicht verdammen möge. Er kränkelte seit dem Tage immer mehr, Felicitas allein vermochte zuweilen ihn aufzumuntern, aber oft kehrte Geistesabwesenheit zurück und er wurde nie wieder ganz heiter.

Als nach Monaten der Sohn den Befehl bekam, Hauptmann Sperreuter das Schloß zu übergeben und dem Marchese nach den Niederlanden zu folgen, da brach sein dumpfer Schmerz laut hervor. Gegen den Oranier willst Du ziehen? rief er. Für Spanien fechten, unter einem Spinola fechten, von denen der Eine Deine Mutter unglücklich gemacht, der Andere Deinen Vater erschießen lassen wollte? — Und als der Sohn ihm vorstellte, wie viel er Spinola schuldig sei, wie er von frühester Jugend an Vaterstelle bei ihm vertreten, und er in dem spanischen Heere gedient habe, das er in diesem Augenblicke nicht mit Ehren verlassen könne, erwiderte der Alte unmuthig: So thue nach Deiner Pflicht.

Von diesem Augenblicke an sprach er nicht mehr; kam der Sohn oder Felicitas, schloß er die Augen und that, als ob er schliefe, sein alter Freund erhielt noch zuweilen einen freundlichen Blick, nur mit dem alten Andreas sprach er, aber unzusammenhängende Worte.

Als nun der Tag der Abreise kam, wo auch Felicitas, ihrem Gatten folgend, das Schloß verlassen sollte, als die Pferde schon im Schloßhofe stampften, und der Kranke auf seinem Lager ihr Wiehern vernahm, wurde er aufgeregt, hatte die Kraft, sich im Bette aufzusetzen, und da seine Kinder eintraten, ihm Lebewohl zu sagen, streckte er seine Hand nach ihnen und segnete sie.

Hätten die Holländer nicht Sluys besetzt, sprach er, dann würde ich Dich bitten, Deiner Mutter Grab aufzusuchen, einen frischen Rosenkranz darauf zu legen und ihr zu sagen, den schicke ich ihr. — Nun gute Nacht, mein Sohn! Er legte sich wieder ruhig hin, schloß die Augen und sagte den Kindern kein Wort mehr, die auch so von ihm scheiden mußten. Als jedoch Felicitas sich eben aus den Armen ihres Vaters windend, ihr Roß besteigen wollte, rief sie plötzlich: Nein, ich muß noch einmal hinauf zu dem alten Manne, er muß mir ein Lebewohl sagen, so kann ich nicht von ihm scheiden! Sie lief hinauf, Franz folgte ihr. Vater! rief sie, da er noch immer die Augen schloß. Nur noch einen freundlichen Blick, nur noch ein herzliches Lebewohl Eurer Felicitas! Aber der Alte wollte nicht hören, da bog sie sich über ihn, ihn noch einmal zu küssen — kalt waren die Lippen, das Auge für immer geschlossen; er war bei seiner Anna.

Das Lotterieloos.

Höre einmal, Alter! — sagte der Major Blendheim zu seinem alten Georg, der in den 26 Jahren, die er bei ihm diente, vom Stallknecht bis zum Quast-Kammerdiener und Geheimenrath avancirt war, mich langweilt das ewige Exerciren und der kleine Dienst, der Krieg ist beendet, der Friede scheint wohl für die Ewigkeit geschlossen; was meinst Du, wenn wir nach Hause gingen und von unsern Mühen endlich ausruhten, und die Husarenjacke an den Nagel hingen? —

Dächt' es auch! antwortete, den Bart streichend, der alte Husar: scheint es mir doch immer, wir wären es nicht mehr, wenn ich da unter den jungen bartlosen Husaren stehe, die alle drei Jahre um mich her verschwinden. Cameraden lass' ich nicht zurück, wenn wir gehen! —

Es wurde nun nach diesem kurzen Dialog um den Abschied geschrieben, und die alte Haushälterin auf Biedersleben erhielt den Befehl das Haus in guten Stand zu setzen und zum Empfang einzurichten, während Georg schon im Voraus Alles zur Abreise ordnete. Kaum war daher der gewünschte Abschied angelangt, so wurde der Schwadron ein wehmüthiges Valet gesagt — und die Reise ging heim nach der väterlichen Burg.

Der Major, ein Mann in seinen besten Jahren, wenn man bei wohlerhaltener Gesundheit einen baldigen Funfziger noch so bezeichnen kann, ritt stumm seines Weges; Georg folgte ihm eben so. Als sie des andern Tages den stumpfen Thurm von Biedersleben hervorragen und das alte Schloß zwischen Weiden und Pappeln liegen sahen, da war ihnen wunderlich zu Muthe und der Major meinte: es wäre doch ordentlich schauderhaft, wenn er überdächte, daß er dort nun seine ganze Lebenzeit zubringen, und so allein, ohne seine liebe Schwadron und seinen alten Wachtmeister, den einzigen übriggebliebenen Rest der Musterscharte vergangener Zeit, dort leben sollte. — Warum haben Sie mir nicht gefolgt, Herr Major! sagte der alte Schnurrbart; vor zwanzig Jahren schon rieth ich Ihnen, ein junges Weibchen zu nehmen.

Dummkopf! was hätte ich denn jetzt? — wahrscheinlich einen alten Drachen! erwiderte der Major ärgerlich und klopfte seine Pfeife so stark auf dem Sattelknopf aus, daß der alte Meerschaum in Stücken brach.

Brummend ritt er in die Hallen seiner Väter ein, würdigte die alte Haushälterin Sibylle kaum eines grämlichen Blicks, ging auf sein Zimmer, warf sich in den Lehnstuhl und besah schweigend die alte gemalte Tapete, welche die Hochzeit zu Kanaan vorstellte. Erst fesselten ein Paar lüsterne Windspiele seine Aufmerksamkeit, die, mit langen Hälsen, schnuppernd nach dem Kapaun hinaufschauten, den die leicht geschürzte jüdische Zofe herbeitrug; dann ärgerte ihn der Trompeter, welcher mit fürchterlichen Backen in eine ungeheuer lange Trompete seinen Tusch blies. Wärst Du mein Trompeter gewesen, ich hätte Dich wollen so ungeschickt blasen lehren! dachte er in sich — auch die garstigen Mohren, die mit ihren grinsenden Gesichtern umherliefen und Alles zu beobachten schienen, waren ihm höchst zuwider; nur die Braut sah er, trotz des stark aufgetragenen Roths, freundlich an; denn sie führte ihm die Bilder seiner Jugend und seine liebe Schwester Juliane wieder vor, welche dieser holden Braut zum Sprechen glich. Er erinnerte sich vieler Begebenheiten aus seinen früheren Tagen; er dachte, wie so manchen Verdruß diese gute Schwester ihm abgewandt hatte, welche mehrere Jahre älter, die Schutzheilige des wilden Knaben gewesen war. Er konnte sich noch recht gut entsinnen, wie er zwölf Jahr alt, an ihrem Hochzeittage, ihr gesagt: daß ihr Bräutigam lange nicht so hübsch sei, als der auf der alten Tapete; wie sie ihn da an ihr Herz gedrückt und recht wehmuthvoll angeblickt habe. Die Jugendwelt mit ihrem Zauberspiegel trat vor ihn hin, unbemerkt belebte sich das alte Schloß, und, wie in jenen frohen Zeiten, traten die alten Bekannten zu ihm, grüßten ihn freundlich und luden ihn ein, wieder in ihrer Mitte zu spielen, wie einst. Aber die Bilder der Erinnerung verflogen schnell; die Gegenwart behauptete ihr fatales Recht: sie hält uns ja immer fest, wenn wir auch auf Augenblicke ihr entfliehen. So ging es auch dem Major, den die alte Sibylle im Hereintreten aus seiner idyllischen in eine sibyllische Welt versetzte und ihn krähend fragte: was er zum Abendessen befähle. Die Illusion war gestört und nur mit seinem treuen Georg, der mit ihm herumwandern mußte, konnte er sich noch manchmal in die Vergangenheit wieder hineinplaudern, wobei dieser ihn dann mit keiner Silbe unterbrach.

Weder der junge Pfarrer, der ihm zu klug schien, noch seine verbildete Gattin, die eine zärtliche Universitätliebe in die Arme des geistlichen Herrn geführt hatte, gaben ihm Unterhaltung. Die Klagen der Bauern, oft gegründet, öfters auch ungegründet, langweilten und verstimmten ihn, besonders als er merkte, daß die unterthänigen Gesuche immer zahlreicher wurden, je mehr er ihre unterthänigen Bitten erfüllte. Der Gerichthalter aber, der ihn mit einem neuen modus acquirendi bekannt machen wollte, war ihm ganz unausstehlich. Seine Nachbarn, die er der Runde nach besucht hatte, gaben ihm auch keinen Trost. Hier in Sumpfburg ein langer Herr von Bullendorf, der — abgerechnet eine vierwöchentliche Dienstzeit bei den Kürassieren — nie aus dem Umkreis von sechs Stunden her-

auszutreten den Muth gehabt; ein alter süßlicher Elegant, welcher der Trost aller alten Klatschweiber, der Vater aller Windhunde und Dachse, und der ewige Spielball der alten Dame Langeweile war; — dort in Pansa der hochnäsige Hauptmann von Superklug, der, ohne seinen Namen richtig schreiben zu können, sich doch in alle häuslichen Angelegenheiten seiner Bekannten mischte und überall Oel ins Feuer goß, ohne auch nur einmal mit seiner wässerigen Beredtsamkeit löschen zu können. Nun gar in Rinkendorf der taube Domprobst mit seiner dicken Ehehälfte, das leibhaftige Bild des Geizes — und wenn er vollends den proceßlustigen Oberamtmann, den bankerotten, speculirenden Finanzrath und den schreienden Glückpilz in Lauterbach betrachtete, so mußte es ihm freilich ängstlich werden, fiel ihm ein, daß er in diesem Cirkel sein Leben verbringen sollte. — Er war auch kaum einige Wochen auf der Stammburg seiner Väter gewesen, so mußte Georg zu einer geheimen Conferenz herbei. Hier machte er nach langem Räuspern endlich den Vortrag: daß es unmöglich so bleiben, und er hier nicht aushalten könne. — Georg lachte, und der Major ärgerte sich darüber; je heftiger dieser wurde, desto selbstzufriedener lächelte jener. Endlich, als dem Major eben der Geduldfaden zu reißen schien, zeigte der Alte mit seinem Zeigefinger, fort und fort lachend, auf die Tapete; der Major, noch heftiger werdend, rief endlich in höchster Wuth aus: Nun, was will denn der stumme Esel damit sagen? — Daß Georg doch wieder recht hat, und nur die Braut den Herrn curiren kann! antwortete dieser ruhig und selbstgefällig.

So böse der Major auch gewesen war, mußte er doch über die Selbstzufriedenheit lachen, mit welcher sein Premierminister da stand und diesen heilbringenden Rath ertheilte. Sein Bewußtsein sagte ihm, daß ihm in diesen langweiligen Tagen wohl der nämliche Gedanke durch den Kopf gegangen sei; er setzte sich auf seinen Lehnstuhl, ließ während des Meditirens seine Pfeife ausgehen und sah den steif vor ihm stehenden Georg unverwandt an. — Der Alte regte sich nicht von der Stelle, kein Auge im Kopf bewegte sich, damit ja nichts den Herrn in seinen Gedanken stören möchte, und erst, als dieser sein: Höre, Georg! anhob, bekam der Statist wieder Leben. Höre, Georg, morgen reisen wir! —

Wohin, Herr Major? —

Zur Schwester nach Willenbach. —

Gut! —

Du weißt, die hat zwei Töchter? —

Fräulein Anne und Fräulein Theodore. —

Richtig! Ja, wie lange ist es wohl her, das wir nicht dort waren? —

I nun, zehn Jahre wohl. —

Ja, wie die Zeit vergeht! Anne war ein niedliches Mädchen von

funfzehn Jahren, recht hübsch; Theodore erst zehn Jahre, die gefiel mir nicht. —

Nehmen Sie Fräulein Theodore!

Warum denn diese, närrischer Kauz? —

Weil sie gut ist! —

Und Aennchen nicht? —

Nein! —

Woraus willst Du das schließen? —

Erstens, weil sie hübsch ist; die schönen Mädchen taugen selten etwas, die glauben, mit ihrer Larve sei Alles abgethan, damit kämen sie durch die ganze Welt. Zweitens, weil Niemand im Hause sie leiden konnte; das Gesinde ist der beste Probirstein der Herzensgüte. Drittens, weil ich sie einmal sagen hörte, Sie gefielen ihr nicht, wären nicht liebenswürdig, hätten zu wenig feinen Ton. —

Der Major lachte laut auf: Narr, das kann sich in zehn Jahren viel geändert haben. —

Nur nicht verbessert, besonders Numero drei nicht; auch Sie sind zehn Jahre älter, und wahrlich in der Zeit nicht liebenswürdiger geworden. —

Meinst Du? unterbrach ihn der Major fast empfindlich. —

Sie sind ein hübscher Mann, haben ihre Gesundheit gut erhalten, man sehe Sie wohl nur für vierzig an; aber mit den Fischen im Ehestand ist es gerade das Gegentheil, wie mit dem Fischen im Wasser, dort sind die jungen Karpfen die angenehmsten, hier die alten Graubärte; darum nehmen Sie lieber Theodorchen! —

Aber, Alter, die ist ja noch fünf Jahre jünger! —

An Jahren, aber nicht an Verstand. Sie glauben gar nicht, wie das kleine Fräulein so gut, so herzengut war. Wo sie mir ein Stückchen Kuchen zustecken konnte, da that sie es so gern und so freundlich, und den Armen gab sie beständig, im ganzen Dorfe nannte man sie auch nur den kleinen Engel, trotz der Blatternarben. —

Also Deine Kuchenspenderin soll ich heirathen?

Thun Sie, was Sie wollen — ich habe meine Meinung gesagt. Ich putze den Dolmann, packe den Mantelsack und sattle den Schimmel, für das Uebrige laß ich Sie sorgen.

In Willenbach lebte die Amtmännin Sander schon seit zwölf Jahren als Witwe auf einem kleinen Gute, das ihr, während des Krieges, schwer zu bewirthschaften geworden war, in eingeschränkten Vermögensumständen. Sie war des Majors Schwester und das Ebenbild der Braut von Kanaan. Zwei Söhne waren außer dem Hause in Amt und Brod,

und nur die beiden Töchter machten ihr noch Kummer und Sorge, besonders Theodore, die Jüngste, welche die Natur nur stiefmütterlich ausgestattet hatte. Bei einer schönen Figur war sie doch, mit dem von Blattern zerrissenen Gesicht, häßlich zu nennen, und kein blendendes Talent milderte diesen unangenehmen Eindruck. — Anne, die Aelteste, war nun zwar schon in das Jahr getreten, wo der eine Fuß noch auf dem Blumenteppich der holden Jungfrau steht, der andere aber, wenn auch zögernd, doch gewaltsam nach der Klause der alten Jungfer hingezogen wird. Schön, voller Talente, mit Witz, fast mit zu vielem Witz von der Natur begabt, hatte sie wie eine Biene ihre Blüthenzeit durchschwärmt, war von Blume zu Blume geflogen, aber immer war kein Honig an ihrem Stachel, kein Wachs an ihrem Füßchen kleben geblieben; sie kehrte immer wieder als Drohne in ihre Zelle zurück. Im siebenzehnten Jahre hatte sie den Sohn des Oberförsters von Meusebach in ihr Herz geschlossen; da kam der rüstige Lieutnant von Salbach, gewann dem Jägersmann das Terrain ab, und, o Wunder! räumte das Feld freiwillig dem Kassenrendanten Habermaaß; der Landrath von Werben legte sein Adelsdiplom und sein Geld in die Schale, sie sank, und der arme Rendant flog in die Luft, als wäre er falsche Münze gewesen. Doch da schwebte Adalrich Wohlgemuth, mit der Guitarre im Arm, den Gesang auf den Lippen, die Liebe im Herzen, lustig einher. In Romanzen hauchte der Troubadour seine Empfindungen aus, die Töne seines Saitenspiels drangen in das schmachtende Herz und der dicke Landrath mußte, trotz seines Gewichtes, dem luftigen, phantastischen Sänger weichen. Die Holde schwamm in einem Wonnemeer und der keusche Mond vernahm eben ihr sanftes Girren, als der schlaue Jude Elias den Troubadour — welchen eine Wechselschuld nach dem romantischen Willenbach zu den Füßen der holden Anna geführt hatte — in ihren Armen mit der Polizei belauschte, die schonunglos das feste Band der Liebe zerriß, welches die Verlassene doch schnell wieder zu schürzen wußte. Der Criminalrath Kaltleer warb um die Holde. Er ward erhört; doch bei der Execution, die einige Wochen darauf in der Hauptstadt an einem Juden vollzogen wurde, zu welchem erhabenen Schauspiel der sentimentale Bräutigam die holde Braut eingeladen hatte, sank die Empfindliche, bei dem Anblick des zappelnden Hebräers die Criminaljustiz verwünschend, in Ohnmacht, und fiel dem Sohne des königlichen Beamten auf Rabenbach, dem jungen Wenzel, in die Arme, der sie gutmüthig aus dem Getümmel in seinen Wagen trug. Eine alte Frau, die auf demselben ihre wandernde Bude aufgeschlagen hatte, hielt ihr ächten doppelten Korn vor und schaffte der Geängstigten etwas Luft — doch durch diese Luft schoß der kleine Gott seinen Pfeil schnell in das noch unverwundete Herz des ehrlichen Oekonomen; der Pfeil traf, nach wenigen Tagen war das Criminale der Oekonomie vertauscht und der reiche Erbe Aennchens Verlobter. Da erscholl der Aufruf zum Krieg; der brave Junge sattelte sein Roß, warf die Büchse

um und eilte zu dem Heere des Vaterlandes — eine feindliche Kartätschenkugel riß den Myrtenkranz aus Aennchens — Locken, und wäre ihr nicht der junge, eben ordinirte Pastor loci mit seinen Trostgründen an die Hand gegangen, ich glaube, der Schmerz hätte diese liebliche Rose zerknickt. Dieser Mann Gottes aber sprach höchst salbungreich, sein Blick, sein Ton erhöhte noch die Wahrheit seiner theilnehmend aus seinem Munde strömenden Trostworte, der Todte wurde vergessen, die Religion befahl ja selbst, sich nicht hoffnungslos dem Schmerz hinzugeben, und gewiß würde der heilige, junge Schwarzrock die Gazelle der Wüste gefangen und in die kleine Häuslichkeit der Pfarrwohnung eingeführt haben, wäre nur nicht in dieser Zeit die kaiserlich russische Garde auf ihrem Rückmarsch durch Willenbach gekommen, hätte nicht ein reicher Graf, welcher Lieutnant bei den Husaren war, hier das Fieber bekommen und zurückbleiben müssen. Konnte, durfte wohl Anna dem Mitleid ihr Herz verschließen? war es nicht edel von ihr, daß sie sich, gleich einer barmherzigen Schwester, an das Krankenbette fesselte und selbst den Lockungen des Schwarzen nicht folgte, der mit wehmüthiger Stimme, mit Bitten und Drohen ihr Himmel und Hölle vorstellend, sie von ihrem heiligen Werke hinweglocken wollte. Der junge Mann genas unter ihren Händen, dankbar sank er seiner Pflegerin in die Arme. Der Edle versprach, ewig ihrer zu gedenken, zurückzukehren und sie als die Gräfin Osararowsky in das Land der Reussen heimzuführen; da ihn jedoch die kluge Anna in den gehörigen Schranken zu halten wußte, so wand sich der Dankbare aus ihren Armen, flog seiner eisigen Newa zu und kehrte nicht wieder. — Aber auch der Pastor zog sich bescheiden zurück — und seit der Zeit stand die ewige Braut allein da und sah einer myrtenlosen Zukunft entgegen.

Waren aber die Myrten entflohen, so blühten doch die Rosen immer noch frisch auf ihren Wangen, das Veilchenauge glühte freundlich unter den langen Augenwimpern hervor, die rosigen Lippen hatten, von so manchem bräutlichen Kuß berührt, noch nichts von ihrem Purpur verloren. — So von der Natur ausgeschmückt, trat sie dem heirathslustigen Onkel entgegen, reichte ihm freundlich die Rosenlippen und fing das Herz des armen Husaren schon mit dem ersten Blick, dem ersten Kuß. — Bescheiden stand Theodore zurück, küßte die Hand, welche die Ihrige wohlwollend drückte; doch kein herzlicher Kuß entweihte die jungfräulich blassen Lippen, auf welchen bis jetzt noch kein buhlender Schmetterling den Purpur hervorgelockt hatte. Wie sollte auch ein Mädchen, das nichts zu bieten hat, als ein treues, liebendes Herz, dessen innere Gluth es überdies noch mit der eisigen Rinde des Gleichmuths überziehen und verbergen muß, wie soll das in jetziger Zeit noch einen Mund finden, der die blassen Lippen purpurn küssen, und aus dem zagenden Blick die Gluthworthe: Ich liebe Dich! — hervorlocken möchte!

Seit den acht Tagen, während welcher der Major in Willenbach gewesen, hatte Georg keine freundliche Miene gemacht, der Major hatte auch geschwiegen und die langen Conferenzen, die sonst gewöhnlich bei dem An- und Auskleiden Statt gefunden, waren ganz ins Stocken gerathen. — Der Major schien sich vor dem alten Präceptor zu scheuen, und dieser mochte eine Saite nicht berühren, die nicht mehr anders zu stimmen war; denn so viel sah er deutlich, daß der Major in Aennchens Netz gefangen saß. — Auch Schwester Juliane sah mit Freuden, daß ihr Bruder einem Lieblingwunsch ihres Herzens entgegenzukommen schien, und — wer möchte wohl den ersten Stein auf sie werfen — unterließ nichts, um den guten Wilhelm fest und immer fester zu knüpfen; dies war aber gar nicht nöthig, denn Aennchen hatte leichtes Spiel. Noch ehe er den Fuß in den Steigbügel setzte, um hierher zu reiten, hatte er ja schon der Hagestolzenwirthschaft Valet gesagt, und den festen Vorsatz gefaßt, nur an der Hand einer Hausfrau seinen Einzug in Biedersleben zu halten. Eine seiner Nichten sollte es sein — und welche? — darüber hatte wohl sein Herz früher schon ziemlich entschieden. Er konnte das unliebliche Gesicht, die tiefen Pockennarben der kleinen Theodore nicht vergessen, und die damals schon aufgeblühte Anna mit ihrem Liebreize stand immer lachend und lockend vor ihm.

Noch einmal wagte Georg einen Angriff, als er ihn des Abends zu Bette brachte, und der Major ihm nicht ohne feierlichen Ernst sagte, daß er morgen mit seiner Schwester und Annen sprechen würde. — Herr Major! sagte der alte Georg, machen Sie mit mir, was Sie wollen, jagen Sie mich aus Ihrem Dienst, prügeln Sie mich meinethalben, aber was auf meinem Herzen sitzt, das muß heraus! —

Nun, so laß es ins Teufels Namen laufen! fuhr ihn der Major heftig an. —

Na, Gottlob! Sie haben befohlen, es sei! Wenn ich da meinen guten Herrn mir so denke — begann er mit weichem Ton — der sucht ein stilles Blümchen, das ihn in seinen alten Tagen dort in der Einsamkeit auf Biedersleben erquicken und aufheitern soll, und greift nun auf eine stachlige Rose, die ihn alle Augenblicke mit ihren Dornen verwundet, die er dann gern zu allen Teufeln würfe, könnt' er sie nur wieder los werden. Seh' ich das vor mir, so thut mir das Herz im Leibe weh. Denke ich mir nun noch obendrein, daß Sie, guter Herr, die letzte Rotte sind, die aus der Feldflasche trinken soll, aus der schon so mancher Taugenichts, selbst ein kalmuckischer Russe, und Gott sei bei uns, gar der Herr Pastor genippt hat, so möchte ich Ihnen zurufen: durften Sie lieber, setzen Sie die verdammte Feldflasche, welche schon durch so viele Hände gegangen ist, nicht an Ihren Mund. —

Daß Dich das Donnerwetter, Du höllischer Schlingel! — schrie der Major und sprang aus dem Bette; doch Georg war schneller zur Thür

hinaus, und die Treppe hinunter, wo er noch Fräulein Theodoren begegnete, die, mit dem Schlüsselbund in der Hand, ihm entgegen trat. Er faßte ungestüm ihre Hand und küßte sie ehrerbietig. Wärst Du es! sagte er, vor sich brummend, und ging zu seinen Pferden.

Theodore hatte sein Gemurmel gehört, auch den Sinn der Worte verstanden; sie schlich mit Thränen im Auge auf ihr Kämmerchen, und dachte des vergangenen Abends, wo sie Zeuge einer Unterredung der Mutter mit Annen war. Hier hatte sie das Herz ihrer Schwester genau kennen gelernt, hatte deutlich gehört, daß Anna den guten, herzenguten Major nur als den Nothnagel betrachtete, woran sie das so oft verschwundene Myrtenkränzchen wieder befestigen konnte. Sie wußte, daß Anna den Onkel nicht leiden mochte, und seine eingeschränkten Vermögensumstände nicht als ein hinreichendes Surrogat für sein Alter ansah. Sie vernahm es, wie sie weinend der Mutter sagte: Alle meine Freier waren jung und liebenswürdig, und nun soll ich einem alten Manne meine Hand geben und mich mit ihm und seinem dummen Georg in Biedersleben begraben lassen? Ich soll der Freude und Hoffnung, die mich bis hierher begleitet, gänzlich entsagen, und den süßen Traum der Liebe in diesen knöchernen Armen verträumen? Es ist hart, liebe Mutter! — aber mein sechsundzwanzigstes Jahr naht, meine Vernunft befiehlt, ich muß meinen holden Phantasien Lebewohl sagen. Wäre er reich, fänd' ich doch in seinem Gelde Entschädigung — aber so muß Anna Allem, Allem entsagen, was ihr so lieb war. — Dies und mehr noch kam Theodoren ins Gedächtniß; wehmüthig ergriff sie die Feder, setzte sich an ihr Tischchen und schrieb ihre Gefühle und Ansichten in ihr Tagebuch, worein sie Alles einzutragen pflegte, was auf ihr Gemüth oder ihren Geist einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Sie selbst liebte den Major; nicht mit schwärmerischer, sinnlicher Liebe, nein, mit dem wohlwollenden Gefühle, wodurch ein Herz zu dem Andern hingezogen wird, begegnete sich in ihnen die Gutmüthigkeit. Sie glaubte, bei ihrem anspruchlosen Blick in die Zukunft, recht glücklich mit ihm werden zu können, wenn er sie wählte, und verbarg den stillen Wunsch nicht, daß sie es hätte sein mögen, die er sich zu seiner Pflegerin auserkoren. Still trauernd legte sie ihr Tagebuch zusammen und erwartete den süßen Schlaf vergebens.

Als Georg am andern Morgen demüthig ins Zimmer trat, war der Major schon aufgestanden und rauchte im Lehnstuhl sein Pfeifchen. Tritt nur näher, alter Bursche! sagte er; Du hast mir zwar eine schlaflose Nacht mit Deinem Geplauder gemacht, ich bin aber nicht mehr böse und weiß schon, daß Du es gut meinst; nur, Alter, von jetzt an Basta von der Sache. Ich muß gestehen, daß mir Deine Rangir-Rolle von gestern, wo Du mich

in die letzte Rolle gestellt hast, eben nicht behagte; aber über das, was geschehen ist, muß ein kluger Mann die Augen zudrücken, nicht thöricht glauben: ein junges Mädchen werde mit ihren Empfindungen so lange warten, bis es ihm beliebt, zu kommen. Ich spreche heute mit meiner Schwester und Aennchen. Ist es Gottes Wille, wird sie heute meine Braut, und dann, Alter, wirst Du Subordination verstehen!

Georg ging und brachte den Kaffee, setzte ihn vor seinen Herrn hin und eine Thräne drängte sich unter den alten grauen Wimpern hervor. — Altes Weib! rief ihm der Major entgegen; doch schnell reichte er ihm die Hand und drückte die Seinige herzlich. Auch mir ist es fatal zu Muthe und das Weinen mir näher, als das Lachen; darum laß es gut sein, Alter, und nimm mir das Bißchen Muth nicht vollends!

Schweigend wurde die Toilette beendigt und der schwere Gang zur Schwester Juliane begonnen. Da gestaltete sich die Sache vortrefflich. Die freundliche Schwester ebnete den Weg, malte die kleinen Schattenpartien so freundlich aus, und die einzelnen neugierigen Fragen, die vergangenen Zeiten betreffend, wurden so sanft mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt, daß der gute Major sich erleichtert fühlte und Aennchen ungeduldig erwartete. Sie kam, der Muth sank, doch die Mutter that das Beste und Fräulein Anna gab gnädigst ihre niedliche Hand dem armen verliebten Onkel mit einer solchen Resignationmine, daß der gute Mann, dem dieses Feld ein neues, unbekanntes Terrain war, doch bald stutzig geworden wäre, besonders da Anna sich noch die Bedingung machte, daß die so leidige, fatale Eifersucht zwischen ihnen verbannt sein müßte. Doch die Liebe spielt ja übermächtig mit dem schwachen Herzen; der Major versprach Alles, drückte die Braut an sein Herz und den ersten Kuß auf ihre Lippen, der ihm, wie sonderbar, ganz anders mundete, als der Kuß, welchen noch gestern der Oheim der Nichte gegeben hatte. — Theodore, die auch herbeigerufen wurde, wünschte dem Onkel herzlich Glück, und schlich sich leise und voll Wehmuth wieder davon, als die Mutter dem Bruder sagte: Einen solchen Freudentag wird die Arme mir wohl nie bereiten!

Alles schien nun fröhlich und wohlgemuth in Willenbach, nur Georg nicht, der fast seinen Fuchs hätte schlagen mögen, so verdrießlich war er; und als er nun gar des andern Tags erfuhr, sein Herr fahre mit der gnädigen Frau und Fräulein Aennchen in die nahgelegene Residenz, um sich dort einige Wochen zu vergnügen, er aber solle bei den Rossen daheim bleiben, da verlor er die Geduld und sagte seinem Herrn ohne Umschweife: er habe seine Pferde lieb, seinen Herrn noch lieber, und wenn er erst so lange Zeit von ihm entfernt gehalten würde, wolle er sich lieber ganz zurückziehen und den jungen Laffen von Bedienten Platz machen, der dem Fräulein angenehmer zu sein schiene. — Der junge Laffe kam mit nach der Residenz und Georg folgte dem Wagen mit den Reitpferden. So zogen sie

denn in die Wunderstadt ein, wo eben das Carnaval Freuden in Fülle versprach, und die Hofräthin Gleich, Annens Jugendfreundin, sie sehnsuchtvoll erwartete. Theodore blieb zu Hause.

Der arme Major befand sich hier in einer neuen Sphäre. Von jeher hatte das Pflaster der Hauptstadt unter seinen Sohlen gebrannt, und nur so lange er gezwungen sich aufhalten mußte, gewiß keinen Tag länger, hatte er dort verweilt. Jetzt lagen vierzehn Tage vor ihm, während deren er sich dort herumtreiben und der schönen Braut aus einem Putzladen in den andern folgen mußte. Als ihm nun gar eines Tages das Unglück widerfuhr, daß ihm ein junger Ladendiener zuredete, doch ja diesen schönen Shawl für das Fräulein Tochter zu kaufen, als Anna ihn öffentlich immer nur: Lieber Onkel! nannte, da wurmte es ihn und er verwünschte die Hauptstadt mit allen Boutiquen und Putzmacherinnen. Ueberdies schien die liebe Braut sonderbaren Gefallen an Allem zu finden, und er meinte schon in den ersten Tagen, daß ein eigener Bagagewagen nothwendig wäre, alle die gemachten Einkäufe an Hüten, Kleidern, Shawls, Pelerinen und Schuhen fortzuschaffen. Alles stand der Holden an, und der arme Mann schlenderte fast täglich mißmuthig und bepackt hinter seiner Amasia her.

Eines Morgens gingen sie an dem Hause eines Lotteriecollecteurs vorbei. Auch hier konnte Anna ihrer Lust, zu haben, nicht widerstehen. Lieber Blendheim! sagte sie schmeichelnd, sich fester an seinen Arm hängend; versuchen Sie mein Glück, kaufen Sie mir ein Loos, ich gewinne gewiß! — Wohl oder übel, er trat hinein, in vierzehn Tagen war die letzte Ziehung; er bezahlte fünf Friedrichd'or, überreichte Annen das Loos und sagte freundlich: Möge es zu Ihrem, möge es zu meinem Glücke beitragen! —

Wollen Sie denn nicht auch eins für sich nehmen? fragte sie. —

Ich bedarf keines mehr, ich habe ja mein glückliches Loos schon! erwiderte er, ihre Hand herzlich drückend.

Schleicht sich die Liebe in das Herz eines alten Hagestolzen, so rächt sie sich grausam für das lange Entbehren ihrer Herrschermacht. Sie waltet unumschränkt, sie neckt und plagt den ehrbaren Junggesellen, und hat sie Alles vergebens versucht, ihn zu quälen, ruft sie endlich die Eifersucht zur Hülfe, dann gelingt das Unheil ihr gewiß. — Nichts hatte dem guten Blendheim bis jetzt sein Glück so eigentlich trüben können. Gelassen war er des Morgens von einem Kaufladen zum Andern gewandert, duldsam hatte er des Nachmittags Alles mit seiner Braut besehen, war des Abends ins Schauspiel und ins Concert gegangen; selbst die Päckchen, welche er am Morgen nachtragen mußte, selbst die Bonbons, die Abends seine

Taschen zum Fouragemagazin machten, hatten ihn nicht aus seinem Gleichmuth gebracht. Er hatte wohl in der Stille vor sich hin gebrummt, aber ruhig fortgetragen und willig das geleerte Magazin wieder gefüllt; aber jetzt stand ihm eine Katastrophe bevor, die ihm doch zu neu war, um auch sie ganz gelassen zu erdulden.

Die Hofräthin Gleich — eine Frau nach dem Ton der Residenz — wünschte ihrer Jugendfreundin den Aufenthalt in der Hauptstadt so angenehm als möglich zu machen, arrangirte alle Partien, begleitete sie in alle Handlungen und half fleißig aussuchen, und des guten Onkels Geldbeutel leeren. Ihr gefälliger Bruder, der Herr Referendarius Schwarz, besorgte treulich die Logenbillets, und diese sorgsamen Freunde hatten weiter keinen Nutzen von ihrer uneigennützigen Gefälligkeit, als daß ein Plätzchen in der Loge für sie immer mit besorgt wurde, sie immer Theil an den Partien nahmen, die ihnen, wie billig, nichts kosteten. Ueberdies schien der bescheidene Referendarius sattsam belohnt, wenn Aennchens Veilchenauge freundlich dankbar auf ihn hinsah; doch verschmähte er auch den leisen Händedruck nicht, den der gute Major einmal bemerkt zu haben glaubte und weshalb er ein verdrießliches Wort der holden Braut ins Ohr flüsterte. —

Mein Gott! wie schwach ist Ihr Glaube, mein guter Onkel! entgegnete sie lächelnd, und wie schnell haben Sie Ihr Versprechen, nicht eifersüchtig zu sein, vergessen! — Er schwieg, aber der Groll blieb in seinem Herzen, und nur mit Mühe konnte er bewogen werden, am heutigen Abend auf die Redoute zu gehen.

In einem papageigrünen Domino, die gute Mama und die schöne Braut am Arm, trat er in den Saal, wo ihnen gleich die Hofräthin entgegen kam, sich zu erkennen gab und sich ihnen anschloß. Sie und Anna waren als Fledermäuse maskirt, wovon Hunderte ihnen ganz gleiche in dem Saale herumschwirrten. — Dem Major war das Gewühl und die ausgelassene Maskenfreiheit immer fatal gewesen; heute noch mehr als je, da, sonderbar, eine Menge Masken sich zur Hofräthin und zu Annen gesellten, von der Mama und ihm aber keine Notiz nahmen. Endlich traf auch ihn die Reihe; ein leiser Schlag auf die Schulter zeigte ihm einen Hanswurst, der plötzlich vor ihm stand und ihn um seine Hand bat. Er gab sie; der Hanswurst betrachtete sie im vollen Lachen und sagte: Laß der Herr das Freien, es wird ihm gereuen! —

Und der Herr den Spaß! entgegnete unmuthig der Major, er könnte ihm noch übler bekommen! — Der Hanswurst machte eine komische Reverenz und mischte sich unter die Menge. Ein kleiner Tabulettkrämer trat nun heran. Nichts zu kaufen gefällig, meine schönen Herren und

Damen? sagte er freundlich; ich verkaufe wohlfeil, gebe Alles umsonst! — Hiermit reichte er Jedem eine Kleinigkeit und verschwand. Die Mutter öffnete ihr Schächtelchen; eine Henne von Marzipan saß darin, ein Gerstenkörnchen im Schnabel; unten standen die schön geschriebenen Worte: Endlich habe ich Futter gefunden für mein Küchlein! — Zu gleicher Zeit eröffnete der Major sein nett gesticktes Käschen; eine kleine rothe teufliſche Hahnenfeder lag darin, unten standen die Worte: Aussteuer für Hagestolze! — In dem kleinen Souvenir, was Aennchen zu Theil geworden, befand sich ein zierliches Gemälde, welches ein Körbchen vorstellte, worin eine Menge Blumen zerstreut lagen; eine niedliche Hand hielt eine halb verwelkte Aster empor, und unten standen die Worte: Nach langer Wahl das schlechteste Loos! — Die Mutter steckte verdrießlich ihre Marzipanhenne in den Mund und verschluckte so die Pille sammt dem Gerstenkorn. Der Major überreichte seine Samielsfeder der glühenden Anna, mit der Bitte, gefälligen Gebrauch davon zu machen, während diese, in Erinnerungen versunken, die Rose und das Veilchen, den Fliederstrauß und die Jonquille, Alles mitleidlos zerpflückte und jetzt noch die Aster so recht bedächtig von einander riß.

Ein sonderbarer Witz! sagte der Major zu seiner Schwester, und bemerkte nicht, daß, während der zerstörenden Expedition, Aennchen von seinem Arm gekommen und jetzt mit der Hofräthin ganz von ihm weggedrängt war. Er suchte seine verlassene Schöne vergebens; wohl zehn Fledermäuse schwirrten an ihm vorüber, wohl Zehne redete er mit: Liebes Aennchen! an, Zehne lachten ihm ins Gesicht. Ihn trieb eine quälende Angst im Saale umher, die keuchende Juliane konnte kaum folgen. Da erblickte er den Tabulettkrämer; wüthend, seine Begleiterin verlassend, ging er auf ihn zu; doch dieser erwartete ihn ganz ruhig und bot ihm noch mehr von seiner Waare an. Da indessen der Major immer heftiger wurde und verlangte: er solle sich zu erkennen geben, und endlich alle Mäßigung vergaß, mischte sich die Polizei in die Sache: er wurde höflichst gebeten, den Saal zu verlassen.

Da stand nun der Unglückliche! Was sollte er thun? — hinein durfte er nicht wieder. Einen andern Domino nehmen, ein neues Billet kaufen das fiel dem in dergleichen so Unbeholfenen nicht ein. So stand er eine Viertelstunde vor dem Saale; keine Juliane, keine Anna kam. Die Residenz, die Redoute und sich selbst verfluchend, trabte er in dem fürchterlichsten Wetter nach Hause, wo ihn sein treuer Georg theilnehmend empfing. — Ihm, dem Vertrauten, schüttete er nun sein zermalmtes Herz aus, gestand ihm seine Eifersucht offen, gestand ihm, daß er wohl fühle, er habe einen dummen Streich gemacht und es besser gewesen sei, er hätte ihm gefolgt, und verlangte nun in seiner Todesangst einen Rath. —

Geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern, lieber Herr! antwortete Georg ganz gelassen; Fräulein Anna hat ihr Wort, und das brach der Major Blendheim noch nie. Also was wir hätten thun sollen, davon Punktum! Was aber zu thun ist? —

Ja, alter Freund, was ist zu thun? —

Morgen anspannen lassen und nach Willenbach zurück; das Hausregiment führen, wie die Schwadron und so kräftig vor der hübschen Braut dastehen, wie einst vor dem schmucken Husaren. Dann wird sich schon Alles fügen, besonders wenn das Plänklervolk durch ein paar Kartätschenschüsse zurückgescheucht und so das Terrain von diesem Ungeziefer rein gehalten wird.

Während der Alte den Thee besorgte, faßte der Major tausend heroische Entschlüsse und hielt jetzt schon, in der Stube auf- und abschreitend, die Rede, mit welcher er sich noch heute auf den Thron der häuslichen Macht schwingen und die Sünderin empfangen wollte. — Da rollte ein Wagen vor das Hotel, er hörte es nicht — immer schneller wurde sein Schritt, immer stärker seine Stimme, immer heftiger seine Rede. Jetzt öffnete sich die Thür; zwei Fledermäuse schwirrten herein, und seine Ohren traf im nemlichen Augenblick ein solcher Schwall von Worten, daß ihm die eigene rührende Rede verging, und er nur staunend hören konnte. — Ist das wohl erlaubt, lispelte Aennchen, aus Bequemlichkeit sich so schnell zu entfernen? —

Und mich, schalt Juliane, mitten im Saale stehen zu lassen, wo ich weder aus noch ein gewußt hätte, wäre nicht der artige Bruder der Frau Hofräthin. — —

Ja, eben der! rief der Major zornig aus, riß dem hereintretenden Georg den Präsentirteller aus der Hand und rief ihm ein barsches: Geh! zu. —

Hätte der nicht die Artigkeit für die Mutter gehabt, sie zu mir zu führen —

Zu Dir —

Ja, zu mir, lieber heftiger Blendheim! sagte Anna und küßte ihm schmeichelnd den Mund, so hätte die arme Mutter noch jetzt vergebens nach uns suchen müssen. —

Ich alte Frau so allein unter fremden, unbekannten Gesichtern! unterbrach die Mutter die eben beginnende Rede. —

Und sag' mir nur, lieber, guter Onkel! unterbrach Anna die Eifernde; wie konntest Du mich verlassen? Ach, ich wandle ja so gern an Deiner Seite, das weißt Du — sie hing sich zärtlich an ihn und sah schmeichelnd zu ihm auf — durch's ganze Leben!

Es wurde dem Major ganz wundersam um's Herz, als dieser Sirenenton in seine Ohren, der schmachtende Blick in in sein Auge drang und die verführerischen Lippen wieder seinen Mund berührten. — Nun schweigt

nur! sagte er freundlich, seine Wuth war schon verraucht. Setzt Euch, trinkt Thee mit mir, und packt dann ein, denn morgen früh reisen wir ab.

Morgen früh? rief Anna. —

Ja, liebes Kind, morgen früh. —

Mein Gott, wir wollten ja noch drei Tage hier bleiben? —

Gleich viel, wir reisen! —

Morgen ist ja der unmaskirte Ball, übermorgen wird ja erst die Lotterie gezogen; wenn ich nun etwas gewinne? —

Wird uns das Glück schnell genug nach Willenbach folgen. —

Lieber Onkel!

Wir reisen morgen bestimmt. —

Lieber Blendheim! —

Unabänderlich! —

Herzenbester Wilhelm; nur bis übermorgen, bitte, bitte! sie warf ihre Fledermausflügel ab, schlug die niedlichen Arme um seinen Hals und der innigste Kuß glühte auf seinen Lippen. — Halte sich da, wer kann. Einem solchen Blicke widersteht kein Mann, wenn nicht ein Wunder geschieht. —

Gnädiger Herr! um welche Zeit befehlen Sie, daß angespannt wird? jetzt ist es schon zwei Uhr! sagte Georg im Hereintreten. —

Um neun Uhr! rief Blendheim, dem sein alter Georg der rettende Engel war; Punkt neun Uhr! — Aennchen weinte, die Mutter brummte und murmelte so etwas von ungefällig, lieblos; doch der Major schenkte reichlich Thee ein und präsentirte ihn den Damen. Sie dankten.

Hört Kinder! sagte er, nachdem er seine Tasse geleert hatte; nun ein ernstes Wort: Ich bin an ein strenges Commando gewöhnt; nach dieser löblichen Gewohnheit werde ich auch meinen Hausstand einrichten; ich bitte deshalb, laßt das Knurren und die Thränen weg, seid hübsch vernünftig! —

Mutter und Tochter gingen schweigend zur Ruh; die Mutter betete andächtig ihren Abendsegen, und Anna, an den liebenden Referendarius denkend, summte vor sich: Vergiß mein nicht, du Theurer, den ich meine! — Der Major aber reichte seinem Georg die Hand so gloriös, wie nach einer gewonnenen Bataille.

Als am nächsten Morgen der Wagen durch die Straße fuhr, wo die Hofräthin wohnte, rief Aennchen: Halt, Kutscher! — Die vier Braunen hielten; geschäftig sprang Monsieur Johann vom Wagen. —

Was soll das? fragte der Major. —

Erlauben Sie nur einen Augenblick, lieber Onkel! sagte die Eilige. Johann, laufe Er hinauf zur Frau Hofräthin, und ersuche Er sie, nur einen Augenblick zu mir sich herunter zu bemühen. —

Schicklicher wäre es wohl, fiel ihr die Mutter in die Rede, selbst zu gehen und der Madam Gleich oben zu sagen, was Du ihr mitzutheilen hast.

Das dächte ich auch! bemerkte der Major, während Aennchen in ihrem Arbeitkörbchen suchte, dieses in die Hand nahm, dann den Kutschenschlag hinab und ins Haus hüpfte. — Erst als sie fort war, fiel dem Major ein, daß der saubere Herr Referendarius auch da oben wohne, und er verwünschte seine Thorheit, die dem flinken Aennchen selbst den Weg zum zärtlichen Lebewohl gebahnt haben konnte. Doch faßte er sich und blieb während drei Minuten still auf seinem Sitze; aber nun wurde es ihm zu lange; er sprang aus dem Wagen die Treppe hinauf und fand — den Herrn Referendarius wirklich gegenwärtig, und die liebe Anna, welche wahrscheinlich den Onkel aus dem Wagen hatte springen sehen, in süßer Umarmung ihrer Freundin, ihr Lebewohl sagend und sie nochmals an das Versprechen erinnernd, um dessentwillen sie vorgab, heraufgekommen zu sein: ihr nemlich, sobald sie etwas in der Lotterie gewonnen habe, einen Expressen zu schicken. Sie sagte noch einmal der Jugendfreundin ein herzliches Lebewohl, warf dem trostlos schmachtenden Referendarius einen verstohlenen Blick zu und eilte mit ihrem Bräutigam zum Wagen.

Blendheim war verstimmt, Anna aber wieder fröhlich und gut gelaunt; sie hatte die feste Ueberzeugung, daß auf ihr Loos ein bedeutender Gewinn fallen würde, sie behauptete, eine innere Stimme rief es ihr zu, und diese täusche sie nie. Nach und nach theilte sich ihr Frohsinn auch dem Major mit, und als der Wagen in den Hof zu Willenbach einfuhr, stiegen Alle fröhlich aus und wurden noch fröhlicher von Theodoren empfangen.

Während die Frauen auspackten und zu sorgen hatten, daß die Schachteln und Kästchen unbeschädigt heraufgebracht wurden, ging der Major nach seinem Zimmer. Er mußte an Theodorens Stube vorbei; sie stand offen, ein Buch lag auf dem Tische, in welchem sie geschrieben zu haben schien. Unwillkürlich trat er in das Zimmer, blickte, ohne gerade neugierig zu sein, in das aufgeschlagene Buch, sah seinen Namen darin und konnte nun nicht mehr widerstehen. Er las:

Schwaches Herz, dulde und schweige! — Möge sie ihn so glücklich machen, wie ich es wünsche, wie ich ihn, ach! gewiß beglückt haben würde, wenn er durch die Narben meines Gesichts in mein Inneres, in mein liebendes Herz hätte schauen können, das sein edles Gemüth erkennt und schätzt, und in seinem stillen Kreise sich unaussprechlich glücklich gefühlt haben würde. So aber mußt' ich dulden und schweigen. Leb' denn wohl, guter Onkel, sei glücklich und nicht hart gegen Anna's Fehler. Möge sie nie Deine Tage Dir trüben, möge nie mein schwaches Herz —

Hier war der Satz unterbrochen; gewiß hatte sie eben den Wagen gehört und war hinausgeeilt.

Schweigend ging der Major in seinem Zimmer auf und ab. Georg

trat mit den Sachen herein; der Major bemerkte ihn nicht. Georg packte aus. Hier! sagte er endlich, dem Major ein Päckchen reichend, das Kleid für Fräulein Theodore; ich habe es recht gut verwahrt! — Der Major nahm es! betrachtete es eine Weile, dann ging er hinunter zu den Frauen, die noch emsig Alles aus der Residenz Mitgebrachte besahen.

Hier, meine liebe Theodore! sagte Blendheim mit einiger Aengstlichkeit im Ton; hier ein kleines Geschenk für Dich, damit Du siehst, daß ich Dich in der Residenz nicht ganz vergessen habe! — Dankend nahm Theodore die Gabe und wollte ihm die Hand küssen; da bog er sich nieder und küßte sie, drückte sie gerührt an sein Herz und ging in den Garten. Es war ihm wunderbar zu Muthe.

Als er wieder in den Saal trat, Theodoren geschäftig Alles besorgen, mit Emsigkeit und doch geräuschlos das Nöthige ordnen sah, fiel ihm zum ersten Mal die schöne Gestalt, der regelmäßige Bau ihres Körpers auf; er konnte gar nicht begreifen, wie er das früher übersehen habe. Auch das Gesicht war nicht mehr wie sonst; die Blatternarben nicht mehr so tief und es verstellend. Er wußte sich gar keine Rechenschaft von dieser Veränderung zu geben, sah immer Theodoren nach, und, weiß Gott, zu welchem Ideal der Schönheit seine Phantasie sie noch gezaubert hätte, wäre nicht Annens Rosenblüthe vor ihn getreten, hätte nicht ihr lockender Kuß und ihr Liebkosen — frivole Kinder der Freude über die ausgepackten Geschenke — ihn in ein anderes Eden versetzt. — Aber auch am folgenden Tage wich diese Illusion nicht, und er begriff nun wohl, daß die Worte des Herzens, welche Theodore ihrem Tagebuche vertraut hatte, die Zauberformel waren, welche diese Verwandlung in ihm hervorgebracht hatte. Inniges Mitleid für die Zurückgesetzte schlich in sein Herz; freundlich, zuthulich, selbst innig wurde sein Betragen, und entlockte dem stillen, ruhigen Gesicht des Mädchens oft ein dankbares Lächeln.

Den zweiten Tag nach der Rückkehr aus der Residenz saß die Familie Nachmittags im traulichen Stübchen. Der Wind stürmte fürchterlich, die Schneeflocken wirbelten in der düstern Luft, da sprengte ein Reiter in den Hof. — Was will der Bursche? rief der Major, als er ans Fenster getreten war und den Referendarius Schwarz absteigen sah. Anna wurde roth und die Mutter sagte verdrießlich: Kann auch nicht begreifen, was der hier will! —

Jetzt stürzte der Referendarius herein, eilte auf Anna zu und rief ihr entgegen: Von Niemand wollte ich mir das Vergnügen nehmen lassen, der Ueberbringer einer fröhlichen Nachricht zu sein. —

Mein Loos?! fiel ihm Anna in die Rede. —

Hat 50,000 Thaler gewonnen, meldete der Angekommene, noch halb außer Athem. Meine Schwester schickte heute früh, nach beendigter Zie-

hung, Ihre Nummer zu dem Collecteur und erhielt folgende Antwort: Es freut mich, Ihnen berichten zu können, daß die Nummer, nach welcher Sie fragen, so eben 50,000 Thaler gewonnen hat. Kaum daß ich diese Nachricht erhielt, setzte ich mich zu Pferde und sprengte hierher, um der Erste zu sein, der Ihnen die Botschaft brächte.

Diese Nachricht hatte auf Alle einen sonderbaren Eindruck gemacht. Die Mutter stand am Ofen, faltete die Hände und betete im Stillen; Theodore fiel mit ungeheuchelter Freude der Schwester um den Hals, die sich im Gegentheil nicht recht zu freuen schien. Der Major sah ernst vor sich nieder und verließ das Zimmer. — Endlich erholte sich Anna, Freude glänzte in jedem ihrer Züge; sie sank bald ihrer Mutter, bald Theodoren um den Hals, und selbst der geschäftige Referendarius wurde bei dem Ausbruche ihrer Fröhlichkeit nicht ganz vergessen. Sie trat dann zu ihm ans Fenster, sprach leise, aber angelegentlich mit ihm, und Theodore sah bald sie, bald die Mutter sorgsam an.

Noch standen die Beiden in dieser trauten Stellung, noch verwunderte sich Theodore über Annens sonderbares Benehmen, als der Major mit Georg hereintrat und den Referendarius sehr höflich bat, es sich bequem zu machen: trockne Kleider würde ihm Georg reichen, er möge nur einstweilen auf des Majors Zimmer gehen, bis das Seine geheizt sei. Er sagte dies so dringend und so vorsorglich, daß der Referendarius — dem alten Georg folgen mußte. — Als sie nun wieder allein waren, trat der Major vor Anna und seine Schwester und sagte, ihre Hände ergreifend: Liebe Juliane! Du weißt, wie ich Dich seit meiner Kindheit geliebt und mein ganzes Leben hindurch gern Alles gethan habe, was Dir meine Liebe beweisen konnte. Wie ich nun in meinem Biedersleben so allein saß und die Langeweile mich plagte, da kam die Sehnsucht, sich ein Weib zu nehmen, in das Herz des alten Hageſtolzen; ich dachte an Dich, an Deinen Wunsch, Deine Tochter versorgt zu sehen, an die Freude und den Trost, den ich Dir bereiten konnte; ich ließ satteln und eilte hierher. — Auch gestehe ich, mir schwebte die kleine Anna immer noch leiblich vor, Anna die Jungfrau gefiel mir noch besser, und sie wurde meine Braut. — Seitdem habe ich aber wohl gesehen, daß Manches unter uns nicht ist, wie es sein sollte. Gesteh' es nur, Anna, geliebt hast Du mich nie; deshalb — nun, — Du bedarfst mein nicht mehr; die reiche, schöne Anna verdient einen jüngeren, liebenswertheren Mann — ich dächte, wir trennten das Band und Du wähltest Dir unter den Söhnen des Landes einen Gefährten, mit dem Du gern Deine Lebenbahn durchwandeltest; ich will gehen und suchen, ob ich ein Herz finde, das den Alten noch seines Herzens wegen liebt.

Die Mutter sah verlegen vor sich hin. Meine Stimme kann hier nicht entscheiden! sagte sie endlich; Anna nur, der Du so freundlich ihr Schicksal in ihre eigne Hand zurückgegeben, darf hier bestimmen. —

Und Du, Anna? fragte der Major, ihr gesenktes Köpfchen bei dem Kinn hebend, was sagst Du?

Lieber Onkel! antwortete diese, seine Hand küssend, Du bist so gut, so herzengut, Du willst mein Glück, selbst mit Aufopferung des Deinigen, daß ich nicht weiß, wie ich mich dankbar genug gegen Dich beweisen soll — ich nehme Dein Anerbieten an. —

Anna! rief Theodore, rasch auf sie zutretend, Du könntest — ? —

Laß sie, Theodore! sagte der Major sanft; es ist für uns Beide besser. — Du bist frei, Anna! wähle vernünftig und zeige, daß Du das Glück verdienteſt, was Dir der Himmel gab!

Ich glaube, Alle waren heute in Willenbach zufrieden und glücklich; nur Theodore ging, eine Thräne im sanften Blick, still zur Ruhe.

Schon am andern Tage sah die Mutter, daß ihres Bruders Warnung an Annen vergebens gewesen war, denn sie konnte ihre Neigung zu dem Referendarius kaum verbergen, und nur eine ernste Unterredung der Mutter mit ihr über diesen Punkt hielt sie von der Thorheit ab, schon jetzt öffentlich ihre Liebe zu gestehen. — Theodore war den ganzen Tag über in häuslichen Geschäften; sie schien den Major zu vermeiden, dieser sie aufzusuchen. Endlich, als es schon dämmerte, sah er sie auf ihr Zimmer gehen; er folgte ihr und sagte zu Georg: Betet Alter, daß dieser Gang zum Heil sei! — Gewiß, gewiß! sagte dieser, ihm die Hand drückend: Sie gehen einen guten Weg!

Theodore saß, den Kopf auf die Hand gestützt, sinnend da, als der Major eintrat. Höre, liebes Kind! sagte er, ihre Hand ergreifend, seitdem ich bei unserer Rückkehr in Deinem Tagebuche las, ist es mir sonderbar um das Herz geworden. — Die Arme glühte hoch auf vor Schamröthe. — Die Vorsehung hat meine Thorheit nicht bestraft, der Himmel vielmehr mich väterlich bewahrt. Frei ist mein Herz, frei meine Hand; nimm beide, gute Theodore, werde eine treue, sorgsame Hausfrau, sei mein liebendes Kind, das mich in meinem Alter pflegt, und mit mir Freude und Sorge, Noth und Kummer theilt! — Du schweigst? — Sie sank ihm an die Brust; Thränen erstickten ihre Worte. — Komm, liebes, frommes Kind! sagte Blendheim gerührt; Du weißt, ich thue gern Alles offen und rasch — willst Du, so gehen wir hinunter zur Mutter und bitten um ihren Segen! — Sie nickte verschämt mit dem Köpfchen.

Als sie aus der Thür traten, stand Georg, die Hände gefaltet, vor ihnen und küßte Theodorens Hand. Er ging ihnen dann freundlich voran und eröffnete, wie zu einer feierlichen Begebenheit, das Wohnzimmer. — Da stürzte Anna dem Onkel weinend in die Arme. Mein guter, mein lieber Onkel! rief sie aus, verzeih, verzeih mir! —

Was Dir verzeihen? sagte der Major; danken muß ich Dir, weil Du mich diesem Herzen zuführtest, das mich innig und wahr im Verborgenen liebte. Nicht wahr, gute Mutter, Du vertraust mir Deine Theodore? — Gerechter Gott! wie wunderbar sind Deine Wege! rief die Mutter aus; der Himmel segne Dich, mein frommes Kind! sagte sie dann, und drückte Theodoren an ihr Herz. Auch Dir vergebe Gott die Thorheit! — fuhr sie, gegen Anna gewendet, fort, die in Thränen neben dem verlegenen Referendarius stand, der einen Brief in der zitternden Hand hielt. — Endlich entriß sie ihm den Brief. Geh', geh', Abscheulicher! rief sie aus, und sah zornig dem Hinwegeilenden nach. —

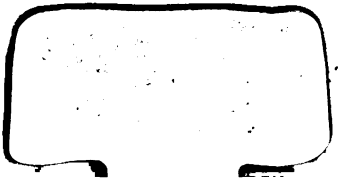
Aber was ist Euch? fragte der Major, Du bist ja außer Dir, Anna; auch Du zitterst, Juliane? — Statt der Antwort fiel ihm Anna mit Heftigkeit um den Hals, und stürzte zur Thür hinaus.

Die geträumte Freude über die gewonnenen 50,000 Thaler waren von kurzer Dauer gewesen.

Anna hatte in der Eile, statt 14,327 welche Nummer sie hatte, 14,227 auf den Zettel geschrieben, und gerade diese in der nemlichen Collecte 50,000 Thaler gewonnen. — Deshalb der Irrthum, von welchem die Hofräthin durch einen hinkenden Boten, die Anzeige nachschickte. — Der schmachtende Adonis war bei dieser Nachricht still zurückgetreten, und Anna aus ihrem Himmel wieder in die Wüste des alten Jungfernstandes geschleudert.

So oft künftig die Lotterie gezogen wurde, segnete der Major das Glückrad, welches ihm das große Loos durch Theodoren beschеert hatte, in deren Blatternarben er für sich täglich mehr Anmuth fand. — Der schönste Schmuck eines Weibes, der einzige unvergängliche Reiz dieses holden Geschlechts — rief er oft aus — ist doch ein gutes, liebendes Herz, ein frommes reines Gemüth!

Ende des zehnten Bandes.

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

64650198